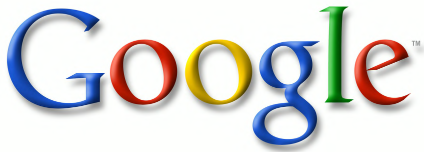


ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J·J·WEBER LEIPZIG

NR. 4269. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 6. JANUAR 1927

Die Deutsche Heilstätte für minderbemittelte Lungenkranke in Davos

wurde 1901 eröffnet und feierte in diesen Tagen das Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens. Die Anstalt stellte etwas völlig neues dar. Die in der Vorkriegszeit zu so schöner Blüte gelangte deutsche soziale Versicherung hatte bewirkt, daß für die von der Reichsversicherung erfaßten Lungenkranken in reichem Maß gesorgt war. Wohlhabende waren in der Lage, für sich selbst zu sorgen, für den minderbemittelten Teil des Mittelstandes aber war kaum eine Möglichkeit für eine Kur im Falle der Lungenerkrankung gegeben. Infolgedessen war es ein großes Verdienst des verstorbenen langjährigen deutschen Konsuls in Davos Dr. h. c. Herman Burchard, mit einer Reihe von Freunden eine Anstalt für minderbemittelte deutsche Lungenkranke im bevorzugten Klima des Hochgebirges zu gründen. Viele Tausende von deutschen Lungenkranken aller Stände und Bekenntnisse haben die Wohltat einer solchen Behandlungsmöglichkeit im Hochgebirge und in der 1914 für Fälle, die das Hochgebirge nicht vertrugen, der Mutteranstalt angegliederten Tochteranstalt in Agra bei Lugano genossen. Während des Krieges stellte sich die deutsche Heilstätte mit ihrer ganzen Kraft in den Dienst der Kriegsbeschädigten, indem sie für diese eine dritte, nach Kriegsende wieder geschlossene Abteilung eröffnete. Durch die aus allen Kreisen des deutschen Vaterlandes in reichstem Maß den Anstalten zuteil gewordene Unterstützung war es möglich, in allergrößtem Umfang auch ganze Freistellen zu gewähren, so daß man von der Deutschen Heilstätte in Davos als von dem größten auslandsdeutschen Wohltätigkeitsunternehmen sprechen kann, zumal schon die bloße Tatsache der Aufnahme in eine dieser Anstalten eine Wohltätigkeit bedeutet. Auch kranken deutschen Kindern hat die Deutsche Heilstätte ihre Arbeit gewidmet. Deutschen Studenten wurde ebenfalls unentgeltliche Aufnahme und geistige Förderung durch Vorträge zuteil. Gegen Ende des Krieges schuf die Deutsche Heilstätte auf ihrem Grund und Boden einen Ehrenfriedhof für diejenigen Kriegsgefangenen, die aus Gefangenenlagern im feindlichen Ausland nach Davos gekommen und dort trotz aufopfernder Pflege ihrem Leiden erlegen waren. Die Freistellentätigkeit der Deutschen Heilstätte kann nur dann in dem bisherigen Umfang weitergeführt werden, wenn die alten Freunde treu bleiben und neue dazu gewonnen werden. Sollte jemand geneigt sein, diese größte deutsche Wohltätigkeitsarbeit im Ausland zu unterstützen, so wird darum gebeten, Beiträge an die Direktion der Disconto-Gesellschaft, Berlin W. 8, Postscheckkonto Nr. 1250 „für Deutsche Heilstätte in Davos" zu überweisen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4269. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bzw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 6. Januar 1927.

Allgemeine Notizen.

Grenzlandarbeit der Deutschen Burschenschaft. Auf Anregung des Ausschusses für vaterländische Arbeit der Deutschen Burschenschaften haben im verflossenen Sommersemester siebzehn Burschenschaften und zwei burschenschaftliche Kartelle mit durchschnittlich je acht Teilnehmern Grenzlandfahrten unternommen. Die Ziele dieser Fahrten waren verschieden. Stark bevorzugt wurde Siebenbürgen und die deutschen Gebiete Groß-Rumäniens. Zwei Fahrten gingen in die Ostseeprovinzen, eine in die Zips, mehrere nach Sudetendeutschland, vor allem in das Gebiet des südlichen Böhmisch-bayrischen Wald, wo das Deutschtum in ganz besonderer Not ist, zwei endlich nach Südtirol. Die Grenzlandfahrten waren von den Teilnehmern vorbereitet, so daß sie wesentlich zur Förderung der Grenzlandkenntnis innerhalb der Deutschen Burschenschaft beitrugen.

Zollpflichtige Briefsendungen nach Amerika. Die amerikanische Postverwaltung führt, wie die meisten fremden Postverwaltungen, alle größeren Briefsendungen, bei denen die Vermutung zollpflichtigen Inhalts besteht, den Zollstellen zu. Die amerikanischen Zollstellen dürfen nun aber versiegelte Briefsendungen, die vom Absender nicht durch einen grünen Zollzettel als zollpflichtig gekennzeichnet sind, ohne Einwilligung des Empfängers nicht öffnen. Häufig wohnen die Empfänger aber in einer vom Zollpostamt entferntliegenden Ortschaft. Bis zu ihrem Eintreffen auf dem Zollpostamt oder bis zum Eingang einer schriftlichen Genehmigung lagert dort die Sendung. Es können nun leicht durch die lange Lagerung solcher Sendungen Schwierigkeiten in einem Umfang entstehen, daß auf eine rechtzeitige Zollabfertigung nicht zu rechnen ist. Die deutschen Absender können sich und die Empfänger mühelos vor Schaden bewahren, wenn sie auf alle geschlossenen Briefe mit zollpflichtigen Gegenständen den grünen Zollzettel, der am Postschalter in Einzelfällen unentgeltlich abgegeben wird, haltbar aufkleben und bei allen großen, versiegelten Briefen den Vermerk anbringen: „May be opened for customs purposes before delivery to the addresse.“

Wichtig für Reisende nach Südtirol. Die politischen Bezirke von Bozen, Meran, Brixen und Bruneck sind besonders wichtige militärische Zonen. Die italienische Regierung setzte daher eine Reihe verschärfter Vorschrif-

Kraft, die allen Reisenden nach Südtirol zur teBeren Beachtung dringend zu empfehlen sind. Auf Grund dieser verschärften Bestimmungen dürfen in dem genannten Gebiet topographische Aufnahmen irgendwelcher Art nur mit ausdrücklicher Genehmigung der zuständigen Militärbehörde vorgenommen werden; ferner haben die Behörden das Recht, den Verkauf von photographischen Apparaten zu überwachen, sowie auch gemachte Aufnahmen zu kontrollieren, nötigenfalls auch zu beschlagnahmen. Ferner sind in der Verordnung eine Reihe von Ortschaften genannt, zu denen der Zugang für Fremde oder das Photographieren und Zeichnen ganz verboten ist. Darum erkundige sich jeder Reisende, der vor allem beabsichtigt, Höhenwanderungen in den genannten Gebieten zu unternehmen, zuvor eingehend bei den zuständigen Ortsbehörden, damit er nicht mit diesen Bestimmungen in Konflikt gerät.

Das vierzehnte Deutsche Turnfest wird vom 25. bis zum 29. Juli 1928 in Köln abgehalten. Daß eine derartige Veranstaltung großer Vorarbeiten bedarf, die schon Jahre vorher begonnen werden müssen, geht schon daraus hervor, daß das letzte Deutsche Turnfest 1923 in München eine Teilnehmerzahl von weit über 300 000 Turnern und Turnerinnen aufzuweisen hatte. Um den Grundstein für das vierzehnte Turnfest zu legen, haben bereits die ersten Sitzungen des Vorstandes der Deutschen Turnerschaft und des Vorstandes ihres Turnausschusses mit der Stadtverwaltung und der örtlichen Festleitung stattgefunden. Der Verlauf des vierzehnten Deutschen Turnfestes ist wie folgt geplant: Der Mittwoch, 25. Juli, soll das Fest durch Empfang und Begrüßungsfeiern der Teilnehmer einleiten; am Donnerstag, 26., und Freitag, 27. Juli, sollen Wettkämpfe aller Art ausgetragen werden. Der Sonnabend, 28. Juli, ist den achtzehn Turnkreisen für ihr Kreisturnen, entsprechend ihrer Eigenart ohne Wettkampfcharakter gewidmet, abends soll ein gewaltiger Fackelzug und eine Rheinbeleuchtung stattfinden. Das Hauptereignis dürfte sich am Sonntag, 29. Juli, abspielen. Vormittags werden alle Teilnehmer sich zu einem riesigen Festzug durch die Altstadt vereinen. Den Glanzpunkt werden nachmittags bei den Massenvorführungen die allgemeinen Freiübungen der Turner und Turnerinnen bilden. Der Abschluß dieser außerordentlichen Kundgebung für das deutsche Turnen wird die Siegerverkündung sein.

Illustrirte Zeitung



LUKREZIA

EIN NEUENTDECKTES GEMÄLDE VON REMBRANDT

Die Wiederauffindung des Lukrezia-Gemäldes von Rembrandt, das viele Jahre verschollen war, bedeutet ein bemerkenswertes Kunstereignis. Das Bild wurde kürzlich in London entdeckt und wird nun in der Reinhardt-Galerie zu Neuyork, einer Gemälde-Ausstellung, die Werke von El Greco und Rembrandt bis Matisse und Picasso umfaßt, der Öffentlichkeit gezeigt. Es soll signiert sein und die Jahreszahl 1666 als Datum tragen. Geheimrat Dr. W. v. Bode vom Kaiser-Friedrich-Museum in Berlin hat es als eines der hervorragendsten Schöpfungen Rembrandts bezeichnet.



Hirohito,
Kronprinz und Regent seit 1921, der neue Kaiser von Japan.



Kaiser Yoshihito,
geboren am 31. August 1879, † am 24. Dezember nach jahrelangem Leiden.



Kronprinzessin Nagako,
die neue japanische Kaiserin, vermählt seit dem 26. Januar 1924.

ZUM ABLEBEN DES KAISERS YOSHIHITO VON JAPAN AM 24. DEZEMBER





Die Villa Puccinis in Torre del Lago als Museum und letzte Ruhestätte des im Jahre 1924 verstorbenen berühmten italienischen Komponisten: Puccinis Arbeitszimmer. **Rechts:** Puccinis Ruhestätte in der Totenkapelle, in die seine Leiche vor kurzem übergeführt wurde.





Links: Die Rückkehr des ehemaligen Reichskanzlers Dr. Luther von seiner Südamerika-Reise nach Berlin am 23. Dezember: Ankunft Dr. Luthers (Mitte) auf dem Lehrter Bahnhof, wo er von Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius (links) und Vertretern des Auswärtigen Amtes begrüßt wurde. — **Rechts:** Vom Besuch einer Abordnung des Kreuzers „Berlin" in Berlin am 28. Dezember: Empfang der Gäste im Rathaus.

EIN JAHR DES FORTSCHRITTS

EINE WANDERUNG DURCH DAS JAHR 1926 VON Dr. HERMANN DIEZ

Als um die Mitternachtstunde des 31. Januar 1926 die Glocken des Kölner Doms die vollendete Räumung der ersten Zone und damit zugleich die Befreiung des „heiligen Kölns“ selbst von dem Druck der fremden Besatzung verkündeten, ging durch die Herzen der vielen Hunderttausende, denen die Rundfunksender die Klänge und Worte der erhebenden Feier und den unbeschreiblichen Jubel einer gewaltigen Volksmenge übermittelten, ein Gefühl der Freude, wie es Deutschland seit dem unglücklichen Ausgang des Weltkriegs nicht mehr gespürt hat. Die Räumung erfolgte ja später, als man erwarten durfte; sie war nicht nur ungeduldig herbeigesehnt, sondern auch mit berechtigtem Ingrimm gefordert worden. Aber die Tatsache selbst wirkte nun doch über alle Maßen beglückend, weil sie die freudige Gewißheit gab, daß die Politik, die den Rhein zur Grenze Deutschlands hatte machen wollen, endgültig abgetan sei. Für den 31. Januar 1927 ist ein weiterer Fortschritt gesichert: Die Internationale Militärkontrollkommission wird an diesem Tage Deutschland bedingungslos verlassen, und es wird von dieser Erscheinungsform der Fremdherrschaft nichts anderes übrigbleiben als das sogenannte Investigationsrecht des Völkerbundsrates nach § 213 des Versailler Diktats. Die fremde Kontrolle der deutschen Luftfahrt hat schon am 1. September aufgehört. In den hinter uns liegenden Weihnachtstagen ist dann auch noch die Verständigung mit der Botschafterkonferenz über die sogenannten Restpunkte der deutschen Entwaffnung, nämlich die Polizeifrage, die Frage der vorübergehenden Einstellung in die Reichswehr und die Frage der politischen Verbände in befriedigender Weise erfolgt.

Diese Entwicklung, die eine nahe völlige Befreiung des besetzten Gebiets in Aussicht stellt, ist nicht ohne kleine Schwankungen und rückläufige Bewegungen, wie sie z. B. auf der vorbereitenden Abrüstungskonferenz zutage traten, aber doch ohne ernstliche Störung vor sich gegangen und hat sogar das große Hindernis überwunden, das ihr nach weitverbreiteter Befürchtung aus der am 24. Juli 1926 erfolgten Rückkehr Poincarés an die Spitze der französischen Regierung erwachsen konnte. Das Außenministerium ist in den Händen Briands geblieben, der sich nach wie vor in Wort und Tat zum Geiste von Locarno bekennt. Das Inkrafttreten der Locarnoverträge sowie der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund haben, wie zu erwarten war, wesentlich zur Entspannung beigetragen und schaffen immer wieder Gelegenheit zu persönlicher Fühlung zwischen den europäischen Staatsmännern, die seit Locarno gemeinsam an dem großen Friedenswerk arbeiten. Dieser Eintritt, der am 10. Februar in Genf angemeldet wurde, ist allerdings nicht schon in der Märztagung des Völkerbunds zustande gekommen, die ausdrücklich zu diesem Zwecke einberufen war. Ein Protest Brasiliens, das ebenfalls einen ständigen Ratssitz begehrte, wenn er Deutschland zugebilligt würde, verhinderte die sofortige Aufnahme, und die deutsche Delegation reiste unverrichteterdinge wieder ab, allerdings nicht, ohne an einer Kundgebung mitgewirkt zu haben, in der die Locarnomächte förmlich und feierlich ihr unverbrüchliches Festhalten an der eingeleiteten Politik aussprachen. Die Frage der künftigen Zusammensetzung des Völkerbundsrates wurde durch die Ansprüche Spaniens und Polens noch weiter kompliziert, aber eine Studienkommission, an der Deutschland sich beteiligte, fand schließlich in der Schaffung von halbständigen Sitzen eine leidliche Kompromißlösung, auf Grund deren dann die ordentliche Völkerbundstagung am 8. September die Aufnahme Deutschlands vollziehen konnte. Zwei Tage darauf erfolgte der feierliche Einzug der deutschen Delegation in den Genfer „Reformationssaal“, mit einer großen, sehr beifällig aufgenommenen Rede Dr. Stresemanns und einer überaus eindrucksvollen Erwiderung Briands. Kurz darauf, am 17. September, fand in Thoiry am Genfer See eine mehrstündige Aussprache zwischen Stresemann und Briand statt, deren Verlauf den Namen Thoiry ebenso wie den von Locarno zu einem politischen Schlagwort und zu einem Kennzeichen der europäischen Friedenspolitik gemacht hat. Allerdings sind die berechtigten Erwartungen, die namentlich im Rheinland selbst an diese Besprechung und die dabei in Aussicht gestellten „Gesamtlösungen“ geknüpft wurden, nicht sofort in Erfüllung gegangen, und es mußte zeitweise scharfe Verstimmung erregen, daß insbesondere die schon erwähnten Restfragen plötzlich wieder aufgebauscht wurden, als es sich um die Beseitigung der Militärkontrolle handelte. Noch verhängnisvoller war der Eindruck einer mehrtägigen Gerichtsverhandlung, die sich unmittelbar vor den Weihnachtstagen in Landau abspielte, und die sich mit schweren Ausschreitungen eines Leutnants der französischen Besatzungsarmee in Germersheim zu beschäftigen hatte. Wissende waren sich von vornherein klar, was man von einem französischen Militärgericht unter den obwaltenden Verhältnissen zu erwarten hatte, trotzdem ging aber ein Schrei berechtigter Entrüstung durch Deutschland, als das Kriegsgericht den französischen Offizier freisprach, die mitangeklagten Deutschen aber durchweg zu längeren Gefängnisstrafen verurteilte. Die Erkenntnis, daß eine derartige Justiz alle Befriedungsarbeit zunichte mache, war aber glücklicherweise nicht auf Deutschland beschränkt, und so wurden auf Antrag des Oberbefehlshabers der französischen Besatzungsarmee, Generals Guillaumet, die in Haft befindlichen Deutschen noch am Heiligabend freigelassen und am 1. Weihnachtstage selbst das Begnadigungsdekret für alle Verurteilten unterzeichnet. So bleibt zwar der Totschlag von Germersheim ungesühnt, aber der allenthalben zurückbleibende Gesamteindruck ist der, daß die Aufrechterhaltung der Rheinlandbesetzung naturgemäß zu so häßlichen Zwischenfällen führen muß und sich daher mit dem Geiste der Versöhnung und des Friedens überhaupt nicht verträgt. Und das ist erheblich wichtiger.

Eine feierliche Anerkennung des Friedenswerkes der letzten Jahre bedeutete der Beschluß des norwegischen Storthings, die Nobelfriedenspreise für 1925 und 1926 dem General Dawes sowie den Außenministern Stresemann, Chamberlain und Briand zu verleihen.

Ist somit die deutsche Außenpolitik erfolgreich auf gutem Wege, so hat leider der unbefriedigende Zustand unserer innenpolitischen Verhältnisse, der sich namentlich in der Unmöglichkeit einer dauernden Mehrheitsbildung im Reichstag zeigt, das ganze Jahre hindurch gewährt, und die Jahreswende selbst sieht uns genau wie ihre Vorgängerin wieder im Zustand der Regierungskrisis. Das im Dezember 1925 zum Zwecke einer Klärung der Verhältnisse nach dem Ausscheiden der deutschnationalen Reichsminister zurückgetretene Kabinett Luther wurde am 20. Januar neu gebildet, und zwar wiederum als Minderheitskabinett, bestehend aus Vertretern der Deutschen Volkspartei, der Bayerischen Volkspartei, des Zentrums und der Demokraten. Am 12. Mai wurde es durch die Annahme eines demokratischen Mißbilligungsantrages mit 176 gegen 146 Stimmen bei 193 Stimmenthaltungen zum Rücktritt bewogen, und zwar im Zusammenhang mit der von der Regierung ohne Fühlungnahme mit den Parteien erlassenen Flaggenverordnung, die dem äußerst unerfreulichen Kampfe zwischen Schwarz-Rot-Gold und Schwarz-Weiß-Rot wenigstens im Ausland ein Ende machen sollte. Nachdem die Versuche des demokratischen Führers, Dr. Kochs, gescheitert waren, übernahm der frühere Reichskanzler Dr. Marx die Regierungsbildung und führte sie auf der bisherigen Grundlage durch. Gegen Ende des Jahres schien es auch, als ob durch eine Art stiller Koalition mit den Sozialdemokraten die Verbreiterung der Regierungsbasis und eine wenigstens bescheidenen Ansprüchen genügende Sicherheit der Mehrheitsbildung erreicht wäre, als eine politische Rede des volksparteilichen Führers Dr. Scholz in Insterburg eine Rechtsschwenkung der Volkspartei anzukündigen schien. Es zeigte sich bald, daß die Rede nicht die Bedeutung haben sollte, die man ihr ursprünglich beigemessen hatte, aber das Mißtrauen blieb wach, und am 17. Dezember erlag das Reichsministerium einem Mißtrauensvotum, das mit 249 Stimmen der Deutschnationalen, der Völkischen, der Sozialdemokraten und der Kommunisten gegen 171 der Regierungsparteien und der Wirtschaftlichen Vereinigung angenommen wurde. Von deutschnationaler Seite wurde hierzu erklärt, daß man lediglich eine Klärung der Verhältnisse schaffen wolle; die Haltung der Linken wurde insbesondere durch den Verlauf der Auseinandersetzungen über die Reichswehr bestimmt, die man in stärkerem Maße republikanisch geführt und beeinflußt sehen möchte, als es dem nun schon seit nächstdem 7 Jahren in 12 Kabinetten tätigen Reichswehrminister Dr. Geßler gelungen sei. Bereits im Sommer hatten die Verhältnisse in der Reichswehr zu einer kleinen Krisis geführt, als sich herausstellte, daß der älteste Sohn des vormaligen Kronprinzen ohne Wissen des Wehrministers als Offizier an Übungen der Reichswehr auf der Schwäbischen Alb teilgenommen hatte; Generaloberst v. Seeckt, der so hochverdiente Führer der Reichswehr, trat im Zusammenhang damit von seinem Posten zurück und wurde durch General Heye ersetzt. Die nunmehr akut gewordene Krisis suchte der Reichspräsident v. Hindenburg sofort zu lösen; der Reichstag war aber unmittelbar, nachdem er die Regierung gestürzt hatte, in die Ferien gegangen, und es zeigte sich keine Möglichkeit, die notwendigen Verhandlungen fortzuführen, die nun erst kurz vor dem für den 19. Januar 1927 in Aussicht genommenen Wiederzusammentritt des Reichstags aufgenommen werden sollen. Verhältnismäßig stabil sind die Verhältnisse nach wie vor in Preußen.

Das deutsche Wirtschaftsleben im abgelaufenen Jahr zeigt einen langsamen, aber unverkennbaren Fortschritt und Aufstieg. Die Gesundungskrisen haben aufgehört, wenn auch noch nicht vollständig; die Zahl der aus öffentlichen Mitteln unterstützten Erwerbslosen, im Sommer erheblich zurückgegangen, ist jetzt wieder sehr groß, aber auf weiten Gebieten der Industrie hat sich eine Neigung zum Zusammenschluß durchgesetzt, der für die Zukunft ein rationelleres Arbeiten ermöglichen dürfte. Der Geldstand ist wieder flüssig, der Zinsfuß sinkt, und die Banken haben in den letzten Monaten schon wieder eine Art Hochkonjunktur gesehen. Trotz gewisser Erleichterungen der direkten Steuern ist auch der Stand der öffentlichen Kassen sehr befriedigend. Eine Reihe von Handelsverträgen, auch ein solcher mit Frankreich, schaffen befriedigende Ausfuhrmöglichkeiten und internationale Besprechungen der Wirtschaftsführer. Allerdings ist man sich darüber klar, daß diese aussichtsreiche Entwicklung nicht andauern kann, wenn Deutschland nun, nachdem die zwei Schonjahre vorüber sind, die vollen Lasten übernehmen solle, die der Dawesplan ihm auferlegt, und die deutsche Handelsbilanz ist schon wieder passiv geworden.

Eine wesentliche Verschärfung der Parteigegensätze und der innenpolitischen Stimmung hat insbesondere auch der Streit um die Fürstenvermögen hervorgerufen. Die sozialdemokratische und die kommunistische Partei hatten, um die entschädigungslose Enteignung der früheren Fürstenhäuser durchzusetzen, den Weg des Volksbegehrens und des Volksentscheids beschritten und erzielten für das Volksbegehren in der dafür vorgesehenen Zeit vom 4. bis zum 17. März 12523750 gültige Eintragungen, somit erheblich mehr als das erforderliche Zehntel der Stimmberechtigten. Der Volksentscheid selbst, der am 20. Juni vollzogen wurde, ergab jedoch nur 14455181 Stimmen für den zugrunde gelegten Gesetzentwurf und 585714 Neinstimmen, da die bürgerlichen Parteien Stimmenthaltung empfohlen hatten. Die verfassungsmäßig erforderliche Mehrheit der rund 39,5 Millionen Stimmberechtigten wurde also nicht erreicht, und damit war das Enteignungsgesetz gefallen. Die Preußische Staatsregierung hat dann ihrerseits die Abfindung des Hohenzollernhauses durch Gesetz geregelt, in der Mehrzahl der anderen deutschen Länder schweben dagegen die Verhandlungen und Prozesse noch immer.

Die außerordentliche Erschwerung aller innenpolitischen Entscheidungen durch die unzureichende Stärke der Mittelparteien, die von Fall zu Fall bei den fast gleich starken Oppositionsparteien zur Rechten und zur Linken Anschluß suchen müssen, hat auch den Gedanken einer Reichstagsauflösung wach werden lassen. Die am 1. Oktober vollzogenen Landtagswahlen für den Freistaat Sachsen lassen jedoch wenig Hoffnung auf eine wirkliche Lösung der vorhandenen Schwierigkeiten auf diesem Wege. Die Parteigruppen halten sich auch dort so sehr das Gleichgewicht, daß bisher eine Regierungsbildung überhaupt nicht gelungen ist; außerdem zeigen die sogenannten Aufwertungsparteien ein Anwachsen ihrer Stimmenzahlen, das für die Regierungen wenig bequem ist. In Hessen haben die bürgerlichen Parteien die Auflösung des Landtags und damit den Sturz der Regierung auf dem Wege des Volksentscheids herbeizuführen gesucht, sind jedoch in der Minderheit geblieben. In Baden ist durch den Eintritt der Demokraten in die Regierung die sogenannte Weimarer Koalition (mit Zentrum und Sozialdemokraten) wiederhergestellt worden. In dem Verhältnis der Länder zum Reich machen sich immer noch starke finanzpolitische Störungen geltend, und eine endgültige Regelung des namentlich von den größeren Ländern lebhaft bekämpften Finanzausgleichs ist bisher nicht gefunden worden.

Unser Bruderstaat Österreich hat den erfreulichen Erfolg erzielt, daß die Finanzkontrolle des Völkerbunds aufgehoben wurde. Die Finanzlage selbst ist aber nach wie vor recht beengt, und die Unerfüllbarkeit der Beamtenforderungen hat im Oktober zum Rücktritt des Kabinetts Ramek geführt, an dessen Stelle wieder ein Kabinett Seipel, bestehend aus Christlich-Sozialen und Großdeutschen, trat. In der Tschechoslowakei sind zwei deutsche Minister in das umgebildete Kabinett Svehla eingetreten. In Ungarn haben Neuwahlen die Stellung der gegenwärtigen Regierung des Grafen Bethlen befestigt. In den letzten Tagen des Jahres ist die neue Währung (1 Pengö = 10000 Kronen) ins Leben getreten. Südslawien hat durch den Tod des greisen Staatsmannes Nikola Paschitsch innenpolitisch einen schweren Verlust erlitten. Die Verständigung mit Italien, die vorher nur durch die schroffe Stellungnahme des Kroatenführers Raditsch gegen Mussolini und seine faschistische Diktatur gelegentlich gestört wurde, erscheint neuerdings durch den Abschluß eines italienisch-albanischen Garantievertrags in Frage gestellt, und es zeigt sich, daß unter den noch schwebenden europäischen Problemen das der Herrschaft in der Adria eine hervorragende Rolle spielt. Mussolini selbst ist im Laufe des hinter uns liegenden Jahres dreimal Gegenstand von Mordanschlägen gewesen, die ziemlich harmlos verlaufen sind, aber doch zu immer schrofferen Maßnahmen gegen die Presse, die nichtfaschistischen Parteien und einzelne unbequeme Persönlichkeiten geführt haben. Im Zusammenhang mit diesen Dingen wurden die nationalen und politischen Gegensätze an der italienisch-französischen Grenze zeitweise sehr scharf und beunruhigend, während das Verhältnis zwischen Italien und Deutschland sich eher gebessert hat, auch durch den neuerlich erfolgten Abschluß eines Schiedsvertrags.

In Frankreich haben der glückliche Abschluß des Marokkokriegs, der mit der Unterwerfung und Deportierung Abd el Krims endete, und die energischen finanzpolitischen Maßnahmen Poincarés eine erhebliche Besserung des Frankenkurses herbeigeführt, die, wenn auch die bekannten wirtschaftlichen Schwierigkeiten im Gefolge, doch eine Beruhigung in den inneren Verhältnisse gebracht hat. Die Versuche Briands und Herriots, mit oder ohne Caillaux die nötigen Finanzreformen durchzuführen bzw. die Ermächtigungsgesetze zu erlangen, waren in rasch aufeinanderfolgenden Krisen gescheitert. In Belgien ist die Stabilisierung des Franks beendigt und die Belga (5 Franks) als neue Währungseinheit eingeführt. In England waren die Hauptereignisse des Jahres eine Reichskonferenz, die das Verhältnis zwischen dem Mutterland und den Dominions auf eine neue Grundlage stellte, und der große Bergarbeiterstreik, der vom März bis zum November dauerte und der Wirtschaft schwere Wunden schlug. Dieser Streik, der natürlich für die anderen kohlenfördernden Län-

der einen Vorteil bedeutete, hat die polnische Republik geradezu vor der drohenden Wirtschaftskatastrophe bewahrt. Im übrigen sind die Verhältnisse in Polen auch so verworren genug, und eine Art Staatsstreich des Marschalls Pilsudski, der im Mai den Staatspräsidenten und das Ministerium Witos beseitigte, hat daran nicht viel geändert. In Ostoberschlesien haben die Gemeindewahlen einen nach den massenhaften Abwanderungen besonders bedeutsamen großen Zuwachs an deutschen Stimmen gebracht. Litauen, das Mitte Dezember nach Umsturz der alten Regierung in Smetana einen neuen Staatspräsidenten erhielt, hat durch die Ausweisung Reichsdeutscher aus Memel das deutsche Empfinden stark erregt. In Dänemark haben die Folkethingswahlen ein Ministerium der Rechten ans Ruder gebracht; in Norwegen ist das Alkoholverbot einer Volksabstimmung zum Opfer gefallen. Eine Volksabstimmung in Spanien hat die Stellung des Ministeriums Primo de Rivera befestigt, nachdem ein Putsch der Artillerieoffiziere leicht unterdrückt worden war.

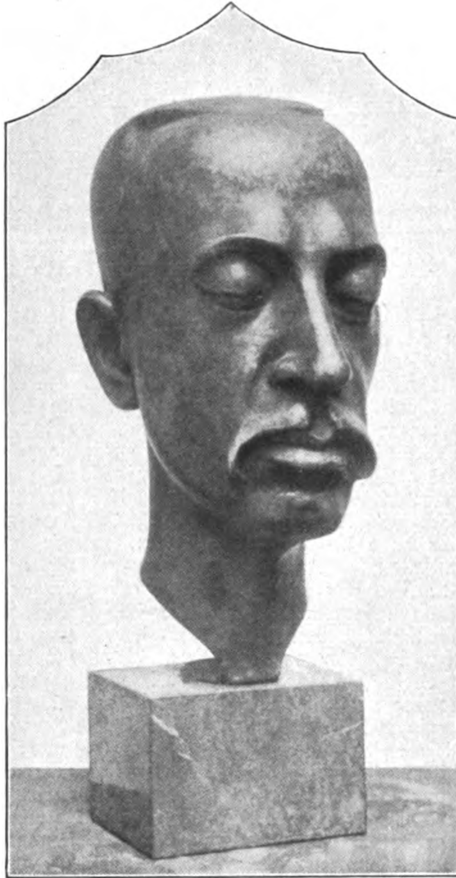
Die Beziehungen zwischen Deutschland und Sowjetrußland sind durch ein Neutralitätsabkommen, den sogenannten Berliner Vertrag vom 29. Juni, neu gestärkt worden, während der englisch-russische Gegensatz sich erheblich verschärft hat, und auch das Verhältnis zwischen den Sowjetrepubliken und den Vereinigten Staaten von Amerika ist ungebessert geblieben. Dagegen haben die Sowjetrepubliken mit der Türkei einen vielbemerkten Freundschaftsvertrag geschlossen. In den Vereinigten Staaten selbst haben die Novemberwahlen der Demokratischen Partei starke Erfolge gebracht, so daß die Fortdauer des republikanischen Regimes in Frage gestellt scheint. Reich an Zwischenfällen ist noch immer das Verhältnis zwischen der Union und Mexiko, wo außerdem ein scharfer Kampf zwischen der Regierung und der katholischen Kirche entbrannt ist. So sind auch die Kämpfe der „revolutionären" Liberalen unter Dr. Sacasa gegen die Diaz-Regierung, die nach einem inzwischen erfolgten kurzen Waffenstillstand wiederauflebten, auf den Gegensatz Mexiko—Nordamerika zurückzuführen. Weltwirtschaftlich werden die Bestrebungen der Völker mehr und mehr zu einem Kampf um das Petroleum. In Südamerika hat ein ausgedehnter Besuch des früheren Reichskanzlers Dr. Luther zu vielfachen deutschfreundlichen Kundgebungen Anlaß gegeben. In China dauern die Unruhen fort, und die Kantonregierung hat sich in letzter Zeit der Städte Hankau und Wutschang bemächtigt, das ihre neue Hauptstadt werden soll. Der Kaiser von Japan, Yoshihito, ist nach langer Krankheit am 24. Dezember gestorben; sein Nachfolger ist der bisherige Kronprinz **Hirohito**.

Der Thronwechsel in Japan.

Wir hatten einen Ausflug nach dem alten verwitterten Karasaki-Daishi-Tempel unternommen, der dem berühmten japanischen Gelehrten Kobo-Daishi geweiht ist. Als wir nach der Station Karasaki zurückkehrten, herrschte eine beträchtliche Aufregung auf dem Bahnsteig — der damalige Kronprinz Yoshihito wurde erwartet. Plötzlich eine Totenstille. Die in Reih' und Glied stehenden Schulkinder hatten Geta und Sandalen abgelegt, um gemäß der Landessitte den Thronfolger in diesem Aufzug zu erwarten. Beim Einlaufen des Zuges kreuzten sie die Arme und senkten die Häupter. Am Fenster eines Salonwagens stand eine mittelgroße, schlanke Gestalt in Uniform. Aus dem blassen, schmalen Gesicht schauten zwei unsagbar melancholische Augen, die einen befremdenden Eindruck machten.

Nach zwei Jahren bestieg Yoshihito am 30. Juli 1912 als der 123. Herrscher den Thron seiner Väter. Doch schon damals wurde der Zukunft mit Sorge um die Gesundheit des 33 Jahre alten Monarchen entgegengesehen. Denn Yoshihito litt an einem schweren Nervenleiden. Die japanischen Ärzte hatten die schleichende Krankheit für Schwindsucht gehalten, bis der hervorragende Kliniker Professor Dr. Erwin Baelz, aus Württemberg, ihren wahren Charakter erkannte — Yoshihito soll auch Epileptiker gewesen sein — und durch eine geschickte Suggestion dem Leiden Einhalt zu tun vermochte, was die Ernennung des deutschen Arztes zum kaiserlichen Leibarzt zur Folge hatte.

Durch seine angegriffene Gesundheit bedrückt, führte Yoshihito nach seinem Regierungsantritt ein zurückgezogenes Leben. Und nur wenige Momente sind es gewesen, die ihn im Lichte der Öffentlichkeit erscheinen ließen. Wie z. B. am 29. August 1914, als er gemäß den geheiligten Vorschriften und Bräuchen des Kaiserlichen Hauses im Beisein sämtlicher Prinzen, Minister, Generale, Admirale und hoher Würdenträger Japans Kriegserklärung an Deutschland den kaiserlichen Ahnen vor ihrem Tempel im Palastkomplex mitteilte. Schon bei seiner Thronbesteigung wurde Yoshihito infolge eines Beschlusses der ältesten Staatsleute (Genro) ein Mitregent in der Person des Fürsten Katsura zur Seite gestellt. Es stellte sich aber immer mehr heraus, daß Yoshihito seinen Regentenpflichten nicht gewachsen war; bereits im Jahre 1921, als der Kaiser der Eröffnung des Parlamentes fernbleiben mußte, ließ sich sein körperlicher und seelischer Zusammenbruch nicht mehr verheimlichen. Am 25. November 1921 übernahm daher sein ältester, am 29. April 1901 geborener Sohn, Michonomiya Hirohito, die Regentschaft. In den letzten fünf Jahren ist Yoshihito langsam dahingesiecht — das Dasein eines Schattenkaisers. Nach der Übernahme der Regentschaft trat Hirohito auf den Rat der Ältesten hin eine Reise nach Europa an, um die europäischen Mächte auf seinen Regierungsantritt vorzubereiten. Die alten Genro sind alle dahingegangen. Auch ihr Einfluß ist vorbei. Und da der neue Herrscher, der sich am 28. Januar 1924 mit Nagako, der Tochter des auch in Deutschland bekannten Prinzen Kuni, vermählte — der Ehe ist die am 7. Dezember 1925 geborene Prinzessin Shige entsprossen — liberalen Anschauungen huldigen soll, so wird in Japan vielfach angenommen, daß eine Änderung der Regierungsform zugunsten des Parlamentarismus in Frage kommen kann. Jedenfalls hat Kaiser Hirohito schon manche alte, geheiligte Tradition durchbrochen, was z. B. seine Besteigung des Fuji-Berges offenbarte, die bisher von keinem Mitgliede des Kaiserhauses unternommen werden durfte. Felix Baumann.



Rainer Maria Rilke †.
Bronzebüste von Fritz Huf im Museum zu Winterthur.
Der österreichische Dichter (geb. am 4. Dezember 1875, † am 29. Dezember) zählt zu den bedeutendsten Lyrikern unserer Zeit.

Tagesgeschichte.

Am 22. Dezember traf der frühere Reichskanzler Dr. Luther, von seiner Reise nach Südamerika zurückkehrend, mit dem Dampfer „Sierra Ventana" in Bremerhaven ein und begab sich am folgenden Tage nach **Berlin**, wo er vom Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius, Staatssekretär der Reichskanzlei Dr. Pünder, Geheimrat de Haas vom Auswärtigen Amt und Rittmeister Blanck, seinem früheren Adjutanten, sowie von dem chilenischen Gesandten begrüßt wurde.

Eine Abordnung des Kreuzers „Berlin", insgesamt sieben Mann, kam am 28. Dezember unter Führung des Kommandanten, Fregattenkapitäns Kolbe, zum Besuch der Reichshauptstadt. Zur Begrüßung der Gäste waren auf dem Lehrter Bahnhof 14 Mann der „Matrosenschule Deutschland", eine Delegation des Berliner Marinevereins von 1886 und ein Vertreter des Magistrats erschienen. Am folgenden Tage fand zu Ehren der Gäste im Rathaus ein Empfang statt, bei dem Oberbürgermeister Dr. Boeß sie willkommen hieß und ihnen dann für das Schiff Glückwünsche zum neuen Jahr aussprach.

Bühnenschau. Außer dem Dresdner Theater brachten gleichzeitig 14 andere deutsche Bühnen das von Julius Berstl verfaßte Lustspiel „Dover—Calais" am 23. Dezember zur Uraufführung. Der Inhalt des Stückes ist seltsam und ungewöhnlich: Ein Neuyorker Millionär, den seine Frau betrogen und verlassen hat, zieht sich auf eine Luxusjacht zurück und kreuzt mit einer versklavten Bemannung 20 Jahre auf der See umher, ohne jegliche Berührung mit der Mitwelt. Da rettet eines Tages die Mannschaft eine dem Ertrinken nahe Schwimmerin, die angeblich für die Kanaldurchquerung Dover—Calais (daher der Name!) trainiert. Schließlich entpuppt sie sich als sensationssüchtige englische Journalistin, die es auf ein Interview des Millionärs abgesehen und sich mit ihrem Ertrinken-Trick an Bord des sonst unzugänglichen Schiffes geschmuggelt hat. Alles verliebt sich in das übermoderne, kesse Girl, sogar dem menschenfeindlichen Millionär entschlüpft ein Heiratsantrag. Die schwimmende Zeitungsente aber entweicht, als sie ihre Aufgabe vollendet sieht, in der Nähe eines Hafens wieder an Land. — Das Stück fand allenthalben wohlwollende Aufnahme.

Im Lessingtheater zu Berlin wurde das Werk eines französischen Dichters, „Der Diktator" von Jules Romains, am 23. Dezember uraufgeführt. Der revolutionäre Abgeordnete Denis übernimmt auf Antrag des Königs nach dem Sturz des Ministeriums die Regierung. Drohende Unruhen machen aus dem illusionistischen Parteimann den verantwortungsbewußten Staatsmann: er reißt die Diktatur an sich. Der innere Konflikt bleibt nicht aus; denn er entfremdet sich durch sein Vorgehen seinen Parteigenossen und läßt sogar seinen besten Freund, den Hitzkopf Ferreol, verhaften. Die Regie von Karlheinz Martin und die Darstellungskunst Albert Bassermanns und Walter Francks hatten an dem großen Erfolg starken Anteil.



Geh. Kommerzienrat G. v. Klemperer, Generalkonsul a. D., langjähriges Mitglied des Aufsichtsrates der Dresdner Bank, † am 27. Dezember im Alter von 75 Jahren.



Der schöne Friedhof: Blick auf den Ehrenhof des Parkfriedhofes in Essen-Huttrop, der vor kurzem eingeweiht wurde. Die vorbildliche Anlage wurde nach dem Entwurf des Essener Hochbaudezernenten Ernst Bode ausgeführt.



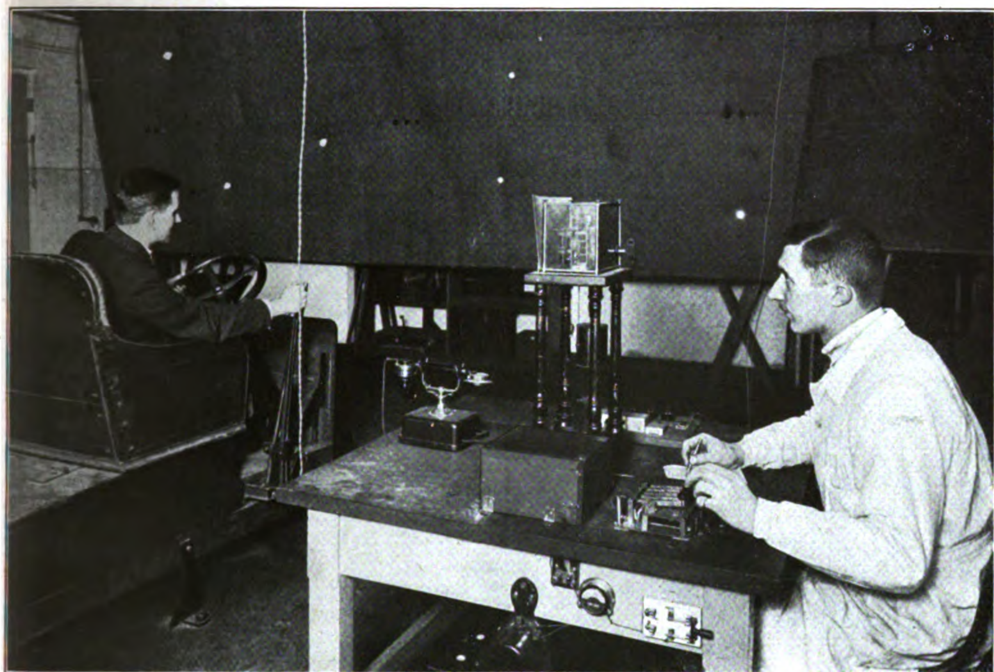
Legationsrat Dr. Chiang Chao Yuc, früherer Lektor am Orientalischen Seminar in Berlin, der zum Geschäftsträger der Chinesischen Republik in Berlin ernannt wurde.

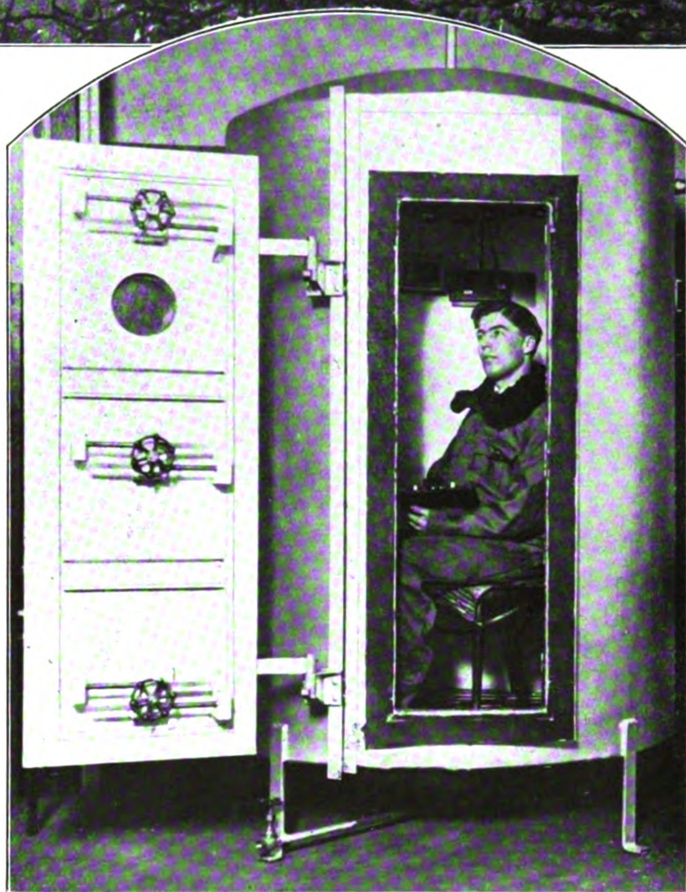




Im Oval: Vom Besuch des auf der Weltreise befindlichen Kreuzers „Emden“ auf den Kanarischen Inseln: Rast während eines Ausflugs auf Kamelen, den die Besatzung auf Einladung der spanischen Regierung nach dem erloschenen Vulkan Montana de Fuego unternahm.

Rechts oben: Dem Untergang geweiht: Blick auf die im Abbruch befindliche Nordseite des Dorfes Rauno bei Senftenberg (Lausitz), das dem Abbau eines in 22 m Tiefe liegenden, 15 m starken Kohlenflözes weichen muß.





Links: Eignungsprüfungen für angehende Kraftwagenführer im Laboratorium für Industrielle Psychotechnik der Technischen Hochschule Charlottenburg: Der Prüfling in dem einem Automobil nachgebildeten Prüfstand. Auf der Vorderwand werden die verkehrswichtigen Straßenereignisse durch aufleuchtende Lampen markiert, wobei die Geistesgegenwart des Prüflings erprobt wird. — Rechts: Eine Versuchszelle zur Prüfung von Fliegern und aeronautischen Meßinstrumenten, wie sie in Washington aufgestellt wurde. Die luftdicht verschließbare Anlage gestattet die künstliche Erzeugung aller Luftdruck- und Temperaturverhältnisse, die in der Praxis vorkommen.





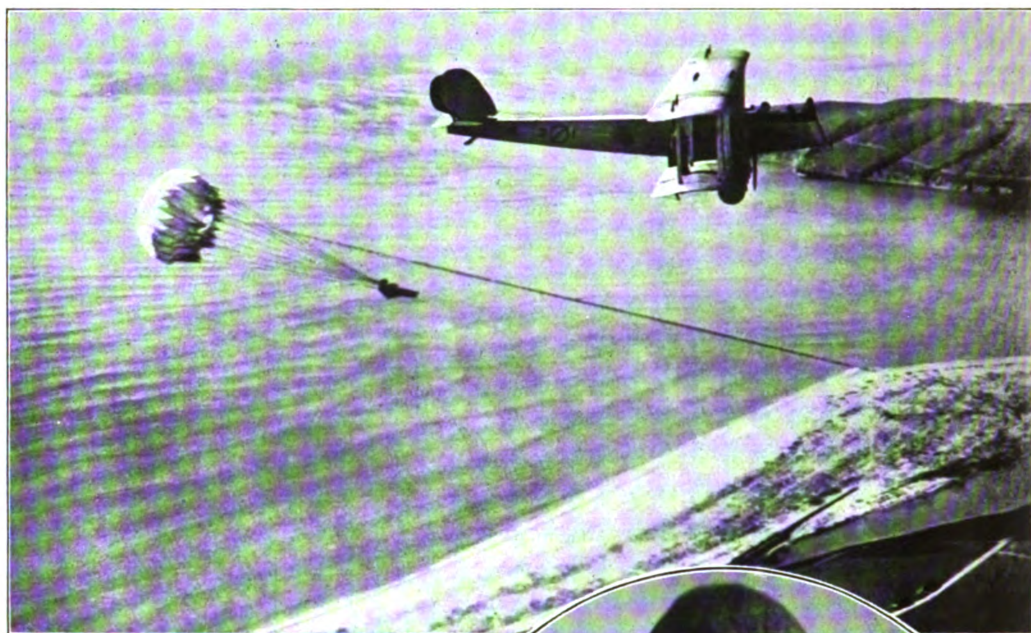
Links: Szenenbild aus dem fünfaktigen Schauspiel „Der Diktator“ von Jules Romains, das am Lessing-Theater in Berlin am 23. Dezember zur Uraufführung gelangte. Links: Walter Franck als Parteiführer Ferreol; rechts: Albert Bassermann als Denis in der Titelrolle. — Rechts: Von der Uraufführung des Lustspiels „Dover—Calais“ von Julius Berstl im Schauspielhaus zu Dresden am 23. Dezember: Schlußbild mit Alice Verden als Journalistin und Bruno Decarli (rechts von ihr) als Millionär. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)





Mückenbekämpfung im Winter: Links oben: Eine Desinfektionskolonne vom Städtischen Gesundheitsamt in Berlin bei der Arbeit in einem Keller. Rechts oben: Absaugen der Wände. Durch einen Zerstäuber wird erst Giftpulver an die Wände gespritzt, die danach mit einem Saugapparat gereinigt werden.





Ein lebensgefährlicher Fallschirmabsprung aus 2000 m Höhe über dem auf einer schmalen Landzunge angelegten Marineflughafen San Diego (Nordamerika). Der Springer, den eine plötzlich einsetzende Bö auf das Meer hinausgetrieben hatte, entging mit knapper Not dem Ertrinken. — Links Mitte: Ein halsbrecherisches Kunststück: Der deutsche Artist Sieg bei der Vorführung eines Salto mortales im Automobil von einem 15 m hohen Gerüst aus.





Links: Aufforderung zum Lachen: Heftige Bemühungen um ein Baby, das bei einer Filmaufnahme im Atelier durchaus lachen soll, aber offenbar keine Lust dazu hat. — Rechts: Eine Miniatur-Schönheitskönigin: Die sechsjährige Betty Lou Robinson, die bei einem Schönheitswettbewerb für Mädchen im Alter bis zu sechs Jahren in Wichita (Kansas) den Ersten Preis und die Königinwürde errang.

Tarantellanz

NOVELLE VON HANS PARLOW

Es gibt ein arabisches Wort „carmé", das „Garten" bedeutet. Und zwar ist es ein Garten, in dem nicht nur Blumen, sondern noch mehr Fruchtbäume gezogen werden. Von diesem Wort führt seinen Namen das Vorgebirge Carmel in Palästina, mit dem bekannten, von Gärten umgebenen Kloster; ebenso der besonders in Andalusien gebräuchliche Frauenname Carmen. Die Virgen del Carmen, die Jungfrau vom Berge Carmel, ist die Schutzpatronin der spanischen Kriegs- und Handelsmarine; freilich auch die der spanischen Räuber und Diebe. „Carmen" endlich heißen auch die Gartenhäuser im Albaicin von Granada und überhaupt alle auf den Abhängen und in den Schluchten der alten Maurenstadt. Es sind überall hochummauerte Gärten, in denen diese die Hauptsache sind und das Haus die Nebensache. Granada ist die einzige Stadt in Andalusien, die einzige auch in Spanien, in der es diese Carmenes mit ihren Bäumen und Blumenschmuck gibt.

Viele wohlhabende Familien von Granada haben zwei Wohnsitze; unten in der Stadt das moderne Haus und oben im Albaicin einen „Carmen". Aber sie halten sich wenig in dem letzteren auf. Denn Neigung für die Natur gibt es, wie in ganz Spanien, auch in Granada nicht. Auch dann nicht, wenn die lange Reihe immer verschiedener Landschaftsbilder, die man von den hohen Teilen Granadas und besonders vom Albaicin aus betrachten kann, im Bereich der Augen liegt und man weder Pferd noch Wagen braucht und nicht einmal nötig hat, den Fuß aufzuheben, um sie vor sich erscheinen zu lassen.

In einem solchen Carmen des Albaicin war ich an einem Juniabend bei einer befreundeten Familie zu Gaste.

Wir lehnten an der eisernen Brüstung, die oben auf der Gartenmauer angebracht war; denn der Garten hinter uns, sein Niveau, befand sich in gleicher Höhe mit dem oberen Rande der Mauer und ragte über das, was unter uns lag, hinweg wie ein Altan. Dort unten zog lang und an beiden Seiten steil die Darroschlucht hin; in ihr floß der Darro, und mit ihm floß in die Ebene hinaus, ihn an beiden Ufern begleitend, ein Teil Granadas. Da die Häuser unter uns erleuchtet waren, wie auch das bereits in der Ebene angekommene Granada, so sah es aus wie eine Sternennacht, die diesmal nicht über uns am Himmel, sondern unter uns war. Die Sterne wurden in der Tiefe kleiner und nach oben zu leuchtender und größer, je nach der Entfernung oder Nähe der erleuchteten Balkone und Höfe.

Die Dame und der Herr vom Hause saßen mit ihren beiden jüngeren Töchtern und einigen Bekannten unter dem Vordach des Hauses, an dem eine Hängelampe angebracht war. Sie waren durch Orangenbäume und Lorbeerbüsche von uns getrennt, aber in der Weise, daß wir sie hören und sie uns sehen konnten.

Isabella die Katholische hat Granada, das von ihr erobert wurde, zu ihrer Lieblingsstadt erklärt und in ihrem Testament bestimmt, daß sie hier begraben sein wollte. Schon unmittelbar nach der Eroberung befahl sie, daß der Fronleichnamstag für Granada das vornehmste kirchliche Fest sein und daß auf die Prozession Feste jeder Art, amtliche wie private, folgen sollten, die zehn bis vierzehn Tage währten.

Gestern war der Prozessionstag gewesen. Heute hatten die Festlichkeiten begonnen. Auf diese bezog sich die Unterhaltung hinter uns. Die Señoritas berichteten über die Kleider, die sie morgen abend bei einem Hausball unten in Granada, zu dem die Familie Silva die halbe Stadt eingeladen hatte, anlegen würden. Denn schon vier oder sechs Wochen vor der Prozession beschäftigen sich alle Mädchen, die reichsten wie die ärmsten, unausgesetzt mit den Kleidern, mit denen sie zu dem Glanz der Festlichkeiten beitragen würden: in der Kirche, auf den Balkonen während der Prozession, auf der Gasse, der Promenade und in den Häusern.

Ich hatte eben gesprochen und für meine Verhältnisse lange. Da ich mich wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes vorher vorbereitet hatte, war ich meiner Meinung nach sogar beredt gewesen. Da aber aus der Richtung, nach der hin ich gesprochen hatte, keine Antwort kam, folgte ein noch längeres Schweigen, das noch beredter war als meine Rede.

Dieses Schweigen wurde plötzlich von einem hellen Lachen unterbrochen, dessen reines Silber mit keinem andern Metall vermischt war. Es ging aus von dem schönen weißgekleideten Mädchen, das neben mir an der Brüstung stand.

Lachen ist auch eine Antwort. Und, wenn so viel Silber in ihm enthalten ist, eine Antwort, die in der Form seltsam, aber nicht unangenehm ist. Weil sie aber in keinem Zusammenhang stand mit dem, was ich eben gesprochen, konnte ich mir den Inhalt nicht deuten.

Ich drehte den Kopf nach meiner Nachbarin und sah dann wieder geradeaus.

Schräg gegenüber, in der Luftlinie etwa sechshundert Schritte entfernt, stieg der Burgberg der Alhambra aus der dunklen Tiefe. Gewöhnlich sieht man sie vom Albaicin im Profil, und ihre Türme, Mauern und Altane bilden eine lange wagerechte Reihe, die hier und dort von Zypressen und Platanen unterbrochen ist. Von unserm Carmen aus gesehen, schien sie auf uns zuzukommen. Zuerst kam die breite, viereckige Fläche des Torre de la Vela, des Wachtturms. Hinter ihm, bald höher, bald niedriger, folgten die übrigen Türme. Von hier aus betrachtet, schien das Ganze eine steile Pyramide zu sein, die mit Zinnen gekrönt war.

Die Alhambra war finster. Sie drang wie ein schwarzer Keil in die blaue, mit Silber gestickte Nacht und spaltete den gestirnten Himmel unter uns, dessen dicht gestreute Sterne wie Wellen hoch oder niedrig gingen. Sie umgaben den Fuß der Alhambra, stiegen aber nicht an ihm empor.

„Nicht wahr, Maria, von hier sieht sie unheimlich aus?"

Wieder keine Antwort.

„Ich muß an die große Sonnenfinsternis vor einigen Jahren denken. Damals sah ich das dort von der Ebene aus in dem kalten Zwielicht, das entstand, als der Mond vor der Sonne stand. Morgenrot und Abendrot sind auch Zwielicht. Aber damals war es eine andere Beleuchtung. Die Kälte, die entstand, war auch anders, obgleich es keine Winterkälte war. Sie ging durch Mark und Bein und war unheimlich wie die Farben. Jetzt, da ich die Alhambra von hier aus sehe, muß ich wieder denken, was ich damals dachte. Nicht wahr, jetzt sieht sie aus wie ein Mordnest?"

Das Lachen, mit dem sie auf meine Bemerkung antwortete, war wieder Silber und noch reiner als das erstemal.

Trotzdem bildete ich mir ein, etwas anderes verdient zu haben. Die Alhambra ist von allen Stellen in Spanien die, an der außer in Toledo die meisten Gewalttaten ausgeübt wurden und das meiste Blut geflossen ist. Eine Torheit konnte ich also nicht gesagt haben.

Auf einmal wurde sie ernst und kehrte sich um. Sie wollte sich unterrichten, ob die wiederholten Heiterkeitsäußerungen von der Gesellschaft am Hause bemerkt worden waren. Maria war die älteste der drei Schwestern.

Sie sah mich an. „Sie sind erzürnt über mein Lachen?"

„Ich wunderte mich darüber."

Sie lachte zum drittenmal, drehte sich wieder um, ging zwei Schritte, brach zwei Nelken, eine weiße und eine rote, gab mir die weiße und behielt die rote.

„Ich gebe Ihnen die weiße, weil Ihr Rock dunkel ist, und behalte die rote, weil mein Kleid weiß ist."

„Danke." Ich brachte die weiße Nelke im Knopfloch unter.

„Weiter nichts?" fragte sie von der Seite.

„Die Nelke mag eine Entschädigung dafür sein, daß Sie zwei- oder dreimal über mich gelacht haben. Sie ist aber keine Erklärung."

Sie hob die Schultern und seufzte. „Das zweitemal lachte ich, weil ich dachte, was geht uns in diesem Augenblick die Alhambra an? Was geht es Sie an, was mich, ob sie um diese Zeit wie ein ‚Mordnest' aussieht und zu anderen Zeiten nicht?"

Ich zuckte ebenfalls die Achseln. „Ich bin der Kavalier und habe für Unterhaltungsstoff zu sorgen. Da Sie meine lange Rede von vorhin mit einem Lachen abfertigten, hielt ich sie für beantwortet und fing von der Alhambra an!"

„Wenn Sie das nicht getan hätten, wäre Ihnen mein zweites Lachen erspart geblieben. Das erstemal lachte ich, weil es mir sonderbar vorkam, daß ein Deutscher für einen Spanier bei einem spanischen Mädchen als Anwalt auftritt. Die Deutschen haben den Ruf, daß sie in der Behandlung von Herzensangelegenheiten ungeschickt sind. Ein stärkeres Wort darf ich nicht gebrauchen. Haben Sie selber uns nicht erzählt, daß es Deutsche gibt, die aus Mangel an Bekanntschaften mit Mädchen Heiratsgesuche in die Zeitungen setzen lassen? So ungeschickt wie die Engländer mögen sie nicht sein. Aber auch nicht viel geschickter. Bevor eine Spanierin zu einem Deutschen, der es so macht, ja sagt, hat sie sich über ihn totgelacht, so daß es materiell unmöglich ist, daß sie ihn heiratet. Jetzt aber kommt ein Spanier, einer von unseren Señoritos, weiß nicht, wie er es anfangen soll, und wendet sich um Hilfe an einen Deutschen! Das sind verkehrte Rollen. Das ist ganz unnatürlich. Und das ist wahrscheinlich auch der einzige Grund dafür, daß Sie sich nach langer Zeit wieder einmal bei uns sehen lassen! Und über das alles soll ich nicht lachen?"

„Es ist nicht der einzige Grund!"

„Lügen Sie nicht, lügen Sie nicht!"

Sie lachte zum viertenmal und wurde zum drittenmal wieder ernst. Als sie weitersprach, war ihre Stimme um eine halbe Oktave tiefer gestimmt. Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Ich habe nichts gegen ihn. Im Gegenteil. Aber verlangt er, daß ich den Anfang machen soll? Er kann weitergelangen, wohin ein Mädchen nicht gelangen kann. Und nicht darf, auch wenn sie möchte! Was soll ich weiter sagen? Ich weiß, daß er reden kann. Ich habe es gesehen und gehört. Wenn er aber mit mir sprechen soll, verliert er die Sprache. Das ist nicht nur mir allein aufgefallen. Ich habe das

Heitere von meinem Mütterchen, das aus Sevilla ist. Ich liebe es, mich im Kreise zu drehen und nach allen Himmelsrichtungen zu lachen. Dann kommt Lope Cordova. Er hat bisher gesprochen, und nicht wenig. Aber wenn er vor mir steht, verliert er die Sprache!"

„Ich weiß —"

„Was wissen Sie?"

„Daß die Spanierinnen den Wert eines Mannes nach der Anzahl der Dummheiten einschätzen, die er ihnen sagt."

„Schämen Sie sich nicht?"

„Besonders die Andalusierinnen!"

„Ich habe gefragt, ob Sie sich nicht schämen!"

„Und unter den Andalusierinnen am meisten die Sevillanerinnen!"

Sie jubelte laut auf. „Habe ich nicht gesagt, daß die Rollen vertauscht sind? Soll ich meine Mama rufen? Wollen Sie von uns geprügelt werden?"

„Weiße Hände beleidigen nicht."

„Das wäre traurig! Gut. Jetzt wieder vernünftig."

„Sie haben den Vortritt."

„Gut. Lope hat zu Ihnen gesagt, es mache auf ihn stets den Eindruck, daß ich wünsche, er möchte so bald als möglich wieder gehen? Er irrt sich. Allerdings werde ich immer unruhig und befangen und fange ebenfalls an zu schweigen. Aber nicht deshalb, damit er wieder gehen möchte. Er irrt sich! Ich werde befangen und schweige, weil ich nicht weiß, ob das, was ich gesagt habe, ihm angenehm oder unangenehm ist. Aus denselben Gründen höre ich mit dem Lachen auf!"

„Maria —"

„So heiße ich. Was soll diese Erinnerung an meinen Namen?"

„Sie soll bedeuten, daß ich Sie jetzt weder für klug noch für eine Spanierin noch überhaupt für ein Weib halte!"

Sie verbeugte sich verbindlich. „Danke. Daß ich nicht klug bin, weiß ich seit meiner Geburt und werde es mir bestätigen bis zu meinem Tode. Aber daß ich nicht Spanierin und nicht einmal Weib bin, ist für mich etwas Neues!"

„Es wird sofort etwas Altes sein. Daß Lope, der zu reden versteht, zu jeder und jedem, regelmäßig, wenn er zu Ihnen spricht, die Sprache verliert, ist das nicht eine Auszeichnung für Sie? Er bildet sich ein, das Atrium einer Kirche zu betreten."

Sie zuckte wieder die Achseln. „Das bildet er sich ein?" Sie wurde beinahe heftig. „Er soll sich das abgewöhnen! Ich will keine Kirche sein! Weder das Atrium noch die Kirche selbst. Sagen Sie ihm das!" Sie senkte den Kopf; das Folgende sprach sie leiser. „Nein, sagen Sie ihm nichts. Auch nicht, daß ich eben gesagt habe, er sei mir das Gegenteil von antipathisch. Aber das können Sie ihm sagen, daß ich darauf rechne, daß er morgen abend bei den Silvas den ersten Rigodon mit mir tanzt. Daß ich darauf zu rechnen s c h e i n e. Auch, daß ich viel von ihm zu erfahren wünsche. Ich s c h e i n e es zu wünschen! Er möchte sich vorbereiten. Nein, nein, nein! Sagen Sie ihm nichts. Oder wenn Sie es sagen, sagen Sie es in Ihrem Namen. Als Ihre eigene Angelegenheit. Er mir antipathisch? Warum soll er mir antipathisch sein? Worauf man nicht kommt! Also den ersten Rigodon. Er möchte nicht zu spät kommen. Ich will nicht sitzenbleiben. Ich halte mich von ihm für engagiert!"

Der Rigodon, den sie mit ihm tanzen wollte, ist der spanische Kontertanz.

*

Lope Fernandez de Cordova stand im gleichen Alter wie ich; wir beide waren dreißig Jahre alt. Er besaß viele empfehlende Eigenschaften. Er war ein Gentleman oder, wie der entsprechende Ausdruck im Spanischen lautet, ein Caballero. Er kritisierte niemals abfällig andere Leute, beteiligte sich niemals an einem Klatsch, gab ihn nicht weiter und war noch weniger der Erfinder eines solchen. Wenn es sich um eine Klatscherei über seine näheren Bekannten in deren Abwesenheit handelte, trat er für sie ein, auch wenn er wußte, daß sich hinter dem Gerede ein Teil Wahrheit verbarg. Wenn es sich um Unbekannte handelte, hörte er mit einem zerstreuten Lächeln zu, um die übrigen nicht vor den Kopf zu stoßen. Er ließ sich von den zahlreichen Straßenbettlern in Granada niemals vergebens anbetteln und gab jedem; nicht viel, aber etwas immer. Weil er immer gab, hatte er sich angewöhnt, auf der Straße wie überall die rechte Hand in der rechten Hosentasche zu haben, in der er das Kupfergeld trug. Denn wie viele Spanier, die sich das leisten können, führte er in der Hosentasche das Kupfer für die Bettler, in der rechten Westentasche Silber für größere Ausgaben und für noch größere in der linken Brusttasche Banknoten. Er war auch intelligent und konnte sich, wie alle Andalusier, leicht und gewandt ausdrücken, wenn er bei Stimmung oder erregt war.

Von dem allem abgesehen, war er der gleiche moderne Spanier, wie sie schon seit drei oder vier Jahrhunderten modern gewesen sind. Er war vermögend. Aber wie die meisten reichen Spanier arbeitete er nicht, tat überhaupt nichts. Er hörte mit einem charakteristischen Lächeln, hinter dem sich die Überlegenheit und sogar die Geringschätzung verbarg, zu, wenn ein anderer von der Arbeit sprach und ausführte, was er schon erreicht hätte und noch erreichen würde oder wollte. Er hatte die Rechte studiert und das Licenciadoexamen gemacht, das dem deutschen Referendarexamen entspricht. Er konnte Advokat oder Diplomat werden, auch einen der vielen breiten und hindernislosen Wege betreten, die einem Juristen in Spanien offenstehen, ohne daß er sich weiter vorbereiten mußte. Aber er hatte ohne jede Neigung studiert und nur deshalb, weil es in der spanischen Gesellschaft Brauch ist, daß ein junger Spanier, der zur Gesellschaft gehört und Geld hat, auch, wie der spanische Ausdruck lautet, „von Karriere sein muß". Diese „Karriere" gehört zu ihm, wie die Nadel in der Krawatte und wie die Ringe an den Fingern; sie ist ein Schmuck, eine Äußerlichkeit. Daß er die Laufbahn mit beiden Füßen praktisch betritt, wird von seinen Eltern und von der ganzen Umgebung kaum verlangt und von ihm selber von Anfang an gewöhnlich gar nicht beabsichtigt. Für ihn, die Familie und die Umgebung genügt die Ansicht, daß er dank seinem mit Glück bestandenen Examen alles sein k ö n n t e; er es aber nicht sein w i l l, weil er es nicht nötig hat.

Das gewisse Lächeln, das er dann und wann zur Schau trug, war deshalb charakteristisch, weil es, obgleich es immer fein war und er es mit keinem Wort erklärte, eine vornehme Äußerung des Neides war. Er beneidete andere darum, daß sie so stark waren, während er selber schwach und energielos war. Er hätte ebenfalls gern gearbeitet. Aber seine Schlaffheit hinderte ihn daran. Er gehörte zu den Spaniern, die ebenfalls schon seit Jahrhunderten modern sind, die jeden Abend mit dem Entschluß zu Bett gehen, daß sie am nächsten Morgen um vier Uhr aufstehen und acht oder zehn Stunden ununterbrochen studieren und arbeiten wollen, um dank ihrer Intelligenz in wenigen Monaten das gleiche zu erreichen wie andere weniger Begabte nach vielen Jahren. Die aber, wenn die Weckuhr, die auf dem Nachttisch steht, die vierte Stunde abschnurrt, die Uhr wütend an die Wand werfen, sich auf die andere Seite drehen, und, wie sie es schon seit Jahren getan haben, erst um Mittag das Lager verlassen. Später folgt bis zum Abend Müdigkeit und Abspannung, unterbrochen von nervösem Auflachen, hinter dem sich der moralische Katzenjammer versteckt; beim Wiederschlafengehen der abermalige Entschluß, am Morgen früh aufzustehen, und wenn der Morgen da ist, dieselbe Hilflosigkeit. So machen sie es jahrelang; oft das ganze Leben hindurch.

Das waren besondere Eigenschaften, die aber, da sie außerhalb Spaniens nebeneinander selten gefunden werden, national-spanisch sind. Lope Cordova besaß aber noch eine, die sein besonderes, unbestrittenes Eigentum war, da sie nicht in den Rahmen der übrigen spanischen Eigenschaften hineinpaßte.

Es war ihm nämlich nicht gegeben, mit Frauen umzugehen.

Er war ein Fernandez de Cordova. Also ein Abkomme jenes Gonzalo Fernandez de Cordova, des berühmten Gran Capitan, des großen Feldherrn Isabellas und Ferdinands des Katholischen, dessen Nachkommen in Spanien und besonders in Andalusien noch zahlreicher sind als in Norddeutschland die Bülows. Viele Cordovas führen zum Andenken an jenen Mann den Namen Gonzalo; unser Cordova aber hatte, zum Andenken an alte Zeiten, den heute in Spanien nur noch selten gebräuchlichen Namen Lope erhalten. Er war in der vornehmen Gesellschaft aufgewachsen und gehörte zu ihr. Trotzdem versagte er im Umgang mit jungen Mädchen, in dem jeder Spanier Salonmensch, Weltmann ist; man kann sagen, von Kindesbeinen an. Ein Spanier von fünfzehn Jahren ist im Umgang mit ihnen gewandter und sicherer, kennt die Frauen besser als ein Franzose von fünfundzwanzig oder sogar von fünfunddreißig Jahren.

Lope ging einem Damenkreise nicht aus dem Wege und verhielt sich dort auch völlig korrekt. Darüber aber ging er nicht hinaus, weil er es nicht konnte. Den vierten Teil der Zeit, in der er bei den Damen saß, redete er selber. Die übrigen drei Viertel aber ließ er die Damen oder andere Anwesende reden und hörte zu mit demselben zerstreuten oder gefälligen Lächeln, mit dem er dem Klatsch unter seinen Bekannten zuhörte.

Maria Chacón hatte heute abend auf mein Reden hin einigemal mit einem heiteren Lachen geantwortet; ich hatte es mir gefallen lassen, weil in dem Lachen so viel Schönheit und Silber war. Später hatte sie geruht, das Lachen zu begründen. Sie hatte erklärt, es sei doch außerordentlich und wunderbar, daß ein „ungeschickter" Deutscher bei einer Spanierin für einen Spanier das Wort führe, obgleich es nach göttlichen und menschlichen Gesetzen umgekehrt sein müßte.

Niemand konnte mehr recht haben als diese sevillanische Maria. Die Rollen waren vertauscht.

Zur Erklärung dieses Wunders kann angeführt werden, daß ich bereits seit Jahren in Spanien lebte und in bezug auf den Umgang mit Spanierinnen eine glänzende Geschichte besaß, der ich beständig neue Kapitel hinzufügte. Lope Cordova dagegen hatte nur die Geschichte hinter sich, deren wenig zahlreiche Einzelheiten ich eben geschildert habe.

*

Unserer Verabredung gemäß traf ich Lope unten in Granada im Café Colón. Er saß vor einem Glas Eiswasser. Wie gewöhnlich, sah er müde und abgespannt aus.

„Und —?"

„Ich komme eben vom Albaicin."

„Hast du mit ihr gesprochen?"

„Ununterbrochen. Eine Stunde lang."

Er stand auf und ließ das Eis stehen. „Komm."

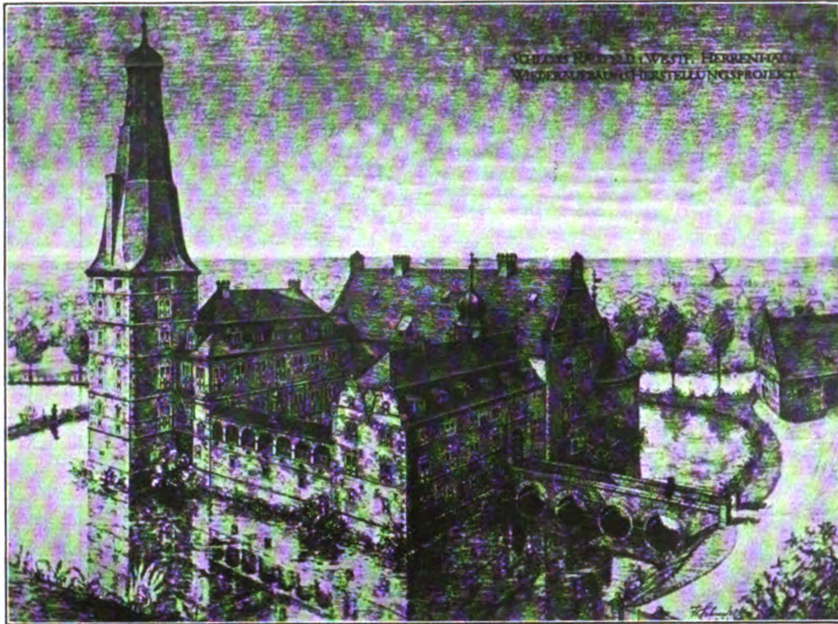
Wir gingen hinaus. Es war schon Mitternacht. Granada ist um diese Stunde noch beleuchtet, aber die Straßen sind bereits leer und still.

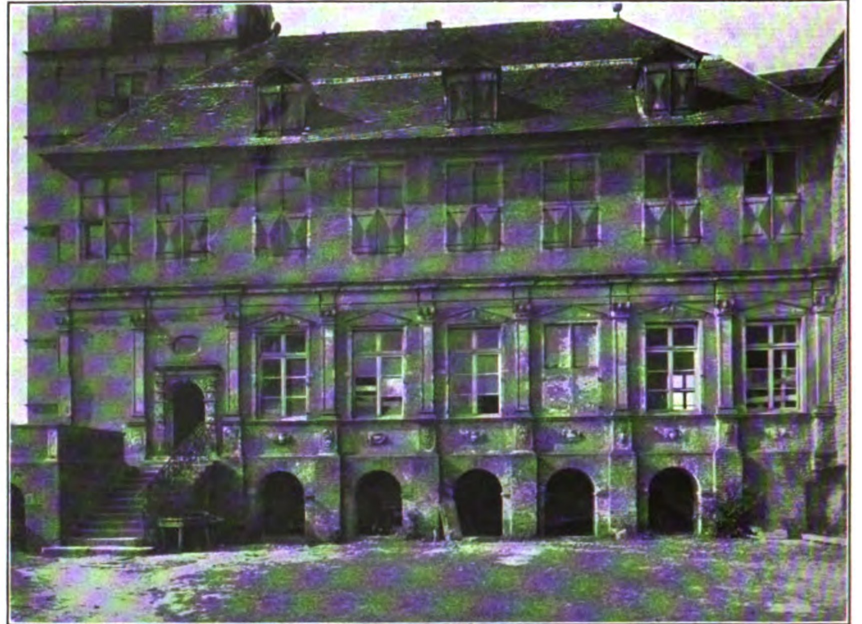
(Fortsetzung folgt.)



Aus der Hussitenzeit / Nach einem Gemälde von Hans Leiter

Schloß Raesfeld, ein Kleinod des Münsterlandes,





Links: Projekt der Wiederherstellung des Schlosses Raesfeld. Erhalten sind noch der Turm, der kürzlich renoviert wurde, das Hauptgebäude und das Herrenhaus mit dem leider gänzlich verfallenen Dachstuhl. — Rechts: Das Herrenhaus, vom Innenhof aus gesehen, vor dem erst kürzlich erfolgten Einsturz des Daches.

Daß man da draußen vom Münsterlande von nicht viel anderem zu sagen weiß als von den ergiebigen Erzeugnissen schweinerner Zucht, mag verständlich erscheinen und kann auch nur die in Verwunderung versetzen, die das Münsterland wirklich und wahrhaftig kennen. Denn nur denen ist das Geheimnis dieses verschlossenen Landes aufgegangen, die abseits der großen Straße mit offenen Augen gingen. Und das sind, weiß Gott! auch aus dem Münsterland selbst noch nicht allzu viele. Vielleicht weiß der Münsterländer noch nicht einmal, daß sein Land die Pflegstätte alter und gediegener Kultur ist. Es sind schon so viele ohne Blick und Erkenntnis daran vorübergegangen, daß man im Lande selbst nicht weiter aufmerksam wurde. Man freut sich hierzulande erst dessen gern, was von außen her gerühmt wird. Und es sind noch viele und viele, die bislang im Stolz über das Lob vom Pumpernickel und Schweinespeck sich nicht umtaten im eigenen Lande.

So auch konnte es kommen, daß eines der edelsten Güter im Münsterlande ungekannt und vergessen in Verfall gerät.

Wohl hat man in jüngerer Zeit, als der äußere Glanz und der Scheinreichtum von uns gingen, den tiefen Wert der Pflege heimatlicher Kunst und Kultur mehr und mehr erfaßt, man hat auch früher ungekannte Schönheiten entdeckt und an ihnen überraschend gelernt. Man erkannte plötzlich die Schönheit von Burgen und Schlössern, man fand auf einmal hinter Busch und Wallhecke die mit Wassergräben bewehrten Edelsitze, und vielbewunderte Schönheiten sind seitdem durch Buch und Bild in die Welt gegangen. So bekam die westfälische Wasserburg, das münsterländische Adelsschloß, einen guten Klang.

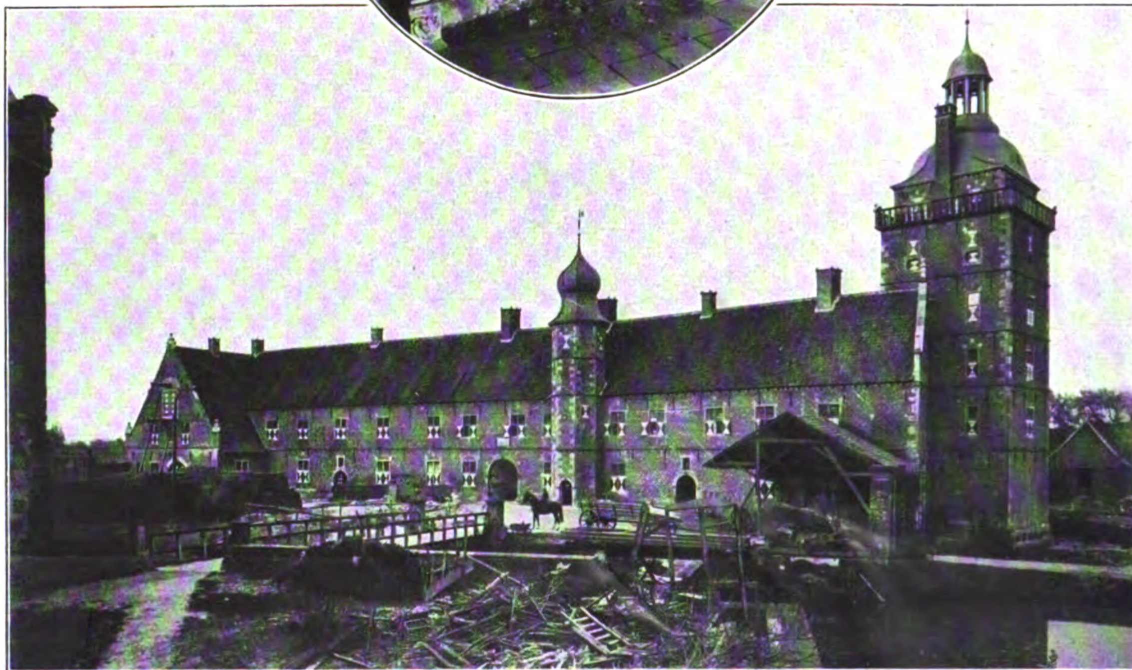
Aber abseits vom großen Verkehr liegt, an die zehn Kilometer hinter Borken, das alte Schloß Raesfeld und ist nicht weit davon entfernt, die Wunderpracht seines seltenen Baues zusammensinken zu sehen. Fast einhundertundfünfzig Jahre schon steht dieses machtvolle Schloß unbewohnt. Fahrend Volk allein fand hier eine Stätte gegen Wetter und Not, Wind fegte durch die ungeschützten Räume, Novemberhorden von 1918 rissen von den Wänden, was nicht unbeweglich war, und von den Kämpfen von 1920 um das alte Schloß wissen die Bewohner der Freiheit und des Dorfes Raesfeld noch erinnerungsvoll zu erzählen. Wohl ließ der Herr des Schlosses, der Graf v. Landsberg-Velen, die Vorburg wiedererstehen, ließ ein Seitengebäude neu errichten, ließ den prachtvollen Turm, den man den König unter den münsterländischen Türmen nennt, sichern gegen weiteren Verfall, aber schneller als alle Geldmittel fließt die Zeit mit ihrer Zerstörung. Und schon ist das Dach des Herrenhauses eingesunken und damit im Hauptgebäude der völlige Verfall eingeleitet. Und wer jemals in Raesfeld war, dem hat sich die heilige Überzeugung festgesetzt, daß das nie und nimmer geschehen durfte. Wäre nicht die schlimme Not in jedem Haus, so wäre wohl schon längst in aller Stille hier ein Werk wiederhergestellt, das in seiner Pracht unvergleichlich ist und einzig.



Wer Schloß Raesfeld besucht, verläßt sein Jahrhundert. Wie vor vierhundert Jahren ducken sich in der Schloßfreiheit einige Kötterhäuschen an die Erde, und wie einst hebt sich die Masse der Schloßgebäude über die Umgebung. In den wiederhergestellten Wirtschaftsgebäuden brüllt wie ehedem das wohlgenährte Vieh. Aber aus den toten Fenstern des Herrenhauses starrt die Vergessenheit in den stillen Hof. Eine Holzbrücke geht über den Graben zum Innenhof. Wer jemals sich ein Märchen ersann, dem schenkt eine verwunschene Pracht hier Leben. Diesen Hof betraten die Großen des Reiches. Er war der Mittelpunkt höfischen Lebens unter Seiner Hochgräflichen Exzellenz dem Reichsgrafen von Velen, Freiherrn von Raesfeld und Bretzenheim, Seiner Römischen Kaiserlichen Majestät bestalltem Generalfeldmarschall und Kriegsrat. Hier war der Große Kurfürst zu Gast und nicht minder der geharnischte Christoph Bernhard. Stafetten und Kuriere kamen und gingen. Kriegslärm von Mansfeld her erscholl. Und Zimbel und Becher hatten hier festlichen Klang. Aus den erleuchteten Fenstern drang fröhliches Lachen über das Land, und den Schläfern in den kleinen Katen zu Füßen des Schlosses blies der Wächter vom Turm die Stunde.

Zwei Flügel und zwei Türme sind seitdem gesunken. Aber doch steht noch das Bild der alten Zeit, wie der Große Kurfürst es sah oder auch der Bote von Tilly und Pikkolomini. Nur fraß der Verfall an Gemäuer und Gebälk. Gehst du heute über diesen Innenhof zum kantigen Turm mit der gestuften Pyramidenspitze, die noch mit einem ganz absonderlich kühnen Schwung sich knauft, dann fühlst du deine ganze Fremdheit in diesem schlafenden Raum. Nüchtern ist dein Kleid, klanglos dein Schritt, aufdringlich dein Herkommen.

Park und Teiche waren einst dem Schlosse köstliche Umgebung. Nur Spuren noch sind von den Teichen vorhanden. Der Wald aber ist geblieben und streckt sich weit ins Land. Knietief führt der Weg dahin. Um so wuchtiger hebt sich aus dieser Einsamkeit die Steinmasse des Schlosses, feldsteingebrannte, graurote Schönheit in schwelgenden Linien. Der diesen Bau ersann und erst recht die Absonderlichkeit des Turmes, der Kapuzinermönch Michael von Gent, der muß ein Begnadeter gewesen sein. Nicht nur in der Beherrschung seiner Baukunst, sondern auch im Erkennen der Menschen, für die er baute. Wohl hat das südliche Deutschland mit seinen Schlössern und Bauten prunkende Pracht und schmückende Zierat, so wie es eben Brauch ist in der Nähe romanischer Kultur, aber hier in Raesfeld, da wächst, wie in Gemen und anderswo im Münsterlande, eine Ausdruckskraft von Stein aus dem Boden, die für die Menschen dieses Landes eine starke, unentwegte, wuchtig stolze Sprache redet. Alles ist Kraft an diesem Bau, alles ist Zweck und Beherrschung, alles ist groß und getan, nichts ist nebensächlich und tändelnd. Und doch trägt alles den Schimmer des gesunden Schönheitssinns. Von welcher Seite man auch sehen mag, immer gibt sich nur die vollendete Kraft und die stolze Schönheit solcher charakteristischer und eigenwilliger Formengebung. Rud. Predeck.

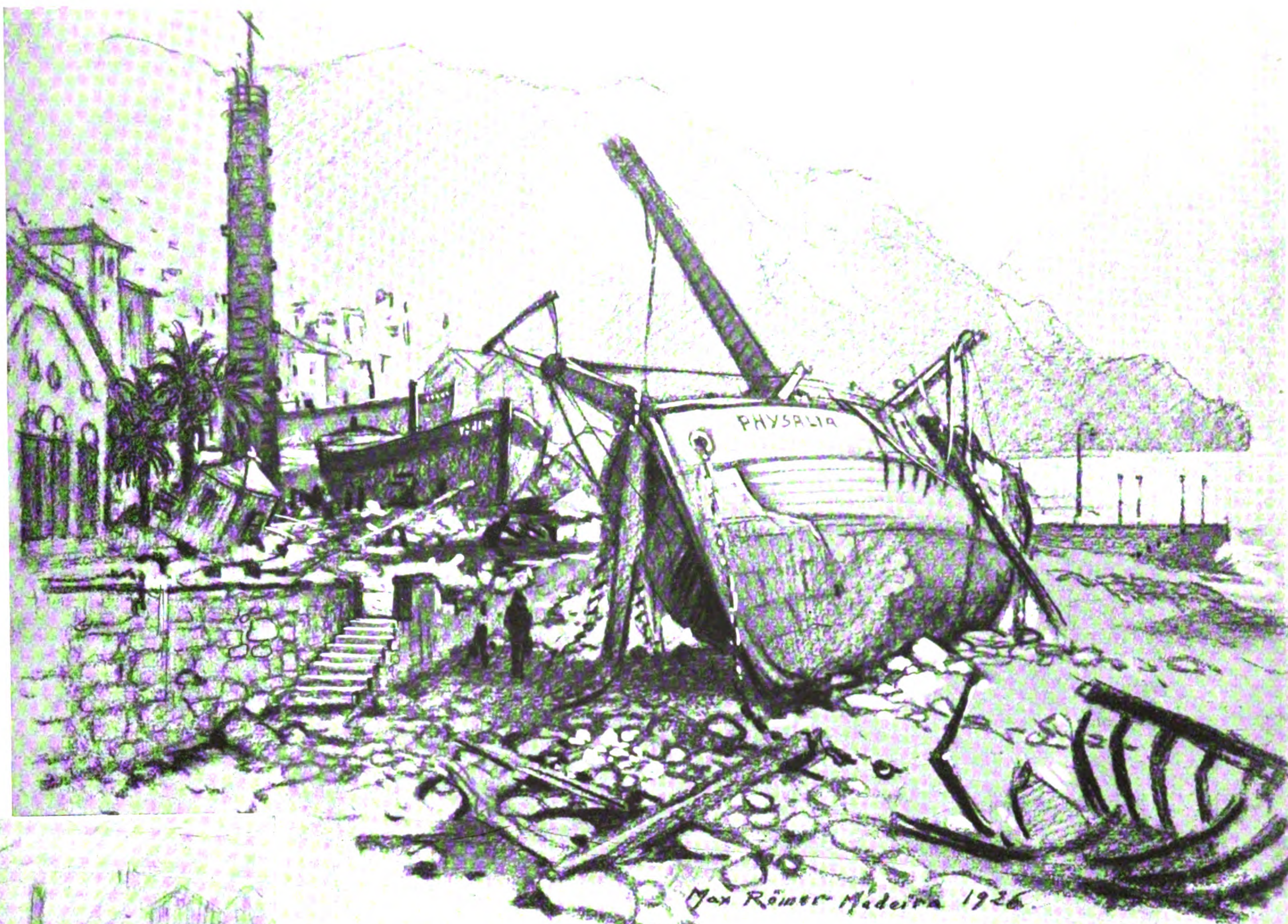


Die Vorburg nach ihrer Wiederherstellung. Im Vordergrund Spuren der Zerstörung bei den Spartakisten-Unruhen. — Im Oval: Kamin.

SPUREN DER ENTFESSELTEN ELEMENTE: BILDER VON DER UNWETTERKATASTROPHE AUF MADEIRA

*

Nach Zeichnungen für die „Illustrirte Zeitung" von Max Römer, Funchal (Madeira).





Oben:
Das Wrack des bei dem Unwetter an den Strand geworfenen Forschungsschiffes „Physalia".

Links:
Einbringen der noch bergbaren Boote in stillere Bezirke der Hafengegend.

Rechts:
Strandhäuser, Boote und Trümmer, die von der Gewalt des Unwetters in eine Hafenstraße von Funchal eingekeilt wurden.

Unten:
Wie Spielzeug quer über die Straße geworfene Hochsee-Kohlenleichter inmitten von Steinen und Wrackstücken.





Am 15. Dezember suchte ein gewaltiges Unwetter die portugiesische Insel Madeira, insbesondere ihre Hauptstadt Funchal, heim. Die Kraft der aufgewühlten See war so groß, daß einige der schweren Kohlenleichter über die Kaimauer geschleudert wurden. Steine und Wrackstücke, selbst zentnerschwere Quadern der Kaimauer führte die Flutwelle bis auf die Promenade. Der erst im vorigen Jahr erbaute kleine Dampfer „Physalia", der vor allem wissenschaftlichen Forschungen dienen sollte, wurde im Hafen von Funchal von der einbrechenden See erfaßt und kenterte, wobei sieben Mann der Besatzung ertranken. Zahlreiche Fischerboote und Küstenfahrzeuge fielen den Elementen zum Opfer. Auch im Gebirge richtete der Sturm bedeutenden Schaden an.

ALTDEUTSCHES BÜRGE



JANUAR
Januar liebet den Wein und trinkt schmausend am häuslichen Herde



FEBRUAR
Frierend schließt Februar dann alle Flüsse mit eisiger Decke.



MAI
Quelle und Waldesgebüsch sind im Mai der Zunder der Liebe.



JUNI
Juni bringt unter die Schere die Scharen der munteren Schafe.



SEPTEMBER
Fleißig gepflügeten Furchen vertraut der September die Saat an.



OKTOBER
Dann liest Oktober mit Freuden zusammen die heiteren Trauben.

DIE KU
IM DOM Z
MIT IHREN

Im Dom zu Münster steht ein Uhrwerk, wie das Mittelalter sie zu bauen für notwendig hielt, um durch das Astrolabium unterrichtet zu werden über den Lauf der Gestirne, vom Kalendarium die beweglichen Feste und römischen Zinszahlen, Epakten, Sonntagsbuchstaben und manches andere Wissenswerte abzulesen und überdies sich an dem Spielwerk der Automaten zu ergötzen. Schon in den Jahren 1464—1470 hatte Hans Düringer der Marienkirche zu Danzig ein diesen Anforderungen entsprechendes Kunstwerk geschenkt, und um 1512 entstand im Dom zu Münster ein Werk, das sich an das Danziger Werk anlehnte. Wohl zerschlugen es 1534 die bilderstürmenden Wiedertäufer, aber 1540—1545 wurde die heutige Monumentaluhr geschaffen, die wohl im Aufbau von ihrer Vorgängerin nicht wesentlich abweicht. Lübeck ließ durch Mathias van Oß 1561—1564 nach dem münsterischen Vorbild eine ähnliche Uhr für seine Marienkirche bauen, und auch Osnabrück nahm für seine 1587 von Jost Bodeker von Warthberg vollendete Domuhr die münsterische als Muster. Die letzte im Kreise der alten deutschen Monumentaluhren trat in der Marienkirche zu Rostock durch die Kunst des Lorenz Borchardt 1641—1643 auf den Plan. Zwar sind in deutschen Landen noch viele andere — ältere und jüngere — Monumentaluhren

…RLEBEN IM JAHRESLAUF.

MÄRZ

Darauf beschneidet der März unsre Reben und furchet die Felder.



APRIL

Blütenschmuck bringet hervor der April, denn er öffnet das Erdreich.



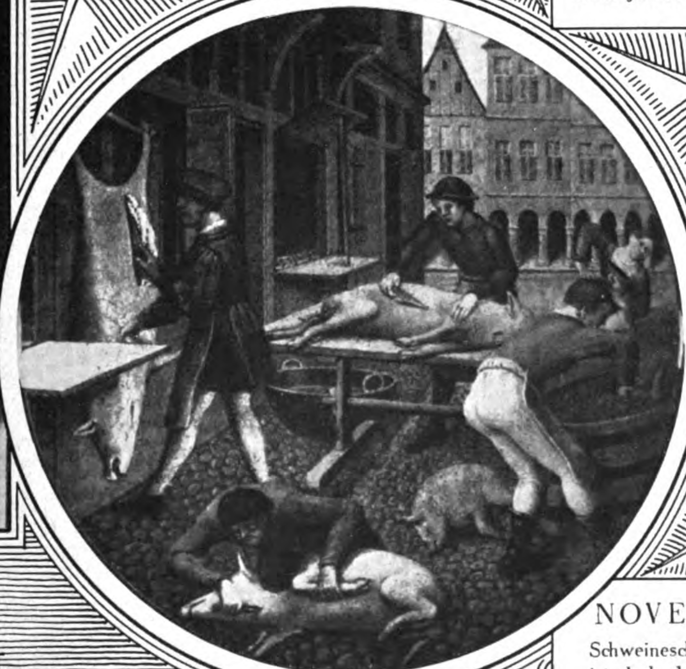
JULI

Nährendes Heu unserm Viehstand gewährend, mäht Juli die Wiesen.



AUGUST

Frohgemut sammelt August auf den Feldern die goldigen Ähren.



NOVEMBER

Schweineschlachten ist doch das Beste vom ganzen November.



DEZEMBER

Holz für den häuslichen Herd siehst du spalten im Wald den Dezember.

…NSTUHR
…U MÜNSTER
…ONATSBILDERN

zu finden, aber die von Danzig über Münster nach Rostock gehende Linie der Entwicklung des Großuhrenwesens ist in ihrer Bestimmtheit einheitlich umrissen durch den straff und klar gegliederten Aufbau des gesamten Werkes: unten das Kalendarium, in der Mitte das Astrolabium planesphaerium und oben das Spielwerk der Schlag- und Tagesautomaten. Münsters Domuhr nimmt unter ihnen noch dadurch eine besondere Stellung ein, daß die acht Meter hohe Abschlußwand gegen die Uhrkammer hin als ein in zahlreiche Einzelheiten gegliedertes Tafelgemälde unter stark niederländischem Einflusse stehender Frührenaissance anzusprechen ist. Auch das Kalendarium, das gegen Beschädigungen durch ein Gitter geschützt ist, weist eine sorgfältigere Durchbildung auf als das der vorerwähnten anderen Uhren. Die Peripherie des inneren Ringes bilden zwölf Kreise, die 14,8 cm im Durchmesser fassende, auf Kupfer gemalte Darstellungen von Szenen aus den zwölf Monaten umschließen. Diese feinen Miniaturen eines unbekannten Meisters besitzen neben ihrem hohen kunstgeschichtlichen auch anzuerkennenden kulturgeschichtlichen Wert. Jedem Monatsbild sind im Geschmack der damaligen Zeit lateinische Verse beigegeben, deren Übersetzungen wir bei den entsprechenden Abbildungen zum Abdruck bringen. Peter Werland, Münster (Westf.).

Ein Räuber in Wald und Hof.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers.


Aus einer Baumhöhle lugender Baummarder.


Auf einem Baumstumpf hockender Marder.


Vorm Hühnerei ruhender Marder.

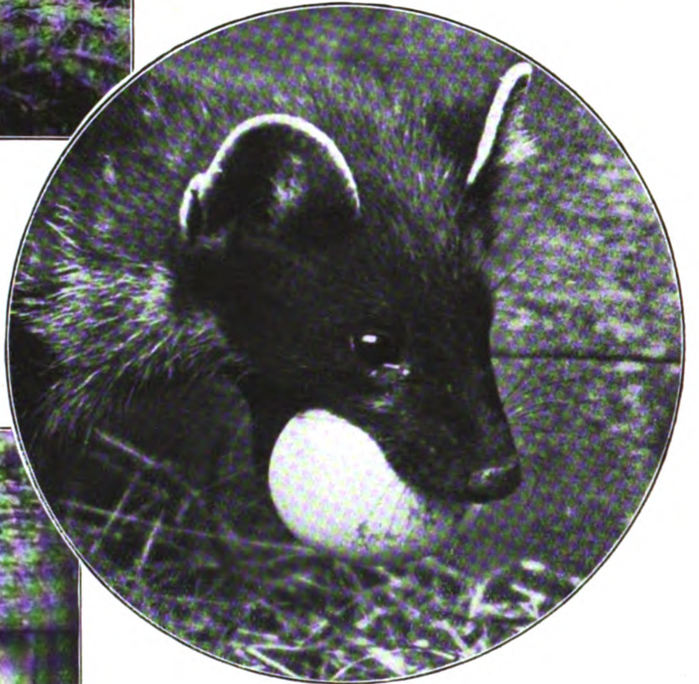
Unser wertvollstes Pelztier, der Edel- oder Baummarder, bewohnt Europa und einen Teil Asiens. Sein Aufenthaltsort ist fast ausschließlich der Wald, in dessen hohlen Bäumen er seine Wohnung und sein Wochenbett aufschlägt. Da die moderne Forstwirtschaft jeden anbrüchigen Baum beseitigt, ist sein Rückgang weniger dem Fang als der fortschreitenden Kultur zuzuschreiben. Wo aber in Forsten und Feldgehölzen hohle Bäume vorhanden sind, findet man den Marder auch heute noch zum Leidwesen der Vogelliebhaber, deren Lieblinge er fast auszurotten imstande ist. In einem anhaltischen Forste hatte im Jahre 1925 eine Fähe mit ihren Jungen von 42 in ihrem Wirkungskreise aufgehängten Nistkästen 28 ausgeplündert und meist auch die Altvögel erwischt, was aus den umliegenden Federn und den kopflos im Kasten liegenden Vögeln ersichtlich war. Noch schlimmer sah es mit den Freibrütern aus. Fast sämtliche Nester verschwanden, und die Losung von Pelzmartel zeigte, wer der Missetäter gewesen war.

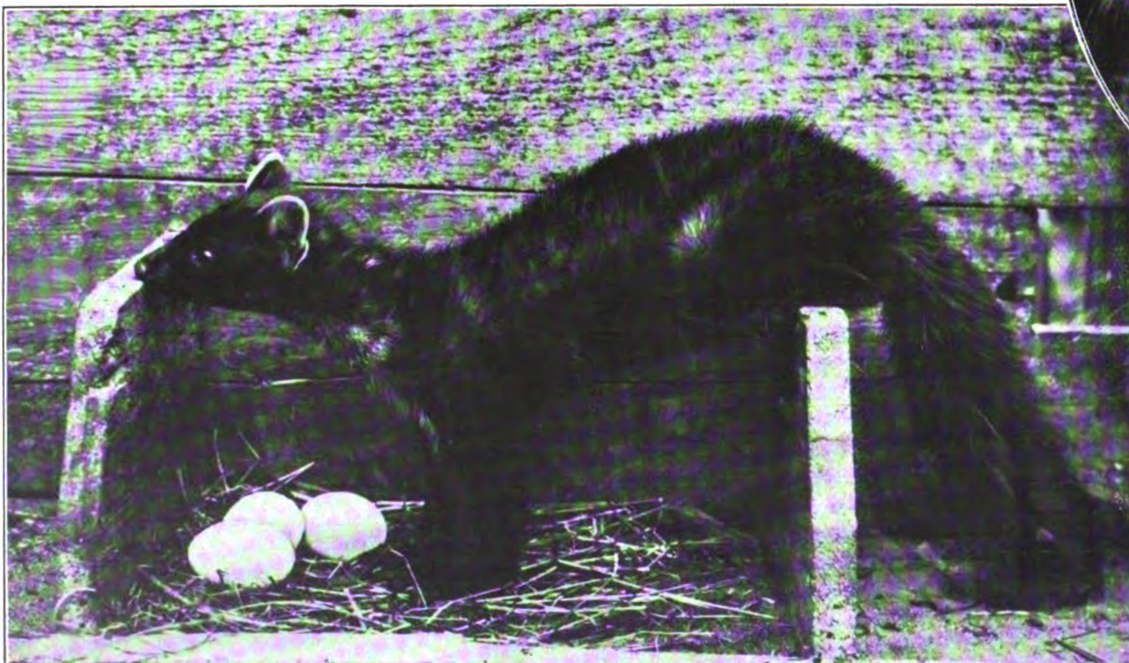
Von der Maus bis zum Rehkitz, vom Zaunschnerz bis zur Auerhenne, alles verfällt seinem scharfen Gebiß; auch Obst, Beeren, Insekten aller Art verschmäht er nicht, und Eier sind ihm eine Delikatesse. So ungern ich den gewandten Räuber, der ja auch seine guten Seiten hat, in unseren Wäldern missen möchte, so wähne ich doch, daß ein Schutz das ganze Jahr über, wie dies in Anhalt der Fall ist, ist mit dem Vogelschutz unvereinbar.

Vieles übrigens, was ihm, ebenso wie seinem Vetter, dem Steinmarder, nachgefabelt wird, bedarf vielleicht der Aufklärung. So trägt er die Eier nicht, wie allgemein angenommen wurde, unter dem Kinn fort, sondern im Fange. Den Körper kann er auch nicht durch ein Loch zwängen, in das er bequem mit dem Kopfe hinein könnte.

Häufig bin ich mit dem schlanken Burschen zusammengetroffen, im Walde sowohl als auch im Gehöft, und so schoß ich einst einen starken Baummarderrüden, den mein Jagdhund am frühen Morgen im Mai verbellt hatte, vom Dach eines Hauses, das keineswegs am Walde lag, dessen Garten jedoch zur Fasanerie eingerichtet war.

In einem etwa neunzigjährigen Eichenbestand bemerkte ich Ende Mai gegen Mittag eine alte Fähe, die ihre vier Jungen in dem Räuberhandwerk unterrichtete. Die Alte bäumte in den Eichen von einer zur anderen, und wenn mir auch manchmal solch Sprung recht gewagt erschien, gelang er doch jedesmal, und auch die dünnsten Zweige, von denen sie beim Ansprung mehrere ergriff, hielten sie vortrefflich. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf die hoffnungsvollen Sprößlinge gerichtet, die sich unten am Boden herumtrieben, auch ab und zu einen Baum erstiegen und unten ein fröhliches Spiel trieben, indem sie sich balgten, sich gegenseitig auflauerten und von einem Versteck aus einer den anderen packte, sich mit ihm einigemal überkugelte und plötzlich loslassend einen Baum hinaufturnte, gefolgt von den übrigen. Dann ging die Jagd hintereinander her, in wagehalsigster Weise selbst über dünnste Zweige. Hierauf ging's wieder auf den Boden; wie die Schlangen kriechend, suchten sie sich zu überlisten oder zu überfallen, und hatte der eine oder andere seine Geschwister aus dem Auge verloren, dann stellte er sich auf die Hinterläufe, um Umschau nach seinen Gespielen zu halten. Die Alte schien ihr Vergnügen an dem munteren Spiel ihrer Kleinen zu haben, beteiligte sich jedoch nicht daran. So kam die lebhafte Gesellschaft immer näher an die mich deckende Eiche, bis solch ein kleiner Racker an meine Stiefelspitze stieß und merkte, daß an dieser noch so ein verhaßter Mensch hing. Einen kurzen knurrenden Ton ausstoßend, flüchtete er, gefolgt von den anderen, mit Windeseile an einer Eiche hoch bis in die äußersten Spitzen, wo sie sich anklammerten und bestürzt auf den Störenfried herunterschauten. Auch die Alte hatte mich nun eräugt und sich platt auf einen starken Ast gedrückt. Noch eine Weile sah ich mir das mir unvergeßliche Bild an, um nach einer Viertelstunde mit dem Revierbeamten dorthin zurückzukehren und alles noch so zu finden, wie ich es verlassen hatte. M. Behr.


Wie der Marder das Hühnerei fortträgt.


Der Marder als Eierräuber im Hühnernest.

Wasser — die Kostbarkeit der Wüste

Alles Leben in den Oasen der Sahara beherrscht der Durst, der Durst der Menschen, Tiere und Gärten. Und Wüste ist nichts als verdurstetes Land. Wo die Möglichkeit besteht, diesen Durst zu löschen, da sind Gärten, da ist die Oase.

Man sollte meinen, heute im Zeitalter der Technik wäre auch die Bewässerung der Wüste ein lösbares Problem. Gewiß, man hat es zu lösen gewußt, aber nur in Landstrichen, die natürliche Hilfsquellen darboten, wo etwa ein schon vorhandenes Flußsystem die Anlage von Staubecken ermöglichte, wie im anglo-ägyptischen Sudan, im Quellgebiet des Nils. Wo aber Flußläufe fehlen oder nur zur Regenzeit Wasser führen, ist diese Frage noch offen. Doch der eingeborene Landwirt löst sie auf seine Weise, die freilich recht primitiver Natur ist.



Primitiver Schöpfbrunnen mit Ochsenbetrieb in einer Oase von Tripolis. Das Staubecken dient gleichzeitig als Waschplatz.



Beim Pflügen mit dem Kamel als Vorspann.
Charakteristisch für die Bearbeitung des Oasenbodens ist der uralte, primitive Pflug aus einer Astgabel mit winziger Eisenspitze, die höchstens zehn Zentimeter tief den Boden aufritzt.

Rechts nebenstehend:
Zur Bewässerung hergerichteter Oasengarten. Die festgestampften Rinnen leiten das Wasser bis in die entferntesten Winkel des Gartens.

Unten links:
Einer der Schöpfbrunnen, deren Silhouetten für das Landschaftsbild der Oasen charakteristisch sind.





Alle Landwirtschaft in den Atlasländern (Marokko, Algerien, Tunis und Libyen) ist Gartenbau. Es ist die Kultur der Dattelpalme, die diese Gegenden ernährt. Sie muß notwendigerweise Kleinbetrieb sein. Der arabische Dattelbauer kennt keinen Fortschritt der Technik. Er bestellt seinen Garten noch heute in genau derselben Weise, wie es vielleicht zu Beginn unserer Zeitrechnung seine Vorfahren taten. So gibt umgekehrt das Studium der heutigen Felderwirtschaft in Nordafrika wertvolle Aufschlüsse über das Leben im grauesten Altertum, wie man es bruchstückweise auf den heute bei Leptis Magna und Sabratha (Libyen) aufgefundenen Mosaiken und Fresken dargestellt findet.

Der Pflug, der heute noch in jenen Gegenden verwendet wird, ist überall auf den Märkten zu haben. Er ist so winzig, daß man ihn sich als Nippsache zum Andenken mitnehmen könnte: Eine etwa ein halbes Meter hohe Astgabel mit einem kleinen Eisenschuh, der die Erde kaum zehn Zentimeter tief ritzt.

Der Lebensnerv des libyschen Oasengartens ist der Brunnen, dessen Silhouette zusammen mit den schlanken Stämmen und Fächerkronen der Palmen der Landschaft ihren typischen Charakter gibt. Das Knarren und Singen der Brunnenräder, das die ganze Oase erfüllt, ist ein ebenso obligater Bestandteil dieses Bildes.

Wo das Wasser in den Oasen als Quelle zutage tritt, da hat man es leichter. Da teilt man den Flußlauf in unendlich viele Rinnsale, deren jedes einen Garten zu bewässern hat. Doch die geringe Ergiebigkeit solcher Quellen zwingt auch hier zum sparsamsten Haushalten. Meist teilt ein „Wasserwart" mit einem besonderen Meßinstrument, das noch genau dasselbe ist wie die Klepsydra (Wasseruhr) der Alten, den Gärten nach bestimmtem Turnus ihr Wasser zu, das nun wie der Kreislauf des Blutes die Oase durchpulst und belebt. Dr. Friedrich Plenzat.



RASENSTÜCK
NACH EINEM AQUARELL AUF PERGAMENT VON HERBERT KAMPF

Der heimliche Held

NOVELLE VON FRANK F. BRAUN

Georg und Bernhard Wenzel bewohnten in der Talstraße 6 im vierten Stock eine Kammer und eine Küche. Es ging ihnen nicht so schlecht, daß sie nicht vielleicht, jeder für sich, ein möbliertes Zimmer in einer freundlicheren Gegend hätten mieten können. Aber sie blieben, wo sie einmal waren. Man hatte seine Bequemlichkeit, man fand seine Gewohnheiten in diesem engen Beieinander. Zudem, Bernhard Wenzel war ein wenig menschenscheu; er wäre ungern in eine andere Straße gezogen. Hier kannte ihn jeder; hier war man an seine unglückliche Erscheinung gewöhnt. Es war schon lange her, daß die Kinder einmal hinter ihm her gelärmt hatten. Als dieser Bucklige mit dem schiefen Höcker täglich durch ihre Straße ging, fiel das Unheimliche und auch das Komische von ihm ab. Er war eben ein Buckliger. Sie schrien jetzt lieber dem weißen Esel nach, den der Gemüsehändler an der Ecke zuweilen vor seine Karre spannte. — Vielleicht brachte der schlanke, hübsche Georg dem Bruder ein kleines Opfer, daß er hier neben ihm aushielt, vielleicht — aber dann ließ er es sich jedenfalls nicht merken.

Georg Wenzel stand vor dem Küchenherd. Aus einem verdeckten Topf quoll Dampf und würziger Fleischgeruch. Er entzündete die Nebenflamme des Gaskochers und setzte Kartoffeln auf. Der Bruder mußte gleich kommen; dann würde man essen.

Er kam immer etwas später, der bucklige Bernhard; in allem hinkte er nach. Das machte nicht so sehr sein Buckel, der ihn nur wenig hinderte, sondern es war vielmehr seine Achtsamkeit, seine Sorgfalt für alle Dinge, die ihn umgaben, für alle Verrichtungen, die er übernahm. Georg schalt ihn, er nannte das Pedanterie; aber Bernhard lächelte dann. Sagte etwas wie: „Laß mich doch" oder: „Wem schade ich damit?" Dagegen war schlechterdings dann nichts mehr zu sagen. Denn er schadete wirklich niemandem, dieser kleine Verwachsene mit den wasserblauen Augen, die immer verschwommen dreinschauten wie ein leicht gekräuseltes Wasser. Er war kurzsichtig; aber er tat nichts dagegen. „Es wird schon gehen," pflegte er zu sagen, wenn ihm jemand Vorhaltungen machte, „noch haben sie ja nichts versäumt oder falsch gemacht, daß ich sie hinter Glaswände sperren müßte." Er meinte seine Augen. Er personifizierte sie, wie er alle Teile seines Körpers anzureden wußte. Sein Höcker hieß kurzweg: Er. „Er wird lästig", sagte er zuweilen dem Bruder, wenn der, in der Nacht erwachend, ihn mit offenen Augen im Bett liegen sah. Dann wußte Georg: Er, der Buckel schmerzte. Es würde also Regen kommen oder sonst ein Witterungswechsel.

„Soll ich dir einen heißen Umschlag machen, Bernhard?"

„Du sollst schlafen," sagte dann böse knurrend der andere, „störe mich nicht." Aber in seinen Augen lag eine weiche Liebkosung; die galt dem Bruder. Doch Georg sah sie nicht. Er drehte sich ohne viele Gedanken um und schlief weiter.

So war überhaupt Bernhard Wenzels Art. Mochte der Buckel Schuld tragen, hatte ihn früher erduldeter Spott abweisend gemacht, er gab sich als ein harter, allen empfindsamen Regungen abholder, schweigsamer Mensch. Er hatte ein Gefühl dafür, nicht unleidlich zu werden mit seiner Art; immer hielt er eine Grenze ein, die anderen Menschen den Umgang mit ihm erträglich machte. So war er im Grunde nicht unbeliebt bei den Kollegen in der Versicherungsgesellschaft. Freilich auch nicht beliebt. War er einmal wirklich mißlaunig, und ließ er es sich merken, dann sagte man: „Ach, der arme Kerl mit seinem Buckel, man muß seinem Mißgeschick Rechnung tragen." War er besonders freundlich, weil vielleicht die Sonne schien, oder weil sein Buckel gerade nicht schmerzte, so hieß es: „Sonst ist nicht mit ihm zu reden, mag er auch heute für sich bleiben!" — Da blieb Bernhard Wenzel eben für sich. Alle diese dreißig Jahre, soweit er denken konnte, war er allein gewesen. Nur der Bruder blieb um ihn, Georg, der Gesunde, der Lebensfrohe, der Aufruhr in Bernhards Blut goß mit jedem Wort. Der vom Rudern erzählte, vom Fußballspiel oder von den Mädchen und dem Tanz. — Wie glücklich müssen diese Menschen sein, die den Arm heben dürfen und eine Frau umfassen! Die mit zielsicheren Schritten sich einer um den anderen drehen und doch wie eine Person erscheinen. Ob er das überhaupt könnte, selbst wenn der Buckel nicht gewesen wäre? Ich vermöchte es nicht, dachte er, auch wenn ich anders gestaltet wäre, gelänge mir das nicht. Das söhnte ihn ein bißchen aus, und er trug seinem Buckel nichts nach. „Mein Buckel," sagte er zu dem Bruder, „der hier auf dem Rücken, das ist nicht der schlimmste. Aber der hier drin, der Buckel in der Seele, den mache ich dem lieben Gott zum Vorwurf." Und er lächelte bitter, als Georg ihn verwundert ansah. Freilich, der Georg, wie konnte er annehmen, daß der ihn verstand! Verstand jemals ein Mensch den anderen? Brüder! Sie waren alle Brüder im Anfang und verstanden sich doch nicht. Lag es an der Sprache? Wahrscheinlich. Sie hatten sich ganz auf ihre frei erdachten Worte verlassen. Aber die vermittelten nur Gedanken, nur den Geist. Die Sprache der Gefühle vernachlässigten sie gänzlich, sie blieb ein Lallen. Da verstand niemand mehr den anderen. Und nun gar der Georg! Wie durfte er verlangen, daß Georg, der nur das Lachen als Sprache anerkannte, dem die Lebensform Freude war, daß der seine trüben Empfindungen nachfühlen oder nur ahnen konnte. Es wäre ungerecht gewesen, solches zu verlangen. — Da verlangte er es nicht mehr. Sehnte sich auch nicht nach des Bruders Mitempfinden. Bernhard Wenzel, der körperlich zur Passivität verurteilt war, sublimierte alle weichen Gefühle, die in ihm waren, zu einer Aktivität der Seele. Er liebte seinen Bruder. Liebte ihn versteckt, wie wenn er sich schämte; und war nicht anders gegen ihn als gegen Fremde; aber er trug seine Liebe wie einen stillen, tröstenden Glauben. Es gab also Liebe auf der Erde, auch für ihn. Denn wer gibt, muß doch besitzen, um geben zu können. — Die Welt sah nicht in sein Herz, auch der Bruder nicht.

„Lachen Sie doch nicht", sagte der Prokurist im Bureau der Versicherungsgesellschaft, als der älteste Kommis hinter Bernhard Wenzel hersah, der, auf dem Wege zur Tür, noch einmal alle seine Taschen befühlte. „Der Mann tut seine Pflicht so gut wie Sie!" — Das war die Meinung seiner Vorgesetzten. Er tat seine Arbeit so gut wie ein anderer. Damit war seine Stellung gesichert.

Bernhard Wenzel stand neben einer Kontoristin am Fahrstuhl des Geschäftshauses. Das Mädchen trat zurück und ließ ihn in dem für zwei Personen bestimmten Fahrstuhl allein fahren. Weshalb sie das tat, wußte sie nicht; sie war ein dummes Geschöpf, das aufkreischte, wenn es einen Kriegsverstümmelten sah. Sie meinte, es sei wohl ihr Mitleid. Diese Menschen wie jener Bucklige eben taten ihr so furchtbar leid. — Bernhard Wenzel sah sie nicht an. Er kannte das, hatte das alles erlebt. Dieses Zurückweichen, dieses Anstarren, alles hatte er erlebt, oft genug. Nun sah er es gar nicht mehr, weil er es nicht sehen wollte. Denn daß es nicht Mitempfinden war, wußte er lange schon. Früher einmal hatte er gedacht, es sei Mitleid, und er hatte das Mitleid zurückgewiesen, stolz, verletzt, daß man ihn mit diesem Gefühl, das Güte sein wollte, nicht als voll anerkannte und also Wunden schlug. — Er lachte vor sich hin, als er unten ausstieg. Neugier war es gewesen, nichts als Lust am prickelnden Schauer; vielleicht war es dasselbe Grauen gewesen, das sie, nur stärker noch, auf die Jahrmärkte lockte, wo Tiger rohes Fleisch zerfetzten, Krokodile lebende Tierchen fraßen und Wilde um einen Totenschädel tanzten, so daß man sich ganz gut vorstellen konnte, sie hätten das Fleisch abgenagt. — Er war eine Mißgeburt. Er paßte in die Menagerie. Schrei! Bernhard Wenzel fletschte die Zähne! Beschmiere dich mit Ziegenblut! So ist viel Geld zu verdienen! — Ekel schüttelte ihn. Es mochte Zwerge und Bucklige geben, die Phantasie mitbekommen hatten, oder die ein Zufall in die Groteske schleuderte — er empfand bürgerlich. Er war innerlich fern allem Außerordentlichen, allem, was abwich vom Wege des Alltags. Ihn lockte nicht dieses Abenteuer einer entwurzelten Existenz, die vielleicht Freiheiten eintauschte für Ruhelosigkeit. Er liebte seine Beschäftigung, er liebte die beiden Wege des Tages. Wenn sein Höcker nicht schmerzte, wenn die Sonne manchmal gegen Abend in das Küchenfenster schien, und man saß dann in einem bequemen Stuhl, ein Buch auf den Knien, und las von der Schönheit der Welt, von der Liebe, vom Glück — war das nicht dann schon so gut wie ein Glück? Ein ruhiges, zufriedenes Sichbegnügen? — Glück war eine Gedankenharmonie, man konnte nicht immer in diesem Zustand sein. Es gab Verdruß, Leiden und Sorge. Aber zuweilen war man glücklich, eine Stunde einmal, einen Abend lang. Bis der Neid kam. Der Neid war eine Krankheit. Die saß im Buckel. Mit dem Buckel wäre sie abgefallen. Aber der Buckel saß fest. Der Buckel war vielleicht ein Zeichen, das Gott ihm mit auf den Weg gegeben hatte, damit er ihn wiederfand, wenn er ihn suchte... Vielleicht war er, der bucklige Bernhard Wenzel, wichtig! Vielleicht lag in seiner Zukunft eine große Tat, ein großer Gedanke, und Gott wollte aufzeigen können: Schaut her, dieser mit dem Höcker, das ist er, der Bernhard Wenzel, wie ihn die Menschen nennen!

In Gedanken verloren, wanderte er seinen täglichen Weg. Das Leben rauschte an ihm vorbei mit Stimmengewirr, Lichtspiegelungen, metallenem Klingen und hundert verwirrenden Geräuschen. — Dies alles brauche ich nicht, nichts davon ist mir Notwendigkeit. Es ist zuviel Geist auf der Welt. Nun schlägt er nieder und formt sich um in Materie, aber nicht ganz, er steckt in ihr und rollt sie, dreht sie, flackert und glüht in ihr. Ich brauche das alles nicht. Ich würde auch meine Bücher nicht benötigen. Ich bin selber ein Buch. Jeder Mensch ist ein Buch. Aber keiner liest in sich, keiner läßt sich zu Worte kommen. Sie stecken wie junge Vögel die Köpfe in die Herzwärme des Nächsten.

Ein Passant stieß ihn unsanft. Als er sah, wen er gestoßen hatte, entschuldigte er sich. Wenzel lächelte bitter; dem anderen tat seine Entschuldigung leid.

„Das Essen ist fertig", begrüßte ihn der Bruder, als er eintrat. „Ruhe dich einen Augenblick aus, dann nimm die Teller."

„Du hast es ja so eilig. Ist schon alles fertig?"

„Alles fertig. Ich muß um sechs Uhr auf dem Marktplatz sein."

„Gibt es jetzt wirklich etwas, das dich zwingen kann?"

Georg faßte den Bruder und drehte ihn einmal um sich selbst. „Ja, du! Wir kriechen zu Kreuze, wir kapitulieren!"

„Also eine Liebe", sagte Bernhard, und sein Ton schien ungerührt. „Aber das ist dir doch schon öfter passiert."

„Selbst du also spürst, daß diese etwas Besonderes ist, etwas Einmaliges!" sagte froh der Bruder. „Woran merktest du es? Lachte ich? Sagte ich etwas? Ich habe kein Wort gesprochen!"

„Ich kenne dich doch. Wenn es die Trude wäre, hättest du kaum ein Wort verloren von deiner Verabredung. Gehst du nicht jeden Abend zu den Mädchen und erwähnst es nicht."

„Du hast merkwürdige Ansichten."

„Vielleicht", sagte Bernhard, „darum, daß ich deinem Leben ein bißen fernstehe. Ich höre nur halbe Worte, nur weggeworfene Nebensächlichkeiten. Aber ich meine doch, so ungefähr ein Bild zu haben."

„Nun ja, ich ging zum Tanzen. Sollte ich nicht? Ich war abends mit Mädchen..."

„Bruder!" rief Bernhard, „mache ich dir einen Vorwurf? Ich freue mich ja darüber. — Aber du sagtest: ging?"

Georg tat eine Handbewegung, die einen Abschluß anzeigen sollte. „Das war! Jetzt gehe ich nicht mehr zu den Mädchen, zu irgendwelchen, mit denen ich tanze, jetzt gehe ich nur noch zu ihr! Luzi heißt sie. Ich habe sie angesprochen. Wir treffen uns heute schon zum drittenmal. Ach, du, ist das ein Mädel!"

Angesprochen, dachte Bernhard, er hat ein Mädchen angesprochen! Er ist mein Bruder, er hat das Blut derselben Mutter! Und er grübelte wieder einmal einer Ursächlichkeit ihrer Verschiedenheit nach, während der Bruder Schüssel und Teller richtete.

„Willst du sie heiraten?" fragte nach dem Mittagessen der Bucklige, und er zitterte vor einem Ja.

Der Bruder stand schon vor dem Spiegel im Schlafraum. Er drehte sich um. „Solange wir beide uns hier vertragen, sehe ich keinen Grund, mich wegzuwünschen. Willst du mich los sein?" Er lachte. „Zudem: zum Heiraten gehört Geld. Sie ist arm wie ich. Aber hübsch, du! Wenn sie ihr Samtkleid anhat — ach! Überhaupt, du solltest doch gelegentlich mit uns ausgehen. Am Sonnabend. Wir treffen uns im Stadtpark, wie? Soll ich das einmal vorschlagen? Du mußt heraus, Bernhard, wirklich. Und Luzi ist nicht so."

„Ach, sie ist nicht so", wiederholte Bernhard.

Georg lachte hell. „Nun, dein Buckel ist doch nun einmal nicht aus der Welt zu bringen, Junge."

„Nein," sagte Bernhard, „nein, das ist er nicht." Er nennt mich Junge, lächelte er innerlich, dabei ist er der Jüngere. Er will mich ihr vorstellen, mich! Und es besteht gar keine Notwendigkeit dazu. Mit einer Tasse Kaffee in der Hand trat er zu dem am Spiegel Stehenden. „Trinke noch einmal, hier. In den Lokalen kostet alles Geld."

„Und ich habe keines!"

Bernhard hielt die Untertasse, während der Bruder trank. Er rechnete. Es würde gehen. Mit der freien Hand griff er in die Tasche. „Willst du?"

„Ja, du Krösus, das sind ja fünf Mark! Wo kommen die denn um diese Jahreszeit her?"

„Nimm nur."

„Na, danke. Erinnere mich aber, ich vergesse so etwas." Er war hinaus.

Bernhard räumte das Eßgeschirr zusammen. Während er die Teller und Töpfe wusch, pfiff er ein Lied. Er wollte ein Lied pfeifen. Krampfhaft zwang er die Töne. Sie sollten diese kleinlichen Gedanken übertönen, die da in ihm empordrängten. Was ging es ihn an, wieviel Geld sein Bruder ausgab. Oder ärgerten ihn seine fünf Mark? Lachhaft! Warum denn gab er sie? Schäme dich, Geizhals. Wer schaut dich an? Wozu brauchst du neue Krawatten? Und gleich zwei! Es ist wahrhaft lächerlich, sagte er halblaut in das Rinnen des Wassers. Hat einen Buckel wie einen Rucksack und will sich Krawatten kaufen! Das sollen hübsche, glatte Menschen tun, da hat es einen Sinn. — Er setzte den Emailletopf aus der Hand. — Eigentlich ist es ungerecht, dachte er, man hat auch sein Recht auf irgendeine Wunscherfüllung. Und wenn es bunte Selbstbinder sind! Eigentlich ist es unrecht!

Aber dieses „eigentlich" war so oft gedacht, so viele Male erfühlt, daß es nicht mehr bis zum Grunde drang, bis dahin, wo der wirkliche Schmerz und die Trostlosigkeit in einer Herzkammer schliefen.

Am Abend saß er dann am offenen Fenster. Es war ein warmer Tag, der sich in die Arme der Nacht fallen ließ. Die Schiefer der Dächer leuchteten noch schwarz oder rötlich, aber tiefer der Erde zu verschwammen bereits Licht und Schatten. — Da dachte Bernhard Wenzel, daß man jetzt hier vom Fenster aus von seinem Buckel, wenn er unten auf der Straße ginge, schon nichts mehr sehen würde. Das schien ihm eine nachdenkliche Falte auf die Stirn zu zeichnen. Er saß lange so. — — —

Es war anderen Tages um die Mittagszeit, als von Hamburg der Versicherungsgesellschaft die Havarie eines Dampfers gemeldet wurde. Der Prokurist schrieb einen eiligen Bericht und gab ihn Bernhard Wenzel zur Erledigung. „Ich will selber zur Post gehen," sagte dieser, „es eilt, und die Boten sind nicht hier." Der Prokurist nickte. — Bernhard Wenzel fuhr mit dem Fahrstuhl hinunter, als es plötzlich einen Krach gab. Mit einem so plötzlichen Ruck stand der Aufzug, daß Wenzel in die Knie geschleudert wurde. Er fühlte einen stechenden Schmerz im Gelenk. Als er sich aufrichtete, merkte er, wie sein Fuß anschwoll. — Der Fahrstuhl holperte zur Erde.

„Was war denn?"

„Stromunterbrechung, kann passieren."

Wenzel humpelte zur Post.

Als er wieder in das Bureau trat, war der Schmerz unerträglich.

„Nach Hause!" befahl der Prokurist. „Hier, nehmen Sie Geld, Sie müssen fahren."

„Danke, Herr Schumann."

Herr Schumann wollte sich abwenden, als ihm etwas einfiel. „Überhaupt, Wenzel, wo Sie doch ein bißchen behindert sind, auch sonst nicht der Kräftigste, Sie sollten sich in eine Lebens- und Unfallversicherung einkaufen. Sie haben es hier bei uns so einfach. Überlegen Sie sich das einmal. Die paar Mark bringen Sie auch noch auf. Sie sind dann gesichert. Gute Besserung."

„Danke, Herr Schumann."

Er schlich nach Hause. Es ging gegen sein Prinzip, einen Wagen zu benutzen. So etwas war für die Reichen da, für die, denen es auf fünf Mark nicht ankam. Seinesgleichen mußte zu Fuß gehen. Auch wenn es schmerzte. — Er hätte eine Straßenbahn benutzen können. Aber diese Wagen mit den beiden Reihen Menschen, die gezwungen sind, sich anzustarren, die sich mustern, vergleichen — es tat weh, aber er ging lieber. — Sich versichern. Bah, für wen denn? Frau und Kind? Bah! Und ich! dachte er, ich selber! Wenn es mich einmal erwischt, wenn ich nicht mehr verdienen kann? Soll ich dem Georg zur Last fallen? Er reckte sich ein wenig; seine kleine Gestalt war nun ein Fragezeichen. Nein, das würde er gewiß nicht!

Seine verschwimmenden Augen forschten über die Straßenkreuzung, dann wagte er sich hinüber. Ach, endlich die Talstraße! Nein, das wußte er gewiß, der Georg sollte an ihm keine Last haben. Er sah einem Automobil nach, das um die Ecke bog. So ein eiliger, lautloser Wagen. Es ging schnell, es war alles nur ein Augenblick. Man wurde aufgehoben, man sah noch einmal ein Menschengesicht über sich geneigt — einmal gütig, einmal vielleicht freundlich — und es war vorbei. Und dann? Dann kam die kühle, weiche Erde. Und die Seele, der Geist? Gott? Wie war das? — Er stieg die Treppen hinauf und trat in die Wohnung. — Das war alles das gleiche, Seele, Gott, Geist, das war das Leben. Mit dem Leben aber hatte man dann nichts mehr zu tun. Dieser Funke Leben, der sich eingebildet hatte, ein Ich zu sein, sprühte dann in das Fluidum All zurück. Ein Wassertropfen, der weiß: Ich bin ein Regentropfen und segele durch die Luft. Am Ende fällt er ins Meer und ist nicht mehr. Ist Meer geworden, weiß nichts mehr von der Einzelexistenz seiner Reise, fühlt sich Meer — Unendlichkeit. War es so? So war es! Und blieb der beste Trost, der seinem verpfuschten Leben Zuversicht lieh.

Er entkleidete sich und warf sich auf das Bett. Weder Speise noch Trank rührte er mehr an. — Er lag und starrte auf das lichte Fenster. Drüben in der Dachrinne lärmten die Sperlinge. Zerzaust flog einer von ihnen davon. Vielleicht war er mißgestaltet, vielleicht hatte er eine graue Feder, wo jene braune trugen? — „Denken Sie über die Sache nach", hatte der Prokurist gesagt. Was war da zu denken? Wenn er nun jetzt nicht wiederaufstehen konnte, wenn er gelähmt blieb, oder der Fuß ward schwer beweglich! Dann würde man ihm kündigen. Dann lag er hier, und der Bruder — aber nein, nicht der Georg. Was also? Man müßte es doch tun. Aber das Geld? Wer konnte die Prämie erschwingen! Und jedes Jahr auf den Monat verteilt, machte das, machte... Er rechnete. Nein, es ging nicht. — Wieder sah er auf das Fenster, schaute durch das Glas und sah drüben das Schieferdach. Wie hoch unser Haus ist! überlegte er. Wie sehr, sehr hoch! Und plötzlich schwieg sein Gedanke. Er sah eine steile Häuserwand, die ging hinauf bis in den Himmel; und oben, in den Wolken beinahe, stand ein Buckliger und winkte — und dann ließ er sich hinabfallen. — Bernhard Wenzel schloß die Augen. Er fühlte den Sturz. Eine Sekunde lang drängte all sein Blut zum Herzen, sein Kopf war leer — und er fiel — fiel — Aber das war wohl das Fieber!

Er hatte wirklich Fieber. Georg erschrak, als er am Nachmittag den Bruder fand.

„Keinen Arzt!" flüsterte Bernhard. „Hörst du, keinen Arzt!"

„Aber warum nicht? Vielleicht genügt es nicht, kalte Umschläge zu machen."

„Sie genügen," sagte Bernhard, „ich will keinen Arzt." Als der Bruder stumm und ratlos an seinem Bett sitzen blieb, murmelte er etwas wie eine Erklärung nach, aber sie war unvollständig; er verwirrte sich. „Nackt..." vernahm Georg, „.... betasten mit höhnischen Fingern..." und er sah, wie es den Kranken schüttelte. Er legte ihm seine Hand auf die Stirn. „Schlafe, Bernhard, es kommt kein Arzt, wenn du es nicht willst." Da lag der kleine Verkrümmte mit einmal still. Er schloß die Augen und fühlte die Hand, diese kühle, große Hand auf seiner Stirn. Aber es war nicht mehr seine Stirn, es war sein ganzer gequälter, armer Leib, der unter dieser Hand lag. Ihre Kühle sank in sein Blut, daß es das Fieber vergaß. — Seine Hand, dachte er, es ist seine Hand. — Dann schlief er ein. — — —

Sie saßen im Stadtpark. Es begann zu dunkeln. Auf dem Wasser betrieb man Vorbereitungen für das Feuerwerk.

„Hat er wirklich so einen großen Buckel, Georg?"



MEUTE IM ZWINGER
GEMÄLDE VON RUDOLF SCHRAMM-ZITTAU

Der nickte. „Er ist auch häßlich. Aber das weiß er nicht. Er meint, aller Abscheu gelte seinem Buckel."

„Abscheu?"

Der Bruder sah sie an. „Es ist schon so", sagte er; es kam resigniert heraus.

„Wie schrecklich!" Dann war für Luzi die Sache abgetan. Das Eis auf ihrer Silbermuschel begann zu schmelzen. Da aß sie mit spitzer, voreilender Zunge, hingegeben dem kleinen Genuß. Nach einer kleinen Weile begann sie: „Du bist so still? Es fällt mir schon seit einigen Tagen auf. Ist dir etwas Unangenehmes zugestoßen?"

Er schüttelte den Kopf. „Nein. Bin ich stiller als sonst? Aber da kommt mein Bruder. Er war krank; er ist seit gestern erst wieder auf den Beinen."

„Ich weiß", sagte Luzi.

„Ich meine nur, damit du etwas zu reden hast im Anfang. Er selber spricht nicht viel."

Bernhard Wenzel ging noch ein wenig unsicherer als sonst. Das war nicht so sehr die Nachwirkung seiner Verstauchung als vielmehr das Gefühl, sich beobachtet zu wissen. Er ahnte, dort an dem Tisch, dem er zusteuerte, sahen ein Paar Mädchenaugen ihm entgegen, betrachteten ihn, schätzten ein, erschraken oder spotteten. Er stolperte, seine eigenen Füße waren ihm im Wege gewesen. Unsicherheit trieb ihm ein Rot in die blauen Adern an der Schläfe.

„Da bist du ja, Bernhard. Komm, setz' dich hierher, da siehst du nachher das Feuerwerk."

„Ich freue mich", stotterte Bernhard und fühlte erschreckt, wie sich eine fremde, kleine Hand in seine Finger schob.

Luzi sah von ihm fort. Es war schwer, ganz gewiß war er sehr häßlich, aber sie beherrschte sich. „Sie waren krank, Herr Wenzel?"

„Ja, ich war krank. Meine Ungeschicklichkeit und ein Zufall, ich — es war der Fuß."

„Und nun ist es wieder besser?"

„Besser, gewiß. In Ordnung."

Frage und Antwortspiel klappten programmäßig. Dann gaben sie es auf. —

Nach geraumer Zeit fragte Luzi verwundert ihren Freund: „Was hast du nur? Ich kenne dich gar nicht wieder."

„Du bist sehr still in letzter Zeit. Du lachst nicht mehr, das ist wahr", sagte Bernhard.

„Ich habe vielleicht keinen Grund, zu lachen!"

„Wenn ihr keinen Grund habt..." sagte Bernhard und sah ins Ungewisse. Er kam sich so überflüssig vor. Was sollte er hier? Welch einer unverständlichen Laune seines Bruders hatte er nachgegeben? Dann dachte er, daß es im Grunde ganz gleichgültig sei, wo er sitze. Störte er nicht immer, wo ein froher Kreis beisammen war? War nicht ständig eine Atmosphäre um ihn, die sich schwer auf jede Stimmung legte, bis er hinaus oder vorüber war?

Sausend kletterte die erste Rakete in den Nachthimmel. Sterne blinzelten spöttisch auf das Riesenfeuerwerk der Zwerge.

„Wenn nicht ein Wunder geschieht, bin ich in drei Wochen ein toter Mann."

Wer hatte gesprochen! Wer sagte so Entsetzliches! Bernhard fuhr herum. „Georg, was redest du?"

„Die Wahrheit."

Luzi lächelte pikiert. „Du liebst Sensationen. Erkläre dich!"

„Mir war ein Depot anvertraut — ich habe spekuliert mit dem fremden Gelde. Ich wollte mit einem Zug heraus aus der Misere — und habe verloren."

„Wieviel?" fragte Luzi, und der silbrige Löffel wippte auf ihrem Finger.

„An fünftausend Mark."

„Bah!" stieß Luzi die Luft durch die Nase. Sie weiteten sich, diese kleinen, gebogenen Nasenlöcher. Sehr kampflustig schien ihr Gesicht jetzt. „Es wird sich regeln lassen?" fragte sie kurz.

Georg Wenzel schüttelte den Kopf. „Wir haben nichts," sagte er, „wenn ich alles verkaufte, es blieben, an der Schuldsumme gemessen, nur Pfennige."

„Und da lädst du mich ein? Da nimmst du so wenig Rücksicht auf mich, zeigst dich mit mir in öffentlichen Lokalen? Wo du in vier Wochen vielleicht vor dem Richter stehst!" Sie sprach nicht weiter. Das geisterhafte Gesicht Bernhard Wenzels ließ sie verstummen. Dieses verzerrte Gesicht, diese Fratze mit den brennenden Augen stand plötzlich dicht vor ihr. „Schweig!" keuchte eine heisere Stimme sie an. „Siehst du nicht, daß hier ein Mensch zu Boden fiel!"

„Wie dürfen Sie mich duzen!" Sie sprang auf. Aber sie beherrschte sich. Ein Skandal schadete nur ihr, nicht diesen beiden.

„Schöne Brüder!" zischte sie. „Einer paßt zu dem anderen. Feine Brüder, Buckel und Betrüger!" Ihre Augen funkelten gereizt aus einem Spalt; eine Katze im Dunkel, vom Licht getroffen, stand sie eine Sekunde. Als keine Entgegnung kam, nahm sie das als ihre Genugtuung. Sie drehte sich ohne Gruß um.

Ein Sonnenrad kreiste; sprühte lodernd auf, spie bunte Kugeln — und fiel in das Wasser.

Bernhard sah den Bruder an. Der hielt die Hände vor das Gesicht gedeckt. Seine Schultern zuckten. Da spürte der Bucklige bei allem Wehgefühl, das dem Bruder galt, wie er selber wuchs. Er wuchs. So

wenig vertrugen diese gesunden Lachenden, daß sie weinen mußten, wenn das Unglück sie anrührte! So wenig wußten sie vom Leid? Ein Mensch war vorübergegangen und hatte höhnisch den Buckel gestreift. Was war da viel geschehen! Oh, das kannte er. Nun hast du auch einen Buckel, Georg, dachte er, nun bist du wie ich. Entgleistes Ebenbild Gottes. Aber da ballte er seine Fäuste. Wie war denn das, hieß das nicht Schadenfreude? Vergaß er, daß dies der Bruder war, der einzige Mensch, den er liebte? — Er hob die Kinderhand zu einer bittenden Gebärde, er griff nach der Stirn des Bruders: Willst du meine Hand jetzt, willst du? — aber er sagte das Wort nicht, und die Gebärde erlahmte früh. Da blieb an Außerem nichts als ein trauriger Krüppel, der mit seltsamen Augen einen Großen, Beneideten weinen sah. — Innerlich aber hatte Bernhard Wenzel seine große, einzige Stunde! Das Leben mit seinen verknüpften Schicksalen legte sich ihm zu Füßen wie ein gehorsamer Hund. Es gab sich in seine Hand, diese eine Stunde lang. Das begriff er. Da war es mit einmal klar in ihm. Licht gebar sich aus dumpfem Vegetieren, ein Zweck erklärte sich, ein Dasein begriff seinen Sinn. — Er saß, bleicher noch als je, vorgebeugt mit gespreizten Händen. Ein Krampf schien ihn niederzudrücken. Dann packte er zu. Seine verkrüppelten Krallenfinger faßten einen Löffel, einen armseligen Blechlöffel, der Silber vortäuschte, aber der schien ihnen mehr als alle Schätze der Welt. Er hielt ihn. Er hielt ihn in der Hand und wollte ihn mitnehmen. — Als sie aufgestanden, als der Kellner das Geld einstrich, fühlte er dessen Hand an seinem Rockärmel. „Sie, Herr, der Löffel gehört hierher!" — Da sah Bernhard Wenzel erstaunt, daß er einen Löffel in der Hand hielt — und ließ ihn fallen. — — —

Am anderen Tag ging Bernhard Wenzel versonnen einher. „Warte," sagte er einmal am Morgen kurz zu dem Bruder, „übereile nichts. Kommt Zeit, kommt Rat."

Georg schien wieder gefaßt und ruhig. „Gewiß", sagte er. In der Tür hielt er den Bruder an. „Bernhard, glaubst du, daß es Schlechtigkeit war?" fragte er. „Glaube du es nicht! Glaube du es wenigstens nicht!"

Der Bucklige neigte den Kopf. „Es war unvorsichtig", sagte er leise. „Du darfst nie wieder so leichtsinnig sein. Versprich es mir."

„Ja."

„Hier in die Hand."

Georg schaute ihn verwundert an. „Was soll das?" Aber der Blick des Bruders zwang ihn. „Ich verspreche es dir. Aber mit Vorsätzen ist diese Sache nicht aus der Welt getan."

„Nein", sagte Bernhard, und Georg sah verwundert ein Lächeln um den verknitterten Mund. „Nein, mit Vorsätzen allein ist sie nicht aus der Welt zu schaffen."

Dann trennten sie sich.

Bernhard Wenzel ging in sein Bureau. Er wanderte durch die Straßen, und sie schienen ihm an diesem Morgen freundlich und anders, so, als seien es ganz neue Häuser, die da aufgewachsen waren über Nacht.

Ein Fräulein stand vor dem Fahrstuhl. Er lächelte sie an. „Wollen Sie lieber allein fahren?"

„Nein", sagte sie schüchtern. „Warum?"

Er nickte. „Dieses Warum, Fräulein, macht vielleicht einen neuen Menschen aus Ihnen."

„Wie, bitte?"

Er stieg aus. In den Fahrstuhl rief er ihr nach: „Es gibt zwei Warum. Warum ich, warum der andere!" Sie sah ihm erschrocken nach. —

„Herr Schumann," sagte er in der Mittagspause, „ich habe mir überlegt, was Sie mir kürzlich rieten. Ich werde mich mit fünftausend Mark in eine Lebensversicherung einkaufen. Können wir das gleich erledigen?"

„Na ja", sagte Herr Schumann. „Das tun Sie nur." Und er schrieb eine Police aus. „So, nun sind Sie im Falle Ihres Todes mit fünftausend Mark versichert. Gesund sind Sie zur Zeit?"

„Ganz gesund. Wer bekommt das Geld, wenn ich sterbe?"

„Das fügen wir hier ein. Wer also?"

„Mein Bruder Georg Wenzel, Talstraße 6."

„Schön. Noch etwas?"

Bernhard Wenzel zögerte. „Ja, Sie wissen, was mir neulich zustieß, Herr Schumann. Ich bin unsicher geworden. Es wäre mir eine Beruhigung, wenn diese Versicherung sofort zu laufen beginnen könnte."

„Tut sie, mein Lieber", lachte Herr Schumann. „Sie läuft seit einer halben Stunde. Sie können ja, wenn Ihnen das eine Beruhigung ist, gleich die Prämie bezahlen. Dann dürfen Sie auf der Stelle vom Schlag getroffen umfallen, und die Gesellschaft zahlt anstandslos." Er rechnete die Summe aus. „Haben Sie Geld bei sich? — So, sehen Sie, nun dürfen Sie sterben." Er lachte breit.

Am Nachmittag dieses Tages schloß Bernhard Wenzel sorgsam sein Pult ab wie alle Tage. Er hängte seine Kontorjacke an den gewohnten Nagel. An der Tür befühlte er seine Taschen. Er hatte alles.

Unten stieg er in eine Straßenbahn und fuhr nach Hause. Ja, die Leute schauten, Kinder kicherten; es war alles, wie es immer gewesen war. Nur, Bernhard Wenzel bemerkte nicht, was um ihn vorging. Er war versunken in ein tiefes Denken. — Im Hause langte er als erster an. So hatte er es gewollt. Er nahm die Police der Versicherung aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. Mitten auf den Tisch. Dann stand er viele Minuten bewegungslos. Er dachte nichts in dieser Spanne Zeit, er ließ sich planlos treiben von einem ungekannten Lustgefühl. So war das, so also war das, was man Glück nannte! So pulste einem das Frohgefühl durch die Adern, so viel steckte in einem, von dem man nichts geahnt hatte! Dann wandte er sich ab. Mit gelösten Tritten stieg er die Treppe hinab. Als am anderen Ende der Straße sein Bruder auftauchte, war er gerade auf dem Marktplatz angelangt.

Er schaute sich um. Was war denn hier? Fahnen, junge Menschen, Gesang. Was war denn? Da standen Lastautomobile, grüne Zweige schmückten sie, Blumengirlanden hingen herab. Ein Wunsch quoll in ihm auf, da mittun zu dürfen. Singen! Durfte er mitsingen? Und er stimmte ein in das Lied. Die jungen Burschen kletterten auf die Wagen. Winken begrüßte sie von allen Seiten oder nahm Abschied. Eine Hochstimmung packte die Menge — packte auch ihn. Er tat ein paar springende Schritte auf den vordersten Lastwagen zu.

„Ja," rief er, „ich tue mit! Ich will mittun! Wir haben alle eine Idee, die uns aufreißt zu den Sternen!" Er breitete die Arme aus, gerade vor dem Automobil stand er. Niemand schaute auf ihn; sie sangen und winkten. Der Führer des Wagens riß sein Steuer in eine letzte vergebliche Wendung, aber er handelte nur nach dem Plan des Buckligen. — Breit und schwer malmte das Vorderrad Bernhard Wenzel in den Staub. — — —

„Merkwürdig," sagte Herr Schumann, als er dem Boten des Hauses fünf funkelneue Tausendmarkscheine auf den Tisch zählte, „hier ist die Adresse, Talstraße 6 — merkwürdig, als ob er es geahnt hat."

Georg Wenzel empfing die Scheine mit zitternden Händen. Und nicht nur die Hände zitterten. Alles an ihm war in seltsam schwingender Erregung. Seinen Augen — rot und entzündet vom tränenlosen Starren — verschwammen die Scheine zu einer stechend gelben Fläche. In seinen Ohren pochte die ständige Angst vor einem Ohnmachtsanfall. Es sind die Nerven, beruhigte er sich, meine Nerven versagen. — Denn so etwas reden wir uns immer vor, wenn unsere Seele einmal versucht, zu Worte zu kommen.



Schuhstraße in Hildesheim. Nach einer Radierung von Bernard Schumacher.

(Aus dem Kunstantiquariat Artur Merkel, Berlin.)

Die modische Abendkleidung — launisch wie ihre Trägerinnen.











Oben links:
Die Filmschauspielerin Jo de Castro in einem schwarzen Samtstilkleid, am Abend getragen. Modell: Grünzweig. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Oben rechts:
Die Kammersängerin Maria Olszewska in großer Abendtoilette. (Phot. Zimbler.)

Mitte rechts:
Die rothaarige rassige Filmschauspielerin Gritta Bland mit einem kostbaren Kronenreiherfächer. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Unten links:
Frau Fritzi Schuster, eine Dame der Wiener Gesellschaft, bevorzugt für die große Abendeleganz die neue Silberhaar-Perücke. Modell: Gaby. (Phot. Geiringer-Horovitz.)

Unten rechts:
Die Berliner Schauspielerin Elisabeth Bergner trägt zu ihrer Etonfrisur am Abend gern den Smoking. (Phot. Geiringer-Horovitz.)

(Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.)

Humor in altem Porzellan

Von Prof. Dr. P. Schumann. Mit Abbildungen nach Photographien von Alice Matzdorff, Berlin.

Noch im 18. Jahrhundert bestand die Sitte der Hofnarren, der Lustigmacher, die bei Hofe die Unterhaltung in müßigen Stunden kürzten, mochten sie nun mit angeborenem Mutterwitz den Hofstaat zum Stichblatt ihrer Witze machen oder wegen Dummheit, Mißgestalt oder Pedanterie als Zielscheibe des Spottes anderer dienen. Schon im Altertum waren diese Lustigmacher unentbehrlich: lustige Schmarotzer, witzige Spottvögel (scurrae) und zwerghafte, bucklige oder sonst mißgestaltete Dummköpfe (moriones) waren immer vorhanden. Seit dem 15. Jahrhundert gehörten Hofnarren zum vollständigen Hofstaat.

Die französischen Hofnarren waren feine Hofleute, die sich durch ihre Unterhaltungsgabe auszeichneten, die deutschen Hofnarren waren lustige Leute, an deren komischen Einfällen und Späßen sich die hohen Herren ergötzten. Einer der bekanntesten sächsischen Hofnarren war Joseph Fröhlich, der unter August dem Starken und seinem Nachfolger am sächsischen Hofe lebte und allerlei lustige Streiche verübte. Vielfach ist er im Bilde festgehalten, besonders auch in Porzellan. So sehen wir ihn in dem berühmten Kabinett Meißener Porzellans in Schloß



Der Schneider des Grafen Brühl. Plastik von Kändler, 1740.







Die Angst vor der Maus: Hofnarr mit Eule hält dem Baron Schmiedel, Postmeister von Lauchstädt, die Falle mit einer Maus vors Gesicht. Gruppe von Kändler, 1740, im Schloß Moritzburg.

Im Oval: Joseph Fröhlich, Hofnarr Friedrich Augusts des Starken und seines Nachfolgers.

Die Geldheirat. Gruppe von Kändler, 1765.

Moritzburg. Da steht er in seiner bäurischen Kleidung, in seinen kurzen Stulpenstiefeln, in weiten Hosen, auf deren Trägern J. F. 1740 zu lesen ist, in kurzer, bändergeschmückter Jacke, dem breiten Halskragen und dem spitzen Hute. Auf dem Bauche ruht eine der üblichen Narrenschellen.

Eine zweite Gruppe — ebendaher — zeigt, wie Fröhlich den Baron Schmiedel, Postmeister von Lauchstädt, wegen seiner Furcht vor Mäusen verspottet. Keck hält er dem feingekleideten Herrn die Falle mit der gefangenen Maus vors Gesicht, während er dem furchtsam Zurückweichenden die Wange streichelt. Die Gruppe stammt von Kändler aus dem Jahre 1740.

Eine weitbekannte Arbeit Kändlers ist das Affenkonzert, das aus einer großen Menge einzelner Figuren besteht. Hier sind ausgewählt: eine Sängerin, der Dirigent und ein Baßgeigenspieler. Komisch ist der Gegensatz zwischen der feinen zeitgenössischen Hoftracht und dem eifrigen tierischen Gehabe.

Spott und Satire sind auch sonst im Meißener Porzellan zu Hause. Da ist z. B. der Schneider. Ministerpräsident Graf Brühl hatte dem Hofschneider versprochen, ihn, seinem Herzenswunsch entsprechend, einmal an der Hoftafel einzuführen. Um das unmögliche Versprechen zu halten, ließ er von Kändler den Schneider auf dem Ziegenbock modellieren und setzte diese hübsche Gruppe auf die Hoftafel. Wir sehen ihn da mit der hochgeschwungenen Schere, mit der Elle als Degen, zwei Pistolenhaltern mit Knöpfen, Bändern und anderem. Der kräftige Bock trägt das Bügeleisen im Maul. Auf dem Rücken des Schneiders hängt der Tragkorb mit zwei Zicklein, deren eines an des Schneiders Perücke fröhlich nascht. — Die letzte Gruppe ist die sogenannte „Geldheirat". Die häßliche alte Braut sitzt im Rokokostuhl und reicht mit süßem Lächeln ihrem jungen eleganten Bräutigam die Hand zum Kusse empor. Am Fuße der Gruppe sitzt bei einer wohlgefüllten Geldtruhe ein verschmitzt lächelnder Amor, der mit einem Fernrohr auf die Reize der Braut schaut und dabei einen Zettel emporhält mit der Inschrift, die, in deutsch übersetzt, lautet: Die Gaben, die mein Herz darbietet, sind die Reize der Geldtruhe.

Die Gruppe ist aus dem Jahre 1765 und bietet ein Beispiel der Arbeit Kändlers aus seiner Spätzeit.

Die witzigen Darstellungen sind dem Wesen des Porzellans trefflich angepaßt.



Unten Mitte: Das Affenkonzert: Sängerin, Dirigent und Baßgeiger. Plastiken von Kändler in der Porzellansammlung zu Dresden.



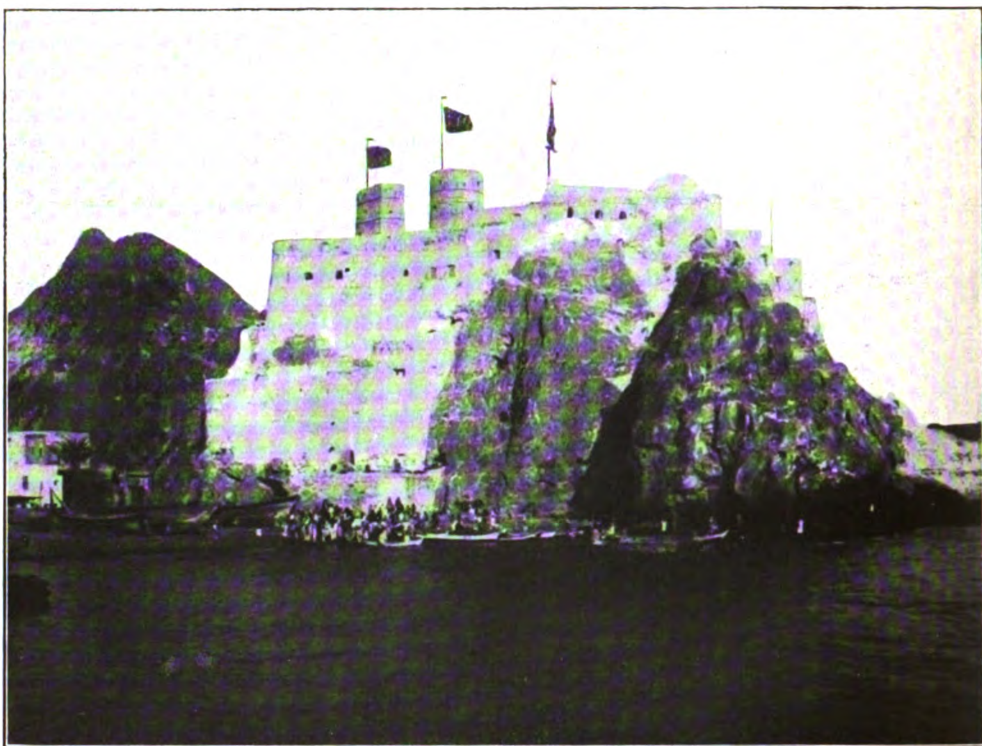
Kain und Abel. / Kupferstich von H. O. Schönleber.
(Mit Genehmigung des Bavaria-Verlags, München.)

MASKAT, DIE HAUPTSTADT VON OMAN

Umgeben von 100 bis 120 m hohen schwarzen Basaltfelsen, die senkrecht aus den Fluten emporsteigen, ist Maskat einer der interessantesten Häfen der arabischen Küste. Die Portugiesen gründeten am Golf von Oman unter Albuquerque 1506 eine umfangreiche Niederlassung. Die zahlreichen Befestigungen und Wachttürme, die wie Raubritterburgen an den Felsen kleben, geben Kunde davon, was ihre Erbauer bei einer Hitze von 82° C geleistet haben. Oman erhebt sich mit seinem fruchtbaren Hinterland bis zu 3000 m Höhe, zählt ungefähr 1½ Millionen Einwohner und gleicht an Bodenbeschaffenheit dem glücklichen Jemen (Arabia felix). Zwischen ertragreichen Oasen liegen Ortschaften, die mehr als 10000 Einwohner haben. Die Hauptausfuhrartikel des kleinen Landes sind Wolle, Häute, Honig, Weihrauch, Gummi, Datteln und Dromedare. Oman ist das Land des Weihrauches. Der Gummistrauch, aus dessen Rinde das köstlich duftende Harz im März und Dezember abgezapft wird, wächst wild in großen Mengen an den Hochlandshängen. Die wohlschmeckende Oman-Dattel ist in den wasserreichen Tälern des Hochlandes zu Hause. Ganze Oasen werden von diesen herrlichen Palmen umsäumt. Die bilderreiche arabische Zunge nennt Oman auch „Um el ibl“ (die Mutter des Kamels). So berühmt wie Nedschd für edle Pferde, ist es das kleine Reich für schnelle Reitdromedare. Die besten und schnellsten werden auf den Hochebenen gezüchtet.

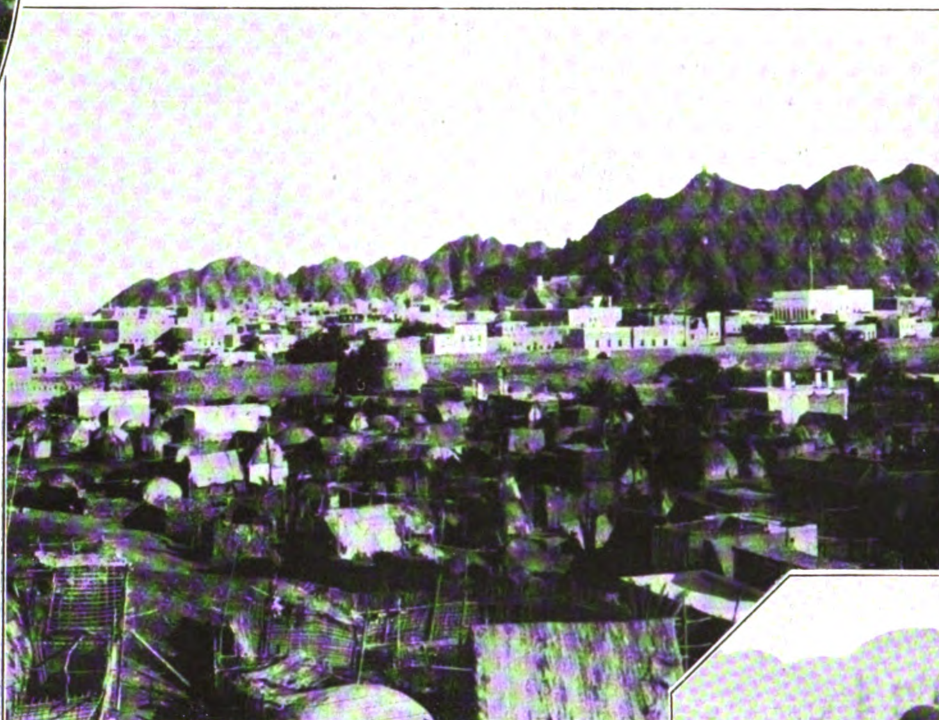


Frau aus Maskat mit einer Bast-Gesichtsmaske, die wegen der großen Hitze an Stelle des Schleiers getragen wird.



Eins der alten portugiesischen Forts am Eingang des Hafens von Maskat.

Oman, das seit Jahrhunderten unter eigenen Herrschern steht, die der Volksmund Imam nennt, erreichte Anfang des 19. Jahrhunderts seine höchste Blüte. Damals erstreckte sich die Macht seiner Sultane bis hinauf nach den Bahrein-Inseln im Persischen Meerbusen. Ferner hatten sie ausgedehnte Besitzungen an der persischen Küste in Bender Abbas und Lingah. Die Inseln Sokotra und Sansibar wurden von Maskat aus beherrscht. Heute ist die Macht des Imams gebrochen. Er hat sich England fügen müssen und ist ein Schattenfürst geworden. Eine Sehenswürdigkeit der Stadt ist das interessante Zollhaus. Hier gewinnt man einen Einblick, welch bedeutender Handel durch Maskat ins Hinterland strömt. Der Palast des Sultans, der dicht am Hafen liegt, sticht als sehr baufällig von dem vornehmen britischen Konsulat ab. Der Aufenthalt in Maskat ist für Europäer gesundheitlich sehr ungünstig; alle Fremden leiden unter der großen Hitze, und Regen fällt an der Küste nur ungefähr 12 cm im Jahre. Ein Aufenthalt im arabischen Hochland ist ausgeschlossen, da die Eingeborenen dort noch zu fanatisch sind, besonders die kriegerischen Wahhabiten. Diese haben schon öfter vor den Toren von Maskat gestanden, um den Imam zu stürzen, aber noch immer hat der Vertrag zwischen Oman und England zugunsten der jetzigen Dynastie entschieden. Eine Klausel desselben lautet: „Bis Sonne und Mond im Weltall ihre Laufbahn ändern, soll der Vertrag zwischen beiden Ländern bestehen.“ Sehr blumenreich und unantastbar. Der jeweilige Imam weiß dies zu schätzen und nimmt gern den reichlichen klingenden Zuschuß seines Verbündeten, denn sein Hofstaat ist sehr groß. England zeigt sich liberal und schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe. Der größte Teil der Handelsgeschäfte bleibt britisch-indisch, und als Flottenbasis ist Maskat wie geschaffen: hier kann die Schiffahrt des Persischen Meerbusens bis hinauf nach Bagdad vortrefflich überwacht werden. Alfred Heinicke.



Blick auf Maskat mit dem das Kaufmannsviertel vom Armenviertel abgrenzenden Schutzwall, der gegen die Überfälle der Wahhabiten errichtet wurde.



Negerfrauen aus Maskat im Sonntagsstaat.



Blick auf den äußeren Hafen von Maskat. Zu beiden Seiten die noch aus der Portugiesenzeit stammenden Befestigungen.

Wissen und Leben

Aus der Hussitenzeit. (Vgl. hierzu das Gemälde auf Seite 15.) Seltsam, wie oft das am Rande Mitteleuropas gelegene Böhmen den Ausschlag für die deutschen Geschicke gegeben hat! Ein Tschechenkönig, Přemysl Ottokar, vereinigte die weite Südostmark und bereitete dadurch den Habsburgern den Weg. In Prag legte die kaiserliche Kanzlei die Grundlagen zum heutigen Schriftdeutsch, und ebendort entstand die erste deutsche Universität. Das sind gewaltige Anregungen, die das Mutterland kolonialem Boden verdankt! Und wo wäre ein riesenhafterer Bau mit herrischerer Machtgebärde als der Hradschin! Wo ein erhabenerer und zugleich mystischerer Dom als der von Prag? Aber kein Jahrhundert verfloß, da stürmten die Hussiten daher und warfen alles Deutsche über den Haufen. Wiederum zwei Jahrhunderte später, da erschien der Halbtscheche Wallenstein, dessen Wunsch zeitweilig von der Nord- und Ostsee bis zur Adria galt. In Böhmen wurden Entscheidungsschlachten zwischen Friedrich dem Großen und Maria Theresia geschlagen; in Böhmen sammelten sich Fürsten und Generale zum ersten nachhaltigen Widerstand gegen Napoleon. Und jetzt, in der jüngsten Gegenwart, geht abermals ein weltgeschichtlicher Kampf gegen Rom von Prag aus: die tschechische Nationalkirche soll begründet werden. Wo größte Reibung ist, entsteht hellstes Feuer! Es darf nicht wundernehmen, daß gerade in Böhmen, wo zwei artfremde Völker, Deutsche und Tschechen, aufeinanderstoßen, die heftigsten Wirren, ja, grundstürzende Katastrophen an der Tagesordnung sind. Aus dem unerbittlichen Ringen der beiden Völker erblüht jedoch eine hohe Kultur. Rauher Kriegermut verbündet sich gern mit schöpferischer Kultur. „Lebt gefährlich," sagt Nietzsche, „dann werdet ihr die Gipfel des Lebens ersteigen!" Und wahrlich, wild und gefährlich waren die Zeiten, als die entfesselten Scharen, die ob dem Tode ihres Führers nach Rache schrien, als die Hussiten halb Europa überfluteten. Männer wurden zu Tausenden hingemordet, Weiber geschändet, Kinder aufgespießt oder verbrannt, Dörfer und Städte gingen in Flammen auf. Die Trommel, auf der in der späteren Hussitenzeit zum Angriff geschlagen wurde, war mit Menschenhaut überspannt, und zwar mit der Haut eines ihrer eigenen Befehlshaber. Alle Länder von Polen und Preßburg bis zur Saale und nach Oberfranken zitterten vor den unbändigen Scharen und wurden von ihnen verheert und geplündert. Nur selten wandelte die Anhänger eines Zizka und der beiden Prokope Mitleid an, wie angeblich bei Naumburg, wo einer frommen Sage nach die unschuldigen Kinder das Herz der Eroberer gerührt haben sollen, und wo zur Erinnerung an jene märchenhafte Begebenheit noch heute das Kirschenfest gefeiert wird. Es gelang weder dem unruhigen, stets neue Pläne schmiedenden Oberhaupte des Deutschen Reiches und zeitweiligen König von Ungarn und Polen, Kaiser Siegmund, noch den anderen Fürsten und Herren, den stürmischen Andrang der Hussiten zu bändigen; erst, nachdem diese untereinander uneins geworden, um sich gegenseitig zu zerfleischen, erst da konnte man endlich der inzwischen verrohten und vertierten Banden, die kaum mehr noch daran dachten, die ungerechte und schmähliche Hinrichtung ihres Glaubenshelden zu rächen, sondern lediglich auf Raub, Beute und Mord ausgingen, Herr werden.

Wirth.

Krafterzeugung durch Ausnützung von Temperaturunterschieden im Meer. In jüngster Zeit mehren sich auch von seiten ernster Forscher Projekte, über die der Techniker vor zehn Jahren nur gelächelt hätte, und von denen man, wenn nicht namhafte Forscher dafür einträten, glauben könnte, daß sie der Phantasie eines Jules Verne entsprungen seien. Diesmal ist es ein französischer Forscher von Weltruf und großer technischer Begabung, der mit einem wahrhaft gigantischen Projekt an die Öffentlichkeit tritt. In einer Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften erörterte Georges Claude, der als Vorkämpfer für die Stickstoffgewinnung aus der Luft einen guten Namen hat, seinen Plan, die Temperaturunterschiede, die das Meerwasser in den verschiedenen Schichten aufweist, zur Krafterzeugung nutzbar zu machen, die dann fast kostenlos erfolgen würde. Mit einer kleinen Versuchsanlage, die er gemeinsam mit dem bekannten französischen Konstrukteur Paul Boucherot in dieser Sitzung vorführte, sucht er seine umwälzenden Pläne zu bekräftigen. — Daß beispielsweise in äquatorialen Gegenden das Wasser an der Oberfläche des Meeres eine Temperatur von 28—30 Grad und in Tiefen von 1000 m nur 4—5 Grad aufweist, soll nun technisch zur Krafterzeugung nutzbar gemacht werden. Erforderlich ist es, daß das kalte Meerwasser neben dem warmen Oberflächenwasser in der gleichen Maschine wirkt. Um dies zu ermöglichen, muß das kalte Wasser aus 1000 m Tiefe heraufgepumpt werden, was nach der Meinung Claudes ohne großen Kraftaufwand möglich ist, da das Tiefenwasser nur um 3 pro mille schwerer ist als das Oberflächenwasser. Die Maschine, in der nun durch Wechselwirkung des kalten und warmen Wassers Kraft erzeugt wird, besteht aus einem zweischenkligen, luftdicht verschlossenen und auf $^{1}/_{1000}$ Atmosphäre luftleer gepumpten Gefäß, das in dem Verbindungsstück beider Schenkel eine Dampfturbine enthält. Führt man nun dem einen Schenkel dieser Maschine dauernd warmes Wasser, also das durch die Sonnenenergie erwärmte Oberflächenwasser des Meeres zu, und kühlt man die andere Seite durch das aus 1000 m Meerestiefe emporgepumpte Grundwasser, das bedeutend kälter ist, dann entwickelt sich in dem unter hohem Vakuum stehenden, mit warmem Wasser gespeisten Teil der Apparatur Dampf, der nach der kälteren Seite zu entweichen versucht. Dadurch entsteht ein Druckgefälle, das sich dauernd aufrechterhalten läßt, und durch das die im Verbindungsstück beider Schenkel enthaltene Dampfturbine betrieben wird und so ohne Aufwendung von Kohle Kraft erzeugt. Claude berechnet, daß 1 cbm Warmwasser 5000 Kalorien entwickelt und 8 kg Dampf erzeugt. Läßt man in der Sekunde 1000 cbm Wasser in den geschilderten Dampfkessel treten, dann glaubt Claude, eine Kraft von 600 000 Pferdestärken zu erreichen. Sollte dieses Projekt einmal seine Übersetzung in die Großtechnik finden, so wäre nach den Berechnungen Claudes eine Energie vorhanden, die nur den zwanzigsten Teil der jetzt durch billige Wasserkraft erzeugten kosten würde. Welche Revolutionierung dies im gesamten Wirtschaftsleben bedeuten würde, braucht wohl nicht betont zu werden. — Claude und Boucherot führten in der Akademie ein Modell mit nur 20 Liter Wasserinhalt vor, das eine Turbine mit direkt gekuppeltem Dynamo treiben konnte, der 5000 Umdrehungen in der Minute machte. Mit dem hierbei erzeugten Strom konnten sie drei Glühlampen speisen. — Es bleibt nur noch die Frage offen, an welchen Stellen des Meeres derartige Anlagen die günstigsten Bedingungen finden würden. Man muß hier sagen, daß dies zweifellos nur in der Nähe des Äquators möglich ist, wo einmal das Oberflächenwasser die höchste Temperatur aufweist und man auch auf dem kürzesten Wege zu einer Tiefe von 1000 m gelangen kann. Denn je größer der Temperaturunterschied zwischen dem Oberflächenwasser und dem Grundwasser ist, um so wirtschaftlicher und leistungsfähiger wird eine derartige Riesenanlage zur Krafterzeugung arbeiten. Die Errichtung derartiger Anlagen auf Inseln in der Nähe des Äquators hat aber einen nicht zu unterschätzenden Nachteil. Die großen Verbrauchszentren für elektrische Energie liegen sehr weit vom Äquator entfernt, und eine Überführung der Energie

auf so weite Strecken ist mit großen Energieverlusten verbunden. Doch wird die Technik dann gewiß Mittel und Wege finden, diesen Nachteil auszugleichen. Die nahe Zukunft schon wird zeigen, ob die geniale Idee Claudes ihre technische Verwirklichung finden kann. Dr. Fr.

Synthetische Stoffe. In den letzten zwanzig Jahren hat die Welt mehr Metall verarbeitet als in den zwanzig vorhergegangenen Jahrhunderten, wir verbrauchen das Holz viermal so schnell, wie es nachwächst, und die Kohlen- und Petroleumvorräte der Erde, auf denen unsere ganze Kultur ruht, gehen reißend zu Ende. Da ist es kein Wunder, daß schon mancher, der diese Verhältnisse übersah, von ernster Sorge für die Zukunft des Menschengeschlechts erfüllt wurde. Und doch glauben unsere Chemiker guten Grund zu haben, mit Zuversicht in die Zukunft blicken zu können. Diese Zuversicht geben ihnen die synthetischen Stoffe, d. h. Stoffe, die auf chemischem Wege hergestellt und geeignet sind, als Ersatz für natürliche Stoffe zu dienen. Gegenwärtig wird zum Beispiel auf diese Weise aus pflanzlichen Ölen ein festes Fett in solchen Mengen gewonnen, wie 7 Millionen Schweine in einem Jahre erzeugen. Das Verfahren besteht in der Hinzufügung der erforderlichen Zahl von Wasserstoffatomen zu dem flüssigen Fett oder Öl, wodurch letzteres zu einem festen Fett wird, das an der Stelle, wo es verwendet wird, genau dieselben Dienste wie tierisches Fett leistet. Im Jahre 1898 prophezeite der bekannte Gelehrte William Crookes eine Hungersnot, weil er die Erschöpfung der für die Stickstoffgewinnung damals allein in Betracht kommenden Salpeterlager Chiles voraussah. Sechzehn Jahre später, bei Beginn des Weltkrieges, gelang es deutschen Chemikern, den gasförmigen Stickstoff der Luft in festen Stickstoff, in Ammoniak, zu verwandeln. Ein anderer wichtiger synthetischer Stoff ist Methanol (Methylalkohol), früher auch oft Holzalkohol genannt, weil er bis vor kurzem nur aus Holz gewonnen werden konnte. Er ist wichtig als Lösungsmittel und als Reagenz bei der Herstellung von Farbstoffen und ähnlichen chemischen Erzeugnissen. Er wird aus zwei Gasen, dem aus Kohle erzeugten Karbonmonoxyd und Wasserstoff, hergestellt, und zwar viel billiger als der natürliche Alkohol. Auch in der Heilkunde haben die synthetischen Stoffe schon eine große Bedeutung gewonnen. Um ein Pfund Adrenalin herzustellen, brauchte man früher die Drüsen von 30000 Schafen. Dadurch wurde das Produkt natürlich nicht nur sehr teuer, sondern es fiel auch sehr unregelmäßig aus. Jetzt gewinnt man Adrenalin auf synthetischem Wege in ganz gleichmäßiger Qualität zu bedeutend geringerem Preise. Vanille ist das beliebteste Aroma in den Vereinigten Staaten von Amerika. Sie wurde früher aus den in Mexiko wachsenden Vanillebohnen gewonnen. Heute wird die Vanille einfach aus Kohleteer hergestellt. Wenn man allein den Bedarf der Vereinigten Staaten mit natürlicher Vanille decken wollte, so müßte man ein Land fünfzigmal so groß wie Mexiko mit Vanille bebauen. Ein gegenwärtig am meisten und mit Recht in der Gunst des Publikums stehender synthetischer Stoff ist die Kunstseide, die durch ihre Billigkeit nicht nur schon längst die natürliche Seide für die meisten Zwecke aus dem Felde geschlagen, sondern auch schon den Wettbewerb mit der Baumwolle erfolgreich aufzunehmen begonnen hat. In der Tat kosten die Rohstoffe zur Herstellung eines Pfundes Kunstseide kaum mehr als die zur Herstellung eines Pfundes Baumwolle. Da die Kunstseide aus Holzstoff hergestellt wird, hängt die Frage ihrer weiteren Verbilligung nur davon ab, daß die Chemie die bisher noch etwas dunkle Struktur des Holzmoleküls erforscht. Einen der größten Triumphe unter den synthetischen Stoffen haben die Farbmittel errungen. Sie sind nicht nur billiger als alle tierischen, pflanzlichen und mineralischen Farben, sondern sie sind diesen auch an Schönheit, Mannigfaltigkeit und Dauerhaftigkeit weit überlegen. Noch steht die kaum viel mehr als ein Jahrhundert alte Wissenschaft der Chemie am Anfang ihres Könnens. Die Kenntnis des Atoms datiert gar erst aus dem letzten Dezennium. Wenn wir erst ganz Herr der Materie geworden sein werden, könnte leicht ein Zeitalter anbrechen, das an Reichtum und Glanz alles bisher Dagewesene in den Schatten stellt. Prof. Dr. Walter Anderssen.

Das Lied. — Über das deutsche Lied ist schon viel geschrieben worden, aber noch von niemand so anmutig und reizvoll wie von Oscar Bie. Er vertieft sich in seinem neuesten Werk „Das deutsche Lied" (S. Fischer Verlag, Berlin) in das Wesen dieser Kunstgattung, er zeigt ihre Beziehungen zum Leben und läßt die großen Meister des Liedes (Schubert, Schumann, Brahms und Wolf) ungemein lebendig in seiner fesselnden Darstellungsart vor uns erstehen. Hans Meid hat das Buch mit acht stimmungsvollen Federzeichnungen geschmückt und dadurch dem Werk noch eine anziehende Note verliehen. Handelt es sich hier um ein musikgeschichtliches, essayistisch geschriebenes Werk, so führt in dem Büchlein „Vaterländisches Volkslied" von Prof. Dr. Walther Werckmeister (Helingsche Verlagsanstalt, Leipzig) das Lied selbst das Wort, aber nicht das Kunstlied, sondern das Volkslied, das mit den dazugehörigen Melodien sehr geschickt, nach dem Inhalt gruppenweise geordnet, von dem Herausgeber zu einem bunten Strauß vereinigt wurde. —r—

Pädagogisches. — Eduard Sprangers vortreffliche „Psychologie des Jugendalters" liegt nunmehr in vierter, verbesserter Auflage vor (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig). Es gibt wenige Analysen der Seele des heranreifenden Geschlechts von einer solchen tiefen Einfühlung in den menschlichen Werdeprozeß, aber keine, in der Künstler und Wissenschaftler gleich groß zu Worte kommen wie in dieser Musterleistung. Wie hier der Gelehrte und Philosoph, so spricht in dem Buch „Pädagogische Vorträge für Eltern" ein hervorragender Fachmann der Praxis, der Oberstudiendirektor Dr. Johannes Prüfer, über Erziehungsprobleme (B. G. Teubner, Leipzig). Dieses Buch liest sich mit einer spielenden Leichtigkeit, als hätte man ein Sammelwerk von Erzählungen mit pädagogischer Tendenz vor sich, und doch ist soviel theoretisches Wissen darin verarbeitet. Aber man merkt es nicht, weil die Form — das Buch entstand aus Vorträgen — so glücklich gewählt wurde, daß das Lehrhafte gar nicht irgendwie in die Erscheinung tritt. — Etwas sehr farblos nimmt sich neben diesen Werken das Büchlein „Elternsünden, ein Beitrag zur Erziehung der Eltern" von Clara Ebert-Stockinger aus (Verlag Emil Pahl, Dresden), das nicht die Kinder, sondern die Eltern erziehen oder vielmehr reif zur Erziehung machen will. Die Ausführungen der Verfasserin enthalten viel Beachtenswertes. — „Das Elternbuch" nennt sich ein Haus- und Erziehungsbuch von Otto Zimmermann, einem durch langjährige Lehrtätigkeit erfahrenen Schulmann (Verlag Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart und Gotha). Das Buch ist eine Art pädagogische Anthologie, in der Worte von Dichtern und Denkern, zu Gruppen geordnet, zusammengetragen sind — ein ausgezeichnetes, mit vielen beherzigenswerten Ratschlägen versehenes Merkbüchlein für Eltern, die ihre Kinder in die Schule schicken. — Für die Kenntnis der Kinderseele sind die Pubertätstagebücher von großer Wichtigkeit. Dr. William Stern bietet ein solches Dokument in psychologischer Bearbeitung „Anfang der Reifezeit" (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig), welches das Bild des seelischen Entwicklungsprozesses und der Persönlichkeitsstruktur eines heranreifenden Knaben vor uns entrollt. Obzwar nicht unmittelbar in das Gebiet der Pädagogik gehörend, aber doch mit ihm in gewissem Sinne verwandt, weil es für die Erziehung zum praktischen Leben bestimmt ist, erscheint das Werk von Siegfrid Eberhardt „Der Körper in Form und in Hemmung" (C. H. Beck, München) an dieser Stelle erwähnenswert. Der Verfasser behandelt eingehend das Problem der seelischen Disposition, zeigt, wie die so überaus schädlichen Hemmungen sich überwinden lassen, und konstruiert eine Art Psychosynthese des Tatmenschen. Zur Veranschaulichung des geschriebenen Wortes ist das Buch sehr reichhaltig illustriert. —r—

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Äh — ard — ba — be — bert — bo — brik — bu — chthei — de — den — dez — di — di — drac — du — du — e — e — e — e — e — ei — el — el — el — en — er — eu — ex — ez — frank — garn — ger — goe — ho — helms — hö — hut — i — i — il — il — ka — kap — le — le — lo — leip — li — lyp — ma — me — mi — mu — na — nach — nau — nau — neh — ner — nu — o — on — pe — re — ren — reur — ri — ro — ro — rot — ru — rue — rung — sa — sar — se — se — sen — skop — su — tarn — te — ten — the — ti — tus — u — un — un — vi — wil — ze — zig.

Aus diesen 95 Silben sind 35 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, eine Meinungsäußerung der Leser der Illustrirten Zeitung, Leipzig, wiedergeben.

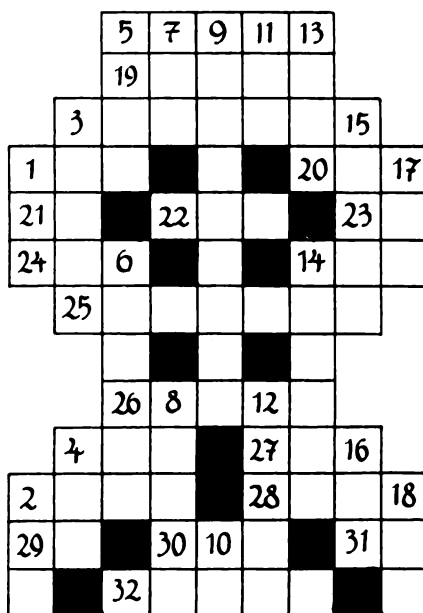
Bedeutung der Wörter: 1. Luftkurort, 2. Französischer Bildhauer, 3. Klasse, 4. Spießbürger, 5. Männlicher Vorname, 6. Deutscher Dichter, 7. Gestalt aus dem Nibelungenlied, 8. Schweizer Kanton, 9. Verbannung, 10. Gestalt des Alten Testaments, 11. Indischer Ochse, 12. Baum, 13. Nachzügler, 14. Nebenfluß der Donau, 15. Stadt in Italien, 16. Illegaler Vaterlandsverteidiger, 17. Männlicher Vorname, 18. Deutscher Fluß, 19. Lebender schwedischer Staatsmann, 20. Kleines Format, 21. Baum, 22. Biblische weibliche Gestalt, 23. Französischer Schriftsteller, 24. Kurort in Sachsen-Weimar, 25. Heiligtum der Athene, 26. Landzunge, 27. Fortpflanzungsprodukt eines Schwimmvogels, 28. Europäischer Staat, 29. Männlicher Vorname, 30. Blume, 31. Landwirtschaftliche Tätigkeit, 32. Fernrohr, 33. Stadt in Ägypten, 34. Gestalt aus Don Carlos, 35. Bedeutende Stadt Sachsens.

Sternrätsel.

a	Mitlaut
a a d	Getränk
e e e e e	Möbelstück
e e e f f h i	Blume
i k l l l m m n n	bekannte Oper
n n o o r s s	italienische Stadt
s s t t t	Waffe
t u u	russischer Strom
z	Mitlaut

Nach Umordnung der Buchstaben ergibt sich das jeweils Nebenstehende. Die Mittellinie nennt längs und quer dasselbe.

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: senkrecht: 1. Brennstoff, 2. altdeutscher Landbezirk, 3. Niederschlag, 4. Verwesendes, 5. Fluß in Bayern, 6. Wind, 7. Entstehungswerk, 8. Unterordnung der Ringelkrebse, 9. Vögel, 10. Abkürzung für eine Zustimmung, 11. Bund, 12. ausländisches Geld, 13. Nichtbilligung, 14. stumme Verständigung, 15. landwirtschaftlicher Angestellter, 16. Richtung bezeichnendes Umstandswort, 17. persönliches Fürwort, 18. Bezeichnung für ins Schiff eingedrungenes Wasser; wagerecht: 1. Waffe, 2. Ort in Weststeiermark, 3. Bad in Deutschland, 4. Verhältniswort, 5. nordischer Dichter, 14. Artikel, 19. Gegenstand, 20. ungebraucht, 21. Umstandswort, 22. russischer Kaiser, 23. Verhältniswort, 24. alttestamentlicher Männername, 25. Baum, 26. soviel wie mild, 27. Tier, 28. Gewürz, 29. Spielkarte, 30. Artikel, 31. Abkürzung für eine Windrichtung, 32. Metallplatte.

Rätsel.

Über den Grüften,
Hoch in den Lüften
Das Erste steht;
Doch die Zweite,
Im Eifer nach Beute
Ins Wasser geht.

Wer immer findet,
Wie es sich windet,
Das Ganze, geb' acht;
Es hat gebissen
Und manchen gerissen
In Todesnacht.

Magisches Quadrat.

Nach Umordnung der Buchstaben ergibt sich das jeweils Nebenstehende. Die Längsreihen stimmen mit den Querreihen überein.

a	a	a	a	a	Getränk
e	e	e	e	i	sächsische Stadt
i	i	k	k	n	russischer Maler
n	n	n	p	r	gewaltiges Gebiet
r	r	r	s	s	Gefäß

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4268.

Storch-Kreuzwort-Rätsel: Von oben nach unten: 1. wo, 2. Boa, 3. Ör, 4. Leihhaus, 5. Ahr, 6. Unter, 7. Geistesgaben, 9. Idee, 10. Narr, 11. Ruin, 12. es, 13. Eleonore, 14. Kap, 18. Ilm, 19. Stentor, 21. er, 22. Ave, 24. Abo, 25. Nu, 28. Lotto, 29. Lug, 30. Ida, 32. Tau. Von links nach rechts: 1. Wache, 2. Brei, 3. Öl, 5. As, 6. Ur, 8. Ei, 10. Nereide, 14. Karussell, 15. Ar, 16. Tee, 17. Printe, 20. Senat, 23. Mangrove, 26. Bua, 27. Reni, 29. Lei, 31. Lotos, 34. und, 35. Rate, 36. Ute.

Versteckrätsel: Der wackre Schwabe forcht sich nit.

Füllrätsel: Tiberius, Stiftung, Katilina, Santiago, Faultier, Romantik, Konfetti.

Stufenrätsel: Es, Eos, Rose, Store, Tresor, Stromer.

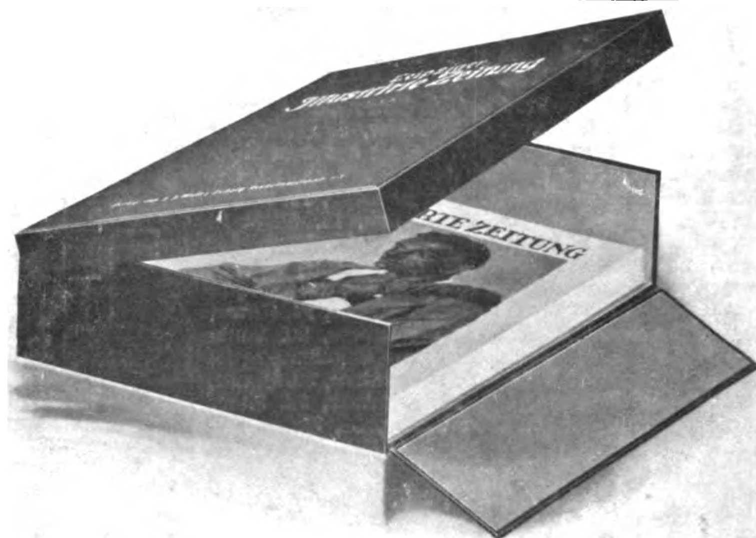
Kaleidoskop: Augen—Genua.

Zweierlei: Ausschuß.

Zauberstern: Die Längsreihen: B, Hel, Paris, Rogasen, Lette, Lee, R. Die Querreihen: R, Pol, Hagel, Berater, Liste, See, N.

Zitatenrätsel: Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren. („Worte des Glaubens.")

Einschiebrätsel: Pat(i)ent.



FÜR UNSERE BEZIEHER

haben wir, mehrfachen Anregungen aus unserem Leserkreis folgend, einen Sammelkasten für die Nummern der „Leipziger Jllustrirten Zeitung" anfertigen lassen, der dazu dienen soll, die Hefte bis zum Einbinden vor Beschädigungen (Bestossen der Ecken usw.) zu schützen.

Dieser Sammelkasten — in offenem Zustande durch obenstehende Abbildung veranschaulicht — ist 28½ cm breit, 39½ cm hoch und bietet bequem Platz für die 26 Hefte eines Halbjahrs.

Für den Bezug wurde dunkelgrünes Leinen verwandt, die Aufschrift ist in Goldprägung hergestellt, so dass der Kasten infolge seines gefälligen Aussehens nirgends störend wirkt. Der Sammelkasten ist sehr stabil gebaut und deshalb dauernd benutzbar. Es handelt sich also um eine einmalige Anschaffung von bleibendem Wert.

Der Preis ist so niedrig wie möglich bemessen und beträgt RM. 3.- zuzüglich Versandspesen.

Einbanddecken für die „Leipziger Jllustrirte Zeitung" in grünem Ganzleinen mit Goldprägung werden jeweils für den Halbjahrsband geliefert und kosten — einschliesslich eines ausführlichen Inhaltsverzeichnisses — je RM. 4.- zuzüglich Versandspesen.

GESCHÄFTSSTELLE DER JLLUSTRIRTEN ZEITUNG
(J. J. WEBER), LEIPZIG, REUDNITZER STR. 1—7.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ★ J.J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4270. 168. BAND

WINTER-NUMMER

13. JANUAR 1927

A. A.

EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK

Allgemeine Notizen.

Das Mitteleuropäische Reisebüro, das von der Deutschen Reichsbahn mit dem Monopolrecht für den Fahrkartenverkauf ausgestattet ist, hat sich nunmehr auch in Amerika niedergelassen und in Neuyork ein eigenes Büro unter dem Namen „Amerop Travel Service, Inc.“ errichtet. Die vornehmen Räume des neuen Büros liegen denkbar günstig im Neuyorker Hotelviertel in der Fifth Avenue 574 in unmittelbarer Nachbarschaft der schon im Juni 1925 errichteten German Railroads Information Office, des Auskunfts- und Werbebüros der Reichszentrale für Deutsche Verkehrswerbung. Während diese – wie der Name sagt – ausschließlich Propagandazwecken für Deutschland dient, sich also mit den eigentlichen Reisebürogeschäften (Fahrkartenverkauf usw.) nicht befaßt, hat die „Amerop“ die praktischen Reisebedürfnisse, und zwar in beiden Richtungen, von und nach Amerika, zu befriedigen. Sie versieht die amerikanischen Europafahrer mit Fahrscheinen und Bettkarten, mit Kreditbriefen, Hotelgutscheinen usw. für Deutschland und die übrigen Länder des Kontinents, und wird auch den deutschen Reisenden, ob sie nun einzeln oder in Gesellschaft amerikanischen Boden betreten, für die Weiterfahrt in die Vereinigten Staaten behilflich sein. Der Deutsche, der nach Neuyork kommt, findet also jetzt — ob landeskundig oder nicht — dort ein deutsches Auskunftsbüro.

Für den Concours Hippique der Olympischen Spiele in Amsterdam sind in letzter Zeit verschiedene gute deutsche Springpferde angekauft worden. So wurde der Graditzer Nil, Frau Vollmer gehörig, vom Holländischen Olympischen Komitee angekauft. Nil ist ein besonders ausdauerndes, starkes Pferd, das gelegentlich der Olympia-Springkonkurrenzen in Berlin das Championat der Jagdpferde gewann. Ferner erwarben die Holländer das bisher der bekannten Turnierreiterin Frl. Sauermann gehörende Springpferd Bobby, das Schweizerische Olympische Komitee durch Vermittlung der Beratungsstelle für deutsche Pferdezucht das Turnierpferd Argentina.

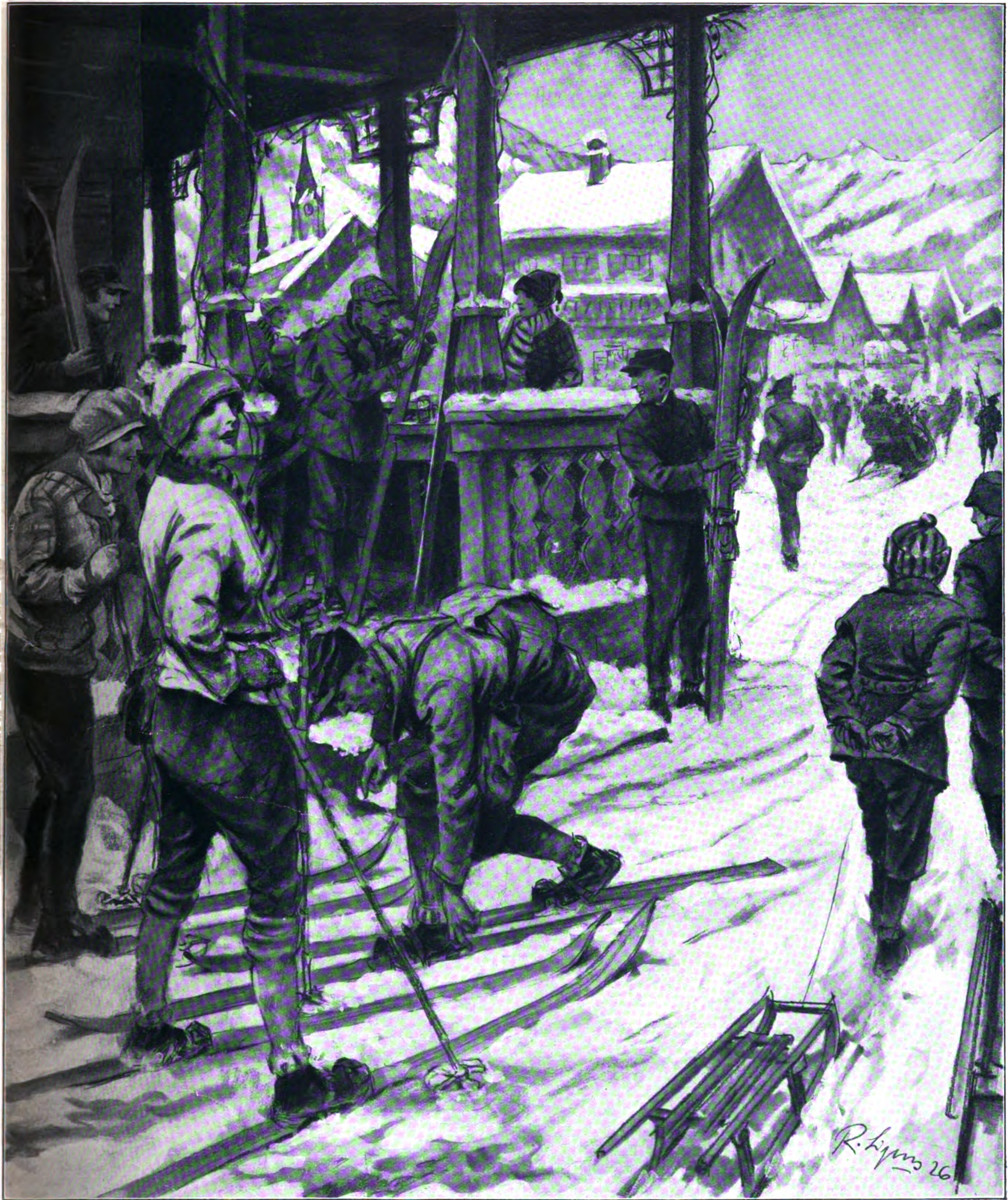
Die größte deutsche Sprungschanze dürfte die Ibergschanze bei Maierhöfen-Riedholz im bayerischen Allgäu sein. Diese Schanze hat einen unbegrenzten Anlauf mit langsam ansteigendem Auslauf, liegt 800 m über dem Meeresspiegel und ist auf 80 m Sprungweite ausgebaut. Der Bau erfolgte von Mai bis Juli des vorigen Jahres.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4270. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 13. Januar 1927.

Illustrirte Zeitung



Wintersport in den Bayrischen Alpen: Aufbruch zum Skiausflug.
Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Rudolf Lipus.

Wandlungen im Skilauf

Von Carl J. Luther, München



Ski und Skilauf sind immerzu auf der Wanderschaft und somit Wandelungen in hohem Maße unterworfen. Als Zeitgenossen des uralten Renntiernomadismus kamen sie langsam, allmählich zur Welt. Die Urzelle des Ski, Schneesandale oder Schneereif, muß schon zur Zeit des Übergreifens nordasiatischer Kultur nach Nordamerika übers Meer gewandert sein, und das war in vorgeschichtlichen Jahrtausenden.

Das Schneegleitholz verbreitete sich als Volksverkehrsmittel und Jagdgerät über die Erde, soweit sie schneebedeckt war, und nahm dabei hunderterlei Form und Namen an. Schon die Jagdverwendung machte den Ski zum Sportgerät. Allen ritterlichen Übungen gleichgestellt ist der Skilauf dann in Skandinavien um 600 bis 1200 n. Chr., da sich Könige aus Wikingergeschlecht des „skrida kan ek a skidum" (Schreiten kann ich auf Scheitern) rühmten.

Die Wandlung zum modernen Sport vollzog sich jedoch erst zwischen 1830 und 1870. Da war das intelligente, kulturell sehr hochstehende Volk der Telemarker Bauern in seiner schneereichen bergigen Heimat bestrebt, auf den winterlichen Gängen immer rascher und flinker zu sein. Im baumlosen offenen Fjeld Skandinaviens und dort, wo die Lappen ihre Herden hüten und den Wolf, den Würger der Herden, auf Skiern zu Tode hetzen, haben wir die sportliche Steigerung der Schnelligkeit im Laufen geradeaus zu suchen; in den Bergen Telemarkens aber das empirische Werden der Abfahrtstechnik. Steilheit, Wald und tiefer lockerer Schnee zwangen dort, dem ursprünglich nur für flinke Fahrt geradeaus bestimmten Ski auch große Wendigkeit zu geben. So erfanden die Telemarker Bogenlaufen und Kurvenschwingen; und aus der Tatsache, daß ein steiler Knick im Hang den flinken Skiläufer von der Erde abhebt, ersannen sie die Kunst des Springens. Auch die heute gebräuchlichste Skiform, der Ski mit geschweiften Kanten, wurde dort und damals als die beste Form für Lockerschnee und Bogenlauf gefunden. Die ersten Skiwettläufe im heutigen Sinne sind in Telemarken durchgeführt worden, und dies alles, wohlvermerkt, zu einer Zeit, da der von England ausgehende moderne Sport noch kaum in Anfängen bemerkbar ist.

Des Skilaufs Wandlung zum Sport also vollzog sich unter Bauern, indes anderer Sport im allgemeinen doch mehr ein Werk des Städters ist. Die Volkstümlichkeit des Skilaufs ist daher wohlbegründet.

Telemarker Bauern und Kleinbürger, Schusterbuben — wir kennen fast alle ihre Namen — sind die „Väter des Skisports"; dem verdientesten von ihnen, Sondre Nordheim, wurde vor zwei Jahren das erste Skiläuferdenkmal, ein Bautastein, gesetzt, in Morgedal in Telemarken.

Und Telemarker Schusterjungen waren es, die zwischen 1872 und 1882 die neue „weiße Kunst von Thule" in die mit Sportgedanken bereits infizierte Stadtzone trugen, nach Kristiania und auch nach Nordamerika, wo sich zwar durch die Verwandlung des Schneereifes zum indianisch-kanadischen Schneeracket auch ein Sport auf Schneeschuhen schon entwickelt hatte, der jedoch zum Skisport der Telemarker stand wie ein Schubkarren zum Motorrad.



Wie und wo (in der Stadt und im Trockenkurs) die Anfänger . . .

Übung des Aufstehens nach einem Sturz. — Erste Phase des Wendens beim Trockenkurs.

Zweierlei Wandlung war nun möglich, als dieser Sport der dem modernen Verkehr angeschlossenen und über moderne Werbemittel verfügenden Stadtbevölkerung bekannt war: einerseits die Verbreitung über alle schneereichen Länder, die des Sportes bedurften, und andererseits eine leichtere Wintertouristik.

Touristik ist als außerberufliche, Abwechslung und Erholung suchende Betätigung auch ein Sport, mindestens dem Sport sehr verwandt! Sie gilt als das Bestreben, den in den Städten und Industriegebieten verlorengegangenen Zusammenhang des Menschen mit der Natur wiederherzustellen. Skilauf ist Sport und Touristik, und von sehr großer Bedeutung ist nun jene Wandelung, die zuerst den Skisport schuf, damit das Wiedererfassen der Natur mit sportlichen Mitteln reizvoller werde, als es zu Fuß im Schnee stampfend möglich ist. Mit anderen Worten: der Skisport und seine Technik, die durch sportliche Anwendung auch heute immer wieder verbessert und bereichert wird, sind Voraussetzung einer ersprießlichen Skitouristik.

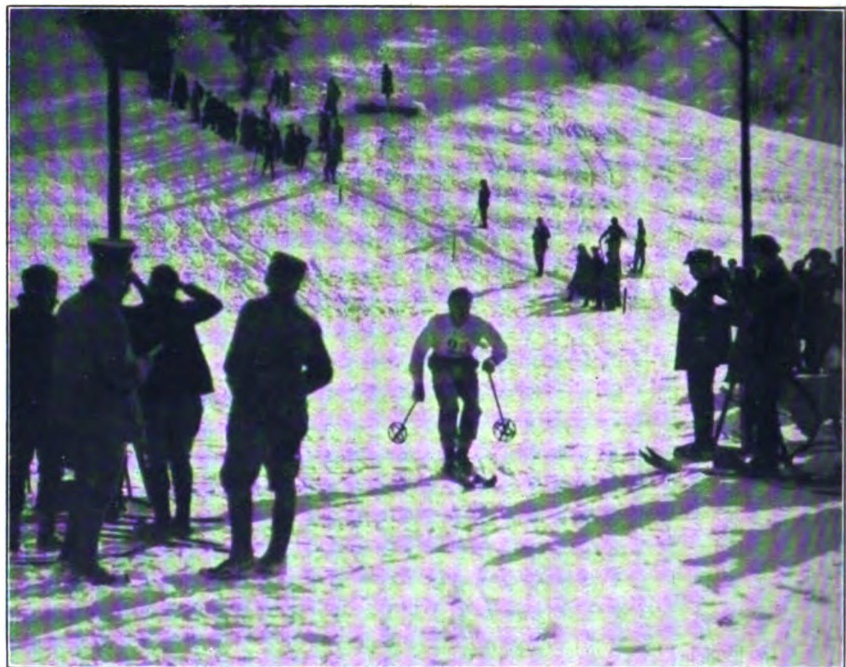
Es waren denn auch fast überall, als anfangs der 90er Jahre der Ski außerhalb Skandinaviens bekannt wurde, seine Pioniere in erster Linie Touristen, Männer,



. . . und (im Gebirge) ihre Lehrer ausgebildet werden.

Der I. Lehrwartkurs des Deutschen Skiverbandes bei der Ulmer Hütte am Arlberg.





13 bis 18 km schwierige Bahn liegt zwischen Start und Ziel.

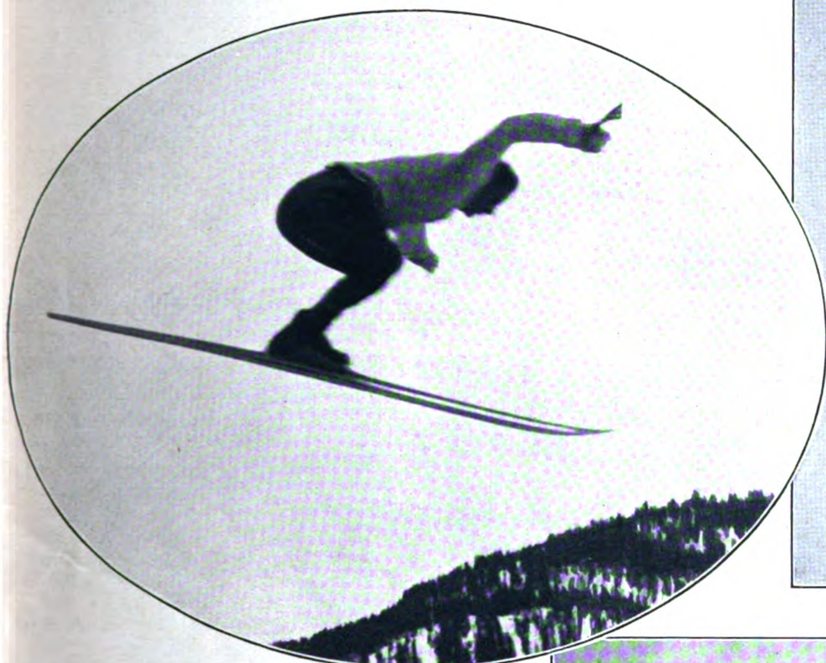
Links: Langläufer und Kontrollposten dicht beim Start eines Langlaufes der Münchener Skiwettläufe beim Bodenschneidhaus (Schlierseer Berge). — Rechts: Einlauf ins Ziel (Garmisch-Partenkirchen).







Links: Alter Stil in der Abfahrt: Abfahrt in Ausfallstellung, sog. Telemarkhaltung. — Mitte: Neuer Stil in der Abfahrt: Abfahrt mit breiter Spur und in leichter Kauerhaltung.
Rechts oben im Oval: Ein kecker Quersprung.



Ältester Stil im Sprung: Der Sprung mit angezogenen Beinen (Norweger Harald Smith).



Neuester Stil im Sprung: Die moderne, vorgewölbte Hechtsprunghaltung des Gleitflugspringers.

Unten Mitte: In der Zone des ewigen Eises: Tiefblick vom Wächtenkamm auf einen Gletscherbruch.

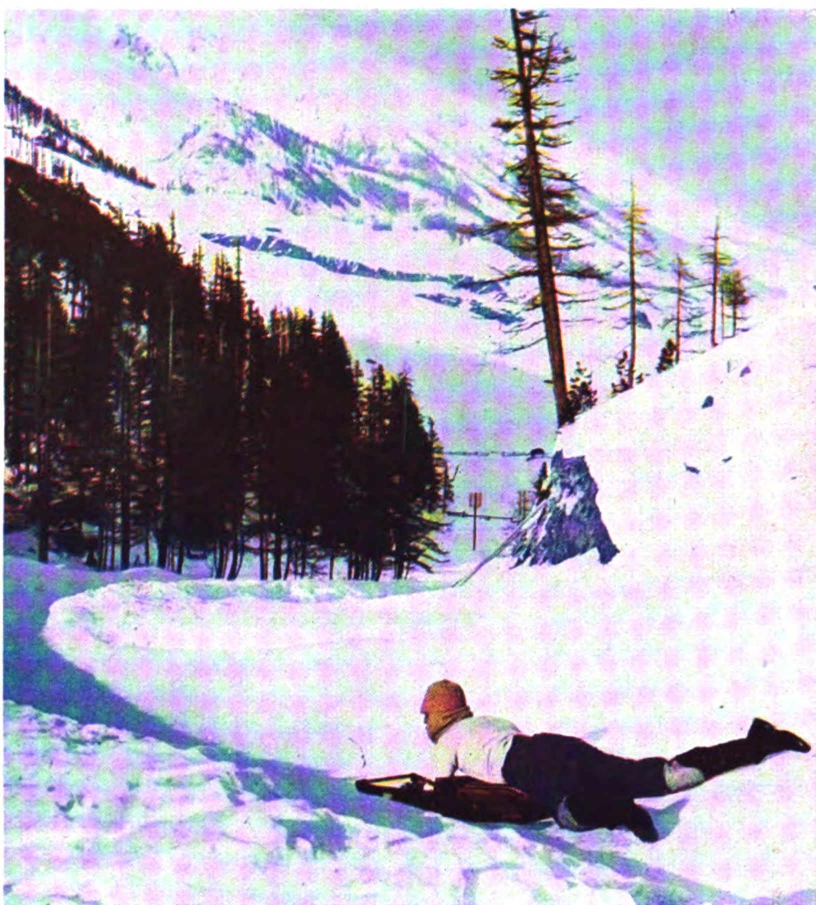


Der Telemarkschwung der alten, norwegischen Schule.
(Vgl. Abbildung rechts unten.)





Der Stemmkristiania der neuen, alpinen Schule.
(Vgl. Abbildung links unten.)


Skeletonfahrer in der Cresta-Run in St. Moritz.


Beim Aufbruch zu einer Sk


Früh übt sich, was ein Meister werden will.


Eine lustige Gesellschaft vor d

W I N T E R S P O R T



…g im Hochalpental von Davos.



Eine gefährliche Stelle in der Bob-Bahn bei Arosa.



… zu einer Skipartie in Pontresina.



Ein reizendes Ski-Girl auf sonnenbeschienenem Schneehang des Engadins.





Im Sonnenschein vor und bei Blitzlicht in der Skihütte.

Eine warme Hütte, Sonne und ein guter Happen. Ein Spielchen im Herrgottswinkel.



Gipfelrast: Ausblick zum Hinteren Sonnwendjoch (Bayerische Voralpen).

die nach den Seltsamkeiten des Winters, einer bisher verhaßten und verkannten Jahreszeit, suchten und im Ski das Mittel erkannten, rascher und reizvoller als zu Fuß die Bergwelt im Schneekleid zu durchstreifen.

Sofern diese Pioniere Alpinisten waren, fanden sie, daß der Ski gerade für die schneereichsten und schneedauerndsten Gebiete Mitteleuropas, für die Alpen, nicht recht geeignet sei. Aber das war ein voreiliges Urteil, abgegeben aus unzulänglicher Kenntnis des Skilaufs. Uns Mitteleuropäern wurde zuerst nämlich nur der Ski gegeben, nicht aber der Skilauf, d. h. keine ausreichende Kenntnis seiner Anwendungstechnik. Die Norweger besaßen keine Lehrbuchliteratur, sie besitzen eine solche auch heute noch nicht. Auch Vorbilder und Lehrmeister waren anfangs nicht da, später selten. Also mußte man den langwierigen Entwicklungsweg der Telemarker fast nochmals gehen, und daß da mancher Irrtum mitlief, ist begreiflich.

Infolge des Mangels genügender Kenntnisse war wenige Jahre nach einer ersten deutschen Begeisterung der junge mitteleuropäische Skisport fast am Verschwinden. Da vollzog sich noch rechtzeitig genug eine wichtige Wandlung, die an den Namen und an das Wirken von W. Paulcke (heute Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe) geknüpft ist. Er zog vor genau 30 Jahren mit ausreichenden skitechnischen Kenntnissen und mit einer kleinen Expedition erfahrener Alpinisten und für damalige Verhältnisse guter Skiläufer durch die Gletscherwelt des Berner Oberlandes und bewies damit die Verwendbarkeit und sogar Überlegenheit des Ski auch im Hochgebirge. Seine Tat wird heute so hoch eingeschätzt, daß die objektivsten Literaten sie als den Beginn einer vollständig neuen Epoche des Alpinismus bezeichnen. Zunächst war eine neue und durchschlagende Begeisterung für den Ski die Folge jener hochalpinen Fahrt, eine Begeisterung, die auch auf die Mittelgebirge, die Schweiz und auf Österreich übergriff.

Im Schwarzwald wirkten indes und später auch noch norwegische Meisterläufer als Lehrer. So wurde uns Kenntnis von der norwegischen Technik, von einer Hügellandtechnik, die für unsere Mittelgebirge ausreicht. In den Alpen stieß sie auf große Schwierigkeiten. Alpine Berge und Abfahrtshänge sind zu steil für sie. Es mußte eine neue Wandlung kommen: die Anpassung der Hügellandtechnik an die steilen Berge. Diese Anpassung hat sich im ganzen Alpengebiet nach und nach durchgesetzt und die ursprüngliche Skitechnik sehr gewandelt.

Die Alpen sind eine sehr harte Schule, eine wesentlich härtere als die Hügel Telemarkens. Schnelligkeit liegt im Wesen des Skilaufs, doch muß sie erträglich sein für den an langsame Eigenfortbewegung gewöhnten Menschen. Die alpinen Steilhänge verführen in der Abfahrt zu unerträglicher Geschwindigkeit, also war es notwendig, wirkungsvollere Hilfen für die Fahrthemmung zu suchen. Sie sind gefunden worden, und sie wurden Bereicherungen der norwegischen Technik, die auch für schwieriges Gelände im Mittelgebirge von großer Bedeutung sind. Schon 1911 habe ich z. B. deshalb alpine Technik im Erzgebirge bekannt gemacht, worüber seinerzeit auch an dieser Stelle, berichtet wurde. Die neuen Hilfen sind breitere Spur, höhere Eigenführung des einzelnen Ski, damit ein jeder rascher bereit ist, als aus der Schmalspur möglich, seine Rolle zu spielen, wenn alpine Bogen und Schwünge nötig sind. Dann: Kauerhaltung in der Abfahrt, die sogenannte Hocke, um besser als aus gerader, norwegischer Haltung alle von Gelände und von Wechselschnee herkommenden Gleichgewichtsstörungen ausgleichen zu können, und endlich die der breiten Spur besonders liegenden Bogen und Schwünge, wie Stemmbogen und Stemmkristiania. Auch die modernen Drehsprünge, Quersprung und Umsprung, sind hauptsächlich alpinen Ursprungs. Durch die sogenannte Arlbergschule und die von Meistern und Schülern dieser Schule gelaufenen Filme: „Wunder des Schneeschuhs", „Fuchsjagd durchs Engadin" und „Weiße Kunst", ist die alpine Laufart überall bekannt geworden. Sie kann sich heute auch an die Meisterung von höchsten Abfahrtschnelligkeiten (bis 80 km Stundentempo) wagen, weil sie über die Mittel verfügt, rechtzeitig auch wieder langsamer zu werden ohne Stürze und Gefährdung ihres Beherrschers. Auch die Verschwisterung des Bergsteigens mit dem Skilauf zum modernen Winteralpinismus hat starken Einfluß auf diese Wandlung.

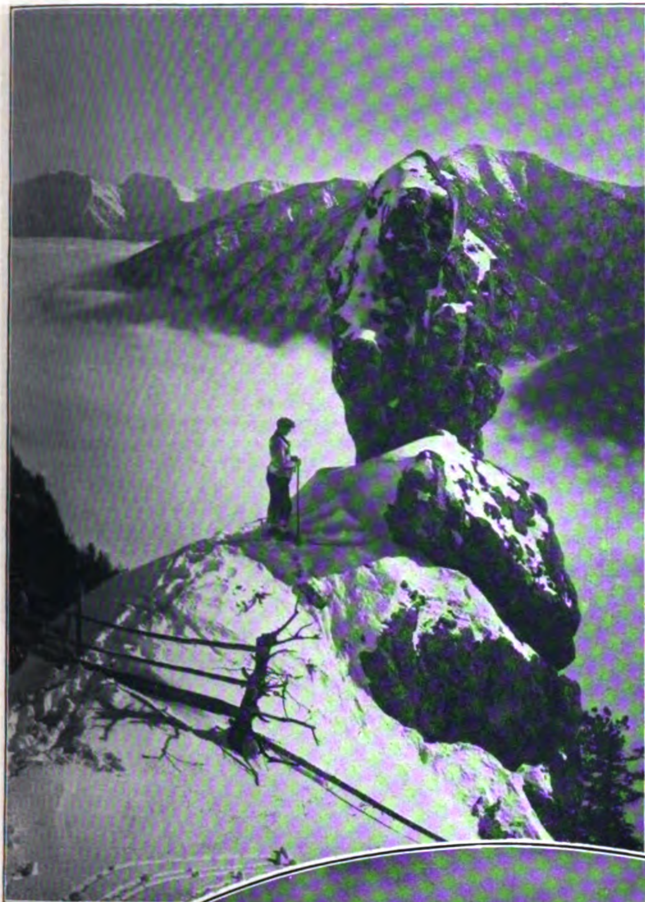
Die alpine Anpassung des Skilaufs ist entschieden seine bedeutendste Veränderung. Sie wirkt sogar auf Skandinavien zurück. Die Skandinavier sind Naturläufer; wir aber lernten und lernen auch durch Theorie, weil wir uns in die Gesetze des Skilaufs hineindenken und hineinfühlen mußten. Deshalb wirkt diese Wandlung auch auf die Lehrtätigkeit. Der Skikurs z. B. ist eine deutsche, d. h. außerskandinavische Einrichtung, der die Zeit der Schneedeckung allein nicht mehr genügt. Um vorzubauen, wurde die Trockenunterrichtung und sogenannte Skigymnastik eingeführt. Von ihr bis zum Lehrwartkurs des Deutschen Skiverbandes (der zweite fand vom 15. bis zum 20. Dezember 1926 in Oberwiesenthal statt) und bis zum Skimeister ist ein sehr weiter Weg, zeitlich und räumlich so weit wie die Entfernung vom schneelosen Großstadtturnsaal bis hinauf zur sonnübergossenen Skihütte im Hochgebirge.

Auch im rennsportlichen Bereich des Skilaufs mußte sich viel Wandlung vollziehen. Man vergleiche nur die im Sprunglauf zuerst übliche, von seiner Entwicklung aus dem Geländesprung stammende Kauerhaltung der alten Springer mit der nach vorn abgekickten Körperlage des modernen Weitspringers. Hier ging die Veränderung vom Naturprodukt über turnerische Einflüsse zu dem sportlichen Stil, der die Höchstleistung, d. h. die möglichst große Sprungweite, verbürgt. Oder man denke an die verfeinerte Anpassung des Skilaufs an die wechselnden Schneeverhältnisse, die uns das Behandeln der Laufflächen mit abgestimmten Wachsarten brachte.

Noch ist kein Ende der Wandlungen dieses stets mit Wanderung verknüpften Sportes zu erkennen. Neue Möglichkeiten werden praktisch und literarisch versucht, Eisläufereinflüsse wollen sich geltend machen, und der Schwung, der im Wesen des Skilaufs liegt, wird noch zu höherer Entwicklung führen.

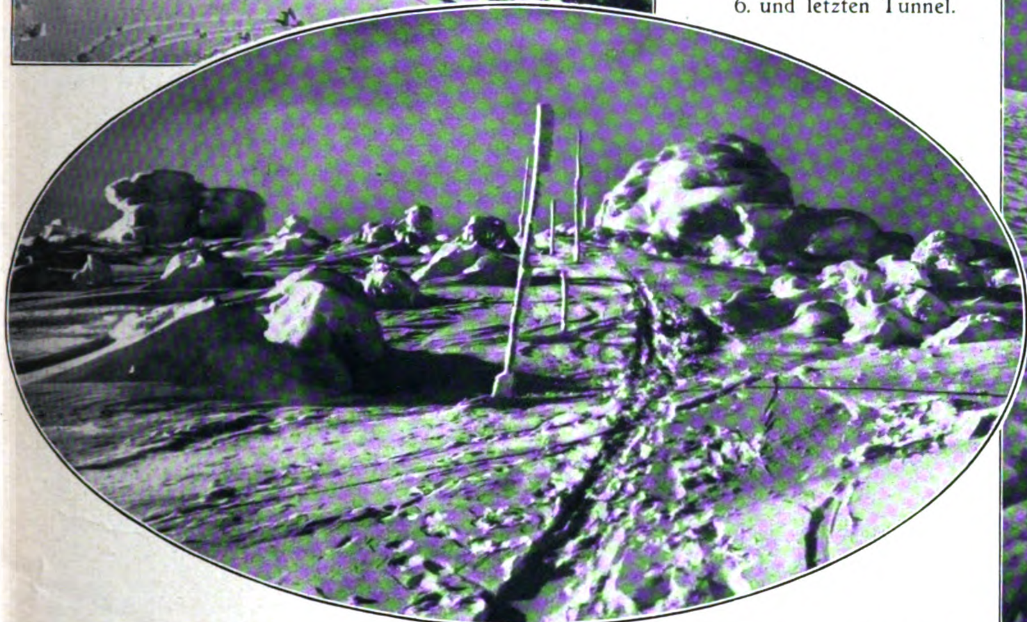


Die Nebel steigen.





Winter auf dem Wendelstein, dem „Deutschen Rigi“. Links die Schweigerwand mit dem Wendelsteinkirchlein, rechts der Gipfel des Wendelsteins (1837 m), darunter das neue Wendelsteinhotel. Im Vordergrund das Geleise der Wendelsteinbahn vor dem 6. und letzten Tunnel.





Der Riesengebirgskamm bei Rauhreif. — Mitte rechts: Wächte beim Bismarck-Denkmal auf dem Feldberg (1500 m) im Schwarzwald. — Links oben: Am „Pürschling-Spitzl“ (1600 m) in den Oberammergauer Bergen. Über dem Nebelmeer der Rücken des Krottenkopfes (links) und die Notkarspitze (rechts).





In den Loferer Steinbergen mit Blick zum Steinernen Meer. — Rechts: Eisbildung in der Partnachklamm (Oberbayern).

Winter in deutschen Bergen.



Hie Salon-Sportgirls — hie ernsthafte Praktiker.

Im Wintersport-Sonderzug nach Oberstdorf.

Lustige Fahrterlebnisse in Wort und Bild geschildert von Lotte Oldenburg-Wittig.

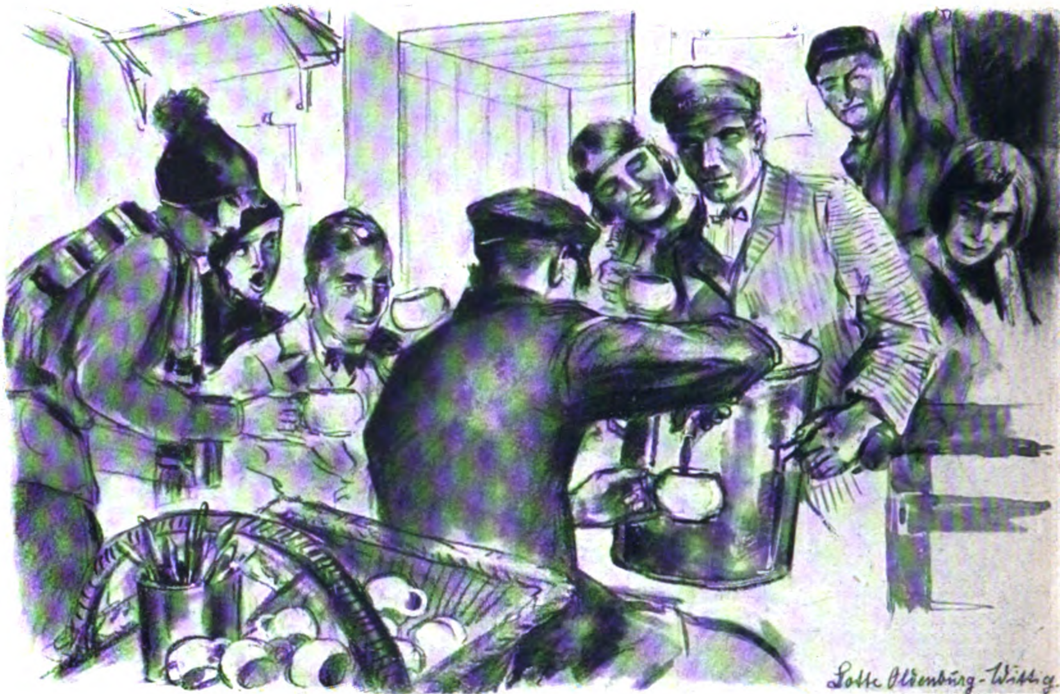
Unterschiedlich sind die Gründe, die zur Teilnahme an einer Sonderzugfahrt ins Wintersportgebiet veranlassen. Manche mehr oder weniger fesche Dame möchte gern ihr neuestes Sportkostüm demonstrieren, einige junge unternehmungslustige Herren sind zum Vergnügen mitgekommen, ohne die bestimmte Absicht, ausgerechnet mit dem Schnee nähere Bekanntschaft zu machen. Dann gibt's aber noch — last, not least — die wirklichen Sportjünger beiderlei Geschlechts, denen wirklich (wenigstens vorwiegend) an eifrigem Tummeln auf glatten Schneeabhängen liegt. Diese „Leute vom Fach" blicken gern etwas verächtlich auf die „minderwertigen" Mitläufer herab. Wenn aber der Zug mit seinen harten IV.-Klasse-Wagen ein paar Stunden unterwegs ist und der Schlaf unwiderstehlich lockt, dann wird alle selbstbewußte Haltung und auch jegliches Fremdheitsgefühl hinfällig: Jeder macht sich's so bequem wie möglich, und manchem sinkt der Kopf haltsuchend an die Schulter seines Nachbars oder seiner Nachbarin . . .

Da kann man die entzückendsten Stellungen beobachten. Ich benutze die Gelegenheit und mache rasch ein paar Skizzen. Eintönig rattern die Räder, und aus dem Wagen tönen von der oder jener Ecke unbekümmerte Schnarchlaute Schlafseliger. Gegen Morgen wird das Licht gelöscht, und ich muß meine Zeichengeräte zusammenpacken. Eine wundervolle Morgendämmerung entschädigt für das entzogene Licht, und als dann die Sonne am Horizont langsam aufsteigt, wird's mit einem Male munterer im Wagen. Die Schläfer recken sich, gähnen noch einmal und sind dann plötzlich ganz wach, sobald sie draußen das Sonnenlicht über dickem, hellem Schnee blitzen und weite Flächen in blendendem Weiß leuchten sehen.

Da naht auch rechtzeitig die Morgenerfrischung: Aus dem Verpflegungswagen in der Mitte des Zuges ist ein großes Blechgefäß mit Kaffee gekommen, dazu ein Korb voll Tassen, Löffel und Zucker; auch Würstchen, Selterwasser, belegte Brote usw. stehen zur Verfügung. Mit Bärenhunger fallen alle über Trank und Speise her und stärken sich kräftig für die Weiterfahrt.

In Immenstadt gibt's einen längeren Aufenthalt. Erst unwillige Verwunderung, dann besinnt man sich und benutzt die unfreiwillige Pause zu einer lustigen Schneeballschlacht. Ein Wunder, daß wir alle wieder beisammen sind, als sich endlich der Zug in Bewegung setzt. Nun hält er auf jeder Station eine ganze Weile, gerade als wären ihm Bedenken gekommen, dieses von ihm mitgeführte ausgelassene Völkchen auf Oberstdorf loszulassen.

Endlich am Ziel! Hallo! Wir werden sogar mit Musik empfangen! Dös is a Gaudi! Fröhlich halten wir unseren Einzug. Wirklich fabelhaft hat man für unser Quartier gesorgt. Wenige noch fehlende einbettige Zimmer kann uns ein Ausrufer, mit der großen Glocke im ganzen Ort umhergehend, beschaffen. So sind die 900 Sonderzügler alle prächtig untergebracht. — Die Luft ist so mild, daß wir in unserem Zimmer bei offenem Fenster gleich ein paar Freiübungen machen. Zu Mittag können wir uns sogar auf dem Balkon sonnen. Unser erster Weg führt uns dann nach der Loretto-Kapelle. Überall sehen wir schon eifrige Sportler beim Rodeln, Skifahren, Eisschießen und bei allerlei neckischer Kurzweil. Ein andermal unternehmen wir eine Fahrt in die wunderbare Umgebung mit einem der Schlitten, die für die Sonderzügler bereitstehen. Dann wieder bestaunen wir die großartigen Leistungen bei einem Ski-Schauspringen. Stolz sind wir auf unseren kleinen Koch, der mit 48 m als bester Springer aus dem Wettbewerb hervorgeht.



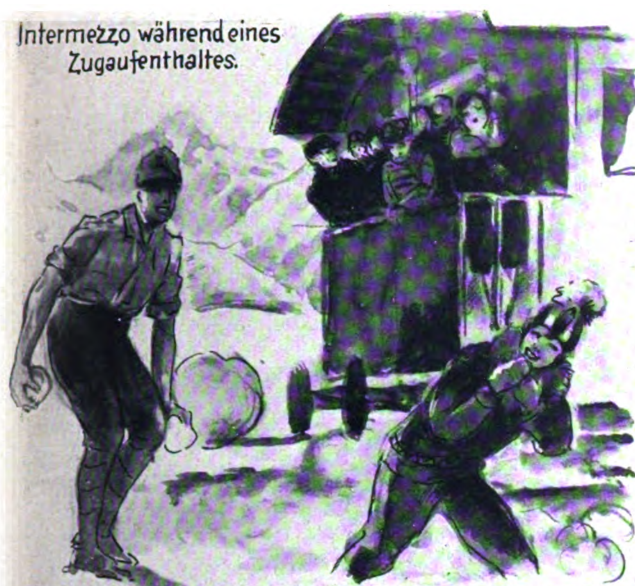
Morgendliche Erfrischung der Fahrgäste: Der Kaffee kommt!

Dazu immer das herrlichste Wetter -- da muß ja ein jeder auf seine Kosten kommen. Und am Abend findet man sich bei lustigen Vorführungen und beim Tanz zusammen; die kräftigen Gestalten der Gebirgler mitten unter uns Großstädtern — das gibt ein hübsches buntes Bild. Zu Silvester erreichen Freude, Stimmung und Ausgelassenheit ihren Höhepunkt. Bis tief in den Morgen hinein bleiben wir zusammen und treten mit einer reichlichen Dosis Übermut ins neue Jahr.

Wie unheimlich rasch die Tage bei solch fröhlichem Treiben vergehen! Man legt sich ein paarmal schlafen, steht wieder auf, und schon ist die schöne Zeit herum. — Also denn auf zum Bahnhof, der Zug wartet schon! Und unter Händeschütteln und Winken nehmen wir Abschied von unseren freundlichen Wirten; bei der Abfahrt klingt's wehmütig-froh: „Ich hab' mein Herz in Oberstdorf verloren . . ."



Um 3 Uhr nachts: Der Schlaf kennt keine Gegensätze.



Intermezzo während eines Zugaufenthaltes.



Fürsorgliche Quartierbeschaffung für die Sonderzügler: Der Ausrufer auf der Suche nach freien Zimmern.



Einzug der Gäste in Oberstdorf.



Des einen Pech – des andern Spaß.





Als ich wiederkam, war alles – Bruch.

FREUDEN DER WINTERSPORTFAHRT: UNTERWEGS UND AM ZIEL

ZEICHNUNG VON LOTTE OLDENBURG-WITTIG

Wiener Moden für Wintersport.

Specialaufnahmen durch unsere Wiener Modekorrespondentin Claire Patek

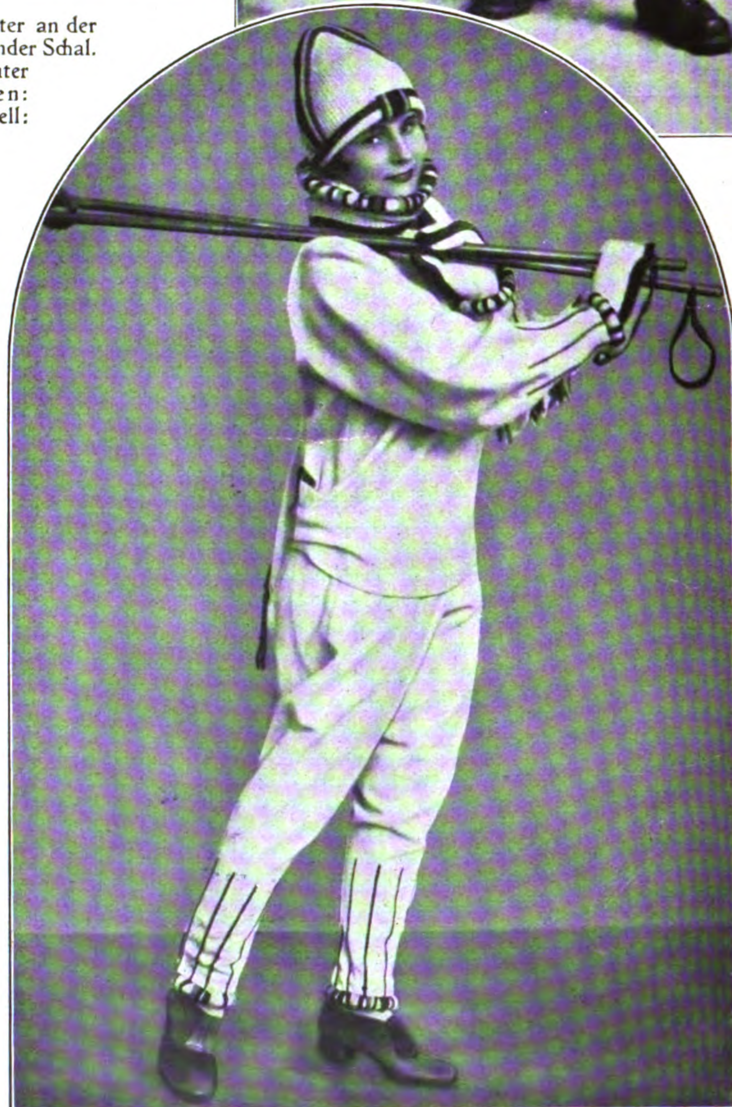






Links: Für den Rodelsport: Die Operettensängerin Gisa Brown-Bergmann vom Theater an der Wien in Pepitta-Breeches zu grüner Sämischlederweste, dazu grün-weiße Mütze und passender Schal. **Mitte:** Die weiße Wintersportkleidung: Breeches aus weißem Sämischleder zu Wollsweater und Hermelinmütze mit Troddel, getragen von Gisa Brown-Bergmann. – **Rechts oben:** Die Solotänzerin der Wiener Staatsoper Tilli Losch in echtem Norwegerkostüm. Modell: Goldmann & Salatsch. (Phot. Zimbler.)





Weißes Breeches-Sportkostüm mit rot-gelber Stickerei, getragen von Gusti Pichler, Primaballerina der Wiener Staatsoper. Modell: Wiener Werkstätte. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Nebenstehend: Die Operettensängerin Gisa Brown-Bergmann in modernem Schlittschuhkostüm: Kurzer Rock mit über dem Sweater getragener Pelzjacke und Zipfelmütze. (Phot. Zimbler.)

Der Sprung

NOVELLE VON ERNST ZÜCHNER

Olav Olavsen lehnt an einem Baum und raucht seine Pfeife. Er steht so, daß er alles übersehen kann, die Sprungschanze, den Hügel und den großen Halbring, wo die Springer in elegantem Schwung stoppen. Er steht etwas hinter dem breiten Ring der großen Menschenmenge, die zuschaut. Seine Hände sind in den Hosentaschen, seine Haltung ist lässig. Aber seine Augen verfolgen jeden einzelnen, wie er anläuft, wie er abspringt, wie er die Luft durchsaust. Und ehe er noch wiederaufkommt, weiß Olav Olavsen, was sein Sprung wert ist.

Es ist ein sonniger Wintertag. Wenn einer gut gesprungen hat, spielt die Musik einen Tusch, und jubelndes Geschrei bricht los. Der Schnee hat alle Laute abgerundet, wenn sie an Olavs Ohr dringen.

Einen Schritt vor Olav steht eine Frau im Sportkostüm. Sie folgt atemlos dem Schauspiel. Sie krampft die Hände in den Arm des dicken Mannes, der neben ihr steht. Auch er ist gebannt. Nun zeigt die schwarze Tafel bei der Schanze die Zahl 53.

Beifall tost los. Olav Olavsen schiebt seine Pfeife von dem rechten in den linken Mundwinkel. So tut er immer, wenn ein Gedanke ihn festhält. Ja, das ist auch keine Kleinigkeit, was ihn bewegt. 53 Meter, das ist mehr als der beste Sprung, den er je getan hat. Und er ist doch nicht der erste beste. Wenn die Burschen in Telemarken wettspringen, dann ist ihm nicht bange um den Sieg. — Neben ihm steht ein alter Herr. Der nimmt seine goldene Brille ab, langsam und umständlich, und sagt bedächtig: „Dreiundfünfzig Meter — das heißt Gott versuchen." Und seine kurzsichtigen, gütigen Augen blicken Olav Olavsen an. Dieser nickt zustimmend mit dem Kopf. Aber als der alte Herr davonstampft, da fragt er sich vergebens, warum er zugestimmt hat. Schließlich sagt er sich, daß dieser Alte wohl ein Pfarrer gewesen sein muß.

Nun ist Olav bald selbst an der Reihe. Er geht gemächlich zum Start. Da blickt ihm schon der Direktor vom Grandhotel entgegen. Er begrüßt ihn mit den Worten: „Na, da sind Sie ja!" Olav verbeugt sich linkisch und reicht ihm die Hand. Der Direktor ist ärgerlich: Wenn dieser Mensch mein Angestellter ist, dann muß er wissen, daß ich ihm die Hand zu geben habe. Und er nimmt sich vor, diesen Bauernjungen bei dem Zimmerkellner im ersten Stock in die Lehre zu geben, damit er lerne, was sich gehört. Nun drängt sich eine rothaarige Dame durch die Menge und begrüßt den Direktor. Ihr Blick bleibt an Olav hangen. Der Direktor stellt ihn vor: „Olav Olavsen, unser neuer Skilehrer aus Norwegen." Und fügt dann gönnerhaft hinzu: „Sieger im letzten Holmenkollenspringen." Sie streckt ihm die Hand zum Gruße hin, ehe er noch seine ungelenke Verbeugung machen kann. Sie wechseln einige Worte, bis Olav langsam sagt: „Nun soll ich springen." Er nimmt seine Pfeife aus dem Mund, klopft sie auf dem Geländer aus und steckt sie in die Tasche. Dann prüft er sorgfältig seine Ski, verabschiedet sich und klettert empor zum Anlauf.

Als seine Bretter die Schanze verlassen, reckt er sich mächtig empor. In sausendem Schwung kommt er auf den Hang. Unten wendet er sich mit jähem Schwung. Die Zahlen oben auf der Tafel kommen langsam zum Vorschein. „55 Meter!" Atemlos hat die Menge gewartet, nun bricht sie los. Der Beifall übertönt die Musik. Olav geht betäubt davon. Der Direktor und seine rothaarige Begleiterin holen ihn ein. Der Direktor schlägt ihn auf die Schulter und sagt: „Mensch! Gratuliere! Sie machen heute das Rennen!" Die Leute jubeln ihm zu.

Nachmittags ist Olav Olavsen zu einem Ausflug eingeladen. Schöne Frauen hätscheln ihn, als wäre er ein Schoßhündchen oder ein drolliges Kind. Olav weiß nicht recht zu antworten. Er sagt nur immer — ja — oder — nein. Aber er spricht es immer mit wechselndem Ausdruck aus. Manchmal dehnt er das Ja sehr lang, und man kann wohl merken, daß er guter Dinge ist. Einmal faßt er die eine Dame beim Ärmel ihrer lederfarbenen Jacke und sagt aus Scherz: „Ist kein Leder." Die junge Dame ist ein wenig ärgerlich, die ganze Gesellschaft aber lacht übermütig. Und Olav lächelt gutmütig und versucht nicht wieder, von seiner Seite aus ein Gespräch in Gang zu bringen.

Abends ist Ball im Grandhotel. Da sitzen sie nun herum, Könige in Baumwolle, Holzwolle, Leinen, Petroleum. Sie haben ihre Frauen und Töchter bei sich. Wenn Olav Olavsen tanzt, dann streifen ihn viele schöne Augen in werbendem Feuer. Er ist heute der Held dieser Leute. Er soll seinen Tischgenossen erzählen, von seiner Heimat, von seinem Leben. Ach, er weiß nichts Rechtes. Sein Vater ist Kleinbauer. Seine Brüder sind Holzfäller. Er selber hat sein Leben ebenfalls damit zugebracht, Holz zu fällen und es im Frühjahr talab zu flößen. Und wenn das Jahr fischreich war, ist er auch oft mit ausgefahren. Aber nun fällt ihm ein, daß sein jüngster Bruder durchaus Maler werden will und nicht kann, weil er kein Geld hat. Dann macht ihn der Sekt warm. Er möchte grölen oder irgendeinen von den Dicken da drüben auf die Schultern hauen. Oder am liebsten ganz verhauen. Halt, da fällt ihm doch eine Geschichte ein! Von Thorbjörn, seinem alten Freund. Thorbjörn, das ist ein alter Seebär. Ein dutzendmal um Kap Horn. Hat tolle Streiche ausgeführt während der mexikanischen Revolution in den neunziger Jahren. Und geschmuggelt hat er, daß alles nur so hagelte. Thorbjörn ist schon immer sein Freund gewesen. Schon, als Olav noch in den Windeln gelegen hat. Nun ist er ein abgetakelter Kahn. Bei den Pfeffersäcken in der Stadt, da macht er sich jetzt nützlich. Er baut Wiegen für die kleinen Kinder und Segelschiffe für die Jungen. Wenn das Wetter sehr schön ist, im Sommer, dann liegt er am Hafen und wartet, bis ein Touristenschiff anläuft. Dann führt er die Reisenden herum. Thorbjörn kann nämlich auch englisch sprechen. Ist das Glück ihm hold, dann verkauft er auch mal eins von seinen Segelschiffen, die er in eine Flasche hineingeschnitzt hat. Thorbjörn kann alles. In den feinen Häusern geht es trocken zu — er kriegt nur immer Kaffee oder Milch zu trinken, was nichts Reelles für einen Seemagen ist. Darum säuft er sich zuweilen einen mächtigen Rausch an. Er wirft sich dann in die Brust und schwört, daß er bald wieder zur See fahren wird. Wenn ihm aber dann einfällt, daß seine Frau alle seine Schifferpapiere verbrannt hat, dann wird er fuchsteufelswild und verspricht, seine Alte windelweich zu hauen, sobald er heimkommt. Aber der Weg ist lang, kühl ist die Nachtluft — und die alte Hansen versteht keinen Spaß. Sie meint es gut mit ihm und betet jeden Sonntag in der Kirche, daß der Herrgott dem alten Hansen sein Saufen vergeben möge. —

Olavs rothaarige Nachbarin ist dicht zu ihm herangerückt. Sie fragt, ob es keine hübschen Mädchen gäbe bei ihm zu Hause. Da lacht er auf. Umständlich kramt er die Photographie eines schönen Mädchenkopfes hervor. „Seht her! Signe Sigurdstochter. Das schönste Weib am Fjord. Aber stolz, verdammt stolz ist das Frauenzimmer!" Er hätte gern einen leichten Fluch hinzugesetzt, aber das geht hier wohl nicht an.

Seine rothaarige Nachbarin ist schön. Wenn Olav sie beim Tanz im Arme hält, dann fühlt er, wie sein schweres Blut sich regt. Aber seine grauen Augen sind blank und kalt. Und als ihre werbenden Augen für einen Augenblick den seinen begegnen, da kann sie deutlich darin lesen: Signe Sigurdstochter ist schöner!

In einer Nische hat der Direktor mit seinem zukünftigen Skilehrer verhandelt. Dieser hat nachdenklich und ratlos die Hände in den Hosentaschen vergraben. Schließlich schlägt er in die dargebotene Hand. Nun schweigt die Musik einen Augenblick, der Direktor reckt seine feiste Gestalt und pocht an sein Glas, so daß alle Augen sich auf ihn richten: „Meine Damen und Herren! Ich habe die Ehre, Ihnen mitteilen zu können, daß unseres Hauses Skilehrer, Herr Olav Olavsen, Sieger des Tages, morgen vormittag eine Wette über 4000 Pfund Sterling austragen wird. Es handelt sich darum, ob Herr Olavsen 60 Meter springen wird." Er setzt sich. Die Menge rast, der Direktor ist zufrieden. Die Saison hat ihre Sensation. 4000 Pfund Sterling ist viel Geld, aber der Direktor kann rechnen — und er weiß, was er tut.

Olav Olavsen hat unbeschreibliche Lust, in die Nacht hinauszusteigen.

Auf einem Berggipfel hält er inne. Der Zauber des nächtlichen Wintergebirges greift an sein Herz. Die Sterne funkeln und gleißen. Es ist ihm, als schaue Gottvater zu ihm herab. Da kommen ihm die Worte in den Sinn, die heute morgen sein Ohr trafen: „Das heißt Gott versuchen." Sein schwerfälliger Kopf kommt nicht weiter. Er starrt verloren in die Ewigkeit. Aber den Nacken kann er nicht beugen. Eine Sternschnuppe beschreibt einen leuchtenden Bogen über das Firmament. Der Zauber ist gebrochen. Ihn fröstelt. Seine Ski tragen ihn sausend talwärts.

Es ist schon alles still geworden in der Halle. Olav läßt sich noch eine Flasche Whisky kommen. Und sitzt und trinkt. Traurige Gedanken sind über ihn gekommen. Er denkt, was damals geworden wäre, als er im Frühjahr beim Flößen in kühner Fahrt auf einem Baumstamm talab sauste und abrutschte, so daß er ins Wildwasser

fiel, hätte ihn nicht der alte Hansen noch schnell mit der Stange erwischt. Er malt es sich aus, was dann gekommen wäre. Der Wildbach hätte ihn mit zerschmetterten Gliedern unten bei der Mühle an Land geworfen. Der alte Hansen hätte gesagt: „Schade um den Jungen, riesig schade — Teufel!" Und die Kameraden hätten einige Tage noch schweigsamer als sonst gearbeitet. Beim Begräbnis hätte der Pfarrer „von dem harten Los der Holzfäller" gesprochen und von „Gottes unerforschlichem Willen". Seine Mutter hätte geweint, die Weiber alle. Ob Signe auch gekommen sein würde?

Der Rausch hat ihn weich gemacht. Er weint tatsächlich, als er zum Lift schwankt.

Am anderen Tage ist Olav Olavsen schon früh auf den Beinen. Er klettert den Hang hinauf und hinunter, prüft die Schanze, den Anlauf. Ein Arbeiter begleitet ihn, um seine Instruktionen entgegenzunehmen. Vormittags, als das Rennen weitergeht, steht er an denselben Baum gelehnt, wie gestern. Wie merkwürdig. Dasselbe Paar, das er von gestern her kennt, steht wieder vor ihm. Aber heute hält die Frau den Arm ihres Mannes nicht mehr fest.

Einmal, als die Zahlen sich an der großen Tafel wieder langsam verändern, sagt sie: „Nur fünfunddreißig Meter." Da springt wieder einer. Beim Aufkommen stürzt er und bleibt unten am Hang wie leblos liegen. Leute eilen hinzu. Die Frau vor Olav hat ihren Gatten am Arm gepackt und ruft erschreckt: „Barmherziger Gott! Wenn er nur nicht tot ist!" Sie zieht den Gatten mit sich fort, in der Richtung zu dem Menschenhaufen.

Als sie dabei eine kleine Wendung macht, kann Olav für einen Augenblick ihr Gesicht sehen. Er haßt dieses Weib und den Kerl auch. Vielleicht wegen der Mischung von Angst und Neugier, die in ihren Augen lag.

Das Rennen geht weiter. Olav ist nachdenklich. Was werden diese Leute sagen, wenn ich nicht sechzig Meter springe? Sie werden sagen: „Nur achtundfünfzig Meter."

Vielleicht wird er dann eines Tages wieder zu Hause Holz fällen, im Frühjahr wieder flößen und wieder Holz fällen. Olav ist blutjung. Er ist hinausgezogen, um zu sehen, was hinter den Bergen ist. Es ist eine große, wilde Freude in ihm gewesen, als er zum erstenmal die Berge seines Fjords hinter sich hatte. Er weiß nun, daß er nicht als Geschlagener heimkehren darf. Diesen Gedanken kann Olav nicht ertragen. Und nun kommt ihm plötzlich der Gedanke, was sein wird, wenn er siegt. Die Frauen werden ihn hätscheln wie einen kleinen Hund. Einmal aber wird er ein altes Möbel sein, wie der Hotelfriseur zum Beispiel. Nein! Das will Olav Olavsen auch nicht. Nun kommt ihm sein älterer Bruder in den Sinn.

Per ist ein verwegener Bursche gewesen. Beim Holzfällen hat er es nicht lange ausgehalten. Er zog mit aus zum Fischen. Wie ein Pferd hat er gearbeitet. Man gab ihm ein Boot zum Steuern.

Wenn der Sturm die anderen schon längst in die Schären gejagt hatte, dann jagte Per immer noch als letzter herein, mit vollem Zeug. So hatte er es zehn Jahre getrieben, bis er dem Meere so viel abgerungen, daß er endlich auf eigenem Fahrzeug stehen konnte. Er heuerte eine Mannschaft an, die seinen Schoner von Schottland herüberholen sollte. Verwegene Burschen waren es, so wie Per selber. Denn es ist ein alter Kasten gewesen, die „Maud". In Schottland wollte sie keiner mehr unter den Füßen haben.

Vor Olav steht noch deutlich das Bild, wie Per in seinem Sonntagsstaat breitspurig an der Reling stand und lächelnd Abschied winkte. In der nächsten Woche kam ein fürchterlicher Sturm auf, wie ihn die ältesten unter den Fischern nicht erlebt hatten.

Die „Maud" soff weg mit Mann und Maus.

Das dumme Wort kommt wieder: „Das heißt Gott versuchen." Teufel noch eins! Olav schiebt seine Pfeife in den anderen Mundwinkel. Ja, jetzt hat er die Antwort. Es ist ein ehrlicher Pakt gewesen, damals. Per hatte ja als Einsatz sein Leben gesetzt.

Unterdessen ist Olav bis zur Schanze gegangen. Es ist Zeit zum Springen. Olav Olavsen mißt noch einmal den Anlauf, die Schanze und den Hügel mit seinen klaren Augen.

Da löst sich eine Gestalt aus der Menge. Sie strebt auf ihn zu. Es ist die rothaarige Dame. Schon von fern fühlt er, wie ihre Augen unsicher flackern. Als sie dicht bei ihm ist, flüstert ihre verhaltene Stimme: „Springen Sie nicht! Hören Sie auf mich! Ich habe mit vielen hier gesprochen. Wenn Sie es nicht schaffen, ist es bald aus mit ihrem Nimbus hier."

Es würgt ihr im Halse, aber der Stolz gab ihr nur diese Worte. Olav hat seine Pfeife aus dem Munde genommen und sagt mit fester und höflich klingender Stimme: „Es geht nicht." — Wie er die Treppe emporsteigt, muß er wieder an Per denken. Ja, nun weiß er es. Er ist nicht kleiner als Per. Er will auch etwas einsetzen für seinen Sieg. Ein Waldarbeiter ist eben mit seiner Arbeit, den Hang zu ebnen, fertig geworden. Er war sehr sorgfältig, denn die kleinste Unebenheit bei einem solchen Sprung kann hier zum Verhängnis werden. Olav fragt ihn: „Wo sind es sechzig Meter?" — „Hier!" antwortet der Arbeiter.

„Gib mir die Schaufel!"

„Es ist alles gut geebnet!" wendet der Mann ein.

„Gut. So grabe ein Grab über den Hügel!" Der Mann versteht nicht.

Olav läßt sich die Schaufel geben und beginnt schnell und eifrig kurz über dem sechzigsten Meter zu schaufeln. Der Arbeiter reißt die Augen weit auf — Wahnsinn! denkt er.

„Ach so, einen Graben meinte der Herr!" sagt er zögernd und unsicher.

„Geh nun hinunter!" sagt Olav freundlich und bestimmt zu ihm.

Die Zuschauermenge hat begonnen, unruhig zu werden; er steigt schnell auf den Anlaufstand.

Da wird es unten totenstill. Olavs Augen und sein Gesicht haben einen harten, klaren Ausdruck angenommen. Mit einem festen Ruck springt er auf die Anlauffläche, kauert sich zusammen wie ein Raubtier, gleitet schneller, immer schneller.

Jetzt verlassen seine Bretter die Schanze, sein Körper reckt sich aus der riesigen Spannung, er saust durch den leeren Raum. Da schlagen mit lautem Klatschen seine Bretter auf den Hügel, es geht weiter in rasender Fahrt, bis er unten in jähem Schwung stoppt. Aus der lautlosen Menge bricht heulender Jubel. Die Menge löst sich, alles stürzt auf Olav zu. Er steht noch regungslos, seine Augen sind noch wie im Krampf. Man bringt ihn fort, schöne Frauen jubeln ihm zu.

Die Menge rast draußen noch immer, als er im Hotel ist. Am Abend telephoniert der Hoteldirektor mit dem Sportredakteur in Bern: „Geben Sie der heutigen Notiz die Überschrift: ‚Die Wette mit dem lieben Gott' — oder, äh — warten Sie mal — ‚Die Wette mit dem Schicksal'. Merkwürdiger Kerl übrigens. Sagt, daß er auf die Stelle hier verzichtet, läßt sich eine Bankanweisung geben und verschwindet."

Zur selben Zeit sitzt Olav Olavsen im Zuge. Er wird nie wieder springen. Seine Ski hat er dem Jungen geschenkt, der sein Gepäck zum Bahnhof brachte. Er ist sich klar geworden über die Zukunft. Er geht nach Kalifornien farmen. Drüben sitzt ein Onkel.

Und wenn Signe Sigurdstochter will, kann sie mitkommen.

Die Macht der armen Seelen

HOCHGEBIRGSNOVELLE VON GEORG PAUL LÜCKE

Und dann? —" fragte Hans Berger. Die Pause, die Doktor Firnholzer in seine Ausführungen eingelegt hatte, dauerte dem jungen Ungestümen zu lange.

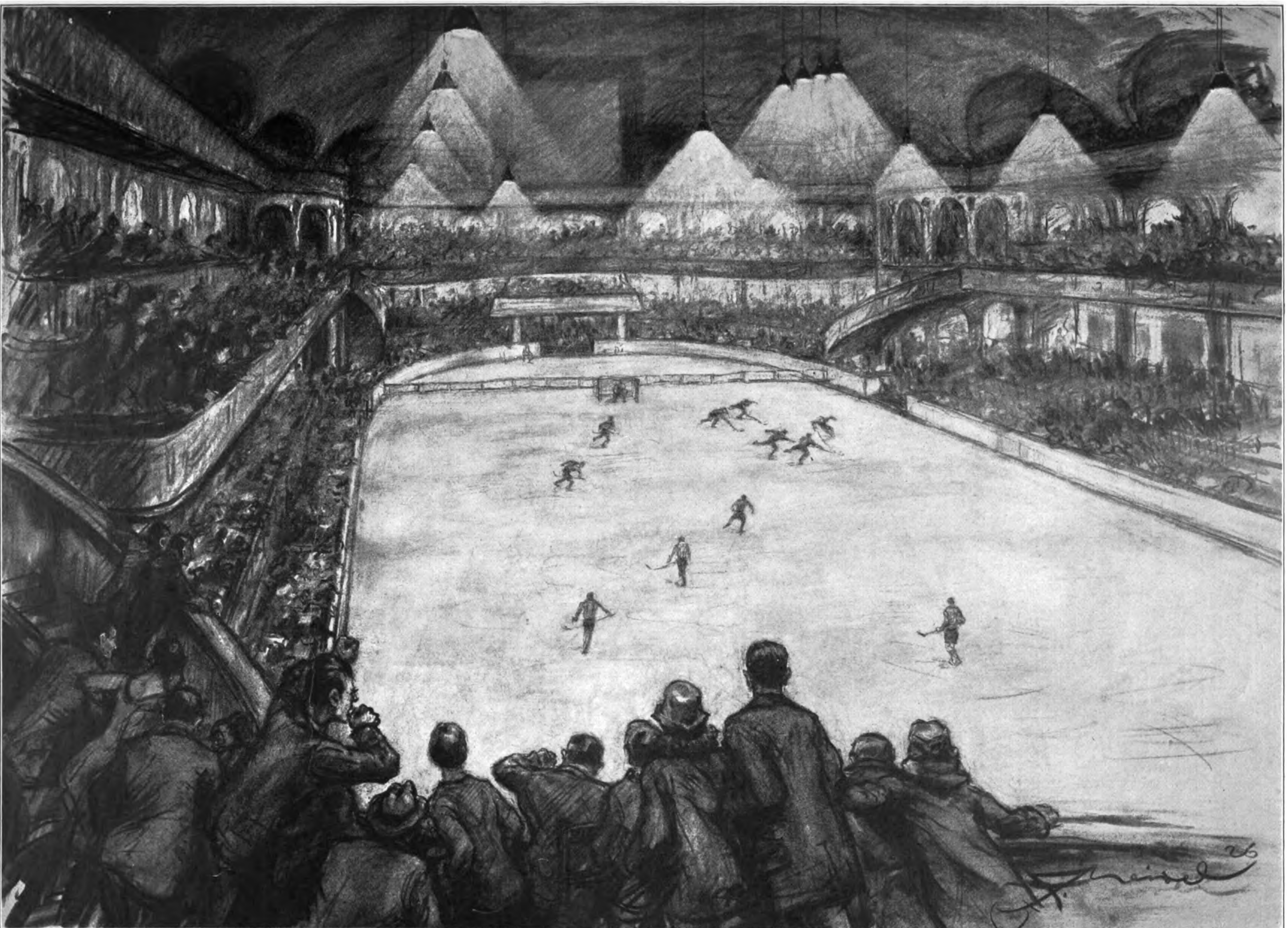
Wir anderen, die wir Firnholzers ausladende Rhetorik kannten, die sich in Nebensächlichkeiten gern verlor, steckten inzwischen unsere Pfeifen wieder in Brand.

William Conright legte ein paar Scheite auf das Herdfeuer und blies die Glut zu neuer Flamme an. Ein Rauchschwaden quoll aus den Fugen der Feuerung und erfüllte die Hütte mit beißendem Qualm.

Doktor Firnholzer saß in sich versunken, als suchten seine Gedanken den verlorenen Faden. Ich aber, der ihn seit langen Jahren der Bergfreundschaft kannte, sah in seinen Augen das erwachende Grauen, bemerkte das leise Beben seiner breiten Schultern. Wußte ich doch, daß jenes Erlebnis, das er heute zum erstenmal auch anderen Ohren vortrug, in ihm den Glauben an die Wahrheit der Berge ertötet hatte. Vergebens hatte ich immer wieder versucht, dem Dunkel jener Winternacht den Schleier zu nehmen, ihm die Möglichkeit einer einfachen, natürlichen Erklärung zu geben. Meine Logik scheiterte an seinen stereotypen Worten:

„Alles gut und schön. — Aber der Zufall wäre doch zu weit hergeholt, daß man sie fand, gerade dort."

Mit Absicht hatte ich an diesem bergstillen Silvesterabend in drei-



Allwetter-Wintersport der Großstadt: Während eines Eishockey-Kampfes in der Eisarena des Sportpalastes in Berlin.
Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Fritz Meisel.

tausend Meter Höhe die Sprache auf mystische Dinge gebracht, denn ich wußte, daß ich damit in Firnholzer eine Saite berührte, die seit damals unaufhörlich in ihm klang. Mein geheimer Zweck war, ihn so zu veranlassen, einmal auch einem grösseren Kreis von Freunden das seltsame Erleben jener Nacht zu enthüllen, und ich rechnete damit, daß in vier Gehirnen eher die Möglichkeit zu einer Klärung vorhanden sein werde.

Conright neigte, wie ich wußte, zum Spiritismus, während Berger das Leben bejahte und okkulten Dingen gegenüber sich durchaus ablehnend verhielt. Es gelang mir, diese entgegengesetzten Auffassungen aus ihnen herauszulocken, und sie gerieten schließlich in einen hitzigen Disput. Das hatte ich erreicht, und es war nur eine Folge, daß Firnholzer sich dabei auf Conrights Seite stellte. Er hatte das Wort an sich gerissen und umständlich zunächst eingeleitet, wie er vor zwanzig Jahren den Entschluß faßte, die Silvesternacht ganz allein in den Bergen zu verbringen. Man hatte ihn in Grindelwald noch ernstlich gewarnt, denn man hielt sein Unternehmen, ohne jede Begleitung das Berner Oberland zu dieser Jahreszeit zu durchqueren, für einen Wahnwitz.

Er aber verließ sich auf seine Bergerfahrung und seine langen Hölzer, die ihn schon oft durch Nacht und Gefahr getragen, und war am Vormittag des 31. Dezember zur Schwarzegghütte hinaufgestiegen. Es war eine mondhelle Nacht, doch deuteten alle Anzeichen auf einen baldigen Wetterumschlag. Er hatte daher den Entschluß gefaßt, sich nicht lange auf der Hütte aufzuhalten.

Hier war die Pause eingetreten, als sei sie gewollt, um die Spannung zu erhöhen, die schon dadurch betont wurde, daß wir gleichsam noch einmal jene Fahrt miterlebten, denn heute saßen wir zur gleichen Stunde in der Hütte, die er vor zwanzig Jahren gegen elf Uhr verließ.

Firnholzer war aufgestanden und zur Tür getreten, die er aufstieß. Kalt drang die Luft herein und ließ uns frösteln. Er stand dort im Rahmen, eine dunkle Silhouette gegen den hellen Schein der vom Mondlicht durchfluteten Bergwelt.

Daß gerade die vorletzte Kerze ausging und im Flackern erstarb und die Hütte dem rötlichen Dämmer des Herdfeuers überließ, gab diesem Bild einen besonderen Reiz.

Selbst Berger wagte es nicht mehr, die Stille zu brechen. Ein sarkastisches Lächeln lag um seine Mundwinkel, aber in seinen Augen war etwas Nachdenkliches, als könne auch er sich dem drückenden Einfluß der Weltferne nicht ganz entziehen.

Mit einer schnellen Bewegung schloß Firnholzer die Tür. Nun saßen wir im rötlichen Zwielicht, die Köpfe wie losgelöst im Dunkel schwebend, und lauschten den eintönig dahinfließenden Worten des Doktors.

„Ich trat hinaus und legte die Skier an. Noch einmal warf ich den Blick zu den Bergen, um die sich gespenstisch die ersten Wolkenschleier legten. In wenigen Stunden konnte ich das Finsteraarjoch erreichen, dort den Sonnenaufgang abwarten und hatte dann bessere Sicht zur Abfahrt und zum Aufstieg zum Studerjoch. Die Fahrt über den Fieschergletscher war dann nur noch ein Spiel. Morgen abend, so rechnete ich, saß ich in geheizter Stube im Hotel du Glacier in Fiesch. — Zunächst ging alles gut. In gemächlichem Tempo fuhr ich den tief verschneiten Gletscher hinauf und gab mich ganz dem Zauber dieser Stunden hin. Unwirklichkeit war um mich her, lautloser Traum die Ewigkeit des blauen Baldachins, an dem die Sterne in seltenem Feuer irisierten. Wie gewaltige Lanzen stachen die Viertausender in die lichte Nacht und warfen harte Schlagschatten auf meinen Weg. Ich fühlte die wohlige Ohnmacht des Menschen in dieser geisterhaften Totenwelt. Aber gerade das schuf in mir den Übermut des Wagens. Warum sollte ich mich auf den Pässen halten? Dort lockte das stolze Oberaarhorn, nur einmal im Winter gemacht mit Führer. Vor zwei Jahren im herbstlichen Neuschnee hatte ich es erstiegen. Ausgerüstet war ich, den Aufschraubpickel hatte ich im Rucksack, und was ich dachte, war auch schon Beschluß.

Um drei Uhr stand ich auf dem Finsteraarjoch. Ich wartete den Morgen nicht ab, denn blendend lag das Mondlicht im Kessel unter mir. Der pulverige Schnee gestattete eine ungehemmte Abfahrt, und als der Morgen die Purpurfackeln an den Gipfeln entzündete, befand ich mich nur noch einige hundert Meter unter dem Studerjoch. Ich nahm den Gipfel des Oberaarhorns, mühselig zwar, aber ohne besondere Schwierigkeiten. Als ich aber beim Abstieg das Joch erreichte, schlug das Wetter um. Dichte Wolkenmassen wälzten sich vom Fieschergletscher herauf, und bald war ich mitten in heftigem Schneetreiben. Hier oben bleiben, hieß Tod. Unsern mußte die Oberaarhornhütte liegen, und so fuhr ich ab, in Erwartung, daß sich im Laufe des Nachmittags das Wetter aufklären werde. In der Schnelligkeit der Abfahrt mußte ich mich dann getäuscht haben, denn ich geriet zu tief, und anstatt in der Richtung auf das Oberaarjoch oberhalb der Hütte, kam ich auf den Übergang unterhalb derselben. Da ich mich meiner Sache sicher glaubte, hielt ich den Oberaargletscher für den Galmiferner, von dem ich in gerader Abfahrt den Fieschergletscher erreicht hätte. Zu spät dachte ich an meinen Kompaß. Zu meinem Erschrecken stellte ich fest, daß ich mich in nordöstlicher Fahrt befand. Ich änderte sofort die Richtung, stand aber bald vor steil aufstrebenden Eiswänden. Eine ruhige Überlegung an Hand der Karte hätte mir meinen Standpunkt wohl sagen können, ich aber ließ mich durch die vorrückende Zeit verwirren und fuhr nun planlos in die werdende Nacht. Im dichten Nebel verlor ich schließlich jede Orientierung und mußte mich für die Nacht zu einem Biwak entschließen. Ich grub mir eine Höhlung in den Schnee und verkroch mich in meinen Schlafsack. Doch wagte ich nicht, zu schlafen, denn die frühen Morgenstunden würden strengste Kälte bringen, und ich wußte nicht, ob meine Hülle dann noch genügenden Wärmeschutz bot. Wenn ich unwillkürlich eindämmerte, riß ich mich immer wieder aus den Traumbildern, die meinem erhitzten Gehirn seltsame Dinge vorspiegelten. Die Stille des Todes um mich her, der Gedanke, daß ich stundenweit von den Menschen war, die vorüberflatternden Spukgestalten des Nebels drückten auf meine Nerven.

Und wieder einmal fuhr ich auf. Der Nebel war etwas sichtiger geworden und durchflutet von geheimnisvollem, bläulichem Licht.

Da war es, daß ich sie sah — die drei, die da lautlos, wesenlos wie Schattengestalten nahe bei mir vorübergingen. Gingen? — Ein Schweben war es, ein Dahingleiten in seltsamem Rhythmus der Bewegung — vorn ein Führer mit breitkrempigem Hut, eine Dame dann von feiner, schlanker Figur und am Ende der Gruppe ein großer, kräftiger Herr in der Kleidung der englischen Hochtouristen der achtziger Jahre, mit der typischen karierten Mütze, die vorn und hinten einen Schild von gleichem Stoff hatte. Überlebensgroß erschienen mir im Nebel die Gestalten. Von den Gesichtern sah ich nichts. Es war mir, als fehlten diese überhaupt, als... Das Blut erstarrte mir in den Adern, was ich da sah, war nicht Leben, war Tod und Vergangenheit.

Qualvoll preßte sich mir die Kehle zusammen. Dann aber machte ich mir klar, daß da wohl ein paar wagemutige Hochtouristen den kühnen Schritten eines Coolidge, einer Miß Breevort folgten, die vor Jahrzehnten die ersten Wintererſteigungen im Berner Oberland gemacht hatten. Menschen waren da in allernächster Nähe, und es wurde mir zum Lockruf aus dem fernen Leben.

Ich rief sie an, wollte mich erheben. Doch keine Antwort kam. Sie gingen weiter, ohne sich zu wenden, das Seil hing lose im Bogen zwischen ihnen, und da packte mich kalter Schauer im Genick — ich sah etwas, das unmöglich war — das Seil zwischen der Dame und dem Herrn zeigte eine Unterbrechung, die beiden Enden schwebten frei in der Luft. Unklarer wurden die Gestalten, es war, als schwebten sie in die Höhe. Mit Gewalt riß ich mich wach. Ich sah nichts mehr, nur eine breite Spalte gähnte dort, die der Schnee noch nicht überweht hatte.

War das ein Wachtraum meiner fiebernden Gehirnzellen...?"

Firnholzer ließ die Frage offen. In seinen Augen stand das Grauen der Erinnerung.

„Traum, natürlich", sagte Berger, unter der Anspannung der Nerven mit leicht zitternder Stimme.

„Traum...?"

Conright lachte kurz.

„Sie vergessen, es war die Nacht des ersten Tages des Jahres, die Nacht der armen Seelen!" —

Wie aus der Ferne hörten wir dann Firnholzers seltsame Worte, wie aus einem Trancezustand klangen sie:

„Traum — ich glaubte es damals auch — bis..."

„Bis?"

„Bis man sie fand, Reverend John Hudson-Harving, seine Schwester und den Führer Kohlmatten von Mayringen, zwei Jahre, nachdem ich sie in jener Nacht gesehen — zwanzig Jahre, nachdem sie im Oberaargebiet verschollen. Das Seil war zwischen Harving und dem Mädchen gerissen, als der furchtbare Sturz die Partie über die Südostwand des Oberaarhorns geworfen, am 1. Januar 1884."

Der Mond war hinter den Fiescherhörnern verschwunden, noch säumte er in silbernen Konturen den Grat.

Wir schwiegen, nur Berger meinte einmal zaghaft:

„Zufall."

Da lachte Firnholzer ein hartes Lachen.

„Zufall? — Man fand sie in jener Spalte, vor der ich lag."

Wind hatte sich draußen aufgemacht und stöhnte durch die Eiswelt, fing sich in schwebendem, heulendem Echo in den Spalten des Gletschers. Kalt und bleich stand das erste Morgengrauen im Rahmen der Fenster, und im dumpfen Raum der Hütte blieb die Frage an die Ewigkeit, auf die wir keine Antwort wußten.



Links nebenstehend:

Dr. Wilhelm Kienzl,

berühmter Komponist, besonders bekannt durch seine Oper „Der Evangelimann", kann am 17. Januar seinen 70. Geburtstag begehen.

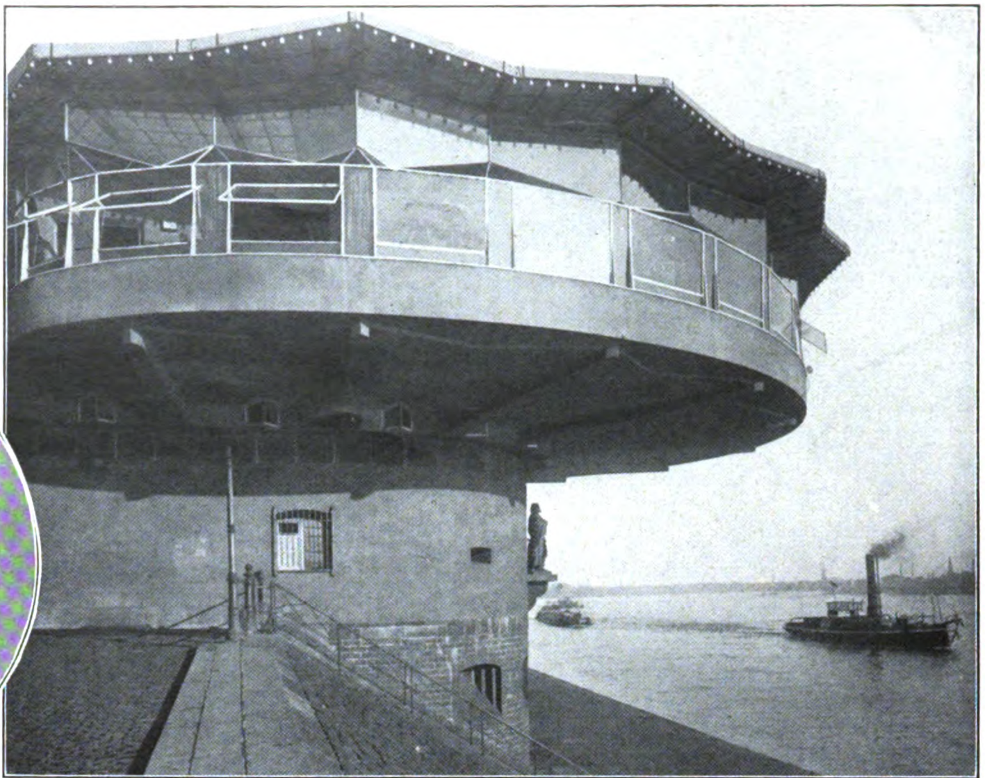




Rechts nebenstehend:

Dr. Karl Hans Strobl,

ein vielgelesener deutsch-österreichischer Romanschriftsteller, feiert am 18. Januar auf seinem Wohnsitz in Perchtoldsdorf bei Wien den 50. Geburtstag.



Ein ehemaliger Kriegsbau als modernes Restaurant: Das am Rheinufer gelegene „Bastei"-Gebäude in Köln, das während des Weltkriegs als Standplatz für eine Scheinwerferabteilung diente und jetzt nach seiner Umwandlung in modernen Architekturstil ein Restaurant enthält.



Neue Güterwagen der Deutschen Reichsbahn für die Kohlenbeförderung: Ein aus 20 der neuen Wagen bestehender, 200 m langer Zug auf den Bunkergleisen des Großkraftwerks Rummelsburg bei Berlin, wo er in sehr kurzer Zeit auf elektrischem Wege in die auf beiden Seiten liegenden Gruben entleert werden kann. Diese Großraum-Güterwagen haben ein Ladevermögen von 50 t (gegen 15—20 t der alten Wagen).



Vom Abschluß des deutsch-italienischen Schiedsvertrags im Palazzo Chigi in Rom am 29. Dezember: C. Freiherr v. Neurath, deutscher Botschafter in Rom, bei der Unterzeichnung des Vertrags; links neben v. Neurath Mussolini.



Links nebenstehend:

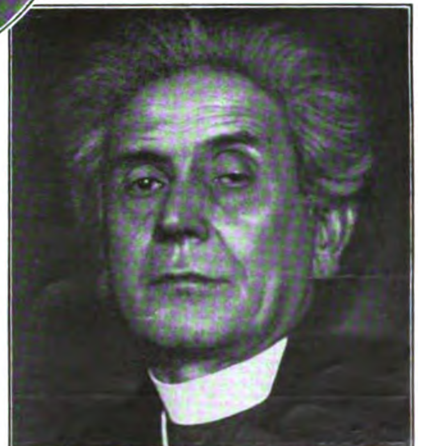
A. L. Wilhelm Poeck,

früher Oberbeamter der Hamburger Zollverwaltung, Verfasser von Erzählungen und Romanen, auch plattdeutscher Mundart, feierte vor kurzem seinen 60. Geburtstag.



Links nebenstehend:

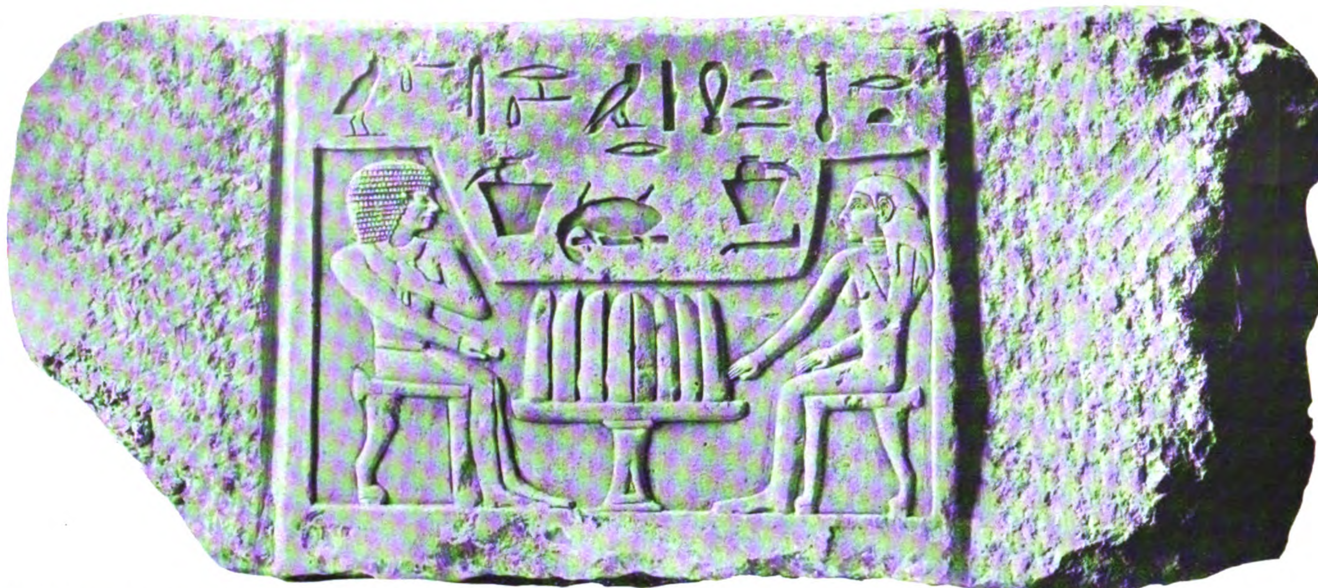
Der Rheinland-Westfalen-Sender in Langenberg (Rheinland), der in nächster Zeit vom Reichspostministerium der Westdeutschen Rundfunk-A.-G. (Hauptleitung in Köln) übergeben wird. Der neue Sender wird mit einer Energie von 60 Kilowatt der stärkste deutsche Rundfunksender sein.



Rechts nebenstehend:

Dr. theol. Luigi Cerebotani,

Priester in München, Mitglied der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften, bedeutender Erfinder auf dem Gebiete der Telegraphie und drahtlosen Telephonie, beging am 11. Januar seinen 80. Geburtstag.



Ein Ehepaar beim Totenmahle. Künstlerische Darstellung in der Mastaba.

Rechts nebenstehend:

Die im Pelizaeus-Museum zu Hildesheim wiederaufgerichtete Mastaba des Uhemka.



Statuengruppe eines Ehepaares. Künstlerische Darstellung in der Mastaba.



Bedeutende Ergebnisse vorjähriger deutscher Ausgrabungen in Ägypten: Die durch ihre künstlerische Ausstattung bemerkenswerte Grabanlage (Mastaba) des Uhemka, eines hohen ägyptischen Beamten aus dem 3. Jahrtausend v. Chr., die in das Pelizaeus-Museum zu Hildesheim versetzt wurde.

Tagesgeschichte.

In Rom wurde am 29. Dezember der deutsch-italienische Handelsvertrag abgeschlossen. Von deutscher Seite unterzeichnete Botschafter Freiherr v. Neurath, von italienischer Ministerpräsident Mussolini die Urkunde. Nun bedarf das Abkommen noch der Ratifikation durch die Parlamente. Die Verhandlungen über den Vertrag erstreckten sich schon auf Monate, und zwar wurden sie zuerst zwischen dem italienischen Botschafter in Berlin, Graf Aldrovandi-Maresotti, und Ministerialdirektor Dr. Gaus geführt, anfangs in Berlin, dann auch in Rom. Die endgültige Form des Textes wurde schließlich in Genf durch Dr. Gaus und den italienischen Außenminister Scialoja festgelegt. Wenn der Vertrag auch nicht als „Freundschaftsvertrag" anzusprechen ist, so bedeutet er doch ein bedeutsames und günstiges Ereignis in der Entwicklung der politischen Beziehungen beider Länder nach dem Kriege.

Am 1. Januar waren 125 Jahre vergangen, seit das Staatliche (ehemalige Königliche) Schauspielhaus am Gendarmenmarkt in Berlin eröffnet wurde. Das ursprüngliche Theatergebäude, das von K. G. Langhans erbaut ward, brannte 1817 nieder und wurde in den Jahren 1819 bis 1821 unter Benutzung der vom Feuer verschonten Reste durch Schinkel neu aufgeführt in der Gestalt, wie sie im wesentlichen noch heute erhalten ist. Das Innere des Theaters wurde wiederholt umgestaltet, besonders umfassend in den Jahren 1904 und 1905.

Im Spreewaldgebiet haben das Tauwetter und anhaltende Regengüsse ein Hochwasser herbeigeführt, wie es seit Jahren in dieser Gegend nicht vorgekommen ist, und das schwere Schäden angerichtet hat. Auch die Elster hat einen so hohen Wasserstand erreicht, daß weite Flächen in der Oberlausitz überschwemmt wurden.

Im Großkraftwerk Rummelsburg bei Berlin traf am 4. Januar der erste Großraumgüterzug mit 1000 t Kohle aus dem oberschlesischen Kohlenrevier ein. Dazu hatten sich zahlreiche Vertreter des Magistrats von Berlin, der Industrie und der Reichsbahn eingefunden. Die neuen Güterwagen sind mit einer Einrichtung versehen, die beide Seitenwände öffnet und so in kurzer Zeit die Kohlen in die rechts und links der Geleise befindlichen Gruben laufen läßt. Zwei volle Züge mit insgesamt 2000 t Ladung können geleert werden, ehe die Gruben gefüllt sind.

Die im Frühjahr 1926 begonnenen, nunmehr zum vorläufigen Abschluß gekommenen deutschen Ausgrabungen in Ägypten auf dem Friedhof bei den Pyramiden von Giseh haben eine Reihe von wichtigen Funden zutage gefördert. Diese Schätze sind zum größten Teil nach Hildesheim in das Pelizaeus-Museum, eine Stiftung des Altertumsforschers Dr. h. c. Wilhelm Pelizaeus, gewandert. Ein besonders wertvolles Prachtstück darunter ist die Grabkammer des Uhemka, eines „Schreibers des Hauses der Urkunden", die nun im Hildesheimer Museum so, wie man sie vorgefunden hat, wiederaufgestellt worden ist. Es ist dies eine Vorkammer zum eigentlichen Aufbewahrungsraum der Särge Uhemkas und seiner Gattin Hotep-Abes, der sich in 10 m Tiefe befand, nur durch einen senkrechten Schacht zugänglich, der nach der Beisetzung zum Schutz gegen Raub und Plünderung mit Steinen und Sand zugeschüttet wurde. Im Innern der Kammer befinden sich mehrere Reliefdarstellungen und aufschlußreiche hieroglyphische Inschriften. Mit der Erwerbung dieser Grabkammer des Uhemka hat jedenfalls das PelizaeusMuseum in Hildesheim eine ansehnliche Bereicherung erfahren.





Eine neuartige Ehejubiläumsmedaille, die die Stadt Wittstock a. d. Dosse für ihre Bürger als Gabe zum 50. Hochzeitsjubiläum gestiftet hat. (Entwurf: Prof. Pfeiffer, Königsberg.) Links: Vorderseite. Rechts: Rückseite.





125 Jahre Staatliches Schauspielhaus in Berlin: Links: Das alte Königl. Nationaltheater, erbaut von K. G. Langhans, das am 1. Januar 1802 eröffnet wurde. Rechts: Das nach dem Brande (1807) des alten von Schinkel in den Jahren 1819—1821 wiederaufgebaute neue Gebäude des jetzigen Staatlichen Schauspielhauses am Gendarmenmarkt in seiner heutigen Gestalt.



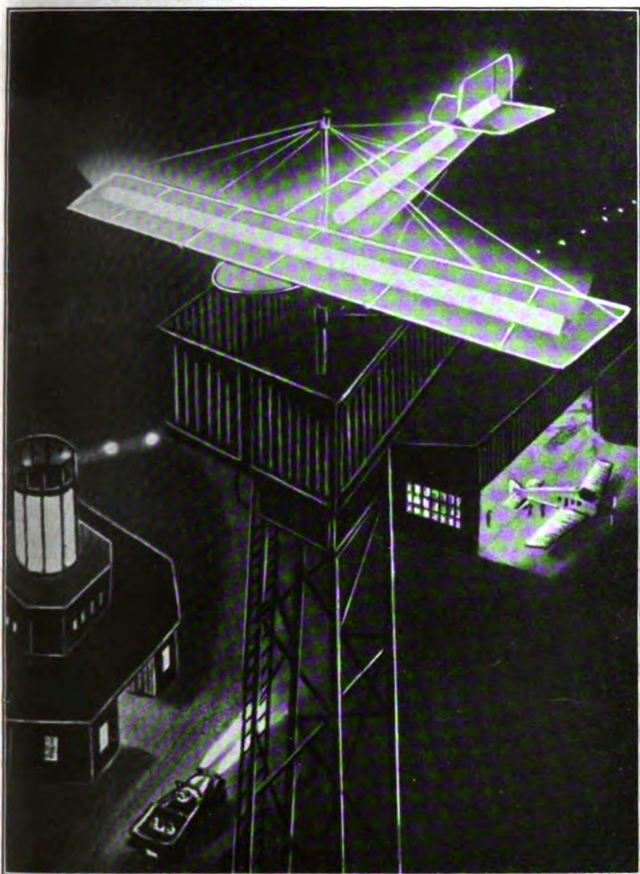


Oben links:
Aufstocken eines Gebäudes unten statt oben: Das Landhaus eines amerikanischen Millionärs, das durch einen Unterbau erhöht wird.

Im Oval
Hochwasser im Spreewaldgebiet: Durch Tau- und Regenwetter unter Wasser gesetzte Gehöfte bei Schmogrow.



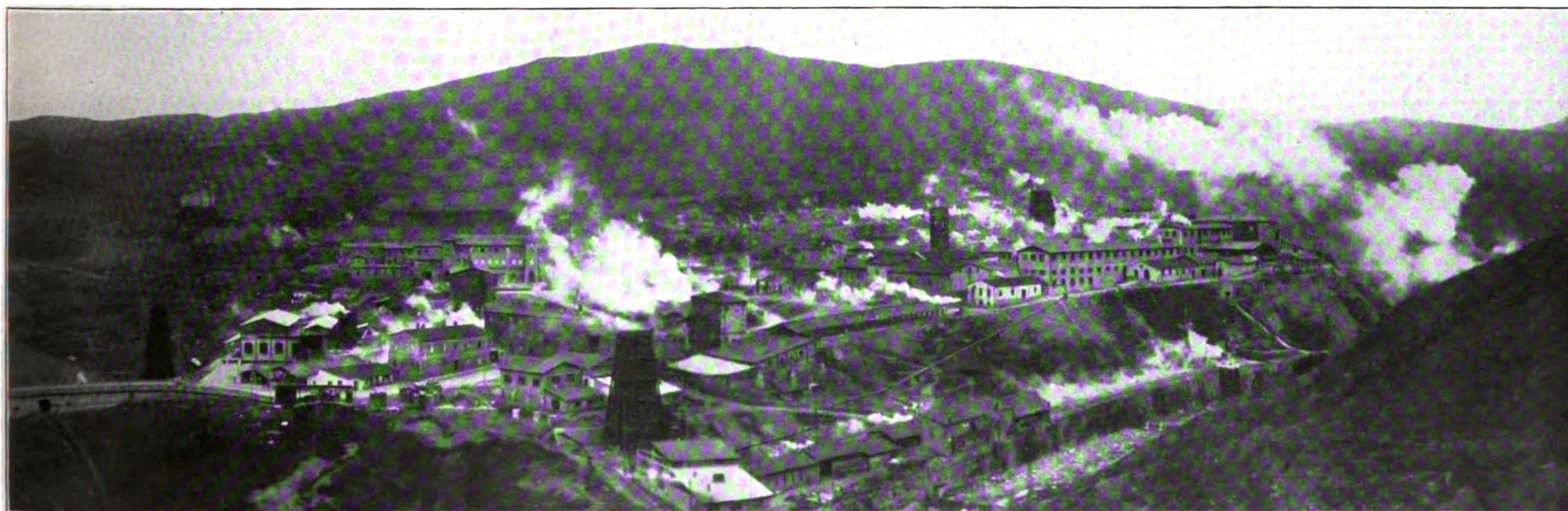
Rechts nebenstehend:
Der Führer des Rifkabolenaufstandes im Exil: Abd el Krim (links), in seinem Arbeitszimmer in der Villa Morange auf der Insel Réunion. In der Mitte: Abd el Krims Bruder M'hammed; rechts: der als Dolmetscher tätige französische Kapitän Sagnes.



Beleuchtungsanlagen für den Nachtflugverkehr: Ein weithin strahlendes, auf einem Turm angebrachtes Flugzeugmodell, das den Fliegern bei der Annäherung die am Boden herrschende Windrichtung zeigt.



Rechts nebenstehend:
Winterelend in Paris: Arbeitslose und Arme stehen vor einer Speiseanstalt an, um eine Mittagssuppe in Empfang zu nehmen.



Das Erdinnere als Erzeuger industrieverwendungsfähigen Dampfes: Blick auf die Ortschaft Larderello in der Provinz Toskana (Italien), wo die aus der Erde mit 3 Atmosphären Druck kommenden Dämpfe in Fabrikbetrieben ausgenutzt werden. Lange wußte man von den heißen Schwefeldämpfen wegen ihrer chemischen Bestandteile keinen rechten Gebrauch zu machen, bis man den Weg beschritt, diese „Weiße Kohle" nur als Heizmaterial zu benutzen und erst durch besondere Vorrichtungen reinen Dampf zu erzeugen. So hat sich in der Umgegend eine große Industrie entwickelt, die aus der billigen Heizung Nutzen zieht, und in Larderello besteht ein Elektrizitätswerk, das mit Hilfe dieser Dämpfe eine Kraft von 7500 P.S. entwickelt.

Japanische Schauspieler in weiblichen Rollen ×



Nakamura Utayemon in der Rolle einer jungen Prinzessin.



Drei Onnagata Asiens: Nakamura Utayemon (links), der führende Frauendarsteller Japans; Mei Lan-fan (Mitte) von der Bühne in Peking und Nakamura Fukusuke, der Sohn Utayemons, einer der faszinierendsten Darsteller weiblicher Rollen in Tokio.

Es ist eine der charakteristischsten Eigentümlichkeiten der japanischen, wie überhaupt der ostasiatischen Theaterkunst, das auch die weiblichen Rollen von Männern gespielt werden. Der besondere Darstellertypus für dieses „Fach“, der Spezialist für weibliche Rollen, heißt Onnagata. Er wird heute auf den ersten Bühnen Japans in den Meisterstücken des altüberlieferten Schauspiels noch ebenso bewundert und gefeiert wie seine Vorfahren aus den berühmten Schauspieler-Dynastien. Der Onnagata wird, wie alle großen japanischen Schauspieler, von Kind auf für seine Kunst erzogen; er hat vor allem eine vollkommene tänzerische Ausbildung und erlangt in seiner Kunst eine erstaunliche Geschicklichkeit. Seine Grazie und Eleganz in der Darstellung von schönen Prinzessinnen oder von Geishas wird ebenso bewundert wie sein seelenvolles Spiel als Matrone oder seine Charakterisierungskunst böser und geschwätziger Weiber. Er erzielt die stärksten suggestiven Wirkungen in der unrealistischen Kunst der idyllischen Tanzerzählungen oder jener balladesken Spiele mit stark pantomimischem Einschlag, in denen er nicht selten aus einem buhlerischen Weib durch allerlei Zauberkunststücke in ein dämonisches, wildes Hexenwesen sich verwandelt.



Nakamura Fukusuke als eine Schöne aus dem Freudenviertel. Der Brief ist sehr lang, um einen größeren Effekt zu erzielen.

Es gibt wohl äußere Gründe für die Entstehung einer so merkwürdigen Kunst, aber daß die Vorliebe und die Begeisterung für diese Onnagata-Rollen bis heute lebendig geblieben sind, muß seine Ursache in einem tieferen künstlerischen Instinkt haben.

Das ältere, feudalistisch-hieratische Nō-Theater hat nie weibliche Spieler gekannt. Erst mit dem Beginn der Tradition des Kabuki, des eigentlichen volkstümlichen Theaters in Japan, treten weibliche Darsteller auf. Aber schon bald wird durch eine strikte Regierungsorder aus Gründen der „öffentlichen Moral“ die Frau für immer von der Bühne verbannt. Das war im Jahre 1629, zur Zeit Shakespeares, in der auch in England und sonst in Europa die Frauenrollen auf der Bühne von Männern gespielt wurden. Jenes Verbot gab den Anlaß zur Begründung des Onnagata-Typus.

Der künstlerische Instinkt des japanischen Theaters beruht — in einem gewissen Gegensatz zu unserem westlichen Theater — auf der Kunst des Unwirklichen. Daher die seltsame Vorliebe des Ostasiaten für das Puppentheater, das ja so sehr auf das Kabuki-Theater eingewirkt hat. Der Mann, der die weiblichen Puppen zu bewegen hatte, hieß Oyama. Und es ist bezeichnend, daß dieses Wort ebenso häufig zur Benennung des Darstellers weiblicher Rollen gebraucht wird wie das Wort Onnagata. Diese beiden Begriffe sind dem japanischen Schauspieler gleichbedeutend. Es gilt für die Kunst des Onnagata, daß er seine Person, gleichsam wie der Puppenlenker, vollständig hinter seiner Rolle verbirgt, daß er mit voller Beherrschung aller Ausdrucksmittel eine andere Gestalt aus sich herausstellt — und in dieser Verwirklichung des Unwirklichen zeigt sich eben eine besondere schöpferische Kraft des japanischen Theaters.

Das Leben des Onnagata verlangt eine große Selbstaufopferung und Hingabe an seinen künstlerischen Beruf. Von Yoshizawa Ayame, dem bedeutendsten Onnagata in Kioto um 1700, sind recht merkwürdige Grundsätze überliefert. Er sagte, daß ein Onnagata auch im täglichen Leben ein natürliches weibliches Gefühl entwickeln soll, und daß er in allen Dingen das Herz eines Weibes zu bezeigen habe. Er müsse die Tatsache, daß er verheiratet ist, verbergen, und wenn er nach seinem Weibe gefragt würde, solle er erröten.

Als 1868, mit Beginn der Meiji-Ära, die strenge Abgeschlossenheit des östlichen Reiches fiel und ein blinder Reformeifer nun gierig nach den Segnungen der westlichen Zivilisation griff, schien die Stellung des Onnagata erschüttert. Das japanische Theater spielte jetzt Ibsen, Maeterlinck, Gorki, Hauptmann. Aber die Darstellung der Frauenrollen im psychologischen westlichen Drama durch den Onnagata zeigte sich als eine Unmöglichkeit. Schauspielerinnen gab es nicht, und die jetzt auf die Bühne traten, hatten nichts an künstlerischer Ausbildung. Eine zweifellos begabte Persönlichkeit ist aber jene faszinierende Sada Yakko gewesen, die nach einem abenteuerlichen Leben auch nach Europa kam und auf der Pariser Weltausstellung 1900 eine ganz untraditionelle japanische Theaterkunst vorführte. Sie gründete nach ihrer Rückkehr eine Theaterschule für Schauspielerinnen, die von dem Kaiserlichen Theater in Tokio übernommen wurde.



Onoe Baiko, der führende Schauspieler des Kaiserlichen Theaters zu Tokio, in einer Tanzerzählung.



Onoe Kikugoro als Frau eines Edelmanns. (Das Pferd wird von Menschen dargestellt.)

Der Weltkrieg brachte wieder eine Wendung im japanischen Theaterleben. Der Ostasiate wird skeptisch gegen den Westen und besinnt sich auf seine Tradition. Die führenden Theater Japans spielen wieder ihre traditionellen alten Stücke, ohne Frauen, mit dem Onnagata, und die alte Theaterbegeisterung des Volkes lebt wieder auf und füllt die Zuschauerräume. Getrennt von diesen Aufführungen und dann nur in neueren Stücken, dürfen heute die Schauspielerinnen auftreten, deren führende Persönlichkeit in Tokio gegenwärtig die feingebildete Kitsu-ko Mori ist.

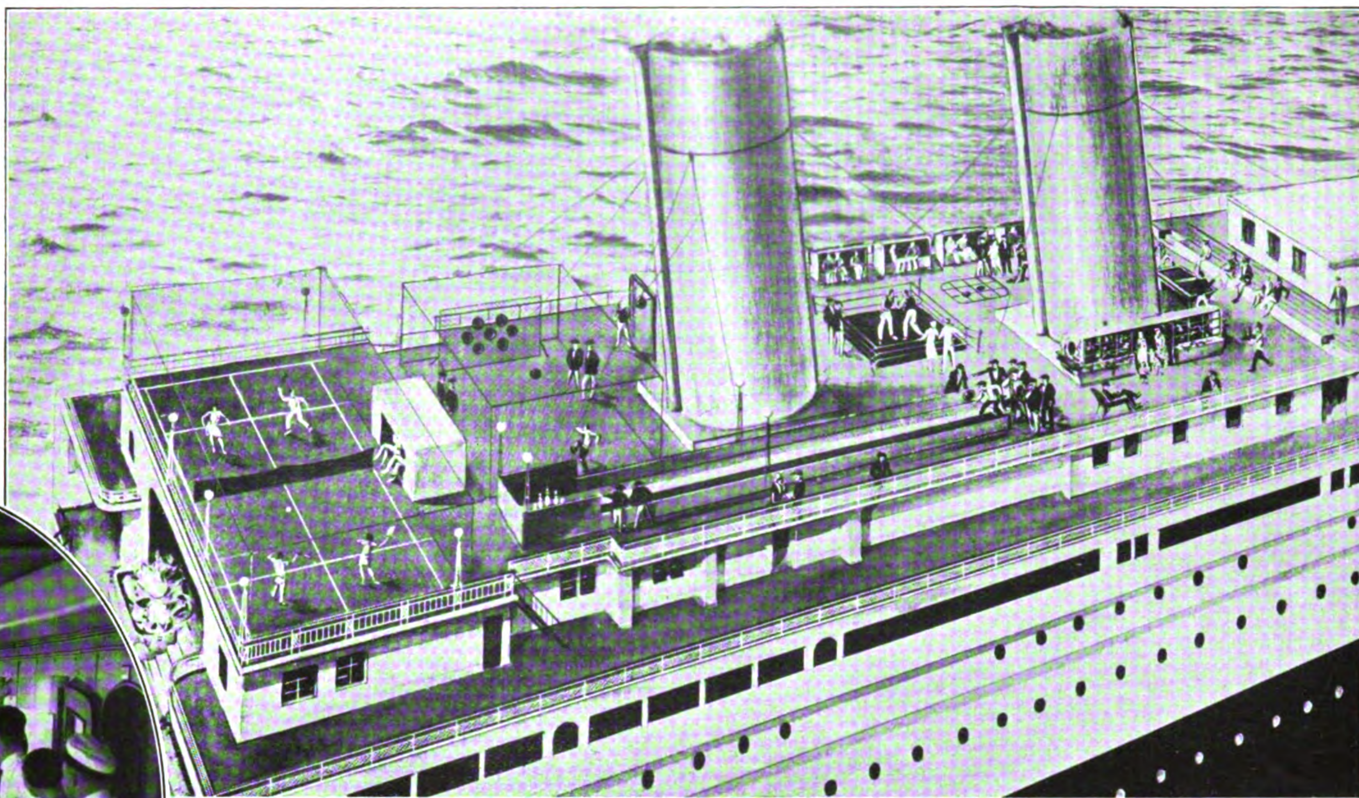
Dr. E. Gudenrath.



Onoe Kikugoro als ein in einen weißen Fuchs verwandeltes Mädchen in einer Tanzerzählung.

Sport und Spiel an Bord

(Vergleiche hierzu den Beitrag in „Wissen und Leben.")



Ein schwimmender Sportplatz:
Das Sportdeck mit Tennisplatz, Kegelbahn, Boxring usw. auf dem Hapag-Dampfer „Hamburg".



Zwei Anwärterinnen auf den Überfahrts-Meisterschaftstitel im Gehen beim Wettkampf an Bord eines Lloyddampfers.

Rechts nebenstehend:
Eine Geschicklichkeitsprüfung, die viele Mitspieler anzulocken pflegt: Ringwerfen.





Rechts im Oval:
Eine gute Übung für Schwerfällige: Sackhüpfen.



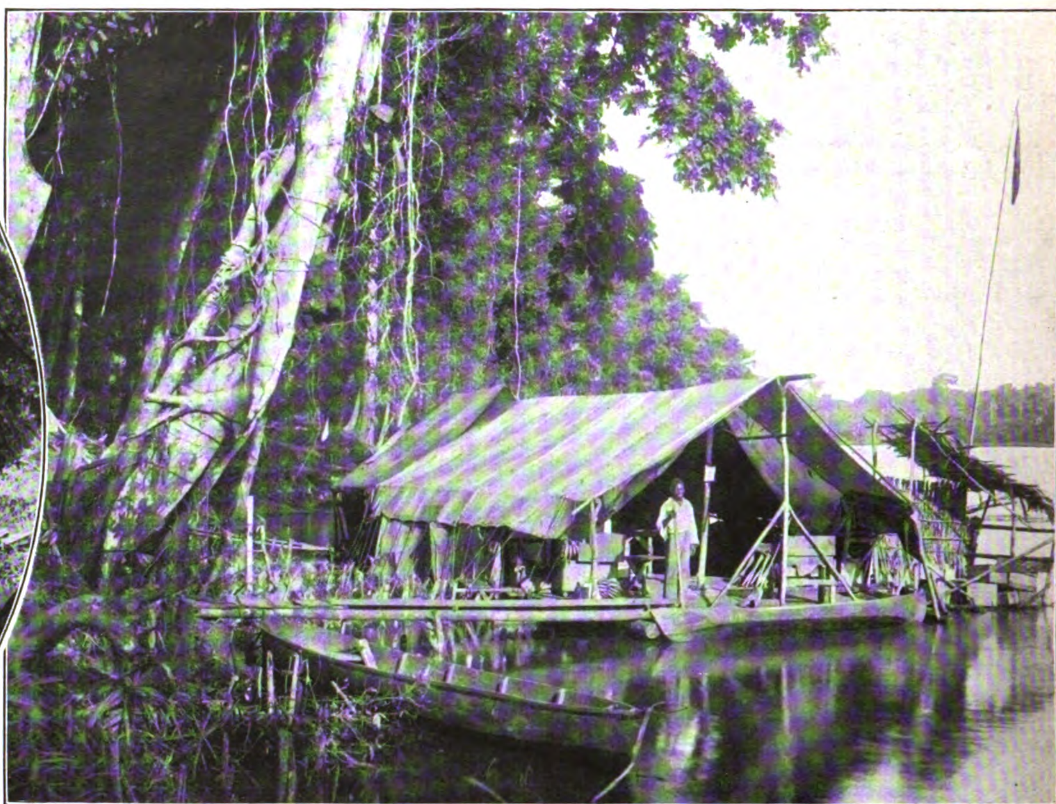
Das alte Ritterturnier in neuer Gestalt: Der Kissenkampf.



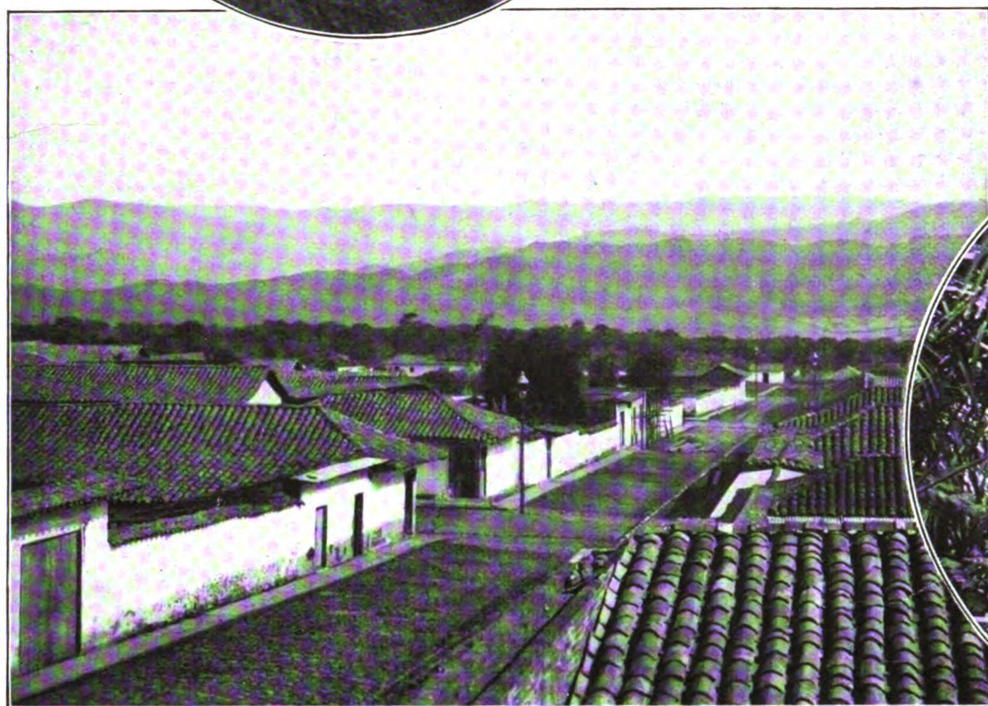
Das Shuffle-board-Spiel, ein besonders beliebter Zeitvertreib an Bord.

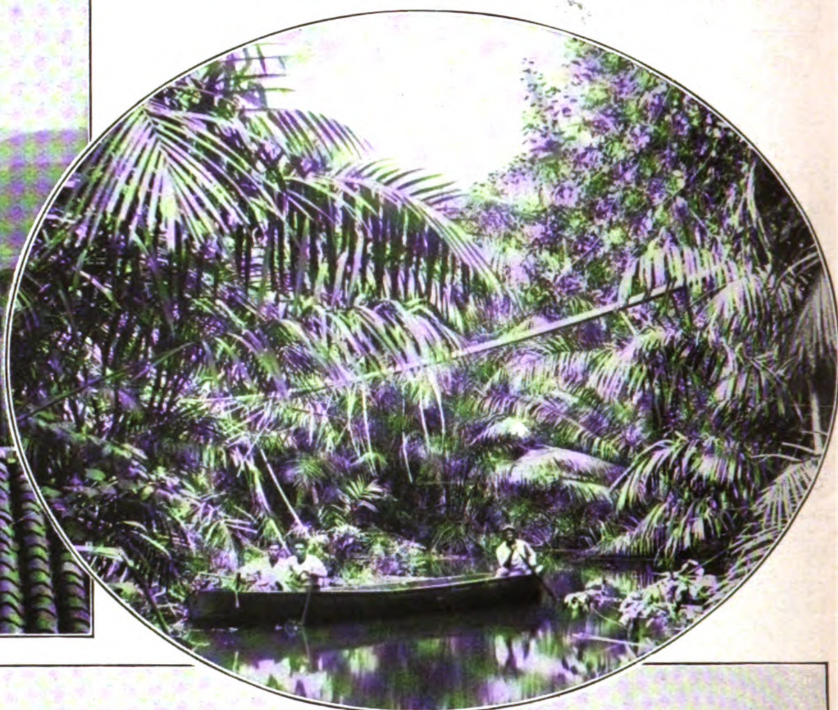
NIKARAGUA ALS WELTPOLITISCHER BRENNPUNKT





Lager der amerikanischen Vermessungsexpedition am Ufer des San-Juan-Flusses.
Links oben im Oval: Menschenhaie aus dem San-Juan-Fluß.





Straße in Leon.
Rechts im Oval: Urwald-Vegetation an einem Seitenarm des San-Juan-Flusses.





Der San-Juan-Fluß bei Fort Castillo.
Links nebenstehend: Urwaldriese mit Brettwurzeln am San-Juan-Fluß.

AUS DEM GEBIET DES ZUKÜNFTIGEN NIKARAGUA-KANALS

(Vgl. hierzu den gleichnamigen Beitrag in der Rubrik „Wissen und Leben".)

Tarantellanz

NOVELLE VON HANS PARLOW

(1. Fortsetzung.)

Und —?" fragte er nach einigen Minuten, die wir, ohne zu sprechen, nebeneinander gegangen waren.

„Sie rechnet darauf, daß du morgen mit ihr den Rigodon tanzest."

Die Abspannung in seinem Gesicht verminderte sich etwas. Er blieb stehen und sah mich an. „Ist das wahr?"

„Du möchtest nicht zu spät kommen. Sie hält sich für engagiert."

Er sah mich noch einmal an. Langsam gingen wir weiter.

„Sie hat es mir gesagt und fügte hinzu, daß ich es dir sagen sollte. Sie hat mir noch mehr gesagt. Das andere soll ich dir nicht sagen. Ich versprach es. Es war aber bei ihr der Wunsch zu erkennen, daß ich das Versprechen nicht halten sollte."

Er lächelte. „Verräter! Vorwärts, verrate sie!"

„Sie schätzt dich. Sie erwartet, daß du endlich sprichst."

„Ich möchte den Wortlaut wissen. Alles, mit Komma und Punkt."

Ich erzählte ihm nun, was zwischen Maria und mir verhandelt worden war.

„Gut", fing er nach einer Minute wieder an. „Ich danke dir." Er seufzte. „Am besten ist, ich gehe morgen nicht auf den Ball."

„Du willst sie beleidigen?"

„Ich? Aber wenn ich morgen vor ihr stehe, bin ich wieder stumm wie ein Monument. Sie wünscht, daß ich mit ihr tanzen und reden soll. Der Ärger, den ich später gegen mich selber habe, wird noch größer sein als bei früheren Malen. Und sie wird auch nicht zufrieden sein."

„Gut, bleibe zu Hause."

„Du gibst mir den Rat, daß ich hingehen soll?" fragte er eine Weile später.

„Bist du denn für Rat zugänglich? Auch darüber hat sie mit mir gesprochen, daß du die Gewohnheit hast, zu verstummen. ‚Er spricht kaum drei Worte, dann hört er auf.' — Ich erklärte ihr dein Schweigen damit, daß du in solchen Augenblicken bewegt bist."

„Du hättest ihr sagen sollen, daß ich stumpfsinnig bin!"

„Damit sie mich für einen Lügner und Verleumder hält? Ich sagte ihr: ‚Sein Schweigen ist eine Auszeichnung für Sie.' — ‚Gut, aber andere, die sich mit erkennbaren Absichten mir nähern, können reden.' — ‚Weil sie nicht so ernst denken wie Lope und nicht den zehnten Teil seiner Gefühle für Sie Ihnen entgegenbringen. Es wird wahrscheinlich die Zeit kommen, später, daß er mehr und besser redet als die übrigen zusammengenommen.' — ‚Gut, aber vor dem Später kommt das Früher. Ich kann nicht den Anfang machen. Verlangt er, daß ich den Anfang mache?' — Ich soll dir einen Rat geben? Gehe morgen zu Silvas! Wenn du nicht gehst, bist du nicht nur stumpfsinnig!"

Er seufzte wieder. „Sie hat gesagt, daß sie nicht den Anfang machen kann?"

„Und gefragt, ob du verlangst, daß sie den Anfang mache! Sie sah sehr hübsch aus und hatte sehr ausdrucksvolle Augen, als sie es fragte."

„Ausdrucksvolle Augen hat sie immer."

„Diesmal waren sie noch ausdrucksvoller als gewöhnlich, da sie wahrscheinlich wußte, daß sie mit diesen Worten schon den Anfang machte und in diesem Sinn verstanden sein wollte. Ich wiederhole, sie rechnet auf dich. Oder verlangst du, daß sie noch deutlicher werde?"

Er stöhnte. „Das kann sie nicht. Ja, ich muß zu Silvas gehen."

Ich mußte lachen. „Lope, wach' auf! Entspricht dieses Gesicht meinen guten Nachrichten? Du siehst aus, als wenn du zum Tode verurteilt wärst."

Er lächelte müde.

„Bereite dich vorher vor, wenn du sie morgen zum Tanze holst!"

„Ich habe mich stets vorbereitet. Wenn ich nachher vor ihr stehe, werde ich unruhig, und alles ist vergessen."

„Bereite dich diesmal in anderer Weise vor!"

Er ächzte. „Wie macht man das?"

„In der Weise, daß du nachher ruhig bist, wenn du vor ihr stehst!"

„Das könnt ihr, aber nicht wir." Diesmal sprach er lebhaft und energisch. Was er gesagt hatte, war eine Beleidigung für uns Deutsche und deutsches Temperament.

Da er ein vornehmer Mensch war, nahm er sofort zurück. Er sagte kein Wort, blieb aber wieder stehen, sah mich an und klopfte mir auf die Schulter.

Wie man das macht, fragte er.

Nun erzählte ich ihm, was er schon wußte: Als ich draußen in der Ebene wohnte, hatte ich an Tagen, in denen ich schwerfällig war und zum Pessimismus neigte, bei Sommerhitze die Sierra Elvira in ununterbrochenem Spaziergang und beinahe immer im Schnellschritt bestiegen. Die Sierra Elvira ist ein kleines, isoliert in der Ebene von Granada liegendes Gebirge, das sich etwa dreizehnhundert Fuß über der Ebene erhebt.

Lope murmelte etwas.

Dann lachte er nervös auf. „Wenn ich von Granada erst zehn Kilometer nach der Sierra Elvira gehen, über dreizehnhundert Fuß nach oben und ebenso viele nach unten steigen soll und nachher wieder zehn Kilometer nach Granada zurückgehen soll — das glaube ich, daß die Gedanken, die man nach solcher Reise hat, auf der Strecke bleiben, auch wenn sie anfänglich Flügel gehabt haben. Und noch mehr glaube ich, daß nach dieser Wanderung alle Jahreszeiten in mir erstehen werden; nicht nur der Frühling. Und am meisten glaube ich, daß in mir alles ruhig werden und die Müdigkeit gesund und der Schlaf traumlos sein wird. Das alles passiert regelmäßig, wenn der Mensch tot ist. Hast du vorausgesetzt, daß ich nach einer solchen Exkursion am Leben bleiben werde?"

Er lachte wieder auf und knickte abermals zusammen.

Ich hatte vorausgesetzt, daß er diese oder eine ähnliche Antwort geben würde.

Die Fußreise nach der Sierra Elvira, das Bergauf und Bergab und dann der Rückweg nach Granada, das wäre für einen, der nicht daran gewöhnt ist, viel zu viel gewesen. Gestorben wäre Lope davon nicht. Aber er wäre so erschöpft gewesen, daß er am Abend nicht hätte auf den Ball gehen können.

Ich hatte ihm, als ich diese Erinnerung auffrischte, auch gar nicht zugemutet, daß die Anstrengung, durch die ich mich selber zu kurieren pflegte, bei ihm zu den gleichen günstigen Ergebnissen führen könnte.

„Willst du dich über mich lustig machen?" fragte er kalt.

„Ich verordne dir nur den dritten Teil."

Von hinten dringt, fünfhundert Fuß über der Stadt, der Burgberg mit der Alhambra in Granada hinein. Hinter der Alhambra liegt, fünfzig Fuß höher, die Anhöhe mit der maurischen Villa Generalife. Hinter dieser, noch fünfzig Fuß höher, kommt abermals eine Anhöhe, die Silla del Moro, und auf deren Verlängerung nach rückwärts die Trümmer des Dar al Harosa.

Ich schlug ihm vor, am Nachmittag des kommenden Tages mit mir einen Spaziergang nach dort oben zu machen.

Jetzt sprach er nicht mehr vom Sterben. Aber Daralarosa war immerhin so weit entfernt, und er hielt es für so hoch, daß er zögerte und sich bedenken mußte.

„Ich bin einmal dort gewesen", begann er, wieder sehr müde. „Es sind fünfzehn Jahre her. Oder noch länger."

Er hätte sagen müssen, ich bin nur einmal oben gewesen, mit dem Ausdruck des Bedauerns und der Reue. Denn wer einmal dort oben gewesen ist, geht oft hinauf oder müßte es tun, weil man auf der ganzen Welt nur selten sieht, was von dort oben zu sehen ist.

„Meinetwegen", sagte Lope resigniert. „Um welche Stunde soll ich nach Golgatha gehen?"

„Paßt es dir um zwei Uhr nachmittags?"

„Bei der Hitze?"

„Die ist auf dem Rezept die Hauptsache. Nachher nimmst du ein Bad. Waren vor fünfzehn Jahren schon die großen, gelben Schmetterlinge da, die dort oben herumfliegen?"

„Was gehen uns die Schmetterlinge an? Dich nicht und mich noch weniger." Er verzog das Gesicht und schnippte mit den Fingern, um zu veranschaulichen, wie wenig er sich für die großen Falter interessierte.

„Dann hältst du es vielleicht auch nicht für eine gute Vorbedeutung, daß das dort oben ‚Haus der Braut' heißt?"

Er richtete sich etwas auf. „Das ist das einzige in deinen Ausführungen, das Wert hat." Er gähnte. „Der Weg nach oben ist bequem. Wenigstens die ersten beiden Drittel. Ob wir einen Wagen nehmen?"

Ich hatte ihm das Gehen, Steigen und die Hitze verordnet, damit alles, was seinen Geist und Körper schwerfällig machte, aus diesem herausgehen sollte, damit es in ihm trotz der Sommerhitze Frühling werden möchte, seine Gedanken Flügel bekämen und er morgen abend zu Maria sagen könnte, was er wollte, und was sie erwartete. Jetzt hatte er den Einfall, einen Wagen zu nehmen! Also den Weg auf sich zu nehmen, aber nicht dessen Wohltaten, wenn er zu Fuß ginge. Er war über diesen Einfall nicht weniger überrascht als ich, so daß wir uns ansahen und zu gleicher Zeit hell auflachten.

*

Der folgende Nachmittag war da. Lope holte mich ab.

Unser Weg ging zuerst durch das Alhambragehölz. Wir wanderten in dessen Schatten und im Grunde der Schlucht, immer parallel mit der Alhambra, die von links oben durch die Bäume sieht. Der Weg steigt; aber so allmählich, daß man beim Gehen wenig davon merkt. Endlich ist das lange, schmale Plateau, auf dem die Burg liegt, zu Ende, und gleichzeitig kommt man infolge des fortwährenden Steigens auf der Höhe des Plateaus an. Jetzt verläßt der breite Weg das Ge-

hölz, setzt sich aber, obgleich baumlos und nach beiden Seiten den Blick freigebend, in derselben geraden Richtung fort.

Nach einigen hundert Schritten verließen wir ihn und stiegen nach links in eine flache, weglose Talmulde hinab. Gegenüber führte wieder eine Böschung nach oben, die hoch, aber nicht steil war.

Der Weg, der aus dem Alhambrawald hinausführte, war weiß gewesen und blieb auch nachher weiß. Jetzt aber, rechts und links von ihm, bestand der Boden aus eisenhaltiger Erde, deren Rot in regelmäßigen Abständen von dem blassen Grün der Ölbäume unterbrochen wird. In noch kleineren Abständen bricht überall Thymian nach oben, der aber nicht so dicht wächst, daß das Rot der Erde unter ihm als Hintergrund verschwinden könnte.

Jetzt befanden wir uns schon um ein beträchtliches über der Alhambra. Die Böschung gegenüber ist noch hundert Fuß höher.

Dort oben lag das Ziel unserer Wanderung. —

„Was ist das?"

Ich blieb stehen und sah nach der Stelle, die meine Aufmerksamkeit erregt hatte.

Schon seit Minuten hatte ich dann und wann in den roten Zwischenräumen zwischen dem Thymian kreisrunde Öffnungen bemerkt. Sie waren zehn oder zwölf Schritte voneinander entfernt und etwas größer als ein Fünfmarkstück.

Ich fragte, weil ich im Begriff gewesen war, über ein solches Loch hinwegzugehen.

Lope, der, weil es sich um die Beobachtung einer Naturerscheinung handelte, nichts sah und hörte, bemerkte die Öffnungen erst jetzt.

Er sah hin, verzog das Gesicht und trat beiseite.

„Anstatt mich zu heilen, scheinst du es auf meinen Tod abgesehen zu haben", murmelte er.

„Wo ist der ‚Tod'?"

„Das ist ein Skorpionnest. Nimm dich in acht."

„Interessant."

„Für mich nicht. Habe ich dir nicht gesagt, daß es Deutsche gibt, die sich nicht nur für das interessieren, was sie nichts angeht, sondern auch für das, was überhaupt keinen angeht?"

„Weißt du bestimmt, daß Skorpione drin sind?"

„Nichts ist bestimmter. Ich ging mit dem Verwalter von einem unserer Cortijos. Dort, bei der Sierra Elvira. Wie eben du, fragte ich, was für ein Loch das wäre. Und wie eben ich, sagte er: ‚Nehmen Sie sich in acht, Señorito! Da wohnt ein Alacrán.'"

Cortijo ist der spanische Ausdruck für Gehöft, Alacrán der für Skorpion.

„Weiter", bemerkte ich.

„Weiter? Der Verwalter sagte: ‚Wollen Sie ihn sehen?' — Ich sagte: ‚Danke.' — Er suchte einen Halm und wollte ihn in das Loch stecken. — ‚Was soll das?' — ‚Señorito, wenn er berührt wird, beißt er sich fest und krallt sich an. Man kann ihn herausziehen.' — ‚Ich bin nicht neugierig. Lassen Sie das sein. Kommen Sie.'"

„Interessant."

„Für dich. Ich bin nie mehr über die Stelle gegangen, an der die Nester waren."

Ich hatte Skorpione in Spiritus gesehen. Aber noch nie einen lebendigen. Ich wußte auch, daß sie den Menschen bekriechen und stechen. Es entsteht eine Geschwulst, aber niemand stirbt daran. Das sagte ich ihm.

Er machte wieder sein gelangweiltes Gesicht.

„Aber man wird belästigt. Der hier schläft die Siesta. Ich denke daran, daß ich sie heute nicht auch schlafen kann. Laß ihn schlafen."

„Sieh doch. Wie ist es möglich, daß ein Tier, das so schwach ist, in den steinharten Boden dieses Loch bohrt?"

Er lächelte müde. „Was geht dich das an?"

„Woher hat der Skorpion die Kraft und das Werkzeug?"

Diesmal wurde er ungeduldig. „Geht es dich was an, woher er es hat? Komm!"

„Ich möchte einen lebendigen sehen!"

„Mir genügt, daß ich einen toten gesehen habe. Ich sage dir, daß dieser lästige Spaziergang, von dem du mir gesagt hast, daß er ‚hygienisch' sein und heute abend wohltätige Folgen für mich haben soll, das Gegenteil bewirken wird, wenn man fortwährend stehen bleibt. Und eines Scheusals wegen!"

Wir waren nicht „fortwährend", sondern zum erstenmal stehen geblieben.

„Kamen wir nicht gestern überein, daß wir in einem Sprung nach oben gehen wollten?" fuhr er fort.

„In einem Sprung", bestätigte ich.

„Vorwärts."

Wir setzten uns wieder nach oben hin in Bewegung. Vorher drehte er noch einmal den Kopf und spie nach dem Skorpionnest.

„Du wirst später noch mehr als eine Gelegenheit haben, diesen Weg zu gehen und dir die Löcher anzusehen", begann er nach einer Weile und in einem Ton, als wenn er sich entschuldigen wollte.

„Ich werde. Um mich darüber zu unterrichten, was nicht nur nicht uns Deutsche angeht, sondern überhaupt keinen auf der Welt!"

„Du bleibst nichts schuldig."

„Nichts."

Aber ein Skorpion, ob er zum Vorschein kommt oder in seiner Unterwelt bleibt und die Siesta hält, ist kein Grund, zwischen guten Freunden eine dauernde Verstimmung herbeizuführen, so groß auch der Unterschied in der Denkweise zwischen einem Spanier und einem Deutschen sein mag.

„Hast du gesehen?" fragte ich eine Minute später.

„Was soll ich gesehen haben?"

Um einige der runden Löcher, an denen wir immer noch vorbeigekommen waren, hatte sich ein fingerbreiter weißer Kranz befunden, der, wenn man sich über ihn bog, wie Spinnweben aussah, aber in gewisser Entfernung aus undurchsichtiger, dichter Baumwolle zu bestehen schien.

Er sah hin.

„Weben Skorpione wie die Spinnen?" fragte ich.

Er zuckte die Achseln. Diesmal sagte er nichts. Aber das Achselzucken sollte wieder bedeuten, daß, ob Spinnweben oder nicht, mich das nichts angehe und ihn erst recht nicht.

*

Wir kamen oben an.

Vor uns und unter uns lag Granada als Ganzes wie mit seinen Einzelheiten und mit allem, wodurch es schön ist und gefeiert wird.

Lope ließ sich sofort auf ein Trümmerstück fallen, nahm den Hut ab und führte das Taschentuch an die heiß gewordene, aber bleich gebliebene Stirn.

„Gut, jetzt sind wir hier", murmelte er resigniert, als wenn er schon jetzt wohltätige Folgen für sich erwartet hätte, die aber ausgeblieben seien.

Ich war schon oft hier oben gewesen. Aber heute erfreute ich mich ebensosehr wie die früheren Male an der schönen Welt, die dort unten, wie alle Tage, eine Galavorstellung gab. Lope aber war nur mit seiner Erschöpfung und dem Ärger darüber beschäftigt.

„Siehst du nicht, was du siehst?" fragte ich, jetzt meinerseits ebenfalls ärgerlich.

Er ließ den müden, gelangweilten Blick über den Prunk der weiten Landschaft gleiten, in der Natur und Geschichte sich überall die Hand reichten.

„Was soll zu sehen sein?" Er sprach gegen Treu und Glauben. Aber seine Müdigkeit ging allem voran und nötigte ihn dazu.

Es flatterten Schmetterlinge umher. Große Falter mit gelben Flügeln, die breite blaue Einfassungen hatten. Auf jedem Flügel befand sich ein großer schwarzer Fleck.

„Erinnerst du dich an das, was ich dir gestern versprochen habe?"

„Ich weiß nicht mehr. War es etwas Besonderes?"

„Siehst du nicht die Schmetterlinge?"

Er zuckte die Achseln.

Ich sprach davon, wie es früher hier ausgesehen haben mag. Was für ein Temperamentsmensch der Sultan, der die Gärten hier oben anlegen und das Wasser für sie aus so großer Tiefe nach oben führen ließ, gewesen sein muß! Und noch mehr, was für ein Weib es gewesen sein und wie sie ausgesehen haben mag, derentwegen der Sultan diese tote Welt mit Leben versah!

„Weil er das hier gebaut hat und das Wasser aus dem Darro nach oben schaffen ließ? Für eine noch größere Verrücktheit halte ich es, daß ich bei dieser Hitze und auch für ein Weib hier heraufgeklettert bin!"

Ich sah nach ihm. Ich mag wohl sehr ausdrucksvoll ausgesehen haben.

Er sprang auf. „Höre! Ich bin davon überzeugt, daß sie nichts von der Dummheit erfährt, die ich eben gesagt habe!"

„Es war nicht nötig, mir zu sagen, daß du davon überzeugt bist."

Er setzte sich wieder und gab sich der Unzufriedenheit mit sich selbst hin.

Ich drehte ihm den Rücken und widmete mich wieder der Landschaft.

„Komm her!" rief er plötzlich laut.

Er war wieder aufgestanden, vier oder fünf Schritte gegangen, hatte sich nach vorn gebogen und schien eine Stelle am Boden gespannt zu betrachten.

„Hier ist einer. Eben waren die Füße zu sehen. Jetzt hat er sich wieder nach unten in sein Domizil zurückgezogen!"

Es war eines der runden Löcher, die die Herberge von Skorpionen sein sollen. Auch dieses war mit einem dicken Kranz von weißer Baumwolle umgeben.

Für einen Spanier hat das Leben, auch dann, wenn es nur das eines Skorpions ist, mehr Anziehungskraft als alle Schönheit, die weit und breit vor uns oder unter uns liegt. Ebendeshalb, weil es sich bewegt und Leben ist.

Beim Heraufsteigen hatte ich selber die Bekanntschaft von einem der Bewohner dieser Nester machen wollen. Aber der Spanier war dafür nicht zu haben gewesen, weil er mit sich selbst zu sehr beschäftigt war. Obgleich er sich jetzt ausgeruht hatte und der Vorhang über der Umgebung aufgezogen war, die ihn hätte in Anspruch nehmen müssen, langweilte er sich und interessierte sich für ein Zeichen fremden Lebens, so elend dieses auch war.

Wir beiden hatten Spazierstöcke. Er hatte den seinen fallen lassen und einen vertrockneten steifen Halm aufgegriffen. Jetzt steckte er ihn in das Loch.

Ich sah ihm zu.

Der über ein halbes Meter lange Halm drang eine Handlang in das Nest ein, ohne auf Widerstand zu stoßen.

(Fortsetzung folgt.)



An der Urquelle des „Jazz“: Vorführung eines Kriegstanzes durch Eingeborene in einer Goldmine von Johannesburg (Südafrika). Nach einem Aquarell von W. R. S. Stott.

Die eingeborenen Arbeiter der südafrikanischen Minengebiete um Johannesburg führen regelmäßig jede Woche in den verschiedenen Orten ihre altüberlieferten Kriegstänze vor. Stets finden sich dazu auch zahlreiche fremde Besucher ein, die sich dieses originelle und anziehende Schauspiel nicht entgeben lassen wollen. Die Eingeborenen stellen sich zu den Tänzen in zwei langen Reihen auf und beginnen mit leisem Singen, das allmählich zu einem lauten Schlachtgesang anwächst. Dann beginnt die ganze Linie nach den Klängen des „Schlagzeugs“ vorwärts zu springen. Dazu schwingen die Tänzer im Takte ihre ovalen, bunten Fell-Schilder, die sie zum Schluß hinter sich werfen.



Der Tanz bei Trauerfeierlichkeiten in der Südsee: Tanzende Papuafrauen, drei Witwen eines verstorbenen Häuptlings auf den Trobriandinseln nahe der Südostspitze Neuguineas, bei der Begrüßung der zum Begräbnis erscheinenden Stammesangehörigen durch die Hauptwitwe. Nach einer Zeichnung von Ellis Silas.

Der **Häuptling** ist tot, und früh am Morgen des Beerdigungstages erscheinen vor der Hütte des Verstorbenen truppweise die Stammesgenossen. Den Führern der Trupps geht die Hauptwitwe zur Begrüßung entgegen, wobei hinter ihr die **Nebenwitwen** leichte rhythmische Tanzbewegungen ausführen. Eine jede trägt hierbei einen Gegenstand, den der Tote bei Lebzeiten gebraucht hat. Die aufstrahlende Morgensonne wirft helles Licht auf das düstere Bild der wehklagenden Versammlung. Dieses Tanzen bei Trauerfeierlichkeiten bildet einen Teil der rituellen Tänze, die von Völkern auf niedriger Kulturstufe noch heute in der verschiedensten Weise gepflegt werden.

DER TANZ BEI DEN PRIMITIVEN VÖLKERN

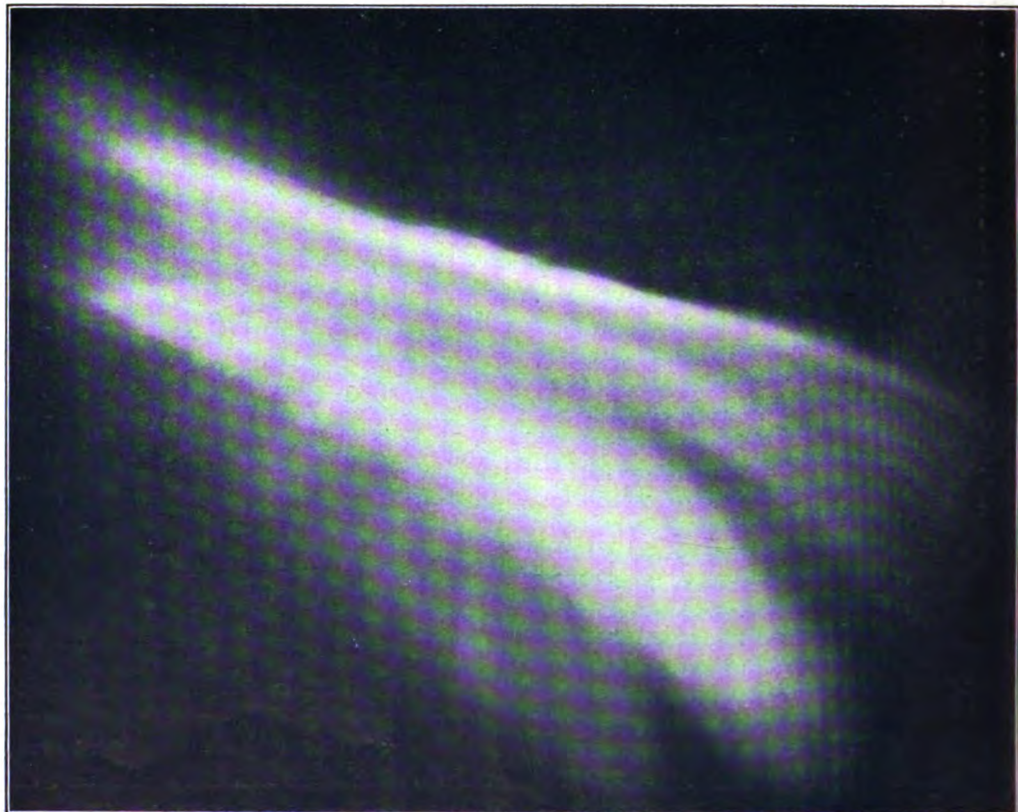
Wissen und Leben

Ein wichtiges Stahlproblem. Der Weg, den die Technik bei der Gewinnung des Stahls geht, ist umständlich, zeitraubend und kostspielig. Zunächst muß im Hochofen Roheisen gewonnen, oder es müssen Eisenabfälle, sogenannter „Schrott“, im Kupolofen eingeschmolzen werden. Aus den Erzen wird also stets erst ein Zwischenprodukt hergestellt, das man in Form der Roheisenblöcke, der „Masseln“ oder des Schrotts, irgendwo stapelt. Dann erst folgt der zweite Prozeß, die eigentliche Stahlbereitung. Das erneute Einschmelzen erfordert erneuten Aufwand an Brennstoff, erneute Arbeit und ist mit Verlusten der mannigfachsten Art verbunden. Nun erst, wenn die schmelzflüssige Masse vorliegt, kann sich der eigentliche Prozeß der Stahlerzeugung anschließen, der in der Hauptsache in einer Entkohlung besteht. Stahl enthält weniger Kohlenstoff als Roheisen. Es handelt sich also darum, einen Teil des Kohlenstoffs aus diesem zu entfernen, wozu verschiedene Verfahren zur Verfügung stehen. Man hat, um das erneute Einschmelzen zu vermeiden, ganze Eisenbahnzüge für den Transport des flüssigen Roheisens gebaut. Die Züge bestehen aus niedrigen Wagen, auf deren Plattform ein mit feuerfester Schamotte ausgekleideter großer Kessel drehbar gelagert ist. Man läßt in diesen unmittelbar aus dem Hochofen das flüssige Roheisen einfließen und fährt es dann sofort, ehe es erkaltet, nach dem Stahlwerk. Derartige Transporte können nur bei besonders günstigen örtlichen Verhältnissen und wegen der gewaltigen Hitze, die das flüssige Eisen ausstrahlt, nur unter besonderen Vorsichtsmaßregeln vorgenommen werden. Das flüssige Eisen wird im Stahlwerk sofort in Stahl umgewandelt. Dieses Verfahren bedeutet eine Verbesserung, aber keine Lösung des Problems einer wirtschaftlich befriedigenden Gewinnung von Stahl. Es fällt zwar die zweite Erhitzung fort. Aber immer noch bleibt der Umweg über das Roheisen und bleibt die Notwendigkeit der Arbeit bei hohen Temperaturen. Die idealste Lösung wäre es, wenn man beides vermeiden könnte. Doch man wäre auch schon mit weniger zufrieden. Nach zwei Richtungen gehen gegenwärtig die Bemühungen. Zunächst sucht man nach Wegen, die es ermöglichen, Stahl unmittelbar aus den Erzen herzustellen. Dann aber bestrebt man sich, den Kohlenstoffgehalt des Roheisens auf rein chemischem Wege so weit zu verringern, daß Stahl entsteht. Bei dem ersteren Verfahren würde also der Umweg über das Roheisen wegfallen. Anstatt nach dem Schema Erz — Roheisen — Stahl würde die Arbeit nach dem Schema Erz — Stahl verlaufen. Insbesondere in Amerika ist sehr viel und emsig an der Lösung dieses Problems gearbeitet worden. Immer und immer wieder ist die Nachricht aufgetaucht, daß diese Lösung gelungen sei. Es sind wohl auch einige Versuchsbetriebe eingerichtet worden. Von einer allgemeinen Aufnahme der Verfahren kann aber keine Rede sein, und sie scheint für die nächste Zeit wohl auch kaum in Aussicht zu stehen. Auch über den rein chemischen Weg sind, insbesondere in jüngster Zeit, verschiedene Nachrichten durch die Zeitungen gegangen. Hier handelt es sich darum, die Entkohlung des Roheisens auf feuerflüssigem Wege zu vermeiden. Der Kohlenstoff soll durch chemische Verfahren entfernt, er soll also ohne Anwendung des Feuers in Lösung gebracht oder in Verbindungen übergeführt werden, deren Trennung von dem zurückbleibenden kohlenstoffarmen Stahl keine Schwierigkeit macht. Wie bei allen großen Problemen der Technik, so geht es auch hier. Von Zeit zu Zeit taucht die Nachricht auf, daß es nunmehr gelungen sei, das erstrebte Ziel zu erreichen. Dann bleibt es wieder still. Da aber jeder technische Erfolg aus einer Kette von Mißerfolgen geboren wird, so darf man aus dem bisherigen Verlauf dieser Angelegenheit nicht auf ihre vollkommene Unmöglichkeit schließen. Wie so oft, so kann es auch in diesem Falle geschehen. Vielleicht ist die Lösung schon näher, als man glaubt. Dr. Albert Neuburger.


Vom Hochofen zum Stahlwerk: Eisenbahnzug zum Transport flüssigen Roheisens.

Nordlichtaufnahmen aus dem südlichen Norwegen. Zu den prachtvollsten Naturerscheinungen gehören die sogenannten Nordlichter, die wir, obwohl selten, auch in Deutschland sehen können. Die Häufigkeit der Nordlichter geht einher mit der Häufigkeit der Sonnenflecken, die, wie bekannt, eine elfjährige Periode haben. Jetzt nähern wir uns einem Nordlichtmaximum, und dementsprechend sind die Nordlichter im verflossenen Jahre besonders häufig gewesen. Viel besser als in Deutschland ist das Nordlicht in Norwegen zu sehen, und in den letzten dreißig Jahren haben die norwegischen Gelehrten diesen Naturerscheinungen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Durch die physikalischen Experimente von Kr. Birkeland, die mathematische Theorie und die photographischen Messungen von Störmer sowie durch die Spektraluntersuchungen von Vegard sind wir der Erklärung dieser Naturerscheinungen viel nähergekommen. Seit 1911 hat Störmer mittels eines Netzes von photographischen Nordlichtstationen im südlichen Norwegen Tausende von Nordlichtaufnahmen gemacht, und zwei von den Aufnahmen, die am 15. Oktober 1926 gemacht wurden, sind wir in der Lage, hier wiederzugeben. An diesem Tage waren fünf miteinander verbundene Stationen von der Abenddämmerung an bis drei Uhr morgens in Tätigkeit, und durch telephonische Verbindung wurden gleichzeitige Aufnahmen von mehreren Stationen aus gesichert. So vermochte man nämlich die Höhe und die Lage des photographierten Nordlichtes zu messen und zu berechnen. Es wurden etwa 70 solche Photogramme für Höhenberechnung genommen und außerdem eine große Menge von Einzelphotographien. Das Nordlicht zeigte sich im Zenit von Oslo, und mehrere Stunden lang entwickelte es sich in außerordentlicher Pracht mit lichtstarken, gelbgrünen Strahlen, Bändern und Draperien. Die Höhe des Nordlichtes betrug 90 bis 500 km über der Erde. Die linke Abbildung zeigt eine überaus schöne Naturlichtdraperie gegen Osten, von Bygdö aus etwa 1/2 8 Uhr abends von Professor Störmer aufgenommen. Man sieht die Bäume, den Abglanz auf der Straße und den Planeten Mars über dem Haus im Hintergrund. Das Nordlicht der anderen Abbildung ist etwa um 1/2 12 Uhr nachts von den beiden Assistenten Wesöe und Tveter von Oslo aus aufgenommen und zeigt gegen den magnetischen Zenit hin drei wunderschöne Nordlichtdraperien. Durch Perspektivwirkung scheinen die im Raume parallelen Strahlen gegen einen Punkt hin zu konvergieren.

Aus dem Gebiet des zukünftigen Nikaragua-Kanals. (Abbildung siehe Seite 58.) Nicht lange ist es her, daß der Panama-Kanal unter Aufwendung ungeheurer Mittel — man berechnet sie auf drei Milliarden Dollar — fertiggestellt worden ist. Es mag daher lächerlich erscheinen, von einem „geplanten Nikaragua-Kanal“



Prachtvolle Polarlichter über Südnorwegen: Nordlichtdraperien, von Bygdö (links) und Oslo aus gesehen.

Keine der gewöhnlichen flüssigen Haarwaschseifen hat auch nur annähernd die Wirkungen von Pixavon. Bestehen Sie fest auf „Pixavon“ (nur in geschlossenen Originalflaschen), sowohl für die häusliche Haarwäsche, wie auch für die im Frisiersalon.

Sie machen jeder Dame eine Freude, wenn Sie ihr eine Flasche Pixavon schenken; Sie beweisen damit, daß Sie Sinn für das haben, was jeder Frau von gutem Geschmack am Herzen liegt: schön gepflegtes Haar.

Der glänzende Aufstieg zahlloser Frauen unserer Zeit in gesellschaftlicher und beruflicher Beziehung ist nicht zuletzt auf den Liebreiz eines nicht alltäglichen „Bubenkopfes“ zurückzuführen. – Die so vom Glück Bedachten sind indes ehrlich genug, zu bekennen, daß sie ihre Erfolge in erster Linie Pixavon verdanken, denn die graziöse, individuelle Linie des „klassischen“ Bubenkopfes setzt eine Geschmeidigkeit und leichte Frisierbarkeit des Haares voraus, die eben nur durch Pixavon erreicht werden kann.



Fordern Sie kostenlos von uns Abbildungen neuer Bubenkopfschnitte für Frühjahr 1927.

LINGNER-WERKE
DRESDEN

zu reden und zu schreiben. Wie vermöchte eine künstliche Schiffahrtsstraße, die 300 km lang ist und 6 bis 9 Schleusen benötigt, mit einer nur 57 km langen und nur mit zwei Endschleusen ausgestatteten in Wettbewerb zu treten? Woher sollte sie ihren Verkehr nehmen? Und aus welchen Einnahmen sollte sich ihr Anlagekapital verzinsen? Das Eingreifen der Vereinigten Staaten von Amerika in die mit den Waffen ausgetragenen Parteikämpfe im Staate Nikaragua, in die Streitigkeiten zwischen den „Konservativen“ und „Liberalen“, belehrt uns eines anderen. Es erinnert uns an die (in Deutschland aus naheliegenden Gründen erst viel später bekannt gewordene) Tatsache, daß die Nordamerikaner im Jahre 1916 das Gelände, das für einen etwaigen Nikaragua-Kanal in Frage kommen würde, für drei Millionen Dollar angekauft und gleichzeitig zwei Flottenstützpunkte, je einen nahe der atlantischen Küste (die Korn-Inseln) und an der pazifischen Seite des Staates (die schöne, große, sichere Fonseca-Bucht) in ihren Besitz gebracht haben, die ihnen die militärische Überwachung ganz Nikaraguas und der künftigen Kanaleinfahrten im besonderen ohne weiteres ermöglichen. Ist dies die Politik auf lange Sicht, die den Nordamerikanern bezüglich Zentralamerikas nachgerühmt wird, oder ist es ein Ausfluß unmittelbar andrängender Notwendigkeiten? Wir glauben eher an das letztere, und zwar vor allem aus dem Grunde, weil sich der Verkehr im Panamakanal so über Erwarten schnell und stark entwickelt hat, daß die Schaffung eines Entlastungskanals für ihn eine Sorge der nächsten Zukunft sein muß. Man hat berechnet, daß sich der stärkste Verkehr, den der Panamakanal noch gut bewältigen kann, auf 45 Schiffe am Tage beläuft. Im Jahre 1914, kurz nach dem Beginn des Weltkrieges, wurde die neue interozeanische Schiffahrtsstraße eröffnet; schon nach 10 Jahren, 1924, wurde sie von etwa 5000 Schiffen jährlich durchfahren, d. h. von täglich 15. So ist die Annahme nicht von der Hand zu weisen, daß in einem oder zwei Jahrzehnten ihre Leistungsfähigkeit bereits voll in Anspruch genommen sein wird. Auch werden die Amerikaner nicht vergessen haben, daß ihnen in der Kriegszeit, namentlich 1916, Erdrutsche in den Panamakanal und Bodenaufblähungen im Kanalbett selbst monatelang die Benutzung des neuen Verkehrsweges für die so gewinnbringenden Kriegslieferungen nach Wladiwostok unmöglich gemacht haben. So ist es bei näherem Hinsehen doch sehr begreiflich, daß sie sich mit dem seit mindestens 1850 (Clayton-Bulwer-Vertrag) verfolgten, jedoch bei der Übernahme des halbfertigen Panamakanals (1899—1900) zunächst in den Hintergrund geschobenen Nikaragua-Kanal heute wiederum sehr ernsthaft beschäftigen. Und überdies würde die größere Länge des Nikaraguakanals gerade im Verkehr zwischen der Ost- und der Westküste Nordamerikas dadurch mindestens wettgemacht werden, daß dieser 400 bis 500 km näher an Nordamerika liegen würde als der Panama-Kanal. Unsere Bilder zeigen, daß die amerikanischen Ingenieure trotz der früher schon wiederholt, besonders in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, vorgenommenen genauen Planungen und Vermessungen auch in den letzten Jahren keineswegs müßig gewesen sind. Der Verlauf des Kanals ist so gedacht, daß er vor allem der große, 163 km lange Nikaragua-See, dessen Spiegel nur 32 m über dem Meeresniveau liegt, für ihn nutzbar gemacht werden soll. Dieser See ist vom Stillen Ozean nur durch einen 33 km breiten Isthmus getrennt, dessen Wasserscheide den Seespiegel nur um 12—15 m überragt; mit ihm wird die heutige Technik verhältnismäßig leicht fertig werden, und Bedenken muß nur die Nähe von Vulkanen und die Häufigkeit von Erdbeben erregen, die den Schleusen leicht verderblich werden könnten. Schwieriger ist der weit längere Abstieg zum Atlantischen Ozean, obgleich sich hier der Abfluß des Nikaragua-Sees, der San-Juan-Fluß, zur Benutzung darbietet. Aber sein im ganzen geringes Gefälle ist nicht gleichmäßig verteilt; dazu ist die atlantische Seite die Regenseite, dicht mit tropischem Urwald bewachsen, ungesund, außerhalb des Küstenstreifens nur ganz schwach besiedelt. So wird der tückische Fluß, der auch (wie der Nikaragua-See selbst) Menschenhaie beherbergt, den Ingenieuren wohl manche Nuß zu knacken geben. Seine Stromschnellen will man dadurch unschädlich machen, daß man ihn zu einem See aufstaut, wie den Chagresfluß am Panama-Kanal, und sein Unterlauf soll durch einen abkürzenden Seitenkanal ganz abgeschnitten werden. W. G.

Sport und Spiel an Bord. (Abbildungen siehe Seite 57.) Die jetzt auf allen Schiffen zu beobachtende Betätigung in Spiel und Sport und nicht zuletzt auch im Tanz setzte erst ein, als zur Zeit der Anwendung des Dampfes im Schiffsbetrieb der Komfort auf den Passagierschiffen sich steigerte und die Raumverhältnisse an Bord sich änderten. Die Tanzveranstaltungen früherer Zeiten blieben bestehen, nur daß sie sich allmählich zu allabendlichen Bällen modernster Art auswuchsen. Breite, windgeschützte Promenadendecks boten ferner die Möglichkeit, täglich weite Spaziergänge zu machen. Hinzu traten auf den Schiffen der Neuzeit tägliche Übungen in Turnsälen. Ausgerüstet mit den verschiedensten mediko-mechanischen Apparaten, bieten sie den Reisenden Gelegenheit, Gymnastik zu treiben und ihren sportlichen Neigungen, wie Reiten, Rudern, Radfahren usw., nachzugehen, den Punching-Ball mit den Fäusten zu bearbeiten, mit dem „Stehauf-Mann“ einen allerdings nur einseitigen Boxkampf auszufechten oder, soweit ein Schwimmbassin an Bord vorhanden, dem gesunden Schwimmsport obzuliegen. Neben diesem Sport an Bord ist das ihm in mancher Beziehung verwandte Bordspiel hochentwickelt. „Marathonlauf“ und „Sacklaufen“ sind als leichte Übungen beliebt. Schwieriger ist schon das „Eierlaufen“, wobei der Ausführende ein Hühnerei so geschickt auf einem Eßlöffel zu balancieren hat, daß es während des Laufes über eine bestimmte Strecke nicht herunterfällt. „Nadeleinfädeln“ ist eine Geschicklichkeitsübung für die Männerwelt. Beim „Flaschenlaufen“ muß man mit verbundenen Augen zwischen einer Anzahl in gewissen Abständen voneinander aufgestellter Flaschen sich hindurchbewegen, ohne sie umzustoßen. „Wurstschnappen“ erfordert Augenmaß und Treffsicherheit. Es handelt sich darum, im Laufen eins der an einem quer über das Promenadendeck gespannten Band befestigten Würstchen mit dem Munde zu erhaschen. Künstlerische Fähigkeiten setzt das „Schweinsaugenzeichnen“ voraus. Auf Deck ist mit Kreide ein Schwein in Umrissen aufgezeichnet. Das Auge fehlt. Es soll von den Teilnehmern am Wettbewerb mit verbundenen Augen ebenfalls mit Kreide an die richtige Stelle gesetzt werden. Dabei ergeben sich die drolligsten Gebilde. Die humorvollste sportliche Betätigung bildet die vielgeübte „Kissenschlacht“, die „zu Lande“ oder „zu Wasser“ geschlagen werden kann. Auf einem quergelegten Ladebaum sitzen rittlings die beiden Kämpen einander gegenüber, jeder mit einem weichen Kissen bewaffnet, mit dem er auf ein gegebenes Kommando seine Hiebe austeilt. Hier heißt es, „nicht bange sein“ und „Balance bewahren“. Wer zuerst von der Stange fällt, ist unterlegen. Ein neues Unterhaltungsspiel wurde kürzlich an Bord eines Dampfers des Norddeutschen Lloyds auf der Reise nach Ostasien „erfunden“: das „Hutgarnieren“. Jeder teilnehmende Herr erhielt einen ungarnierten Damenhut mit der Aufgabe, ihn innerhalb einer bestimmten Frist nach allen Regeln der Putzmacherei aufzuputzen. Als das beliebteste Bordspiel ist zweifellos das Shuffle-board-Spiel zu bezeichnen. Hierbei kommt es darauf an, mit einem langen hölzernen Schieber flache Holzteller in die ver-

schieden bewerteten Quadrate eines auf Deck aufgezeichneten Spieltableaus zu stoßen. Der Wert des betreffenden Quadrats kommt nur dann zur Anrechnung, wenn der Teller mitten im Quadrat liegt und die Seitenlinien nicht berührt. Die Spieler teilen sich in zwei Parteien. Sieger ist der, der zuerst eine vorher verabredete Zahl von Punkten — 100, 200, 300 — erreicht. — Ähnliche Spielregeln kommen beim „Ringwerfen" und beim „Sandsackwerfen" zur Anwendung. In neuerer Zeit ist auch der Versuch gemacht worden, Golf und Tennis an Bord der Schiffe einzuführen. Hierzu bedarf es indes besonderer Vorkehrungen, die wohl meistens an der Raumfrage an Bord scheitern werden, so kommen im allgemeinen nur große Schiffe für derartige Anlagen in Betracht.

Wilhelm Ehlers, Bremen.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben

al — ard — be — bu — da — dog — du — e — ew — ge — ka — lisk — lut — mat — min — na — o — ra — re — sa — se — ta — te — tor — var — vos — zi

sind zu 10 Wörtern zusammenzusetzen, welche bezeichnen: 1. Hunderasse, 2. Eiweißstoff, 3. Ehrengruß, 4. männlicher Vorname, 5. spanisch-französische Landschaft, 6. Ort in der Schweiz, 7. Abkürzung für Euer, 8. bombenfester Raum, 9. Vortragsmeister, 10. Spitzsäule.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Ovid.

Kreuzwort-Rätsel.

1	3	5	6		9	11	12	14
16				■	17			
18				■	19			
	■	20		8			■	
■	21		■		■	22		■
2	■	23	7		10		■	15
24	4			■	25		13	
26				■	27			
28								

Bedeutung der Wörter: von oben nach unten: 1. Besitz, 2. Vogel, 3. Bund, 4. Farbe, 5. geographische Bezeichnung eines Objektteils, 6. Berg in der Schweiz, 7. Pelzart, 8. Umstandswort, 9. Männername, 10. Körperteil, 11. See in Bayern, 12. Getränk, 13. Koseform eines Frauennamens, 14. Baum, 15. Männername aus einer Mozart-Oper; von links nach rechts: 1. Frauenname, 16. Schiffsruf, 17. Wasserfläche, 18. geographische Bezeichnung, 19. Nachtsäugetier, 20. Hausbestandteil, 21. Fürwort, 22. Gesangston (von rechts nach links Fürwort), 23. Tragtiere (3. Fall Mehrzahl), 24. Lied, 25. Männername aus dem Alten Testament, 26. Rechnung, 27. Stadt in Mitteldeutschland, 28. Gliedersatz.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4271.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4269.

Silbenrätsel: 1. Wilhelmshöhe, 2. Idrac, 3. Rubrik, 4. Banause, 5. Eduard, 6. Goethe, 7. Rüdiger, 8. Uri, 9. Exil, 10. Samuel, 11. Zebu, 12. Eukalyptus, 13. Nachhut, 14. Isar, 15. Nervi, 16. Franktireur, 17. Robert, 18. Elbe, 19. Unden, 20. Duodez, 21. Erle, 22. Naemi, 23. Diderot, 24. Ilmenau, 25. Erechtheion, 26. Nehrung, 27. Entenei, 28. Ungarn, 29. Emanuel, 30. Rose, 31. Ährenleserei, 32. Teleskop, 33. Suez, 34. Eboli, 35. Leipzig. — Wir begrüßen in Freuden die neue Rätselecke der Illustrirten Zeitung in Leipzig. (Tarnkappe.)

Sternrätsel: F, Tee, Stuhl, Kamelie, Feuersnot, Messina, Lanze, Don, T.

Kreuzworträtsel: senkrecht: 1. Gas, 2. Gau, 3. Nebel, 4. Aas, 5. Isar, 6. Monsum, 7. Bau, 8. Assel, 9. Schwalben, 10. i. e. (id est), 11. Ehe, 12. Franc, 13. nein, 14. deuten, 15. Meier, 16. hin, 17. uns, 18. Sog; wagerecht: 1. Ger, 2. Gams, 3. Nauheim, 4. aus, 5. Ibsen, 14. des, 19. Sache, 20. neu, 21. ab, 22. Zar, 23. in, 24. Sem, 25. Lorbeer, 26. sanft, 27. Reh, 28. Anis, 29. As, 30. ein, 31. N. O., 32. Blech.

Rätsel: Kreuz — Otter.

Magisches Quadrat: Arrak, Riesa, Repin, Asien, Kanne.

Der Vorname.

Als das Mädchen geboren war, kamen die Verwandten und fragten:

„Wie soll das Kind heißen?"

„Elisabeth!" sagte der Vater stolz.

„Ein schöner Name," meinte Tante Eulalia, „aber zu lang. Ich werde sie Elsa nennen, von wegen dem ‚Lohengrin', den ich so sehr liebe, wie ihr wißt."

„Von mir aus", sagte Onkel Theobald, „wird sie Lisa heißen; ich werde dann stets an die ‚Mona Lisa' denken und an ihre rätselvollen Augen."

„Lisbeth sollte sie genannt werden", mischte sich Tante Katharine ein, „es kann keine vorbildlichere Perle geben als Lisbeth, mein voriges Dienstmädchen, die den Zuckerbäcker drüben an der Ecke geheiratet hat; wenn das Kind ein wenig von Lisbeths Tüchtigkeit bekommt, ist mir nicht bange um seine Zukunft."

„Elli", meinte Onkel Oberförster, „werde ich die Kleine nennen, nach meiner Hündin Elli, müßt ihr wissen, die, als ich sie vor einem Jahr verkaufte, den hundert Kilometer langen Weg zu mir zurückfand. Nun geb' ich sie nie mehr her. Wenn das Frauenzimmerchen ein bißchen von dieser Treue mit ins Leben nimmt, so wird das gerade heutzutage nichts schaden."

Ein Engel flog unsichtbar ins Zimmer zu dem Vater hin und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Weniger Fromme werden sagen: Der Vater hatte eine Eingebung.

Er sagte nämlich kurz und bündig: „Schluß! Das Kind heißt Anna. Ännchen dürft ihr meinethalben zu ihr sagen, aber andere Abkürzungen verbitte ich mir, und herumdrehen dürft ihr den Namen ruhig."

Ein Engel flog durchs Zimmer.

Beatus.

Anekdoten.

Kästner, der Professor und Witzbold, meinte einmal, es sei überflüssig, daß auf dem Leipziger Theater Blitzableiter seien. „Wieso?" fragte einer. „Da schlägt ohnedies nichts ein."

Saphir, der berühmte Spötter der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, äußerte sich einmal in diesen Sätzen über die Dramatiker der Neuzeit: „Durch Effekte zu Effekten! Durch Akte zu Aktien! Durch Coups und Couplets zu Coupons!“

Dichter und Pastetenbäcker. Ein junger Dichter besang einen Pastetenbäcker wegen seiner trefflichen Erzeugnisse. Der gefeierte Bäcker brachte dem Poeten, um sich dankbar zu erweisen, eine Schüssel mit Pasteten. Als der Dichter einige davon verzehrte, bemerkte er, daß sie auf seinen Gedichten gebacken waren. Auf seine erstaunte Frage an den Bäcker lautete die Antwort: „Sie haben Verse auf meine Pasteten gemacht, und ich mach: Pasteten auf Ihren Versen.“

Der Deckmantel. Einer saß im Wirtshaus und zechte wacker darauf los. Da es aber zur Zahlung kam und der Wirt die Zeche machte, sprach der Gast: „Herr Wirt, ich habe jetzt kein Geld bei mir; ich bitte, borgen Sie mir's bis morgen.“ Der erwiderte: „Ja, aber, bitte, sagen Sie mir Ihren Namen.“ Der Gast sagte ihm seinen Namen, und der Wirt schrieb ihn vor aller Leute Augen an eine Tafel und sprach: „Sie werden ungern sehen, daß man Ihren Namen so öffentlich vor Augen sehe; deswegen bitte ich, geben Sie mir Ihren Mantel, daß ich den Namen bedecken kann.“

Börne. Der kaum 20jährige Börne befand sich in einem Kreise disputierender Herren und wurde wider Willen ins Gespräch gezogen. Ein schon ältlicher Herr, der seine ungereimte Meinung mit großer Hitze verteidigte, fuhr den jungen Börne, der ihm zu widersprechen gewagt hatte, mit den Worten an: „Sie, junger Mann, Sie wagen es, mir zu widersprechen? In Ihren Jahren war ich in solchen Sachen noch ein Esel.“ — „Da haben Sie sich gut konserviert“, sagte Börne rasch.

Lord Byron hatte einen sonderbaren Widerwillen gegen graue Augen. „Ihr seid junge Leute und könnt von dem Nutzen ziehen, was ich sage“, äußerte er eines Tages, als von Physiognomik die Rede war. „Traut niemandem recht, der graue Augen hat.“ — „Sie haben ja selbst solche“, entgegnete man ihm. — „Oh, es wäre für manchen, der mit mir zu tun hatte, gut gewesen, wenn er diese Regel befolgt hätte“, war seine Antwort.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag J·J·Weber Leipzig

NR. 4271. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 20. JANUAR 1927

Allgemeine Notizen.

Die Umrechnung fremder Währungen bei der Berechnung der Wechselsteuer. Verordnung vom 10. Dezember v. J. Auf Grund von § 8, Abs. 4, § 26 des Wechselsteuergesetzes ist folgendes bestimmt worden: § 1. Zur Umrechnung der in einer anderen als der Reichswährung ausgedrückten Wechselsummen sind bei Berechnung der Wechselsteuer für die nachstehenden Währungen die dabei angegebenen Mittelwerte zugrunde zu legen: 1 Lstrl. 20,40 RM, 1 ägypt. Pfund 21,—, 1 amerik. Doll. 4,20, 1 kanad. Doll. 4,20, 1 urug. Pso 4,20, 1 argent. Papierpeso (gleich 0,44 Goldpeso) 1,70, 1 japan. Yen 2,10, 1 schweiz. Franken 0,80, 1 Danzig. Gulden 0,80, 1 Lat (Lettland) 0,80, 1 Litas (Litauen) 0,42, 1 finn. Mark 0,11, 1 Belga (gleich 5 belg. Franken) 0,60, 1 holländ. Gulden 1,70, 1 skand. Krone (Dänemark, Schweden, Norwegen) 1,125, 1 österr. Schilling 0,60, 1 Pengö (gleich 12,500 ungar. Kronen) 0,75, 1 tschech. Krone 0,125, 1 franz. Franken 0,16, 1 ital. Lira 0,18, 1 Peseta 0,65, 1 Milreis (Brasilien) 0,525, 1 Lei (Rumänien) 0,025, 1 Dinar (Jugoslawien) 0,075, 1 Lewa (Bulgarien) 0,03, 1 Eestimark (Estland) 0,012, 1 Zloty (Polen) 0,46, 1 neuer russ. Rubel 2,16, 1 türk. Pfund 2,15, 1 Drachme (Griechenland) 0,055, 1 Escudo (Portugal) 0,22 (alles in Reichsmark). § 2. Andere als die im § 1 bezeichneten Währungen werden nach dem an der Berliner Börse notierten Kurs für Auszahlungen umgerechnet. Als Kurs gilt der Mittelkurs zwischen dem amtlich festgestellten Brief- und Geldkurs an dem Börsentage, der dem Tage der Fälligkeit der Steuer vorangeht. Ist an diesem Tage ein Kurs nicht notiert, so gilt die unmittelbar vorhergehende Notierung. Bei Währungen, für die amtliche Kurse an der Berliner Börse nicht festgestellt werden, jedoch von der Berliner Bedingungsgemeinschaft für den Wertpapierverkehr Preise ermittelt werden, gelten diese Preise als amtliche Kurse. Währungen, für die amtliche Kurse an der Berliner Börse nicht notiert, noch Preise von der Berliner Bedingungsgemeinschaft für den Wertpapierverkehr ermittelt werden, werden in Pfund Sterling nach Londoner Notiz umgerechnet. Der so errechnete Pfundbetrag wird nach dem Mittelwert (§ 1) in Reichswährung umgerechnet. § 3. Die Verordnung über die Umrechnung fremder Währungen bei der Berechnung der Wechselsteuer vom 30. September 1923 (Reichsministerialblatt S. 969) wird aufgehoben. § 4. Diese Verordnung ist am 1. Januar 1927 in Kraft getreten.

Schiffsverbindung Hamburg—Rhein. Nicht nur die Eisenbahn, sondern auch die Schiffahrt ist andauernd zu einem wichtigen Verkehrsvermittler zwischen Hamburg und den Rheinhäfen geworden. Dem wachsenden Verkehr Rechnung tragend, hat die Hamburg-Rhein Linie, eine Tochtergesellschaft der Hapag, kürzlich den Dampfer „Köln" in ihre Flotte, die aus den Dampfern „Frankfurt", „Karlsruhe", „Mannheim" und „Straßburg" besteht, eingestellt. Mit diesen Schiffen wird ein regelmäßiger, sechstägiger Dienst von Hamburg nach Emmerich, Wesel, Ruhrort, Duisburg, Uerdingen, Krefeld-Hafen, Düsseldorf, Mülheim und Köln unterhalten. Neben allen Zollinlandsgütern können mit diesen Dampfern auch Freihafengüter, und zwar unverzollt und unabgefertigt, von Hamburg nach den Rheinhäfen verladen werden. Durch Umladung besteht Verlademöglichkeit nach und von den Oberrhein-, Main- und Moselhäfen.

Bad Kissingen. Am 1. Mai d. J. werden die Kurgäste das neue Kurhotel in Betrieb finden, dessen Richtfest in diesen Tagen in Anwesenheit der Vertreter der bayerischen Behörden feierlich begangen worden ist. Der Neubau enthält über hundert Badezellen für Sole- und Moorbäder, Fangoabteilung, hydrotherapeutische Einrichtungen, römisch-irische und russische Dampfbäder nach den modernsten und hygienischen Erfahrungen. Der Neubau verursacht einen Kostenaufwand von 1,7 Mill. R.-Mk.

Als die schönste zeitgemäße Bobbahn Deutschlands wird die über 1700 m lange Schreiberhauer Bahn im Riesengebirge angesehen, deren sieben Kurven in Stein ausgebaut sind. Zur Vereisung dieser mustergültigen Bahn und deren Kurven dient eine Wasserleitung, die längs der Bahn angelegt ist. Telephonstationen sind an Start und Ziel sowie an jeder Kurve für den Sicherheitsdienst angebracht. Der elektrische Aufzug befördert alle zwei Minuten einen vollbesetzten Bob vom Ziel zum Start.

Ernähren Sie Ihr Kind richtig. Die von führenden Ärzten und erfahrenen Müttern bevorzugte Säuglingsnahrung ist „Kufeke" und frische Milch. Die Kinder entwickeln sich dabei glänzend und leiden nicht an Verdauungsstörungen. Präparate mit Konserven-Milch und einem Übermaß an Süßstoff entsprechen den zu stellenden Anforderungen weniger. „Kufeke" ist billig, die Portion für ein Kind bis zum sechsten Monat kostet nur 3 Pfg.

F. C. Heinemanns neuer Samen-Katalog für 1927 ist soeben erschienen. Er ragt aus dem Rahmen des üblichen äußerst vorteilhaft heraus. Die Samenhandlung F. C. Heinemann in Erfurt 30 versorgt bereits seit neunundsiebzig Jahren von dieser Blumenstadt aus einen großen, über den ganzen Erdball verbreiteten Kundenkreis mit zuverlässigem, hochkeimfähigem und sortenechtem Saatgut. Das ganz besonders schöne und geschmackvolle Verzeichnis für das Frühjahr 1927 ist mit seinen mehreren Hundert Bildern in 130 Seiten Text ein lehrreiches Nachschlagewerk und zugleich ein treuer Berater bei der Auswahl des Bedarfes für Garten und Feld eines jeden Gärtners und Gartenbesitzers. Wir können nur allen Interessenten empfehlen, sich recht bald kostenlos ein solches Verzeichnis kommen zu lassen.

Bekenntnis. Ich will mich nicht besser machen als ich bin, ich will's nicht leugnen, daß der Neid meiner lieben Mitschwestern meiner fraulichen Eitelkeit mehr schmeichelt, als alle Huldigungen der Herrenwelt. Warum soll ich's verschweigen, daß ein neidischer Frauenblick auf mein gepflegtes, sanft gewelltes Haar mich erfreut? Ist es Sünde, wenn diese Freude nur weiblicher Eitelkeit entspringt? Aber so schlecht bin ich nicht, mein Geheimnis für mich zu behalten: schon meine Mutter kannte als junges Mädchen nichts besseres zur Haarpflege, als Sebalds Haartinktur. Und Tradition hat auch ihr Gutes: Ich werde nie bereuen, Sebalds Haartinktur zu meinem ausschließlichen Haarpflegemittel erwählt zu haben. Nur ihr verdanke ich mein schönes Haar.

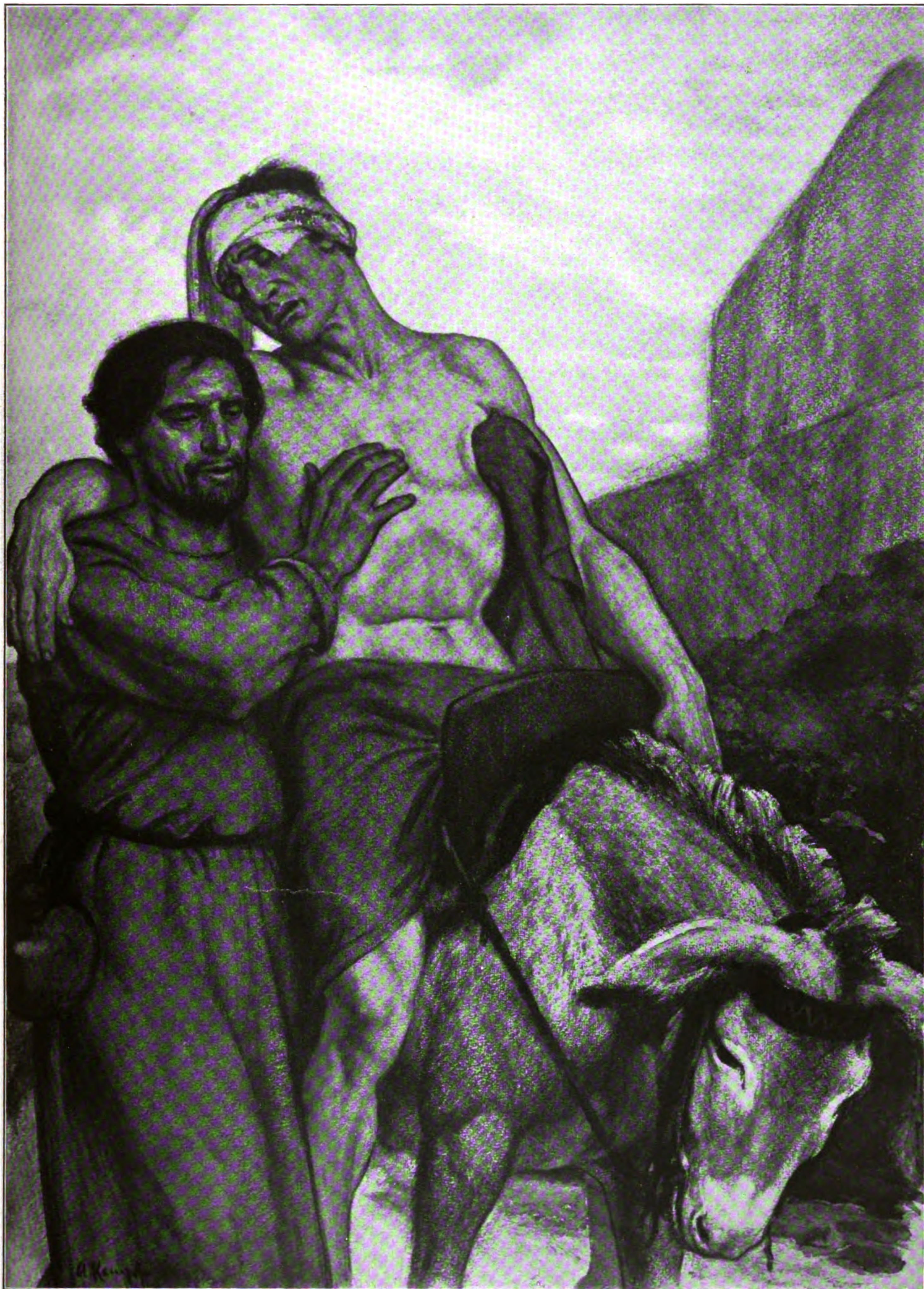
Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4271. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 20. Januar 1927.

Für den Maskenball. Auch in diesem Jahr können wieder gegen Einsendung von 50 Pfg. in Briefmarken die Reklamezutaten zu einem Kaliklora-Kostüm von der Kaliklora-Fabrik Hamburg 19 bezogen werden. Bekanntlich waren die Kaliklora-Masken im letzten Winter sehr beliebt und wurden mit namhaften Preisen ausgezeichnet.

Illustrirte Zeitung

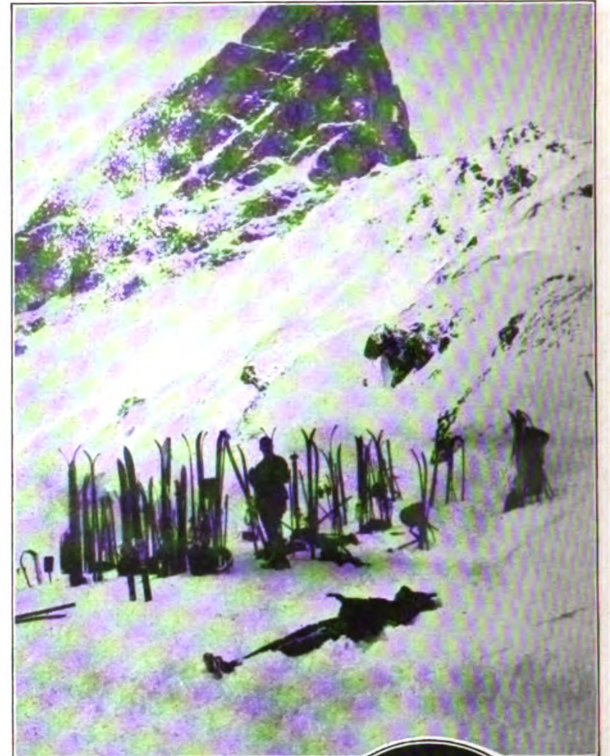


DER BARMHERZIGE SAMARITER

GEMÄLDE VON PROF. ARTHUR KAMPF



Die Beisetzung des ehemaligen preußischen Kriegsministers Heinrich v. Goßler in Berlin am 13. Januar: Während der Trauerfeier auf dem St.-Matthäi-Kirchhof in Gegenwart des Reichspräsidenten v. Hindenburg (rechts, in Marschalluniform).



Von dem Lawinenunglück am Arlberg bei Zürs am 1. Januar, das 8 Todesopfer erforderte: Blick auf das Lawinenfeld mit dem Trittkopf (2700 m) im Hintergrund, vorn der getötete Bergführer Strolz aus Lech.



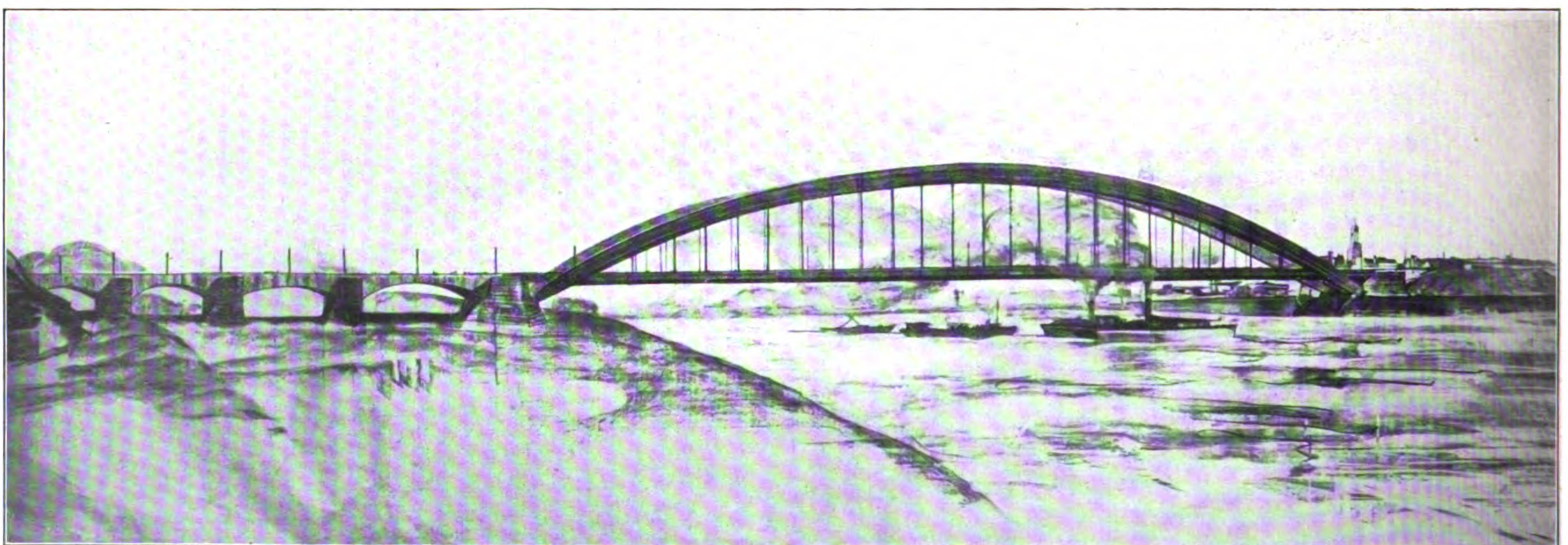
Geheimrat Dr. Max Sering,
Professor der Staatswissenschaften an der Universität Berlin, Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften und der Kgl. Schwedischen Landtbruks-Akademie, konnte am 18. Januar seinen 70. Geburtstag feiern.



Houston Stewart Chamberlain,
bekannter deutscher Schriftsteller englischer Abstammung, Verfasser kulturphilosophischer Schriften, † in Bayreuth am 9. Januar, 71 Jahre alt.



Links nebenstehend:
Von den am 10. Januar eröffneten Verhandlungen über die von der alliierten Militärkommission aufgeworfenen Fragen der Restpunkte in der Abrüstung Deutschlands: Geheimer Legationsrat Forster (links), General v. Pawelß (Mitte) und sein Begleiter, v. Doberg, die deutschen Vertreter, bei ihrer Ankunft in Paris.



Die künftige vierte Rheinbrücke in Köln: Der vom Preisgericht der Stadtverwaltung von Köln unter 38 Einsendungen zur Ausführung empfohlene Entwurf der **Firma Friedrich Krupp A.-G., Essen**, für den Bau einer festen Bogenbrücke ohne Strompfeiler über den Rhein in Köln-Mülheim (Spannweite etwa 333 m, höchste Bogenhöhe 52 m). Als Architekt wurde **Prof. Peter Behrens, Berlin**, und für die Ausführung der Unterbauten die Firma Schlüter, Dortmund, vorgeschlagen.

DER SCHLECHTGESCHNITTENE STAAT

VON Dr. ARTHUR DIX

Auf dem großstädtischen Grundstücksmarkt gilt als wertvollstes Objekt im allgemeinen „die gutgeschnittene Ecke" in regelmäßiger Form und mit möglichst viel Außenfront. Langgestreckte, womöglich noch schiefwinklige Grundstücke mit schmaler Vorderfront lassen sich wesentlich ungünstiger verwerten. Die einzelnen Räume erhalten eine unzweckmäßige Gestalt und liegen unpraktisch zueinander, so daß ihre Bewohner von vornherein mit allerlei Mißhelligkeiten rechnen müssen.

Nun gibt es aber, ebenso wie auf dem städtischen Grundstücksmarkt, auch im Leben der Staaten eine äußerst verschiedenartige Verteilung gutgeschnittener Ecken und solcher Grenzgebilde, die dem (um im Vergleich zu bleiben) gewissermaßen dem Grundstücksmakler an die Seite zu stellenden Geopolitiker bei ihrem Anblick geradezu körperliches Unbehagen einflößen.

Welch herrliches, freigelegenes Villengrundstück, durch keinen Nachbar behelligt, können wir nicht in Großbritannien erblicken! Erst in allerjüngster Zeit haben die rasenden Fortschritte der Technik dem südlichen Nachbar jenseits des großen Grabens, genannt Ärmelkanal, die Möglichkeit gegeben, an einer Schmalseite in die Fenster der britischen Villa zu gucken und sie unter Umständen sogar aus dem Katapult der Langrohrgeschütze mit recht unangenehmen Steinchen zu bewerfen.

Einem schönen Stadtschloß an der Peripherie ist Frankreich zu vergleichen. Im ganzen Westen und Nordwesten sowie an der halben Südseite freier Ausblick aufs Meer; auf der anderen Hälfte der Südseite Frontsicherung durch die Brandmauer der Pyrenäen, an der östlichen und nordöstlichen Front teils sichere Anlehnung an Gebirgsland, teils an kleine Nachbarn, die dem Großen bestimmt kein Leid antun, und nur auf schmaler Strecke eine zeitweise unsichere Grenze, deren Steine hier und da versetzt worden sind.

Wie anders Deutschland, auch schon in seinem Vorkriegsbestand. Die in früheren Jahrhunderten mehr spanisch als deutsch eingestellte Politik der Habsburger hatte dazu geführt, daß sowohl das Quellgebiet als auch das Mündungsgebiet des wichtigsten westdeutschen Stromes, des Rheins, sich vom Reiche löste. Deutschland war dadurch im Nordwesten am freien Ausblick stark behindert worden. Im Süden und Osten war räumliche Abrundung dadurch unmöglich, daß die großen, teils deutschen Lande Böhmens bei der Gründung des neuen deutschen Kaiserreiches außerhalb, unter habsburgischer Herrschaft, verblieben und zur Zeit der Gründung der deutschen Republik den Hauptbestandteil des tschechischen Staates bildeten, während im Osten der Deutsche Ritterorden, der seinerzeit am Unterlauf der Weichsel kolonisierend vorgedrungen war, die gleichzeitige Kolonisierung des Mittellaufes verabsäumt hatte und nun in der Folgezeit Polen bzw. Rußland hier einen Keil in die deutschen Lande trieb; einen Keil, der bei Abschluß des Krieges durch den unmöglichen „polnischen Korridor" noch verhängnisvoller gemacht wurde.

Schon seit dem Verlust des Mündungsgebietes von Rhein, Maas und Schelde saß Deutschland sozusagen im „Berliner Zimmer" Europas. Man kennt ja wohl das berüchtigte Schema der Berliner Miethäuser, die als einzige Verbindung zwischen den Räumen an der Vorderfront und den hinteren Räumen das sogenannte „Berliner Zimmer" haben, das in der Regel durch ein ungünstiges, in einer Ecke angebrachtes Hoffenster mit äußerst spärlichem Licht versehen wird.

Im Berliner Zimmer Europas fehlte der freie Ausblick auf den Ozean. Seine begrenzte Meeresfront lag lediglich an den nur auf Umwegen zum Ozean führenden nordeuropäischen Meeren; im übrigen blickte es über den Hinterhof Europas, die unruhige ethnographische Mischzone zwischen Germanentum und Slawentum, ostwärts in die europäischen Hinterhäuser.

Vor dem Kriege war Serbien wohl als der am schlechtesten geschnittene Staat Europas zu betrachten. Wenn wir füglich von dem Ausnahmefall der Schweiz absehen, die als trutziges Gebirgsland ihre binnenstaatliche Selbständigkeit seit langen Jahrhunderten im Rahmen der angrenzenden und mit den Bewohnern der schweizerischen Grenzgebiete ethnographisch verwandten Staaten zu behaupten vermocht hat, und ebenso absehen von dem winzigen Abbild der Schweiz in dem montenegrinischen Gebirgsland, war Serbien der durch seine geographische Lage unbefriedigte Binnenstaat, der von Natur einen Ausgang sowohl an das Adriatische als auch an das Ägäische Meer erstreben mußte. Dieses unruhige Land war der Hauptgewinner der Balkankriege; aber auch die Balkankriege hatten ihm keinen der beiden erstrebten Meereszugänge gebracht. Es war gerade in seiner Vergrößerung ein schlechtgeschnittener Staat geworden und dabei ein Binnenstaat geblieben. Nach dem Weltkriege ist es abermals wesentlich vergrößert worden und verfügt nun auch über ausgedehnte Küstenstrecken an der Adria.

Musterbeispiele schlechtgeschnittener Staaten, wie ein akademisches Preisausschreiben sie in dieser absurden Form kaum zutage fördern könnte, sind geschaffen worden vor allen Dingen im heutigen Österreich und in der Tschechoslowakei.

Die größte Längsausdehnung Österreichs beträgt **600 km**, die größte Breitenachse kaum 300 km. Stellenweise schrumpft die Breite bis auf etwa **50 km** zusammen. Die Hauptstadt liegt in einem nordöstlichen Winkel, von dem äußersten Westen unter Berücksichtigung des durch die reichsdeutschen Grenzvorsprünge bedingten Umwegs etwa 600 km entfernt.

Die Längsachse des tschechoslowakischen Staates ist etwa **1000 km** lang, die größte Breite geht nicht viel über 250 km hinaus. Hier ist die Hauptstadt zwar im Hinblick auf das eigentliche Böhmen recht günstig gelegen, im Hinblick auf die Längsausdehnung des tschechoslowakischen Gesamtstaates aber, ähnlich wie in Österreich, in einer Ecke zu suchen, die von den fernen Ostzipfeln der Slowakei nur in sehr ungünstiger Weise erreichbar ist.

Eine befriedigend abgerundete Lage, wenn freilich auch nur als Binnenstaat, könnte Polen aufweisen, wenn es sich auf sein ethnographisches, eben in Wahrheit nur binnenstaatliches Gebiet beschränkt hätte. Der polnische Korridor, der in Gdingen ein höchst zweifelhaftes Kunstprodukt von Ostseehafen erhalten hat, und die Ausdehnung über das Wilna-Gebiet geben dem polnischen Staatswesen in seiner heutigen Gestalt eine etwas verzwickte und unnatürliche Form.

Wir haben aber nicht nur schlechtgeschnittene Staaten in Europa; wir haben auch einen ganzen Erdteil, der in seiner gegenwärtigen Aufteilung geopolitisch sicher nicht befriedigen kann. Die Kolonialpolitik der letzten vier Jahrzehnte in Afrika hat zweifellos Produkte geschaffen, angesichts derer die einsichtigen Kolonialpolitiker aller beteiligten Mächte bereits in den Jahren vor dem Kriege nach einer sogenannten politischen „Flurbereinigung" Afrikas riefen.

Den natürlichsten Zusammenhang hatten die britischen Gebiete im Nordosten und im Süden, da Ägypten und der Sudan zusammen fast das ganze Nilland beherrschten und auch der südafrikanische Besitz eine kompakte Einheit darstellte.

Frankreich hat sich im Nordosten bis an das Zentrum des Erdteils hinein ein gleichfalls geschlossenes, an den Küsten aber durch Einsprengungen unterbrochenes Kolonialreich geschaffen. Die Wegnahme der deutschen Kolonien hat die französischen und britischen Kolonialreiche in Afrika zwar noch erweitert; aber weder sind die provisorischen Gebilde geopolitisch befriedigend, noch läßt sich dauernd die Abdrängung Deutschlands vom Kolonialboden rechtfertigen und aufrechterhalten.

Vor allen Dingen muß im Auge behalten werden, daß schlechtgeschnittene Staaten, geopolitisch ausgesprochen, ungünstige Grenzgebilde, von Natur friedenstörende Elemente sind. Entweder suchen sie bei politischer Aktivität selbst ihre Lage zu verbessern, wie es bei Serbien der Fall war, und bedrohen dadurch den Frieden der Nachbarn, oder sie sind nicht in der Lage, ihre entlegenen Gebiete zu sichern, und rufen dadurch Raubgelüste der stärkeren Nachbarn hervor. Besondere Beispiele brauchen in diesem Zusammenhange wohl nicht erst genannt zu werden.

Jedenfalls wird es dem geopolitischen Beobachter und Beurteiler außerordentlich schwerfallen, anzunehmen, daß die Landkarte und die Grenzziehung in Europa und auch in Afrika als für unabsehbare Zeit abgeschlossen erachtet werden könnte. Es dürfte vielmehr auf der Hand liegen, daß recht weitgehende Korrekturen in beiden Erdteilen sich auf die Dauer nicht werden vermeiden lassen.

NACHTWANDEL UND MONDSUCHT

VON Dr. EMIL LENK

Das Nachtwandeln beginnt zumeist in früher Kindheit und dauert bis zum Pubertätsbeginn, seltener reicht es in die Reifejahre hinein. Das künstlich hervorgerufene Nachtwandeln gehört ins Gebiet der Hypnose, das spontan, also durch äußere Einwirkung auftretende ist die Äußerung einer krankhaften Nervenverfassung. Wenn wir vom Nachtwandeln an sich sprechen, so beschäftigen wir uns nur mit der zweiten Gruppe. Vom normalen Traum bis zum Nachtwandeln gibt es Übergänge, bei denen sich der schlafende Träumer im Bett herumwirft, lacht, weint oder unzusammenhängende Worte spricht. Bei Tieren bilden Traumbewegungen das einzige Zeichen, aus denen ihr Träumen geschlossen werden kann. Als Steigerung dieser Ausdrucksmittel kommen dann beim Menschen komplizierte Handlungen hinzu, wie das merkwürdige Vergnügen, schlafend auf Dächern in Nachttoilette spazierenzugehen. In früheren Zeiten war der Glaube sehr verbreitet, daß der Nachtwandler nur im Mondschein spazierengehe. Dieser Glaube bestand zu Unrecht. Nachtwandler werden von ihren Anfällen auch in dunklen Nächten heimgesucht. Man nahm auch früher an, der Nachtwandler verfüge über wunderbare Körper- und Geisteskräfte, die er im Wachen nicht besitze. Die Wissenschaft hat von diesen wunderbaren Taten und Gedanken nachtwandlerischer Menschen nichts berichtet, aber beweisen können, daß das Wunderliche, Unerklärliche, nur selten das Wahrhaftere ist.

Das Auffallende beim Nachtwandler ist, daß er mit weitgeöffneten Augen nur das wahrnimmt, was mit dem ihn gerade beschäftigenden Gedankengang in irgendeine Verbindung zu bringen ist. Der bekannte Psychiater Krafft-Ebing berichtet von einem Mönch, der eines Nachts träumte, der Prior seines Klosters habe seine Mutter getötet. Nachtwandelnd erhob sich der Mönch, mit einem großen Messer bewaffnet, rannte nach der Zelle des Priors und führte gegen das Bett, in dem er ihn liegen zu sehen glaubte, mehrere wuchtige Stöße aus, worauf er sich dann sofort und ganz ruhig in das Bett seiner Zelle zurückbegab. Der Prior aber lag noch nicht im Bett, sondern saß am Schreibtisch. Ein Nachtwandler sieht also nur das, was er zu sehen wünscht.

Mit dem Gehör verhält es sich ähnlich. Außerordentlich verschärft ist der Muskelsinn, der die Nachtwandler befähigt, sich auf schwierigem Terrain zu bewegen. Der Nachtwandler ist kein Automat; er folgt seinen unbewußten Gedanken und setzt seine Traumphantasien in die Tat um. So wie im Traum alle Bilder symbolisch sind, so sind auch meiner Ansicht nach die Handlungen symbolisch zu verstehen, wenigstens habe ich dies bei allen untersuchten Fällen beobachten können. So erwacht ein mir bekanntes älteres Fräulein in kalter Winternacht. Der grelle Mondschein fällt ins Zimmer. Das Fenster steht weit offen, obgleich es vor dem Schlafengehen sicher geschlossen war. Und in der Frühe findet sie im Garten unter ihrem im zweiten Stock befindlichen Zimmer ihr Kopfkissen. Was hat das zu bedeuten? Wie bei der Analyse eines Traumes ließ ich auch hier assoziieren, das heißt, ich stellte mir unter anderm einige Worte zusammen, die mit ihrem Nachtwandeln in Beziehung standen, las sie einzeln vor und ließ nach jedem sofort das Wort aussprechen, das ihr eben einfiel. Als ich das Wort „Kopfkissen" sagte, antwortete sie sofort „Kind". Ihr mir erzählter Traum hatte zum Verständnis ihrer nachtwandlerischen Handlung den besten Beweis geliefert. Sie träumte, sie hätte ein Kind bekommen und sich deshalb vor den Menschen schämen müssen. Das Kind, das sie bekam, symbolisierte das Kopfkissen, und damit die Leute nichts erführen, warf sie es zum Fenster hinaus. Ähnliche Handlungen führte sie fast jede Nacht aus. Als ich ihr diese ihr unbewußten Gedanken bewußt, also klar machte, wurde sie völlig vom Nachtwandeln und der Mondsucht geheilt.

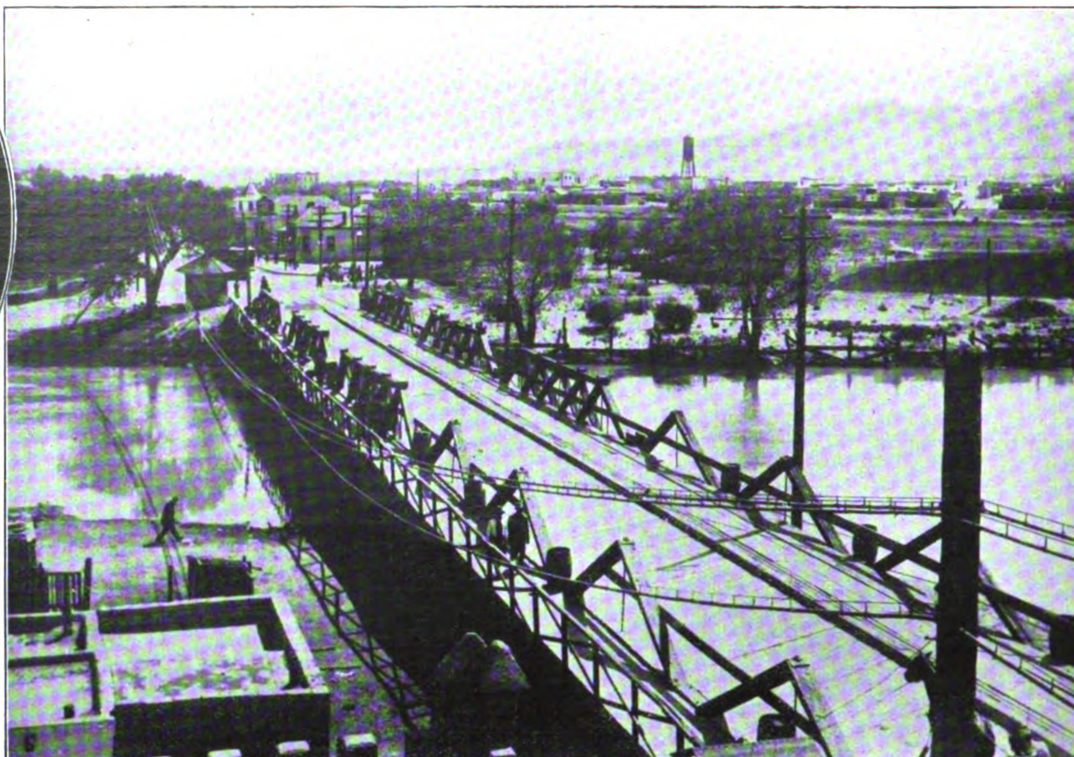
Aus einer interessanten Untersuchung des Wiener Nervenarztes Sadger geht hervor, daß das himmlische Licht an das Licht der Mutter erinnert, die nächtlich in besorgter Liebe den Schlaf des Kindes kontrolliert. Was aber die besondere Anziehungskraft des Mondes betrifft, die den Mondsüchtigen förmlich aus dem Bette zwingt, so ist sie nur hypothetisch faßbar, obwohl wir von dem Physiologen K. F. Burdach, der vom zehnten bis zum dreißigsten Lebensjahr mondsüchtig war, autobiographische Berichte haben. Hier sowie in den Arbeiten von Ludwig Tieck tritt, wie zumeist bei den Mondsüchtigen, das erotische Moment in den Vordergrund.

Trotz Psychiater und Psychologen sind Dichter die allerfeinsten Seelenkenner. Sie schöpfen dabei aus dem eigenen Innern. Wir wissen, welch tiefes Interesse Otto Ludwig und Heinrich v. Kleist an der Mondsucht nahmen, wie sie gerade jene dunklen Probleme in ihre Stoffe hineintrugen. Wissenschaft und Kunst kamen zu denselben Ergebnissen. Otto Ludwig hält seine Jugendnovelle „Maria" für das Beste, was er geschrieben. Das Thema ist die unbewußte, um nicht zu sagen, unbefleckte Empfängnis. Die Heldin kommt mondsüchtig wandelnd zum Geliebten, ohne im Bewußtsein Erinnerung zu bewahren an das Erlebte. Im „Prinz von Homburg" von Kleist wird der Kern des Traumes beim Nachtwandel als Wunscherfüllung dargestellt: Erlangung von Ruhm und die Hand der Geliebten. Auch im „Sündkind" von Anzengruber finden sich als Ursachen für die Mondsucht erotische und infantile Züge. Anders ist der Mondsüchtige im „Golem" von Meyrink gezeichnet; doch ist diese Gestalt wohl ergrübelt und nicht intuitiv erschaut.

Ich glaube, daß das Nachtwandeln der Mondsüchtigen auf Dächern und das Anstarren des Mondes zu den Flugträumen gehören. Wenn man vom Fliegen träumt, wobei man sich mühelos bis in Baumes-, ja, Sonnenhöhe erhebt und die auf der Erde wandelnden Menschen einen bewundern, so kann die Mondsucht symbolisch auch bedeuten, daß man alles Irdische überfliegt, um dahin zu eilen, zum Monde, wo keines Menschen Fuß geweilt, kein Haß und keine Erdenschwere herrscht. Das Mondlicht ist dann symbolisch als reine geistige Anziehungskraft anzusehen, der Mond als sichtbares Gebilde, wo jeder Wunsch schon deshalb — wie in den meisten Träumen — in Erfüllung gehen muß, weil hier Menschen fehlen, die einen an der Erreichung des Hoffnungsideals hindern.



Konter-Admiral J. L. Latimer, Oberbefehlshaber der in Nikaragua gelandeten amerikanischen Marinetruppen.



An der Grenze der beiden Konfliktsländer: Die „Internationale Brücke“, die von El Paso, Texas (Nordamerika), über den Rio Grande nach El Paso del Norte, Mexiko, führt.



Calles, der Präsident von Mexiko, Führer der gegen Nordamerikas Eingreifen in Nikaragua gerichteten Politik.

Tagesgeschichte.

In Berlin wurde am 13. Januar der am 9. Januar im Alter von 86 Jahren verstorbene General der Infanterie a. D. Heinrich v. Goßler auf dem St.-Matthäi-Friedhof begraben. Zu der Trauerfeier waren Reichspräsident v. Hindenburg, eine Abordnung der Traditionskompanie des 3. Garderegiments zu Fuß, dem v. Goßler angehörte, sowie Vertreter von Militärverbänden erschienen. — Der Verstorbene, Kriegsteilnehmer von 1864, 1866 und 1870/71, hat als preußischer Kriegsminister (1896—1903) verdienstvoll an der Ausgestaltung der deutschen Heeresmacht mitgearbeitet.

Auf der Zugspitze wurde am 8. und 9. Januar bei der Bergstation der Zugspitzbahn in 2800 m Höhe das höchste Hotel Deutschlands und Österreichs feierlich eröffnet. Das Gebäude enthält ein Restaurant und 25 Wohnkabinen mit insgesamt 76 Betten. Der Unterbau ist betoniert, während der Oberbau in Blockhausbauweise ausgeführt ist. Eine Lichtstromleitung versorgt das Berghotel mit elektrischer Energie; das Wasser wird teils aus Schnee gewonnen, teils in Tanks von der Talstation zur Höhe befördert.

Eine Lawinenkatastrophe am Arlberg (Vorarlberg) am 1. Januar verschüttete zwei Partien von Skifahrern. Zwei Deutsche und sechs Engländer kamen dabei ums Leben. Die Lawine wurde durch das Abbrechen von Schneewänden an der Westseite des Grates am Trittkopf verursacht.

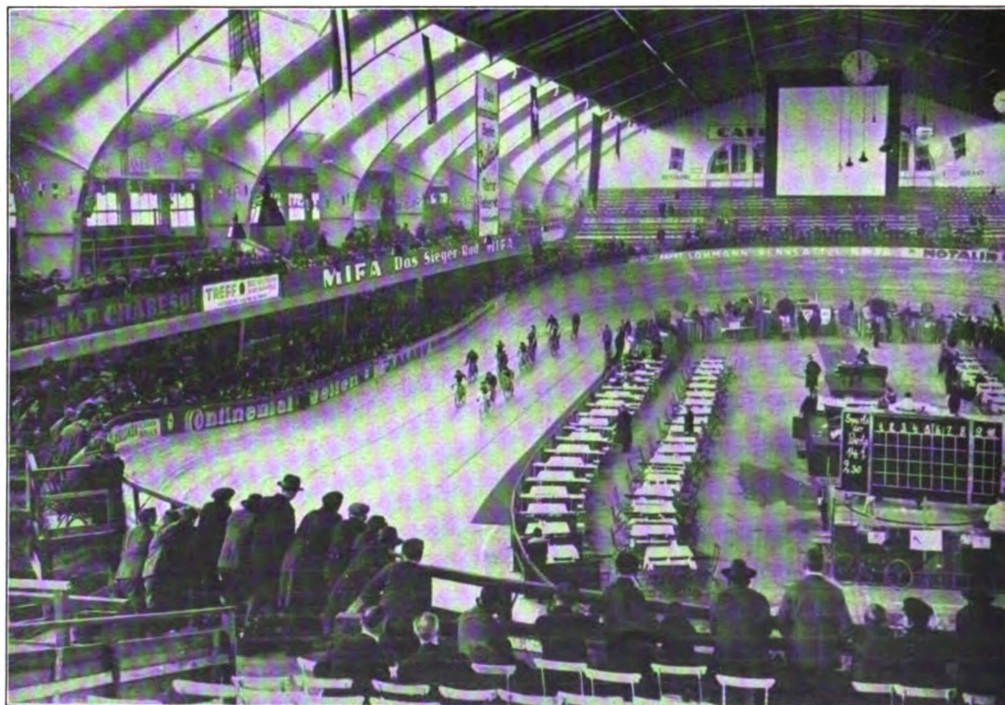
Infolge der Besetzung Nikaraguas durch amerikanische Marinetruppen unter dem Konter-Admiral J. L. Latimer hat sich die Spannung zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Mexiko außerordentlich verschärft. Das angeblich zum Schutz amerikanischer Bürger erfolgte Vorgehen der Vereinigten Staaten in Nikaragua hat in Mexiko starke Erregung hervorgerufen.

Im Alter von 71 Jahren verstarb am 9. Januar in Bayreuth der Schriftsteller Houston Stewart Chamberlain. In ihm ist eine überaus eigenartige Persönlichkeit dahingegangen. Am 9. September 1855 in Portsmouth (England) als Sohn eines Admirals geboren, verlebte er seine Kindheit in Versailles. Im Jahre 1908 siedelte er nach Deutschland über und vermählte sich in zweiter Ehe mit Eva, der jüngsten Tochter Richard Wagners. Von seinen zahlreichen Schriften sind die „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“ am bekanntesten geworden. Ferner hat er über Wagner, Kant und Goethe sowie über politische, rassentheoretische und religiöse Fragen geschrieben.



Kriegsbereitschaft in Mexiko: Parade der Linienregimenter in ihren neuen Felduniformen vor dem Regierungspalast in der Hauptstadt Mexiko.

Die Spannung zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Mexiko.



Vom Sechstage-Rennen im Sportpalast zu Berlin, das am 13. Januar begann: Moment aus dem Rennen.

Bühnenschau.

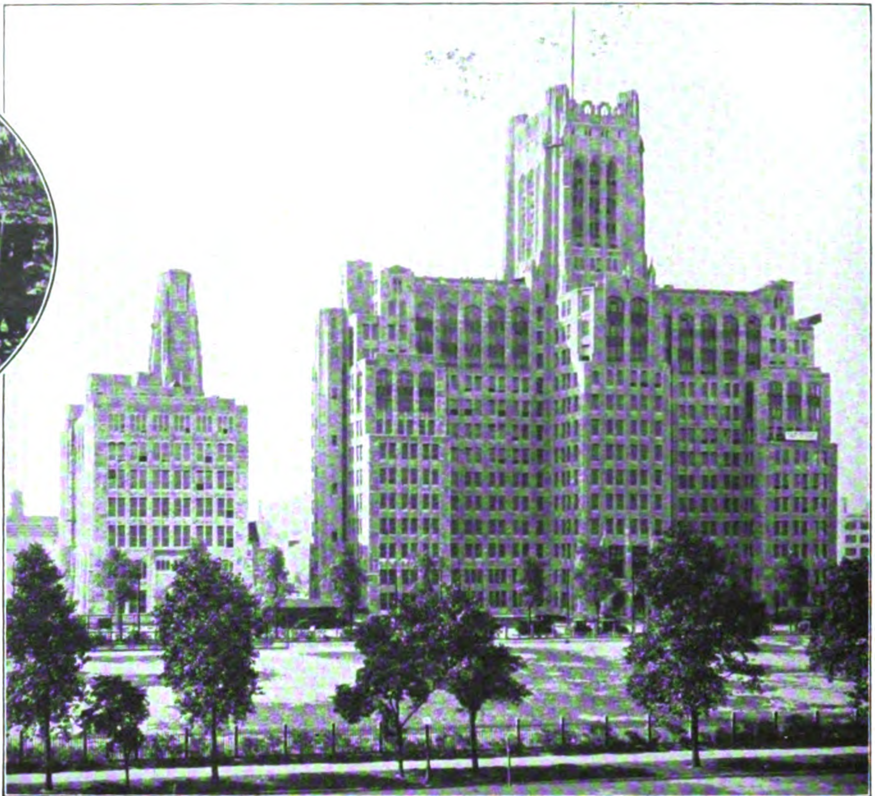
Die Dresdener Staatsoper brachte am 8. Januar die Uraufführung der einaktigen Oper „Penthesilea“ von dem Schweizer Komponisten Othmar Schoeck. Der Komponist lehnt sich an Kleists gleichnamiges Trauerspiel an, hat allerdings große Teile seines Vorbildes gestrichen. So ist der ganze Anfang bis zum achten Auftritt weggefallen, und im Mittelpunkt des Ganzen steht die wirkungsvolle Auseinandersetzung zwischen dem Griechenhelden Achill und der Amazonenkönigin Penthesilea. In der Schöpfung des eigene Wege gehenden Komponisten stehen melodramatische Partien, musikalische Lyrik und Bühnenmusik nebeneinander. Merkwürdig war auch die Orchesterzusammensetzung: Die Violine trat ganz zurück, während mehrere Klaviere und ein Dutzend Klarinetten verwendet wurden. Bei der Premiere unter der Leitung von Kapellmeister Kutzschbach und der Regie von Dr. W. Staegemann war dem Werk ein freundlicher Beifall beschieden.

In dem von Oskar Kaufmann wundervoll umgestalteten Renaissance-Theater in Berlin kam unter Leitung Theobald Taggers ein in Deutschland noch nicht gespieltes Stück von Bernard Shaw heraus: „Haus Herzenstod“ (Heartbrokehouse), eine „zornige“ Komödie in drei Akten. Haus Herzenstod ist ein seltsames Landhaus in der Nähe Londons. Darin haust ein halb metaphysischer, halb betrunkener alter Kapitän mit seiner Tochter Hesione und deren Gatten Hektor. Die zweite Tochter, Ariadne, und die junge Ellie Dunn kommen zu Besuch und finden sich dort mit ihrem verworrenen Schweif von verliebten Männern zusammen. Während draußen der Weltkrieg tobt, braut sich hier ein Gemisch von unklaren Scheingefühlen und mühsamem geistreichen Gerede zusammen, auf das nicht einmal die einfallenden Zeppelinbomben ernstlich Eindruck machen. Shaw will mit diesem im Jahre 1914 begonnenen, während des Krieges vollendeten Werk, dem unmittelbaren Vorgänger seines „Methusalem“, der Welt des Vorkriegsmenschen den Spiegel vorhalten und das alte, müde und echtheitsarme Europa geißeln. Diese „zornige“ Komödie birgt gewiß manchen Gewinn, läßt aber doch daran erinnern, daß wir von Shaw schon bessere Stücke genossen haben.

Am 6. Januar erfolgte in den Vereinigten Städtischen Theatern zu Düsseldorf (und auch in Hannover) die Erstaufführung des Schauspiels „Kampf um Preußen“ von Kurt Heynicke unter der Regie von Intendant Hille.



Von der Aufstandsbewegung in Niederländisch-Indien: Eingeborene beim Ausbessern einer von ihnen verbrannten Brücke in der Nähe von Labon (West-Sumatra) auf Befehl der niederländischen Regierung. Die Gefangenen sind vom Wachtpersonal mit den Händen an die zu transportierenden Baumstämme gebunden.



Die Universität im Wolkenkratzer: Die neuen, soeben eröffneten Gebäude der Nord-West-Universität von Chicago, in denen u. a. Institute für Rechtswissenschaft und Zahnheilkunde sowie eine Bücherei untergebracht sind.



Von dem großen Matsuri-Fest in Kioto (Japan): Ein überhaushohes Schiff auf Rädern in der Prozession. Das dreitägige Matsuri-Fest ist eine der volkstümlichsten religiösen Feiern des Landes. Den Hauptteil bildet der große Festzug von mächtigen, reichgeschmückten Schiffen, Tempeln, Schreinen usw., die sich auf Rädern fortbewegen und von etwa 80 Männern an langen Seilen gezogen werden. Oben auf dem in unserem Bilde sichtbaren Schiffe befindet sich eine Plattform, auf der Darstellungen mythologischen Inhalts geboten werden. — Rechts Mitte: Zum spanischen Flugunternehmen dreier Dornier-Wal-Flugboote von Melilla (Marokko) an der westafrikanischen Küste entlang nach Spanisch-Guinea (Rio Muni): Während der Taufe der Flugboote. Die Strecke (Gesamtlänge 7090 km) wurde von allen drei Maschinen ohne jegliche Störung vom 10. bis zum 25. Dezember zurückgelegt.





Wie die annamitischen Babys laufen lernen: Glockenförmige Körbe als Laufstühle für die gehenlernenden Kinder in Kotschinchina. — Rechts nebenstehend: Das soeben fertiggestellte, 45stöckige Hochhaus der Chicagoer Versicherungs-Gesellschaft in Cleveland, Ohio (Vereinigte Staaten). Das Gebäude bietet auch in seiner Nachtbeleuchtung einen gewaltigen Eindruck.





Eifrige Bemühung um den Modetanz: Die Schauspielerinnen Grete Reinwald, Charlotte Klinder Anneliese Würtz und der Komiker Guido Thielscher beim Charleston-Unterricht.



Rechts oben: Der Siegeszug der Revue: Szenenbild aus einer in Hongkong aufgeführten chinesischen Revue.





Links: Von der Uraufführung der Oper „Penthesilea" von Othmar Schoeck im Opernhaus zu Dresden am 8. Januar: Szenenbild mit Irma Tervani als Penthesilea vor den Amazonen. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)

Rechts: Zum 80. Geburtstag Franziska Ellmenreichs am 20. Januar: Die bekannte frühere Hamburger Tragödin als Märchenerzählerin. (Phot. E. Bieber, Hamburg.)



Von der deutschen Uraufführung der Komödie „Haus Herzenstod" von Bernard Shaw am Renaissance-Theater in Berlin am 8. Januar: Szene mit Hermann Vallentin als Kapitän, Roma Bahn als Ellie Dunn und Tilla Durieux als Hesione. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Rechts nebenstehend: Szenenbild aus der am 6. Januar erfolgten Erstaufführung von Kurt Heynickes „Kampf um Preußen" im Schauspielhaus zu Düsseldorf: Napoleon im Berliner Schloß. Von links nach rechts: Paul Barleben als Napoleon; Justus Paris als Murat; Edmund Schnieder als Ordonnanzoffizier; Philipp Gehly als Gefangener. (Phot. A. Steinöl, Düsseldorf.)

Grigio und Silvio

Eine Gardasee-Novelle von Ilka Künigl-Ehrenburg

Der Maulesel Grigio trabte vergnügt die steile Straße hinab, die von Nago nach Riva führt. Die Last Maulbeerblätter, die er auf dem Rücken trug, war federleicht. Es war Frühling, die Zeit, da die weißen „cavaler" am gierigsten fressen, bevor sie sich einspinnen in ihre goldglänzenden und weißseidenen, zarten Kokons.

Sein junger Herr Silvio war bald neben Grigio und dann wieder vor ihm. Grigio hörte seine Holzschuhe klappern. Silvio war noch vergnügter als Grigio. Er pfiff und sang im Gehen vor sich hin, kraulte dem Mulo die Stirn und plauderte mit ihm. Es war Frühling und ein blauer, strahlender Tag. Das Häusernestchen von Nago blieb schwarz und düster hinter ihnen, sie aber stiegen eine Serpentine nach der anderen hernieder, auf der einen Seite die himmelhohen, fast senkrechten Felswände, in denen die blassen, graugrünen Büschel des Baldrians mit dem leuchtenden Rosa ihrer Blütendolden ihr holdes Lenzlachen anstimmten. So süß und betörend war dieses Lachen, daß man nichts anderes sonst fühlte und begriff, und daß man darüber selbst die schroffe Drohung der gigantischen Felswände völlig vergaß.

Unbekümmert und frühlingsjung trabten Grigio und Silvio ihre Straße weiter. Bei jeder raschen Wendung war es, als wäre der Weg hier zu Ende, und sie würden nun hineinschreiten mitten in das pfauenblaue Wasser des Gardasees, über den die Schaumkronen dahinjagten. Die Nachmittagsora hatte eingesetzt. Sie machte aus dem See ein Farbenwunder. In die breiten ultramarinblauen Flächen jagte die lustige Brise smaragdgrüne Wellenköpfe hinein, mit sich überstürzenden weißen Schaumkronen. Von den Ufern her, aus den windgeschützten Buchten hinter Torbole spielten Grau und Opal, Purpur und Violett unaufhörlich in das Ultramarinblau. Alles war Bewegung, alles war Farbe und glitzerndes Licht.

Nun trabten Grigio und Silvio durch Torbole. Auch hier war alles lebendig. Meister Benedetto, der Schuster, saß auf seinem Schemel vor dem Hause und hämmerte eifrig an seiner Schuhsohle. „Guten Tag, Signor Grigio, guten Tag, Signor Silvio, wie geht's den beiden jungen Herren?" scherzte der Schuhmacher, als Silvio mit dem Mulo an ihm vorüberkam. Jedermann zwischen Nago und Riva, wohin Grigio täglich seine Lasten trug, wußte, daß in Silvios Augen Grigio ein junger Kavalier war, wie er selber. „Immer ausgezeichnet, immer ausgezeichnet!" lachte Silvio. Das eine „ausgezeichnet" galt für Silvio, das zweite für Grigio.

Fischer mit langen Netzen gingen zum Hafen, der dicht daneben war, oder sie kamen von dort. Jeder von ihnen rief Silvio und Grigio ein spaßhaftes Wort zu, auch die Barkenführer und der Schreiner, der weiter drunten, am Ende des Dorfes, auf der Straße seinen Balken glatthobelte. Da waren aber besonders die schlanken, dunkeläugigen Mädchen, die nie versäumten, Silvio und Grigio, das unzertrennliche Paar, mit Augen und Mund zu grüßen. Doch war dieser Gruß nicht ganz ehrlich zwischen den beiden Kameraden geteilt, wie es sich wohl gehört hätte. Grigio traf nur ein flüchtiger Blick, Silvio aber ein sehr langer. Sie kannten beide alle die dunklen Köpfchen mit den leuchtenden Augen, die da täglich bei ihrem Vorüberkommen aus winzigen, blumenverhangenen Fenstern oder unter dunklen Bogen hervor, aus ihrem Geplauder aufgescheucht, ihnen zunickten. Silvio aber tat sehr stolz. Denn er dachte an Angiolina, seine Liebste, die noch viel schlanker war, und deren Augen noch tausendmal heißer leuchteten als alle anderen Frauenaugen am See.

Nun hatten sie Torbole hinter sich gelassen. Eine niedrige weiße Mauer begann die Straße zu säumen. Verkrüppelte Feigenbäume zwängten ihre zähen Wurzeln in jede Mauerspalte und suchten sie zu zersprengen. Und nun wuchs, zur Rechten der Straße, die zwischen Felswand und See eingeengt war, wieder eine senkrechte, schwindelnde Wand. Ganze Bäume von goldgelbem Ginster hingen blütenschwer und berauschend aus den jähen Klüften nieder und faßten den märchenblauen See in einen goldenen Rahmen. Draußen in der Ferne aber entfalteten Fischerbarken rostbraune Segel oder hellgelbe, die wie Zitronenfalter über das Wasser gaukelten. Die rostfarbenen aber wurden, wenn die Sonne hinter ihnen stand, zu purpurnen Blutstropfen, die schwer und satt aufflammten.

Neben der alten Straßensperre machten Grigio und Silvio halt. Silvio nahm seinem Kameraden das Bündel Maulbeerblätter vom Rücken, obwohl es so leicht war. Aber Grigio sollte es fein haben. „Komm, Grigio, Grigino, holen wir uns die guten, würzigen Kräuter zum Nachmittagsimbiß! Du weißt schon, welche!" Grigio lief mutwillig voraus und trieb mancherlei Possen. Er bockte und machte tolle Sprünge in die lenzgrüne Wiese hinein. Dann rieb er seine Schnauze an Silvio und brüllte ein übermütiges, markerschütterndes Jah. „Va ben, Grigino, va ben!" Silvio warf sich in den Schatten einer Olive und zog sein Brot aus der Tasche. Auch Grigio knusperte schon mit Behagen als echter Feinschmecker.

„Auf, Grigio! Auf, Grigino!" rief bald darauf Silvio. „Was wird Angiolina sagen, wenn wir unseren Schatz so lange warten lassen! Wenn sie wüßte, daß wir hier faul in der Wiese liegen! Dann krieg ich zur Strafe heute keinen Kuß von ihr und du keinen Hafer!" Silvio schwang sich auf Grigios Rücken und nahm das Bündel Maulbeerzweige vor sich auf die Knie.

Sie bogen von der Straße ab in einen schmalen Feldweg. Das Haus von Angiolinas Vater lag einsam zwischen Maisfeldern und Obstgärten. Es war ein niedriges, unscheinbares Bauernhaus, ein Ziegelbau mit weißem Bewurf. Aber die Wand hinauf kletterte auf der Sonnenseite ein Feigenbaum, auf der Schattenseite Kletterrosen, und dazwischen lachten aus jedem Fenster Angiolinas Blumen, Kakteen und Passionsblumen, Pelargonien und Levkoien, in der kleinen Loggia Oleander, und im Garten standen die schlanken Mandelbäume neben Feigen, Granatäpfeln, Pfirsichen und Weinreben. Seit Angiolina heranwuchs, waren Haus und Garten schmuck geworden, denn sie war es, die hier herrschte. Angiolinas Eltern nahmen sich dazu keine Zeit. Der Vater arbeitete auf dem Feld und besorgte die Pflege der Olivengärten, die weitab vom Hause, am Bergfuß, sich stundenweit erstreckten. Die Mutter aber hatte die Hauswirtschaft und ihre Seidenraupenzucht. Es waren nicht viele, die sich hier am See damit befaßten. Angiolinas Mutter stammte jedoch aus dem südlichen Etschtal, wo die Seidengewinnung am meisten verbreitet ist, und sie verstand von Kind auf, mit den „cavaler" geschickt umzugehen.

Angiolina stand am Brunnen, im Begriff, sich die hochgewölbte Holzstange, an der die beiden schön gearbeiteten Kupfereimer hingen, über die Schulter zu schieben. Alle Frauen am See schöpfen das Wasser mit Kupfergefäßen von derselben Form, und sie setzen ihren Stolz darein, ihre heiteren rötlichen Reflexe lustig im Sonnenlicht funkeln zu lassen. Es ist ein überaus anmutsvolles Bild aus der Antike, die Wasserträgerinnen dahinschreiten zu sehen, die lange Stange über der Schulter, mit klappernden Holzpantoffeln, die ihrem leichten, schwebenden Gang nichts anzuhaben vermögen. Angiolinas große mandelförmige Augen schauten heute traurig und leidvoll auf ihre frischgescheuerten Eimer nieder. Da sah sie Silvio und Grigio lustig dahertraben. Silvio winkte ihr schon von weitem mit dem Maulbeerbüschel zu und rief sie an. Sie ließ die gefüllten Eimer hastig zur Erde gleiten, daß das Wasser hoch aufspritzte. Silvio sprang von Grigios Rücken und lachte Angiolina so glückselig an, daß sich ihre Augen plötzlich mit Tränen füllten. „Heute ist kein guter Tag für uns beide!" flüsterte sie Silvio zu. Der aber erwischte sie beim Kopf und gab ihr, von Grigios breitem Rücken gedeckt, einen raschen heißen Kuß. Grigio stand wie eine Mauer; gespreizt und hochgereckt, blies er sich fast auf wie ein Pferd. Dabei rafften Angiolina und Silvio die Maulbeerzweige auf, die zu Boden gefallen waren.

Im selben Augenblick kam vom Hause her ein rascher Schritt. Es war Angiolinas Vater. „Guten Abend, Signor Bertolini!" rief Silvio und hielt ihm die Hand hin. Doch der Alte übersah Silvios hingestreckte Rechte. „Hier bringe ich das Raupenfutter für Angiolinas Mutter!" Vater Bertolini griff nach dem Bündel und warf es im Vorbeigehen in eine Ecke der Stiege. „Das ist also das letzte," sagte er barsch, während sie in die Stube hineingingen, „von morgen an brauchen wir keines mehr!" Silvio sah ihn erstaunt an. Als die drei dann in der Stube waren, fuhr der Alte auf: „Glaubt Ihr, ich weiß nicht, wie Ihr unter diesem Vorwand um Angiolina herumstreicht? Könnt Ihr Angiolina heiraten? Das einzige, was Ihr besitzt, ist Euer Mulo, und das ist doch zu wenig, um einen Hausstand darauf zu gründen, wenn Ihr auch Grigio für ausnehmend schön und kostbar haltet!"

Angiolina wollte zur Tür hinausflüchten, aber der Vater herrschte sie an: „Du bleibst, verstanden! Ihr sollt es beide wissen, daß ich von heute an Eure Liebschaft nicht länger mit anschaue. Ihr wißt, daß ich vor drei Wochen Angiolinas Hand dem reichen Fleischhauer Ferrucio aus Desenzano zugesagt habe, und sie wird ihn diesen Winter heiraten!"

„Diesen Rohling!" kreischte Angiolina auf. „Niemals, niemals — diese brutale Bestie — er ist schlimmer als ein Tier!"

„Was weißt du von Männern, dummes Schaf!"

„Ich will keinen anderen als Silvio, und wenn ich mit ihm und Grigio hungern muß!"

„Angiolina wird nicht mit mir hungern," sagte Silvio totenbleich, „eher schlachte ich Grigio!"

„Das wird euch beiden viel helfen", lachte der alte Bertolini höhnisch. „Also, macht Euch davon, und kommt nicht wieder, ich warne Euch!"

*

Eine schwarze Wetternacht tobte über dem See. Den ganzen Nachmittag hatte der Sturm gerast und war angerannt gegen die massige Wolkenwand, die sich vor den Monte Castello schob, um seine Formen überlebensgroß, den Himmel berührend, phantastisch nachzuahmen.

Wohl war es dem jagenden Nord immer wieder gelungen, Flecken und Breschen in die Wand zu reißen, aber die Wolken- und Nebelfrauen waren sofort zur Hand, ihr Werk wieder auszubessern, und da sie zu Tausenden in dieser schwarzen Nebelwand hockten, stürzten sich Hunderte auf jede entstehende Lücke und woben und spannen unablässig und ballten ihre nächtigen Nebelbälle.

Die Wogen des Sees jagten gen Süden, klatschten laut aufheulend gegen Mole und Landungssteg und rollten hinaus in die finstere Gewitternacht. Viele Boote und Barken waren an Land gezogen, und was noch von ihnen in den kleinen Nebenkanälen geborgen war, wurde ungestüm durcheinandergeschleudert.

Ein Reiter trabte durch den strömenden Regen. Der Sturm hatte etwas nachgelassen, doch war die Straße wie leergefegt. „Grigino," rief Silvio, „Mut, mein Freund! Schon sind wir an der letzten Biegung. Ich muß heute nacht noch zu Angiolina! Hast du nicht gestern Beppino, den Ziegenhirten, gesehen? Der hat mir Botschaft von ihr gebracht. Gestern sind ihre beiden Alten zur Tante nach Mori und bleiben zwei Tage!" Grigio trabte, gesenkten Kopfes, tapfer weiter. Silvio aber liebkoste ihn und rief ihn mit den zärtlichsten Namen.

Da hielten sie auch schon vor Angiolinas Haus. Silvio sprang ab mit einem halbunterdrückten Jubelschrei, nahm das Stück Segelleinwand, das ihm als Schutz vor dem Regen gedient hatte, von den Schultern und hing es sorgsam Grigio um. Dann führte er den Mulo unter das vorspringende Dach eines Nebengebäudes und streute ihm Hafer auf ein Brett. „Das zur Belohnung, Grigino! Hast dich gehalten wie ein guter Kamerad! Und schilt nicht über den tollen Silvio, der dich hinausjagt bei einem solchen Wetter. Angiolina schickt dir dafür einen Kuß! Und mach' einstweilen ein gutes Schläfchen, es wird lang dauern, bis ich wieder da bin."

Es war noch nicht viel Zeit verstrichen, Grigio hatte gerade den Hafer beendet und schon die Augen geschlossen, um ein wenig einzunicken, da hörte er das Traben eines Pferdes. Der Mulo schaute auf und wendete den Kopf nach der Straße hinüber. Es war ein starker, vierschrötiger Mann auf einem Rappen. Er stieg vor Angiolinas Haus ab und ging hinein. Das Haustor war nicht verschlossen. Grigio hörte die Stimme von Angiolinas halbwüchsigem Bruder, der abwehrend etwas sagte. Dann vernahm man deutlich das Knarren der alten, wackligen Holzstiege.

Mit einem Male begann Grigio am ganzen Leibe zu zittern. Man hörte ein Krachen und Stürzen und dann einen Schrei Angiolinas. Darauf ein unflätiges Fluchen — ein wüstes Streiten.

Da brach der Wortwechsel auf einmal jäh ab. Man hörte nur ab und zu ein Aufschluchzen Angiolinas. Grigio war starr vor Entsetzen. Er schlich sich mit hangenden Ohren hinüber zum Hause, das Rückenhaar gesträubt.

Im selben Augenblick polterte ein Mann zum Tor hinaus. Und während er sich in den Sattel schwang, ballte er drohend die Faust nach dem Hause hinüber. Grigio sah, daß er das lange Messer der Fleischhauer am Gürtel trug. Dann stob der Fremde in die Nacht hinein.

Als der Reiter außer Sichtweite war, konnte Grigio die Angst nicht mehr ertragen. Er stieß mit der Schnauze das offen gebliebene Haustor völlig auf, trappelte laut auf den Steinplatten des Flurs und schrie dazu ein klägliches Jah nach dem anderen. —

Endlich, nach einer ewig langen Zeit, kamen Silvio und Angiolina die Treppe hinab. Sie hielten sich umschlungen. Angiolinas Wangen waren noch ein wenig blaß und ihre weitgeöffneten Augen schreckensstarr. Silvio aber stand heil und unversehrt neben ihr.

Als Grigio das sah, war er außer sich vor Glück. Er lief zu ihm hin, beschnupperte Silvio von allen Seiten, leckte ihm Wange, Hände und Füße. Und schließlich machte er einen steifbeinigen, tollen Freudentanz durch den Flur. Silvio gab ihm ein paar fröhliche Klapse, streichelte ihn, und Angiolina kraulte ihm die Stirn.

Schließlich trabten sie heimwärts. Der Sturm hatte aufgehört, doch gab's noch ab und zu einen jähen Regenschauer. „Grigino," sagte Silvio, „heute wär ich fast nimmer heimgekommen! Hast ihn gesehen, den Fleischer?" — Grigio nickte. — „Eine Fratze hat er geschnitten wie der leibhaftige Satan! Das geht nicht mehr so weiter. Weißt du, was ich mit Angiolina verabredet habe? Nächste Woche machen wir uns alle drei davon, Angiolina, ich und du! Und wenn wir uns dann irgendwo haben zusammengeben lassen, kann uns keiner mehr etwas anhaben!" —

Sie gelangten an eine Stelle, wo die Straße ganz schmal war. Mit einmal begann Grigio heftig zu zittern und wollte durchaus nicht weitertraben. Vielmehr machte er einen jähen Satz und war im Begriff, von der Straße weg gegen den See zu springen. „Was hast du denn, mein Mulo?"

Da warf sich aus dem nachtschwarzen Dickicht zur Seite der Straße ein Mann auf Silvio. Bevor Silvio noch imstande war, einen Gedanken zu Ende zu denken, hatte er eine lange Messerklinge zwischen den Rippen. Als der Angreifer aber zum zweiten Stich ausholte, traf ihn Grigios frischbeschlagener Huf mit solcher Gewalt auf die linke Schläfe, daß er mit einem Fluch zusammenbrach. —

Grigio stob mit ein paar wilden Sätzen in die Nacht. Da fühlte er Silvios warmes Blut auf seinen Nacken heruntertropfen. Er blieb stehen. „Wart', Grigio, wart'. Ich muß das Blut stillen." Silvio preßte den Zipfel seiner Jacke mit ganzer Kraft auf die Wunde. Und dann ging es langsam, Schritt für Schritt, die dunkle Straße weiter bis zum Hause Meister Benedettos. Die Schusterfrau verstand sich aufs Ausheilen von Wunden. Fürsorglich und behutsam trug Grigio seinen Freund, den er am meisten liebte auf Erden. Als sie dann vor die Wohnung Benedettos gekommen waren und Silvio langsam und mühsam aus dem Sattel stieg, bedeckte er Grigios Schnauze mit Küssen: „Mein Bruder Grigio bist du von heute an!"

Erkenntnisse des Baders Kong

VON HANS BACHWITZ

Das Haus, in dem der Bader Kong zu Peking wohnte und sein Gewerbe betrieb, lag in der Straße der Hasen, unweit des Ha-ta-mönn, des Tientsin-Bahnhofs. Von dort begab sich Kong jeden Morgen auf den Weg, um seine vornehmen Heimkunden zu besuchen, die in der Gegend des Kaisertors, der Kaiserstraße bis zur Brücke des Himmels und bis zum Tempel der glänzenden Tugenden wohnten. Kong war geschickt und beliebt. Keiner verstand sich wie er auf die Pflege der zollangen Fingernägel, das Bartschaben und Rasieren der Kopfhaut. Hühneraugen entfernte er schmerzlos in einer Minute, Neuralgien meisterte er durch milde und strenge Massage, und er war Herr des Geheimnisses, kranke Zähne durch Pinseln mit Jod zu heilen. Kong war ein moderner Mensch, er verschmähte das Quacksalbern und die Spekulation auf den Aberglauben. Lieber verabreichte er ein falsches Medikament, als daß er Tränke aus der Asche von Ahornrinde und Kreidewasser, aus dem Sud von Persimonen und Hundeaugen verordnete, wie es seine weniger aufgeklärten Konkurrenten taten. In verzweifelten Fällen ging er in die Fremdenstadt zu dem Doktor Harrigan von der amerikanischen Mission, simulierte vor diesem das Leiden des eigenen Patienten und ließ sich etwas verschreiben, das er dann dem Kunden für das dreifache Geld ordinierte. Kong hatte auf diese Weise an Gallenfieber, Fingerwurm, Nierenschrumpf und diversen Frauenleiden laboriert. Dr. Harrigan durchschaute den Fuchs längst und hatte ihm ein unrühmliches Ende und den Fluch der Ahnen prophezeit, aber Kong hatte gelächelt, wie nur das vieltausendjährige China lächeln kann, und unter tiefen Verneigungen erwidert: „Wissen ist Wissen um das Wissen der andern. Nur derjenige weiß, der weiß, was der andere weiß!" Diese und ähnliche Sprüche notierte sich Harrigan in ein dickes Manuskript, das er „Fernöstlicher Diwan" betitelt hatte, und zum Entgelt gab er dem klugen Kong ein Extrarezept gegen Frostbeulen und Wassersucht.

So konnte es nicht fehlen, daß Kongs Geschäfte wohlgediehen. Er brachte es zu Geld, zu Wohlstand, zu Reichtum. Er legte viele Taels in den Pfandhäusern zu 100 Prozent an. Er war an einer Papier- und Strohhutfabrik beteiligt. Er besaß zehn Häuser. Seine Kundschaft war reich und zahlungswillig. Er lebte nach den Gesetzen, da er wußte, wie man sie straflos übertreten und umgehen konnte. Sein zuständiger Richter war der Mandarin Fu-Pöng-Hsien, der an Krampfadern litt, und den er umsonst behandelte. Kong war ein glücklicher Mann, und in seinem Hause herrschte die Freude der Gerechten. Diese Freude wäre noch klarer und lieblicher gewesen, wenn Frau Kong, die den Namen Yoh-Ta-San, das heißt „Sichel des nördlichen Mondes" führte, weniger von der gefährlichen Schärfe der Sichel und mehr von der silbernen Milde des Mondes gehabt hätte. So aber war es gerade umgekehrt, und nur der gelbe runde Kopf Yohs, in dessen Fettwülsten Nase, Mund und Augen versanken, erinnerte an das Himmelsgestirn. Vor vielen Jahren war Yoh-Ta-San ein leidlich hübsches Schantungmädel gewesen, aber man weiß — und geschlagen sind, die es allzugenau wissen! — daß die Mädchen von Schantung der Fettsucht leicht verfallen, und daß ihr Charakter zu den boshaften Exzessen hungriger Ziegenböcke neigt, ein Widerspruch, dem gerade Frau Kong mehr als gerecht wurde. Schon hatte sie zweiundvierzigmal die Ringe des Lebens vollendet, aber sie war noch genau so boshaft wie am ersten Tage ihrer jungen Ehe, da sie Kong mit allen zehn Krallen ins Gesicht gefahren war, weil dieser die Dienerin Mah angelächelt hatte. Noch dazu vor der rosarot gefärbten Gans im Schlafgemach, dem Sinnbilde der ehelichen Treue. Im Laufe der Zeit hatte sich Kong seufzend, aber ergeben in das harte Los der Ehe mit Yoh-Ta-San gefügt und sich beschieden, die Freuden des Lebens auf anderen Gebieten zu suchen. „Schmäle nicht, wenn du ein böses Weib hast; denke daran, daß andere fünf böse Weiber



Der Porzellanmaler / Nach einem Gemälde von Prof. Franz Kienmayer

haben!" Mit diesem Trostspruch des großen Philosophen Menzius fand Kong sich ab, und er empfand mit einer gewissen Genugtuung, daß dieser heilige Mann wahrscheinlich ähnliche Erfahrungen gemacht hatte und dadurch zu seinem Leitsatz angeregt worden war.

Seit zwei Monaten aber flogen die Raben des Trübsinns über seine geschäftige Straße. Als er eines Morgens, wie immer, sich kniend seinem hohen Gönner, dem Mandarinen Fu-Yöng-Hsien, näherte, fauchte dieser hohe Herr ihn ungnädig an und erinnerte sich plötzlich daran, daß Kong Geld zu 100 Prozent auslieh, was mit der Bastonade und im hartnäckigen Wiederholungsfalle mit Abhauen der Daumen und Augenausstechen geahndet zu werden pflegte. Kong, der nicht Daumen und Augen genug hatte, um jedem Wiederholungsfalle gerecht werden zu können, entschlängelte sich, rückwärts kriechend, den Blicken des Gewaltigen und erreichte durch Bestechung des Leiblakaien die niederschmetternde Kunde, daß ein anderer Bader, offenbar ein unlauterer Konkurrent Kongs, es vermocht habe, den Mandarinen von einer bösartigen Flechte zu befreien, die bisher den vereinten Künsten Kongs und Dr. Harrigans widerstanden hatte. In überraschender Weise aber sei dies einem gewissen Wu gelungen, der an der Ecke der Palisaden- und roten Lilienstraße gleichfalls das Geschäft eines Baders betreibe und so klug sei, eine wunderhübsche Frau zu besitzen, eine Frau — Der Lakai blickte verklärt gen Himmel, schüttelte alle zehn Finger, und hierauf feixte er in einer Art, die die heiligen Bücher des Li als unziemlich verdammt hätten. Und der Schuft von einem Lakai bemerkte noch, daß eine schöne Frau mehr Wunder wirke als alle bitteren Tränklein zusammen, und hierauf warf er Herrn Kong hinaus, weil er glaubte, genug gesagt zu haben.

Die nächsten Wochen gingen für Kong in Wehmut dahin. Seine vornehme Kundschaft schmolz zusammen. Auftritte, wie er sie im Hause des Mandarinen erlebt hatte, wiederholten sich, die graue Katze der Sorge schlich in seine Träume. Eines Tages ging er zu seinem erhabenen Freunde, Dr. Harrigan, als gerade ein kleiner, flinker Mann mit Mausaugen ihn verließ, einer, der, wie Kong, die große Trommel aus Haifischhaut über die Schulter gehängt trug, das Abzeichen der Bader. Und er wußte, das war Herr Wu gewesen. Dr. Harrigan gab es zu und meinte, dieser Wu verstünde ja blitzwenig von der Baderkunst, aber er sei der Gatte einer wunderschönen Frau. Dabei blickte er gleichfalls verzückt gen Himmel und lächelte unschicklich. Kong ward vor Grimm und Demut ganz schwach und murmelte: „Von der Schönheit der Weiber redet die Gasse, aber die Tugend öffnet ihnen den Himmel!" Welchen Wahrspruch Herr Dr. Harrigan gleichfalls in den Fernöstlichen Diwan eintrug, unter das Kapitel „Trottel und Toren".

Kong fühlte: hier mußte rasch etwas geschehen! Gut denn! Wenn der Ewige beschlossen hatte, daß die Sitten der Ahnen für nichts gehalten werden sollten, wenn es seiner Weisheit gefiel, daß über das Land der Mitte der Geist einer neuen Zeit hereinbrach, indem es den Frauen erlaubt war, die Geschäfte zu führen und mit fremden Männern zu verkehren — hau! hau! (gut! gut!) — an ihm, dem Bader Kong, sollte es nicht fehlen. Er war ein Mann des Fortschritts, und niemand konnte von ihm erwarten, daß er aus purer Rückständigkeit auch nur ein Tael verliere.

„Lerne von deinen Feinden, sie wollen bestimmt ihr Bestes!" sagt der bereits zitierte Menzius, und Kong lernte von seinen Feinden. Richtiger von einem seiner Feinde, nämlich von dem Bader Wu. Nutzte dieser die Schönheit seiner Frau aus, um Kong die Kundschaft abzujagen, so wollte Kong ihn noch übertrumpfen. Klar war ihm hierbei allerdings, daß er seinen Zweck niemals würde erreichen können, wenn er Yoh-Ta-Ssan zur Teilhaberin der Firma machen würde. Ai, ai (nein), das ging nicht. Schmach, Schimpf und Zinsverlust wären die unausbleiblichen Folgen geworden. So kam Kong auf die geniale Idee, in den großen Häusern der Tatarenstadt das schönste Teemädchen zu mieten, herrlich anzukleiden und als seine Gattin zu den hohen Gönnern zu schicken, damit sie diesen den Bart schabe, die Kopfhaut rasiere, die zollangen Fingernägel pflege und ihre sonstigen Gebresten heile. Ja, das würde er tun, und vor allem würde er auf diese Weise in das Revier der Kunden Wus einbrechen und ihn daraus vertreiben.

In tiefer Dankbarkeit streute Kong an diesem Tage Weihrauch vor die Tafel der Ahnen, denen er sicherlich den glücklichen Einfall verdankte. Freude überglänzte ihn, und er schenkte seiner Gattin eine Japanperle. Sie flog ihm zwar sofort wieder an den Kopf, weil eine chinesische Dame, die etwas auf sich hält, keine Japanperlen trägt, und weil das unvermutete Geschenk Frau Kong auf den Gedanken brachte, daß ihr Ehegemahl etwas auf dem Kerbholze habe. Und selbst wenn das nicht der Fall sein sollte, konnte eine drastische Bekundung der ehelichen Autorität nie schaden!

Kong aber charterte mit Glück ein reizendes Teemädchen, das aufgeweckt genug war, die ihm zugedachte neue und interessante Rolle sofort zu begreifen, und das — unendlich ist die Gnade der ewigen Götter! — über die eben erst von den Fremden eingeführte Kunst verfügte, mit blitzenden Instrumenten und pfirsichweichen Salben die Fingernägel zu bearbeiten, daß sie glänzten wie die Gefieder der heiligen Reiher.

Der Streich gelang. Wieder flossen die kupfernen Käsche und die silbernen Taels in Kongs große Beutel aus Haifischhaut, wo er seine Schätze verwahrte. Wieder leuchtete ihm die Huld des erhabenen Mandarinen. Wieder mehrte sich die Kundschaft und mit ihr der leichte Verdienst aus den Prozenten der Pfandhäuser. Kong, der seine Geschäfte in guter Hand wußte, legte sich auf die faule Haut, saß mit Freunden in Wirtshäusern, trank Reiswein, rauchte Opium und sprach über Politik. Er war glücklich wie nie zuvor, und als er hörte, daß Wu seine gesamte Kundschaft verloren und Bankerott gemacht hatte, zog er mit seinen Freunden, sechs Spielleuten und elf Katzen vor das Haus des zu Boden gesunkenen Konkurrenten und brachte ihm ein wüstes Ständchen. Zum Schlusse legte er ihm drei Kupferkäsche auf die Schwelle als Zehrpfennig auf den Weg in die Schlünde der Unterwelt.

Als er an jenem Abend trunken von Reiswein und befriedigter Rachsucht nach Hause kam, teilte ihm sein Gehilfe mit, der große Mandarin Fu-Yöng-Hsien habe geschickt und ihn sofort zu sich befohlen. Ein Eiszapfen fuhr durch die weinglühende Seele Kongs. Was in aller Welt konnte der Mächtige zu so später Stunde von ihm wollen? Rasch legte er sein Staatskleid an und machte sich auf den Weg.

„Ha, du trübes Ei!" fuhr ihn der Gewaltige an, als er, die Stirn auf den Fliesen, vor ihm lag, „du hast es gewagt, stinkender Wurm, mich zu betrügen!"

„Herr! So wahr die Sterne kommen und verschwinden, ich habe dich nicht betrogen!" lallte Kong, ohne noch zu wissen, was ihm vorgeworfen wurde.

„Klug wäre ich, wenn ich dir die lügnerische Zunge mit glühenden Messern aus dem Geifermaule schneiden ließe, du Abschaum", zürnte der Mandarin und klatschte in die Hände. Und alsobald traten ein: Yoh-Ta-Ssan, Herr Wu, der Gehilfe Kongs und das schöne Teemädchen, alle von grimmigen Kerlen mit blanken Schwertern bewacht.

„Nun sprich, elender Aussatz — welches von beiden Weibern ist das deine?" fragte Fu-Yöng-Hsien. Mit einem wahren Hechtsprung, den man ihrer Korpulenz niemals zugetraut hätte, schnellte sich Yoh-Ta-Ssan vor.

„Ich, erhabener Gebieter," schrie sie, „ich trage das Unglück, dieses Lumpen Frau zu sein! Jei, jei!" Und sie riß sich heulend ein paar Haare aus und verlor darüber die ganze Perücke. Dabei trat sie dem immer noch knienden Kong heftig auf die ausgestreckten Hände.

Der Gehilfe bezeugte, daß der dicke, häßliche Satan des Baders Weib war, und die liebliche Teeblume, die der Mandarin, soweit seine Würde und der Ernst des Augenblicks es gestatteten, mit galanten Augen betrachtet hatte, gestand den Schwindel ein, zu dem Kong sie überredet hatte. Und schließlich kam es an den Tag, daß Herr Wu es war, der den argen Streich entdeckt und zur Anzeige gebracht hatte. „Pfui über den Schamlosen!" bellte er und warf Kong die drei Kupferkäsche auf die Glatze.

„Ewig ist die Weisheit der Götter", bemerkte der Mandarin, „und unendlich die Milde, die sie in mein Herz träufeln!" Er hob beide Hände, an deren Fingern die von der Teeblume geschliffenen Fingernägel glänzten. „Nichts hindert mich, diesen Hund ohne Vater und Mutter in sechzehn Stücke schneiden zu lassen" — Kong wälzte sich heulend — „aber ich weiß strengere und gerechtere Strafe für ihn. Sein Vermögen wird konfisziert; die eine Hälfte bekommt der von ihm so schimpflich geschädigte Wu nach Abzug der behördlichen Sporteln, Stempeln und sonstigen Gebühren, und die andere Hälfte bekommt dieses arme und liebliche Mädchen, das arglose Werkzeug des betrügerischen Kong. Und zwar abzugsfrei. Kong selber aber wird seiner Gattin ausgeliefert. Sollte er den morgigen Tag noch erleben, so wird er meinem Sekretär die Pfandhäuser benennen, in denen er sein Geld wucherisch angelegt hat. Geht jetzt und jubelt über den Sieg der Gerechtigkeit!"

Kong erlebte zwar den morgigen Tag, aber er hatte wenig davon. Keine Bastonade, keine Prügelung mit bleikugelbeschwerten Riemen hätte ihn so zurichten können, wie es Yoh-Ta-Ssan mit ihren zehn Fingern vermocht hatte. Die ganze Nacht hatten die Nachbarn in der Straße der Hasen auf das Wehgeheul gelauscht, und mancher Ehemann, dessen Lebenswandel zu Klagen hätte Anlaß geben können, fand sich auf den rechten Weg zurück.

Der unglückliche Bader verließ die Stadt, nachdem er offenbart hatte, welche Pfandhäuser sein Geld ausliehen. Was er verschwieg, war die Tatsache, daß er nennenswerte Summen in den Haifischbeuteln zu Hause verwahrte. Mit diesem Gelde eröffnete er in San Franzisko einen Rasiersalon.

Die liebliche Teeblume heiratete den Gehilfen Kongs, der sich wiederum mit Wu zusammentat. Ihre Geschäfte sind unter der Huld des Mandarinen Fu-Yöng-Hsien vom Glück begünstigt.

„Tausend Gedanken birgt des Menschen Kopf — aber ein Windhauch im Lenz macht sie zuschanden!" Oft und oft dachte Kong in der Fremde an diesen weisesten Spruch des weisen Menzius.

FASCHINGS-KOSTÜME





HERZDAME. Trude Hesterberg in erdbeerfarbenem Pannekleid mit weitem gekrausten Rock und blusiger Taille mit aufgenähten roten Stoffherzen. Dazu durch schwarze Samtrondells geschmückte Puffärmel; im Haar ein Perlenkamm. (Phot. A. Binder, Berlin.)

Links nebenstehend: DAS FASCHINGSTANZPAAR. Charlotte Ander, Berlin, in Volantrock aus rot abschattierter Seide mit dunkelroten Samtbändern und Schneppentaille in gleichen Farbabstufungen; Harald Paulsen in weitem blau-weiß karierten Beinkleid mit dunkelbrauner, schwarz abgesetzter Jacke und hellblauem Panne-Zylinder. (Phot. A. Binder, Berlin.)







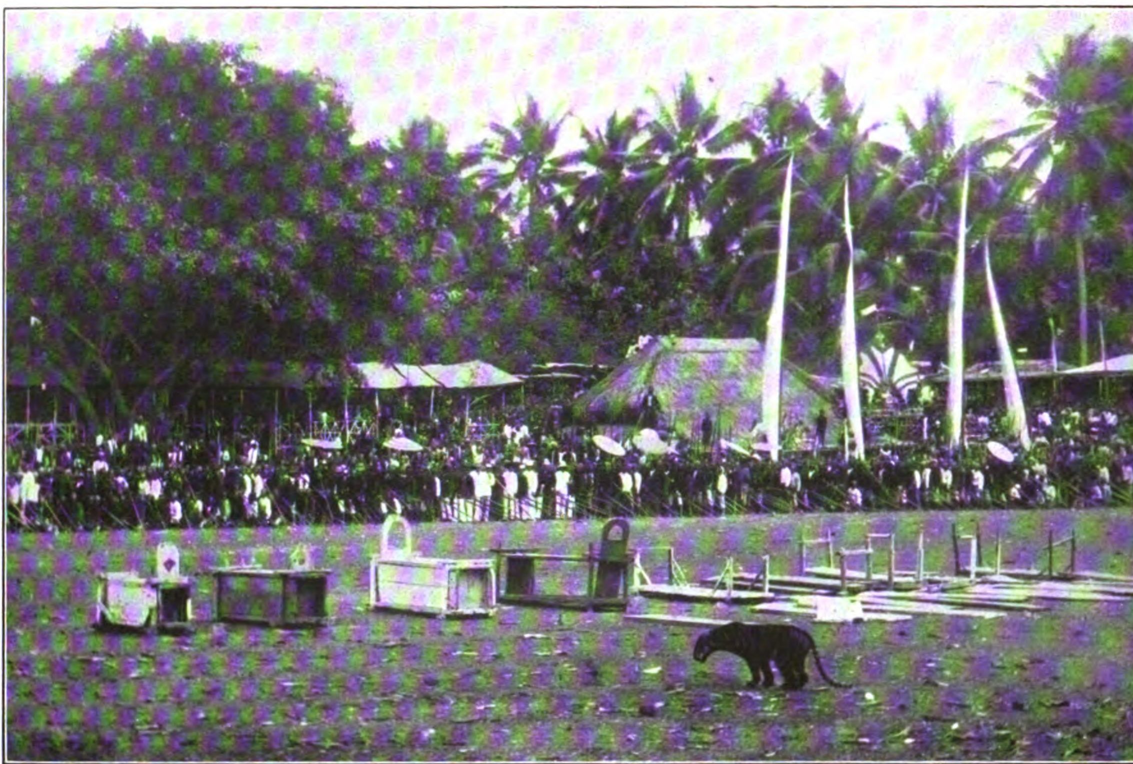
SPANIERIN. (Hedy Pfundmayer von der Wiener Staatsoper.) Aus einer schwarz-rot-rosa Volantkrinoline strebt die in rosa Samt gehüllte Taille mit dem rüschenbesetzten dunkelroten Samtbolero wirkungsvoll hervor. Dazu schwarzer Filzhut über rotseidenem Kopftuch und Filigransterne als Ohrringe. (Phot. Edith Glogau, Wien, durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.)

SCHMETTERLINGSKOSTÜM. Bemaltes Kleid aus weißem Crêpe Satin mit rotem Velours-Chiffon in Schmetterlingsform. Dazu durchsichtiger silberner Spitzenkopfschmuck und weiße Perücke. (Phot. A. Binder, Berlin.)

Mitte: ALTDEUTSCHER PAGE. Annitta Dorfner, Wien, in violettem Samtkostüm mit kurzen gleichfarbenen Seidenhöschen. Die Jacke mit der kleinen weißen Halskrause zeigt gepreßte stilisierte Motive. (Phot. Kitty Hoffmann, Wien, durch Claire Patek.)

(Vgl. hierzu den Beitrag „Faschingskostüme" in der Rubrik „Wissen und Leben" auf S. 97.)

FILMAUFNAHMEN AM SULTANSHOFE

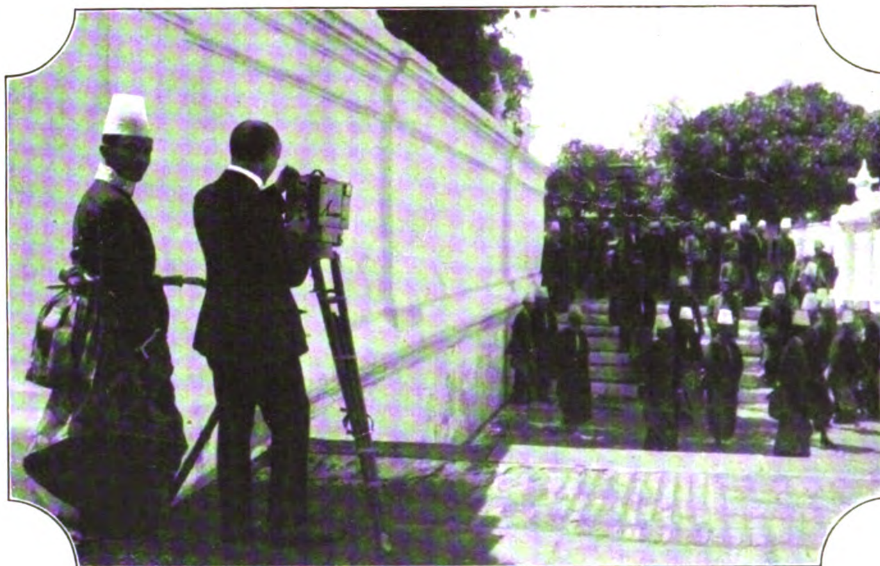


Szene aus einer Lanzenkampf-Veranstaltung mit Königstigern: Das eben aus einem der Käfige in der Mitte entlassene, verdutzte Tier in der Arena.

Die mohammedanische Religion, deren fanatische Anhänger die Malaien und Javaner sind, verbietet die Herstellung von Bildern des Menschen. Infolgedessen ist es auf ganz Java sehr schwierig, in manchen Gegenden vollständig unmöglich, Filmaufnahmen der Bevölkerung zu machen, da alles, was in den Bereich der Kamera zu kommen glaubt, panikartig flieht oder das Gesicht verdeckt.

Nun war mir aber durch intensive Bemühungen des holländischen Regierungspräsidenten gestattet worden, zum kommenden großen Taun-Baroe-Fest Aufnahmen zu machen. Machte ich nun von dieser Erlaubnis des allmächtigen Sultans Gebrauch, so würde niemand wagen, mich zu hindern, ja, ich könnte ungehindert sogar den Harem des Sultans aufnehmen oder die Serimpis, die berühmten Bajaderen des gewaltigen Herrschers.

Der Morgen des Festes kam. Morgenbad in der Kamar mandi, dann begann eine Tätigkeit, die in Anbetracht der geographischen Lage, direkt unter dem Äquator, stark paradox genannt werden mußte, das Anlegen eines richtiggehenden schwarzen Fracks. Zum Überfluß mußten wir noch auf die Benutzung unserer unentbehrlichen Tropenhelme verzichten, da die Hofetikette das Erscheinen mit bloßem Kopf verlangt. In wenigen Minuten war mit dem Auto die endlose äußere Mauer des Kraton, des Sultanspalastes, erreicht, eines ganzen Stadtteiles, in dem über dreißigtausend Menschen, Gefolgsleute des Sultans, wohnen. Durch ein weites Tor, durch eine zweite Mauer, dann kommen wir über den ungeheuren Alon Alon, einen freien Platz, in dessen Mitte sich die üblichen beiden Tamarindenbäume erheben, zu ihrer Rechten die riesige Moschee, geradeaus die Tausenden von Menschen Raum gewährende äußere Audienzhalle, der Pendoppo, dessen schneeweiße Säulen und heller Fliesenbelag in der Morgensonne glänzen. Auf dem weiten Alon Alon herrscht bereits reges Leben. Modern uniformierte Truppen treten ein und nehmen längs des quer über den Platz führenden Weges Aufstellung, auf dem der holländische Resident kommen muß.



Der Filmoperateur bei der Arbeit. Neben ihm sein javanischer Mentor.

Ich selbst begebe mich mit meinem künstlerischen Personal zur „Hauptwache“, einem kleinen Gebäude mit einer überdachten Terrasse, das während des ganzen Jahres der äußeren Palastwache zum Aufenthalt dient. Von dieser Terrasse aus kann der Apparat, über die sich bereits sammelnde Menschenmenge hinweg, auf das Paradefeld, den Alon Alon, sehen sowie in den großen, nur etwa zwanzig Meter entfernten Pendoppo. In dessen endlosen Säulenhallen sammeln sich jetzt die unteren Hofbeamten und der javanische Adel, in prächtige Sarongs gehüllt, auf dem Kopfe einen weißen, leicht konisch zugespitzten Fes. In tiefem zeremoniellen Schweigen nehmen sie auf langen Matten zu beiden Seiten der Riesenhalle Platz — natürlich in der üblichen javanischen Kauerstellung.

Die Zeit vergeht — schon ordnen sich die einzelnen Truppenkörper zu Karrees und zu langen spalierbildenden Reihen quer über den Alon Alon und längs des ganzen Pendoppo. Der Raum vor der Hauptwache, wo die Salutgeschütze stehen, wird von der Masse des Volkes geräumt.

Eine Bewegung geht durch die endlosen Reihen der Truppen, dann steht alles regungslos. Ein dröhnender Schlag — das erste Geschütz beginnt den Salut des Residenten zu feuern, ein zweites, ein drittes folgt, am jenseitigen Eingang des Alon Alon wird die in der Morgensonne strahlende Prunkkarosse des Residenten sichtbar, deren breite Kristallscheiben das altertümliche Fahrzeug wie von Feuer umglüht erscheinen lassen.

Gleichzeitig bewegt sich vom inneren Palast her ein prunkvoller, in allen Farben glänzender Zug durch den Pendoppo zur vorderen Stufenreihe, an der die Kutsche des Residenten und ihre berittene Leibgarde halten muß. Es ist der Reichsverweser mit seinem Gefolge, der eilt, den Residenten im Namen des Sultans willkommen zu heißen und in das Innere des Kraton zu begleiten.

Der Resident steigt aus — einige Mitglieder der kleinen europäischen Kolonie schließen sich an, auf den Treppenstufen endlose Verbeugungen und Zeremonien, dann bewegt sich der lange Zug durch die Reihen der im Pendoppo versammelten Javaner zurück in den Palast.

Schöne Bilder für den Apparat, aber, abgesehen von den seltsam gekleideten Javanern im Pendoppo, zu sehr als europäische Parade anmutend. Ein junger vornehmer Javaner, offenbar ein höherer Hofbeamter, teilte uns nun mit, daß ihm von Tuwan Sultan der äußerst ehrenvolle Auftrag geworden sei, die „hohen Herrschaften“ durch den Palast zu geleiten. So ging es eilig dem märchenhaft geheimnisvollen Innern des Kraton entgegen. Zwischen dem äußeren Pendoppo und den dahinterliegenden Gebäuden zog sich ein breiter Weg, an der inneren Seite von einer hohen weißen Mauer abgeschlossen. In der Mitte führte zu deren Höhe eine mächtige, breite Freitreppe empor, die rechts und links von riesigen gußeisernen Geschützen flankiert war.

Auf der Höhe der Terrasse, die von jener weißen Mauer getragen wurde, bot sich ein geradezu märchenhaft schönes orientalisches Bild. Ein freier Platz, vom grünen Laub der Tamarinden überwölbt. In der Mitte ein zweiter Pendoppo — aus kunstvoll bearbeitetem Holzwerk. Am hinteren Ende erstreckte sich eine mit Kacheln belegte Estrade, auf der sich ein reichgeschnitzter und vergoldeter Pavillon befand, vor diesem eine kleine Plattform, mit den kostbarsten Teppichen bedeckt, auf denen sich die reichvergoldeten Sessel des





Links: Javanisches Militär beim Parademarsch im Ballettschritt. — Rechts: Der Hofstaat eines Prinzen mit dessen Abzeichen der Fürstenwürde, darunter Betelnußschale und Klewang (javanisches Schwert).



Das Fräulein aus der Stadt. Gemälde von Ernst Lübbert.

Sultans und des Residenten erhoben. Zur Linken des Pendoppo befand sich in einiger Entfernung eine langgestreckte niedere Säulenhalle, aus der von Zeit zu Zeit ein leises metallisches Klingen herüberdrang. Mehrere Gruppen bunt gekleideter Javaner, und zwischen ihnen standen — lagen — hingen die seltsamen Metallgegenstände, aus denen der Gamelang, das Nationalinstrument des Javaners, besteht. In der Mitte als Hauptstück ein reichvergoldetes, mit Drachenkopfschnitzereien verziertes Gestell von weit über Manneshöhe. Von dessen oberen Querbalken hingen ungeheuere Gongs herab. Jedes der Ungetüme hatte sicherlich ein Gewicht von einigen Zentnern, und der Klöppel, mit dem die Bronzemassen zum Tönen gebracht wurden, erforderte zur Handhabung einen kräftigen Mann.

Zwischen den Massen der bronzenen Becken, Platten, Tafeln und Gongs sah man lange Flöten und bizarr gestaltete Streichinstrumente. Vorläufig schwieg der Gamelang, da der Sultan mit seinen Gästen in das Innere des Palastes gezogen war.

Rings um die mittlere Halle hatte sich die Leibgarde des Sultans aufgestellt, in Trachten, wie sie das Auge des Reisenden und Forschers heute im ganzen weiten Asien nicht mehr findet. Lanzenkämpfer mit altertümlichen, vergifteten Lanzen, Leute, die noch vor wenigen Jahrzehnten an solchen Festtagen auf dem Alon Alon Kämpfe mit Königstigern veranstalteten, Schwertkämpfer mit langen haarscharfen Klewangs, vor allem aber die Bogenschützen, die außerordentlich farbenprächtig gekleidet waren.

Da die Festlichkeiten im Innern des Palastes ihren Anfang nahmen, eilten wir dorthin, um unsere Filmaufnahmen zu machen. Zunächst hielt ich Ausschau nach den Serimpis. Da bemerkte ich in einer Ecke des Pendoppo ein Funkeln und Gleißen. Unter ihrer Schar fand sich manches Gesicht, das als klassisch schön bezeichnet werden konnte. Wir bauten den Apparat auf. Die älteren Serimpis versuchten zwar, die jüngeren vor der Kamera zu schützen oder sie sorgfältig zu verdecken, aber vergeblich. Unser Apparat hatte bereits seine Schuldigkeit getan.

Fast sprungweise ging es dann hierhin und dorthin, hier wurde ein Salutschießen aufgenommen, dort irgendeine Zeremonie des Sultans oder der Prinzen.

Jetzt nahte der Zug der Opfergaben, die der Sultan in die Moschee schickte, ungeheure Mengen Reis, künstlerisch mit Blumen verziert, und andere Lebensmittel. Schnell in den mittleren Pendoppo. Der Sultan würde mit seinem ganzen Hofstaat gleich dorthin aufbrechen. In diesen mittleren Hof führte eine breite Treppe, die sich nach zwei Seiten gabelte, zu der Fläche empor, wo sich der Pendoppo erhob, und auf dem einen Ausgangspunkt der Treppe faßten wir Posto. Bald bewegte sich dann auch der Zug der javanischen Hofbeamten wie eine gleißende Schlange die Treppe hinab, und der Sultan erschien, überragt von einem dreifachen, vergoldeten Schirm, hinter ihm seine weibliche Begleitung, seine Attribute tragend, einen goldenen Speer, einen Bogen, eine Betelnußschale usw., alles aus schwerem Golde gearbeitet. Auch hier konnten wir wieder ein ausgezeichnetes Bild des Sultans bekommen. Schließlich gab der Sultan das Zeichen zum Aufbruch, das Fest war vorüber, und wir gingen mit unserer reichen photographischen Ausbeute heim.

H. K. Heiland.

DER STIERKÄMPFER

SKIZZE VON HANS BETHGE

Das besuchteste Varieté in Barcelona ist das alte Varieté Eden. Eine Zeitlang tanzte dort jeden Abend Mercedes, eine Sevillanerin, blaß und schön wie der Mond. Sie trat immer in Schwarz auf, in einem großen schwarzseidenen Umhangtuch, das mit roten Blumen bestickt war. Viele waren in sie vernarrt. Am meisten liebte sie ein alternder Torero. Er kam jeden Abend in das Theater, starrte sie wie entgeistert an, wenn sie tanzte, und setzte sich dann hinten in den Zuschauerraum, wohin auch die Artistinnen kamen, um dort mit ihren Freunden Erfrischungen zu nehmen. Dort blieb er den Abend über. Mercedes saß mit Bekannten an einem anderen Tisch; er ließ sein Auge nicht von ihr ab, das große, unglückliche, ergreifende Auge des alternden Torero. Ich habe ihn oft dort sitzen sehen; es war erschütternd, seine verzückten und zugleich verdüsterten Züge zu betrachten. Mercedes beachtete ihn nicht.

Jede Nacht stand er ihrem Hause gegenüber auf der Straße, starrte zu ihrem Fenster empor und schlich erst heim, wenn der Morgen graute. Ich kam fast allnächtlich durch jene Straße, aus einem Klub, der in der Nähe lag — immer stand er dort, den großen spanischen Mantel um die Schultern, auf dem Haupt den breitkrempigen Hut der Stierkämpfer, meist an das Haus gelehnt, das dem der Geliebten gegenüberlag, stumm hinaufblickend zu ihren Fenstern. Mitunter ging er auch langsam hin und her, rauchte eine Zigarette und sah mit verstörten Augen vor sich hin. Vorübergehende sah er nicht; er grüßte niemand, auch Freunde nicht. Er wurde immer müder und hagerer. Eines Nachts erschoß er sich auf der Schwelle ihres Hauses.

Als ich in jener Nacht von dem Klub nach Hause ging, war ein Auflauf von Menschen auf der Straße. Das eigentliche Geschehnis war schon vorüber. Den erregten Gesprächen der Leute entnahm ich, daß sich der Alte stehend, das Auge zu ihrem Fenster emporgerichtet, eine Kugel durch die Stirn gejagt hatte. Vor ihrem Hause war der Tumult am dichtesten. Mercedes stand in der Tür, blaß und aufrecht, mit blutrotem Mund, eine schwarze Mantille über dem Haar. Ihr Gesicht war reglos, fast steinern. Freunde sprachen auf sie ein, lebhaft gestikulierend. Sie schien ganz unberührt; ein paarmal schüttelte sie den Kopf ein wenig und sagte etwas. Ich konnte es nicht verstehen. Die Polizei zerstreute die Menge; ich sah noch, wie Mercedes starr aufgerichtet in ihrem Hause verschwand, dann ging ich.

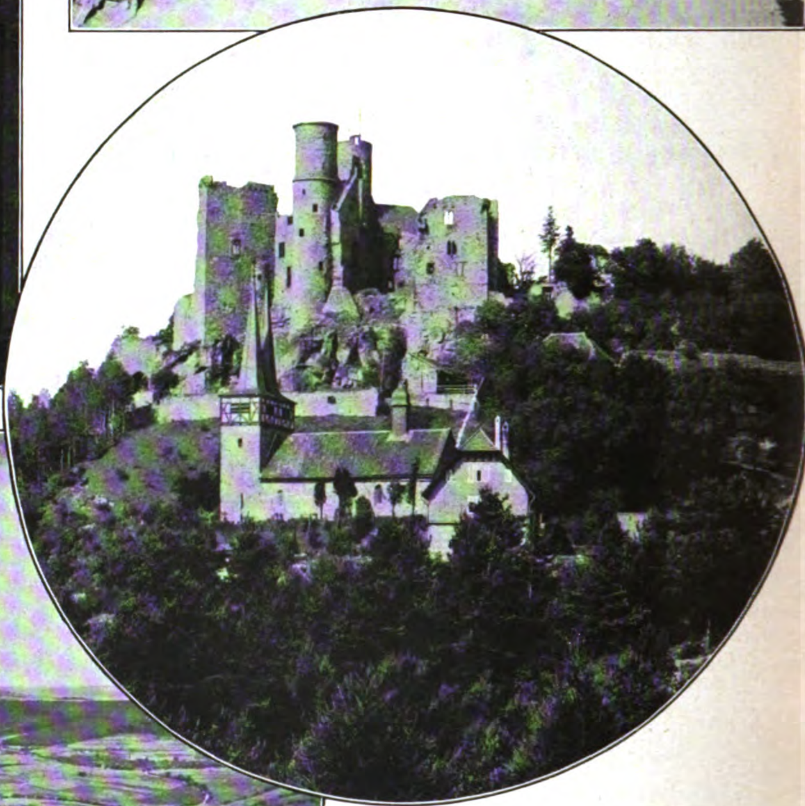
Ein Mensch hatte sich das Leben genommen aus Liebe — nichts weiter. Die nächsten Straßen ging es schon nichts mehr an. Dort saßen die Leute vor den Kaffeehäusern, lachten und plauderten, der Himmel war sternklar, ein feines Wehen ging durch die Wipfel der Platanen. — Am nächsten Abend saß ich im Varieté Eden. Mercedes tanzte hinreißend. Die Männer applaudierten wie toll, und sie nahm den Beifall mit dem gewohnten kühlen Lächeln entgegen. Nachher ging ich schlendernd durch die Straße, in der sich nachts zuvor ein Mensch aus Liebe eine Kugel in die Stirn gejagt hatte. Die Straße lag friedlich wie sonst im Mondschein der Sommernacht — nur der verliebte Alte lehnte nicht mehr an dem Haus.

Auf der Streife im Werra-Gebiet











Oben links:
Burg Normannstein bei Treffurt.

Oben rechts:
Eingang zur Kirche in Röhrda an der Netra.

Mitte links:
Rathaus in Wanfried.

Im Kreis:
Burg Hanstein bei Werleshausen.

Unten links:
Treffurt mit Adolfsburg.

Tarenteltanz

NOVELLE VON HANS PARLOW

(2. Fortsetzung.)

Dann machte sich ein leichtes Vibrieren und gleich darauf ein schwaches Nachobenstoßen des Halmes bemerkbar.

„Er protestiert gegen die Eingriffe in sein Familienleben", sagte Lope. Er war lebhaft geworden.

Die Stöße wurden stärker, hörten aber plötzlich auf.

„Er scheint angebissen zu haben!"

Vorsichtig zog er den Halm heraus.

„Angebissen" hatte etwas. Es war aber kein Skorpion.

Es war eine riesige Spinne. Ein wahres Ungetüm. Der Körper hatte die Form und den Umfang eines großen Taubeneies, war aber grau. Die acht Füße, vier an jeder Seite, waren dick, dunkelgrau und hatten Haare von derselben Farbe. Das ganze Tier mochte eine Männerhand breit sein, wenn es die Beine ausstreckte.

„Das ist kein Alacrán", erklärte ich.

„Das sehe ich."

„Ich habe nie eine so große Spinne gesehen."

„Ich auch nicht."

Er bog sich nieder und kitzelte sie mit dem Halm an dem hinteren Ende des Körpers. „Setz' dich in Bewegung. Man will dich gehen sehen."

Die Spinne lief beinahe so schnell wie eine Maus, kehrte aber sofort um und nahm die Richtung auf das Loch.

Lope trat ihr in den Weg. „Nein. Nachdem wir das Vergnügen gehabt haben, deine Bekanntschaft zu machen, wirst du uns erst deine Kunststücke vormachen, bevor du dich empfiehlst. Geh noch einmal. Oder springe, wenn du kannst. Nachher werden wir sehen."

Er kitzelte sie wieder.

Jetzt kam etwas Außerordentliches. Bei dem Gehen hatte die Spinne die Füße bewegt wie jede andere Spinne. Unmittelbar darauf aber, nachdem Lope das gesagt und sie wieder mit dem Halm berührt hatte, zog sie die acht Füße unter dem Körper zusammen, so daß nur das große graue Taubenei sichtbar blieb.

Und dann sprang sie wirklich. Die acht Füße schnellten weit nach allen Seiten auseinander und bildeten einen Stern.

Wir waren so überrascht, daß wir zurücksprangen.

Lope war entzückt. „Wie graziös!"

„Ich habe nie eine Spinne springen sehen", bemerkte ich.

„Ich auch nicht."

„Sie scheint spanisch zu verstehen, weil sie sofort reagiert hat, als du ihr sagtest, daß sie springen soll!"

„Daraus folgt, daß in Spanien sogar die Spinnen Verstand haben oder sich als Spanierinnen fühlen." Er kitzelte das Tier wieder mit dem Halm. „Wiederhole!"

Sie sprang und sprang. Der erste Sprung war eine Handbreit weit und ebenso hoch gewesen. Aber mit der zunehmenden Erregung des Tieres wurden die Sprünge jedesmal weiter und höher.

Lope berührte sie wieder. Diesmal war es ein Schlag mit dem Halm gewesen.

Die Spinne kehrte sich schnell um und sprang mehr als einen Fuß hoch, ihm auf die Hand.

„Bicho asqueroso!" — „Ekelhaftes Biest!"

Er schüttelte das Tier ab und zermalmte es unter dem Absatz.

„Glückliche Reise!"

Auf dem Boden war nur ein widerlicher grauer Brei übriggeblieben.

Er feuchtete mit den Lippen das Taschentuch an und rieb die Stelle auf der Hand, an der die Spinne gesessen hatte.

*

Während des Hinabsteigens spie er wieder nach den Spinnen-Nestern, denen wir unterwegs abermals begegneten. Plötzlich blieb er stehen und besah die rechte Hand, auf der das Tier gesessen hatte.

„Was gibt es?" fragte ich.

„Ich habe die Empfindung, als wenn das Biest noch immer auf der Hand säße."

Lope feuchtete das Taschentuch wieder an und rieb die Stelle ab. „Höre. Von der Spinne kannst du heute abend erzählen. Es war ein Abenteuer. Aber nicht, daß sie auf der Hand hier gesessen hat."

Als wir unter den Alhambrabäumen angekommen waren, wusch er sich die Hand gründlich in einer der Wasserrinnen, die an beiden Seiten des Weges rauschend nach unten strömen.

Lope wußte nichts von Terzen, Hochquarten und Tiefquarten. Trotzdem hatte er die Gewohnheit gewesener Couleurstudenten, während des Gehens mit seinem Stock fortwährend Lufthiebe zu schlagen.

Als wir unten in Granada waren, wurden die Lufthiebe zahlreicher und mit so großer Energie ausgeführt, daß er mich einmal beinahe getroffen hätte, so daß ich es vorzog, links von ihm zu gehen.

„Das Tier hat mich nervös gemacht", entschuldigte er sich. „Ich habe das Gefühl, daß es mir nicht mehr auf der Hand sitzt, sondern in ihr."

Auf das letztere war nichts zu geben. Daß er nervös war, wußte ich. Nervös sind viele Spanier stets, wenn sie an Stelle ihrer Indolenz etwas anderes setzen wollen.

Fortan hielt er die Hand mit dem Stock still. Aber einigemal drückte er die Rechte mit der Linken. Jetzt faßte er auch an das Handgelenk. Er tat es in kurzen Zwischenpausen immer wieder. Schon seit Minuten sprach er nicht mehr.

„Was gibt es?" erkundigte ich mich.

„Nichts." Er drückte wieder das Handgelenk. „Infolge der Bewegungen mit dem Stock scheint etwas mit den Sehnen hier vorgegangen zu sein."

Die Erklärung konnte man gelten lassen. Der ungeübte junge Herr war auch an die kleinen Heldentaten, die er mit dem Spazierstock ausgeführt hatte, nicht gewöhnt.

Als wir uns vor seiner Wohnung trennten, drückte er auch den Unterarm und faßte nach oben an das Ellbogengelenk.

„Aus derselben Ursache", sagte er, ohne daß ich gefragt hatte.

„Schmerzt es?"

„Es belästigt."

„Denke an heute abend. Dann wird es nicht mehr belästigen. Jetzt in das Bad."

Er betrachtete wieder seine Hand. „Ich wünschte, sie wäre auf deine Hand gesprungen!"

„Gut. Das nächstemal, wenn wir wieder nach oben gehen."

„Wenn die Exkursion von heute keine Wirkung hat, schlage ich dich tot."

„Soviel du willst."

„Ich fühle mich unrein."

„Also in das Bad!"

Er wollte mir die rechte Hand geben, faßte aber wieder an das Handgelenk und gleich darauf an den Ellbogen. „Ja, unrein. Besser gesagt, ich fühle — ich weiß nicht, was ich fühle."

Er wollte mir die Linke geben. Ich nahm seine Rechte. „Mach' dich nicht zum Narren. Auf Wiedersehen heute abend. Komm nicht zu spät."

„Sag' ihr nicht, daß ich die Spinne auf der Hand gehabt habe!"

„Beruhige dich!"

„Sage es keinem Menschen!"

„Keinem einzigen."

„Hier machen sie aus einer Spinne eine Natter."

„Auf Wiedersehen!"

Er drückte noch einmal Hand- und Armgelenk und schied mit einem Blick, dessen Ausdruck und Glanz zu der geringen Wichtigkeit der Worte nicht im Verhältnis zu stehen schienen.

Die linke Hand an dem Ellbogengelenk behaltend, verschwand er.

*

Die Wohnung der Herrschaften, die heute zum Tanz eingeladen hatten, befand sich in einem Palais, das in einer der wenigen breiten und langen Straßen Granadas lag. Im Oberstock befanden sich die Empfangsräume, zwei dreifenstrige Säle und zwei zu je zwei Fenstern. Alle vier hingen zusammen, und die Flügeltüren, die aus dem einen Saal in den andern führten, waren weit geöffnet. Die zehn Balkone, die auf die Straße gingen, waren geschlossen und die Vorhänge vorgezogen, damit die Straße nicht hineinsehen konnte. Da aber heute ganz Granada hier beisammen war, die andalusische Sommerhitze sich nicht zu sehr geltend machen und Frische und Ozon einziehen sollten, waren die Balkone der übrigen, kleineren Gesellschaftsräume, die parallel mit den größeren an der inneren Seite des Oberstockes lagen, geöffnet. Diese Hinterzimmer führten auf einen Garten, der zu dem Palais gehörte. In ihm gab es hohe Palmen, Eukalypten und Platanen, unter denen einige Springbrunnen plätscherten, und Beete von blühenden Rosen und Nelken jeder Art und Farbe.

Als ich ankam, hielten sich die Señora und der Caballero des Hauses noch an der Tür des der Treppe zunächstliegenden Zimmers auf, um die Ankommenden zu begrüßen. Dabei konnte ich bemerken, daß das Paar mich schon bei meinem Erscheinen und auch nachher beim Handgeben und Austausch der üblichen Phrasen ernst und aufmerksam ansah, als wenn heute etwas ganz Besonderes an mir zu beobachten wäre.

Aber auch die zunächststehenden Gruppen hatten das Gespräch abgebrochen und bedachten mich mit derselben Aufmerksamkeit wie Señora und Caballero.

Eine gewisse, nicht immer geringe Aufmerksamkeit erregt jeder Ausländer, der einen spanischen Salon betritt, in den er zum erstenmal kommt. Es war aber schon lange her, daß ich die Salons von Granada betreten hatte, und in diesem hier war ich sehr oft und immer in Gesellschaft der gleichen Leute gewesen, die mir jetzt so einmütig ihr Interesse widmeten. Es war nicht anzunehmen, daß ich für Granada

auch jetzt noch eine Kuriosität und Sehenswürdigkeit war. Woher stammte aber dieser heutige Erfolg? War er positiv oder negativ? War etwas an meinem Frack in Unordnung? Saß meine Krawatte schief? Wenn ich mich doch im Spiegel hätte sehen können! Dort hing einer. Es wäre jedoch geschmacklos gewesen, wenn mein erster Schritt einem Spiegel gegolten hätte.

Weil zu spanischen Etikettebällen durchaus alles, was zu der Bekanntschaft der Einladenden gehört, eingeladen wird und werden muß, damit spätere Unannehmlichkeiten vermieden werden, so waren die Räume hier so gefüllt, daß man sich drängte und bequemer aufrecht stand, als wenn man saß, und erst recht wenig Platz war zum Tanzen geblieben. Von dem „Tanzen" hat ein spanischer Hausball mehr den Namen und die Theorie als die Praxis.

Aber die Señores und Señoritas haben gegen das Stehen, obgleich es ermüdet, doch nichts einzuwenden. Wenn in Spanien ein neues Kleid oder ein neuer Rock zum erstenmal angezogen wird, wendet man darauf den Theaterausdruck extreno an. Das ist die Erstaufführung eines Stückes, das Debüt. Man glaubt aber, daß man das Debüt des Schnittes, der Mode und der gewählten Farben, alles in Zusammenwirkung mit dem Körper, wirkungsvoller machen kann, wenn man steht, als wenn man sitzt. Die Spanierinnen sind Künstlerinnen, wenn sie sitzen, aber noch größere, wenn sie stehen. Ihr Angeborenes, die Anmut, die nicht gering ist, und das Einstudierte, das ebenfalls nicht gering ist, vereinigen sich in ihnen zu einem Ganzen, von dem Ausländer nur mit Schwierigkeit erkennen, wo das eine anfängt und das andere aufhört.

Ausgenommen, daß die Jugend beider Geschlechter sich auf diesen spanischen Gesellschaften so viel und aus so großer Nähe betrachten kann, wie es ihr beliebt, ist für andere sinnliche Freuden in demselben geringen Maße gesorgt, wie sie beansprucht werden. Der Nordländer, zumal der Deutsche, würde behaupten, daß hier alles auf das Verhungern und Verdursten eingerichtet sei. Denn ein spanischer Hausball oder eine Gesellschaft ist das Billigste, was es gibt. Auch einfache und wenig wohlhabende Familien können jeden Abend einen solchen Ball geben, ohne fürchten zu müssen, sich zugrunde zu richten. Erst gegen Mitternacht wird Fruchteis serviert, Limonade, Tee, manchmal Mandelmilch. Alles begleitet von Konfitüren, gezuckerten Früchten und dergleichen.

Der Hauptgenuß für jede und jeden besteht also in der Freude an den Anwesenden und der an sich selber, die sich ergibt, wenn man sich mit den Anwesenden vergleicht. Denn es ist selbstverständlich, in Andalusien noch mehr als in dem übrigen Spanien, daß der Vergleich regelmäßig zum eigenen Vorteil ausfällt. Wer diese Bahn betritt, sieht sich bereits im Siegerkranz. Jede und jeder unterhält sich innerhalb seiner Gruppe, und es sieht so aus, als wenn sie ganz bei der Sache wären. Denn sie sprechen ohne Unterbrechung und sehen den, mit dem sie sprechen, an. Aber das Sprechen und Ansehen ist nur eine dünne spanische Wand, hinter der der bei weitem größere Genuß ihrer wartet. Das Dort ist für sie viel mehr wert als das Hier. Welch Hochgenuß, zu sehen und zu hören, was in den Nachbargruppen vorgeht und gesprochen wird! Medisance ist ein französischer Begriff und Ausdruck, der durch einen entsprechenden deutschen nicht wiedergegeben werden kann. Essen und Trinken gehören für uns Deutsche zu den bei jeder Gesellschaft unentbehrlichen Genüssen. Die Romanen ziehen die Medisance, die Bosheit feinsten Stils, vor.

Welches von beiden die goldene Medaille verdient, muß jeder mit seinem Gewissen oder Geschmack ausmachen.

*

Wenn es nur eine einzige Señorita gewesen wäre, die mich, als ich hereinkam, angesehen hätte und still geworden wäre, dann hätte ich das als persönliche Auszeichnung auffassen können. Die übrigen hätten es bemerkt, aber nicht mit Beifall, und es nachher die Erwartungsvolle in irgendeiner Weise entgelten lassen. Sie wäre daran nicht gestorben, hätte sich aber verteidigen müssen.

Diesmal aber tat es nicht eine allein, sondern alle. Sowohl die zunächststehenden Gruppen als auch die nächsten im zweiten Saal. Stand das eigentümliche Verhalten der Dame und des Herrn vom Hause in Beziehung zu den Blicken aus so vielen schwarzen und blauen Augen, die von drüben ein konzentrisches Feuer auf mich richteten? Der Ausdruck „Feuer" ist nicht ganz richtig. Wenn es ein „Feuer" gewesen, hätte ich es ebenfalls für eine Auszeichnung halten können. Es war aber kein solches. Es waren kalte, matte Kugeln oder Pfeile, die trafen, aber nicht verwundeten. Sie enthielten kein Gift, und ich empfand keinen Schmerz.

Wer die Wahl hat, hat die Qual.

Ich hatte die Pflicht, mich dort irgendwo anzuschließen, und ich mußte es sofort tun, damit mein Zögern nicht bemerkt und zu meinem Nachteil ausgelegt würde.

Die Qual bestand darin, daß ich eine ganze lange Front vor mir hatte, deren einzelne Bestandteile mir gesellschaftlich gleich nahestanden und jetzt alle dasselbe von mir erwarteten.

In einer Gruppe stand die verwitwete Marquesa de G., eine liebenswürdige Dame, die mir schon vieles vergeben hatte. Ich hatte seinerzeit aus Madrid einen Empfehlungsbrief an sie mitgebracht, und sie hatte in Granada so manches für mich getan. Sie war nicht mehr jung und nicht mehr schlank. Es war also kein Strohhalm, an den ich mich anklammern wollte. Als ich herankam, hatte sie mir die Seite zugedreht und sah über die Schulter meinem Besuch entgegen.

„Señora, ich bitte um Verzeihung."

„Warum?"

„Weil ich darüber unschlüssig war, wen ich zuerst begrüßen sollte."

„Die ‚Unschlüssigkeit' war Ihnen nicht anzusehen!"

„Trotzdem ist sie dagewesen!"

Die Marquesa winkte mit dem Fächer ab. „Die allgemeine Aufmerksamkeit hat sich heute aus anderen Gründen auf Sie gerichtet."

„Hat sie sich auf mich gerichtet gehabt?"

„Es galt nicht Ihrer Person."

„Konnte ihr auch nicht gelten. Niemals!"

„Machen Sie sich nicht immer lustig über uns!"

„Marquesa —"

Die Dame brachte ungeduldig mit einem kleinen Fußtritt die Ballschleppe in eine andere Lage. „Halten Sie den Mund. Wir wollen von Ihnen wissen, wo Sie heute nachmittag mit Lope gewesen sind, und was Sie mit ihm gemacht haben!"

Sie sah mich an und ich sie.

Bestand in dieser Frage die Lösung des Rätsels, daß die Anwesenden bei meinem Eintritt still geworden waren und auch jetzt noch nach mir sahen, so daß ich noch immer der Held war und den Mittelpunkt bildete? Die Lösung schien richtig zu sein. Die Señoritas in den Nachbargruppen machten gewisse Bewegungen, um unmerklich in Hörweite von uns zu kommen, hatten aber das Gesicht abgewandt, um das Näherkommen nicht auffällig werden zu lassen.

Ich schien befremdet auszusehen. Die Dame mußte wieder lachen.

„Wir sind auf der Silla del Moro gewesen, Señora."

„Das wurde gesagt. Es sind um jene Zeit einige im Hotel Siete Suelos oben in der Alhambra gewesen und haben Sie mit ihm gehen und zurückkommen sehen. Man hatte sich gefragt, wohin Sie mit ihm gingen. Einige meinten, vielleicht auf den Campo Santo. Andere, vielleicht auf die Silla del Moro!"

Ich wurde meinerseits ungeduldig. „Und dafür kann man sich interessieren?"

„Daß Sie mit ihm dort oben gewesen sind, glaube ich nicht. Wer steigt bei dieser Hitze auf die Silla? Und noch dazu Lope! Also, wo sind Sie mit ihm gewesen?"

Die Marquesa war nicht nur eine entzückende, sondern auch eine kluge Frau. Außerdem war sie aus Granada und stellte ihre schöne Vaterstadt über alle Städte der Welt. Aber daß man an einem warmen Nachmittag auf die Silla steigen könnte, kam ihr unwahrscheinlich vor. Das begriff sie nicht.

Ich wiederholte meine Aussage.

Sie stieß wieder nach der Schleppe. „Gut. Daß Sie dort hinaufgehen, wissen wir. Als es das erstemal geschah, haben wir es auch verstanden. Wir sagten, er ist Ausländer. Später wunderten wir uns. Wer sich das oben einmal angesehen hat, geht nicht mehr hinauf. Und noch dazu nicht bei solcher Hitze!"

Die Marquesa schien zu empfinden, daß sie noch etwas hinzufügen müsse, um mich zu entlarven.

„Lope ist in Bewegung. Keine von uns hat ihn jemals so angeregt gesehen!"

„Ist er schon hier?"

„Er steht dort drüben bei Maria. Sie hört ihm zu und lacht. Er lacht auch. Wo hat er das Lachen gelernt? Das Lachen und Sprechen? Hat er dort oben etwas zu sich genommen, ein Elixier? Ist er bezaubert?"

Ich hob mich etwas auf den Fußspitzen, um Lope zu sehen. Aber es waren zu viele zwischen ihm und mir.

„Bezaubert mag er sein", gab ich zu. „Wen bezaubert Maria nicht?"

„Es ist also wirklich nichts Besonderes vorgefallen?"

„Nicht das geringste."

Die Marquesa zuckte die Achseln. Dann drehte sie sich auf dem Absatz, fächerte sich und sprach zu einer anderen Dame. Das war das Zeichen, daß sie mich beurlaubte.

*

Ich ging zu anderen.

Gleich darauf wurde in dem anstoßenden Hauptsaal ein Walzer intoniert. Der Gastherr und seine Dame waren von der Tür verschwunden. Es wurde also niemand mehr erwartet, und der Tanz konnte anfangen.

In dem großen Saal stand in einer Ecke ein Flügel, hinter dem jemand Platz genommen hatte. Neben ihm standen zwei Mann mit Violinen und zwei andere mit Flöten. Es war ein ausgewähltes Quartett aus dem Orchester des Theaters „Isabel la Católica".

Nicht weit von mir bemerkte ich Lola, eine der Schwestern Marias. Sie ließ mich nicht aus den Augen und sah so aus, als wenn sie von mir noch mehr wissen wollte als die übrigen. Uns beiden konnte geholfen werden. Die wollte ich mir holen. Ich kam zu gleicher Zeit mit zwei anderen jungen Herren, die dasselbe beabsichtigten, bei ihr an. Die beiden Spanier verzichteten zugunsten des Ausländers sofort.

Junge Mädchen in Spanien tragen bei solchen Anlässen niemals Samt und Seide oder Geschmeide. Dafür schmücken sie sich um diese Jahreszeit mit lebenden Blumen. Lola trug rosa Mull und im Haar und an der linken Schulter dunkelrote Rosen.

(Fortsetzung folgt.)



Von der einst so stattlichen Kriegsflotte ist uns Deutschen wenig geblieben, und die besten Schiffe fehlen. Aber ein frischer Geist durchzieht wieder nach den schwarzen Tagen des Niederbruchs Leitung und Mannschaften unserer Marine. Und wie einst, rauschen von neuem Schiffe, einzeln oder im Geschwader, aus dem heimatlichen Hafen zu Übungsfahrten auf hoher See und Flottenbesuchen in Häfen fremder Völker. So lief im Sommer vorigen Jahres das Linienschiff „Hannover" des im Atlantischen Ozean kreuzenden deutschen Flottenverbandes den Hafen von Madeira, Funchal, an. Wie überall, bildete auch hier der Besuch eines deutschen Kriegsschiffes eine außerordentlich gern gesehene Abwechslung für die deutsche Kolonie, zumal ein solcher Besuch dem deutschen Ansehen bei der Bevölkerung sofort einen spürbaren Ruck nach aufwärts gibt. Leider war der Besuch des Linienschiffes durch die Ungunst des Wetters sehr beeinträchtigt. Wenn so die Mannschaft von den Schönheiten der Insel auch viele nicht gesehen hat, so konnte sie doch immerhin in den Straßen Funchals das stark pulsierende Leben unter heißer Sonne beobachten, deren Widerschein aus den Augen der Schönen wohl manchem zu Herzen drang. Auch versorgten sich viele mit lange entbehrten Leckerbissen. Die herzlichen Beziehungen zwischen Land und Schiff offenbarten sich deutlich bei dem Tee, zu dem der Kommandant des Linienschiffes, Kapitän zur See W. Tillessen, die Mitglieder der deutschen Kolonie eingeladen hatte. Außer ihnen waren noch eine ganze Anzahl Vertreter fremder Nationen an Bord. Eine vorzügliche Kapelle sorgte für die Unterhaltung. Es kamen besonders die tanzlustigen Damen auf ihre Kosten, da die Offiziere des Schiffes sich alle als unermüdliche Tänzer bewährten. Die Teilnehmer werden, als ihr Dampfboot im Lichte des Scheinwerfers Funchal wieder zufuhr, gern dieser Bordfestlichkeit gedacht haben.

Gäste an Bord: Bei Tee und Tanz.

Rechts: Am Felsenfort Ilheo bei Pontinha: Heimfahrt der Bordbesucher nach Funchal im Scheinwerferlicht der „Hannover".



Deutsche Flottenbesuche in Übersee.

DAS LINIENSCHIFF „HANNOVER" IM HAFEN VON FUNCHAL AUF MADEIRA.

MIT AQUARELLEN UND ZEICHNUNGEN VON MAX RÖMER.



Johann Erdmann Hummel, ein Berliner Biedermeiermaler 1769–1852.



Bleistiftstudie zu der „Schachpartie". Um 1818.
Von links nach rechts: Hans Christian Genelli, Aloys Hirt, Graf Ingenheim, Hummel, Bury, Graf Brandenburg.

Durch die Ausstellung von Werken Johann Erdmann Hummels in der Berliner Nationalgalerie ist ein Sonderling von berlinisch-biedermeierlichem Gepräge bekannt geworden. Seine Kunst ist, auch wo sie ganz originell scheint, durch und durch Geist jener spießbürgerlich-liebenswürdigen Haltung, die sich aus einer Zeit höchster politischer Erregung seltsam heraushob.

Hummels Lebenswerk gruppiert sich um seine Lehrtätigkeit von 1811 bis 1852. Auf der Berliner Akademie lehrte er architektonisches Zeichnen, freie Perspektive, Optik und geometrische Schattenkonstruktionen. Manch einer seiner zahlreichen Schüler hatte ihm Besinnung und solides Handwerk zu verdanken. Neben Künstlern genossen seinen Unterricht Zimmerleute, Tischler, Modelleure, prämiierte Gewerkschüler, Dekorationsmaler usw. Man findet überhaupt in Hummels Ideen viel von der Gesinnung unserer modernen Kunst- und Bauschulen, die auf handwerkliche Grundlage und Zusammenfassung aller werkschaffenden Kräfte hinzielt. Heute, in der Zeit des Kampfes gegen die Entartungserscheinung historizistisch-blutloser Ornamente des 19. Jahrhunderts und für die aus dem Zwang innerer Logik geborene reine Form, wird man Hummels Zielen Anerkennung nicht mehr versagen können.

Die Gemälde Hummels sind in der Hauptsache Anwendungen seiner Theorien. Mit zärtlicher Hingabe konstruiert er sie mittels mathematischer Hilfslinien. In seinen früheren Bildern — um 1815 — tritt bei romantischer Motivierung durch Betende, Pilger, Kapellen und Marienbilder eine völlige Unromantik des Empfindens zutage. Auch das bei Romantikern beliebte Mittel von Beleuchtungseffekten ist für Hummel nur dazu da, die Formen ganz unromantisch zu festigen und zu klären. In dem besten dieser Bilder, der „Kapelle" von 1816, dessen Konstruktion der Künstler in einem umfangreichen Brief an Goethe rechfertigen zu müssen glaubte, läßt ein belebender Rhythmus die Künstlichkeit des Aufbaues vergessen. In der „Schachpartie" sind Hummels Requisiten vollzählig aufgereiht. Zu den Mond-, Lampen- und Kerzenbeleuchtungen treten das Fenster und der Spiegel, zu den Schattenkonstruktionen die Spiegelungen. Bezeichnend für den Hummel jener Zeit ist auch sein Gemälde mit den beiden Frauen am Fenster. Etwas früher malte Kersting seine liebenswürdigen Interieurs, Menschen in behaglicher Stube, Mensch und Raum durch die anspruchslose Haltung der Personen und den Silberton der Stubenatmosphäre verbunden. Anders bei Hummel. Seine biedermeierlich-griechischen Frauen stehen, stillebenhaft gestellt, vor der Wand. Der Raum, gewissermaßen luftleer, raumlos, hat nur die Fensterwand für die Spiegelung herzugeben.

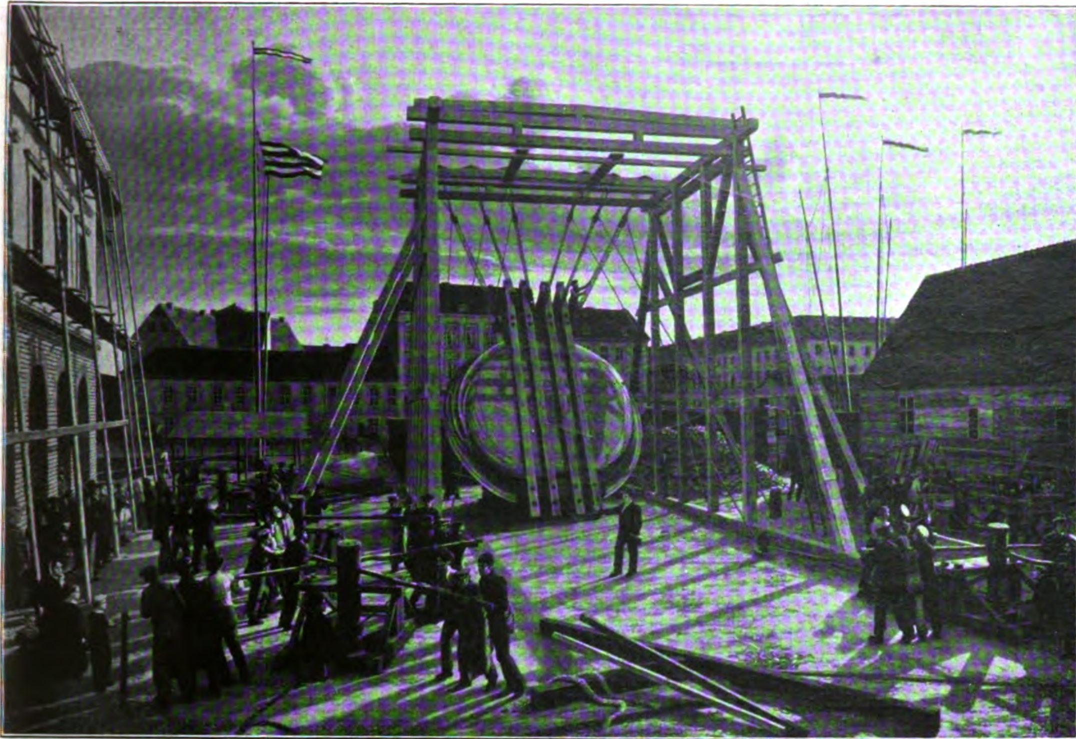
Hummel war um die 60 Jahre alt, als sein Stil seine reinste Ausprägung erfuhr. Er ist Altersstil, abgeklärt, beruhigt, ohne den Impuls jugendlichen Temperaments; er bedeutet Resignation. Es war eine Berliner Sensation, das Schleifen, der Transport und die Aufstellung der „Granitschale" vor Schinkels Altem Museum, das dem Meister damals Gelegenheit gab, ohne Sentiment, fast phantasielos, schrullig nüchtern an die Dinge hingegeben, in drei Gemälden das Schicksal des Granitfindlings zu erzählen. Immer beim Wesentlichen bleibend, berichtet er doch mit zärtlicher Liebe über jede Einzelheit. Der Beleuchtungsstücke überdrüssig, stellt Hummel jetzt seine Objekte in hellstes Tageslicht. Sein mathematisch versteiftes Empfinden duldet kein geistreichelndes Herumreden um die Sache. Unerbittliche Klarheit bis zur Erstarrung präzisiert die Formen, von den linealgeraden Baukörpern des Schlosses und des Domes bis zum Steinchen am Wege und — zum Menschen. An Stelle der Geschlossenheit älterer, klassizistisch geschulter Figurengruppierungen, wie z. B. bei der „Schachpartie", tritt jetzt eine Auseinanderstellung der farbig gekleideten Figuren, welche den Stadtprospekt perspektivisch beleben. In dem „Eckladen an der Schloßfreiheit in Berlin" reizt den Mathematiker Hummel der stereometrisch beziehungsreiche Blick vom Schloß an der diagonal gestellten Hausecke vorbei hinüber zum Zeughaus. Die Spiegelung von Dom und Museum in den Glasscheiben, der Frau und des Kindes im Wasser der Regenpfütze ist echt Hummelsche Schrulligkeit.

Zum Verständnis des Perspektiv-Hummel müssen wir uns jenes Lustgefühls erinnern, das die Logik mathematischer Konstruktionen auf den empfänglichen Menschen auszuüben vermag. „Kunst ist Mathematik." Dieser Ausspruch von Hummels französischem Zeitgenossen Ingres scheint geradezu für das Werk unseres Meisters zugeschnitten. Während Ingres, der freiere Geist, gefühlsmäßig die Grundlagen seiner Kunst in der Mathematik erkannte, führt Hummels Weg von der Mathematik zur Kunst. Die Mathematik, dort im geheimen webend, wird bei ihm zur Tyrannin. Das zweite, was in Hummels Werk Geltung hatte, die Hingabe an den Gegenstand, finden wir wieder bei Menzel, dessen reiche Palette berlinische Sachlichkeit im Sinne seiner Zeit ins Malerische hinüberführte.

Georg Hummel.



Aufstellung der Granitschale (vor dem Alten Museum in Berlin).







Oben links: Transport der Granitschale. Um 1830. Märkisches Museum, Berlin. — Oben rechts: Die Lampe am Fenster. Um 1825. Privatbesitz Halle a. S. — Mitte links: Eckladen an der Schloßfreiheit. 1828. Schloßmuseum Berlin. — Mitte rechts: Die Kapelle. 1817. Ölstudie zu dem größeren Gemälde (verschollen). Unten links: Bildnis der Tochter des Künstlers. Um 1833. Privatbesitz Erfurt. (Phot. E. Bissinger, Erfurt.) — Unten rechts: Landschaftskomposition mit Regenbogen. 1841. Privatbesitz Halle a. S.







SPINNEN UND SPINNENFEINDE

Daß Spinnen räuberische Tiere, also „Raubtiere" sind, ist allbekannt. Pflanzenfressende Spinnen gibt es nicht. Die einheimischen ernähren sich von allerlei Kleingetier, meist Insekten, die ihnen als Gliedertiere stammverwandt sind, verschmähen aber auch ihresgleichen nicht. Die Riesenspinnen der Tropen, unter denen es solche von 7 bis 8 cm Leibeslänge und mit Beinen von fast Bleistiftstärke gibt, greifen und verzehren auch größeres Getier. Man bezeichnet die größten unter den Spinnen als „Vogelspinnen". Bedenkt man aber, daß es sich gerade bei diesen um nächtlich am Boden umherschweifende Tiere handelt, daß sie ferner kein Fangnetz spinnen, so erscheint es ganz natürlich, daß der angebliche Vogelfang ins Reich der Fabel gehört. Das blutgierige und räuberische Wesen der Spinne läßt sie den Platz ausfüllen, der ihr von Natur aus zugewiesen ist als ein wichtiger Faktor für die Aufrechterhaltung des Gleichgewichts unter den Geschöpfen. Aber die Spinne hat Stärkere über sich. Ihr stellen Vögel, Eidechsen oder Frösche nach. Doch soll von ihnen hier nicht die Rede sein, vielmehr wollen wir nur die Spinnenfeinde unter den Insekten einer näheren Betrachtung unterziehen.

Unsere Hausspinnen werden durch eine zierliche Schlupfwespe kurz gehalten, die ihre Brut in deren Eierballen zur Entwicklung kommen läßt. In Nordamerika aber dringt ein absonderlich gebautes, ansehnliches Wespentier in die menschlichen Wohnungen ein, wo es kleine Spinnen jagt, die es als Larvenfutter in sein Nest trägt.

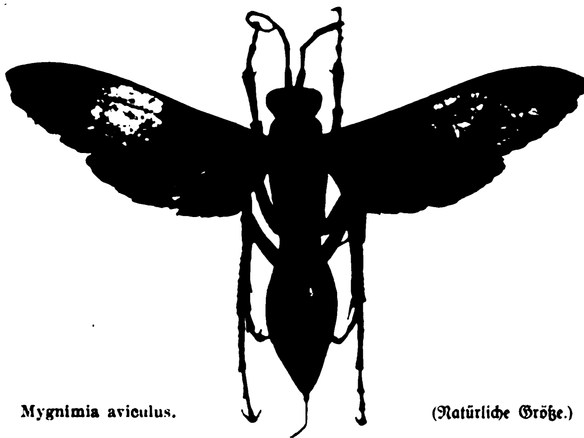
Welches Insekt wagt sich aber sogar an eine jener fürchterlichen Vogelspinnen? Nun, es gibt deren eine ganze Menge, wie es auch eine große Anzahl sogenannter Vogelspinnen gibt. Ein solcher Spinnenjäger ist die in Brasilien lebende Wegwespe Pepsis plutus, mit tiefdunklem, blauschimmerndem Leib, goldener Behaarung und bräunlichen Flügeln. Ein anderer „Spinnentöter", Mygnimia aviculus, schwarzleibig, mit schwarzen Flügeln, die violetten Glanz zeigen, und die ein silberner Fleck ziert, lebt auf Java. Unsere Abbildung zeigt den mächtigen Stachel, der hier, um gut sichtbar zu sein, etwas seitlich geknickt und dabei in seine beiden Hälften aufgespalten ist. Sie greifen indes niemals Menschen oder größere Tiere an. Fänger solcher Insekten, die versehentlich einen Stich abbekamen, empfanden nur einen brennenden Schmerz, der bald verging und keine nachteilige Folgen zurückließ. Eine Vogelspinne wird aber durch solchen Stich augenblicklich niedergestreckt, allerdings nur gelähmt, nicht getötet. Der Name „Spinnentöter" ist also falsch.

Da die Vogelspinne tagsüber sich unter allerlei Genist und Gekräut, unter Gestrüpp und Steinen oder in einer selbstgegrabenen kurzen Erdhöhle verborgen hält, ist die ihr nachstellende Wespe genötigt, in diese Schlupfwinkel einzudringen. Der Kampf der beiden Tiere miteinander, frei von jeder Deckung, ist schon mehrfach beobachtet worden. Die Spinne, einmal ins Freie gejagt, läßt nichts unversucht, ihr Leben zu retten, aber alles nur in Form von Verteidigung. Einen günstigen Augenblick erspähend, stürzt sich die Wespe mit ungewohnter Schnelligkeit auf ihr Opfer und bringt ihr einen oder mehrere Stiche in die Bauchseite bei. Die Spinne gerät ins Zittern und sinkt fast gleichzeitig wie leblos in sich zusammen.

Hierauf packt die Wespe mit ihren Kiefern die Spinne an einem Bein und schleift sie, rückwärts gehend, nach einer Stelle, die sich zum Vergraben eignet. Letzteres geschieht entweder in der ehemaligen Wohnhöhle der Spinne oder in einer Höhle, die von der Wespe ausgescharrt wurde. Die Spinne wird sorgfältig mit angelegten Beinen und in Bauchlage verstaut. Dann legt die Wespe ihr Ei an die Spinne und verläßt und verschließt die Höhle. Die Spinne ist damit zu einer Art lebender Konserve geworden, an der die bald auskriechende Larve des Feindes saugt. 5 bis 6 Tage dauert ihre Qual, während welcher Zeit der Peiniger nur wenig wächst, aber sich eine sehr dehnbare Haut zulegt. Dann läßt er Verdauungssaft in sein Opfer strömen, das nun sehr bald stirbt, und dessen innere Weichteile sich verflüssigen. Das Aufsaugen des entstandenen „Fleischextraktes bzw. Peptons" wird kaum eine Stunde dauern; die Larve wächst zusehends. Sie verpuppt sich, und die Puppe liefert nach längerer Ruhe eine Wespe.



Psammochares plumbeus. (Vergrößert.) Pepsis plutus. (Natürliche Größe.) Ceropales maculatus. (Vergrößert.)



Mygnimia aviculus. (Natürliche Größe.)

Spinnenjäger.

Was sich in den Tropen zwischen solch bemerkenswerten Kämpen abspielt (zwischen den kleinen wiederholt sich dasselbe, wurde aber weniger beachtet), ist auch in unseren Breiten bei einiger Aufmerksamkeit leicht wahrzunehmen. Eine unserer Abbildungen zeigt die schwarze, bleigrau bereifte Sandwespe Psammochares plumbeus, deren Vorderflügelspitzen verdunkelt sind. Überall, wo sandiger Boden ist, trifft man das 8 bis 11 mm lange Tierchen an. Im Sande lebt die sandfarbene Lycosa perita, eine tarantelähnliche Spinne, das „Wirtstier" der Wespe. Auf den Dünen an der Ostsee sind beide Tiere außerordentlich häufig anzutreffen.

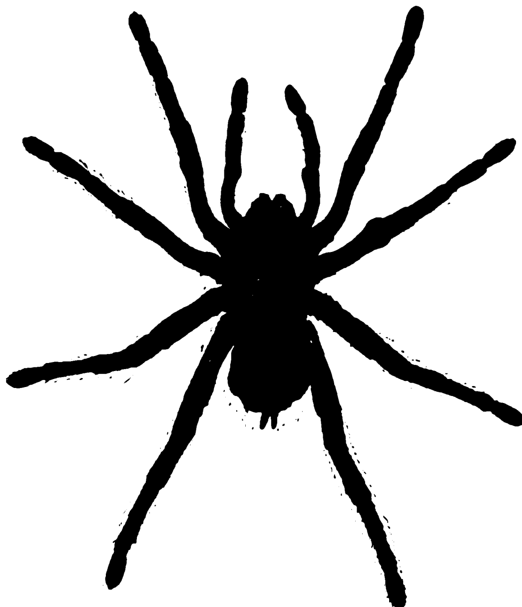
Diese Wespe schleift aber ihr gelähmtes Opfer nicht hinweg, sondern packt es nahe am Leib und trägt es vor sich her wie ein Hund den Hasen. Die nötige „Bruthöhle" ist noch nicht vorhanden. Deshalb wird die Last an passender Stelle niedergelegt. Dann geschieht etwas, was zunächst rätselhaft erscheint: die Wespe beginnt nach Hundeart zu scharren und bewirft ihre Beute mit Sand, so daß diese fast unsichtbar wird. Nahebei beginnt sie dann die Bruthöhle zu scharren, wobei man begreifen lernt, daß der Dornenkamm am Vorderfuß kein Zierat, sondern ein höchst brauchbares Werkzeug ist. Dann und wann wird die emsige Grabarbeit unterbrochen und die Spinne besucht; sie könnte ja mittlerweile aus der Betäubung erwacht sein und sich davonmachen wollen. Auch andere Gefahren könnten drohen. Geht alles glatt, dann ist die Spinne bald bestattet. Am Hinterleib trägt sie das ziemlich große Ei der Wespe.

Es kann geschehen, daß, während unser Psammochares seine Beute schleppt, sich wie ein Habicht aus der Luft eine andere Wespe auf ihn stürzt, ihm nahe verwandt, aber ein wirklicher Räuber und Schmarotzer. Erschreckt läßt der kleine Jäger seine Beute los und stiebt ein Stück dahin, kommt aber bald zurück; denn so urplötzlich der Feind seinen Überfall ins Werk setzte, so schnell ist er auch wieder verschwunden. Der Psammochares untersucht seine Spinne, er kann nichts Unrechtes an ihr finden. Und doch ist etwas geschehen. Ganz zufällig fand der holländische Entomolog Bouman, dem ich die hier wiedergegebenen Lycosa-Bilder verdanke, das Ei des Untäters. Die Lycosa-Spinne trägt am Grunde der Bauchseite zwei gedeckelte Lungenhöhlen, und unter einem der Deckel schaute einst zufällig das Ei des Wespenhabichts hervor. Er heißt Ceropales maculatus, sieht schwarz aus und ist gelblich gezeichnet.

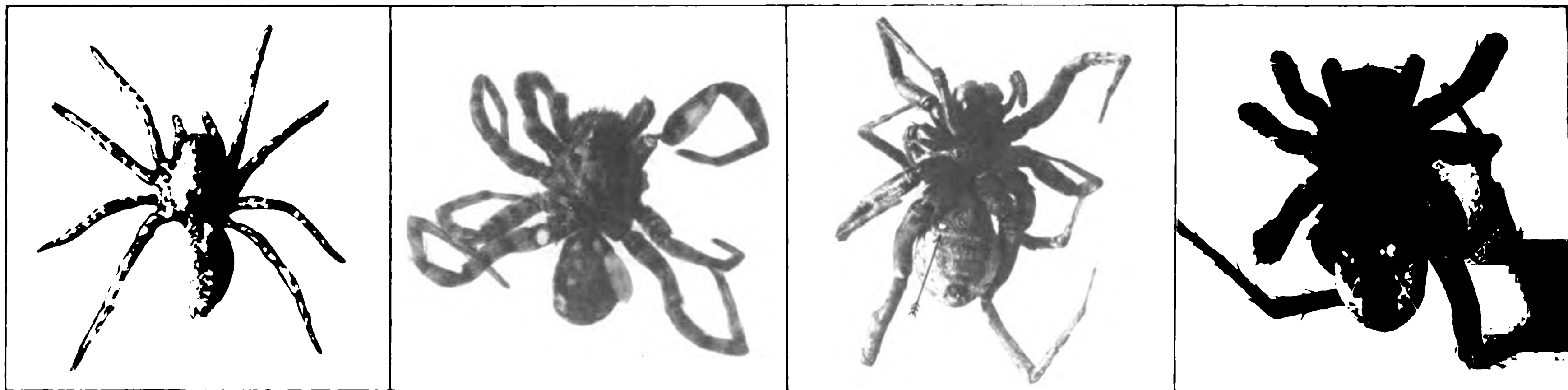
Die Geschwindigkeit und Geschicklichkeit, mit der diese Schmarotzerwespe ihr Ei an der schwer zugänglichen Stelle anbrachte, ist bewundernswert. Der ganze Vorgang dauerte knapp 5 Sekunden. Bouman, der die Spinne mit nach Hause nahm, entdeckte dann am nächsten Tage zu seinem allergrößten Erstaunen, daß beide Lungenhöhlen mit je einem Ei belegt waren. Aus jeder schob sich eine Ceropales-Larve hervor (s. Abbild.). Die bleigraue Sandwespe war auf ihrem Wege gewiß schon einmal überfallen worden; denn es ist nicht anzunehmen, daß von demselben Schmarotzer zwei Eier an derselben Spinne abgelegt wurden.

Würde der Räuber sein „Kuckucksei" an der Außenseite der Spinne anheften, so würde es der rechtmäßige Besitzer finden und auffressen. So aber verscharrt letzterer seine Spinne vollkommen arglos, nachdem er sein eigenes Ei daranklebte. Die Parasitenlarve schlüpft früher aus und verzehrt zunächst das Psammochares-Ei, ehe sie sich an die Spinne selbst heranmacht.

Für Deutschland konnte ich genau sechzig verschiedene Arten von Spinnenfängern feststellen. Weitere sieben graben die bereits vergrabenen Spinnen wieder aus, verzehren das vorgefundene Ei und legen ihr eigenes daran. H. Haupt, Halle a. S.



Brasilianische Vogelspinne. (Verkleinert.)



Weibchen. Mit Psammochares-Ei. Mit Ceropales-Ei. Mit zwei Ceropales-Larven.

Die tarantelähnliche Wolfsspinne Lycosa perita mit Eiern und Larven ihrer Wespenfeinde. (Vergrößert.)

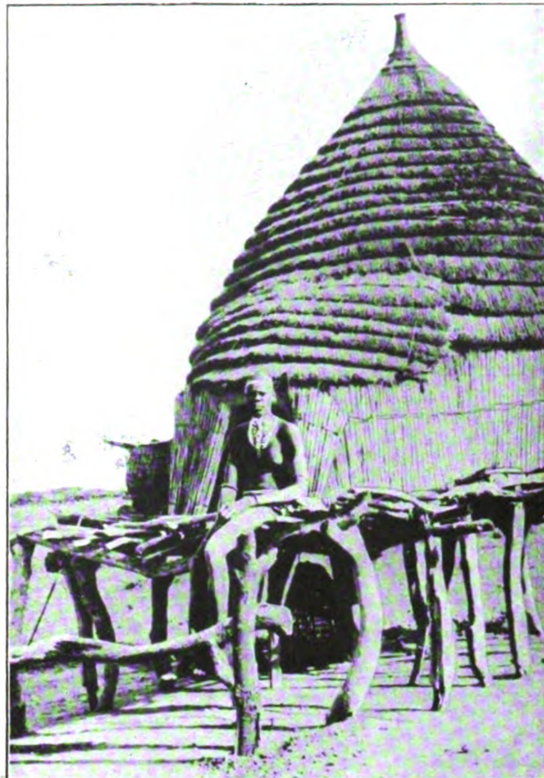
Bei den Flußpferdjägern am Weißen Nil

Von Wolfgang Weber

In vier oder fünf Hütten auf einem winzigen Fleck fester Erde leben sie, rings umgeben von Sumpf und Schwimmpflanzen und meilenweit entfernt von einem menschlichen Wesen. Sie leben wie eine Familie, eng aufeinander angewiesen und beherrscht von einem einzigen Begriff: dem Nilpferd. Man jagt es, weil es die einzige Nahrung darstellt, aber doch ist es gleichzeitig die Gottheit, die man verehrt. Nicht öfter als alle drei oder vier Monate findet die Jagd statt; so lange pflegt man sich mit dem getrockneten Fleisch des Tieres



Schilluk-Jäger auf der Flußpferdjagd mit Harpunen.



Abendliche Ausschau auf Nilpferde von der Nuerhütte aus.

(etwa 5000 Pfund) durchzuhelfen. Aber man weiß, daß die wenigen Stunden der Jagd oft über Sein oder Nichtsein des Dorfes entscheiden. Alle Männer ziehen aus, und wenn sie verunglücken, so müssen die Frauen verhungern, sofern sie nicht von einem der benachbarten Stämme aufgenommen werden. Lange vorher sucht man deshalb die Götter günstig zu stimmen. Große Opfer werden dargebracht, und Fasten der Männer und Schweigegebote für die Frauen ist noch das wenigste, was man sich auferlegt. Merkwürdiges habe ich einmal bei einem Baristamm beobachtet. Als die Jagdboote unter allgemeinen Segenswünschen abgestoßen waren, stellten sich alle Frauen in langer Reihe am Ufer auf und versuchten in lauten Ansprachen, die Nilpferde gegen die Krokodile aufzuwiegeln. Sowohl die Bari als auch die Nuer glauben nämlich, daß zwischen diesen beiden Nilbewohnern eine förmliche Symbiose, eine Art Kompaniegeschäft bestehe. Im Wasser ist das Nilpferd ziemlich angriffslustig und verteilt, teils um das Junge zu schützen, teils aus Bosheit, oft aber auch nur „scherzeshalber", an die Boote mit dem Kopf solche Stöße, daß die Insassen ins Wasser fliegen. Damit ist aber ihr Angriff zu Ende — zumal sie Pflanzenfresser sind — und die Schwarzen könnten ans Ufer zurückschwimmen, wenn nicht die Krokodile jetzt ihren Augenblick für gekommen hielten.



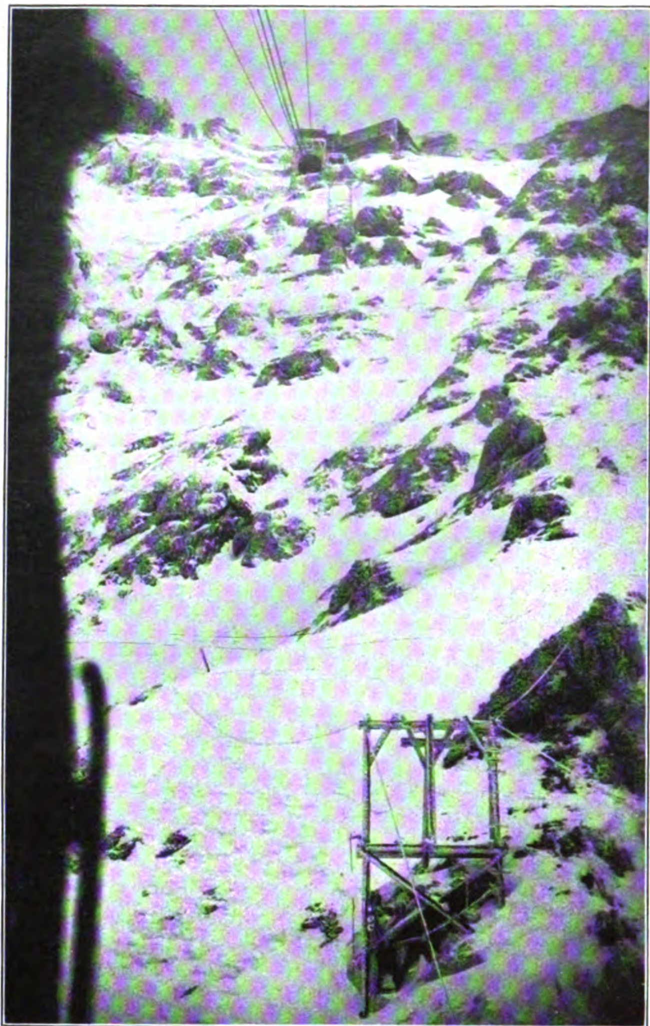
Nilpferd in der Region der Schlingpflanzen.

Solche Unglücksfälle sind freilich nicht allzu häufig, und meistens werden die harpunierten, zuweilen auch in Fallen gefangenen Fleischberge im Triumphzug ins Dorf geschleppt. Unsere modernen Waffen wären für die Schwarzen kaum ein Vorteil; denn ein durch Kopfschuß tödlich getroffenes Nilpferd geht augenblicklich unter und taucht erst wieder auf, wenn sein Körper weit stromab getrieben ist. Wenn die Haut aber dann abgezogen ist und das Fleisch verteilt wird, kennt die Freude keine Grenzen. Jeder bekommt seinen Anteil, schneidet ihn in Streifen und hängt diese an einer langen Stange hinter der Hütte zum Trocknen auf. Am Abend des Glückstages aber gibt es ein großes Fest mit frischem Fleisch. Über einem gewaltigen Feuer wird der Kopf geröstet, und in Liedern besingt man das Nilpferd — nicht als Feind oder Jagdwild, sondern als das mächtige, gütige Wesen, das durch seinen Tod dem Stamm für viele Monate Leben gespendet hat.



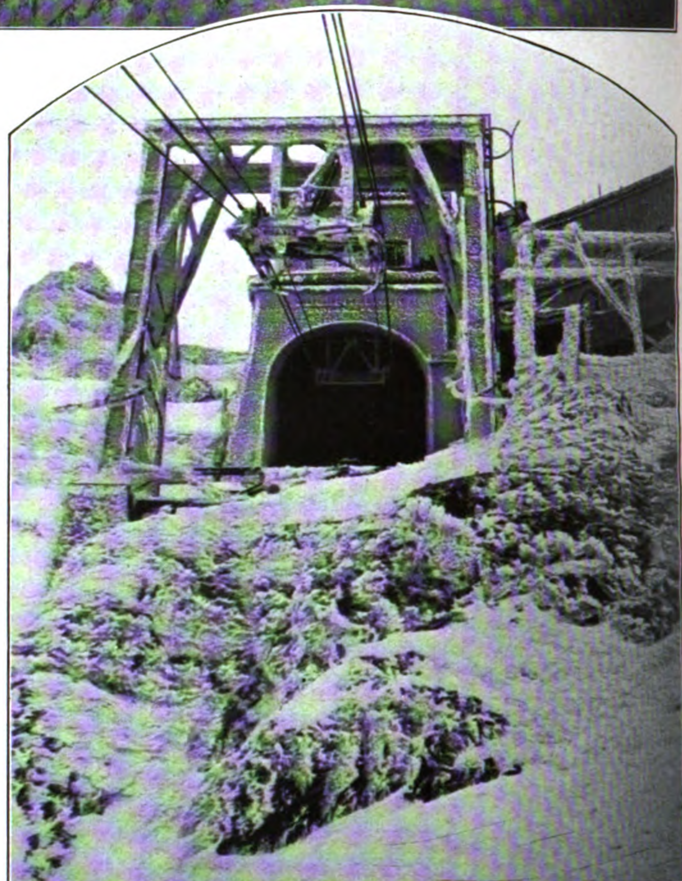


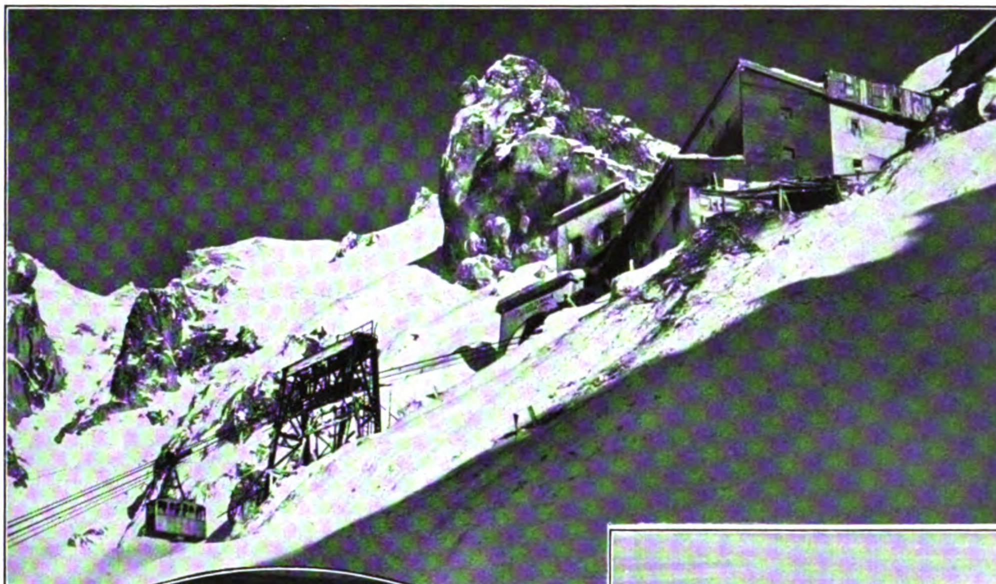
Heimschleppen der Beute. — Links: Tanz der Eingeborenen vor einem erbeuteten Nilpferd.

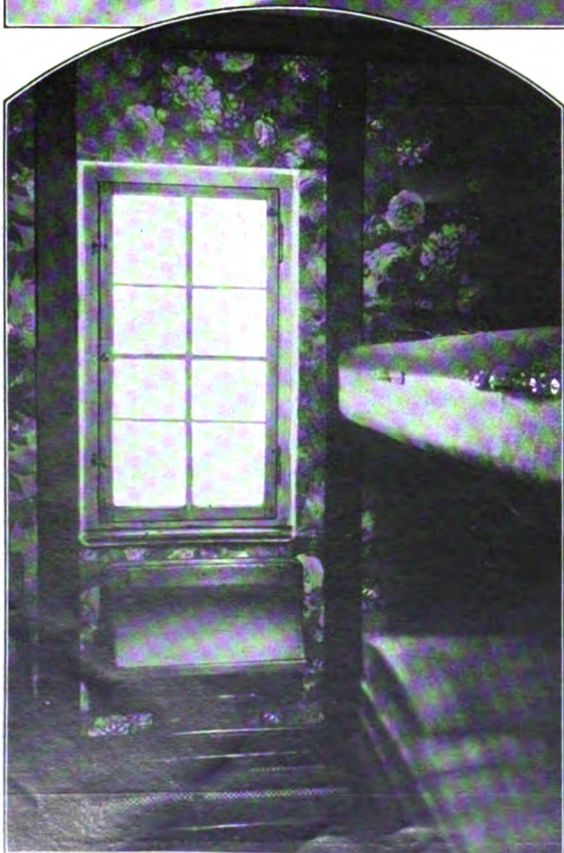




Links oben:
Aussicht auf die Bergstation mit dem Berghotel aus der Kabine der Zugspitzbahn während der Fahrt.
Rechts oben:
Zugspitzgrat mit Berghotel (vorn links) und Observatorium (oben rechts).
Links Mitte:
Das Berghotel an der Bergstation Wettersteingrat (2805 m).
Rechts Mitte:
Der Bergbahnhof, der Zugspitzbahn im Rauhreif.



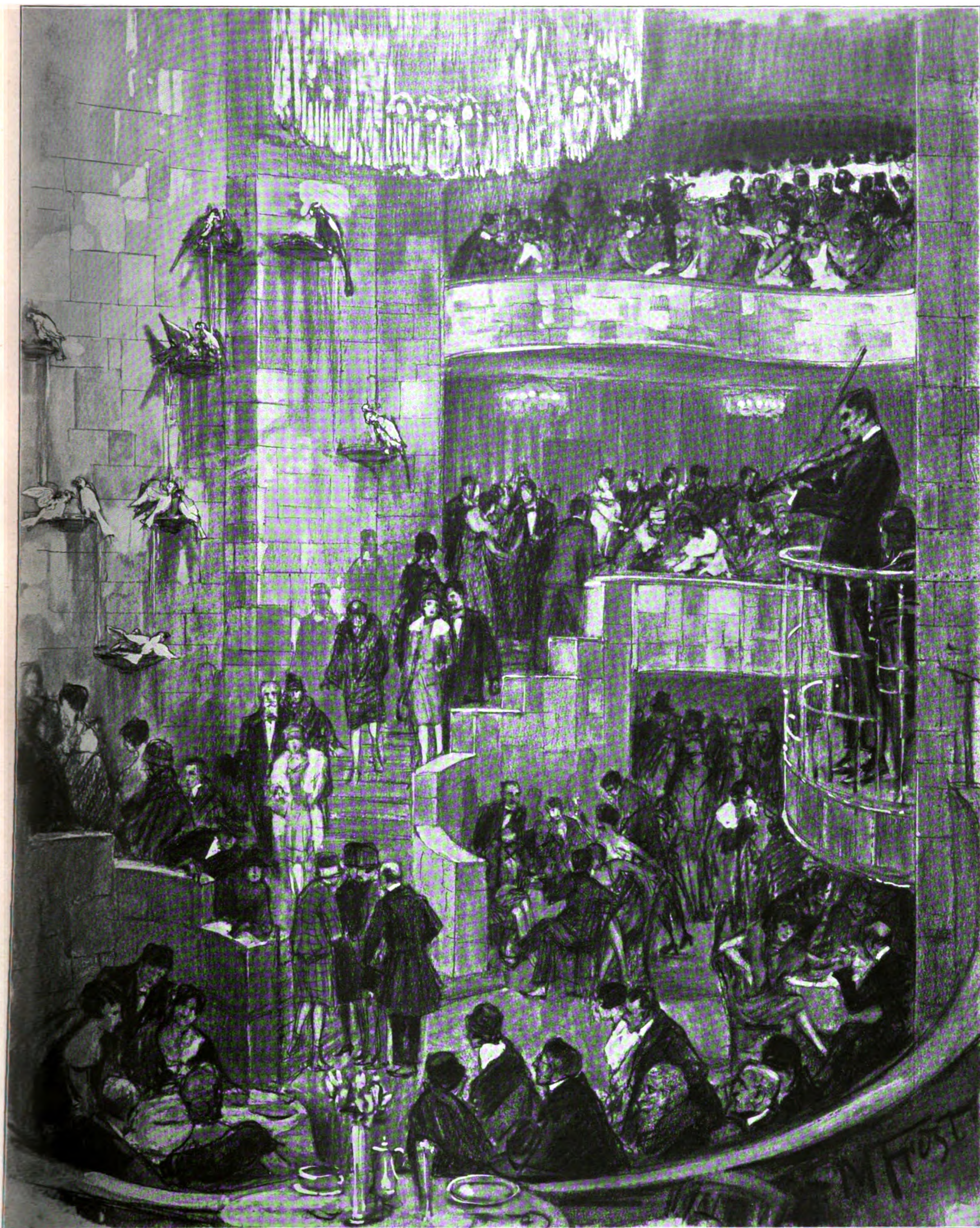






Winterausblick von der Zugspitze gegen Schneeferner, Ehrwald, Lermoos und Schweizer Alpen.
Links unten: Blick in das Innere einer Schlafkabine im Berghotel.

ZUR ERÖFFNUNG DES ZUGSPITZHOTELS, EINES ERWEITERUNGSBAUES DER BERGSTATION DER ZUGSPITZBAHN, AM 8. UND 9. JANUAR: BILDER VON EINER FAHRT ZUM BESUCHE DES NEUEN UNTERKUNFTSHAUSES.

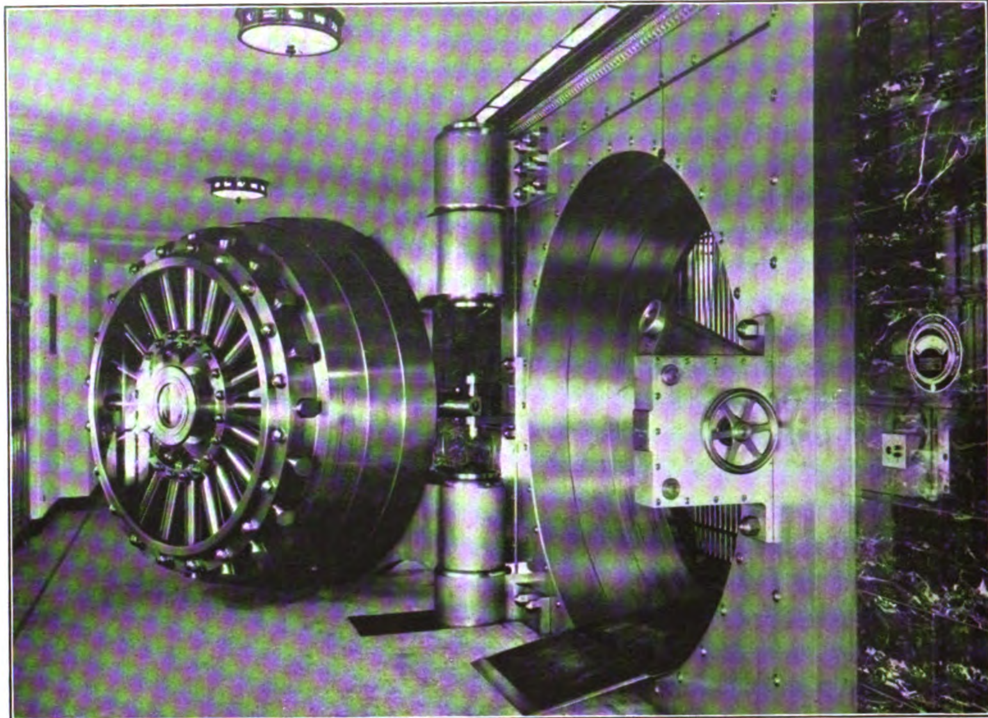


Eine moderne, von Künstlerhand ausgeschmückte Gaststätte, die neueste Sehenswürdigkeit Berlins: Im „Café Schottenhaml am Tiergarten" zur Eröffnung am 12. Januar. Gezeichnet für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Dieses moderne Weltstadt-Café umfaßt eine Reihe stimmungsvoller Säle; zuerst den Seidensaal, der mit blauer Seide bespannt ist; den Mittleren Saal; oben einen Tanzsaal, umkränzt von rosa durchleuchteten Alabasterwänden; ferner ein Altberliner Porzellan-Kabinett der Staatlichen Porzellanmanufaktur. Namhafte Künstler wie Prof. C. Klein, Prof. W. Jaeckel, Ludwig Kainer u. a. haben zusammen mit dem Architekten Oskar Kaufmann hier ein Werk geschaffen, das wirklich einen Gewinn für die Reichshauptstadt bedeutet. — Unser Bild zeigt den von zwei Ringen unterbrochenen Mittleren Saal, darüber den Tanzsaal. Die Wände sind mit farbigen, goldschimmernden Spiegeln belegt. An der Hauptwand sitzen bunten Email-Vögel an Becken, in die Wasser in Strahlen herniederrinnt.

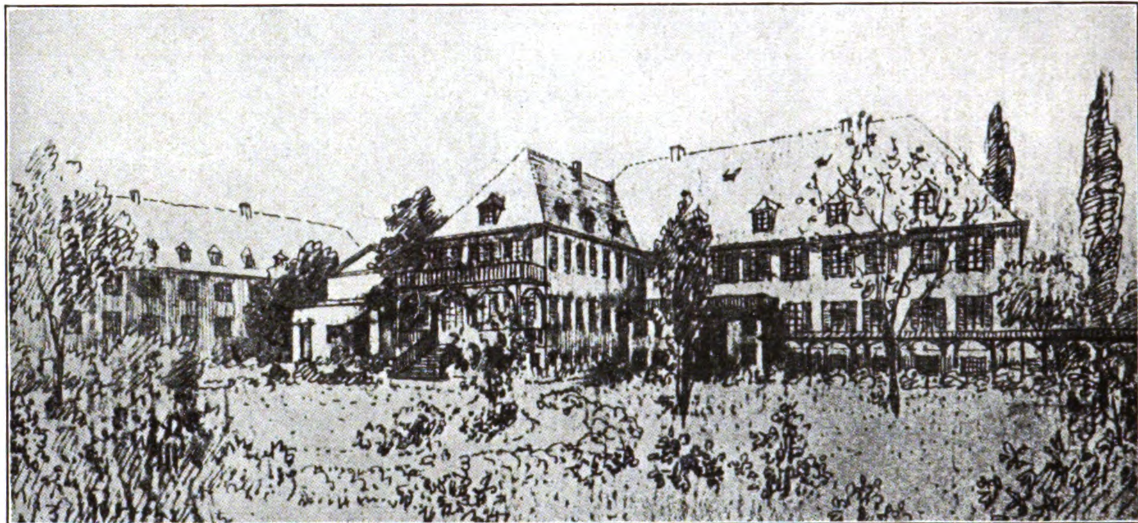
Wissen und Leben

Ermüdung und Erholung der Muskeln. Läßt man einen Muskelkomplex dauernd arbeiten, so gerät er bekanntlich in einen Zustand geringerer Leistungsfähigkeit — er ermüdet; die Ermüdung wird begleitet von einer eigenartigen, in den Muskeln lokalisierten Gefühlswahrnehmung. Forschen wir nun nach der inneren Ursache, die der Ermüdung zugrunde liegt, so finden wir eine doppelte: einmal die Anhäufung von Umsatzprodukten, den sogenannten „Ermüdungsstoffen", die sich bei der Muskeltätigkeit bilden und im Muskelgewebe ansammeln; die hauptsächlichsten Ermüdungsstoffe sind Milchsäure, Phosphorsäure und Kohlensäure, ferner in geringeren Mengen Kreatin und einige andere Extraktivstoffe. Die größte Bedeutung kommt unter allen Ermüdungsstoffen zweifellos der Milchsäure zu, die während der Kontraktion des Muskels aus seinen Kohlehydraten gebildet wird. Daß die Ermüdung tatsächlich durch die Anhäufung der Ermüdungsstoffe hervorgerufen wird oder vielmehr damit identisch ist, kann man dadurch beweisen, daß ein ermüdeter Muskel wieder leistungsfähiger wird, wenn man die Stoffwechselprodukte hinwegbefördert (z. B. durch Hindurchleiten von Kochsalzlösung). Im gesunden Körper wird die Ermüdung ja durch eine Erholungspause mehr oder weniger vollkommen behoben; der Erholungsvorgang ist in der Hauptsache die Beseitigung der angesammelten Ermüdungsstoffe, die entweder auf dem Blutwege abtransportiert oder im Muskel selbst unschädlich gemacht werden (so wird die Milchsäure entweder durch Synthese in Kohlehydrat zurückverwandelt oder im Muskel verbrannt). Daß ein Teil der Ermüdungsstoffe wirklich auf dem Blutwege das Gewebe des sich erholenden Muskels verläßt, bewies Mosso, indem er ein Tier dadurch zum Ermüden brachte, daß er in dessen Kreislauf Blut eines ermüdeten Tieres einleitete. Als zweite Ermüdungsursache ist der Verbrauch des Sauerstoffs, des Brennmaterials des Muskels, zu bezeichnen. Die Milchsäure, die sich bei Sauerstoffmangel bildet, schwindet in seiner Gegenwart. Es ist also, im Zusammenhang mit dem, was wir oben vom Wesen der Erholung sagten, leichtverständlich, daß die Ermüdung um so schneller eintritt, je geringer die Sauerstoffzufuhr zum Muskel ist, während umgekehrt durch Zustrom von sauerstoffreichem Blut die Erholung wesentlich beschleunigt wird. Das Blut bringt aber dem „ermüdeten" Muskel nicht nur Sauerstoff, sondern auch Kohlehydrate, also neue Muttersubstanz für die bei der Arbeit zu bildende Milchsäure. Läßt man auf einen ausgeschnittenen ermüdeten Muskel (z. B. vom Frosch, dem bekannten Versuchstier für Muskel- und Nervenforschungen) nur den Luftsauerstoff wirken, so „erholt" er sich auch — freilich bedeutend langsamer als in vivo, weil der Sauerstoff ziemlich lange Zeit braucht, um ins Innere des Muskelgewebes hineinzudiffundieren; ferner ist die Erholung unvollkommener und wird, weil ja der Muskel kein neues Nährmaterial (Sauerstoff ist nur Brennmaterial) erhalten hat, bald von einer neuen Ermüdungsphase abgelöst. Wenn ein durchbluteter, ordnungsgemäß mit Nähr- und Sauerstoff versorgter Muskel in regelmäßigen Abständen erregt wird, so ist er, vorausgesetzt, daß die eingeschobenen Erholungspausen eine gewisse Dauer einhalten, praktisch „unermüdlich". Beim Menschen hat man derartige Erfahrungen besonders mit Hilfe des sogenannten Ergographen, eines Apparats zur graphischen Darstellung der Muskelleistung von Mosso, gesammelt. Die praktischen Folgerungen, die jeder einzelne für seinen Körperhaushalt aus diesen Erfahrungen ziehen sollte, lauten, kurz formuliert: Man suche durch Selbstbeobachtung das Arbeitstempo — nicht zu rasch, aber auch nicht zu langsam! — herauszufinden, bei dem man bei geringster Ermüdung das meiste leistet („Wanderschritt"!) und gewöhne sich an dieses. Ferner denke man daran, daß der Muskel zur Überwindung der Ermüdung lebhaft zirkulierendes, sauerstoffreiches Blut braucht, und bewege sich deshalb während der Arbeitspausen möglichst in frischer Luft. E. Hupfer.



Ein sicherer Schutz gegen Einbrecher: Die große, geöffnete Tür zum Tresor der First National Bank von Jersey City (Nordamerika).

Diese Tür weist eine prachtvolle Einrichtung auf, durch die jeder, der die Tür unberufen zu öffnen versucht, mit überhitztem Wasserdampf überduscht wird. Dieser Dampf tritt aus der Reihe von Löchern oberhalb der Türanlage heraus. Die Tür, eine Konstruktion des amerikanischen Architekten Alfred C. Bossom, wiegt 96 Tonnen.



Zur Förderung der kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und den anderen Ländern: Plan des Harnack-Hauses, das in Dahlem bei Berlin errichtet werden soll.

Für den Bau dieses Hauses wurden soeben der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften von der Reichsregierung die Mittel zur Verfügung gestellt. Das Gebäude soll ausländischen Forschern und Gelehrten Gelegenheit geben, sich mehrere Jahre in Deutschland als Gast des Deutschen Reiches aufzuhalten und so aus persönlicher Anschauung ein eingehendes Verständnis für deutsches Wesen sowie deutsche Kultur und Wissenschaft sich zu erwerben.

Zwei Vertreter literarischer Heimatkunst als Sechzigjährige: Ernst Zahn und Auguste Supper. Das große Erbe der schweizerischen Erzählungskunst, repräsentiert durch Gottfried Keller und C. F. Meyer, hat Ernst Zahn, der am 24. Januar das 60. Lebensjahr vollendet, übernommen und würdig fortgeführt. Seine Romane, Novellen und lyrischen Werke haben mit literarischem Artistentum nichts gemein, sie sind gewachsen aus dem Heimatboden: rein, herb und ohne Raffinement. Vorwiegend Schweizer Begebnisse aus der Gegenwart behandeln seine erzählenden Schriften. In ihnen weht die helle und klare Luft der vertraut-unheimlichen Hochgebirgswelt und leuchtet das ferne stille Glänzen der Gletscher. Mit schlichter, packender Kraft sind die gedrungenen Gestalten der Älpler gebildet. Die Plastik, die seiner Naturschilderung eignet, findet sich auch in der Zeichnung ihrer Charaktere und Schicksale. Mit seinen Schweizer literarischen Vorgängern zeigt sich der versonnene Erzähler in dem Bestreben verwandt, seinen Werken eine erzieherische, ethische Vertiefung zu geben. Der hierin ruhende Ernst und die Kunst der dichterischen Gestaltung sind es gewesen, die Zahns Schaffen eine so zahlreiche Anhängerschaft gewonnen haben. — Die echte, wertvolle Heimatkunst, in die man gewöhnlich auch Ernst Zahn einzureihen pflegt, vertritt desgleichen Auguste Supper. Zu ihrem 60. Geburtstage (am 22. Januar) kann sie auf eine reiche Lebensarbeit zurückblicken, der die Anerkennung nicht versagt geblieben ist. Ihre Sprache ist voll Takt und klarer Sicherheit. Mit Zahn hat die Schwarzwälder Dichterin das Ungekünstelte, Unaffektierte gemeinsam. Obgleich auch ihr alles Weichliche und Charakterlose fremd ist, unterscheidet sie sich von seiner Art durch eine milde, innige Behaglichkeit — wie sich das leichtlebigere Schwabenland vom feierlich-ernsten Schauplatz Zahnscher Erzählungen unterscheidet. Auguste Suppers feines, wohlwollendes Verstehen menschlicher Schwächen macht dem Leser ihrer Romane und Novellen die Sonderlichkeiten und Schrullen mancher ihrer Personen liebenswert und lehrt ihn eine freundliche Ausgeglichenheit und lächelnde Harmonie mit dem wundersamen Dasein. Ein gütiger Humor würzt den edlen Inhalt ihrer Werke. Auf der anderen Seite aber weiß sie durch ihre religiöse Ehrfurcht zu ergreifen.



Auguste Supper,
namhafte schwäbische Dichterin, wird am 22. Januar 60 Jahre alt. (Phot. Th. Andersen Nachf., Stuttgart.)

Entdeckung eines neuen Vulkans. Die Entdeckung eines neuen Vulkans gehört heutzutage immerhin nicht mehr zu den alltäglichen Vorkommnissen, und sie verdient daher auch an dieser Stelle eine kurze Erwähnung. Es war gegen Ende des Krieges, im Jahre 1918, als ein englischer Offizier, der den Truppen des anglo-ägyptischen Sudans angehörte, den Auftrag erhielt, in der Nähe des Rudolf-Sees in Ostafrika



Ernst Zahn,
bekannter Schweizer Erzähler, feiert am 24. Januar seinen 60. Geburtstag. (Phot. Atelier Kurzrock, Wiesbaden.)

einen neuen militärischen Posten anzulegen. Der Rudolf-See liegt an der Stelle, wo Abessinien und drei englische Territorien: der anglo-ägyptische Sudan, das Uganda-Protektorat und die Kenya-Kolonie, zusammenstoßen. Das langgestreckte Gewässer erfüllt einen Teil des Nordendes des „Großen Ostafrikanischen Grabens", eines durch Einbruch entstandenen, riesigen Tales, das vom Abessinischen Hochland bis gegen die Sambesi-Mündung hin reicht. Er ist ein gigantisches jüngeres Gegenstück zu unserer Oberrheinischen Tiefebene, und wie hier der Kaiserstuhl als kleines Vulkangebirge aufgeschüttet worden ist, so sind auch im und am Großen Ostafrikanischen Graben zahlreiche Vulkane entstanden, von denen manche noch heute in Tätigkeit sind. Der bekannteste und mächtigste unter ihnen ist der Kilimandscharo mit seinen 6000 m Höhe. Der bisher bekannte nördlichste aktive Vulkan war der nur 300 m hohe Teleki-Vulkan am Südende des Rudolf-Sees; er führte seinen Namen nach einem ungarischen Grafen, der 1888 den Rudolf-See selbst und den Vulkan an seinem Rande entdeckte. Dieser Vulkan hat übrigens nachher ein merkwürdiges Ende genommen: der abflußlose See trat in einem besonders niederschlagsreichen Jahr über seine Ufer, seine Fluten erreichten den Fuß des Vulkankegels und drangen offenbar bis zu der feurigen Magmamasse in dessen Innerem vor: jedenfalls erfolgte eine furchtbare Explosion, die den ganzen Vulkan in die Luft blies. Kurz darauf suchte sich das unterirdische Feuer allerdings in der Nähe einen neuen Ausweg zur Erdoberfläche, doch ist der neue Vulkankegel erst 50 bis 70 m hoch. — Um nun auf jenen englischen Offizier zurückzukommen: ihm fiel bald auf, daß nahe dem Nordende des Rudolf-Sees, auf abessinischem Gebiet, in regelmäßigen Zwischenräumen von wenigen Minuten gewaltige schwarze Rauchmassen aufquollen, die den ganzen Horizont verhüllten; dazwischen stieg weißer Dampf auf. Buschbrände konnten als Ursache nicht in Frage kommen, dafür dauerte die Erscheinung zu lange, auch blieb sie an eine ganz bestimmte Stelle gebunden. Ein Vulkanberg wurde aber selbst von einem erhöhten Standpunkt aus nicht sichtbar: die etwa 30 km entfernte Ausbruchsstelle mußte ohne jede nennenswerte Umwallung in der Ebene selbst liegen. Ein Besuch des Kraters war dem Engländer nicht möglich, weil die Stelle auf abessinischem Boden lag; auch konnte er seine Station nicht auf Tage verlassen. Erkundigungen bei Abessiniern blieben erfolglos, denn die mißtrauischen Nachbarn verweigerten jede Auskunft über ihre Heimat. Schließlich fand sich ein aus Abessinien stammender Soldat unter der englischen Truppe, der die Gegend am Nordende des Sees kannte; nach seinen Angaben konnte dann die Lage des Kraters genauer bestimmt werden. Mehrere Jahre hindurch dauerte die Tätigkeit der Ausbruchsstelle an, noch 1921 wurden die Rauchschwaden beobachtet. Seitdem ist die Erscheinung verschwunden, aber es ist wohl nur eine Frage kurzer Zeit, daß sie an der gleichen oder an einer Nachbarstelle wiederauflebt, denn offenbar ist der ganze Untergrund des Rudolf-Sees ein einziger Herd unterirdischer Glutgewalten, die sich bald hier, bald dort einen Ausweg suchen müssen. Noch unerklärt ist dagegen die auffallende Tatsache, daß neue vulkanische Ausbrüche zeitlich mit Hochständen des Sees zusammenfallen. Ob die Überfülle des Wassers etwa das Eindringen von Wasser in die Magmaherde zur Folge hat, so daß Dampfexplosionen die darüberlagernden festen Gesteinsmassen lodern und der Lava den Weg zur Erdoberfläche frei machen? Daß der neue Krater nicht von einem Aufschüttungskegel umgeben war, würde mit dieser Deutung übereinstimmen; denn diese Tatsache deutet auf eine einmalige große Explosion als Entstehungsursache der neuen Ausbruchsstelle hin; auf die gleiche Weise sind offenbar in Deutschland einst die Maare der Eifel und der Laacher See entstanden. W. G.

Reise und Verkehr. Das wichtigste Verkehrsmittel ist trotz Auto und Flugzeug noch immer die Eisenbahn geblieben. Sie hat den Hauptanteil an dem gewaltigen Warenaustausch der Welt und an der Beförderung des Reisepublikums. Im europäischen Eisenbahnnetz kommt dem deutschen infolge der zentralen Lage des Reiches als Verbindungsglied zwischen Nord und Süd, Ost und West eine besondere Rolle zu. Im Bewußtsein dieser bedeutenden Aufgabe ist Deutschland stets darauf bedacht gewesen, in der Durchbildung dieses Verkehrsmittels voranzugehen. Selbst zu unserer Zeit, in der das Ausland einen Teil des Ertrags mit Beschlag belegt hat, ist die deutsche Eisenbahn erfolgreich bemüht, den Anforderungen der rastlos vorwärtsstrebenden Zeit zu genügen. Einen Einblick in das vielseitige Arbeitsgebiet dieses größten Verkehrsunternehmens der Welt gibt in anschaulicher Weise der zum ersten Male erschienene „Deutsche Reichsbahn-Kalender für 1927" (in Abreißform), herausgegeben von Dr.-Ing. Dr. Hans Baumann, Pressechef in der Hauptverwaltung der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft (Konkordia-Verlag, Leipzig). Übersichtliche schematische Zeichnungen und viele Photographien sowie aufschlußreiche textliche Erläuterungen zeigen Gliederung, Verwaltung und Fuhrpark der Reichsbahn; mannigfache, zum Teil bunte Bilder führen ihre gewaltigen Bauten und Anlagen und auch landschaftliche Schönheiten aus ihrem Bereich vor Augen. Das mit viel Verständnis zusammengestellte Kalenderwerk wird außer bei den fachlich Interessierten auch bei vielen Verkehrsfreunden und Reiselustigen Anklang finden.

Faschingskostüme. Der Fasching naht und mit ihm für jung und alt die Freude an dem Sich-Verkleiden. Alle die hergebrachten Maskenballtypen und -kostüme können sich leicht durch die Annahme moderner Formen von der Konvention befreien. Wenn man sich verkleidet, d. h. wenn man versucht, der äußeren Banalität zu entschlüpfen, schafft man immer ein wenig Schönheit, und man kann an Platos Definition erinnern, nach der die Schönheit dem Gegenstand die harmonischste Form für den Zweck gibt, den er erfüllen soll. Um graziös und elegant zu wirken, ist es gar nicht nötig, daß die Verkleidung immer mit großen Kosten verbunden ist. Es kommt darauf an, richtig wählen zu können, denn manche Stoffe haben bei Licht eine ganz überraschende Wirkung. Auf einem Kostümfest ist nicht der pompöse, aufsehenerregende Eindruck, den man mit einem Prachtgewand macht, die Hauptsache, sondern wichtig ist, daß man gefällt und sich amüsiert. Licht, Heiterkeit, Jugend ergänzen viele Unvollkommenheiten im Kostüm. — Spanische Kostüme sind bei den Frauen besonders beliebt, weil sie so ungemein kleidsam sind. Mit Hilfe von Gaze, Draht und ein paar Meter alten oder neuen Stoffs läßt sich leicht eine Volant-Krinoline herstellen, die durch ein passendes Bolerojäckchen ergänzt wird. Findet man keinen geeigneten Hut, genügen auch ein in der Farbe harmonisch ausgewählter Kopfschmuck und ein Paar große Ohrringe, um eine moderne Carmen auf die Bühne des Faschingslebens zu stellen. Die personifizierte Tierwelt muß im Fasching immer herhalten, und es ist für eine Frau bestimmt nicht schwer, sich in ein so flatterndes Ding, wie es ein Schmetterling ist, zu verwandeln. Die Farbentöne werden nach dem lebenden Modell gewählt — leichte Stoffe sind in dieser Hinsicht zu bevorzugen — und Maltalente in den Dienst der guten Sache gestellt. Hier ein Pfauenauge, dort ein Paar glitzernde Fühlhörner... und der Beschauer weiß Bescheid. Bei Phantasiekostümen, die Abweichungen des auf Kostümbällen so gern gesehenen Dirndlkleids sind, kann man im Vorrat vorhandener Stoff-, Spitzen- und Bänderreste schöpfen, und wenn man recht viele „Herzen" aus Samt, Seide oder auch aus Pappe auf ein weit gehaltenes Kleid mit bauschigem Rock und bauschigen Ärmeln näht, wird jeder „Narr" sofort wissen, an wen er sein Herz verloren hat! Das Wams des Pagen war einst ein schönes Gesellschaftskostüm aus gepreßtem Samt, dem ein passendes seidenes Höschen beigegeben wurde. Mit rot geschminkten Lippen, die wie ein Blutfleck in dem weißen Gesicht stehen, erteilt er Antworten auf brennende Fragen... Und am Morgen nach dem Kostümball guckt ein riesengroßer Kater schmunzelnd durch den Schornstein in die Räume hinab, in denen die Menschlein ihre Kostüme ausziehen, um wieder in ihre Alltagskleider zu schlüpfen. Gertrud Köbner.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

Aus den Silben:

a — a — cke — dar — dau — de — de — del — den — der — di — di — dom — dring — du — durch — e — e — e — e — er — erb — fe — fel — gel — gö — gol — hon — i — i — in — ke — keh — keit — ko — kot — kra — la — la — lan — las — le — ler — li — lich — lus — mar — me — men — mi — nel — nel — ner — ner — nie — on — ot — pres — ras — re — ren — ri — ro — ru — scha — se — sei — sei — ser — sit — son — son — spin — stadt — sung — ta — tan — te — ter — the — ti — tra — tra — u — un — va — wi

sind 27 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, ein vielgebrauchtes Zitat von Schiller ergeben (ch gilt als ein Buchstabe).

Die Wörter bedeuten: 1. Juristischer Titel, 2. Nebenfluß des Kongo, 3. Ostsee-Insel, 4. Brotbelag, 5. Säugetier, 6. Schmetterling, 7. griechische Sagenfigur, 8. Stadt in Bayern, 9. Blume, 10. Teil der Hand, 11. Erhebung, 12. amerikanischer Großindustrieller, 13. Halbweltdame, 14. Farbe, 15. berühmter Erfinder, 16. Biblische Figur, 17. berühmter Seeheld, 18. Trinkgefäß 19. Bildungsstätte, 20. testamentarische Bezeichnung für einen Verstorbenen, 21. europäisches Reich, 22. Mittelamerikanische Republik, 23. Eigenschaft aller physischen Körper, 24. Verbrechen, 25. Bühnenwerk, 26. berühmter Pferdeschlag, 27. Sprengstoff.

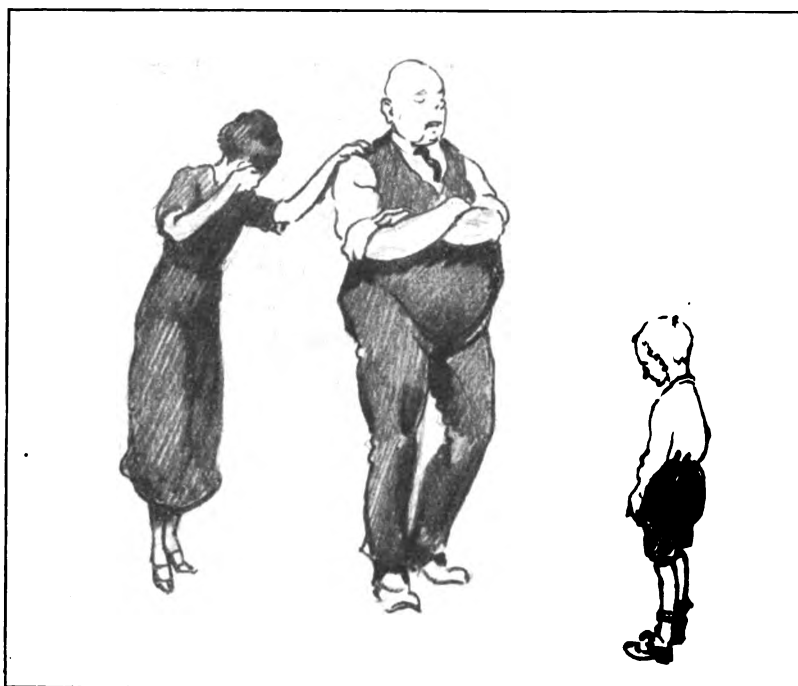
Rätselteil.

. . . . Alpenberg
. . . . Grubenbau
. . . . . . Baum
. . . . Bund
. . Mitlaut

Vorstehender Rätselteil darf nur die Buchstaben a c d e h i n s t enthalten. Im Alpenberg kommen sie sämtlich vor. Die Mittellinie von oben nach unten nennt einen deutschen Dichter.

PREISAUFGABE Nr. 2.

Was sagen unsere Leser zu untenstehendem Bilde?



Unser Zeichner hat bei der Einsendung dieses Bildes jede Angabe darüber, was es darstellt, vergessen. Da wir die Zeichnung unbedingt veröffentlichen wollen, um den Genuß ihres Anblicks unseren Lesern nicht vorzuenthalten, der Künstler aber nicht aufzufinden ist, des ferneren die Mitglieder der Schriftleitung sich nicht einigen können, wie die Zeichnung zu benennen sei, bitten wir nun die Leser, sich den Kopf über eine Unterschrift zu zerbrechen. Es möge dabei beachtet werden, daß sehr oft in der Kürze die Würze liegt. Für die witzigste und treffendste Unterschrift ist ein Preis von 50.— Mk. ausgesetzt. Weitere 10 Preise zu je 20.— Mk. winken den nächstbesten Lösungen. Die Entscheidung über die Preisverteilung erfolgt durch die Schriftleitung. Die Einsendungen, die jeweils nur eine Lösung enthalten dürfen, sind mit der Bemerkung „Preisaufgabe Nr. 2" an die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung", Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, zu richten und müssen bis einschließlich 12. Februar in unseren Händen sein. Die Veröffentlichung der preisgekrönten Lösungen erfolgt voraussichtlich in Nr. 4276 vom 24. Februar.

SCHRIFTLEITUNG DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG

Rösselsprung.

		du	glück		
wie	klagst	ü-	de	magst	un-
dein		er	ge		freun-
gibt	bel	ge	dem	ein	kla-
tra-	miß-	nie-	dir	dut-	du
mand		schick	zu-		gleich
ge-	rück-	dein	ein	wie	zend

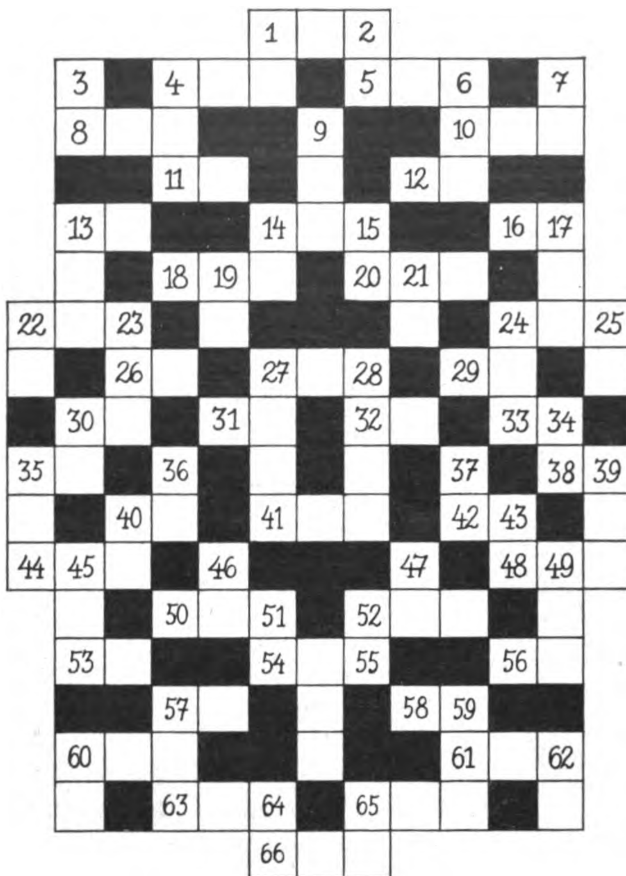
Silben-Kreuzworträtsel.

Aus den Silben:

a — al — al — an — ba — ball — bann — be — bel — ber — beth — bold — bon — brun — com — de — de — de — de — de — der — der — di — do — ei — el — en — er — far — gal — ge — ge — ge — gen — gi — gil — haus — hei — hen — ho — i — jo — jun — ka — ken — ker — ker — ki — ko — kra — kraut — ku — la — le — le — le — le — ler — li — li — li — lis — lis — lot — ma — ma — mat — mei — ment — mer — mo — mo — mo — ne — ne — ne — ne — ne — ne — nen — no — o — pa — pel — ra — ra — ra — ra — ral — re — rei — ri — ri — ro — ro — ros — rou — sa — sa — sa — sah — schnei — se — se — sen — ser — son — sor — taur — te — te — tel — ter — ter — ter — thal — to — ton — trun — tun — va — va — ver — vol — wal — zahn,

sind 80 Wörter zu bilden und so in die freien Felder der auf der folgenden Seite wiedergegebenen Zeichnung einzutragen, daß jedes Feld von einer Silbe besetzt wird. Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viele Silben hat, wie freie

Silben-Kreuzworträtsel.



Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind.

Die Wörter bedeuten: in den wagerechten Reihen: 1. Dänischer Dichter, 4. Stimmlage, 5. französische Kolonie in Afrika, 8. elegante Kutsche, 10. Südfrucht, 11. Vergnügungsstätte 12. Stadt in Frankreich, 13. Taufzeuge, 14. Schmuck, 16. Bezeichnung im Wechselrecht, 18. lasterhafter Mensch, 20. anderer Ausdruck für einen Wüterich, 22. Pflanze, 24. Gewerbebetrieb, 26. das Gegenstück zum Mädchen, 27. Musterbild, 29. wechselnde Lebensform, 30. Vorbau, 31. Farbe, 32. Künstler, 33. Seesäugetier, 35. soviel wie Ansprache, 38. dalmatinische Insel, 40. Gefäß, 41. interessante geistliche Persönlichkeit des 18. Jahrhunderts, 42. Frauenname, 44. ein des Landes Verwiesener, 48. Urkunde, 50. Zeicheninstrument, 52. berühmter Schauspieler des vorigen Jahrhunderts, 53. tierisches Produkt, 54. Schüssel, 56. Gasthaus, 57. Seelischer Angstzustand, 58. Gesellschaftsspiel, 60. europäische Hauptstadt, 61. Kleidungsstück, 63. Stadt in Italien, 65. moderne Erfindung, 66. französischer Adelstitel; in den senkrechten Reihen: 1. männlicher Vorname, 2. landwirtschaftliches Gerät, 3. Kümmel, 4. amerikanischer Sport, 6. europäischer Staat des Altertums, 7. Milchprodukt, 9. militärischer Rang, 13. militärische Schau, 14. Sagengestalt, 15. Innerer Körperteil, 17. Rundgebäude, 19. Angehöriger eines griechischen Sagenvolkes, 21. Bewohner eines Balkanstaates, 22. Geburtsland, 23. humoristische Bezeichnung für einen Landedelmann, 24. Teil des menschlichen Gebisses, 25. alte Tanzart, 27. spanischer Frauenname, 28. studentischer Ausdruck für Hochschule, 30. Planet, 34. Schweizer Kanton, 35. Schußwaffe, 36. Landmann in Amerika, 37. jüdischer Prophet, 39. religiöses Heilmittel, 40. Entzündungserscheinung, 43. weltberühmter Strand, 45. ehedem im Umkreis einer Stadt abgegrenzter Bezirk, 46. weiblicher Vogel, 47. Wasserspender, 49. Vormundschaft, 51. Lebensabschnitt, 52. Fixstern, 55. Nebenbuhler, 57. berühmte französische Theologenschule, 59. Stadt in Japan, 60. Mädchenname, 62. Ibsensche Frauengestalt, 64. dünne Haut, 65. Teilbetrag.

Aus den Anfangsbuchstaben der Worte in folgender Reihenfolge: 27, 46, 31, 22, 1, 47, 59, 40, 27, 63, 42, 62, 28, 63, 48, 30, 12, 62, 3, 40, 27, 52, 18, 48, 30, 62, 63, 34, 27, 17, ergibt sich ein Ausspruch Luthers, den er am 3. Oktober 1529 in Marburg gegen Zwingli und Ökolampadius gerichtet hat.

Ein Rechenkunststück.

Die Aufgabe leicht ist, wie für ein Kind!
„Eins-zwei" in diesem Fall „Drei-vier" sind,
Und „Drei" die Hälfte vom Achtel ist. --
Zum Ganzen gebrauche deine List:
Sechs Achtel sind die „Eins-zwei-drei",
Das ist die ganze Zauberei.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4272.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4270.

Silbenrätsel: 1. Dogge, 2. Albumin, 3. Salut, 4. Eduard, 5. Navarra, 6. Davós, 7. Ew., 8. Kasematte, 9. Rezitator, 10. Obelisk. — Das Ende krönt das Werk.

Kreuzworträtsel: von oben nach unten: 1. Habe, 2. Gans, 3. Ehe, 4. rot, 5. Nordseite, 6. Rigi, 7. Seal, 8. ehe, 9. Emil, 10. Leib, 11. Tegernsee, 12. Tee, 13. Uni, 14. Erle, 15. Juan; von links nach rechts: 1. Henriette, 16. ahoi, 17. Meer, 18. Berg, 19. Igel, 20. Diele, 21. es, 22. re, 23. Eseln, 24. Arie, 25. Esau, 26. Nota, 27. Jena, 28. Stelzbein.

Schiffsgewichte und Schiffsgeschwindigkeiten.

Die ungeheuren Stahl- und Eisenmassen eines Schiffskörpers, daneben bei Handelsschiffen die nicht unbeträchtlichen Ladungsmengen und bei Kriegsschiffen die gewaltigen Gewichte von Geschützen und Munition erfordern es, daß zur Fortbewegung dieser Riesenwerke entsprechende Maschinenleistungen hervorgebracht werden müssen, die in gleichem Ausmaß in stationären Landbetrieben nicht gebraucht werden. Wenn ein Schiff vom Stapel läuft und damit erstmalig in sein feuchtes Element hineingleitet, so macht sich der Laie keine Vorstellung davon, welch bedeutendes Gewicht von dem Wasser getragen wird. Greift man zum Beispiel als eines der bekanntesten deutschen Handelsschiffe den Schnelldampfer „Cap Polonio“ heraus, der unser größtes und schnellstes Passagierschiff im Verkehr zwischen Deutschland und Südamerika ist, so kommt man bei Betrachtung des Bruttobedarfs des zum Bau verwandten Stahlmaterials auf insgesamt 11 396 Schwergewichtstonnen zu je 20 Zentnern, wovon allein 7800 Tonnen = 156 000 Zentner auf die Stahlplatten entfallen, aus denen die Außenhaut zusammengefügt ist. Nimmt man nun die Ausrüstung, die drei Maschinen und 15 Kessel nebst allen Hilfsmaschinen, Wellen, Propellern und Rohrleitungen hinzu, so ergibt sich ein Hauptgewicht des leeren, fertig ausgerüsteten Schiffes von 19 400 Tonnen = 388 000 Zentnern.

Im Vergleich zu einem Eisenbahnzug, der auf glatten Schienen von der Lokomotive schnell vorwärts bewegt wird, ist die Maschinenanlage eines großen Dampfers ein Riese gegenüber einem Zwerg. Müssen doch die beiden Kolbenmaschinen und die zwischen beiden liegende Turbine, die nicht weniger als insgesamt 114 000 Schaufeln aus Manganbronze aufweist, zusammen über 20 000 Pferdestärken erzeugen, um den Schnelldampfer mit einer stündlichen Durchschnittsgeschwindigkeit von 18 Seemeilen durch das Wasser zu treiben. Eine Maschinenpferdestärke entspricht 75 Meterkilogramm und leistet eine mehr als dreifache Kraft wie ein lebendes Pferd. Mithin müßte man über 60 000 lebende Pferde vor den Schnelldampfer „Cap Polonio“ spannen, um ihn in der Stunde 18 Seemeilen fortzubewegen. Da eine Seemeile 1852 Meter lang ist, so beträgt der Vorwärtsgang des über 400 000 Zentner schweren Schiffskörpers der „Cap Polonio“ in der Sekunde 9,3 Meter, was etwa der Geschwindigkeit eines schnell fahrenden Fahrrades entspricht. Das Rennpferd kommt auf 13, der Schnellzug auf 17, eine Schwalbe auf 68 und eine schwere Granate auf 500 Meter in der Sekunde.

Während die mit Öl geheizten 15 Kessel der „Cap Polonio“ mit ihrem erzeugten Dampf die drei Hauptmaschinen und die vielen Hilfsmaschinen zu speisen haben, hat man auf den größten deutschen Motorschiffen, den durch ihre Studienfahrten und die Beförderung vieler Auswanderer nach Südamerika bekannten Schiffen „Monte Sarmiento“ und „Monte Olivia“, ersteres auch weithin bekannt durch die jährlichen wohlfeilen Touristenfahrten nach dem hohen Norden, keine Betriebskessel, sondern je vier Hauptmotore, die nach ähnlichem Prinzip arbeiten wie der Motor des Kraftwagens und mit 7600 Pferdestärken zwei Schraubenwellen 85 mal in der Minute drehen, wodurch dem Schiff eine Durchschnittsgeschwindigkeit von 14 Seemeilen in der Stunde = 26 Kilometer verliehen wird. Die Eigentümerin dieser genannten Schiffe, die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft, läßt als führende deutsche Reederei im Verkehr nach Brasilien und Argentinien augenblicklich einen neuen, noch größeren Schnelldampfer erbauen, der unter dem Namen „Cap Arcona“ voraussichtlich im Mai dieses Jahres vom Stapel laufen wird und eine noch größere Geschwindigkeit als die „Cap Polonio“ haben soll. Der Größe dieser Schiffe sind jedoch durch die beschränkten Tiefgangsverhältnisse auf dem La-Plata-Strom Grenzen gezogen, andernfalls wäre unsere Schiffbautechnik nicht auf der Größe der beiden „Cap“-Dampfer der Hamburg-Süd von 21 000 und 26 000 Bruttoregistertonnen stehengeblieben. Welcher Wertschätzung sich die deutsche Schiffbauindustrie im Ausland erfreut, geht erneut aus dem Umstand hervor, daß die gleiche Schiffswerft von Blohm & Voß in Hamburg, welche die beiden großen Schnelldampfer der „Cap“-Klasse der H. S. D. G. erbaute und noch im Bau hat, jüngst im Wettbewerb mit 16 ausländischen Schiffswerften den Auftrag erhielt, das größte schwedische Passagiermotorschiff zu erbauen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



WINTER IN AEGYPTEN

VERLAG VON J·J·WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4272. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 27. JANUAR 1927

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Glaubersalzquellen, Inhalatorium. Das ganze Jahr geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung. Fließend. Wasser. Bäderappartements.

Staatliches Bade-Café u. Konditorei. Große Konzerte.

Palast-Hotel Wettiner Hof mit Königsvilla. Mit höchstem Komfort.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Hotel zur Post. Bestempfohlen.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb. Fließendes Wasser.

Hotel Deutsches Haus. Angenehmer Aufenthalt. Beste Verpflegung.

Café „Morgenstern". Garten. Künstler-Konzert.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Haus Mignon. Vornehmes Familienheim.

Kurheim „Helene". Hochherrschaftlich.

Haus Erika. Vornehm, bestens empfohlen.

Bad Brambach

Stärkste Radium-Mineralquelle der Welt. Radium-, Trink-, Bade- und Einatmungskuren.

Bad Lausick

Stärkste Stahlquelle Mitteleuropas. Moor- und Stahlbäder. Luftkurort. Trinkkuren. Jahresbetrieb.

Bad-Nauheim

Villa Charlotte. Sommer und Winter geöffnet.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Wiesbaden

Das ganze Jahr voller Betrieb. Deutschlands größtes Heilbad.

Hotel und Badhaus Schwarzer Bock. 260 Betten. Fließ. Wasser.

Eden-Hotel. Modernster Komfort. Prächtige Lage. 120 Zimmer.

Bad Wildbad

Schwarzwald. Weltberühmter Kur- und Badeort. Thermalbäder. Alle neuzeitlichen Kurmittel.

„Bade-Hotel". Mit Thermalbädern. Jeglicher mod. Komfort.

Hotel „Post". I. Rang. Zentralheizung.

Hotel Pfeiffer „Zum goldenen Lamm". Vornehmes bürgerliches Haus. Pension.

Königsfeld

Badischer Schwarzwald.

Gasthof der Brüdergemeine. 100 Betten. Bäder. Zentralheizung.

Donaueschingen

Solbad und Höhenluftkurort.

Hotel „Zum Lamm". Feinbürgerliches Haus. Zentralheizung.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Sole-Kurbad. Alle medizinischen und elektrischen Bäder. Fremdenzimmer. Fließendes Wasser. Zentralheizung.

Hotel Post. Leithaus. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Hotel vier Jahreszeiten. Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.

Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Park-Hotel. Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.

Haus Hindenburg. Sonnige, freie Höhenlage.

Landhaus „Schönsicht". Wintersportgelände. Zentralheizung.

Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.

Pension Bergheim - Gmundberg. Vornehmes Haus.

Garmisch-Partenkirchen

Hotel und Kurhaus Risser See. Idealster Wintersportplatz. Jeglicher Komfort.

Hotel Haus Gibson und Hotel Schönblick. Häuser I. Ranges. Alle neuzeitlichen Annehmlichkeiten.

Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Prien

Bade- und Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

St. Andreasberg

Oberharz, 650 m über dem Meere.

Villa Elisabeth. In bevorzugter Lage.

Ballenstedt

Die Perle des Ostharzes. Idyllische Sommerfrische und Erholungsstätte. Herrliche Waldungen. Sanatorien.

Sanatorium Dr. Rosell. Schönste Waldgebirgslage. Beste Einrichtungen. Höchste Leistungen.

Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.

Blankenburg am Harz

Prospekt A durch die Kurverwaltung A.G.

Hotel weißer Adler. Neuzeitlich. Garten. Bäder.

Braunlage

Im sonnigsten Gebirgstal des Brockengebietes.

Haus Hütteberg. Pension 8 bis 10 Mark.

Haus Dümling. Preise 8–10 Mark.

Hotel Victoria. Pension. Café. Konzert.

Sanatorium Dr. Vogeler. Diätkuren. Moorbäder.

Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.

Brauner Hirsch — Berghotel. Führende Häuser, fließendes Wasser. Zentralheizung. Bäder.

Hahnenklee

Hotel Hahnenklee'er Hof. Erstes Haus. Ideales Wintersportgelände.

Villa Marie. Vornehmes Pensionshaus.

Bad Harzburg

Gebirgsluftkurort und Solbad mit Kochsalztrinkquelle „Krodo", heilt kranke Nerven und Stoffwechselkrankheiten.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort. Natürl. Sol- und Kohlensäure-Bäder.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Lautenthal

Oberharz

Hotel Prinzess Caroline. Jahresbetrieb. Quellen- und Fichtennadelbäder.

Mägdesprung im Harz

Kurhaus Meves. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Bad Sachsa

Glanzpunkt des Südharzes. Sommerfrische und klimatischer Kurort. Winterkurort.

Hotel Ratskeller. Gut u. reichlich.

Hotel Schröder, gut bürgerlich.

Kurcafé und Konditorei. Mit großem Garten.

Schierke

Am Brocken. Der alpine Luftkurort.

Hotel Waldfrieden. Fließendes Wasser.

Pension Assmann. Zentralheizg.

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerlichen Gesellschaft.

Torfhaus

Oberharz

Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

Wernigerode am Harz

Wiener Hof. Bestempfohlen. Zentralheizung.

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Trompeterschlößchen. Historische Sehenswürdigkeit. 120 Betten.

Hotel Stadt Weimar. 100 Zimmer. Neuzeitlicher Komfort.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Oberbärenburg

Berghotel und Kurhaus Friedrichshöhe.

Kipsdorf

Osterzgebirge

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Hotel Halali. Zentralheizung.

Oberwiesenthal

Café und Restaurant Friedrich. Gute Fremdenzimmer. Jahresbetrieb.

THÜRINGEN

Oberhof i. Th.

800–1000 m ü. d. M., bedeutender Höhenluftkurort und Wintersportplatz.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schloß-Hotel, erstklass. Jahresbetrieb.

Haus in der Sonne, Zentralheizung, fließendes Wasser.

Hotel Blum, rituelles Haus. Tel. 14.

Brotterode

Am Inselberg. 580 m. Höhenluftkurort. Angenehmer Sommer- und Winteraufenthalt. Preiswerte Unterkunft.

Friedrichroda

Thüringer Wald

430–710 m ü. d. M. Erstklassiger Wintersportplatz und Winter-Kurort. Rodel- und Bob-Bahn 2½ km. Sprungschanze. Skigelände usw.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Hotel Waldhaus Weimar. 35 neuzeitliche Zimmer.

Hotel Deutscher Kaiser, bester Ruf, schönste Lage.

Hotel Franzenshöh, schöne Aussicht, mäßige Preise.

Hotel Sanssouci, solides Haus ersten Ranges.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, gut bürgerlich, zentrale Gebirgslage. Mietskraftwagen.

Krummhübel

Hotel goldner Frieden, führendes Haus. Garagen.

Hotel Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus in bester Lage.

Weidmannsheil, Haus ersten Ranges, im eigenen Park und Wald gelegen.

Pension und Konditorei Concordia. (Oberkrummhübel.)

Schreiberhau

Riesengebirge, 500–900 m ü. d. M.

Sanatorium Hochstein. Individuelle klinische Behandlung.

Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

Hotel Josephinenhütte. Waldhotel.

Fremdenheim du Bois, erstklassig, großer Park.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Lucasmühle, altschles. Gaststätte, sehenswerte Bauart.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen.

Hirschberg

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

SEEBÄDER

Ostseebad Boltenhagen

Direkt an der See und Tannenwald gelegen.

Pension W. Westphal. Modern eingerichtet.

Hotel und Pension Ramm. Mitten im Walde.

Hotel und Pension Chr. Qualmann. Neu renoviert.

Heringsdorf

Sol- und Seebad. Klimatischer Luft-, See- und Waldkurort. Drei Stunden von Berlin.

Kurhotel „Quisisana". 85 Zimmer. Moderner Komfort.

Lindemanns Hotel. Das ganze Jahr geöffnet.

Travemünde

Das beliebte Seebad. Vorzügliche Badeeinrichtungen. Beste Wohnverhältnisse. Kurkonzerte. Sport.

ÖSTERREICH

Bad Gastein

Hotel Straubinger u. Austria. 220 Zimmer. Thermalbäder, fließendes Wasser.

Grand-Hotel „GasteinerHof". I. Ranges. Thermalbäder. Café.

Kurhaus Villa Regina. Thermalbäder. Fließendes Wasser.

Kurhaus-Café „Sponfeldner". Am Wasserfall.

Hotel Savoy. Ganzjährig. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Parkhotel Bellevue, vornehm, ganzjährig. Zentralheizung.

Hotel Mozart, jeder Komfort. Jahresbetrieb. Zentralheizung.

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

Igls bei Innsbruck

900 m ü. d. M.

Kurheim Schloß Igls. Behagliches deutsches Haus. Wintersport und Winterkur.

SCHWEIZ

Arosa

Schweiz, Graubünden. 1600 m ü. M.

Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.

Sanatorium Arosa. Heilanstalt für Lungenkrankheiten.

Sanatorium Villa Dr. Herwig. Für Leichtlungenkranke.

Grand Hotel Arosa. Sanatorium für Mittelstand.

Hotels Arosa-Kulm und Waldhaus Arosa. Fließendes Wasser. Bäder.

Hotel Bellevue. Bestempfohlen. Ideale Lage.

Kurhaus Surley. Idealer Aufenth.

Excelsior-Hotel. Vornehmstes Haus am Platze.

Hotel Seehof. Bestbekanntes Familien- und Sporthotel. Fließ. Wasser in allen Zimmern.

Basel

Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.

Hotel Kraft am Rhein. Moderner Komfort.

Chur

Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Davos

1560 bis 1860 m ü. d. M. Klimatischer Jahres-Kurort. Sportplatz.

Hotel Curhaus Davos. 250 Betten. 100 Südzimmer.

Hotel Pension Eisenlohr. Pensionspreis von Frs. 12.— an.

Park-Sanatorium. Eigener Kurpark und Wald.

Sport-Hotel Rhätia. Neuester Komfort.

Sanatorium Schatzalp - Davos für Lungenkranke. Modernster Komfort.

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Sans-Souci. Fließendes Wasser. Südzimmer.

Pension Villa Collina. Privatbalkone. Zentralheizung.

Lugano

Das Sonnenland.

Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Cademario - Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Sanatorium Monte Brè. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Grand Hotel Splendide. Am See. Das ganze Jahr offen.

Hotel Bellevue au Lac. Warm- und Kaltwasser.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Hotel Bristol. 120 Betten. Fließendes Wasser.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Gerber. Ruhige Lage. Garten. 50 Betten.

Hotel Meister. Ruhige Lage. Fließendes Wasser.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel Pension Müller. Moderner Komfort.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Hotel Walter. Am See. Komfortabel.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Luzern

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

Montreux

Genfer See.

Institution des Essarts. Pensionat für junge Mädchen. Komfortabel.

St. Moritz

2. Olympische Spiele 11.—19. Februar 1928.

Hotel Steffani.

Hotel Caspar Badrutt. Vornehmes Haus.

Hotel Bellevue au Lac.

Hotel Belvedere. Fließ. Wasser.

Hotel Colonder. Schöne Lage.

Pontresina

Grand Hotel Roseg. Erstklassiges Familienhotel.

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

ITALIEN

Abbazia

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort.

Palast-Hotel. Feinste Wiener Küche.

Hotel Auguszt. Wiener Küche.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Kuranstalten Dr. Lakatos: Neues Kurhaus. Villa Jeannette. Modernst eingerichtet.

Pension Maria Zawojski. Herrliche Zimmer.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Abbazia-Laurana

Hotel Regina, Hotel Quarnero, Grand Hotel. Häuser allerersten Ranges.

Iris. Neu eingerichtet. Fließendes Wasser.

Pension Regina. Haus I. Ranges.

Pension „Beauregard". Direkt am Strand.

Bordighera

(Italienische Riviera)

Grand-Hotel Cap Ampeglio. Erstklassig. mod. Komfort.

Grand-Hotel du Parc. Jeglicher mod. Komfort.

Hotel Continental. Erstklass. Familienhaus, mod. Komfort.

Bozen

Hotel Schgraffer. Mod. Komfort.

Gries bei Bozen.

Hotel Badl. Eigenbauweine. Fließendes Wasser.

Pension Astoria. Herrliche Lage.

Hotel Austria. I. Ranges. Moderner Komfort.

Sanatorium Grieserhof. Jahresbetrieb.

Pension Quisisana. Pension von 35 L. an.

Malcesine

Hotel Italia. Bäder. Fließendes Wasser.

Grand Hotel Malcesine. Ruhige Lage.

Meran

Südalpiner Trauben- und Luftkurort. Sonniges Klima. Moderne Kurmittel. Jeder Komfort.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Tschoner. Im eigenen Park.

Hotel Regina. Fließend. Wasser.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Sanatorium Martinsbrunn. Moderne Heilbehelfe. Großer Park.

Sanatorium Hungaria. Für Tuberkulose. Therapie.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Santa Margherita (Rapallo)

Imperial-Palace, absolut erstklass. Jahresbetrieb.

San Remo

Hotel Miramare-Continental-Palace. Erstklass., direkt a. Meere.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Hotel Eden, einziges deutsches Lido-Hotel. Fließendes Wasser.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

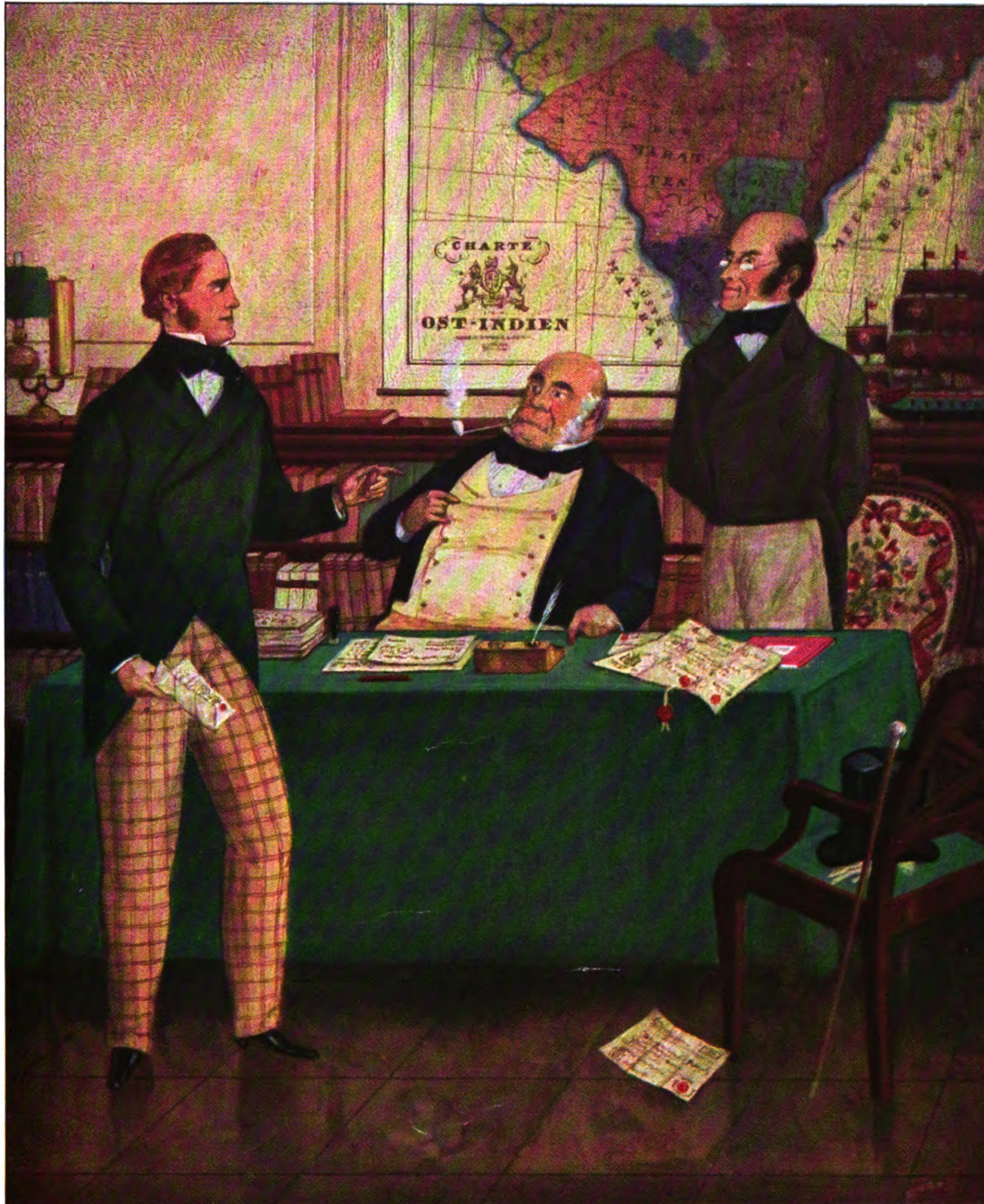
»» In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ««

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4272. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 27. Januar 1927.



Illustrirte Zeitung



Aus dem bedeutenden Rubens- und Van-Dyck-Fund in der Akademie der Bildenden Künste zu Wien: Mariä Himmelfahrt, eins der neuentdeckten Werke von van Dyck.

(Hierzu ein Beitrag „Der große Wiener Rubens- und Van-Dyck-Fund" auf Seite 116 und 117.)





Von der Deutschlandreise der sechzig Teilnehmer zählenden argentinischen Studienkommission: Die Besucher als Gäste des Norddeutschen Lloyds im Ratskeller zu Bremen nach der Besichtigung der Stadt und einem Empfang beim Senat am 18. Januar.

Links oben:
Von dem Eisenbahnunglück bei Poggenhagen auf der Strecke Bremen-Hannover am 18. Januar: Die durch den Zusammenstoß zweier Güterzüge zur Entgleisung gebrachten, mit Straßenbahnwagen beladenen Güterwagen.



Der Besuch des Kreuzers „Hamburg" in Ägypten: Während eines Ausflugs der Mannschaft ins Innere des Landes am 1. Januar; die Karawane vor der Cheopspyramide.



Rechts nebenstehend: Von den Deutschen Eislauf-Meisterschaften im Sportpalast zu Berlin am 19. Januar: Die drei Besten beim Schnellauf-Handikap, Meyke, Schönbrod und Grund (von links nach rechts, in der Reihenfolge der Leistung).





Links: Vom Hochwasser der Elbe: Der über seine Ufer getretene Strom in der Nähe von Dessau. — Im Oval: Vom ersten diesjährigen Winter-Rennen in Garmisch-Partenkirchen am 16. Januar: Blick auf die Bahn während des Rennens um den Großen Preis von Garmisch-Partenkirchen.

NIKARAGUA – MEXIKO UND – PANAMA

VON DR. OTTO LUTZ

Die mittelamerikanische Krise, die seit dem bewaffneten Eingreifen der Vereinigten Staaten von Amerika in Nikaragua die Welt wieder einmal in Spannung hält, schien eine Zeitlang zu einer gewaltsamen Lösung zu drängen, einer Lösung des Problems überhaupt, in dessen Mittelpunkt weder die mexikanischen Ölfelder noch die üblichen Saisonrevolutionen oder andere lokale Störungen stehen, sondern der Panamakanal als Werkzeug des Imperialismus der Vereinigten Staaten. Der mexikanische Zwist um die Erdölkonzessionen ist eine Sache für sich und hält nur, ebenso wie der Bruderkrieg zwischen den nikaraguanischen Volkshelden Sacasa und Diaz, einen künstlich hervorgerufenen Zusammenhang mit den wirklichen Tatsachen, die der Welt verschwiegen werden.

Die Öffentlichkeit pflegt ein kurzes Gedächtnis zu haben. Die Begebenheiten der Welt rollen wie die Flimmerbilder des Films immer so vor ihr ab, wie sie gesehen sein wollen. Das Problem Mittelamerika ist nicht von heute und nicht von gestern. Es ist mehr als ein Jahrhundert alt und feierte seine Geburtsstunde mit der Monroedoktrin, dem anfänglich so unschuldsvollen, gesalbten politischen Evangelium der Union, die jede fremdkontinentale Einmischung in ihre Besitzrechte ablehnte. Die Union hatte damals durch Angliederung und Annexion beträchtliche Teile Mexikos an sich gerissen und ihren territorialen Besitz abgeschlossen. Die innere Kolonisation, der Zug vom Osten nach dem wilden Westen und die Erschließung der ungeheuren Ländereien, erforderte fast ein Jahrhundert lang alle verfügbaren Kräfte der Nation.

Das englische Interesse am Bau einer interozeanischen Wasserstraße in Mittelamerika wurde durch einen Vertrag (1850), der beide Partner an der Ausführung hindern sollte, lahmgelegt. Erst als die französischen Kanalgesellschaften ihr zusammengebrochenes Werk der Regierung in Washington anboten und der siegreiche Ausgang des Spanisch-Amerikanischen Krieges die Union mit einem Schlag in die Reihe der Kolonialmächte erhob, wurde diese Bindung durch ein geschicktes diplomatisches Manöver gelöst. Die Vereinigten Staaten sicherten sich in einem zweiten Vertrag die alleinigen Bau- und Besitzrechte an der Wasserstraße zwischen den Ozeanen. Mit dem Bau und der Vollendung des Panamakanals war das Schicksal Mittelamerikas besiegelt, die Monroedoktrin zu einem Machtfaktor rein nordamerikanischer Ausprägung geworden. Amerika den Nordamerikanern! Die Wasserstraße, die zunächst als strategisch politisches, in zweiter Linie als wirtschaftliches Werkzeug des jungen Imperialismus Roosevelts galt, erheischte Sicherungen, die in unzweideutig militärischer Form die bekannte Forderung Hayes ausdrücken sollten, „uns Amerikanern gehört jedes zentralamerikanische Kanalgebiet im Namen unserer Macht und Wohlfahrt, Verteidigungsfähigkeit und Sicherheit“. Von Key West über Guantanamo (Cuba), Porto Rico und San Tomas wurde der gewaltige Befestigungsring über die unmittelbare Umgebung des Kanals hinaus westwärts um die Küsten des Stillen Ozeans, Hawai und die Philippinen gebreitet. Die Fonsecabucht der nikaraguanischen Gestade fiel unter Druck der bewaffneten Macht durch Kauf an die Union. Das Land selbst hat mit kurzer Unterbrechung seit 1916 amerikanische Besatzungen auf seinem Boden gesehen. Mehr als eine Revolution tobte unter den Bajonetten der Marineinfanterie der Vereinigten Staaten, die jeweils dem von Washington gutgeheißenen Präsidenten zur Herrschaft verhalf. Um Petroleum oder andere Schätze handelte es sich nicht, es galt vielmehr, die künftige Route des Nikaragua-Kanals gegen jeden Eingriff von außen zu sichern. Der mit Nikaragua 1916 geschlossene Vertrag räumte der Union die ausschließlichen künftigen Bau- und Territorialrechte ein. Nikaragua hatte sich mit diesem Vertrag seiner Selbständigkeit begeben.

Der kleine Bruderzwist zwischen dem liberalen Präsidentschaftskandidaten Sacasa und Diaz, dem Günstling der Amerikaner, hat nur deshalb so viel Aufsehen erregt, weil die amerikanische Presse ihn in ursächlichen Zusammenhang mit dem mexikanischen Streit um die Ölkonzessionen brachte. Zweifellos haben die Revolutionskomitees Sacasas in den Nachbarländern, auch in Mexiko, Unterstützung gefunden. Das ist alter Brauch in diesen unruhigen Ländern. Keinesfalls aber wäre infolge der Wirtschaftslage seines Landes der mexikanische Präsident Calles imstande gewesen, eine Unterstützung durch seine Regierung zu leisten. Sonst wäre seine Haltung gegenüber den Öltrusts erschwert worden, und die Washingtoner Drahtzieher hätten aus ihren Geheimfonds neue Unruhen in seinem eigenen Lande hervorgerufen. Der diplomatische Schachzug, die Frage der Ölkonzessionen einem Schiedsgericht zu unterwerfen, hat das Gerede von einer Unterstützung der Revolution in Nikaragua denn auch alsbald verstummen lassen. Es schien eine Zeitlang, als ob die Amerikaner entschlossen wären, die mittelamerikanische Frage einschließlich Mexiko mit bewaffneter Hand aufzurollen und, nachdem sie die Seezugänge zum Kanal gesichert hatten, auch die Landbrücke von Texas bis zum Festungsglacis von Panama endgültig einzubegreifen. Die Mobilmachung der Seestreitkräfte ließ darauf schließen, daß der unrühmliche Vormarsch Pershings (1917) durch die Sandwüsten und Kakteenhecken Nordmexikos nicht wiederholt würde, sondern die Ölfelder von der Küste aus besetzt worden wären. Einstweilen läßt man die Dinge auf mexikanischem Boden in der Schwebe, während Nikaragua als zentraler Punkt des immer weiter landwärts nach Norden sich dehnenden Kraftfeldes der Amerikaner in ihrer Hand bleibt. Die Revolution der Liberalen wird abgedrosselt, dem Vasallenstaat unter einer nominellen Selbständigkeit jedes eigene Handeln unmöglich gemacht und damit der Weg des künftigen Kanals für alle Zeiten entschieden.

Die amerikanische Einmischung in Nikaragua hat ihre tiefere Ursache in der einfachen Tatsache, daß die Schleusen am Panamakanal für die von England neuerdings vom Stapel gelassenen Großkampfschiffe zu schmal sind. Die Union muß infolge des Washingtoner Flottenübereinkommens an dem von England diktierten Wettrüsten zur See teilnehmen. Die neuen Überdreadnoughts haben eine Breite von 38 m und mehr, bedingt durch die Massierung der drei oder vier auf dem Vorderdeck übereinandermontierten Geschütztürme, durch deren schwere Kaliber der Gegner in wenigen Augenblicken unter vernichtendes Feuer genommen werden kann. Die weitere Entwicklung der Schiffbautechnik sieht noch größere Breitenausdehnung vor. Die Schleusen am Panamakanal haben aber nur eine nutzbare Breite von 33 m, so daß der Kanal als Operationsbasis der Kampfgeschwader wertlos würde. Eine Erweiterung der Kunstbauten aber ist technisch infolge der Eigenart der Fundamentierung unmöglich, so daß in der Tat der Neubau eines Kanals sich nicht umgehen läßt. Diese Forderung ist den Eingeweihten längst bekannt. Sie ist lediglich deshalb nicht erhoben worden, weil man hoffte, das Schiffbauprogramm würde zu weniger breiten Einheiten übergehen. Der Öffentlichkeit gegenüber begründete man die Notwendigkeit des Neubaues mit der Angabe, der Panamakanal würde in absehbarer Zeit die Grenze seiner Leistungsfähigkeit erreicht haben. Man suchte aus der schnellen Verkehrszunahme der ersten zehn Jahre nach Eröffnung diese Behauptung zu erhärten. Tatsächlich hat der Durchgangsverkehr in Panama mit der Rekordziffer der Jahre 1922/23 die Leistung des fünfzigjährigen Suezweges etwas überholt. Die in den folgenden Betriebsjahren aber gleichbleibenden Durchfahrtsziffern (5000 Schiffe, etwa 25 Mill. Ladetonnen) lassen erkennen, daß die weitere Entwicklung sich in langsamerem Tempo vollziehen wird. Die heutige Leistung (15 pro Tag) entspricht knapp einem Drittel der errechneten Höchstzahl von Durchschleusungen, die aus der Wasserhaltung des Gatunsees gespeist werden können (45 am Tage). Es wird noch einige Zeit dauern, bis der Kanal seine maximale Belastung erfahren wird. Aus weltwirtschaftlichen und verkehrstechnischen Gründen besteht demnach zur Stunde wenigstens nicht die unbedingte und dringende Notwendigkeit, einen Entlastungsweg zu bauen, wie es die Union vorgibt. Die Forderung eines Neubaues stützt sich vor allem eben auf die Tatsache, daß die Schlachtschiffe der Zukunft die Schleusen am Kanal nicht passieren können.

Ob der neue strategische Wasserweg durch den regulierten, stromschnellenreichen San-Juan-Fluß in den Nikaraguasee führen wird, um von hier aus die 40 m hohe Abdachung nach dem Stillen Ozean in einigen Schleusenterrassen zu überbrücken, ist der nächsten Entscheidung vorbehalten. Die Baukosten dieses Kanals sind höher als die des Panamaweges, aber vor finanziellen Opfern pflegt die amerikanische Regierung nicht zurückzuschrecken, wenn es gilt, machtpolitische Ziele zu erreichen. Auch die unmittelbare Nähe tätiger Vulkane und die häufig in jener Gegend auftretenden Erdbeben vermögen der Entschlossenheit und dem Wagemut amerikanischer Ingenieure keine Fesseln anzulegen. Andere Vorschläge für den Weg des neuen Kanals gehen dahin, die Wasserhaltung in Panama zu benutzen und an geeigneter Stelle neue, breitere Kunstbauten zu errichten.

Wie dem auch sei, die Entscheidung über den Weg wird in absehbarer Zeit fallen, nachdem durch die letzten Ereignisse die politischen Hemmungen beseitigt und die Frage der Oberhoheitsrechte in dem künftigen Baugebiet zweifellos geklärt worden ist. Die Union wird diesen Kanal bauen, diesmal nicht zum „Segen der Menschheit“, sondern weil der übertriebene Rüstungseifer der „befriedeten Welt“ es erfordert.

TAGESGESCHICHTE

Mit dem Tode der ehemaligen Kaiserin Charlotte von Mexiko, der Tochter Leopolds I. von Belgien, ist ein Leben voller Tragik zu Ende gegangen. Am 19. Januar starb sie auf Schloß Bouchout in Belgien nach sechzigjähriger Wahnsinnszeit im 87. Lebensjahre. Sie war am 7. Mai 1840 geboren und heiratete mit siebzehn Jahren den österreichischen Erzherzog Maximilian, Bruder Kaiser Franz Josephs, der, früher Statthalter von Lombardo-Venetien, im Jahre 1864 den von Napoleon III. gegründeten mexikanischen Kaiserthron bestieg. Als später dem schwer Bedrängten Frankreich seine Hilfe entzog, verließ Kaiserin Charlotte heimlich Mexiko und fuhr nach Frankreich, um beim französischen Kaiser Unterstützung für ihren Gatten zu erwirken. Napoleon, politisch anderweit beschäftigt, schlug ihre Bitten ab. Da traten die ersten Zeichen des Wahnsinns bei ihr auf. Noch suchte sie dann Papst Pius IX. für ihre Sache zu gewinnen — vergeblich. Nun brach die Tobsucht offen zutage. Die Erschießung des gefangenen Kaisers Maximilian, die am 19. Juni 1867 erfolgte, hat sie nie erfahren. Sie wurde erst in das Schloß Tervueren (Belgien) und später nach Schloß Bouchout gebracht, wo sie bis zu ihrem Tode in Pflege blieb.

Die chinesische Frage beherrscht immer noch die Außenpolitik Englands. Die englischen Vorschläge an die Kantonregierung wegen der wirtschaftlichen Konzessionen haben nicht die auf sie gesetzten Hoffnungen erfüllt. In Anbetracht dieser Lage hat sich die Regierung dazu veranlaßt gesehen, die britische Flotte in den chinesischen Gewässern zu verstärken, um damit einen Druck auszuüben. Der weitere Verlauf der chinesischen Krise ist jedenfalls vorläufig noch nicht abzusehen.

In Bremen traf am 17. Januar eine argentinische Studienkommission ein, bestehend aus 60 Teilnehmern, Gelehrten, Abgeordneten und Pressevertretern. Freiherr v. Hünefeld vom Norddeutschen Lloyd begrüßte die Gäste bei ihrer Ankunft. Am nächsten Tage fanden Besichtigungen und ein Empfang beim Bremer Senat statt, an die sich am Abend ein vom Norddeutschen Lloyd gegebenes Essen im Ratskeller anschloß. Von Bremen fuhr die Kommission nach Hamburg weiter.

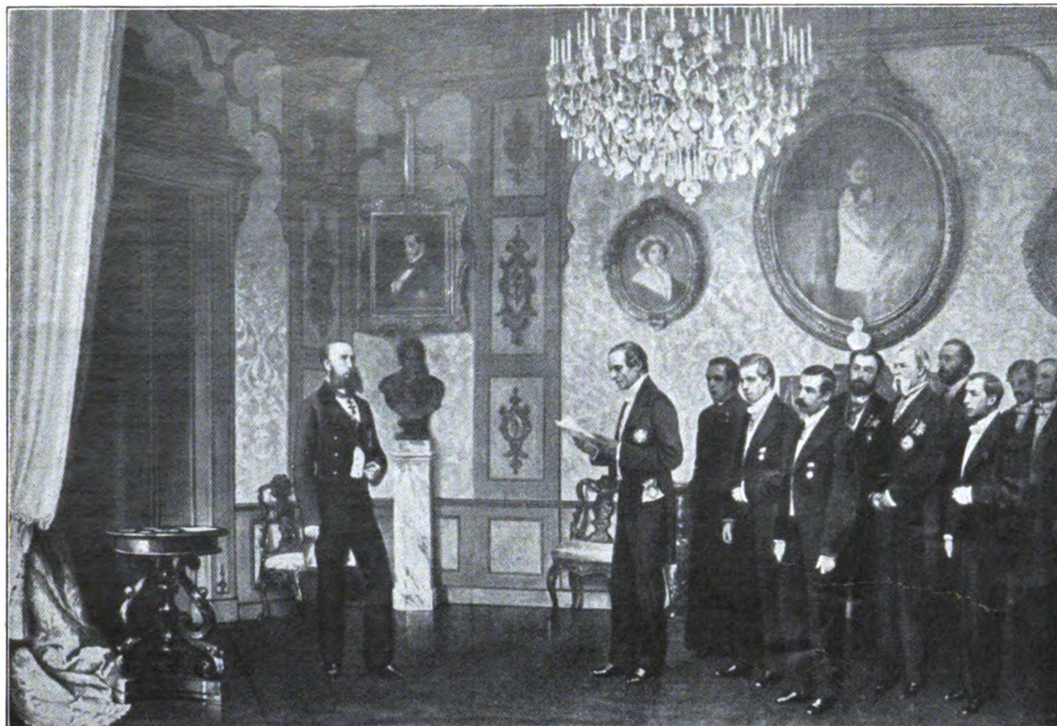
Auf der Strecke Hannover—Bremen ereignete sich am 18. Januar bei der Station Poggenhagen ein Eisenbahnunglück. Zwei Güterzüge stießen zusammen, und ein entgleister Wagen geriet dabei noch in einen auf dem Bahnhof haltenden Personenzug. Ein Beamter des Zugpersonals kam bei dem Unglück ums Leben.

Ebenso wie die Oder, führte die Elbe infolge der in ihrem Quellgebiet eingetretenen Schneeschmelze ziemlich starkes Hochwasser. Besonders in Anhalt wurden dadurch weite Flächen bei Dessau unter Wasser gesetzt.

Der erste Tag des Winterrennens in Garmisch-Partenkirchen (16. Januar) brachte bei glänzenden Schneeverhältnissen einen schönen Erfolg. Die Trabrennen, Skijöring mit und ohne Reiter, Herrenfahren usw. boten ein abwechslungsreiches Programm. Auch an dem nächsten Renntag, am 23. Januar, an dem fünf Trabrennen, darunter zwei Herrenfahren und zwei Skijöring-Rennen, veranstaltet wurden, fanden wieder fesselnde Wettkämpfe statt.

Ein großer Eislauftag im Berliner Sportpalast war der 19. Januar. Zum Austrag gelangten Kunstlaufmeisterschaften des Deutschen Eislaufverbandes. Bei den Damen verteidigte Frau Brockhöft den Meistertitel, den sie bereits sechsmal erwerben konnte, und blieb auch in diesem Jahre Siegerin. In der Herren-Meisterschaft behauptete sich auch diesmal der langjährige Titelinhaber Rittberger gegenüber seinem aussichtsreichen Konkurrenten Franke. Das Herren-Junioren-Laufen zeigte erfreuliche Leistungen des Nachwuchses. Es folgten noch ein Paarlauf-Wettbewerb und ein Schnellauf-Handikap, aus dem Meyke, Berlin, als Sieger hervorging. Zum Schluß kam ein Eishockey-Wettspiel zwischen der deutschen Auswahlmannschaft und der internationalen Mannschaft des Berliner Schlittschuhklubs zum Austrag, bei dem die Berliner mit 7:2 gewannen.

Bühnenschau. Selbst Autoren von Rang, deren dramatische Werke durchaus nicht wirkungslos über die Bretter gegangen sind, scheinen sich zu der Ansicht zu bekennen, mit Lustspielen könne die Sprechbühne am besten gegen die Konkurrenz der Kinos ankommen. So bringen Kornfeld und Hasenclever, beide ehedem Anhänger expressionistischer Kunst, Komödien. Paul Kornfeld, der Prager Novellist und Dramatiker, benennt sein neues Lustspiel „Kilian oder die gelbe Rose“ (Erstaufführung am Alten Theater zu Leipzig am 19. Januar). Darin macht er sich lustig über den in unseren Tagen beliebten Hang, philosophasternde Schnellberühmtheiten urteilslos anzubeten und sich an einer blinden Scheingeistigkeit zu berauschen. Aus einer unbefriedigenden Ehe heraus sucht Frau Samson Ersatz im Übersinnlichen und bemüht sich, auch ihre Umgebung für ihr Ideal zu gewinnen. Eines Tages soll eine vielgefeierte philosophische Größe ihren Kreis aufsuchen. Durch eine Verwechslung hält man allgemein den zufällig auftretenden Buchbinder Kilian für den Erwarteten. Kilian findet sich rasch in seine Rolle und verabreicht der begeisterten Zuhörerschar eine saftige Portion okkultistischen Ragouts. Als zum Schluß die





Kaiserin Charlotte auf dem Totenbette.

Links nebenstehend:

Erzherzog Maximilian beim Empfang der mexikanischen Deputation, die ihm die Kaiserkrone Mexikos anbietet, auf Schloß Miramar bei Triest am 3. Oktober 1863.



Im Oval:

Jugendbildnis der verstorbenen Kaiserin.

Zum Tode der Kaiserin Charlotte von Mexiko, Witwe des Kaisers Maximilian von Mexiko und einziger Tochter des Belgierkönigs Leopold I., am 19. Januar auf Schloß Bouchout bei Brüssel im Alter von 86 Jahren.

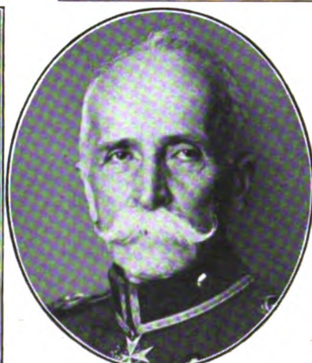
Gloriole des falschen Propheten bedroht ist, versteht es Kilian doch noch, sein Ansehen zu retten. Dazwischen rankt sich eine Liebesgeschichte, bei der eine „gelbe Rose" symbolische Bedeutung trägt.

Walter Hasenclevers zweiaktige Komödie „Ein besserer Herr" erlebte im Frankfurter Schauspielhaus am 12. Januar ihre Uraufführung. Hasenclever hat sich in diesem Stück von seinen bisherigen Themen entfernt und sich einer satirischen Kritik unserer Zeit zugewandt. Der kühl rechnende Geschäftsmann Compaß verlangt von seiner Tochter Lia, sie solle sich verheiraten. Lia setzt also kurz und sachlich eine Annonce in die Zeitung. Auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege lernt sie den Heiratsbureauinhaber und Heiratsschwindler Möbius in der Rolle des „Besseren Herren" kennen. Und da kippt auf einmal die Seelenhaltung beider von nüchterner Geschäftlichkeit ins lyrische Bereich seliger, himmelhochjauchzender Liebe hinüber — mit der „Neuen Sachlichkeit" ist's plötzlich vorbei. Das verliebte Paar beschließt, zu heiraten; Lia übersieht großzügig den ihrem Bräutigam anhaftenden Makel, und ihr Vater läßt sich durch die Geschäftstüchtigkeit seines künftigen Schwiegersohns gewinnen. Die Heirat kommt also zustande, und der Herr Möbius wird Generalvertreter des schwiegerväterlichen Handelsbetriebs in Sansibar. Eitel Glück und Wohlbefinden! Compaß junior zieht die Konsequenzen, begibt sich auch auf den von der Familie beschrittenen Weg der Gefühle und heiratet die Zofe seiner Mutter. Radio-Shimmymusik mit Tanz bildet den ironischen Schluß. — Intendant Weichert, der mit Ludwig Sievert als Bühnenbildner vor neun Jahren schon Hasenclevers aufsehenerregendes Drama „Der Sohn" zur Uraufführung brachte, verstand das Stück geschickt anzupacken. So folgten denn die Zuschauer gern und mit offenbarem Vergnügen diesem lebhaften, amüsanten Lustspiel, das bisweilen ins Bereich des Schwankes gleitet.



Szenenbild von der Erstaufführung der Komödie „Kilian oder die gelbe Rose" von Paul Kornfeld am Alten Theater in Leipzig am 19. Januar.
Von links nach rechts: W. Walter als Schiroga; Pamela Wedekind als Erika Samson; Fritz Wendel als Mantl; A. Schlageter als Kummer; Thessa Wenk als Frau Samson; Erh. Siedel als Kilian; Marie Schippang als Gräfin Ziegeltrum; W. Lieber als Julius. (Phot. E. Genthe, Leipzig.)





Links: Fernando Espinosa de los Monteros, bisher Generalsekretär im Ministerium des Außeren in Madrid, wurde zum spanischen Botschafter in Berlin ernannt. — Rechts: Ludwig Freiherr v. Gebsattel, bekannter bayrischer Heerführer während des Weltkrieges, Teilnehmer der ostasiatischen Expedition im Stabe Waldersee (1900/01), beging am 15. Januar seinen 70. Geburtstag.





Links: Geh. Hofrat Dr. Otto Wiener, Professor der Physik an der Universität Leipzig und Direktor des Physikalischen Instituts, namhafter Gelehrter, † am 18. Januar im Alter von 64 Jahren. — Rechts: Dr. phil. et med. Max Dessoir, Professor der Philosophie an der Universität Berlin, bedeutender Vertreter der Ästhetik und Psychologie, kann am 8. Februar seinen 60. Geburtstag feiern.



Von der Uraufführung der Komödie „Ein besserer Herr" von Walter Hasenclever am Schauspielhaus in Frankfurt a. M. am 12. Januar: Boxkampfszene mit (von links nach rechts) Franz Schneider als Möbius, Lilli Ferrat als Lia Compaß, Friedrich Ettel als v. Schmettau und Karl Luley als Polizist. (Phot. K. Bauermann, Frankfurt a. M.)



Von der Entsendung englischer Truppen nach Schanghai: Abmarsch der Soldaten zum Bahnhof von Portsmouth (England), von wo aus sie nach China verschifft werden.



Oben rechts: Selbstschutz gegen chinesische Angriffe: Freiwillige Truppen mit einem Panzerauto im Europäerviertel von Schanghai.





Im unruhigen Schanghai: Streikende Kulis in der Hafengegend.

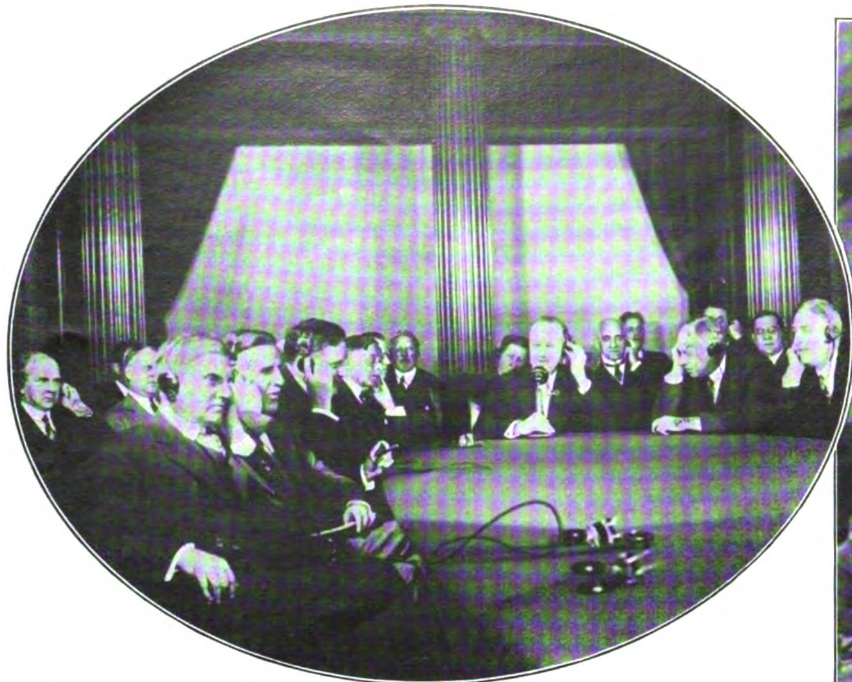
Links nebenstehend: Chinesische Soldaten bei der Untersuchung von vorüberfahrenden Automobilen in der Nähe der Regierungs- und Gesandtschaftsgebäude in Schanghai.





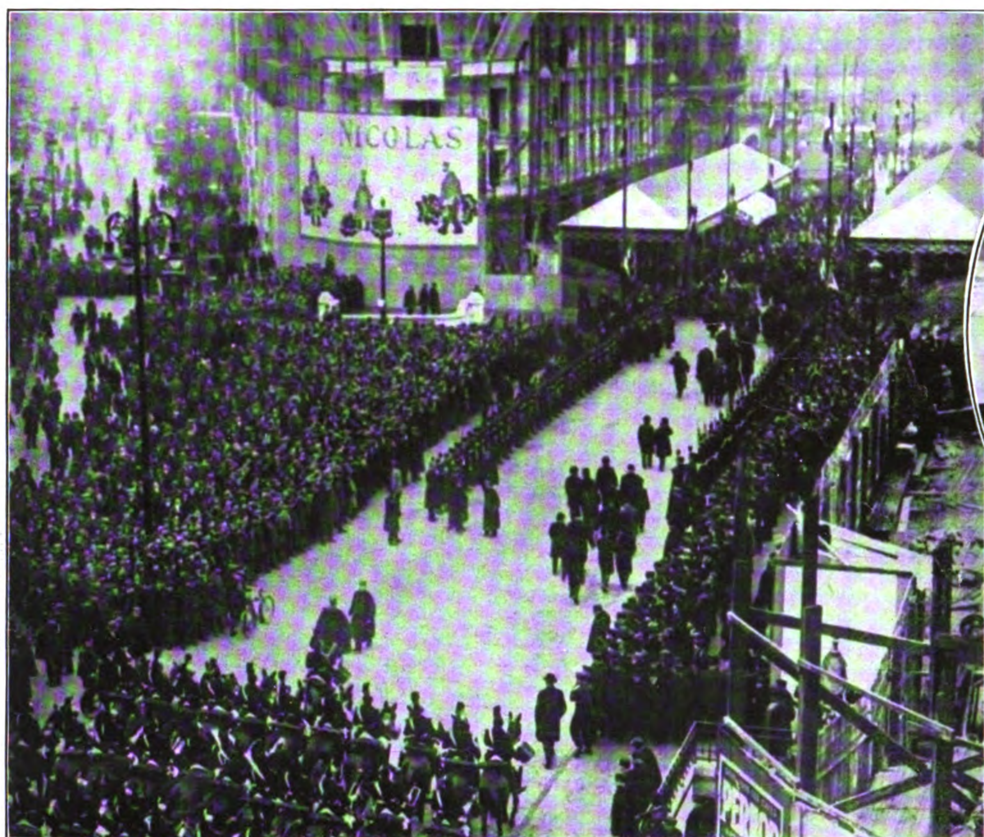
Kampfvorbereitung und Rekrutenausbildung in der chinesischen Armee: Links: Ladeübung. Im Oval: Während der Instruktionsstunde.

CHINAS WIDERSTAND GEGEN DIE FREMDEINFLÜSSE

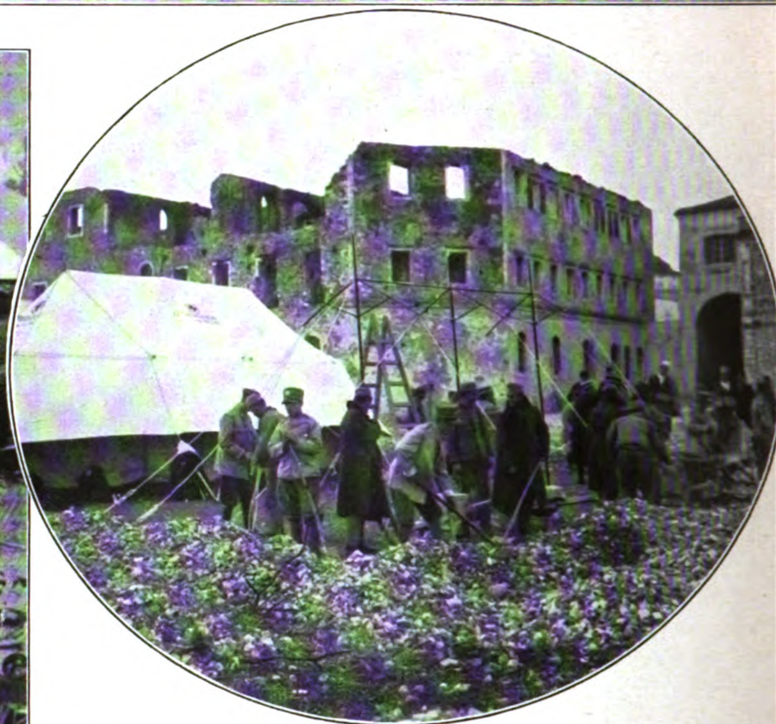




Von der Eröffnung des drahtlosen Telephonverkehrs zwischen England und Amerika am 7. Januar: Im Oval: In der Neuyorker Telephonstation während des ersten Gesprächs mit London. Vorn von links nach rechts: Direktor Bloom, Dr. F. B. Jewett und Präsident Walther Gifford von der amerikanischen Telephon-Gesellschaft. Rechts: Der Innenraum der Station „Rocky Point“ auf Long Island, der amerikanischen Telephonzentrale.

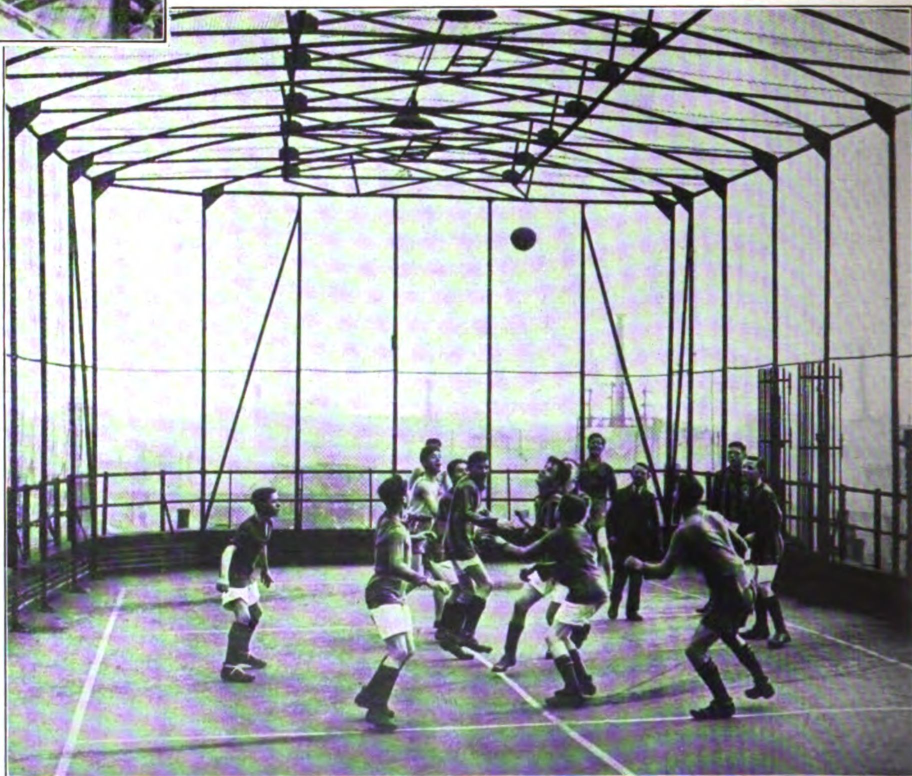


Von der Eröffnung des soeben fertiggestellten Boulevard Haußmann in Paris: Während der Einweihung des neuen Boulevards in Gegenwart des französischen Staatspräsidenten Doumergue. Der Boulevard ist durch Durchbruch von Place de la République zu Place de l'Etoile geschaffen worden.



Von dem Erdbeben, das vor kurzem Albanien heimsuchte: Albanisches Militär und zur Hilfeleistung entsandte italienische Soldaten bei der Errichtung von Zelten für die Obdachlosen in der Hauptstadt Durazzo.





Links: Fürsorge für tuberkulöse Kinder durch die Stadt Neuyork: Schulkinder während des Unterrichts auf der Fahrt mit einem von der Stadt angekauften alten Fährdampfer auf dem East-River. — Rechts: Ein Fußball-Sportplatz auf dem Dache: Angestellte beim Fußballspiel nach Feierabend auf dem Dach ihrer Arbeitsstätte in London.

Das Volk der Viersinnigen.

Geschichte einer abenteuerlichen Höhlenerforschung. + Von Hans Schliepmann.

I.

Doktor Sommers Plan.

Auszug aus den Verhandlungen der „Gesellschaft der Helfenden", Vereinigung von Gelehrten und Praktikern zum Wiederaufbau deutscher Wissenschaft, Technik, Industrie und Volkswirtschaft.

Berlin, den 1. April 19...

Anwesend:
Generalkonsul v. Blaßdörer als I. Vorsitzender,
Geheimrat Prof. Rittersmann als II. Vorsitzender,
Dr.-Ing. Fernsichter als Schriftführer,
Zeitungsverleger Kommerzienrat Treffaß als Kassenwart,
Frau Geheimrat v. Zeugmann, Geheimrat v. Wahlenfeld, Fabrikbesitzer Güldenkraut als Beisitzer,
Dr. med. Peter Sommer als Gast
usw.

— — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

I. Vorsitzender: Ich gebe nunmehr das Wort Herrn Doktor Sommer, der den meisten Anwesenden aus seinen vielfachen Veröffentlichungen auf anthropologischem und geographischem Gebiete bereits rühmlich bekannt sein dürfte, zur Darstellung seines Planes, der in der letzten Vorstandssitzung schon von Herrn Kommerzienrat Treffaß lebhaft befürwortet wurde. Es handelt sich um eine Durchforschung der weltbekannten Adelsberger Grotte auf einem ganz neuen und ingeniösen Wege.

Dr. Sommer: Meine Damen und Herren! Zunächst möchte ich Ihrem verehrten Vorstand meinen wärmsten Dank abstatten, daß er mir die schätzenswerte Erlaubnis gegeben hat, meine Ideen vor einer so hochillustren Versammlung zu entwickeln. Ich weiß diese Ehre um so höher zu schätzen, als ich mich keineswegs zu den Leuchten irgendeiner Wissenschaft zählen kann. Alles, was etwa von mir zu sagen ist, drängt sich auf die paar Daten zusammen, daß ich am 3. Februar 1880 in Berlin geboren bin, hier und in Halle Medizin studierte, schon einmal Todeskandidat war, eine Lungenattacke aber durch einjährigen Aufenthalt im Engadin völlig überwunden habe, also jeder Anstrengung gewachsen bin, was für meinen Plan nicht unerwähnt bleiben darf. Ich habe mich hier schon vor zehn Jahren als praktischer Arzt aufgetan, habe weder Steuern hinterzogen noch dem Totengräber sonderlich zu tun gegeben (Heiterkeit), noch auch Zusammenstöße mit den staatlichen Gewalten gehabt; hoffe auch polizeilich ein unbeschriebenes Blatt zu bleiben. — Ich habe in meinen Mußestunden nur ganz ungefährliche Steckenpferde geritten, und zwar meistens ins wissenschaftliche Gebiet hinein, wenn auch nicht in mein eigenstes. Und nun möchte ich es gar zu einem Ritt ins wilde romantische Land aufzäumen. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen davon ein Viertelstündchen vorträume.

Von Kindesbeinen an habe ich den unwiderstehlichen Trieb gehabt, irgendwohin zu gelangen, wo vor mir noch kein Mensch gewesen, und hinter das Innere der Dinge zu kommen. Kein Winkel auf unserem Dachboden war mir unheimlich; je versteckter, desto schöner erschien er mir.

Zwei Bücher aus der Knabenzeit haben den Grund zu dieser geradezu leidenschaftlichen Sehnsucht gelegt: Hauffs „Höhle von Steenfull" und eine Abbildung und Beschreibung der Adelsberger Grotte in einem alten „Jugendfreund" von Franz Hoffmann. Und mit mir selber wuchs die fixe Idee, alle Geheimnisse dieses unterirdischen Weltwunders im Karst erforschen zu müssen.

Ich wußte nun, daß jener kleine Fluß, die Poik, der bei Adelsberg in die magischen Tropfsteingewölbe fällt, mit spärlicher Wassermenge als Unz wieder zutage tritt. Wo bleibt nun das übrige Wasser? Gliederte es sich in einem unterirdischen Arm ab, der sich dann mit der später wieder verschwindenden Unz unter der Erde vereinigte, um bei Oberlaibach plötzlich wieder, nun schon als schiffbares Gewässer, dem Boden zu entsteigen? — Niemand konnte es sagen!

Sobald ich aus meiner ärztlichen Praxis die nötigen Mittel gewonnen hatte, reiste ich denn auch nach dem Orte meiner Sehnsucht. Ich sah alle die Herrlichkeiten, von denen ich geträumt hatte, mit deren Beschreibung ich aber Ihre kostbare Zeit nicht in Anspruch nehmen darf.

Ich kam in immer steigender Erregung bis an den letzten schmalen Schlund, durch den die Poik gurgelnd hinabschießt, an die Stelle, wo gerade meine Aufgabe begonnen hätte; dort aber hieß es, daß jeder weitere Schritt gleichbedeutend wäre mit Hinabstürzen in die bodenlose, unbekannte Tiefe.

Mit Gewalt mußte mich der Führer zurückhalten, so unwiderstehlich trieb mich's hinab. — „Sie brechen sich alle Glieder", warnte er.

Mir mußte das einleuchten. Tieftraurig schritt ich zurück; doch ließ ich mich nicht davon abbringen, wenigstens die Ausmaße des schwarzen Schlundes zu nehmen. — Daheim sah ich nur noch diesen verbotenen Eingang zu allen meinen Sehnsüchten und sann unablässig, wie man ihn doch etwa zwingen könne.

Daß es mit den gewöhnlichen Mitteln: Leitern, Seilen, Pickeln, Steigeisen und Fackeln, nicht möglich war, weiterzukommen, als den bisherigen Durchforschern der Grotte gelungen, war mir klar. Ich mußte daher auf neue Methoden sinnen und — glaube, eine solche endlich gefunden zu haben, die ich Ihnen auch ohne Abbildungen ganz deutlich machen könnte, wenn Sie glauben sollten, daß mein Plan überhaupt noch des ferneren Anteil finden könnte.

Ich reise in einer stoßsicheren schwimmfähigen Hohlkugel! Bei einem Durchmesser von 2,5 m wird eine solche durch die Spalte des letzten Schlundes glatt hindurchgehen können. Diese Kugel aber denke ich mir so konstruiert: Stellen Sie sich ein Gerippe von genügend starken sogenannten T-Eisen vor, bestehend aus drei senkrecht aufeinanderstehenden größten Kreisen, also Äquator, Meridian 1, 91, 181 und 271 bei einem Globus. Die Mitten der Viertelkreise werden dann wieder durch Kreisteile verbunden, so daß ein Gerüst von 32 gleichen Kugeldreiecken entsteht. Jedes Dreieck wird nun durch eine außen mit einer starken Gummihaut versehene Stahlplatte geschlossen, mit Schrauben, ähnlich denen an den Rundfensterchen von Schiffen. Fünf von diesen sechs Schrauben an den Ecken und Seitenmitten lassen sich von innen völlig aus der Decke herausdrehen; die sechste, an einer Spitze des Dreiecks, bleibt mit diesem fest verbunden, so daß mit ihr die Decke bis über die Liderung des Gerüstes angehoben werden und dann zum Aussteigen beiseitegedreht werden kann. Inmitten jeder Platte ist ferner ein außen durch dicken Gummiwulst und Vergitterung geschütztes Fensterchen von 12 cm Durchmesser aus starkem Spiegelglas angebracht und neben jedem Fenster ein Ventilhahn zum Ein- und Auslassen von Luft oder eingedrungenem Wasser; Sie werden nachher sehen, wozu. Jedes Fenster wird inwendig mit einem Ölläppchen abgerieben, damit die Scheiben nicht bei Außenkälte beschlagen.

Innerhalb dieser Kugel befindet sich nun ein ganz gleich gebildetes Hohlgerüst im Abstande von 30 cm; alle Rippenschnittpunkte sind mit denen der größeren Außenkugel durch sehr starke Federn verbunden, so daß Stöße auf die äußere Kugel von diesen Federn aufgenommen werden. Und wieder in diesem inneren Hohlgerüst ist eine sogenannte Kompaßaufhängung angebracht, die aber anstatt eines Kompasses einen festen, doch gut gepolsterten Stuhl mit Feststellriemen und einem größeren Vorratskasten darunter für Geräte, Proviant, Glühbirnen, Sauerstoffflaschen und dergleichen trägt. Dieser Stuhl würde also vermöge seiner Aufhängevorrichtung und seines tiefen Schwerpunktes immer aufrecht stehen, wie sich auch die Kugel drehen möge. Letztere wird nun an einem starken und gegen Abschürfungen dauerhaft umsponnenen Kabel, das zugleich eine Licht- und eine Fernsprechleitung enthält, befestigt.

Dieser Kugel nun, deren Gewicht so ausgeglichen wird, daß sie im Wasser noch nicht ganz zur Hälfte einsinkt, will ich mich, einen Atmungsapparat gleich dem der Feuerwehrleute nebst einer Vorrichtung zur Absorption der ausgeatmeten Kohlensäure vor dem Munde, anvertrauen und mich an dem langen Kabel von der letzten Grotte aus an einer sicheren Windevorrichtung in die Tiefe senken lassen. Während des Abwindens werden am Kabel noch auf je ein Meter Korkschwimmer angebracht, damit es nicht am Boden des unterirdischen Flußlaufes schleift und die Fortbewegung der Kugel auf der Flut und mit ihr nicht behindert. Ernstliche Beschädigungen der Kugel habe ich nicht zu befürchten, da das Wasser in langen Jahrhunderten längst alle Felswände glattgeschliffen und eine so tiefe und breite Rinne hergestellt haben muß, daß mein Fahrzeug überall wird hindurchgleiten können. Zwei starke elektrische Leuchtkörper, in Sicherheitsglocken an den Polen des Außengehäuses angebracht, werden durch die Fensterchen hinaus nach allen Richtungen meinen Weg erhellen. Ich lasse sie hinter dem Kabelansatz und am entgegengesetzten Pol anbringen, weil diese Kugelachse fast immer ziemlich senkrecht stehen wird; beim Hängen wird das Kabelende oben sein, beim Schwimmen wird das Gewicht des letzten Kabelendes den entgegengesetzten Pol nach oben ziehen. Komme ich nun aber irgendwo fest, so belaste ich den untersten Teil des Gehäuses mit den schweren Sauerstoffflaschen, lasse gegebenenfalls durch ein unteres Ventil noch Wasser ein, um mein Fahrzeug ganz sicherzustellen, öffne dann eines der oberen Dreiecke und krieche hinaus, um mich entweder mit Pickel und Spaten wieder flottzumachen oder um zu Fuß auf weitere Entdeckungen auszugehen. Auf diese würde ich mich mit einer Glühbirne an einer vielleicht 150 m langen Leitung, für die Steckkontakte in der Kugel vorhanden sind, und ähnlich mit

einer Fernsprechleitung zum Erteilen von Anweisungen an die Leute an der Winde in einer Art Taucheranzug, doch ohne Bleisohlen, begeben, um nach Erfüllung meiner Aufgabe mich entweder wieder in die Kugel einzukapseln, das Wasser durch Überdruck aus dem Sauerstoffbehälter zu entfernen und mich wieder emporwinden zu lassen oder womöglich aus einem noch unbekannten Höhlenausgange mich wieder ins Freie zu begeben.

So glaube ich alle Maßnahmen vorbedacht zu haben, die das Gelingen meiner Fahrt gewährleisten müßten. Es fehlt nur noch eines, meine sehr verehrten Damen und Herren, eine Äußerlichkeit sozusagen: das Geld! (Heiterkeit.)

Im Vertrauen auf die mir von Herrn Kommerzienrat Treffaß zugesagte warme Befürwortung wage ich mich deshalb an diese hochmögende Versammlung mit der Bitte um Unterstützung meines Unternehmens zu wenden. Vielleicht erachten auch Sie es für geeignet, in etwas das Ansehen des idealen deutschen Unternehmungsgeistes und deutscher Forschung zu mehren.

I. Vorsitzender: Ich glaube im Sinne der Versammlung zu handeln, wenn ich unserem geehrten Gaste den lebhaften Dank unserer Gesellschaft ausspreche. Wenn ich mir auch nicht verhehle, daß die wissenschaftliche Ausbeute des Unternehmens nicht gerade welterschütternd werden dürfte, und daß es sich eigentlich mehr um einen interessanten Entdeckersport handeln würde, so kann man doch heute auch einem höheren Sport nicht alle Berechtigung absprechen; nur darf er in diesen bedrängten Zeiten nicht teuer sein...

Kommerzienrat Treffaß: Verehrte Damen und Herren! Ehe der Herr Vorsitzende sich und unsere Gesellschaft durch eine Meinungsabgabe festlegt, gestatten Sie mir, folgendes zu sagen: Zunächst bin ich der Ansicht, daß auch die Entdeckung des Nord- oder Südpols nur eine Art höherer Sport ist. Denn, um die drolligen Verse von Schmidt-Cabanis umzuschmelzen:

„Vereistes Land, Nebelwand,
Das war alles, was er fand! —
Grenzt es nicht an Unverstand,
Daß er sich aus solchem Grund
So in Kosten stürzen kunnt?" (Heiterkeit.)

Ich will damit nur sagen, daß wir jedenfalls nicht voraussehen können, welche Ausbeute Herr Doktor Sommer heimbringen wird. Auch nur für die Auffindung einer neuen Art Olm, jener augenlosen Salamander aus der benachbarten Magdalenengrotte, würde ihm die Wissenschaft dauernd dankbar sein. Wertvoller aber noch will mir der von allen Mitteln moderner Technik unterstützte Wagemut erscheinen, der als ein leuchtendes Beispiel hingestellt werden sollte vor unser Volk. Es ist daher durchaus in der Linie der Bestrebungen unserer Gesellschaft, ein derartiges Unternehmen zu fördern. Aber — das Geld! — Ja, meine Damen und Herren, das Geld! Ich spiele mit offenen Karten: Ich sehe voraus, daß diese Sache Sensation machen wird, und ich will sie jedenfalls zu einer solchen machen! Meine Zeitung kann weder einen Stanley zur Auffindung eines von der Kultur abgeschnittenen Missionars nach Afrika schicken noch eine Autowettfahrt um die Welt veranstalten. Aber sie kann doch Herrn Doktor Sommer in den Bauch der Erde senden. Nennen Sie's ruhig Reklame; sie ist wenigstens großzügig und vielleicht sogar nützlich, und meine Bezieher werden um so mehr gespannt werden, wenn ihnen nach Mitteilung des ganzen Planes täglich die Telephonnachrichten zugehen werden, die Herr Doktor Sommer aus der Tiefe heraufschicken wird. Ich bin also, kurz gesagt, entschlossen, das Unternehmen zu finanzieren, und würde nur einen Kostenzuschuß pro forma — sagen wir ein paar hundert Mark — erbitten, damit guten Gewissens — ganz offen gesprochen: ebenfalls auch etwas aus Reklamerücksichten — gesagt werden kann, die Sache sei von der „Gesellschaft der Helfenden" gebilligt, unterstützt und geleitet. Diese Leitung stelle ich natürlich unseren Herren Wissenschaftlern und Technikern noch zu näherer Beratung anheim. Nur möchte ich zum Schluß noch betonen, daß ein Risiko wirklich nur Herr Doktor Sommer trägt, alle übrige Welt, unsere Gesellschaft eingeschlossen, aber dessen Anregung nur höchste Anerkennung zollen kann. — Ich bitte, in diesem Sinne zu beschließen. (Beifall.)

— — — — — — — — — — — — — —

(Es folgt nun eine allgemeine Aussprache zur Sache.)

— — — — — — — — — — — — — —

I. Vorsitzender: Ich möchte jetzt, da sich niemand weiter zum Wort gemeldet hat, folgenden Beschluß formulieren und zur Abstimmung bringen: Die Gesellschaft beschließt, zunächst die Vorschläge des Herrn Doktors Sommer noch durch eine Kommission auf ihre technische Möglichkeit hin prüfen zu lassen. Ergibt sich die Ausführbarkeit, so wird eine zweite Kommission die wissenschaftlichen Aufgaben näher feststellen, die Herr Doktor Sommer bei seiner Erkundung im Interesse unserer Gesellschaft zu lösen hätte. Wir nehmen alsdann das Anerbieten des Herrn Kommerzienrats Treffaß mit Dank an und ermächtigen ihn in seiner Eigenschaft als Verleger der Zeitung „Empor", den Plan in diesem Organ als Unternehmung unter unserem Protektorat zuerst der Öffentlichkeit bekanntzugeben und später die Berichte Doktor Sommers an erster Stelle allein zu veröffentlichen. Beim Gelingen des Planes behalten wir uns vor, Herrn Doktor Sommer, dem wir alles mögliche Glück wünschen, zum Ehrenmitgliede unserer Gesellschaft zu ernennen. Für sein Vertrauen auf unsere Hilfe sprechen wir ihm schon jetzt unseren besonderen Dank aus. (Allgemeiner Beifall.)

Der Beschluß gelangt fast einstimmig zur Annahme.

II.

Doktor Sommers Reise in die Unterwelt.

Am 15. Mai 19... schon konnte die Zeitung „Empor" ihren Lesern den Plan Dr. Sommers in allen Einzelheiten mitteilen und hinzufügen, daß die technische Ausrüstung in Arbeit und so weit gefördert sei, daß mit dem Beginn der Reise spätens in acht Wochen zu rechnen sei, also zu einer besonders günstigen Zeit, da bis anfangs August mit hinderlichem Hochwasser am wenigsten zu rechnen sei.

Beschreibungen und Abbildungen der Adelsberger Grotte sorgten in Abständen von etwa vierzehn Tagen dafür, die Leser in gespannter Erwartung zu erhalten.

Am 20. Juli meldete „Empor", daß Dr. Sommer mit seiner fertigen Ausrüstung in Begleitung Dr. Sichters von der Schriftleitung des Blattes, eines Ingenieurs zur Leitung der maschinellen Arbeiten und mehrerer Arbeiter nach Adelsberg abgereist sei, um an Ort und Stelle die letzten Vorbereitungen für seinen Abstieg in den Bauch der Erde zu treffen. Photographien und Schnittzeichnungen der Schwimmkugel sind in derselben Nummer zu finden.

Die Nummer vom 5. August bringt eine Blitzlichtaufnahme der Höhle, in der die Poik verschwindet, mit der Kugel, der Windevorrichtung und der Hütte, in der die Arbeiter, der Ingenieur und ein Arbeitszimmer für Dr. Sichter mit Bett und Fernsprechleitung untergebracht sind. Zugleich auch die Nachricht, daß Dr. Sommer nunmehr am 7. August seine Reise bestimmt antreten werde. Ein erster Versuch habe die Schwimmfähigkeit der Kugel in der Poik und ihre Widerstandsfähigkeit gegen Stöße glänzend bewiesen. —

Drahtung vom 7. August:

Taghell erstrahlt die Höhle im Licht unserer Bogenlampen; in tausend Farben glitzern märchenhaft die Tropfsteingebilde; dunkel aber liegen wie Riesenschlangen die Ringe des Kabels, während daneben die kurzen Wellen der Poik im goldigen Widerschein der Lampen flimmern. Kühle, doch reine Luft macht uns alle frisch zur Arbeit und hoffnungsfroh; letzte Kommandorufe brechen sich an den glitzernden Wänden und übertönen das Gurgeln und Rauschen der abstürzenden Poik. Dr. Sommer, groß, schlank und sehnig, den dunkelhaarigen Kopf mit der energischen Adlernase und dem charakteristischen Spitzbart kühn erhoben, steht neben der Kugel wie ein Feldherr und überschaut noch einmal alle Vorbereitungen. Nur ein Dreieck noch ist offen in der Haut der Kugel, die schon von innen erhellt ist und nun durch einunddreißig Fensterchen nach allen Seiten Lichtstrahlen sendet, so daß sie einer abenteuerlichen riesigen Diatomee mit leuchtenden Stacheln nicht unähnlich sieht.

„Ich werde mich also mit einem Griff in die Rippen meines Fahrzeugs in den Fluß rollen; dann lassen Sie langsam das Kabel nach, bis ich ‚halt' rufe", befiehlt Dr. Sommer, indem er in die Kugel klettert. Ich schließe das Beobachtungsfenster meiner gegen alle Geräusche ausgepolsterten Arbeitszelle, um alle weiteren Nachrichten des kühnen Forschers sogleich zu stenographieren. Es ist morgens neun Uhr zehn Minuten, und ich meine, einen weltgeschichtlichen Augenblick zu durchleben. —

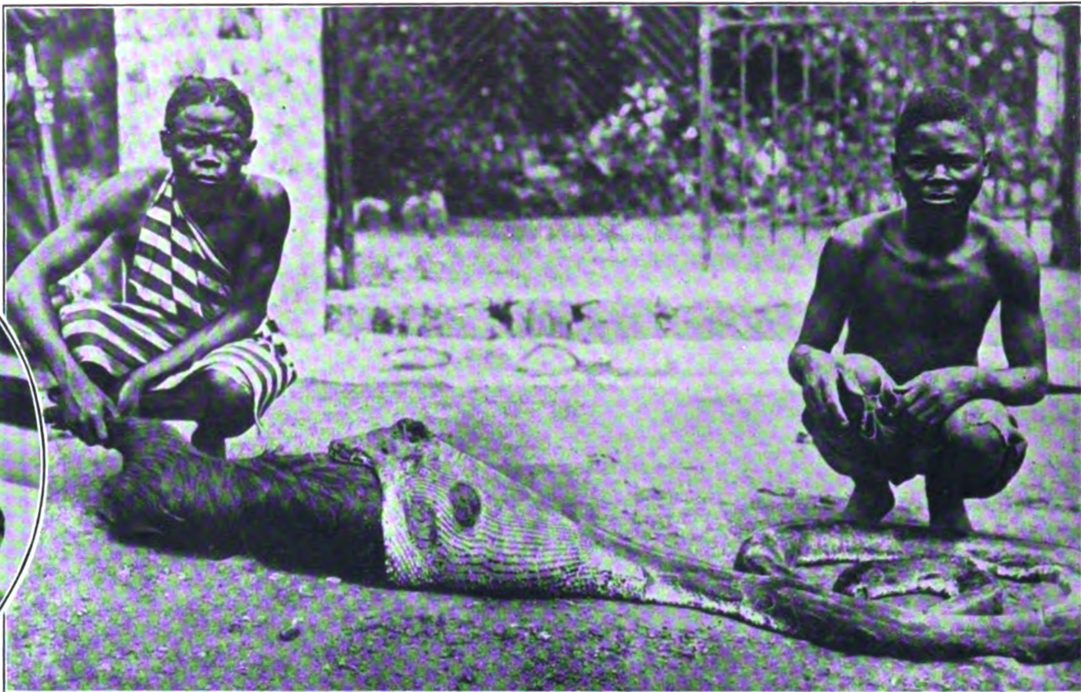
Ich höre Dr. Sommer in der geschlossenen Kugel rufen: „Nun denn: Glück zu! — Langsam los!"

Ich gebe das Kommando weiter und höre, wie die Kugel mit leisem Knirschen in das Wasser rollt. Eine Sekunde nur, dann gerät sie in den Fall. Aber nun füllt ein furchtbares Brausen und Schnarren mein Ohr: die Fluten schlagen dröhnend auf die Kugel; Kabel und Fahrzeug haben ihre erste Probe unter der Last des herabstürzenden Wasserfalls zu bestehen. Das dauert vielleicht eine Minute, dann hört das Knirschen auf, das Brausen wird etwas geringer. Die Leute an der Winde melden, daß das Kabel lose geworden. Ich vernehme nur mit äußerster Anspannung meines Gehörs des Doktors Stimme: „Hören Sie denn nicht? — Verdammt, ich habe den Lärm des Falles nicht genügend in Rechnung gezogen! Die Kugel wirkt wie ein Resonanzboden auf alle Geräusche!" — „Ich höre Sie jetzt!" — „Ah, Gott sei dank! — Ich hüpfe wie ein hilfloser Ball im Kessel, den der Wasserfall ausgehöhlt hat, auf und nieder! Es ist kein Spaß! Ich kann nicht in den abfließenden Strom kommen. Ahnte schon, daß das die größte Schwierigkeit geben würde! — Es bleibt nichts anderes übrig als ein Wagestück: Lassen Sie die Kugel wieder zehn Meter hochziehen und am Rande des Falles dann das Kabel anseilen. Dann müssen fünfzehn Meter Kabel dicht vorm Schlunde lose nachgelassen und so hingelegt werden, daß sie sich trotz der Schwimmer daran blitzschnell abwickeln können. Wenn das tadellos ausgeführt ist, muß das Halteseil gekappt werden. Ich stürze dann in freiem Fall, schwimmend auf der Oberfläche des Falles, hinab und fliege so hoffentlich gleich über den infamen Kessel hinaus in den unteren Abfluß der Poik — nota bene, wenn die Kugel es aushält; aber, wer A sagt, muß auch B sagen! Es bleibt nichts anderes übrig!"

(Fortsetzung folgt.)

Schlangen

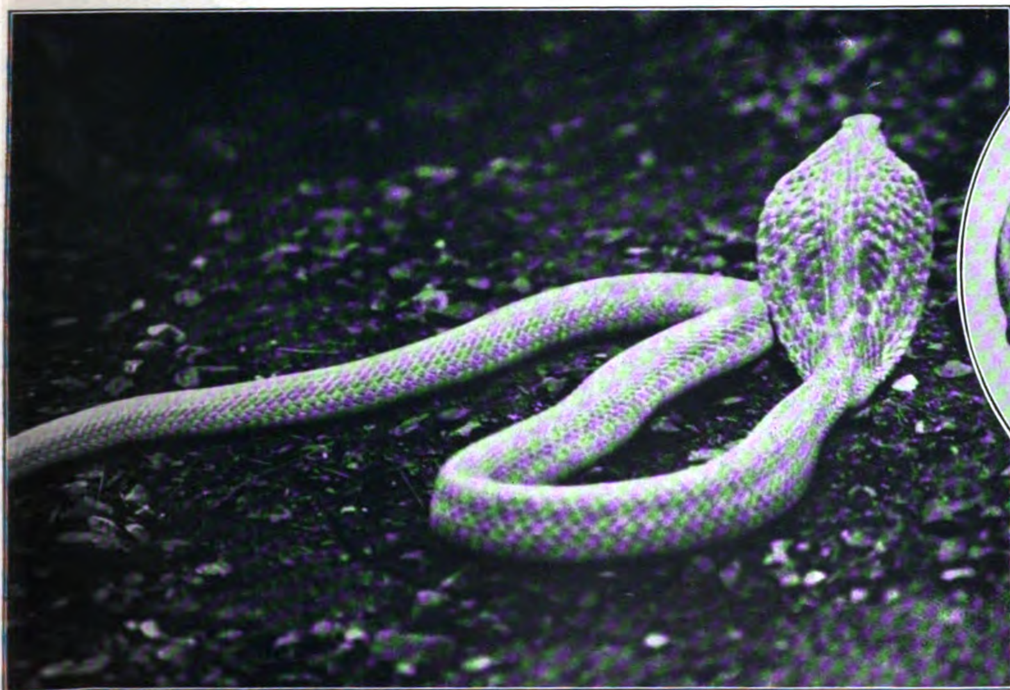


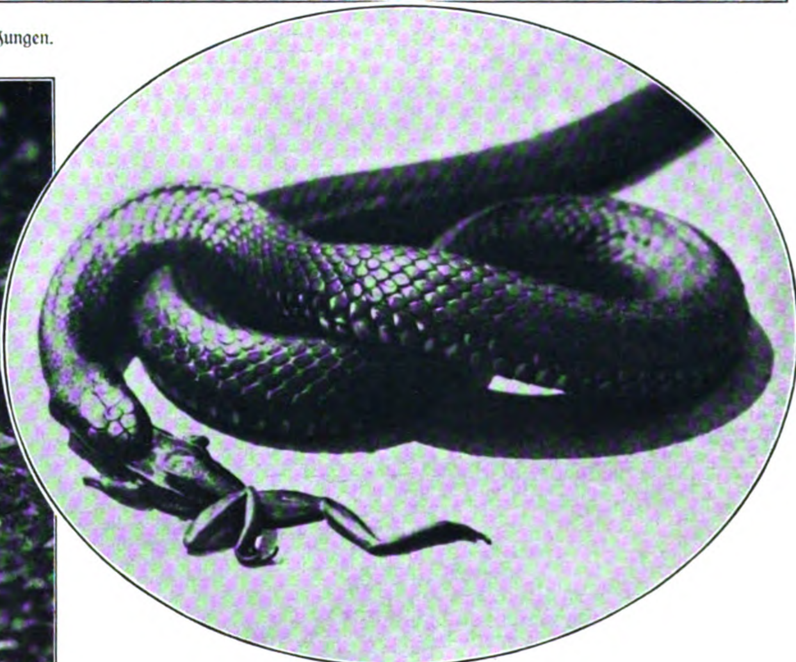


Eine Riesenschlange bei der Mahlzeit. — Links im Oval: Kopf einer 7 m langen Python.



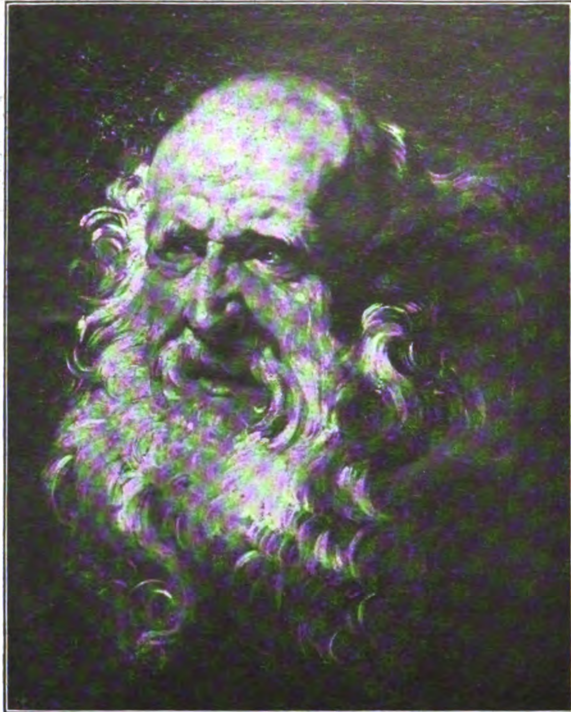
Königsschlange im Kreis ihrer vierzig Jungen.





Ein Frosch auf dem Weg in sein Grab.
Links nebenstehend: Weiße Brillenschlange in Erregungshaltung.

(Hierzu ein Beitrag „Aus dem Schlangenleben“ auf Seite 128.)



1. Rubens: Studienkopf eines Greises.

Der große Wiener Rubens- und Van-Dyck-Fund

Von Ernst Felix Weiß.

Vor kurzer Zeit fand der Leiter der Gemäldegalerie der Akademie der Bildenden Künste in Wien, Professor Dr. Robert Eigenberger, in einem Depot des Instituts einige bisher als wertlos bezeichnete Bilder, die dort bereits seit Jahrzehnten aufgestapelt lagen. Da ihm eines davon wegen seiner besonderen Schönheit ins Auge fiel, ließ er die stark beschädigten Stücke einer sorgfältigen Behandlung und Restaurierung unterziehen. Das Ergebnis war überraschend. Fast alle neun aufgefundenen Stücke, die bisher als belanglose Schulbilder der Rubensschule bezeichnet worden waren, entpuppten sich nach Abtragung des Firnisses und einer aus dem 19. Jahrhundert stammenden, stark vergröbernden Übermalung als echte Werke von Peter Paul Rubens (1577—1640), und zwei für Kopien gehaltene Stücke wurden als echte Bilder van Dycks (1599—1641) erkannt. Die Bedeutung dieses Fundes für den Kunstkritiker ist selbstverständlich außerordentlich groß. Aber auch für den Kunstliebhaber bilden die nunmehr glücklich restaurierten reizvollen Schöpfungen der beiden Meister eine ganz besondere Freude. — Der Studienkopf eines Greises (Abb. 1) ist ein überaus interessantes Werk von Rubens. Die dunkelockergelbe Grundierung wird im Hintergrund sowie an Schulter und Brust des Mannes von einem dunkelbraunen Anstrich teilweise gedeckt. Aus rostbraunen Düsterkeiten steigen dann mit zinnobrigen Reflexen die Stufungen von ziegeligem Rosa, die das Inkarnat des Gesichtes bestimmen. In den braunen, blitzenden Augen geben schwarze Punkte dem Blick Schärfe und unerhörte Ausdruckskraft. — Ein anderes Bild, das besonders hervorgehoben zu werden verdient, ist das Fragment „Seelen im Fegefeuer" (Abb. 3). Düstere Brauntöne heben den Körper des mittleren Mannes finster heraus, und auch an der Frau rechts neben ihm legt die nur schwach von rötlichen Feuerreflexen belebte Dämmerung Schatten über eine kupferrote Haut. Über die milchig gelbliche Blässe des jugendüppigen Weibes links zieht samtiges Grau; flachsblond schimmert die Lockenfülle um ihr Haupt. Hinter den Gestalten züngeln Flammen empor. Rechts in der Höhe schwebt ein Engel, der eine ringende Seele zur Erlösung holt. — Ein weiteres wirkungsvolles Bild unter den Meisterwerken, das ziemlich sicher Rubens selbst zugeschrieben werden kann, ist ein „Reiterporträt Erzherzog Albrechts, Statthalters der Niederlande". Unter den übrigen Funden seien nur genannt: „Christus im Hause Simons des Pharisäers" (Abb. 4), eine „Beschneidung Christi" (Abb. 2), eine „Anbetung der Hirten" (Abb. 5) und eine wildbewegte „Kreuztragung" (Abb. 6).



2. Rubens: Beschneidung Christi.



3. Rubens: Seelen im Fegefeuer. (Fragment einer Skizze.)

Einige dieser Werke wurden als Vorstudien später geschaffener berühmter Gemälde erkannt. So ist „Christus im Hause Simons des Pharisäers" ein Entwurf zu dem gleichnamigen Bild in der Petersburger Eremitage, die „Seelen im Fegefeuer" eine Skizze zum Altarblatt der heiligen Therese im Museum zu Brüssel, die „Beschneidung Christi" ein Vorentwurf zur Altartafel von Sant' Ambrogio in Genua, die „Kreuztragung" eine etwas Van-Dyckisch anmutende variierte Skizze der „Kreuztragung" im Brüsseler Museum und der schöne „Greisenkopf" die Naturstudie zu einer Figur auf dem Madrider Bild „Die heiligen drei Könige". Die „Anbetung der Hirten" hat Verwandtschaft mit einer anderen, breitovalen Skizze von Rubens desselben Vorgangs, die sich ebenfalls in der Wiener Akademie befindet; ferner mit der „Geburt Christi" in der Münchener Pinakothek.

Die beiden Tafeln von van Dyck, die der frühen Schaffensperiode des Meisters anzugehören scheinen, stehen in Zeichnung, Farbengebung und Komposition noch stark unter dem Einflusse von Rubens. Das eine, größere, stellt Mariä Himmelfahrt dar (s. unsere Vorderseite), und das andere ein mit außerordentlicher Feinheit erfaßtes Urteil des Paris (Abb. 7), verwandt mit einer im Louvre (Paris) befindlichen Zeichnung „Diana und Aktäon".



4. Rubens: Christus im Hause Simons des Pharisäers.



5. Rubens: Anbetung der Hirten.



6. Rubens: Kreuztragung.



7. A. van Dyck: Das Urteil des Paris.

Neuentdeckte Werke von Rubens und van Dyck in der Gemäldegalerie der Akademie der Bildenden Künste zu Wien.



Auf der Pyramidenstraße nach Giseh.



Araberin mit ihrem Kind.

Land und Leute links und rechts vom Nil.

Die abendländische Kultur will überall dabei sein. Darum erfand sie den Touristen. Und schickte ihn in den Orient, um das Werk zu vollenden, an dem Alexander und Napoleon gescheitert sind. Zudringlich und unablässig geht seitdem der „Reiseverkehr“ dem Rätsel der Sphinx zu Leibe. Aber das Morgenland wehrt sich. Es erschuf den Dragoman; überstrich ihn in einer Laune seltenen Humors mit echtem Orientgeruch; und Allah gab ihm den Beruf, die Fremden am Geiste des Landes vorbeizuschwätzen. Unverstandene, aber auswendig gelernte Brocken aus der steinernen Chronik dieser geheimnisvollen Welt werden in das unvorbereitete Gehirn des Abendländers gefüllt, keine lebendige Gegenwart, so daß er nicht mit neuem geistigen Besitz heimkehrt, sondern nur noch im Ausgrabungston von Ägypten reden kann. Er will ja nur genießen und läßt sich die Äpfel des ägyptischen Edens vom Dragoman pflücken, der sich natürlich leichter zu ersteigende Bäume aussucht als den Baum der Erkenntnis. Doch Jahr um Jahr nagen und drängen die Geister der Rastlosigkeit. Wird die ägyptische Undurchdringlichkeit sich zu behaupten vermögen gegen sie? Allah weiß es!

Das Nilboot, das uns von Kairo zum ersten Katarakt bringen soll, fährt stromauf. Alles Geschrei, das in Ägypten um jedes abfahrende Schiff gellt, ist hinter uns geblieben. Die Hafenbilder von Kairo-Bulak schwinden; das Gartenschloß Gesireh mit seinen immer mehr verglobetrottenden Märchenzimmern; die Zitadelle mit den leuchtenden Minaretten der Alabastermoschee; endlich die Pyramiden von Giseh und ihre schöne Allee breiter Lebbachbäume, die nach Kairo führt.

Stiller werden die Ufer und einsamer. Unter dem sengenden Gleichmut einer unerbittlichen Sonne atmen und arbeiten dunkle Männer und Frauen. Üppiges Fruchtland und reglose Öde; zwiegespalten wie das Land, so auch das innere Wesen dieser Menschen. Gierig rennen sie dem Neuen zu, das der Fluß in den unbegriffenen, aber desto lockenderen Farben des Abendlandes lärmend vorüberträgt; starr klammern sie sich an das Überlieferte,



Im Kreis: Markt in Assuan.



Beduinenscheich



Palmen auf der Insel Elephantine.



Vor dem Basar.



Arabisches Café.



Straßenszene.

AUS KAIRO / AQUARELLE VON TONY BINDER



Fest an einem Heiligengrab bei Assuan.

das die Wüste hinter ihnen bewahrt im scheu gemiedenen, doch fest geglaubten Raunen uralter Göttertempel, die ihnen zu Dämonenhausungen geworden. Laut und Lust sind selten und sonderbar. Über dem sagenhaftesten aller Ströme steht Tag und Nacht die verschlossene Bläue des Himmels und ein unnahbares Schweigen. Nur wie das ferne Rauschen geschichtlichen Werdens streichen die schaumwerfenden Räder des Dampfers durch Bilder und Gestalten hindurch.

Da hält das Schiff. Welch ein Geschrei! Aufgeregte Staubwolken voll rasender Zwei- und Vierbeiner fegen vom Ufer auf die Landungsbrücke los, als sei das Jüngste Gericht ihnen auf den Fersen! Denn stumme, in Sand und Sonne versunkene Heiligtümer warten darauf, daß der Reisende auf erbärmlichem Esel von brüllenden Backschischjägern stundenweit durch Glut und Glast zu ihnen getrieben werde! — Dann wieder liegen, bald rechts, bald links vom Strom, heitere, weiße Städte. Palmengärten winken; Jahrmarkt, diese fröhliche Erfindung aller Völker, schallt herüber; eine Fata Morgana von Tönen, die der Ägypter mit „Musik" bezeichnet; an primitiven Karussells hangen selige Kinder; ein Kasperletheater am Wüstenrand zieht durch braune staunende Gesichter einen weißen, lachenden Strich.

Am achten Tage wird das hunderttorige Theben erreicht. Angesichts der hohen Lotossäulen des Luxortempels heult der Dampfer sein schrilles Ankunftsignal. Und gleich dem ersten Blick bietet sich ein wohltuendes Bild religiöser Eintracht: auf dem verschütteten Rest des Luxortempels steht unmittelbar über den Papyrusknäufen seiner Säulen die Moschee der Stadt. So stützt sich der neue Glaube auf den alten, und man darf diesen nicht weiter ausgraben, damit jener nicht zusammenfällt. Drei Tage sind nichts für Luxor-Theben-Karnak. Nur ein Tourist vermag ihr Programm zu bewältigen, das aus den finsteren Kammern der Königsgräber von Biban el Moluk über den freien Sonnentempel der Königin Makere in die ungeheure Wirrnis stolzer und stürzender Hallen von Karnak führt, wo Glaube und Aberglaube ihre Bauten auf zwei Quadratkilometer Fläche errichtet oder niedergerissen haben.

Am nächsten Tage schaufeln die Räder durch die Felsenenge des Gebel Silsilé. Die grünen Ufer sind verschwunden, dicht an den Strom schiebt sich ringsum die gelbe, grelle Wüste. Dunklere nubische Menschen bebauen den schmalen Raum, den die Herrin über Tod und Leben ihnen gelassen.

Vorbei an dem steilen Hügel, von dem der zierliche Tempel von Komombo in wenigen Jahrzehnten in den Nil stürzen wird, fährt unser Schiff dem Ziele zu: dem ersten Katarakt, Assuan. Ein sandüberflogener Berg als ragender Ausläufer seiner Hügelkette, von der Kuppel eines halb zerfallenen Scheichgrabes gekrönt. Darunter lebhaft und grün die Palmenwälder der Insel Elephantine, von wo vor tausenden Jahren das Elfenbein in die nordischen Länder ausging. Steingetrümmer, schwarzgranitene Felsen, Inseln und Inselchen überdecken den Fluß, als hätte ein Erdbeben sie in den Katarakt geworfen! In der Ferne dröhnt das Brausen der die Schleusen von Schellal durchtosenden Fluten. Dort hinter der Sperre liegt Phylä, die Tempelinsel, deren Schönheit im Wasser versinkt, seit die mensch-



Oberägyptische Landschaft mit Palmen.



Stausee bei Phylä.



Fellah als Lastträger.



Kopte als Kameltreiber



Religiöser Tanz in einem nubischen Dorf.



Im Zeichen des „Fortschritts": Konservenbüchsen als moderne „Wasserkrüge".

liche Technik eins ihrer beliebten Wunderwerke vollbrachte, um einen gewaltigen Stausee zur Gewinnung von mehr Baumwolle zu schaffen. Feierlich gleiten jetzt die Wellen durch die von ihren Göttern verlassenen Gebäude, und stille Palmen senken ihre Kronen dem lockenden Gewässer tiefer und tiefer.

Ein Übermaß von Licht! Und darunter Menschen, Wüstenbewohner, im Guten wie im Schlechten. Stolz, selbstbewußt und ablehnend. Mißtrauisch und habgierig, fleißig, geduldig und tapfer. Abgearbeitet und ausgedörrt. Stumpfsinnig und weise. Wer in Ägypten nur an seinen Photokasten oder seine Reisebeschreibung denkt, wäre besser zu Hause geblieben. Kitsch hätte er auch genug daheim gefunden. Wer Ägypten verstehen will, muß die Würde beobachtet haben, die ein Beduine selbst beim Kamelhandel wahrt; den Ernst, mit dem nubische Frauen alte Konservenbüchsen als moderne „Wasserkrüge" gebrauchen; die unbefangene Fröhlichkeit ihrer Feste und die Ekstase religiöser Tänze in abgelegenen Dörfern. Und er muß vor allem versucht haben, die Einsamkeit der Wüste zu ertragen.

Wer das konnte, hat Gelassenheit gelernt. Er wandert — von törichter Überlegenheit unbeschwert — durch die Gebiete weißer Helle und bunten Dämmers mit dem Federschritt der Erwartung. Und aus dem Lande der Sonne grüßt ihn der alte arabische Gruß: „Nechârak läben!" — „Dein Tag sei wie Mich!"

Diesen Wunsch hört der „Franke" (zu dem in Ägypten auch der Amerikaner rechnet) heute nur selten im Niltal. Um so häufiger kann er vernehmen, wenn er arabisch versteht: „Allah möge dir den Bart absengen!" — Jeder einzelne sollte sich im Orient immer gegenwärtig halten, daß er zu beiden frommen Wünschen Anlaß geben kann.

Heinz Klamroth.



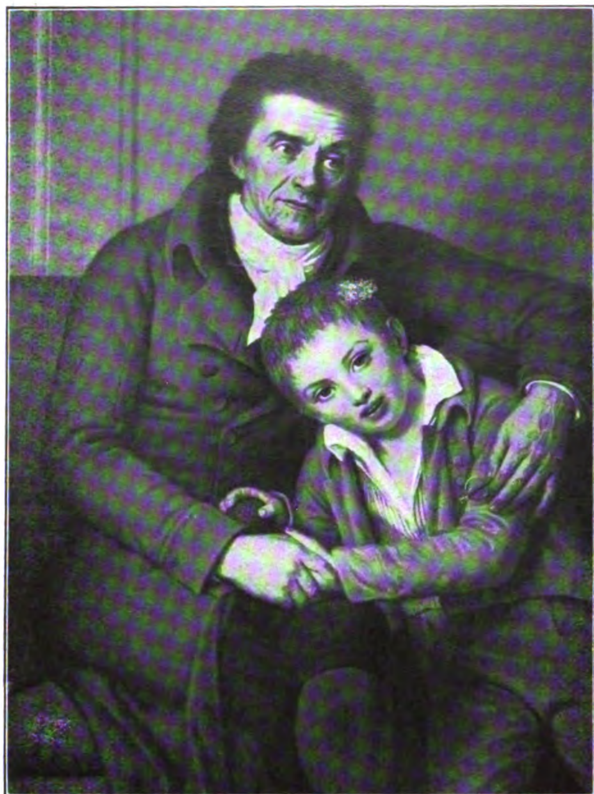




Arabisches Karussell. Im Oval: Kamelmarkt in Luxor. Kasperletheater in der Wüste.

JOHANN HEINRICH PESTALOZZI

ZU SEINEM 100. TODESTAG AM 17. FEBRUAR.



Heinrich Pestalozzi mit seinem Enkel. Nach dem Gemälde von Schöner in der Züricher Zentralbibliothek.



Pestalozzis Grabmal auf dem Friedhof von Birr (Aargau).

Ich bin durch mein Herz, was ich bin", urteilte einmal Pestalozzi über sich selbst. Damit hatte er sein innerstes Wesen richtig charakterisiert. Es hat wenig Sterbliche gegeben, die ihm an Menschenliebe gleichkamen. Bunt und abwechslungsreich war sein Leben. Durch Höhen und Tiefen wurde er geführt. Jahrzehntelang verkannt und verspottet, wurde er dann wieder mit höchsten Ehren überschüttet; so besuchte ihn einmal Kaiser Alexander von Rußland persönlich in seiner Anstalt, umarmte ihn und schmückte ihn selbst mit dem Wladimirorden.

In seiner Jugend hatte er Theologie studiert, weil er glaubte, dem Volke als Pfarrer am besten helfen zu können. Aber das Gefühl übermannte ihn in seinen ersten Predigten: vor eigener Rührung blieb er stecken. Da ging er zur Jurisprudenz über, um Anwalt der Armen zu werden. Jedoch Pestalozzi und das Corpus juris, sie paßten nicht zusammen. Nun versuchte er es als Landwirt. Unter dem Volke lebend, wollte er so durch eine Musterwirtschaft — durch das lebendige Beispiel — die allgemeine Höherentwicklung fördern. Er kaufte sich 1768 den „Neuhof", heiratete eine kluge und schöne Züricherin, die Tochter eines reichen Kaufmanns, und ging hochgemut ans Werk. Aber schon nach sechs Jahren hatte er sich wirtschaftlich ruiniert.

Da gründete er 1775 auf dem „Neuhof" eine Erziehungsanstalt für Bettlerkinder. Er wollte sie zur Arbeit erziehen und sie gleichzeitig unterrichten. Feldarbeit im Sommer, Spinnen im Winter! Arm sein und doch als Mensch leben, das sollten sie von ihm lernen. Daher teilte er Not und Armut mit ihnen. Aber nach fünf Jahren war er wieder am Ende. Er war in allen wirtschaftlichen Dingen zu unpraktisch.

Nun saß er einsam „wie eine Eule unter den Vögeln" auf „Neuhof" — achtzehn Jahre lang. In dieser Zeit des äußeren Elends wuchsen in seiner Seele — wie von selbst — die reifsten Früchte seines Geistes: „Die Abendstunde eines Einsiedlers" und „Lienhard und Gertrud, ein Buch fürs Volk". In der „Wüste" war ein Seher und Prophet aus ihm geworden. Aber nur, wo Pestalozzi seine grenzenlose Liebe zu den Ärmsten und Verlassensten schrankenlos auswirken lassen konnte, nur dort war er in seinem eigentlichen Element. Das war vor allem der Fall, als er „Vater der Waisen" in Stanz war (1798). Infolge der Franzosenkriege irrten damals zahlreiche Waisenkinder im Kanton Unterwalden umher. Pestalozzi sammelte sie und nahm sich ihrer an. Im Ursulinerinnenkloster zu Stanz fand er mit ihnen Unterkunft, freilich sehr beschränkte: zeitweilig mußte er sich mit 80 Kindern in ein Zimmer zusammendrängen. Die Kinder waren verwahrlost, unrein, kränklich, die einen sittlich verdorben, die anderen seelisch niedergedrückt — jedenfalls keins an Arbeit, Zucht und Ordnung gewöhnt. Und doch war er beglückt über diese seine Tätigkeit. „Meine Tränen flossen mit den ihrigen," schrieb er damals, „und mein Lächeln begleitete das ihrige. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen: sie wollten es so." — Er sah das Elend um sich her, und er kannte kein anderes Ziel mehr als dies: die Quellen dieser allgemeinen Not zu verstopfen — durch Erziehung und Bildung. Die grenzenlose Unwissenheit des niederen Volkes erkannte er als Ursache alles Unglücks und Jammers. Sie wollte er daher beseitigen. So wurde er der Begründer der Volksschule.



Die Armenerziehungsanstalt „Neuhof" bei Birr zur Zeit der Gründung durch Pestalozzi, 1775.

Die Besten seiner Zeit verstanden ihn. Als nach dem Zusammenbruch bei Jena und Auerstädt Fichte seine berühmten „Reden an die deutsche Nation" hielt und seinem Volke einen Weg zeigen wollte, wie es von innen heraus wieder gesund und stark werden könne, da forderte er: eine neue Erziehung im Geiste Pestalozzis. Daher schickte die preußische Regierung damals zahlreiche junge begabte Lehrer zu Pestalozzi nach der Schweiz — er hatte inzwischen in Yverdon eine große Erziehungsanstalt errichtet. Sie sollten seine „Elementar-Methode" erlernen und nach Preußen verpflanzen.

Sein hohes Ziel konnte Pestalozzi nicht nur auf dem Wege über die Schule erreichen. Vor allem mußten die häuslichen Erziehungsverhältnisse besser werden. Eine tiefgehende Veredelung der gesamten Familienerziehung war daher seine letzte und höchste Sehnsucht.

Pestalozzis zahlreiche Schriften erregten in ganz Europa größtes Aufsehen. Im Jahre 1818 erschien eine große Gesamtausgabe seiner Werke. 50000 Gulden brachte sie ihm ein. Es war der erste und einzige finanzielle Erfolg seines Lebens. Und wie verwendete Pestalozzi diese stattliche Summe? — An seinem 73. Geburtstage stiftete er von dem Gelde in Clindy — ein Armenhaus. Nun war er zwar wieder mittellos, aber der eigentlichen Idee seines Lebens war er treu geblieben. Man konnte daher nichts Treffenderes auf seinen Grabstein setzen als die Worte: „Alles für andere, für sich nichts."

Oberstudiendirektor
Dr. Johannes Prüfer.



Pestalozzi im Kreise seiner Zöglinge.





Alte Rathäuser in Süddeutschland



Oben links: Markgröningen in Württemberg: Rathaus in Fachwerkstil mit ausladenden Stockwerken.
Unten links: Dorfrathaus in Königsbach (Baden).
Im Oval: Heilbronn: Renaissance-Rathaus mit hoher Freitreppe und Kunstuhr.

Oben rechts: Eßlingen bei Stuttgart: Rathaus mit davorstehendem Brunnen.
Unten rechts: Ochsenfurt am Main: Das in den Jahren 1497 bis 1513 errichtete Rathaus mit dem Spielwerk im Dacherker.





Tarantentanz

NOVELLE VON HANS PARLOW

(3. Fortsetzung.)

Es wurde vom Platz aus getanzt. Aber jeder Señorito behielt seine Señorita für die ganze Dauer des Tanzes, also etwa zwanzig Minuten.

Der Walzer begann. Rosenduftwolken kamen heran und wurden zurückgeweht.

Wenn Spanier und Spanierinnen internationale Tänze tanzen, geht es ihnen ebenso wie mit der ausländischen Musik. Sobald sie die singen oder summen, kennt man das Original kaum wieder. Der Walzer wird wie in Frankreich getanzt. Man wiegt sich auf der Stelle. Leichter können sie sich ihn gar nicht machen. Dabei tanzen sie ihn schlecht. Trotz ihrer kleinen Füße.

Die spanische Sitte gebietet, daß man nach Beendigung des Tanzes seiner Dame den Arm bietet und noch einige Minuten mit ihr auf und ab promeniert. Diesem Brauch entgegen wünschte Lola, daß ich sie sofort an eine Stelle führte, an der ein Diwan und einige Sessel standen.

Sie setzte sich und deutete mit dem Fächer auf den Sessel ihr gegenüber. Es mochte mir anzusehen sein, daß ich über das Umstoßen des Brauches verwundert war.

Lola sah es und lachte. „Sie werden müde sein!"

„Ich?"

„Vom Tanzen. Weil ich so schlecht tanze!"

„Sie?"

„Schlechter als ich kann niemand tanzen!"

„Mehr als Sie kann sich niemand irren!"

Lola tanzte wirklich nicht gut. Trotzdem wiederholte ich das eben Gesagte und beteuerte, daß sie die beste Tänzerin sei, der ich in Spanien begegnet sei.

„Die beste, Lola! Vom Cabo de Peñas bis zum Cabo de Tarifa!"

Es war ihr anzusehen, daß sie sich darüber freute.

„Was Sie eben behauptet haben, ist eine Versündigung gegen Ihre Füße. In die Hölle werden Sie für die Behauptung nicht kommen. Aber dem Fegfeuer, das auf Sie wartet, wird ein Jahr zugelegt", fuhr ich in druckreifem Andalusisch fort.

Sie zog die kleinen Füße an, so daß sie weniger zu sehen waren.

„Gut. Ich freue mich, daß ich weniger schlecht tanze, als ich mir einbildete." Dann kam sie zur Sache. „Wenn es nicht richtig ist, daß Sie durch das Tanzen mit mir angegriffen sind, so ist es also höchstwahrscheinlich, daß Sie von dem heutigen Ausflug ermüdet sind."

„Ich bin nicht müde."

„Als ich mit Ihnen tanzte, kam es mir so vor. Also nicht? Vorwärts, ich habe mich etwas ungeschickt ausgedrückt. Meine Absicht ist eine andere. Vielleicht erhalte ich von Ihnen eine andere Antwort, als die Marquesa vorhin erhalten hat. Was ist eigentlich mit Lope vorgegangen?"

„Was soll mit ihm vorgegangen sein?"

„Also, die arme Lola bekommt dieselbe Antwort. Gut, wenn die übrigen sich gesetzt haben, werden sie ihn sehen. Er ist etwas sonderbar. Mir kommt er zu sonderbar vor!"

„Unterhält er sich noch mit Ihrer Schwester?"

Sie nickte.

„Dann ist es doch kein Wunder, daß er ‚sonderbar' ist. Wenn ich noch länger neben Ihnen sitze, werde ich vielleicht ebenfalls ‚sonderbar'."

„Jetzt wiederhole ich, was die Marquesa heute schon einmal zu Ihnen gesagt hat. Sie sollen sich nicht immer über uns lustig machen! Das Wunder besteht darin, daß er heute vollkommen anders ist als früher. Er erzählte uns von allerlei Ungeheuern, die Sie und er heute nachmittag dort oben entdeckt haben, und die springen können. Er drückte sich sehr malerisch aus und machte dabei so und so und so!"

Sie machte hübsche, anmutige Bewegungen mit den Händen und Füßen.

„Und das macht er auch jetzt noch! Es sieht so aus, als wenn er springen will!"

„Gut, das mag er von den ‚Ungeheuern' gelernt haben", gab ich zu. „Jetzt erzählen **Sie**, was es dort oben gegeben hat!"

Ich schilderte die Begegnung mit der Riesenspinne, ließ aber aus, daß Lope mit ihr in körperliche Berührung gekommen war.

Sie sah mich ebenso ungläubig an wie vorhin die Marquesa. „In derselben Weise hat er es uns erzählt. Ist das alles?"

„Auf mich hat das unheimliche Tier ebenfalls einen starken Eindruck gemacht. Ich drücke mich nicht ‚malerisch' aus und mache nicht ‚so und so und so', weil ich kein Andalusier bin. Wenn Sie auf die Silla klettern und sich diese Bichos ansehen, werden Sie sich wahrscheinlich später auch ‚malerisch' ausdrücken und ‚so und so und so' machen."

Aber auch jetzt ahmte sie der Marquesa nach. Das heißt, sie glaubte mir kein Wort.

Die promenierenden Paare wollten sich noch immer nicht setzen, so daß der Ausblick nicht freigegeben wurde und ich mich von hier aus nicht darüber unterrichten konnte, worin das Außerordentliche in dem Verhalten Lopes bestand. Denn es fiel mir nicht ein, daß gewisse Bewegungen, die er bei dem Herunterkommen von der Alhambra gemacht hatte, hier unter den Kronleuchtern fortgesetzt wurden, und daß beides zueinander in Beziehung stehen könnte.

Bevor noch die Paare Platz genommen, kündigte die Musik den zweiten Tanz an. Das war der erste Rigodon.

Lola war für ihn bereits engagiert und wurde von ihrem Kavalier geholt.

„Lope und meine Schwester sind unser Visavis", rief sie mir zu.

Der Blick, mit dem sie diese Worte begleitete, bedeutete, daß ich mir die Verhältnisse ansehen sollte.

*

Es gelang mir, in eine Ecke des Saales zu kommen, in dem die beiden Paare tanzten.

Der Kontertanz ist ein Tanz, bei dem auf das Chaos des Walzers die Ordnung und auf die Desorganisation die Organisation folgt.

Ja, Lope benahm sich auffallend. Sehr, sehr auffallend. Sein Tanzen war fast zu sehr Tanzen und sein Gehen beinahe preußischer Parademarsch. Er hob die Knie und streckte die Fußspitzen aus, wie es früher bei den preußischen Gardefüsilieren Brauch war. Bald zückte er einen unsichtbaren Degen mit der Rechten, bald mit der Linken oder auch mit beiden Händen zugleich. Er schien zu florettieren, machte den Arm wagerecht und stieß mit ihm nach vorn, lange bevor er sich seiner Dame gegenüber genügend genähert hatte, um ihre Hand fassen zu können. Er war zu lebhaft, sprach zu viel, lachte zu viel. Oder er sagte kein Wort und sah mit großen Augen ins Leere. Er hatte sonst schon große Augen. Es kam mir aber so vor, als seien sie jetzt noch größer als früher.

Das alles schien zuzunehmen. Ich bemerkte, daß Lolas Augen, die mich dann und wann suchten, jedesmal unruhiger wurden. Ebenso, daß das Lächeln ihrer Schwester, das anfangs natürlich gewesen, allmählich gezwungen wurde. Sie wurde schließlich vollends stumm und tanzte mit niedergeschlagenen Augen.

Es entging mir auch nicht, daß die Mittanzenden und die ganze Umgebung sich unausgesetzt mit dem Paare beschäftigten. Sie alle waren feine, wohlerzogene Menschen. Die Caballeros unterhielten sich ohne Unterbrechung mit ihren Señoritas. Aber trotzdem wurde das Gespräch mit der Zeit verhaltener und leiser geführt, wie es immer geschieht, wenn die Aufmerksamkeit der Sprechenden geteilt ist und in der Nachbarschaft weilt.

In einer anderen Ecke stand die Marquesa mit einer Freundin. Sie schien sich dem Ganzen zu widmen, widmete sich aber dem Einzelnen. Ich bemerkte, daß auch ihre Augen mich manchmal suchten. Aber in solchen Fällen, in denen ich mich finden ließ, drehte sie sich sofort gleichgültig nach einer anderen Seite. Damit wollte sie sagen, daß ich der Urheber sei von dem, was vorging. Spanierinnen können durchaus höflich und korrekt bleiben und kein Wort sprechen, aber doch sehr deutlich sein.

Nicht einem einzigen unter den vielen Anwesenden kam es in den Sinn oder würde es in den Sinn gekommen sein, daß Lope etwas getrunken haben könnte, und daß sich daraus sein Gebaren erklären ließe. Denn kein Spanier, der eine Festlichkeit wie die heutige mitmacht oder sich in Damengesellschaft begibt, nimmt vorher geistige Getränke zu sich. Sie alle wissen, daß der Duft nach Wein oder Alkohol, mag er noch so schwach sein, für die Spanierinnen von allen Gerüchen der widerlichste ist.

In Deutschland hätte man sich die Aufregung Lopes aus diesem trivialen, aber gewöhnlich richtigen Grunde erklärt. In Granada konnte man es aus den Ursachen nicht, die eben angeführt wurden. Daher das einmütige Staunen der ganzen Gesellschaft.

Je auffallender das Verhalten wurde, je mehr Lope lachte, marschierte, gestikulierte und florettierte, desto mehr wandte sich die Aufmerksamkeit mir selbst zu. Denn der eigentliche Schuldige war nicht Lope, sondern **ich**. —

Der Rigodon war zu Ende.

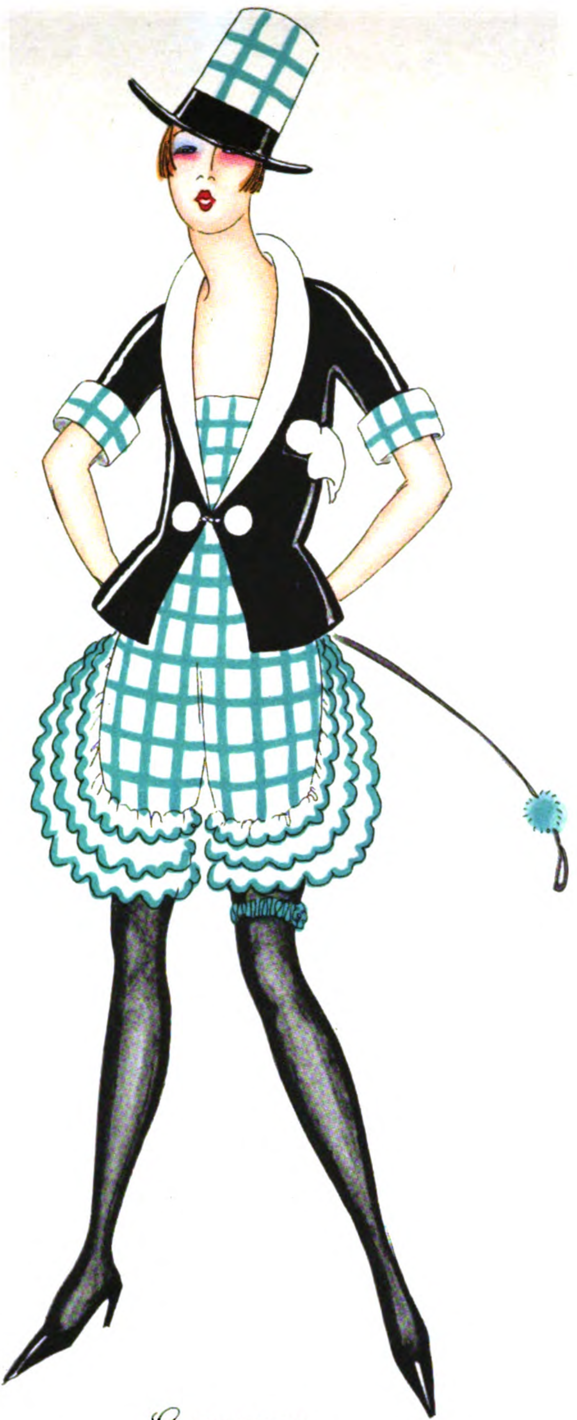
Maria hatte während des Tanzens Lope auf mich aufmerksam gemacht. Jetzt sahen beide wieder nach mir.

Ich sah, daß er sich gewissermaßen von ihr losriß und sie stehen ließ. Das geschah so brüsk und rücksichtslos, daß sie, den geöffneten Fächer in der gehobenen Hand haltend, ihm unbeweglich und wortlos nachsah.

Er nahm keine Notiz von den Paaren, durch die er sich drängte, entschuldigte sich oberflächlich bei denen, an die er anstieß, und gab sich keine Mühe, die Entgegnungen anzuhören.



Girl



Garçonne



Chinamädchen

Karnevalstypen von heute – Farbige Zeichnungen von Hans Hartmann

Modische Beschreibung der Kostüme in der Rubrik „Wissen und Leben“.

Jetzt stand er vor mir. Er drückte mir den Arm, daß es mir weh tat.

„Ich falle um. Komm mit. Bring mich nach Hause."

„Was gibt es?"

„Ich bin krank. Ich habe etwas im Körper, was mich verrückt macht. Wirst du kommen?"

Ich steuerte ihn so, daß er nicht mehr anstieß. Das war nicht leicht. Er taumelte.

Auf der Straße legte er den Sommerpaletot nicht an, sondern warf ihn über die Schulter. Erst über die rechte, gleich darauf, mit einer Verwünschung, über die linke und faßte an die rechte. Er riß die Ballhandschuhe ab und warf sie auf die Straße.

Einige Schritte weiter war ein Droschkenhalteplatz. Wir nahmen eine Droschke.

Er setzte sich fortwährend zurecht, wandte sich hin und her.

„Was hast du?" wiederholte ich.

„Sie hat mir für morgen eine Cita bewilligt. Morgen abend in ihrer Wohnung im Albaicin. Ich soll kommen. Sie will eine Gelegenheit finden, allein zu sein. Was ich habe? Den Teufel im Leibe. Was weiß ich!"

„Sollen wir nach Don Firmin schicken?"

(„Cita" ist das Stelldichein, das eine Spanierin ihrem Bewerber zusagt. Don Firmin war Lopes Hausarzt.)

„Schicke, nach wem du willst!"

„Schmerzt dich etwas?"

„Ich weiß nicht! Ich habe Feuer im Körper. Feuer von der schlimmsten Art. Als ich nach der Schulter faßte, lachte sie. ‚Schon wieder, Lope? Tragen Sie dort oben Ihr Herz? Und an der rechten Seite?' — Ich faßte nicht mehr hin. Infolgedessen wurde ich noch aufgeregter. Ja, schicke nach Don Firmin!"

Er machte Bewegungen wie eine Schlange.

„Hast du das Bad genommen, nachdem wir heruntergekommen waren?"

„Ja. Fünf Minuten half es. Nachher aber kam alles wieder. Stärker. Ich werde verrückt. Oder ich bin es bereits! Nach dem Albaicin soll ich kommen? Wer das doch könnte! Eine Señorita bewilligt eine Cita, und der Caballero kommt nicht! Zum Teufel mit dem Caballero!"

Er schalt sich selber.

„Beruhige dich. Ich werde morgen nach oben gehen und ihr sagen, warum du nicht kommen kannst."

*

Don Firmin kam auf den Anruf hin sofort. Er war als Arzt nicht nur eine Lokalberühmtheit von Granada. Wenn er von einem Schwererkrankten telegraphisch nach Madrid gerufen wurde, stellten sich während der Konsultation sofort eine ganze Anzahl Autos vor der Wohnung des Patienten ein, die von anderen Kranken geschickt waren, die von der Anwesenheit des berühmten Mannes gehört hatten und die Gelegenheit benutzen wollten, ebenfalls von ihm geheilt zu werden.

„Wie geht es, Don Lope?"

Lope brauste auf: „Nicht so gut wie Ihnen!"

„Was haben Sie?"

„Wenn ich es wüßte, würde ich Sie nicht bemüht haben!"

„Es ist kein Bemühen. Bei keinem Menschen und noch weniger bei Ihnen."

„Danke", sagte der Kranke ungeduldig.

Don Firmin war ein korpulenter Herr mit großen, angegrauten Bartkoteletten. Er trug eine goldene Brille. Ein echter Andalusier, verbarg er doch unter seiner Heiterkeit und Jovialität einen nicht geringen Teil an Ernst und kalter Beobachtung. Er hatte beim Eintreten den Kranken mit einem kurzen, prüfenden Blick angesehen. Ein mittelmäßiger Beobachter konnte nicht bemerken, daß er bereits zur Hälfte über die Krankheit des Konsultierenden Bescheid wußte.

Nach diesem ersten Blick und kurzen Zwiegespräch mit Lope begrüßte er auch mich, der ich ihm bekannt war. Aber ohne Lope aus den Augen zu lassen. Er schien den Austausch mit mir sogar sichtlich zu verlängern.

Lope hatte in einem Sessel gelegen und bald beide Hände in die Hosentaschen gesteckt, bald sie wieder herausgezogen, einmal sich ausstreckend, das andere Mal sich wieder krümmend, dabei betastete er sich den Arm, die Schulter, den Rücken und hob und senkte fortwährend die Achseln.

Jetzt sprang Lope auf, fuhr aber mit diesen und anderen Bewegungen fort, die schon im Tanzsaal die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hatten.

Don Firmin ließ sich im Gespräch mit mir nicht stören.

„Señor, Lope scheint krank zu sein", bemerkte ich.

„Richtig, der will was von mir! Was wollen Sie, Don Lope?"

„Das sollen S i e mir sagen!"

Aber Don Firmin war noch mehr Andalusier, wenn die Berufspflichten und Hintergedanken seinen natürlichen andalusischen Eigenschaften entgegenkamen. Die Gewohnheit spanischer Ärzte, Rechtsanwälte und Beamten besteht darin, dem Sachlichen nur ein Drittel der Unterhaltung einzuräumen und die beiden übrigen Drittel dem Nichtsachlichen und Gesellschaftlichen, so daß das erste und wichtige Drittel unverfänglich eingeschlossen wird. Der Patient soll diesen Genuß haben, und auch der Arzt will ihn haben. Erst kommt die Beisteuer zu den Sitten und Bräuchen, lange nachher das Eigentliche. Die Unterhaltung mit einem offiziellen Spanier währt dreimal so lange wie die mit einem Deutschen. Auch wenn es ein Minister ist.

„Gut. Also, Don Lope. Als ich Sie vorhin in ganzer Etikette an meiner Wohnung vorbeifahren sah, dachte ich, der fährt zu den Silvas. Möge er sich amüsieren! Möge er tanzen, bis er umfällt! Die Feste kommen erst nächstes Jahr wieder. Die Mädchen werden von ihm entzückt sein. Waren sie alle da?"

Lope wurde wild. „Was weiß ich?"

Don Firmin blieb gelassen. „Aber jetzt, als einer kam und sagte: ‚Don Firmin, Sie sollen zu Don Lope Cordova kommen', fragte ich: ‚Was, Don Lope Cordova? Der ist doch auf dem Ball!' — ‚Nein, er ist zu Hause.' — ‚Ich habe ihn ja hinfahren sehen.' — ‚Er ist zu Hause.' — Ich dachte: Arme Mädchen! Ich wäre nicht fortgegangen! Was gibt es?"

Lope versuchte zu erzählen.

Ihn beengten seine Kleider. Erst erstickte auf dem Ball die rechte Hand im Ballhandschuh, später der Arm im Rockärmel, jetzt der ganze Körper. An der rechten Seite schmerzten ihn die Gelenke. Bald dieses, bald jenes, bald alle zusammen. Auch in seinem Rücken ging etwas vor. Er wußte nicht was. Dort schien sich etwas ausbilden zu wollen. Wie überall an den Gelenken und dem ganzen Körper, nicht an einem bestimmten Punkt, den man mit dem Finger bezeichnen konnte. Alles sei dumpf, dunkel, ohne Umrisse. Man könnte nicht sagen: Hier fängt es an, dort hört es auf. Überall, wo er es empfand, schlug auch der Puls, hörte auf, kam wieder. Wenn er sich setzte, hatte er den Wunsch, sofort wiederaufzuspringen und sich zu bewegen. Wenn er aber aufgesprungen war, kam sofort die Reaktion; er war so müde, daß er sich wieder hinwerfen mußte. In dem Sessel hatte er das Verlangen, sich fortwährend von einer Seite auf die andere zu drehen.

„Ich habe Verlangen gehabt, Zitroneneis zu essen. Als das Eis gebracht wurde, konnte ich es nicht ansehen!"

Don Firmin sah nach dem Tisch. Das Eis dort war schon lange kein Eis mehr, sondern grüngoldene Limonade.

Lope spie aus.

„Aber wenn ich es eine Minute nicht angesehen habe, bekomme ich wieder Appetit darauf! Ich konnte nicht länger auf dem Ball bleiben. Ich bin verrückt."

Don Firmin hatte aufmerksam zugehört.

„Welche Schande!" schrie der Kranke auf.

Der Arzt zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht, warum es ‚Schande' sein soll, wenn einer, der sich für krank hält, nach Hause geht."

Lope drehte kurz den Kopf nach mir, als wollte er sagen, der dort weiß, warum es eine „Schande" ist. Nicht in Beziehung auf das, was heute gewesen ist, sondern vielmehr auf das, was morgen kommen soll.

„Hand her!" befahl der Arzt.

Er fühlte ihm den Puls. Es war zu sehen, daß er eine Bewegung unterdrückte. Er fühlte lange.

„Hat er Fieber?" fragte ich.

„Sehen Sie mich an", sagte er zu Lope, ohne mir zu antworten.

Lope sah ihn eine halbe Sekunde an.

„Noch einmal! Länger! Können Sie mich nicht ansehen?"

Lope gehorchte. Sein Blick war unstet und flackerte. Er schleuderte den Kopf nach der Seite. „Soll ich verrückt werden?"

„Sagen Sie nicht alles zweimal. — Sie sind heute mit ihm zusammengewesen?" wandte er sich an mich.

„Den ganzen Nachmittag über."

„Erzählen Sie. Alles, was es gegeben hat."

Ich erzählte.

„Die Bewegungen mit dem Stock sollen die Ursache sein?"

„Nachdem er mit ihnen wieder angefangen hatte, fing das Unbehagen in der Hand an."

„Ich weiß, daß er die Gewohnheit hat, die Hand zu bewegen, in der er den Stock trägt. Noch einmal, Hand her!"

Er befühlte sie. „Ich will den Stock sehen."

Der Stock wurde gebracht. Es war ein dünnes, biegsames Bambusrohr mit silberbeschlagener Krücke.

„Welche Bewegungen haben Sie mit dieser Keule gemacht?"

Lope führte Tiefquarten aus.

„Gut. Die Ursache ist so unrichtig wie die Voraussetzung. Alle Sehnen sind an ihrer Stelle. Dieser Strohhalm bringt keine Sehne zum Überspringen. Und noch weniger an der Stelle, wo nie eine überspringt."

Ich sagte: „Wenn er Fieber hat, dann kann das auch nicht auf Rechnung des Temperaturwechsels zu schreiben sein, als wir aus der Hitze in den Alhambrawald zurückgekommen waren. Die Temperatur im Walde soll zehn Grad Reaumur niedriger sein als außerhalb. Aber diese Zuckungen stellten sich schon ein, bevor wir in den Wald gekommen waren."

„Fieber hat er. Aber von einer anderen Sorte. Wenn er sich erkältet hätte, müßte das Fieber den ganzen Menschen haben. Bei ihm aber handelt es sich um lokale Erscheinungen. Er hat Schmerzen. Ich muß noch mehr wissen. Alles."

Lope warf mir einen Blick zu.

„Wenn ich nicht alles erfahre, geh' ich nach Hause", sagte Don Firmin barsch.

(Schluß folgt.)



Ein von der Fabrik angestellter Vorleser würzt durch heitere und ernste Geschichten die eintönige Arbeit der Zigarrendreher.

Die mit dem Sortieren der Tabakblätter beschäftigten Mädchen hören dem Vortrag einer Romanze zu.

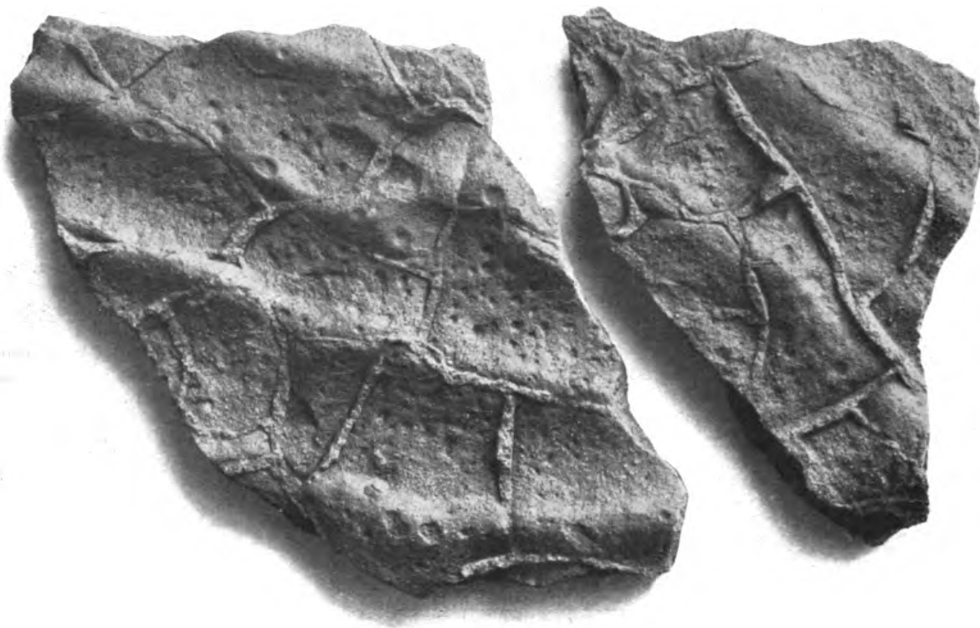
„Wenn gute Reden sie begleiten, dann fließt die Arbeit munter fort."

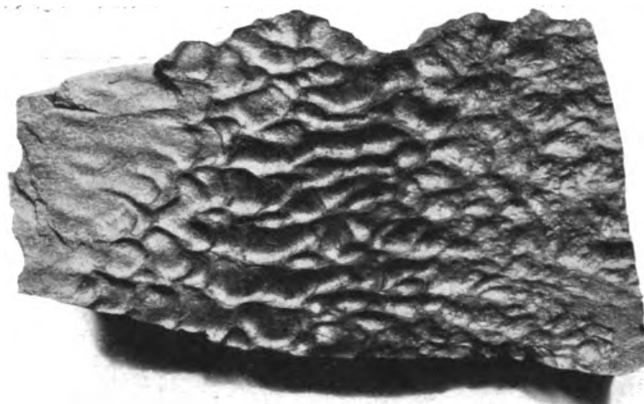
Eine neue Methode zur Erhöhung der Arbeitsfreudigkeit in einer Zigarrenfabrik zu Havanna.

Zeichnungen von Bryan de Grineau.

Wissen und Leben

Versteinerte Wellenfurchen aus der Vorzeit der Erde. Auf Sandflächen der Heide, der Düne am Meeresstrande, am vorübergehend trockengelegten flachen Meeresstrand, im sandigen Bachbett, überall findet man Wellenfurchen in dem schmiegsamen Sand. Auf den Dünen- und Heideflächen ist es der Wind, der diese Wellen erzeugt, sonst ist es leichter Wellenschlag an der flachen Küste oder schwach fließendes Wasser. Solche Verhältnisse haben auch schon in grauer Urzeit der Erdgeschichte, im Erdaltertum (Paläozoikum) und im Erdmittelalter (Mesozoikum) geherrscht. Wo heute Gebirge und Berge stehen oder Meer brandet, da wehten früher Winde oder fand sich flacher Strand, flossen vorübergehend flache Gewässer, wanderten Seen ohne fest umrissene Grenzen über das Land. Wellenfurchen blieben in den Sanden eingeprägt, sobald sie zugedeckt wurden, ja, versteinerten sogar, und so blieben sie erhalten, versteinert bis auf den heutigen Tag. Aus Tagen, die Hunderte von Millionen Jahren zurückliegen, sind diese Spuren auf uns gekommen. Einige Beispiele hierfür geben wir in unseren Abbildungen. Ihre Vorlagen entstammen untersilurischen Quarziten Thüringens (2 und 3) oder dem viel jüngeren Buntsandstein Thüringens (1). Die links stehende Versteinerung der Abbildung 1 zeigt noch eine andere bemerkenswerte Tatsache. Heute noch kann man auf wellengekräuselten Sandflächen erkennen, daß Regentropfen sichtbare Spuren beim Auffallen hinterlassen haben. So war es auch in der Vorzeit vor Jahrhundertmillionen. Sie versteinerten wie die Wellenfurchen und sind uns bis auf heute erhalten geblieben. Des weiteren weisen die beiden Stücke der Abbildung 1 außer den Wellen Liniennetze auf. Hierzu ist folgendes zu sagen. Wenn die Austrocknung ehemals wasserbedeckter Sandflächen beschleunigt vor sich geht, dann springt die Oberfläche. Es entstehen Sprünge, die von Sand nachträglich ausgefüllt werden. Diese Erscheinung kann man auch auf Flächen vor sich sehen, die Wellenfurchen aufweisen. Und auch hier kann man sagen, daß das, was heute in solchen Sandgebieten, die vorübergehend von flachem Wasser bedeckt gewesen sind, entsteht, schon in der geologischen Vorzeit entstanden ist. Man nennt solche Trockenrisse Netzleisten. Rudolf Hundt.


1. Funde aus dem Buntsandstein bei Gera (Thüringen): Links: Wellenfurchen mit Trockenrissen und Regentropfenspuren. Rechts: Netzleisten auf Wellenfurchen.


2. Wellenfurchen-Versteinerung aus Quarzitschichten des Untersilurs von Wünschendorf bei Gera.


3. Fundstück aus untersilurischen Quarzitschichten von Hohenleuben (Thüringen).

Versteinerte Wellenfurchen aus der Vorzeit der Erde.

Aus dem Schlangenleben. (Vgl. die Bilder auf S. 115.) Im Stamm der Kriechtiere, die dereinst den Erdball beherrschten, später jedoch mehr und mehr im Daseinskampf erlagen, sind die Schlangen eine der stärksten Gruppen. Bedenkt man, daß sie so gut wie keine Gliedmaßen haben, also buchstäblich Kriechtiere sind, dann fragt man mit Recht, wie gerade sie sich zu erhalten vermögen. Unsere Bilder zeigen es. Da liegt zunächst der flache, dreieckige Kopf einer Python, wohl einer Netzschlange von der Malaiischen Halbinsel. Sie entstammt dem schlangenreichsten Gebiet der Erde. Es ist nur zu natürlich, daß sich in den feuchtheißen Zonen jene gleißenden, buntgemusterten Kaltblüter am besten entwickeln. Der nordische Winter macht sie erstarren und nötigt sie, monatelang eine Herberge zu beziehen. Brennt ihnen aber die Sonne auf den Leib, dann steigert sich ihre Lebenskraft. Können sie ihren Feind — davon haben sie unter Säugern, Vögeln und selbst unter ihren Stammesgenossen gerade genug, ganz abgesehen vom schlimmsten, dem Menschen — nicht fliehen, dann versuchen sie ihn abzuschrecken: fauchend, durch übelriechende Ausscheidungen, Beißgebärden oder Drohstellungen. Die königliche Haltung der gereizten Brillenschlange, der gefürchteten Kobra, wird von den indischen Gauklern der staunenden Menge immer wieder als Schlangentanz vorgeführt. Die Hauptwaffe der Schlange bleibt jedoch das Gebiß, namentlich, wenn es der höllische Saft aus einer umgewandelten Speicheldrüse mit lähmender oder tödlicher Kraft versieht. Es wird regelmäßig der Beute gegenüber angewandt. Unsere sonst harmlose Ringelnatter z. B. packt den Frosch mit ihren Zahnrechen und zerrt den armen zappelnden Schlucker lebend in ihren Schlund. Dabei kommt ihr zustatten, daß die Knochenspangen ihres Gesichtsschädels beweglich und nur locker zusammengefügt sind. Anders verfahren viele Giftschlangen: Sie beißen ihr Opfer, lassen es, auf den Tod verletzt, wieder laufen und suchen nachher den Leichnam zum Verschlingen auf. Ganz anders machen es manche ungiftige „Schuppenwürmer", wie etwa die Riesenschlangen, denen statt des mörderischen Tropfens erstaunliche Muskelkraft zu Gebote steht. Meist lassen sie den ahnungslosen Nager oder Vogel oder was es sei, an sich herankommen. Unmerklich richtet sich ihr Kopf dorthin. Die Pupillen weiten sich; die Spaltzunge fliegt tastend durch das geschlossene Maul. Hinter dem angehobenen Kopf bildet sich eine Schlinge. Plötzlich schießt der aufgerissene Rachen mit Blitzesschnelle auf den überraschten Wanderer, faßt ihn mit den Hakenzähnen und umwindet ihn im selben Augenblick mehrmals mit dem wurmförmigen Leib. Oft kommt es bei dem Überfallenen nicht einmal mehr zu einem Schreckensruf. Innerhalb weniger Minuten erstickt er in der stählernen Umklammerung. Dann erst löst sich der Knäuel. Das Reptil hebt seinen Kopf ab und sucht den des Toten. Das Mahl beginnt. Langsam klettern die Kiefer über den Schädel, dessen Fell mit Speichel überziehend. Am schwierigsten ist der Schultergürtel zu bewältigen. In Freßpausen tritt an der „Unterlippe" ein roter Schlauch heraus, der Kehlkopf, um frische Luft zu holen. Dann hört die Kieferarbeit auf. Die Halsmuskeln erfassen den Nahrungsballen und drücken ihn hinter wie in einen Sack. Das Hinabgleiten in den Magen läßt sich deutlich verfolgen. Zumal am übernächsten Tag bläht er, zersetzt von den Verdauungssäften, den Schlangenkörper auf. Nach etwa einer Woche kann schon ein Teil des Unverdaulichen vom Darm abgegeben werden. Im ganzen grausig genug, um die instinktive Schlangenfurcht des Menschen und mancher Tiere begreiflich zu machen — und doch fehlt auch im Schlangenleben als erhaltendes Moment die Liebe nicht. Nach inniger Vereinigung der Geschlechter legt das Weibchen vieler Arten seine Eier ab; unsere Ringelnatter verbirgt sie in feuchtwarmes Erdreich, Moos, Laub usw.; die Tigerschlange bebrütet sie, turbanartig um das Gelege geringelt. Die Jungen anderer Arten verlassen die Eihüllen gleich bei der Geburt. Dazu gehört die mit abgebildete Königsschlange, deren stattliche Kinderschar sie umkriecht. Die Kleinen verstehen sich sofort auf alle Fauch-, Beiß- und Mordkünste der Alten und zeigen durch ihre Zahl, weshalb sich das Schlangengeschlecht seit Evas Zeiten bis auf den heutigen Tag so gut erhalten konnte.

Dr. Karl-Max Schneider.

Karnevalstypen von heute. Solange man das Jungsein nicht verbieten kann, solange wird Fasching gefeiert werden, und wenn die Welt schon zu gewöhnlichen Zeiten voller Narren ist, um wieviel größer wird deren Zahl erst während des Karnevals! Es ist selbstverständlich, daß die Faschingskostüme dem Zuge der Zeit folgen. Über den Ozean kam das „Girl" zu uns und tanzte sich mit seinen schlanken hohen Beinen in die Gunst aller ein. Was Wunder, wenn die im Gefolge des Prinzen Karneval einherschreitenden Damen es sich zum Vorbild nehmen! Für hochgewachsene, biegsame Figuren gibt es auch kaum etwas Kleidsameres als das bauschige, kurze Silberröckchen aus feinem Lamétüll, das unter einem weinroten, schwarz bepunkteten Crêpe-Satin-Panzer lustig herauswirbelt und oberhalb des Seidenmieders durch eine breite silberne Halskrause ergänzt wird. Der hohe Hut aus Silberpanne mit rotem Rand und gleichfarbener, seitlich bis fast auf die Schulter herabfallender Straußfeder ist eine amüsante Persiflage auf die allzu hohen Kopfbedeckungen, deren die Frauen scheinbar noch nicht überdrüssig sind. — Flott und scharmant gibt die „Garçonne" dem „Girl" Geleit im fröhlichen Festzug. Die fesche kleine Smokingjacke aus schwarzem Taft mit weißen Aufschlägen und großen weißen Knöpfen bedeckt den Oberteil eines Hosenröckchens aus grün-weiß kariertem Crêpe de Chine. Mehrreihig seitlich aufgesetzte grüne Seidenrüschen wetteifern mit dem koketten grünseidenen Strumpfband und dem Seidenpompon an der Reitpeitsche. Die breiten Ärmelaufschläge sowie der obere Teil des kecken breitrandigen schwarzen Seidenhuts sind aus demselben grün-weiß karierten Crêpe de Chine wie das Gewand. — Ihre bezaubernden Augen sind etwas geschlitzt . . . ob die Dritte im Bunde deshalb das gestickte Prachtgewand eines „Chinamädchens" gewählt hat? Sie liebt die farbigen Kontraste des langen Beinkleids aus hellgrünem Crêpe de Chine mit dem bischofslila Seidenrand, liebt die plakatartige Wirkung des schwarzen Samtschurzes mit den Goldmotiven, liebt den geheimnisvollen, lila abgefütterten Goldhelm eines göttlichen Pagoden. Das Klirren der langen hellgrünen Perlengehänge geht in dem allgemeinen Faschingslärm unter . . . G. K.

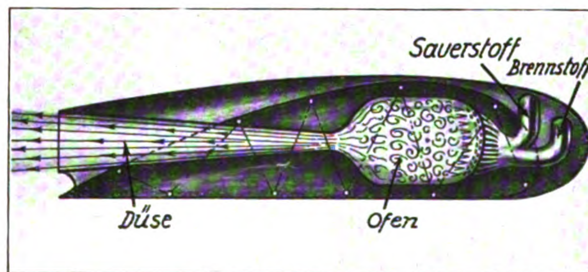
50000 Meter über dem Meer: Das erste Ziel der Raketenfahrt. Schon auf der vorjährigen Flugtagung in Mannheim sprachen sich alle führenden Fachleute dahin aus, daß das Fliegen in 12—15 km Höhe ohne Gefährdung der Insassen möglich ist, da durch hermetischen Abschluß der Innenräume, durch künstliche Belüftung und Beheizung Luftdruck, Luftzusammensetzung und Temperatur innerhalb der am Erdboden herrschenden, uns gewohnten Grenzen gehalten werden können. Einzig und allein an der Motorenfrage scheiterte bisher die Erreichung dieser großen Höhen, deren Vorteile für den Schnell-Fernflug-Verkehr längst wissenschaftlich erkannt sind. Wissen wir doch heute, daß in der dichten Luft nahe dem Meeresspiegel Reisegeschwindigkeiten von mehr als 200 km in der Stunde einen enormen Kraftaufwand erfordern, während in 15 km Höhe die Luft kaum noch $^1/_5$ von der Dichte am Erdboden besitzt und infolgedessen der Bewegung der Schiffe einen vielmal geringeren Widerstand entgegensetzt. Alle führenden Konstrukteure streben daher heute danach, den Motor zu schaffen, der bis in jene Höhe trägt. So wie man den Schiffsinsassen künstliche Luft zur Atmung vorsetzt, so soll auch der Motor durch Vorkompression auf Normaldruck gebrachte Luft in den Vergaser geschickt bekommen. Und weiterhin will man die Blätter der Luftschrauben verstellbar machen, so daß sie den für jede Höhenlage günstigsten Anstellwinkel annehmen können. Ohne Zweifel erscheinen diese Pläne vielversprechend und werden auch gewiß schon in allernächster Zeit mit mehr oder weniger vollkommenem Erfolg verwirklicht werden. Aber wir dürfen trotz allem nicht vergessen, daß das heutige Flugzeug mit seinem Propellermotor doch letzten Endes auf den Luftwiderstand als Angriffspunkt seiner motorischen Kraft angewiesen ist. Zugegeben, daß 15 km Höhe er-

reicht werden und dort oben Geschwindigkeiten bis zu 360 km pro Stunde erzielbar sind, werden dem Propellerflugzeug doch die ganz großen Höhen des Luftreichs, über 50 km, für immer verschlossen bleiben, in denen doch gerade Geschwindigkeiten von 3000—6000 km in der Stunde vorteilhaft erzielbar wären. Hier oben kann aber nur ein Motor arbeiten, der von der umgebenden Außenluft vollkommen unabhängig ist, wie die Rakete! Ihr wendet sich daher heute das vornehmste Interesse aller jener Konstrukteure zu, die nicht nur die allernächstliegende Entwicklung des Flugwesens betreiben, sondern den Blick auch in die weitere Zukunft lenken, um für diese vorzuarbeiten. Theoretisch hat schon der große Isaak Newton erkannt, daß die Rakete zu solchen Leistungen befähigt ist, und heute verstehen wir es bereits, auf Grund genauer Formeln jede gewünschte Fahrt zu berechnen. Daß wir die Maschinen nicht auch schon gleich bauen können, liegt zum Teil an technischen, zum Teil an finanziellen Schwierigkeiten und nicht zuletzt daran, daß über derart leistungsfähige Raketen auch im Laboratorium noch nicht genügend Erfahrungen gesammelt sind. Trotzdem mag es nicht uninteressant erscheinen, schon heute die Fahrt von Berlin nach Neuyork mit einem Propeller-Hochflugzeug in 15 km Höhe, über die Prof. A. v. Parseval kürzlich an anderer Stelle berichtet hat, mit der Fahrtweise eines Raketen-Flugzeugs zu vergleichen, das denselben Weg 50000 m über dem Meer zurücklegt. — Nach der Berechnung von Prof. A. v. Parseval würde es mit einem Riesenflugzeug von 50 t Startgewicht, das als Nutzlast $9\frac{1}{2}$ t befördern kann und mit 19 t Benzinfassung einen Aktionsradius von 5200 km bei einer durchschnittlichen Reisegeschwindigkeit von 300 km in der Stunde besitzt, möglich sein, in 28 Stunden 40 Minuten von Berlin über Vigo (Stützpunkt an der Westküste Spaniens) nach Neuyork zu fliegen. Von Berlin bis Vigo (1900 km) werden 7,33 Stunden benötigt, da der Aufstieg auf 15 km Höhe eine Stunde Verzögerung verursacht. In Vigo werden 3 Stunden Aufenthalt zum Tanken genommen. Darauf geht es mit Vollgas (6250 P. S.) wieder auf 15 km Höhe und dann mit Normalleistung (5000 P. S.) bis Neuyork (5200 km) in 18,33 Stunden. Der Aufstieg erfolgt verhältnismäßig flach, denn das Flugzeug braucht $2\frac{1}{2}$ Stunden und legt mindestens 670 km zurück, bis es seine Scheitelhöhe erreicht; die Landung erfolgt im Gleitflug 1:10, also in 150 km Gleitlänge. Die Wirtschaftlichkeit der Fahrt erhellt daraus, daß von Berlin bis Vigo $8\frac{1}{2}$, von dort bis Neuyork 20 t Betriebsstoff (Benzin und Öl), zusammen $28\frac{1}{2}$ t oder gerade dreimal soviel wie die zahlende Nutzlast verbraucht werden. Wesentlich günstiger wäre eine Zwischenlandung auf einem mitten im Ozean schwimmenden Tankdock. Dann brauchten für die 2600 km Teilstrecken nur je $10\frac{1}{2}$ t Betriebsstoff mitgeführt zu werden, und $8\frac{1}{2}$ t wären für die zahlende Last gewonnen. Es wäre dann möglich, mit dem gleichen Schiff 18 t Nutzlast mit 30 t Betriebsstoffverbrauch in 30 Stunden von Berlin nach Neuyork zu befördern, wenn die beiden Zwischenlandungen auf je 2 Stunden abgekürzt werden, was im Bereich der Möglichkeit liegt. — Betrachten wir nun die gleiche Fahrt über zwei Stützpunkte (Vigo, Tankdock) für ein Raketenschiff, so müssen wir bedenken, daß hier der Start sehr steil (70°) erfolgt, um rasch aus der dichten Bodenluft herauszukommen und in großer Höhe bedeutende Geschwindigkeiten zu entfalten. Schon nach 17 Sekunden hat das Schiff 400 m/sec in 3000 m Höhe, nach weiteren 35 Sekunden schwebt es 20000 m hoch mit 800 m/sec, und nach abermals 48 Sekunden hat es die Scheitelhöhe von 50000 m über dem Meere, 70 km vom Startort horizontal entfernt, erreicht und seine horizontale Reisegeschwindigkeit von 2000 m/sec oder 7200 km in der Stunde erlangt. Bei einem Gleitverhältnis, das $7\frac{1}{2}$ m vorwärtsbringt mit je 1 mkg Verlust am Schwung der Bewegung, würde der sogleich ansetzende Gleitflug 1875 km weit tragen, was mit der Startstrecke gerade für die Entfernung Berlin—Vigo zureicht. Die Fahrzeit würde sich aus 100 Sekunden Start und 1500 Sekunden Gleitzeit zu gerade 27 Minuten im ganzen ergeben (gegen $7\frac{1}{2}$ Stunden beim Propellerflugzeug). Die Ozeanteilstrecken würden genau so geflogen, nur muß in der Scheitelhöhe ein horizontales Stück von 700 km Länge eingeschoben werden, das mit 2 km/sec in 350 Sekunden oder rund 6 Minuten bewältigt wird. Die gesamte, reine Fahrzeit Berlin—Neuyork würde also 27 + 33 + 33 = 93 Minuten oder gut $1\frac{1}{2}$ Stunden betragen (gegen 25 Stunden 40 Minuten beim Propellerflugzeug). — Allerdings ist der Betriebsstoffverbrauch wesentlich größer. Nehmen wir einen Treibstoff an, der eine Auspuffgeschwindigkeit von 2500 m/sec liefert (was technisch erreichbar erscheint), so haben wir mit ihm für die Strecke Berlin—Vigo einen Antrieb auf eine „ideale Endgeschwindigkeit" von 2900 m/sec zu bewirken. Für die anderen Teilstrecken gilt dasselbe mehr 700 m (für die horizontale Scheitelstrecke von 2 m/sec² Luftwiderstand 350 Sekunden lang wirksam). Hier ist die „ideale Endgeschwindigkeit" also 3600 m/sec. Der Betriebsstoffverbrauch berechnet sich derart, daß für die Strecke Berlin—Vigo 69 Proz., für die Ozeanteilstrecken sogar 76 Proz. des Gesamtgewichts der startenden Maschine aus Treibstoffen bestehen müßten, während beim Propellerflugzeug höchstens 35—40 Proz. des Startgewichts in Form von Betriebsstoff mitgenommen werden. Vom Leergewicht wieder dürfen wir aus konstruktiven Gründen höchstens 15 Proz. als zahlende Nutzlast anrechnen. Umgekehrt haben wir also für eine Tonne zahlende Nutzlast ein Leergewicht von 6 t, zu dem für die Strecke Berlin—Vigo das 2,19fache, also 13,2 t Treibmittel gehören, während für die Ozeanteilstrecken das 3,22fache, also 19,3 t erforderlich sind. Für die Gesamtstrecke Berlin—Neuyork würde daher je Tonne Nutzlast eine Brennstoffmenge von 13,2 + 19,3 + 19,3 = 51,8 oder rund 52 t erforderlich sein. Diese Zahlen erschrecken uns vielleicht, indessen, sie bessern sich sofort gewaltig, wenn es gelingt, schärfere Treibstoffe anzuwenden, die eine höhere Auspuffgeschwindigkeit ergeben. So erhalten wir für Auspuff 4000 m/sec für Berlin—Vigo 51 Proz. Treibstoffe, 49 Proz. Leergewicht, für die Ozeanteilstrecken 60 Proz. Treibmittel, 40 Proz. Leergewicht. Da jetzt mehr für die Nutzlast übrigbleibt (etwa $\frac{1}{4}$ vom Leergewicht), so kann dann eine Tonne zahlende Nutzlast schon mit 16 Tonnen Treibstoffaufwand von Berlin nach Neuyork befördert werden. Teuer bleibt die Raketenfahrt natürlich immer, dafür fördert sie auch rasch ans Ziel.

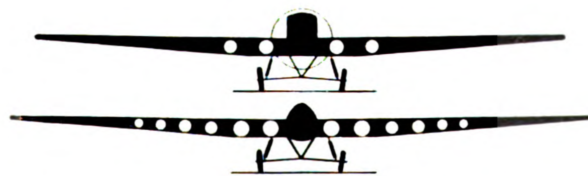
Max Valier, München.



Start eines Raketen-Flugzeugs. Dieses Raketen-Flugzeug soll 50000 m über dem Meer eine Geschwindigkeit von 2000 m in der Sekunde zu entwickeln vermögen und imstande sein, 25 Personen in einer reinen Fahrzeit von 93 Minuten von Berlin nach Neuyork zu befördern. (Nach dem Konstruktionsplan von M. Valier gezeichnet von H. und B. v. Römer.)



Schnitt durch Tragflügel und Rakete. Die hier verwendeten Raketenmotoren gleichen nur in der Wirkungsweise den bekannten Feuerwerksraketen. Sie werden dagegen mit flüssigen Treibstoffen betrieben und sind durch den Gashebel regulierbar. (Zeichnung von v. Römer.)



Vom Propellerflugzeug zum Raketenschiff. Beim ersten Übergangstyp werden nur an Stelle der seitlichen Propellermotoren Raketen eingesetzt, der Hauptpropeller verbleibt zunächst. Später wird die Zahl der Raketen immer mehr vergrößert und ihre Einzelleistung gesteigert. Der Propeller fällt dann ganz fort.

Mit dem Raketen-Flugzeug in 50000 m Höhe.

Der Türke

Ein modernes Märchen von Gustav Herrmann.

Man nannte ihn allerorten nicht anders als „den Türken“. Aber nach dem, was ich von ihm sah und hörte, glaube ich vielmehr, daß seine Wiege irgendwo auf der asiatischen Hochebene stand und ein milder Buddha über ihr leuchtete. Er war eine hochgewachsene Erscheinung mit fremdartig weichen Gesten und Bewegungen; das völlig bartlose Gesicht glich der Maske eines durchgeistigten Schauspielers, deren Züge ein großes, unbegreifliches Erlebnis zum Erstarren gebracht hatte. Die kleinen, grauen, versonnen nach innen gekehrten Augen nahmen bisweilen den Ausdruck eines hilflosen Flehens an, einer warnenden Bitte an die Umwelt, nicht durch Herzlosigkeit und gemeine Handlung Gottes Ebenbild in sich zu beflecken.

Der Türke hatte keine Heimstätte und schien der Ärmsten einer. Sein zerschlissener Rock war immerhin durch sauber eingenähte Flicken nicht ohne Würde und hatte etwas Priesterliches; bis zum Knie der Pluderhosen waren die Beine mit schwarzen Tuchstreifen umwickelt, und die festen Schuhe erzählten von vielem Wandern. Auf dem Kopfe saß ihm, wie festgewachsen, ein abgeblichener roter Fes, mit ausgefranster schwarzer Quaste, dem er wohl seinen durch alle Täler und auf vielen Höhenweilern bekannten Namen verdankte. Der sonderbare Fremde war vor allem die Freude und der Spott der Kinder. Gefolgt von einem gelbwolligen Hund ohne Rasse, der nicht von seinen Fersen wich, ließ er sich gewöhnlich auf einer Bank oder einem Baumstamm noch außerhalb der Häuser nieder, hob einen mächtigen, langen Holzkasten nebst einem kleineren, mit Wachsleinwand umhüllten, die er huckepack trug, vom Rücken und eröffnete sein Zaubertheater. Ein rotbrüstiger, grüngefiederter Zwergkakadu spazierte alsbald aus dem oberen Kasten — der große erwies sich als ein Schrank, der vielerlei Kostbarkeiten barg: Kettchen aus buntschillernden Glasperlen, allerhand tönernes Haus- und Waldgetier, winziges Zinngeschirr und Bildchen mit Fabelwesen: geflügelten Löwen, gekrönten Schlangen und riesigen Schmetterlingen, die Menschenantlitz trugen. Das waren aber die Gewinne in der Lotterie. Für jeden, der ein paar Kupferlinge auf den Blechteller warf, zog der kluge Papagei, nachdem er mit Kennermiene und einem halb zugekniffenen Auge des schiefgedrehten Köpfchens das Wesen des Spenders studiert hatte, eine Karte aus dem fächerförmig ausgebreiteten Spiel und teilte so den vom Schicksal vorbestimmten Gewinn zu. Gewöhnlich endete die Fröhlichkeit damit, daß die Buben übermütig wurden, und die Mädel trieben es nicht besser. Sie zupften den Türken von hinten an seiner Mützentroddel; sie quälten und ärgerten den Hund, der unverwandt zu seinem Herrn aufsah; sie stichelten den Glücksvogel mit Grashalmen und stürzten schließlich die Geldkasse um. Wenn aber der Alte sich erhob, stoben sie mit Indianergeheul davon und warfen gar mit Steinen nach ihm. Der Türke aber griff nicht zum Stocke, noch sprach er Schimpfworte oder hetzte seinen Hund auf sie. Er blickte sie nur unendlich traurig an und sprach mit einer glockentiefen Stimme: „Kinder, kommt doch zu mir — ich liebe euch doch, ihr Kinder!“ Dann verhallte allgemach der Spott, und eines nach dem anderen verlor sich im Gebüsch und hohen Gras. Der Einsame aber reckte sich erst, die Hand aufs Herz gepreßt, und danach beugte er sich zu seinem Hunde hernieder: „Komm, du bist mein Sohn!“ Und das Tier stellte sich auf den Hinterfüßen empor, legte seinen guten Kopf hoch entlang seines Herrn Brust und schmiegte sich an ihn mit unendlicher Hingabe — beider Blicke schmolzen ineinander.

Dann suchte der Alte die Kupfermünzen wieder aus dem Straßenstaube zusammen, huckte seinen Kram auf und schritt schwer nach dem nächsten Dorfwirtshaus. Dort trachteten die Erwachsenen, es den Kindern gleichzutun. Die Kellnerin schob ihm einen vollen Krug zu, denn sie wußte, daß der Türke nicht viel vertragen konnte und es bald ein Gaudium geben würde. Und ein paar listige Bauern verwickelten den träumerisch vor sich Hinstarrenden erst in ein kaum beachtetes Gespräch und dann in ein Spiel um die Zeche des Abends. Gutmütig ging er darauf ein, ließ die Kichernden tuscheln und machte dem Hexensabbat erst ein Ende, als sie es gar zu toll trieben. „Jawohl, betrunken bin ich, vielleicht ganz anders sogar, als ihr es meint!“ Und damit stellte er sich schwer auf die Füße. Sein Hund aber nahm unverzüglich auf dem Stuhle Platz, was das Gelächter bis zum wiehernden Gebrüll steigerte. „Laßt ihn nur,“ sprach der Alte, „er ist mein lieber kluger Sohn, und ihr könnt ihn ebensowenig betrügen wie mich.“ Darauf zog er seinem Gegenspieler ein paar Karten aus der Tasche, die dieser darin heimlich hatte verschwinden lassen. „Geschenkt kannst du von mir bekommen, was du willst, aber betrügen lasse ich mich nicht! Um deiner selbst willen mag ich es nicht leiden, daß du ein Lump bist! Komm, mein Sohn!“ Und damit gingen Herr und Hund von dannen. So roh die Worte auch waren, die man ihnen nachwarf — über die Zurückbleibenden senkte sich eine dumpfe Beklommenheit.

Einstmals hatte man ihm nun besonders übel mitgespielt, und der Türke wankte, ohne rechts noch links zu blicken, von mehr als seiner Rückenlast schwer bedrückt, vor das Dorf hinaus, wo schon verschwebend die roten Blätter zu Boden segelten. So vorsichtig er und der Hund auch die Füße setzten, ein nachraschelnder Streifen zog hinter ihnen her, und den Alten durchschauerte es sehnsüchtig bis in seine Seele. Unter einer fast kahlen Linde wuchtete er seine Kästen nieder, öffnete den Käfig und begann mit seinen Tieren ein Gespräch, dessen Inhalt kein menschliches Ohr vernahm. Einer aber hörte es doch, denn als der Niedergebeugte, der so viel um die Menschheit litt, den Glücksvogel bat, auch ihm einmal seine Schicksalskarte zu ziehen, da bekam er ein wundersames Bild zu sehen, das nie zuvor im Spiele war. Das ihn mit gütigen Augen der Liebe anschaute, in deren Tiefe er sich ganz versenkte. So saß er und schaute, und die Schnauze des Hundes ruhte auf seinem Knie.

Am anderen Morgen fand man den Türken tot, ein weißes, leeres Kartenblatt in der Hand. Hatte sein Heimweh die Heimat gefunden? War seine Seele dem buntgefiederten Fremdling nachgeflogen, der sich kreischend in den dürren Wipfeln verlor? Hatte ihn der erste Frost gemäht? Um die Bettung des Leichnams erhob sich ein heftiger Streit. In geweihte Erde durfte der ungläubige Vagant nicht kommen, und so erhielt der Totengräber, ein begnadigter Zuchthäusler, der beim Wildern einst den Förster erschoß, den Auftrag, ihn nächtlicherweile dort zu verscharren, wo hart an der Mauer die Selbstmörder modern. Den Hund aber, der wütend um sich biß, als man den entseelten Körper seines Herrn fortschaffen wollte, und den ein beherzter Bauernbursche mit einem Knüppel erschlug, mochte er zum Schinder bringen. Ein paar Groschen war das wollige Fell immerhin wert.

Das ist es, was man mir von dem Türken erzählte — und ich sah auch in der Friedhofsecke den Lehmhügel, darunter er liegen soll. Aber von einem wundersamen Vorgang erfuhr ich noch: Seit diesem Frühjahr blühen vor dem großen, ehernen Christuskreuz, das sich inmitten des Gottesackers erhebt, dort, wo nur die Geistlichen und Kirchenstifter dem Jüngsten Gericht entgegenzuschlummern, für würdig befunden werden, märchenhafte rote und weiße Blumen, hochstenglige, viel schöner als die Passionsblumen des Pfarrers und die Feuerlilien in den Vorgärten der reichen Bauern. Und man raunt sich zu, der Totengräber, der es immer gern mit schweifendem Gesindel gehalten habe, hätte in jener Nacht einen gotteslästerlichen Frevel begangen, so daß sie nun zu Füßen des Erlösers ruhten — der Türke und sein Hund.

BÜCHER, DIE MAN LESEN SOLLTE

SPAZIERGÄNGE DURCH DIE NEUESTEN ERSCHEINUNGEN DER BELLETRISTIK VON DR. EGBERT DELPY

Zu den Romanen, die der deutschen Gegenwart aus mehr als nur literarischem Interesse den Spiegel vorhalten, hat sich jetzt ein neuer gesellt, der Anspruch auf ernsteste Beachtung hat. Franz Adam Beyerlein, der ebenso tapfere wie unpathetisch stille Deutsche, der einst den vielgelesenen Mahnruf „Jena oder Sedan“ in das kaiserliche Deutschland hinaussandte, wendet sich mit einer neuen Warnung an das nachrevolutionäre deutsche Volk von heute. In einem Gegenwartsroman „Kain und Abel“, mit dem beredten Untertitel „Das deutsche Schicksal“, legt er den Finger auf die brennende Wunde am deutschen Volkskörper: den Parteienhader, aus dessen gärenden Tiefen er das furchtbare Gespenst des Bürgerkriegs empordrohen sieht. Sollen Deutsche sich in gewalttätigem politischen Haß immer wilder auseinanderleben? Soll es das deutsche Schicksal sein, daß sie wie Kain und Abel einander anfallen und sich zerfleischen? Nur weil sie sich zu einheitlichen neuen politischen Zielen nicht durchzuringen vermögen? Beyerlein wirft sich in seinem Roman den entfesselten deutschen Brüdern in den Weg, und mit dem heiligen Ernst des Mannes, der sein Volk mit allen Fasern seines Seins liebt, warnt er, beschwört er, mahnt er: „Vergeßt nicht, daß ihr Brüder seid! Reicht euch die Hände, ehe es zu spät ist!“ Dieser echte Herzenston gibt dem Buch Wärme, Eindringlichkeit, geistiges Niveau, bewahrt es vor dem Versinken in parteipolitischem Fahrwasser und vor gefährlichen Einseitigkeiten. Hier schaut nicht eifernde Kritik, sondern Liebe, die Brücken bauen will, auf den wilden Kampf politischer Antipoden, zeigt hier Möglichkeiten der Verständigung, porträtiert dort in zornigem Aufwallen das Heer der Schmarotzer, die von der Zerrissenheit des Volkes, von dem aufs äußerste getriebenen Parteidünkel und Schlagwort-Fanatismus leben und jeder brüderlichen Einigung in egoistischer Todfeindschaft gegenüberstehen. Die eigentlichen Opfer dieser Parteibureaukratie auf beiden Seiten schildert Beyerlein mit eindring-

licher Wärme. Arbeitnehmer wie Arbeitgeber sind mit der gleichen Anteilnahme gesehen, aber auch mit dem gleichen klaren Blick für ihre Fehler gezeichnet. In der Menschenschilderung leistet Beyerlein überhaupt Ausgezeichnetes. Er weiß genau Bescheid bei Arbeitern wie Bürgerlichen und stellt eine Fülle von Typen mit kraftvoller Plastik hin, obwohl er es absichtsvoll vermeidet, hier wie dort allzu dunkle Töne aufzutragen. Dem Konflikt zwischen dem Brüderpaar Max und Willy Jost, den beiden Idealisten entgegengesetzter Richtung, fehlt es infolgedessen etwas an letzter zwingender Schlagkraft. Aber dennoch liegt Tragik im Schicksal der beiden, die von Natur aus dazu geschaffen waren, Hauptträger des über den politischen Abgrund führenden Verbindungsbogens zu werden, und deren Kraft nun im Kampf miteinander beiderseitig zerstört wird. Aus des Buches unsensationell stillem Schluß reden bange Fragen und eine leidenschaftlich stumme Aufforderung, die kein Deutscher, dem die Zukunft seines Volkes am Herzen liegt, überhören sollte!

Am Horizont des deutschen Interesses für ausländische Erzählerkunst steigt die Morgenröte einer neu aufgehenden Sonne empor. Während wir aber in den meisten anderen Fällen das Große, Neue in fremder Dichtung spürsinnig zuerst entdeckten und es an andere Völker weitergaben, liegt hier der Fall einmal umgekehrt. In England, Frankreich, Amerika kennt und preist man den Romandichter Joseph Conrad seit Jahren. Wir entdecken ihn diesmal erst, nachdem er tot ist... Das hat seinen Grund zunächst in den besonderen Zeitverhältnissen, dann aber auch wohl in der Absonderlichkeit des vorliegenden Falles. Wir hören, daß der Mann mit dem deutsch klingenden Namen ein — Pole war, der mit 14 Jahren nach England auswanderte und sich dort derart akklimatisierte, daß er alle seine Romane englisch schrieb! England feiert ihn infolgedessen als seinen eigenen Autor. Und es ist vollauf berechtigt dazu. Denn in Conrads Romanen ist nicht nur die Sprache englisch, sondern auch Temperament, Weltanschauung, Darstellungsstil fließen so völlig aus britischen Quellen, daß man wahrhaft verblüfft auf dies Wunder nationaler Verwandlung schaut. Die Erklärung muß man in Conrads leidenschaftlicher Liebe zur See suchen, die ihn zum britischen Seemann machte, lange bevor er englischer Schriftsteller wurde. Diese seine große Leidenschaft hat ihm die Feder in die Hand gedrückt. Das Meer mit allen seinen Wundern und Schrecken steht gewaltig im Mittelpunkt seiner Kunst. Das Meer, gesehen durch das Auge eines britischen Seemanns... gesehen vom Bord eines englischen Schiffes aus, als integrierender Bestandteil des britischen Kosmos. Geschildert mit der kühlen Schärfe des echten Engländers, hinter der sich die bezwingende geistige Gewalt einer über den Dingen stehenden, alles durchdringenden Dichter-Persönlichkeit erhebt. Es wäre indes verkehrt, in Conrad nur den großen Meerschilderer zu sehen. Er hat andere Romane geschrieben, die auf dem Festland spielen, und in ihnen entfaltet er die gleiche grandiose Schärfe und Sachlichkeit der Schilderung, in deren Kern etwas prickelnd Persönliches, Großes, Bezwingendes steckt, das den Leser mit seltsamem Zauber unterjocht. Satire und Humor spielen und werfen jäh gleißende Lichter über die Sachlichkeit dieses Dichters, der sich den Leser und die Dinge nie zu nahe kommen läßt und gleichwohl mit souveräner Gewalt über ihnen und in ihnen thront. Kühle und Leidenschaft des großen Erzählers sind auf wunderbare Weise in Conrad verbunden. Man muß an Dickens denken und zugleich an Dostojewski. Gefühlswärme verbirgt Conrad durchaus, aber sie bricht dennoch durch in stillen Einzelzügen, glüht auf in leidenschaftlicher Satire auf alle Pseudowerte der Menschheit. Sentimentalitäten haßt er, nie wird man ihn moralisieren hören. Aber ebenso fremd ist ihm das artistische, spitzfindige Jonglieren mit echten Werten. Man fühlt überall die Wucht eines Charakters und immer wieder auch den Atem eines starken, herrischen Menschen hinter den Schleiern der Distanz und der individuellen Sachlichkeit.

Der Verlag S. Fischer in Berlin hat sich die Aufgabe gestellt, diesen Großen in Deutschland bekannt zu machen. Er bringt Übersetzungen von vier Werken heraus: „Jugend", „Spiel des Zufalls", „Die Schattenlinie", „Der Geheimagent". In die besondere Welt Conrads führen die beiden letztgenannten Werke am raschesten ein. „Die Schattenlinie" gibt das Meer als Erlebnis in unerhört sachlicher und phantastischer Form zugleich. Ein junger Schiffsoffizier erhält das Kommando über ein Segelschiff, dessen Kapitän im Wahnsinn zugrunde gegangen ist. Er soll es von Bangkok durch den Golf von Siam nach dem Indischen Ozean steuern, gerät in eine der dort häufigen fürchterlichen Windstillen mit rätselvollen Strömungen, die ihn immerfort im Kreise herumtreiben. Eine unter der Mannschaft ausbrechende Fieberepidemie erhöht das Elend. Immer am Rande des Todes, dem Wahnsinn nahe, gelangt er nach unsäglichen Schwierigkeiten endlich wieder zu dem Hafen zurück, von dem er ausfuhr... getrennt für immer von der leichten Heiterkeit der Jugend durch die Schattenlinie dieses Erlebnisses, das ihn zum ernsten, wissenden Manne machte. — Ganz eigenartig ist in diesem Buch das allmähliche Hineingleiten aus beinah kapriziöser Sachlichkeit in die Sphäre des Unheimlichen, Rätselvollen, das mit finsterer Gewalt um den Erzähler und sein Schiff aufsteigt. Die Wandlung des voll trotzigen Selbstvertrauens ausfahrenden Kapitäns in das kläglich hilflose Opfer der geheimnisvollen Gewalten, die aus dem tückischen Abgrund des Meeres hohnvoll aufsteigen, hat etwas erschütternd Symbolisches, etwas Allgemeingültiges, das über

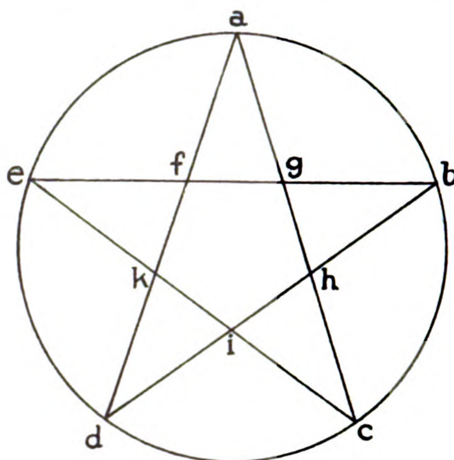
den Horizont der Meerszenerie hinweg machtvoll ins ewig Menschliche hinaufsteigt. Wird Conrads Sachlichkeit hier vom Symbol und vom rätselhaften Grauen illuminiert, so im „Geheimagenten“ von sarkastischem Humor und satirisch funkelndem Kritizismus. London mit seinen Gesandtschaftspalais, seinen Verbrecherkneipen, seinen Polizeirevieren, seinen Anarchistenschlupfwinkeln liegt glänzend konterfeit da, ein idealer Kampfplatz für den Zweikampf aufs Messer zwischen der Gesellschaftsordnung und ihren Todfeinden. Conrad hält die Vertreter beider Parteien an den Fäden, läßt sie tanzen und sich offenbaren in aller Begrenztheit ihres Menschlichen, aber doch nicht, ohne seine Neigung für das Land freiheitlich fundierter Ordnung durchblicken zu lassen. Zwischen die mit köstlich funkelnder Geistigkeit konterfeiten Typen und Gegentypen stellt er die schwerfällige Gestalt des Geheimagenten, der nach beiden Seiten hin seine Geschäfte macht, bis ihn der drohende Befehl der ihn besoldenden russischen Botschaft, für ein Attentat zu sorgen, ins Verderben reißt. Es ist künstlerisch wundervoll, wie sich die Satire nun ins Menschliche wendet und eine Familientragödie von unerhörter Gewalt emporwächst, vor deren finsterer Größe alles Politische als nebensächlich verblaßt. Hier zeigt es sich, daß Conrad nicht nur den Intellekt, sondern auch das Herz der ganz Großen hat. Eine Gestalt wie die des rührenden kleinen, als minderwertig verachteten Stevie, der von der Bombe zerrissen wird, darf sich getrost neben die geliebten „Narren“ und „Idioten“ eines Dickens oder Dostojewski stellen. Nach der Lektüre dieser beiden derart grundverschiedene Probleme und Milieus mit der gleichen individuellen Meisterschaft behandelnden und erschöpfenden Werke begreift man die Begeisterung führender Ausländer für diesen Wahl-Engländer, die nun auch in Deutschland aufzuflammen beginnt. Und es kann gar kein Zweifel sein, daß man bald genug auch bei uns das Lebenswerk dieses Verstorbenen mit aller uns innewohnenden Gründlichkeit und Einfühlung erobert und durchforscht haben wird. Freuen wir uns, daß einstweilen viele Stationen dieser lockenden Forschungsreise noch vor uns liegen!

ZUM NACHDENKEN

Wetzsteine des Geistes.

Als weiteres Beispiel dafür, daß auf den ersten Blick leicht erscheinende Aufgaben doch eine schwer aufzuknackende Nuß bedeuten, geben wir folgende neue Proben (vgl. hierzu die Aufgaben in Nr. 4266, Seite 882). Die Lösungen der hier gebrachten Aufgaben werden in der nächsten Nummer unserer Zeitung veröffentlicht.

1. Auf die 10 Punkte nebenstehender Figur sind 10 kleine Geldstücke zu setzen, in der Weise, daß man von einem beliebigen Punkt aus auf einer der beiden von letzterem ausgehenden oder weitergehenden geraden Linien bis zum dritten Punkte, also bis 3, zählt, diesen mit einem Stück besetzt und so von allen Punkten der Figur aus verfährt: z. B. f bis d oder bis b, g bis c oder e usw. Anfangs- und Endpunkt müssen noch unbesetzt sein, der dazwischenliegende Punkt kann schon mit einer Münze belegt sein. So sollen 9 Punkte der Figur besetzt werden, der zehnte, zuletzt noch bleibende, muß natürlich ohne Zählen besetzt werden. Wie ist zu setzen, wenn es vermieden werden soll, daß bereits beim fünften oder sechsten Setzen keine Linien in der Figur mehr vorhanden sind, von denen der erste und der dritte Punkt noch frei sind? Es sollen ja sämtliche Stücke angebracht werden.



Zeichnung zur Frage 1 der „Wetzsteine des Geistes“.

2. Zwischen den Städten A und B besteht eine Omnibusverbindung. Alle 5 Minuten geht von A nach B ein Omnibus und umgekehrt. Die Fahrt dauert eine Stunde. Wenn jemand nun etwa um 3 Uhr nachmittags mit einem dieser Omnibusse von A abfährt, wie vielen von B kommenden Omnibussen wird er auf seiner einstündigen Fahrt begegnen?

3. Ein Eisenbahnzug, 100 m lang, fährt über eine Brücke, die 250 m lang ist, und macht 10 m in der Sekunde. Wieviel Zeit braucht er, um über die Brücke zu kommen?

4. Zwei Hütejungen wollen ihr Frühstück verzehren, das aus kleinen Handkäsen besteht, von denen A 3, B 4 mitgebracht hat. Es gesellt sich ein Fremder zu ihnen, der sie bittet, ihn gegen gute Bezahlung, bei gleicher Verteilung der Käse, am Frühstück teilnehmen zu lassen. Es geschieht, und er hinterläßt 7 10-Pfennigstücke. A sagt darauf zu B: „Ich habe 3 Käse mitgebracht, du 4, also bekomme ich 3 Geldstücke und du 4.“ — B meint indes, er müsse mehr bekommen als 4. Sie beschließen, ihren Lehrer entscheiden zu lassen. Wie muß dessen Entscheidung lauten?

5. Zwei Frauen beziehen den Markt, Frau A mit 120 Eiern, Frau B mit 160. Jene will die Eier für je 9 Pfennig, diese, weil ihre Eier größer sind, für je 11 Pfennig verkaufen. Bevor der Markt beginnt, wird Frau B nach Hause gerufen. Sie bittet Frau A, ihre, der Frau B, Eier zu dem genannten Preise von 11 Pfennig mitzuverkaufen. Frau A willigt ein und schlägt vor, daß sie die Eier paarweise, ein Ei von denen zu 9 Pfennig, das andere von denen zu 11 Pfennig, verkauft, damit sich also für jedes Paar 20 Pfennig geben läßt. Durch paarweisen Verkauf sämtlicher 280 Eier, also 140 Paare, hat sie für je Paar 20 Pfennig, 28 Mark eingenommen. Sie zieht von diesen 28 Mark den Preis für ihre 120 Eier je 9 Pfennig, also 10,80 Mark, ab und bringt zu Frau B die übrigen 17,20 Mark. Diese sagt: „Das ist nicht genug. Ich muß für meine 160 Eier zu je 11 Pfennig 17,60 Mark haben. Welche von beiden Frauen hat recht? Wie ist dieser Widerspruch aufzuklären?

6. Eine Dame wird gefragt, in welcher Beziehung sie zu einem Herrn stände, mit dem sie oft gesehen wurde. Ihre Antwort war: „In sehr naher Beziehung. Dieses Mannes Mutter ist nämlich meiner Mutter Schwiegermutter."

7. Scherzfrage: Eine Gans wiegt 10 Pfund und die Hälfte ihres Gewichts. Wieviel wiegt sie in Wirklichkeit?

Kreuzworträtsel „Dame".

Die Wörter bedeuten: wagrecht: 1. Körperteil des Pferdes, 4. Seewesen, 7. Person aus einem Drama G. Hauptmanns, 8. Drama von Schnitzler, auch Tanz, 9. japanische Münze, 10. griechischer Buchstabe, 14. Himmelsrichtung, 16. abgekürzter Mädchenname, 17. kleine Ortschaft, 18. Note, 19. Hirschart, 20. Stadt in Rußland, 22. Inselbewohner, 23. Person aus einem Schillerschen Drama, 25. törichter Mensch, 27. Hoherpriester, 30. eßbare Wurzel, 34. französisches Fürwort, 35. Stadt in Finnland, 36. Zierpflanze, 37. hört seine eigne Schand, 38. wie 25, 39. Flächenmaß, 40. Stadt in Westdeutschland, 41. folgt gewöhnlich auf 21 senkrecht, 43. Mädchenname, 44. Verbindung; senkrecht: 1. Unter der Kopfbedeckung, 2. Behältnis, 3. Ende, 5. Menschenrasse, 6. Jagdtier des Nordens, 10. dem ist die Kleidung unterworfen, 11. weibliche Person aus einer Wagner-Oper, 12. Maschinenteil, 13. russische Stadt, 14. Dichtungsart, 15. gehört zur Jagd, 16. Landwirt, 20. Fischfett, 21. Naturerscheinung, 22. Asiate, 24. ausländischer Zierbaum, 26. berühmter Maler, 28. ehemaliger serbischer König, 29. heiliges Buch, 31. Nadelbaum, 32. Göttin, 33. Gebieter, 34. Verbrechen, 35. Vorfahr, 37. Raubfisch, 42. Sinnesorgan.

Die Veröffentlichung der Lösung erfolgt in der nächsten Nummer.



Unsere Preisaufgabe Nr. 1 hat eine große Zahl unserer Leser gelockt. Wie wir bei der Sichtung der Lösungen bemerkten, hat das Ergänzungsrätsel für viele seine Rücken und Tücken gehabt. Es sind hier sozusagen Nebenlösungen eingegangen. Sofern diese sinngemäße und orthographisch richtig geschriebene Wörter ergaben, haben wir sie mit in die Urne für die Auslosung getan. Die glücklichen Gewinner erhalten unserer Ausschreibung gemäß briefliche Benachrichtigung. Die vielen Löser aber, die keinen Preis erhalten konnten, vertrösten wir auf ein besseres Glück bei einer anderen Preisaufgabe.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4271.

Silbenrätsel: 1. Referendar, 2. Aruwimi, 3. Usedom, 4. Marmelade, 5. Igel, 6. Seidenspinner, 7. Tantalus, 8. Ingolstadt, 9. Nelke, 10. Daumen, 11. Elevation, 12. Rockefeller, 13. Kokotte, 14. lila, 15. Edison, 16. Ischariot, 17. Nelson, 18. Seidel, 19. Theater, 20. Erblasser, 21. Niederlande, 22. Honduras, 23. Undurchdringlichkeit, 24. Erpressung, 25. Tragödie, 26. Trakehner, 27. Ekrasit. — Raum ist in der kleinsten Hütte für ein glücklich liebend Paar.

Rätselteil: Dachstein, Schacht, Eiche, Ehe, s. — Sachs.

Rösselsprung: Trage dein Übel, wie du magst, klage niemand dein Mißgeschick; wie du dem Freunde ein Unglück klagst, gibt er dir gleich ein Dutzend zurück. (Goethe.)

Silben-Kreuzworträtsel: wagerecht: 1. Andersen, 4. Bariton, 5. Senegal, 8. Karosse, 10. Limone, 11. Ballhaus, 12. Rouen, 13. Pate, 14. Koralle, 16. Giro, 18. Trunkenbold, 20. Berserker, 22. Heidekraut, 24. Schneiderei, 26. Junge, 27. Ideal, 29. Mode, 30. Erker, 31. rosa, 32. Maler, 33. Zahnwal, 35. Rede, 38. Lissa, 40. Eimer, 41. Lavater, 42. Elli, 44. Verbannter, 48. Dokument, 50. Lineal, 52. Sonnenthal, 53. Leder, 54. Terrine, 56. Hotel, 57. Sorge, 58. Lotto, 60. Lissabon, 61. Kimono, 63. Neapel, 65. Radio, 66. Lecomte; senkrecht: 1. Anton, 2. Sense, 3. Gilka, 4. Baseball, 6. Gallien, 7. Sahne, 9. General, 13. Parade, 14. Kobold, 15. Leber, 17. Rotunde, 19. Kentaur, 21. Serbe, 22. Heimat, 23. Krautjunker, 24. Schneidezahn, 25. Reigen, 27. Isabella, 28. Alma mater, 30. Erde, 34. Wallis, 35. Revolver, 36. Farmer, 37. Joel, 39. Sakrament, 40. Eiter, 43. Lido, 45. Bannmeile, 46. Henne, 47. Brunnen, 49. Kuratel, 51. Alter, 52. Sonne, 55. Rivale, 57. Sorbonne, 59. Tokio, 60. Lisbeth, 62. Nora, 64. Pelle, 65. Rate.

Ein Rechenkunststück: Drei—vier—tel, dreiviertel.

Lösungen der Preisaufgabe Nr. 1 vom 16. Dezember 1926 (Nr. 4266).

Rösselsprung: Das Weib sieht tief, der Mann sieht weit. Dem Manne ist die Welt das Herz, dem Weibe ist das Herz die Welt.

Magische Quadrate: Tabak, Adler, Blase, Äsop, Krepp. — Lappe, Affen, Pferd, Perle, Enden.

Ergänzungsrätsel: Zu ergänzen sind: sel — rie — der — ron — ra — zug — kur — ler — he — ner — per — ber — el.

Die Ingenieur-Akademie in Oldenburg i. O. hat sich mit ihren fünf Fachabteilungen, mit Ziel und Lehrweise neuzeitlichen Charakters unter der Obhut des Staates Oldenburg, der vier Staatskommissare für die Anstalt ernannt hat, immer einer besonderen Pflege seitens der städtischen Körperschaften erfreut, die stets alles Erforderliche für ihre günstige Entwicklung unternommen haben. Zahlreiche Einrichtungen auf wirtschaftlichen Gebieten, wie z. B. Kasino, Wirtschaftsamt und Krankenkasse, vermindern für die Besucher die Kosten des Studienaufenthaltes. Bilder aus der Stadt Oldenburg vermitteln einen Eindruck von der hübschen Gartenstadt offener Bebauungsweise.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

A. A.

FASCHINGS-NUMMER

NR. 4273. 168. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 3. FEBRUAR 1927

GA 1870

Hausfrauen erleichtert Euch die Küchenarbeit! Benutzt das Schnellrührsieb

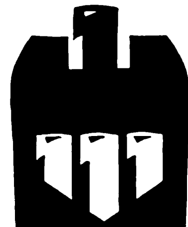
Lotto!

Erhältlich in allen guten Fachgeschäften.

Auf Wunsch senden wir Ihnen Prospekte mit Erläuterungen kostenlos

Hersteller
GEBR. ARNDT, Metallwarenfabrik, QUEDLINBURG

ALLIANZ



ALLIANZ-KONZERN

Prämieneinnahme .... 133 131 392 RM
Kapital und Reserven .. 128 000 000 RM
der vereinigten Gesellschaften im Jahre 1925

Allianz Lebensversicherungsbank A.-G.

Versicherungsbestand Ende 1926 mehr als 500 000 000 RM
29 % Versichertendividende

Badische Pferdeversicherungsanstalt A.-G. in Karlsruhe i. B.
Brandenburger Spiegelglas-Versicherungs-A.-G. in Berlin
Globus Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Hamburg / / /
Hermes Kreditversicherungsbank Aktien-Gesellschaft in Berlin
Kraft Versich.-A.-G. des Automobilclubs v. Deutschland in Berlin
Union Allgemeine Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

Versicherungen aller Art.

Gräfin v. Königsmarck'sche Weinkellerei
Gräfin Editha v. Königsmarck e. H.
Weingutsverwaltung
Koblenz
a. Rhein u. Mosel

Königsmarcks Kellerabfüllungen — der deutsche Wein für das vornehme gastliche Haus!
Etikett und Korkbrand sind die Bürgschaftszeichen.

Fordern Sie Gratisproben von
Creme Electra „Rosa Centifolia"

Das Hautpflegemittel der Dame. Einmal gebraucht, unentbehrlich, parfümiert mit

ROSA CENTIFOLIA

dem Duft der dunkelroten Gartenrose von wunderbarer Natürlichkeit. Tube M. –,75, Dose M. 1,– und M. 1,40. Auch vorrätig in PARFÜM, Flasche im Karton M. 4,25, 6,50, Probe im Karton M. 2,–. SEIFE Stück M. 1,25, Karton M. 3,50. Stück M. 1,50, Karton M. 4,25. Grosse Badeseife Stück M. 1,75. PUDER M. 2,–, 1,50, 1,–. PUDER COMPACT: Metalldose mit Quaste und Spiegel M. 1,75. KOPFWASSER Fl. M. 2,60, 4,–. FLÜSSIGE KOPFWASCHSEIFE Fl. M. 1,75.

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE, BERLIN
Detailverkauf: Markgrafenstr. 26. – Fabrik: Dreysestr. 5.

Zu beziehen durch alle einschlägigen Geschäfte. Parfümierte Karten gratis.

Pea

Pea Bitter herbe Herren-Schokolade
Pea Sahne
Pea Vollmilch-Nuss
Pea Mokka-Sahne
Pea Haselnuss

Die köstliche Schokolade

PETZOLD & AULHORN A.G. DRESDEN

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4273. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 3. Februar 1927.

Allgemeine Notizen.

Preisausschreiben. Dank einer Stiftung aus Anlaß des Breslauer Historikertages schreibt die Philosophische Fakultät der Universität Breslau die folgende Preisarbeit aus: „Wurzel und Entwicklung der kleindeutschen Idee“. Um den Preis können sich Reichsdeutsche und Österreicher bewerben, die den Doktorgrad an einer deutschen oder österreichischen Universität erworben haben; von Universitätslehrern jedoch nur solche Privatdozenten, die am 1. Oktober 1926 noch nicht beamtete außerordentliche Professoren waren. Die Lösungen sind mit einem Kennwort bis spätestens 1. November 1928 bei dem Dekan der Philosophischen Fakultät einzureichen. Beizugeben ist Name und Anschrift des Verfassers in einem mit demselben Kennwort versehenen, gleichfalls verschlossenen Umschlag. Der Preis beträgt 1500 R.-M.

Ein Preisausschreiben für Möbelbeschläge aus Messing veranstaltet das Württembergische Landesgewerbemuseum in Stuttgart, Kanzleistr. 19. Erster Preis 2500 Rm., zweiter 1500, dritter 1000, zwei vierte Preise je 500 Rm., vier fünfte je 250 Rm. Wer sich an diesem Preisausschreiben zu beteiligen wünscht, wolle sich von der Direktion genannten Museums die Bedingungen kommen lassen.

Ansehnliche Leistungen des Luftverkehrs werden von der Luftschiffahrtsgesellschaft „Transadriatica“ gemeldet, die den Verkehr von Wien nach Venedig in drei Stunden vollbringt und vom 18. August bis zum 15. Dezember v. J. in 172 Flügen 71 000 km durchmessen, 516 Passagiere und an Post und Waren 15 078 kg befördert hat. Die Piloten Pasquali und Bianchini haben 50- bis 60 000 km zurückgelegt und mehr als 75 mal die Alpen überflogen. Die Flugzeuge mit Junkers-Trimotoren verkehren auch bei Schnee- und Nebelwetter.

Das „Wanderer-Motorrad“, dessen hervorragende Eigenschaften Weltruf genießen, hat eine weitere Vervollkommnung dadurch erfahren, daß bei den neuesten Modellen der Sattel niedriger gelegt worden ist, woraus sich eine größere Bequemlichkeit für den Fahrer ergibt. Durch diese Veränderung der Sitzhöhe und durch andere konstruktive Änderungen ist auch der Schwerpunkt des ganzen Rades zur erhöhten Fahrsicherheit tiefer gelegt.

Die diesjährigen Bahnradrennen finden wie folgt statt: Berlin, Olympiabahn: 13., 27. März, 10., 17. April, 1., 15. Mai, 10., 19. Juni, 17. Juli, 7., 21. August,

4., 18. Sept., 2., 16. Okt. **Berlin**, Rütt-Arena: 20. März, 3., 18. April, 8., 22., 27. Mai, 6., 7., 12., 24. Juni, 2., 9., 27., 31. Juli, 3., 14., 19., 26., 28., 31. Aug., 11. Sept., 9. Okt. **Breslau**: 10. April, 22. Mai, 12. Juni, 10. Juli, 7. Aug. (Großer Preis von Europa), 28. Aug., 11. Sept., 2. Okt. **Chemnitz**: 18. April, 15. Mai, 6. Juni, 3., 15. Juli, 7. Aug., 4. Sept. (Großer Preis der Industrie), 18. Sept., 9. Okt. **Braunschweig**: 8. Mai, 5. Juni, 3., 31. Juli, 7. Aug., 4. Sept. **Bremen**: 15. Mai, 5., 6. Juni, 3. Juli, 21. Aug. **Dresden**: 17. April, 15. Mai (Großer Preis der Republik), 12. Juni, 13. Juli, 14. Aug., 11. Sept., 9. Okt. **Düsseldorf-Oberkassel**: 10. April, 8. Mai, 6. Juni, 7. Aug., 4., 25. Sept. **Elberfeld**: 18. April, 8., 22. Mai, 12. Juni, 3., 22. Juli (Vorläufe zur Steherweltmeisterschaft), 24. Juli (Endlauf der Steherweltmeisterschaft), 21. Aug., 1. Sept., 2. Okt. **Erfurt**: 17. April, 15. Mai, 19. Juni (Vorläufe zur Deutschen Stehermeisterschaft), 31. Juli, 11. Sept. **Forst**: 17. April, 5. Juni, 31. Juli, 4. Sept. **Frankfurt a. M.**: 13. März, 3. April, 1., 15., 26. Mai, 9., 26. Juni (Deutsche Meisterschaft für Flieger und Steher), 10., 31. Juli, 14. Aug. (Deutsche Amateurmeisterschaften), 1., 4. und 18. Sept. **Hannover**: 10. April, 1., 29. Mai, 22. Juni, 17. Juli, 10. Aug., 4. Sept., 2. Okt. **Köln-Riehl**: 3., 17. April, 1., 13., 22. Mai, 10. Juni, 1. Juli (Großer Preis von Deutschland), 29. Juli, 19. Aug., 4., 25. Sept., 9., 16. Okt. **Köln-Müngersdorf**: 10., 24. April, 15., 25. Mai, 8., 19., 29. Juni, 15., 17., 20. Juli (Weltmeisterschaften für Flieger), 31. Juli, 5. Aug., 11. Sept., 2., 23. Okt. **Krefeld**: 17., 30. April, 15., 26. Mai, 12. Juni (Meisterschaften von Preußen für Berufsflieger und Amateure), 3., 31. Juli, 21. Aug., 11. Sept., 2. Okt. **Leipzig**: 17. April, 8. Mai, 1., 19. Juni, 10. Juli (Preis der Stadt Leipzig), 17., 30. Aug., 18. Sept., 9. Okt. **Magdeburg**: 17. April, 8. Mai, 12. Juli, 7. Aug., 4. Sept. **Münster**: 18. April, 8. Mai, 6. Juni, 3., 31. Juli, 4. Sept. **Nürnberg**: 10. April, 1. Mai, 5. Juni, 3., 31. Juli, 21. Aug., 25. Sept. **Stettin**: 17. April, 8. Mai, 6., 19. Juni (Vorläufe zur Deutschen Stehermeisterschaft), 10., 27. Juli, 14. Aug., 4. Sept., 2. Okt.

Seefisch-Gaststätten auch in Deutschland. Nach dem Vorbild von England haben sich neuerdings Restaurants für Seefisch-Braterei auch in Deutschland, unter anderm in Düsseldorf, Köln, Wiesbaden, Mainz, Frankfurt am Main, eingebürgert, die bei niedrigen Preisen für eine vollwertige Mahlzeit guten Zuspruch finden.

Illustrirte Zeitung



PRINZ KARNEVAL REGIERT DIE STUNDE, FASCHINGSLUST IN DER LOGE

GEMÄLDE VON R. DUSCHEK

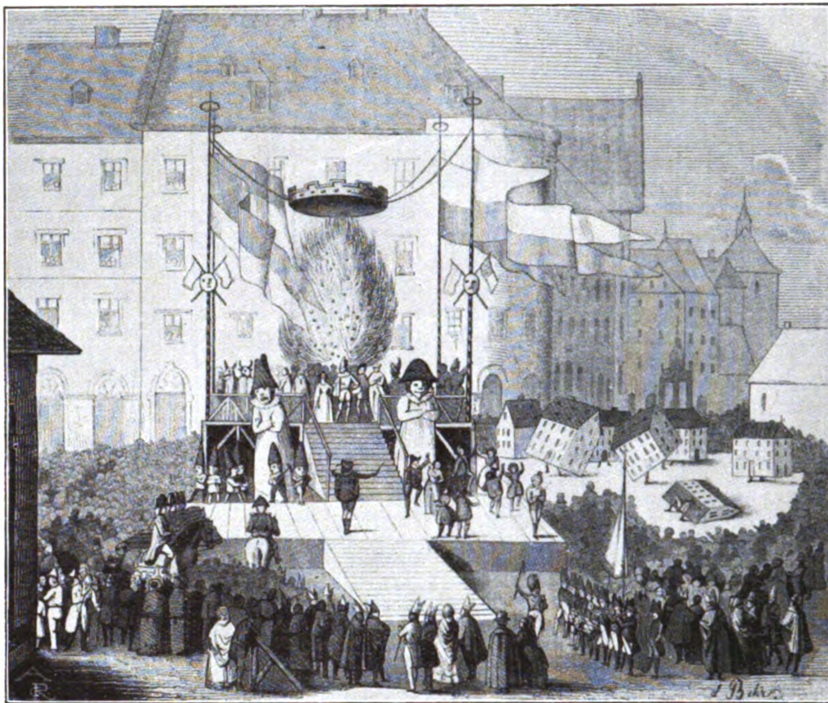
KARNEVAL

VON NORBERT STERN, MÜNCHEN

Es bereitet dem Menschen ein eigentümliches Vergnügen, wenn ihm gestattet wird, die spanischen Stiefel der Vernunft, den schweren Mantel der Sitte, den Zopf der allmächtigen Vergangenheit und die gleißende Maske der Repräsentation abzulegen, um sich wieder einmal nach Herzenslust aussprechen, auslachen und austoben zu können. In der Welt der Maskerade haben die gestrengen Paragraphen keinen Zutritt, die Gesetze keine Autorität und die Worte wenig Gewicht. Es gibt noch Zauberer. Wenn die Wissenschaft dies auch leugnet, so bestätigen es doch die Tatsachen. Alljährlich, wenn der Kalender die Ankunft der heiligen drei Könige verkündet, meldet sich auch schon der vierte an, allerdings ein recht unheiliger Fürst. Er nimmt seine Untertanen und sie nehmen ihn nicht ernst, den ausgelassenen Prinzen Karneval, Sohn der Majestät Narrheit, Ritter der höchsten Phantasieorden, Beschützer aller tollen Späße, unverantwortlicher Redakteur aller bunten Einfälle.

Viele freuen sich, wenn der Karneval kommt, der Revolutionär mit der bunten Papierkrone. In allen Fakultäten ist er bewandert. Als Mediziner macht er die Kranken so gesund, daß tatsächlich zur Zeit der Maskenfeste, statistisch nachgewiesen, die Krankenhäuser der Großstädte sich auffallend leeren. Als Philosoph verkündigt und lebt er die Lehre der Vollblut-Epikuräer. Als Theologe tritt er für den Kult des Bacchus und Dionysius ein. Als Volkswirtschaftler redet er so eindringlich von der Wertlosigkeit des Geldes, daß Tausende sich drängen, es recht bald loszuwerden. Als Jurist endlich verficht er den Grundsatz: Recht hat, wer es sich nimmt, und wer es behält.

Karneval ist Freiheitsbringer. Er befreit die Menschen für Tage, für Wochen von den Fesseln der strengen Ordnung, Sitte und Mode. „Was frage ich erst, was sich gehört?" So philosophiert das Münchner Kocherl, und schon hat es den seidenen Domino der Gnädigen übergeworfen, um auch einmal die noble Luft eines Maskenballs im Deutschen Theater in vollen Zügen einzuatmen und selbst zu kosten, was Bal paré heißt. Genau wie unser Kocherl dachten und taten schon die Dienstboten im alten Rom. Da zogen die Sklaven die reichen Kleider ihrer Herrschaften an. Niemand konnte sie daran hindern, weil die Sitte es ihnen erlaubte. Der Diener wurde von seinem Herrn bedient, der Herr von seinem Diener beherrscht. Wehe dem Gebieter, der sich den Launen seines Untergebenen nicht willfährig zeigte! Aber doppelt wehe der Sklavin, wenn der Karneval vorbei war und die Serva padrona (die Dienerin als Herrin) ihr Maskenrecht mißbraucht hatte!



Aus den Anfangsjahren des alten Mainzer Karnevals: Huldigung des Prinzen Karneval. Zeichnung von L. Becker (1845).

Bei den Gastmählern der alten Ägypter bot man sich gegenseitig, während die Teilnehmer, auf Polstern dahingelagert, sich vom Mundschenk die Speisen und Getränke reichen ließen, ein Mumienbild an, mit dem Zuspruch: „Schau' und trink und sei lustig, denn einst wirst du wie dieser sein!" In den Ägyptern verkörperte sich Ernst und Strenge, Tradition und Gesetz. Und dennoch — oder gerade darum? — hatten jene Menschen das ausgesprochene Bedürfnis, sich zu gewissen Zeiten fröhlicher Ausgelassenheit hinzugeben.

Deutsches Mittelalter. Die Zeit des vierzehnten Jahrhunderts. Das große Sterben, die schreckliche Pest, rafft ein Drittel der Menschen hinweg. Trauer, Schrekken, Wahnsinn und Stumpfsinn allerorten. Aber kaum findet die menschenmordende Epidemie einigen Stillstand, da tritt, wie auf einen Schlag, die lange verhaltene Lebensfreude in ihre alten Rechte ein. Feste jagen Feste. Nirgends mehr das Trauerkleid von gestern. Vergessen sind auf einmal Gelübde und Schwüre. Ein karnevalistischer Sinnentaumel bemächtigt sich der Menschheit. Man kleidet sich reich, bunt und geschmacklos. Den Tod gilt es, zu verspotten, den krassen Verneiner des Lebens, jetzt, da er durch die Hunderttausende von Menschenopfern gesättigt ist. Strenge Verordnungen gegen den übertriebenen Luxus und die ausartenden Maskeraden werden nötig, um den vielen Ausschweifungen der Menschen einen Damm zu setzen. — Die Winzerfeste mit Mummenschanz, wie sie sich bis auf den heutigen Tag in manchen französischen, schweizerischen und deutschen Weingegenden erhalten haben, sind noch sinnvolle Anklänge an uralt eingesessene karnevalistische Volksgebräuche. Von der Gelassenheit zur Ausgelassenheit bedarf es nur eines Schrittchens. Je straffer die Zügel gespannt sind, mit denen die Kultur ihre Menschen im Zaume hält, desto mächtiger regt sich in ihnen der Drang, wenn auch nur für kurze Zeit, aber regelmäßig, sich des drückenden Kulturjochs zu entledigen. Dieses geschieht durch das Maskentreiben des Karnevals. Vom äußersten Orient bis zu dessen westlichem Gegenpol gibt es kaum ein Volk, das nicht seine Narrengebräuche und Narrenfeiertage besäße.

Zurück zur Natur! — Was Rousseau den Franzosen im achtzehnten, was Tolstoi den Russen im neunzehnten Jahrhundert gepredigt hat, das veranschaulicht die Karnevalszeit immer wieder von neuem. Nur eindringlicher, überzeugender und bildlicher tut sie dies. Prinz Karneval sagt in seiner burschikosen Art: Gebt den Menschen Naturkleider, und sie fühlen und gebärden sich als Naturkinder; näht sie in Löwenfelle ein, und sie brüllen gleich Löwen; heftet ihnen Storchschnäbel an, und sie bekommen Lust, auf Frösche Jagd zu machen. Der Maskengeist beherrscht die Mode das ganze Jahr über. Er schreibt beipielsweise das Babykostüm vor, und alle Frauen, ob jung oder alt, gehen als Babys gekleidet umher.

Kleider machen Leute. So alt, so wahr. Ich lernte vor kurzem Marie Antoinette, die schöne Königin der Franzosen, kennen. Es war bei einem Rokokofest im Münchner Künstlerhaus. Geschichtskundige Leute wollen zwar wissen, daß dieses Vorbild an weiblichem Schick schon seit über hundertunddreißig Jahren nicht mehr unter den Lebenden weile. Und dennoch sah ich sie leibhaftig vor mir: jeder Zoll eine Königin. Am nächsten Tag traf ich sie zufällig auf der Straße: jedes Zentimeter — eine Verkäuferin bei Tietz.

Nichts wirkt auf die Dauer langweiliger als das Gewohnte, sagt Seneka. Darum ist uns Menschen von Zeit zu Zeit das Ungewohnte und Außergewöhnliche recht willkommen. Die Faschingszeit, die Periode der grotesken Auswüchse und Übertreibungen, hat also ihre seelische Wurzel in der Menschennatur. Der Gegensatz wird zum Herrscher über Sitten und Kleider erhoben. Prinz Karneval kehrt, wenn es sein muß, alles Bestehende in sein striktes Gegenteil um und ist in dieser Kunst womöglich noch geschickter als der Philosoph Hegel. Aus dem Manne macht er eine Frau, aus Frauen Männer, aus nüchternen Deutschen exotische Ausländer; der Städter wandelt sich zum Bauern; ein Dienstbotenball kehrt hoch in niedrig um; ein „Fest beim Sonnenkönig" adelt alle seine Teilnehmer. Jeder der karnevalistischen Schauspieler ist gespannt darauf, wie er die Rolle seiner Maske spielen wird. Die Straße, das Restaurant, der Ballsaal werden zur Bühne, wo eine jede Maske ihre Rolle zum besten gibt. Spielleiter sind Humor und Witz. Verkleidet, verändert, in Gesicht, in Gestalt, in Ton und Bewegung fremdartig, den Spott im Wortpfeil, die Schminke vor dem Gesicht, im Herzen ein ganzes Ko—boldianum, so wartet alle Welt auf die Gelegenheit, wieder ein bißchen Urmensch und Unmensch spielen zu dürfen. Es ist so unterhaltend, wenn man ausnahmsweise einmal tun darf, was man will, und sagen, was man denkt. Aus seiner Rüstkammer holt der Karneval das vertrauliche Sprachmäntelchen „Du" und die unverbindliche Kleidung in Form von Bauern-, Lumpen- und Harlekinmasken.

So sorgt die alljährlich wiederkehrende Karnevalszeit dafür, daß die Romantik nicht ausstirbt. All diese vielgestaltigen Masken haben den gemeinsamen Zweck, Herz und Sinn zu demaskieren. Der äußeren Verkleidung geht parallel eine innere Entkleidung. Im Fasching offenbart sich ein urwüchsiges Naturfest, verbunden mit fröhlicher Kampfansage und harmloser Revolution gegen die Maske der Kultur.



Faschingsmummenschanz der Düsseldorfer Künstlerschaft von einst: Am Fastnachtsmontag im Künstlerverein „Malkasten" zu Düsseldorf. Zeichnung aus dem Jahre 1868 von B. St. Lerche.

AUS DER GESCHICHTE DES RHEINISCHEN KARNEVALS

Zeitgenössische Zeichnungen aus der „Illustrirten Zeitung".



DIE AUSERWÄHLTE
FARBIGE ZEICHNUNG VON LUCIAN ZABEL

RHEINISCHER KARNEVAL

VON JOSEF WINCKLER

Er ist das einzige lachende Janusgesicht der katholischen Kirche! Er ist die urheidnische Revolte des kasteiten, durch Höllenfurcht geknebelten, von Sünde verworfenen, wundersüchtig gemachten und elendiglich verschüchterten mittelalterlichen Adams, der noch einmal ganz ins kraß blühende irdische Paradies einbricht und aus tollstem Aufruhr aller Sinne, aus Schmäusen und Gelagen, aus Trubel, Tänzen, Maskeraden in die ihm sogleich weitgeöffneten Ablaßkammern und vollen Gnadenhäuser ermattet zurücktaumelt. Nach jahrhundertelangen Predigten gegen ihn schloß die Kirche diesen klugen Pakt und nahm ihn schließlich wie den Teufel in die gute Gesellschaft der Heiligen auf! Auch Reformation und Dreißigjähriger Krieg unterdrückten ihn vergebens, selbst die religiöse Polemik ist längst wieder aus ihm verschwunden — die Franzosen brachten ihn dann zuerst an den Rhein zurück, wo er freilich in Köln wohl am frühesten grassiert hatte, als Bruder des auch in Holland und Belgien weitverbreiteten Schiffsumzugs (wenn der Strom wieder auftaute und ein bunter Schiffswagen auf Rädern in Prozession als Narrenschiff triumphierend durch die Straßen geführt wurde). Als nun der vom Krieg so schwer gezüchtigte Michel sich schon fast ganz in Sackleinwand kleiden mußte und Asche selbst ins tägliche Brot buk und gar noch die Generalbuße der Entente aufgehalst kriegte, schien auch das Ende seines Karnevals gekommen — aber sobald der Laubfrosch besseres Wetter zeigte, schnellte auch das unverwüstliche Stehaufmännchen der Weltgeschichte wieder schellenrasselnd oben auf der Quecksilbersäule steigender Valuta prompt aus dem Büßerschutt hervor. Noch unterdrückten ihn einige Jährchen pflichtschuldig Kaplan und Finanzminister, Erzbischof und Polizeipräsident; doch mit dem Eintritt normaler Fastenkost — siehe da: auf dem ersten Karpfen in Butter schwamm er glorreich ins Land zurück! Freilich auch dieses Jahr erst in Privataudienz, die misera plebs hat noch keinen öffentlichen Zutritt, ihr Untertanen-Hosianna schallt noch nicht an beiden Ufern des Rheins — aber er ist wieder da, er weilt bei allen seinen Getreuen inkognito im Land, er ist aus dem Exil heimgekehrt, selbst eine Hohe Rheinlandkommission hat heuer seinen Grenzüberschritt nicht zu verhindern vermocht, und übernächstes Jahr — wer weiß! Schon hat die Große Bonner Karnevals-Gesellschaft — die jetzt ihr hundertjähriges Bestehen in der großen Beethovenhalle feierte — an das preußische Innenministerium eine Depesche gesandt: „Wir bitten für Bonn, daß unsere traditionelle Kappenfahrt am Rosenmontag geduldet wird, genau wie in Köln!"

Es war in der Tat ein wahres Fest des Volkes, obwohl das „bessere" Bürgertum auf der Straße selber sich nicht hervortat. Aber auch der Hofstaat des Karnevalskönigs, der in verschiedene „Garden" eingeteilt war, hatte sich schon wochenlang vor Fastnacht in den Sitzungen der verschiedenen Karnevalsgesellschaften ausgiebig toll getobt, die nach ihren Farben benannt wurden: rote Funken, blaue Funken usw. Hier traten auch die sogenannten „Büttenredner" auf, die in umgestülpte Fässer stiegen und von diesem Podium aus ihre Witzweisheiten „verzapften". Nie quittierte solch maßloses Gelächter der besten Komödie wie der Applaus dieser schellenbemützten Tafeln dem „komischen Vereinsredner", der unter der Amnestie des Prinzen Karneval schonungslose Generalkritik halten durfte. Das öffentliche Karnevalstreiben begann dann im Laufe des Sonntags; die ersten Vorposten bildeten putzig verkleidete Kinder als Heinzelmännchen, Gänseliesel, Zipfelbäuerchen, Zapfjungen (Köbes genannt). Doch langsam, von Stunde zu Stunde, wuchsen die Narren wie durch Spuk immer größer, bekamen mehr und mehr Mut, und Montags in der Früh füllten sich schon Trottoir und Fahrdamm mit einem wimmelnd phantastischen Heer. Taumelnde Gestalten zogen, eingehakt zu langen Reihen und Ketten, singend und johlend über alle Plätze und Straßen — durch die Hauptstraße in solcher Fülle, daß bald niemand mehr hindurchkonnte und jeder langsam rudernd nur in Richtung der ungeheueren Brandung mitschwimmen mußte. Man verwunderte sich grausend, woher diese Unmasse Menschen gekommen war, aber im ganzen Rheinland liefen ununterbrochen Karnevals-Extrazüge und schleppten aus den kleinsten Städten Gaffer und Kämpen der Narretei herbei.

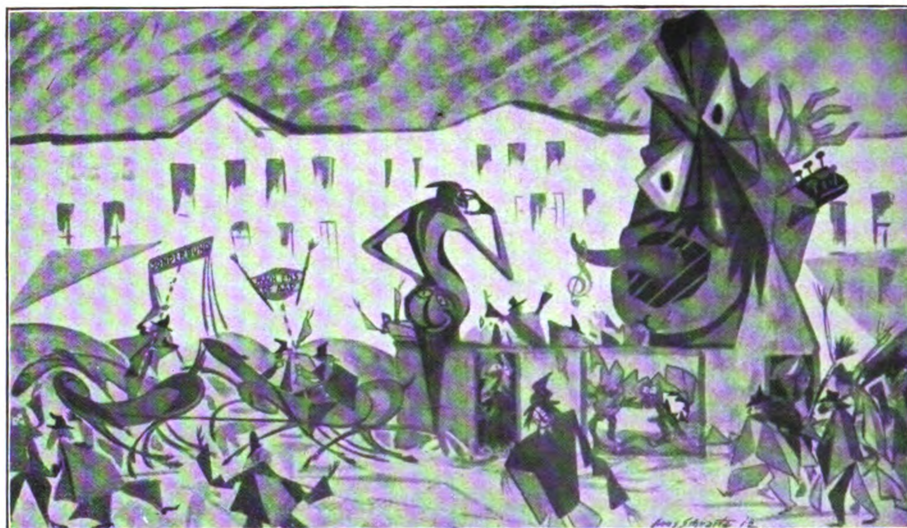
Und doch blieb alles nur Vorspiel, wurde der Triumph der Tollheit erst „angesagt", denn die Blume des Festes, der Gipfel-Mumpitz, die Narrenkrone, nahte erst nachmittags im Rosenmontagszug, da jeder, der überhaupt heile Beine und Ellbogen hatte, zunächst einen guten Platz sich zu erobern suchte, um das kolossalische Schauspiel zu genießen. Vom Dach bis herunter zum Erdgeschoß starrten alle Fronten von schwarzen schreienden Köpfen. Fanfarengeschmetter kündete den Zug an; die Woge des Geschreis schwoll näher und näher, in die krimmelnden, wimmelnden Bienenfronten schoß Winken, Armrecken, Schmeißen; die Mädchen kreischten beim Geschoß jedes Blumensträußchens, die balgende Menge steckte sich die Taschen voll herabregnender Leckereien; man mußte in den Hauptstraßen alle Fenster öffnen, sonst wären sie vom Hagel knallender Apfelsinen, Pulverfrösche und Bonbons in Stücke gesplittert. Jeden Augenblick kugelte ein Landsknecht, ein glänzender Ritter, ein Zunftgeselle, ein Scholar im Federbarett, ein rotgerockter Büttel vom Roß — denn alle Satteltaschen staken voll Pullen! — und wurde von den begleitenden Polizisten als Gefallener in der Konfettischlacht fortgetragen. So tobte der Zug voll Jauchzen und Paukengedonner stundenlang, zwar nicht vergleichbar an stofflicher Kostbarkeit oder schillernder Blumenpracht jenem Umzugpomp von Nizza oder Madrid — aber sie alle weitaus übertreffend durch handgreiflich derbste Symbolik unmittelbarster Gegenwart, die in Extrawagen mit lebenden Figuren verulkt und vertobakt wurde. Jubel empfing jede gelungene Posse, die eine Lokalangelegenheit als hanswurstigen Mummenschanz oder eine allgemeine politische Situation in drastischer Vergröberung glossierte. Das fahrende „Kölsche-Krätzger" en gros! Der treffsichere Rheinroller-



Kölner Karnevalstreiben Anno 1870: Sammeln zum Festzug auf dem Neumarkt. Zeichnung von Otto Fikentscher.



Aus dem Maskenzuge der Großen Karnevalsgesellschaft in Köln im Jahre 1894: Der Jubiläumswagen der Großen Karnevalsgesellschaft. Zeichnung von E. Limmer.



Vom Kölner Rosenmontagszug 1913: Aufzug der Impressionisten, Kubisten und Futuristen. Zeichnung von Hans Schwartz.

AUS DER GESCHICHTE DES RHEINISCHEN KARNEVALS

Zeitgenössische Zeichnungen aus der „Illustrirten Zeitung".

Witz, der dreistdumme Hänneschen-Witz lachte dazu in tausend Einfällen unverfälscht aus dem Maulwerk echt eingeborener Drickes und Maritzebills, Köbes und Tünnes von halsbrecherisch schwankenden Holztürmen und Pappburgen herab.

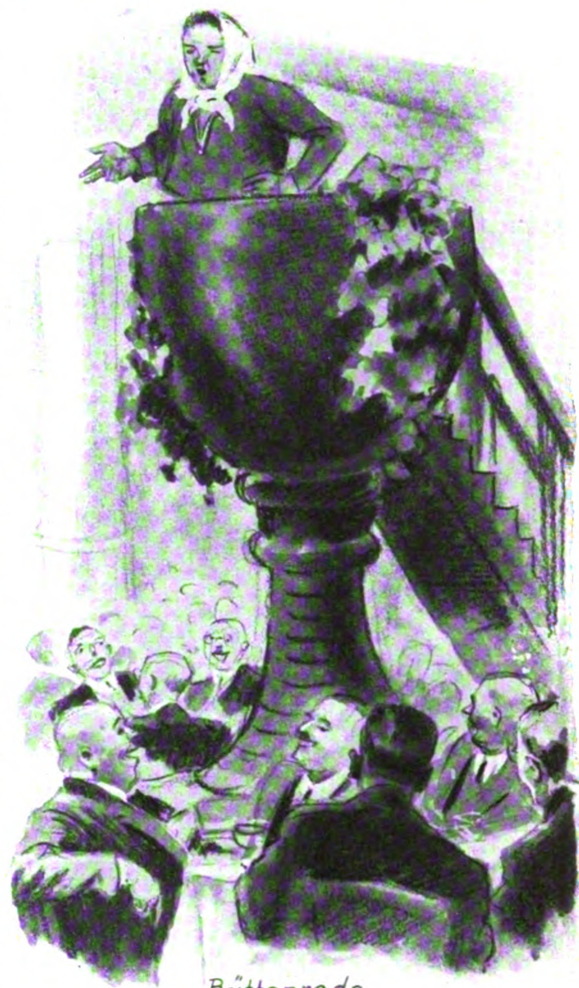
Unzählige Rheinländer sahen von Samstag bis Mittwoch kein Bett (so daß dessen Versetzung in der Tat keine Utopie war) und kamen aus den Kostümen nicht mehr heraus. In früheren Zeiten, als es noch weniger Friseure und Modeateliers gab, wurden die Damen in ihre Trachten sorgfältig eingenäht und mußten zur Schonung auch ihrer Perücken aufrecht gestützt in Armsesseln mühsam wie gesteifte Puppen ein wenig Schlaf halten. Die künstlerisch eigenartigsten Karnevaliaden, noch immer mit einem Stich ins Biedermeierliche, Amoureuse, Vormärzliche, wurden wohl im intimeren Düsseldorfer Malkasten gefeiert, um die Zeit der Achenbach-Schadow — einheitlich durchkomponierte Feste mit Theater und Balletts, während im berühmten Gürzenich zu Köln das Treiben seit jeher bacchantischer trubelte, durch keine Gemeinschaft nuanciert, und bei den tausenden Köpfen zuletzt durchaus den Charakter großstädtisch banalen Radau-Amüsements trug. Hier lebt noch heute ein „Dichter", der einst das ganze Jahr nur vom Komponieren und Verkaufen solcher Eintags-Schlager existierte. Aber oftmals erkannten wir auch in solchen wie aus Unbekannt aufgesprungenen Liedern mit wunderbarer Schlagwetterschärfe den ganzen rheinischen Volksgenius wie die schier unverwüstlich optimistische Lebensphilosophie des Landes, das die meisten Kriege über sich ergehen lassen mußte, das die meisten Ruinen in Deutschland aufweist, wenn millionenfältig plötzlich gesungen wurde: „Et häd noch ümmer, ümmer jut jejange—!"

Mittwochs morgens, punkt neun Uhr, mußte die letzte Maske von der Straße verschwunden sein, und manch pudermehlbestaubter Harlekin schlich, den Überzieher sorgfältig über das zerknitterte Kostüm gezogen, zum Dom oder zur Apostelkirche und gähnte mit dem Aschenkreuzchen heim; das ist die Asche von Palmen, unter Gebet mit Weihwasser und Räucherung gesegnet, vom Priester an der Kommunionbank dem Knieenden unter unheimlichem Murmeln vor die Stirn gedrückt: „Memento quia pulvis es et in pulverem reverteris" – „Gedenke, daß du Asche bist und wieder zu Asche werden wirst!" In der Tat war meist zuerst das Portemonnaie schon zu Asche geworden, und trauerklötiges Schmachten in jederlei Gestalt hub an. Denn wahrlich, unsichtbar am Schwanz jedes Karnevalszugs taumelte mit grünen Irrlichtaugen ein gespenstig grauer Riesenkater ... das Schoßtier, das Wappentier, das ewige Phantom Seiner Prinzlichen Majestät.

Darf man schimpfen? — Es gibt eine gute rheinische Legende von einem Karnevalskönig, der fiel tot von seinem Wagen mitten ins Volk — er hieß Zyprian Schmetterken — und mußte so in vergoldeter Blechkrone und Scharlatankostüm direkt vor Gottes Thron. Da soll Gott lächelnd ihn betrachtet und gesagt haben: „Auch Narretei ist not, und du bist voll in Amt und Würden gestorben — setz' dich flink zu den heiligen drei Königen, die liegen ja im Dom zu Köln und wissen Bescheid!"

Aber Biologen und Soziologen behaupten: Aus Ursehnsucht des Menschen, aus mystischem Trieb zur Gemeinschaft aller Lebenden sei die abenteuerliche Vielgestaltung des bunten Globus zu solch wirrem Hexensabbat aufgetrieben: Mohren, Franzosen, Chinesen, Italiener, Zigeuner, Engländer, Kalmükken, Yankees und Menschenfresser, Kavaliere und Bunken — nicht nur Pan-Europa sei vorweggenommen, kein Meeting, kein Kongreß, kein Völkerbundsparlament sähe so einträchtig alle Typen des Homo sapiens Arm in Arm vereint — ja, der Karneval sei die einzig wirkliche, die einzig mögliche Form internationaler wie sozialer Duzbrüderschaft! Oder, wie ein wohl sarkastischer Moralist orakelte: „Grellbunt primitiven Geschmacks findet sich nur die alte Affenhorde spektakelnd zusammen, steigt auf Tische und Stühle statt auf Bäume, schmeißt einander (statt mit Kokosnüssen) mit Papierschlangen, macht Kapriolen und steht Kopf, guckt sich unter die Beine her, radschlagt, schunkelt und schaukelt, hopst, brüllt unartikuliert sinnlos: die Kulturheit ist in heiligem Atavismus wieder beisammen!" Oder, wie der rheinische Dichter Jakob Kneip sich höflicher ausdrückt: „Statt eines Potentaten schufen wir uns den Prinzen Karneval, denn es tut uns wohl, es scheint uns unerläßlich, einmal im Jahre über alles eitle Getue der Welt, über allen Machtdünkel und Tugendschein die Schleusen des Spottes zu öffnen!" Alaaf Köln!


Aufzug der Prinzengarde und der Regimentstochter „Mariechen"


Büttenrede

Sitzung des Kleinen Rates von der Großen Kölner Karnevals-Gesellschaft

FASCHINGSTREIBEN IN KÖLN A. RH.

Zeichnungen unseres nach Köln entsandten Sonderzeichners Rudolf Lipus.



Rheinischer Karneval: Während der Prunk-Herrensitzung, veranstaltet von der Großen

Für die „Illustrirte Zeitun



ner Karnevalsgesellschaft am 15. Januar, im Großen Gürzenich-Saale zu Köln a. Rh.

chnet von Rudolf Lipus.

KARNEVAL DER ZEITEN

DREI BILDER VON ROBERT MISCH

ILLUSTRIERT VON HANS FRIEDRICH

Renaissance (die dramatische Zeit): Rache!



„Erscheinet morgen, am letzten Tage des Karnevals, Madonna Lucrezia . . .“

— — — — „Und werdet Ihr mir, Madonna Lucrezia, nie Gelegenheit geben, ungestört von allen eifersüchtig spähenden Augen, die mir, dem Spanier, in Venezia nicht wohlgewogen sind, Euch, Schönste, zu sagen, daß Eure goldroten Locken die strahlende Sonne Spaniens, daß Eure dunkelblauen Augen das blaue Leuchten des Meeres beschämen und übertreffen? — Euer Gatte, dieser alte und strenge Kriegsmann, den Ihr unmöglich lieben könnet, ist auf weiten Reisen. Die Göttin Venus, Eure liebliche Schwester, hat es so gefügt. Erscheinet morgen, am letzten Tage des Karnevals, den Ihr hier so lustig feiert, als grüne Mohrin vermummt, mit dunkelgrünem Turban und drei weißen Narzissen an der Brust auf der Piazza Santo Marco, wo ich Euch als spanischer Hidalgo in dunkelrotem Samt und roter Larve beim Dunkelwerden an Sansovinos Glockenturm erwarte.“

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Markusplatz, ein einziger weiter Festsaal, schwillt über von Lachen und Lärmen und tobendem Geschrei, von übermütigen Masken, die einander necken und verfolgen. Weiße Pierrots und Pierretten — grell bunte Bajazzos, Pantaleones und Brighellas — Tiergestalten — bebrillte Richter in schwarzen Talaren und weißen Perücken — Landsknechte und stählerne Ritter — samtgemiederte Bäuerinnen, zierliche Pagen und schlanke Nobili — Seide, Samt und Damast aus dem Orient, alles überstrahlt von rötlichgelbem Fackellicht, von bunten Papierlaternen und Öllämpchen aus Muraneser Glas, die sich in zierlichen Girlanden um den Platz und an den Fenstern der Prokurazien entlang schwingen und ihn in ein buntes Halbdunkel tauchen. Mit Schweinsblasen schlägt die Menge jauchzend aufeinander los, kitzelt sich lachend mit Pfauenfedern. Fliegende Händler bieten Gebackenes und Gebratenes, Wein und Limonade an — Gaukler zeigen ihre Künste — Musikbanden ziehen fiedelnd und blasend um den Platz. Wo Raum ist, schwingt man sich im Reigen — Liebende wandeln eng aneinandergeschmiegt unter den Bogengängen, verschwinden durch den Uhrturm in den engen, dunklen Gassen. Draußen schwimmen hell erleuchtete, blumengeschmückte schwarze und bunte Gondeln auf dem Wasser. Fieberhafte Lust schwebt gleich einer Wolke von Rausch und Geräusch auf diesem schönsten Festsaal der Welt, über dem der schwarzblaue Himmel des Südens im Sternenglanz und halben Monde funkelt, von lauen Abenddüften durchweht. Karneval — Karneval! Morgen ist Aschermittwoch — kurz ist die Lust des Fleisches!

Ein verlarvter Mann in dunkler Dienertracht verbeugt sich tief vor einem schlanken, vornehmen Herrn, durch dessen schwarze Larve harte Augen blitzen.

„Gott sei gepriesen, daß Ihr auf meine Botschaft so schnell kamet, Exzellenz! Leset diesen Brief, den ich dank dem Schlüssel, den mir Euer Exzellenz anvertraut, in der Schmuckschatulle Mona Lucrezias fand.“

Graf Morosini durchfliegt ihn — seine Hand zittert:

„Es ist gut, Ferruccio — ich bin auf alles gefaßt. — Sprich!“

„Ich bin ihnen gefolgt“, flüsterte Ferruccio zögernd. „Im Hause der Kupplerin Isabella in der Via SantaAnna“ . . .



„Ich bin ihnen gefolgt“, flüsterte Ferruccio zögernd.

„Laßt Euren Degen, Don Lorenzo!“

Der Hammer pocht hart — eine Spalte der Pforte öffnet sich langsam. Der Graf Morosini stößt die Dienerin jäh zur Seite — die Alte, die sich dazwischenwirft, hält Ferruccio mit rauher Hand. — Die Tür des unverschlossenen Gemachs weicht dem harten Druck — ein doppelter Schrei. — Mona Lucrezia löst sich totenbleich aus des Spaniers Armen. — Die beiden Männer messen sich mit haßerfüllten Blicken.

„Laßt Euren Degen, Don Lorenzo! — Euch schützt die spanische Ambassade, der Ihr angehört. Auch soll Venedig nicht erfahren, daß man einen Morosini betrog. — Folgt mir, Madonna!“ . . .

Am Aschermittwoch durchfliegt auf schnellen Schwingen ein Gerücht die Lagunenstadt . . . in den Kirchen flüstern sich's die schwarzgekleideten, schleierverhüllten Frauen zu: Madonna Lucrezia, die schönste Frau Venedigs, die Gattin des Feldherrn der Republik Santo Marco, ist in der letzten Karnevalsnacht auf einer abendlichen Lustfahrt in der Lagune, nahe dem Lido ertrunken.

— — — Zwei Tage später erzählt der spanische Gesandte dem Dogen in einem politischen Gespräch ganz nebenbei, daß Don Lorenzo, sein erster Sekretär, Venedig schnell, ohne Abschied, habe verlassen müssen, da ein Bote ihn eiligst zu seinem sterbenden Vater heimberufen . . .

Venedig liegt in den Kirchen auf den Knien, betet und tut Buße. Fastenzeit — Carnevale finito!

Rokoko (die elegante Zeit): Intrige!

Der Prinzregent Philipp von Orléans hat den vergnügungssüchtigen Parisern ein neues Schauspiel bereitet: die öffentlichen Opernredouten des Karnevals, auf denen sich auch der „roturier“, der reiche Bürgersmann, unter die Hofgesellschaft mischen konnte, jene Gesellschaft, die endlich der Langeweile des verstorbenen, zuletzt fromm gewordenen Ludwig XIV. entronnen war. Man war „modern“, versprach sich Pikanterie davon, ließ sich das Vergnügen gut bezahlen und heimste noch dazu die Popularität bei jener aufstrebenden Klasse ein. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Die Wachskerzen glänzen, kleine Lampen funkeln an den Logenbrüstungen. Parkett und Bühne ein einziger großer Festsaal. Gedämpfte Lust, gedämpfte, zarte Farben von Atlas und Seide — Schäferinnen und Türken — Reifröcke und Kniehosen. Zierliches Schweben, Sichverbeugen, à-la-mode-Tanz der Gavotte und des Menuetts — leises Lachen, Flüstern und Fächerschwingen! Hinter den Larven blitzen lüsterne Augen der galanten Zeit. Man sucht sich, man neckt sich, man findet, verbirgt oder flieht sich auf diesem üppigen, vergoldeten und spiegelstrahlenden Kampfplatz der Galanterie, in dem es verschwiegene Logen, Gänge, Ecken und lauschige Gemächer gibt. Paris ist jetzt der schäumende Mousseux Europas, das Dorado aller Müßiggänger und Vergnüglinge, des Reichtums und des Geschmacks. Dies Paris der Marquis, der „Roués“, „Mignons“ und Amouren des Großpaschas Philipp von Orléans hat nur die eine Sorge: Wie amüsiert man sich am besten? Die Liebe ist nur ein Spiel, eine Intrige — pikante Galanterie — die Ehe dazu da, sich gegenseitig nicht zu stören . . .



Ein rokokoverzierlichter „Araber“ steckt dem buntbebänderten, blauseidenen „Schäfer“ ein Briefchen in die Hand.

Ein rokokoverzierlichter „Araber“ nähert sich dem buntbebänderten, blauseidenen „Schäfer“ — der sich im Leben Marquis St-Luce nennt, und steckt ihm ein Briefchen in die Hand, ehe er sich stumm entfernt. — „Marquis, ich warne Sie vor dem Herzog von Richelieu. Seinen vielen Eroberungen will er auch die der Marquise hinzufügen. Ein guter Freund.“ — Der Marquis lacht belustigt und gibt das Briefchen der Marquise St-Luce. Sie liest und zuckt die Achseln.

„Meine Teuerste,“ sagt der Marquis lächelnd, „darf ich Sie vor diesem neidischen Schurken Palafrain warnen?! An seinem Gang habe ich den Grafen erkannt. Von ihm ist dieser Wisch. Eifersucht ist geschmacklos, meine Freundin . . . Doch diesem Schurken würde ich Sie niemals gönnen. Ein Kavalier ficht seine Eifersucht mit dem Rivalen aus, er behelligt nicht den Gatten. — Und jetzt — beaucoup de plaisir madame — auf morgen!“

Ihre Hand galant an seine Lippen führend, entfernt er sich mit zierlicher Verbeugung. Madame nickt lächelnd und knicksend, dann verschwindet sie im Vorgemach ihrer Loge, in dem, von einem Bedienten serviert, Eis und Getränke auf

PORZIA

EINE KARNEVALS-GESCHICHTE VON RICHARD RIESS

Eifersucht tut selten gut, und Übermut ist eine Leidenschaft. „Hansl," sagte die Frau Dr. Bleudl, „daß d's nur weißt: heuer wird der Fasching mitgemacht. Jetzt sind wir schon drei Winter verheiratet. Der erste Karneval fiel gerade in unsern Honigmond. Na ja, Sekt schmeckt nicht zum Honig. Da sind wir immer daheim geblieben. Im vorigen Jahre hattest du den fabelhaften Raubmörder mit der zehntägigen Verhandlung. Und da warst du nervös und immer ernst und geradezu ein Ekel vor lauter Beruf. Aber diesmal ... ich sag' dir's im guten: heuer werden im Februar nur sanfttemperierte Verbrecher verteidigt. Und wenn du wieder während der ganzen Faschingszeit stilles Glück spielen willst, dann ..."

„Du bist ein vollkommener Spießer, lieber Schwiegersohn", fügte die Mama hinzu und fuhr sich dabei durch den wohlgefärbten Bubikopf.

„Ein Spießer? Blödsinn! Als ob man ein Spießer sein müßt', wenn man's nicht leiden mag, daß seine Frau sich von jedem Laffen dummes Zeug sagen lassen muß oder sogar mal ..."

„... 'n Kuß kriegt beim Tanzen. Sagen Sie's nur, lieber Schwiegersohn."

„Aber Mama," fiel nun Frau Edith ein, „das weiß Hansl doch ganz genau, daß ich's so weit nie kommen lassen würde. Er weiß doch, wie grundlos seine Eifersucht ist. Und wie beleidigend es ist, daß er mir 'n bißchen Vergnügen nicht gönnt. Wo doch Fasching ist ..."

„Nicht gönnt? Blödsinn! Ich bin überhaupt gar nicht eifersüchtig. Aber wenn man wie ich seine Erfahrung in Scheidungsprozessen hat ... Wenn dein Glück davon abhängt, gut, dann geh eben auf so einen Ball. Aber verlange nicht von mir, daß ich dich dorthin begleite!"

„Du bist also wirklich nicht eifersüchtig? Auf einmal nicht mehr? Gut. Aber auf den Ball mußt du mit. Denn ohne dich ... nein! Aber — ich habe eine Idee. Du gehst mit, aber nicht mit mir, d. h. wir gehen hin, ohne daß wir unsere Masken einander verraten. Erst um zwölf Uhr bei der Demaskierung suchen und finden wir uns. Einverstanden?"

Der Rechtsanwalt Dr. Hans Bleudl zog einen Flunsch wie ein Bubi. Aber er hatte nun mal bezeugt, er sei nicht eifersüchtig. Und nun durfte er schließlich nicht mehr zurück. Er sagte: „Also einmal, damit du deinen Willen hast. Einmal. Daß du's weißt."

„Übermorgen", sagte Frau Edith und klatschte in die Hände. Und dann bekam Hansl einen Kuß und die Mama etwas ins Ohr geflüstert. Und bald drehte sie am Telephon und rief ihre Freundin Mia an: „Du, wir gehen zum ‚Maskenball Shakespeare'. Ihr auch? Ja? Großartig!"

Als Hans Bleudl an dem Nachmittag des bewußten Festabends aus seiner Kanzlei heimkehrte, fand er das Haus verödet. Auf seinem Nachttisch lag ein Brief mit den Zügen seiner Gattin. „Ha, sie hat mich verlassen!" rief der bestürzte Ehemann. Frau Edith schrieb: „Ich bin Dir davon und werde Dein Haus, Tisch und Bett erst dann wieder betreten, nachdem Du mich auf dem ‚Maskenball Shakespeare' wiedereingefangen hast. Forsche nicht nach meinem derzeitigen Aufenthaltsort. Ha! Im übrigen bin ich bei Mia, wo ich mich kostümiere. Du wirst Augen machen! Viele Küsse, Edith!"

Der Rechtsanwalt Hans Bleudl seufzte, bekümmert wegen des Abenteuers, in das er nolens volens sich und seine Liebe eingelassen hatte, dann zog er sein bürgerliches Gewand aus und versuchte, die Maske König Lears anzutun. Lear, Akt IV, versteht sich. Den von all seinen Lieben verhöhnten und verlassenen König hatte er gewählt, der arme Hansl. Bei seiner seelischen Verfassung war er sicher, diese Rolle ausgezeichnet spielen zu können. Die Perücke mit den paarweise gesträubten weißen Haaren war zwar recht schweißtreibend, aber — „Ward je in solcher Laun' ein Ball besucht?" zitierte er, frei nach „Richard III." Und die Treppe hinunterschreitend, rief er, der entwichenen Gattin in Zweifeln gedenkend: „Mein oder nicht mein, das ist hier die Frage!"

Man sieht, es shakespearte in ihm, daß der alte Büchmann seine ehrliche Freude daran gehabt hätte.

Als Dr. Bleudl in den Saal des Festes trat, riß er die Augen weit auf, um in einer der Desdemonas, Katharinas, Pucks, der Julias, Ophelias und Hermiones ein Wesen zu erkennen, das seiner Gattin gliche, der holden Edith. Aber da König Lear doch nicht des Zwickers sich bedienen durfte, und da auch die Larve den Augen keinen Spielraum gewährte, fand Hansl, daß jede und keine seiner Gattin glich.

Er stellte sich an einer Säule auf, dort, wo der für den Tanz bestimmte Raum sich gegen die Lauben der Rastenden und Pokulierenden abgrenzte, und machte ein hilfloses Gesicht. Der Schweiß lief ihm aus der weißen Perücke. Das Visier spannte fürchterlich. Kurz entschlossen, lüftete er die schwarzen Schnüre und kauerte sich nun an den Fuß seiner Säule: Lear als Bettler, das war ja ganz stilgemäß.

„Möchst a Fünferl, alter Straßenbandit?" fragte ihn plötzlich eine sehr fesche schlanke Maske. Schnell tat König Lear seine Larve wieder vors Gesicht. „Ich bin, wenn Sie gestatten, König Lear I.", erwiderte Hansl. „Das sollten S' wohl spannen, lieber Kollege!" — Er hatte sich verplappert. Die Maske da war nämlich gar kein gekröntes Haupt, sie trug vielmehr eine Anwaltsrobe.

„Hahaha," höhnte sie nun, „der ‚Zettel' dort mit dem Eselskopf ist vielleicht dein Kollege, du abgebauter Fürst Habenichts. Ich aber bin Porzia, für den Fall, daß d' klassisch gebildet bist, und wenn d' noch a Spur von königlichem Anstand in dein Landstreicherdasein gerettet hast, dann lädst mich jetzt zu 'nem Schampus ein. Sonst nämlich — sonst verurteile ich dich zu zwei Flaschen Sekt!"

„Ich nehm' das Urteil an und verzichte auf Einlegung des Rechtsmittels", sagte der unheimlich gebildete Jurist. Aber als er nun aufstand und seine Porzia beim Arm faßte — nicht ohne Hemmung, versteht sich — hatte er doch seit seiner Hochzeit niemals mehr mit einer andern Frau Sekt getrunken als mit seiner Edith (und auch mit der nur Niersteiner) — kurz und gut: als König Lear Porzias Arm nahm und von den Lippen der Dame ein g'schamiges „Na also, alter Trottel" kam, da stieg jäh eine Verdachts-Rakete in ihm auf: Diese Stimme ... dieser Tonfall ... ha! Das ist niemand anderes als Edith. Na warte nur, kleine Komödiantin!



Der Gehörnte.
Bleistiftzeichnung von A. W. Baum.

Sie fanden einen sehr intimen Tisch ganz in der Ecke. Oleanderbäume standen ringsum. „Ein Winternachtstraum", sagte Porzia, als die Gläser gefüllt waren. — „Wenn es Euch gefällt," erwiderte König Lear, „dann gibt's bei uns keinen ‚Sturm', und ‚der Widerspenstigen Zähmung' wird überflüssig."

„Wie er auftaut, mein kleiner Vagabundenfürst", lachte die Maske in der Robe. „Man findet das manchmal so bei Bällen: Je weiter entfernt sich so ein Ehemann von seinem Hauskreuz fühlt, desto mehr geht er aus sich heraus. Und bei dir, du eisgraues Haupt, bin ich mir doch sicher, daß du ein hoffnungsloser Ehekrüppel bist."

Hansl rückte an seinem Visier. Er mußte sich getäuscht haben: Das war nicht Edith! Die lachte anders. Er mußte mal genauer hinschauen. Heimlich klaubte er seinen Zwicker aus der Tasche, und während Porzia gerade einen Sektkelch extrank (das hätte Edith nie fertiggebracht), vertauschte König Lear das Visier für einen Augenblick mit dem Zwicker. Da aber fühlte er sich rückwärts umarmt, zwei sehr weiche Hände hielten ihm die Augen zu, so daß der Zwicker herunterfiel, und eine Stimme, die er wirklich kannte, krähte lustig: „Etschipetschi ... Hanslgansl, daß mir keine Klagen kommen!" — „Weibi!" rief er und wollte sich umdrehen. Als er es endlich konnte, da sah er gleich sieben Ediths mit sieben Frechdächsen. Alles Arm in Arm. Und alle lachten furchtbar.

Porzia aber schien ihren Spaß an diesem albernen Benehmen zu haben. Schließlich sagte sie: „Laß dich nicht ärgern, Alterchen. Prosit! Wie haben wir's denn mit unserm ‚Winternachtstraum'?"

Hansl trank. Und der Sekt stieg ihm ein bißchen in den Kopf und machte sein Herz leicht. Dazu der Shimmy und das bunte Gewoge vor ihm. Wenn Edith hier tollte — er war auch nicht von vorgestern. Oder doch, er war wieder der von vorgestern. Der lustige Junggeselle Hansl.

„Zeige mal deine Hand, Majestät", sagte Porzia. „Ich brauch' sie bloß anzuschauen und kenn dich dann!"

„Da, du kleines Hexchen!" kicherte Hansl.

„Schau, schau! Ein Ehemann bist du, sogar ‚schwer' verheiratet. Und furchtbar eifersüchtig. Und hast auch eine bitter böse Schwiegermutter, eine ganz dicke und uralte ..."

„Ausgerutscht, Porzia. Meine Schwiegermutter geht kniefrei angezogen und hat die ‚moderne Linie'. Aber hör' auf. Komm lieber her zu mir. Näher. Noch näher!" Und während Porzia fast auf seinem Schoße saß, kam Hansl sich als „ganz verfluchter Kerl" vor.

„Weißt du auch, kleine Porzia, daß du ein süßes Mäderl bist?"

„Geh, Alterchen, das sagst du gewiß einer jeden. Ich bin noch dazu ein weiblicher Rechtsanwalt. Und Rechtsanwälte sind doch stets furchtbar ernste und nüchterne Leute!"

„Das stimmt denn doch nicht ... nein, nein! Und bei dir zumal. Warum bist du denn nicht als Elfe auf dieses Fest gekommen? Als Titania Oberons? In einem duftenden Schleiergewand? Denn du ... du bist die Schönste auf dem ganzen Fest."

„Wirklich, du kleiner Schäker? Kann König Lear galant sein? Na, prosit, du alter Sünder!"

„Und jetzt tanzen wir ... du holde Porzia-Fee!"

Sie tanzten, und obwohl er seiner Dame öfters auf die Robe trat und auch ihre Füße bisweilen nicht schonte, war er doch glücklich. Und als der Tanz zu Ende war, da gab er seiner Dame einen Kuß, der sehr, sehr lange dauerte.

„Wo hast denn du das Küssen gelernt?" fragte Porzia, als sie Atem schöpfte. „Bei deiner Frau?"

„Sprich mir jetzt nicht vom nüchternen Alltag! Sprich mir nicht ..."

„Warum soll ich dir nicht sprechen? Gefällt dir meine Stimme nicht?"

„Sie gefällt mir, obwohl ich glaube, daß du sie verstellst. Aber auch in der Verstellung klingt sie süß. Denn du zirpest wie eine Elfe!" Da brach die Musik ab. Und der Kapellmeister, nach einem Tusch an die Rampe der Kapelle tretend, rief: „Masken, Mitternacht ist's. Demaskierung!"

„Demaskierung!" jubelte Hansl und riß sich das scheußlich drückende Visier vom Gesicht. „Demaskierung! Nun mußt du dich mir zeigen, schönste Porzia!"

„Tu mir mein Visier von den Augen!" flötete die Fee.

Ungeschickt, aber doch löste Hansl die Schnüre. Und als er es getan, ward ihm ein Anblick, der all die munteren Geister des Sektes mit einem Schlage aus ihm heraustrieb. Denn seine angebetete Porzia ...

„Vielen Dank, lieber Schwiegersohn!" sagte sie, und ihre Stimme war wieder sonor und tief. „Man hat mir schon lange nimmer so eindringlich den Hof gemacht ..."

„Du ..." sagte Hansl und war entsetzt, und die Unmoralität öffentlicher Ball-Vergnügungen trat ihm wieder gebieterisch vors Auge.

Also deswegen hatte Porzia ihn zuerst so zwingend an Edith erinnert? Edith! Wo sie nur stecken mochte. Ob sie sich auch von fremden Herren hatte küssen lassen? Aber Hansl war als Verteidiger auch in eigener Sache gewandt: „Ich freue mich, Mama, daß du deinen Spaß gehabt hast. Ich habe gern mitgespielt. Denn erkannt hab' ich dich natürlich von der ersten Minute an!"

„Mein lieber Hansl, einen Kuß, wie du ihn mir vorhin verabreicht hast, hat noch nie jemand seiner Schwiegermutter gegeben. Da kommt übrigens Edith."

Hansl sah sie im Arme eines Othello, und ihr Lachen klang bis zu ihm. Als sie ihn sah, stürzte sie auf ihn zu. Mama sagte: „Edithkind, dein Hansl freut sich, daß du dich so gut amüsierst. Er hat mir soeben verraten, daß ihr jetzt alle Wochen auf die Redoute gehen werdet. Denn er ist wirklich nimmer eifersüchtig."

Hansl rückte sich den Zwicker zurecht. Er hatte seine Schwiegermutter für eine Elfe gehalten ... Da sah man's, wohin diese modernen „Wege zu Kraft und Schönheit" führen. Gottergeben nickte er.

„Tja," sagte Mama, „erst hat die Schwiegermutter die Robe angezogen, und jetzt wird die Frau die Hosen anhaben ... Schau, Edith ist schon wieder auf und davon ... Hast keine Angst, daß sie dir durchgeht in diesem Fasching?"

Da kam Hansl das befreiende Lachen. Er nahm sich die Perücke vom nassen Denkerhaupt und sagte: „Dann heirate ich eben dich, Schwiegermama!"

Fasching in München

Große Rundfrage an die Prominenten und Interessenten

unternommen von Eugen Kalkschmidt
Zeichnungen von Paul Neu



„Jedenfalls hält die Staatsregierung unentwegt an dem eisernen Standpunkt fest, daß — —“

Als mich das Telegramm der verehrlichen Hauptschriftleitung erreichte, befand ich mich gerade auf dem Wege zum Minister für innere und äußere Wohlfahrt, um ihn über seine Maßregeln gegen den drohenden Einsturz der Kunststadt München ernstlich auszufragen. „Ausgezeichnet!“ rief ich, „da schlägst du zwei Fliegen mit einer Klappe und hörst gleich, wie er über den heurigen Fasching denkt.“ Alsbald stand ich vor dem hohen Herrn.

Der Herr Minister:

„Es ist durchaus nicht unsere Absicht, den natürlichen Sinn des Volkes für Heiterkeit auf Abwege zu leiten, z. B. auf die Politik. Die politischen Zeiten sind so ernst und unsere Ziele so schwer erreichbar, daß hier schlechterdings kein Platz für freudige Ereignisse übrigbleibt. In Anbetracht dessen und insoweit einer Betätigung derselben keine staatspolitischen Erwägungen im Wege stehen — ich meine: soweit die mühsam befestigten Fundamente einer gesitteten Staatsordnung nicht gefährdet sind, kann die Staatsregierung nicht umhin, beziehungsweise steht sie auf dem bewährten Standpunkt, daß — —“

Hier stockte der Minister und blickte gedankenvoll in die dunkle Zukunft seines treuen Bayernvolkes. Ich fragte halblaut: „Und der unaufhaltsame Zusammenbruch Münchens als Kunststadt, Exzellenz — ließe er sich nicht vielleicht doch noch irgendwie aufhalten? Verzögern? Abwenden? Durch die Wiedererwekkung eines künstlerisch verklärten Faschings?“

„Dieser Zusammenbruch“, äußerte der Minister schwermütig, „ist ein Berliner Gottesurteil. Wir sind also leider machtlos dagegen. Wenn nicht von Berlin aus Revision eingereicht wird, so müssen wir wohl oder übel dran glauben.“

„Gestatten Exzellenz — aber die Reichszentrale ist ja seit Jahren ohne Erfolg bemüht, den Münchner Fasching in eigene Regie zu übernehmen. Ich betone: nach dem Urteil der Sachkenner ohne Erfolg! Wäre das nicht ein Grund, ein Argument gegen das Gottesurteil über unser armes München?“



„Die Künstler! Jawohl, diese schwer ringenden Existenzen werden den neuen Typus Mensch in Form bringen.“

„Ich weiß nicht, mein Lieber, ob man Ihnen das so ohne weiteres zugestehen wird. Jedenfalls hält die Staatsregierung unentwegt an dem eisernen Standpunkt fest, daß — —“

Das Telephon läutete. Der Minister griff zum Hörer, horchte ein Weilchen, fragte gespannt: „Wann ist denn das Pressefest? — — Als ‚Königin der Nacht‘? — — Was? 450 Mark? — — Billig nennst du das?! — — Entschuldige, aber ich habe eine sehr, sehr wichtige Sitzung — — später, ja, ja . . .“

Ich wartete den Schluß nicht ab. Es handelte sich offenbar um eine dienstliche Angelegenheit von großer Wichtigkeit.

Mein Mercedes-Wagen brachte mich in wenigen Minuten dorthin, wo ich ein bekanntes Mitglied der Fachkommission für das Beherbergungs- und Beköstigungsgewerbe in verzehrender Tätigkeit vermutete. Ich hatte mich nicht getäuscht. Nachdem wir die üblichen Höflichkeiten sowie eine etwas zerdrückte Zigarette gegen eine lebfrische Importzigarre ausgetauscht hatten, begann ich: „Wie beurteilen Sie, Herr Kommerzienrat, die Lage am heurigen Faschingsmarkt? Verspricht die Spannung zwischen Angebot und Nachfrage einen Ertrag?“

Mein Partner, dessen frappante Ähnlichkeit mit August dem Starken mir neuerdings auffiel, machte eine königliche Geste.

„Wir werden den Münchner Fasching wieder auf die Beine stellen. Auf die O- und X-Beine, auf die Tanzbeine, auf die Jazz- und Walzerbeine! Wir sind verpflichtet, an den Erfolg des Faschings zu glauben, dann macht sich alles andere fast von selbst. Ist Ihnen bekannt, daß die neue Zeit einen neuen Typus Mensch erzeugt hat?“

„Selbstverständlich!“ rief ich begeistert, notierte mir aber zur Sicherheit dieses neueste Erzeugnis auf die Manschette.

„Nun sehen Sie“ — der Kommerzienrat zerbröckelte die Zigarette achtlos — „von dem neuen Menschen, dem Träger der neuen Gesellschaft, strahlt eine neue, unbekümmert sieghafte Lebensfreude aus. Sie spüren das im kleinsten Jazzband-Café wie im größten Filmpalast. Die Freude ist da, nur die Form fehlt. Wer gibt uns die Form? Die Künstler! Jawohl, diese schwer ringenden Existenzen werden den neuen Typus Mensch in Form bringen. Nicht auf den ausgetretenen Pfaden der Tradition, der Alt-Münchner Gemütlichkeit, die leider, leider allzu selbstgenügsam geworden ist, um einem fortgeschrittenen Fremdenstrom das richtige Bett zu bereiten. Sondern . . .“

„Sie rechnen also mit einem starken Zuzug von auswärts?“

„Wir sind vollkommen darauf eingestellt. Die Rationalisierung der Vergnügungsbranche ist verblüffend: der Preisabbau beträgt 30 Proz. Was geboten wird, ist sozusagen künstlerische Arbeit am laufenden Vergnügungsband. Jeder Tag im Faschingskalender ist bereits mehrfach besetzt. Die Betten in den freudig erregten Hotels, die Tische in den frohbewegten Gaststätten werden es auch sein.“

„Ihre Zuversicht, Herr Kommerzienrat, ist herzerhebend.“

Wir schüttelten uns die Hände. Wenige Minuten später stand ich vor dem Generaldirektor der Vereinigten Großbrauereien, einer nicht nur wirtschaftlich bedeutenden Zeiterscheinung der Münchner führenden Industrie.

Ich traf ihn keineswegs im trockenen Bureau, sondern im feuchten Lagerkeller. „Wie denken Sie“ — begann ich — doch er nahm mir das Wort vom Munde.

„Der Fasching? Er soll uns wohlvorbereitet finden. Hier sehen Sie die Nährquellen der Münchner Gemütlichkeit und Gastlichkeit. Wir sitzen, gottlob! noch lange nicht auf dem trockenen. ‚Alles fließt‘, sagten schon die alten Germanen. Oder waren es die Römer?“

„Es kommt nicht so genau drauf an, Herr Generaldirektor. Wenn nur der Fasching ordentlich in Fluß kommt . . .“

„Warum sollte er nicht? Münchner Kunst und Münchner Bier werden ihre Schuldigkeit tun. Es ist ja wahr, die Leute sparen wieder, die Trinkfreudigkeit hat nachgelassen. Aber während des Faschings zu sparen, wäre vollkommen wider die Natur und gegen alle gute Überlieferung. In München besitzen wir beides: Natur und Überlieferung. Unsere Bodenständigkeit ist weltbekannt —“

„Ja, das ist wahr. Auch der Herr Minister betonte den eisernen einheimischen Standpunkt. Aber man hört und liest so viele schwankende Meinungen über uns.“

„Man hört und liest zu viel, und man trinkt zu wenig. Das ist des Pudels Kern.“

„Und Sie glauben also trotz allem —“

„Ich glaube an den guten Geist unserer alten Stadt. Er wird siegen!“

Jetzt hatte ich Geist, Natur und Überlieferung beisammen. Das genügte mir. Ich notierte schnell meine Eindrücke, stolperte über ein Tausendliterfaß, das einen unwilligen Ton von sich gab, und eilte spornstreichs in die Vorstandssitzung des Künstlerbundes „Die Tantaliden“.

Die Herren saßen in reger Beratung schon seit dem frühen Morgen beisammen. Thema? Voraussichtlich der Fasching. Stoff? Märzenbier und einige Weißwürste. Der Vorsitzende wies verlegen darauf hin und entschuldigte:

„Es ist die Stiftung eines Amerikaners. Wir sind etwas erschöpft.“

„Um was, wenn ich fragen darf, haben die Herren so schwer gerungen?“

Eine Pause entstand; ein leerer Raum — es wirkte beängstigend. Dann sagte der Professor mit Grabesstimme: „Um den Fasching.“

„Na aber,“ ich bemühte mich um einen munteren Lebemannston, „das ist doch ein ausgesucht heiteres Thema. Haha! Dabei wird man wieder wie neu und vielleicht sogar jung und schön. Ideen, Einfälle, Phantasie, Witz, Humor — das alles verwalten Sie für uns arme Schlucker. Schütten Sie Ihr Füllhorn aus, meine Herren!“

„Tja, schaun S’,“ hub der Vorsitzende an, „wir schütteln ja schon die ganze Zeit mit den bewußten Hörnern, und es ist auch schon hübsch was beisammen, aber wenn man’s anschaut, sind’s lauter unverkaufte Bilder und Plastiken und Bauzeichnungen. Wir haben nun, des besseren Überblicks wegen, den Rauminhalt dieser Überproduktion berechnet. Das ist verdammt schwer, auch für Sachkenner. Na, und da sind wir halt a weng ‚derschlag’n‘, wie man sagt.“



„Man hört und liest zu viel, und man trinkt zu wenig. Das ist des Pudels Kern.“

Ich wußte nicht recht, wo er hinauswollte. Ich fragte schüchtern:

„Und das Ergebnis?“

Der Präsident blätterte in seinen Papieren. „86734 Quadratmeter bemalte Leinwand und Papier, 12586 Kubikmeter Plastik.“ Er sprach ruhig, ohne Pathos.

Zahlen haben für mich stets etwas Abschreckendes, um nicht zu sagen: Lähmendes. Man kann sich dabei nichts Rechtes vorstellen. Quadrat- und Kubikwurzeln sind mir vollends verhaßt. Man muß dabei an Zahnwurzeln denken, und wenn man das tut, tun sie gleich weh. Der Professor

fühlte meine Verlegenheit, tröstete: „Tun S' Ihnen nur nicht aufregen. Wir wissen nämlich schon, wie wir's machen. Wir dekorieren den heurigen Fasching mit unseren unverkauften Werken. Wir tapezieren sämtliche Tanzsäle, Liebesgrotten, Sektlauben, Nachtcafés, Tanzdielen usw. aus vom Boden bis zur Decke. Aber alle Bilder, Zeichnungen, Plastiken werden verkehrt aufgestellt. Was? Das gibt doch eine ideale Farben- und Formenschau! Da braucht kein Mensch was dabei zu denken, da freut sich jeder, wie schön bunt und bewegt alles ist.

Sprachlos, verwirrt blickte ich von einem zum andern. Aber sie meinten es ernst, kein Zweifel. Welch ein Entschluß! Nur in München, der emsigen Kunststadt, konnte er zur Welt kommen. Eine Ausstattungsorgie, gegen die alle Revuen der Welt verbleichen mußten!

„Natürlich erheben wir eine kleine Leihgebühr," fuhr der Professor fort, „etwa 3 Mark pro Quadrat- oder Kubikmeter und pro Abend. Das gäbe insgesamt etwa 300000 Mark täglich — na, sagen wir: eine Viertelmillion. Wenn das Geschäft einigermaßen geht, ist die Künstlerstadt München wieder saniert!"

Jetzt endlich hatte ich den genialen Plan in seiner ganzen Reichweite erfaßt. „Was werden die gescheiten Berliner dazu sagen!" rief ich begeistert.

„Vor mir aus mögen sie sich giften", knurrte der Präsident und griff nach dem altbayrischen Märzenbecher. Ich tat ihm Bescheid, drückte ihm gerührt die Hand und empfahl mich.

Im Klub der Hausangestellten fand ich eine Anzahl junger Damen eifrig damit beschäftigt, die merkwürdigsten Kopfbedeckungen auszuprobieren. Die Stimmung war durchaus gehoben, fast ausgelassen. Ein Grammophon spielte „Valencia". Vereinzelte Mädchenpaare tanzten lässig auf und nieder. Eine gewinnende Blondine, Typus Bavaria mit Bubikopf, kam auf mich zu. Auf meine bekannte Frage lächelte sie:

„Was Sie hier sehen, ist nur ein kleiner Teil unserer Mitglieder, die sich alle, ohne Ausnahme, zur freiwilligen Mitarbeit am Fasching gemeldet haben. Ja, es gibt sogar manche darunter, die ihre ‚gehobene' Stellung aufgegeben haben, um ihrerseits den Münchner Fasching zu heben. Denn, nicht wahr, es muß sich doch was rühren heuer!"

„In der Tat: es muß etwas geschehen!"

„Na also. ‚Fesch und flott' ist unsere Parole. Deswegen haben wir hier eine Art Berufsberatung eingeführt, wechselnde Kurse für Kostüm und Putz. Heut sind die Köpfe dran: Revue-Girl, Pierrette, Brigantin, Fürstin von Jaipur, Rose von Stambul, Schöne Galathee, Harlekine, Schusterbub, Schornsteinfegerin — das alles probieren sie hier aus, ob's steht, ob's geht. Dann beginnt die ernste Arbeit. Dies hier ist ja nur Spiel."

„Ein reizendes Spiel. Ich bin überrascht von soviel gründlicher Vorbereitung."

„Die Sach' muß halt Hand und Fuß haben."

„Hat sie! Hat sie!"

„Und der Fasching ist kurz — acht Wochen! Da darf man sich schon dazuhalten."

„Daran werden es die Partner gewiß nicht fehlen lassen."

„Ein Risiko bleibt's alleweil. Die Konkurrenz ist halt gar so groß. Eine jede möcht' ihren Kavalier. Und heiraten wollen sie auch!"

„Warum nicht? Es gibt so viele Kavaliere heutzutage."

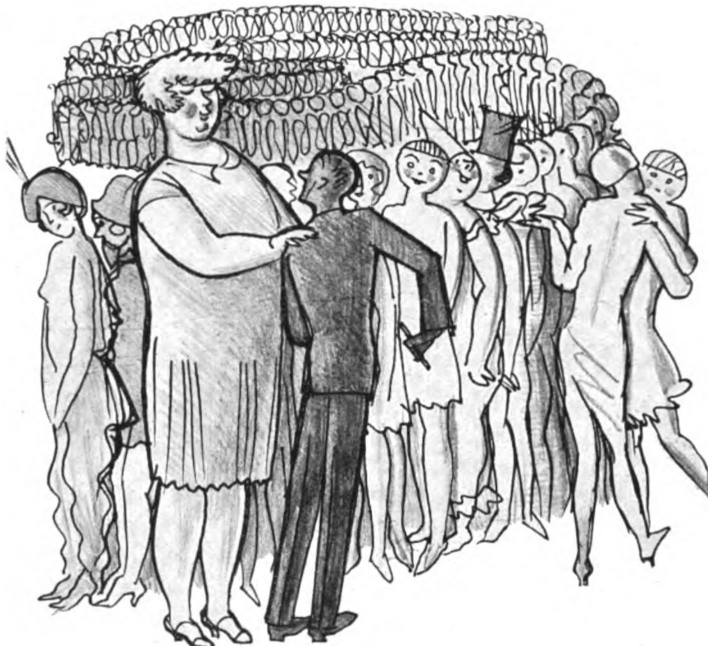
Die Bavaria schüttelte kriegerisch die Locken. „Aber sie heiraten so schwer, man sollt's gar nicht für möglich halten."

„Im Münchner Fasching ist kein Ding unmöglich." Die Bavaria stutzte einen Augenblick. Dann hob sie schelmisch drohend den Zeigefinger: „Sö san ja a Schlimmer!" — Warum verfiel sie plötzlich in die Landessprache? — Der Gustl, der Ferdl und die Annamirl.

Die Saite, die Fräulein Bavaria angeschlagen hatte, summte leise in mir weiter. Ich beschloß, meine Studien am Abend in den Sphären des unverfälschten Volkstums fortzusetzen. Schließlich ist doch das Volk, das biedere treue Volk der kleinen Leute, die Grundlage der Gesellschaft. Wo entfaltete es sich. Auf der Redoute im Kolosseum? Im Wagnersaal? Im Bürgerbräukeller? Also los!



„Wir dekorieren den Fasching mit unseren unverkauften Werken."


„Es muß sich doch was rühren heuer!"

Grüne Girlanden, bunte Papierlaternen, magisch verschleierte Lampen, geraffte Fahnentücher in allen Farben. Über dem gut gewachsten Parkett stand bereits eine etwas dicke Luft. Die markige Musik drang aber siegreich durch.

„Grüß' Gott!" sagte ich schlicht und setzte mich vertrauensvoll an den Tisch zu einem jungen Pärchen. Harlekin und Pierrette. Ein steinerner Maßkrug ragte, ein Denkmal ihrer Vereinigung, vor ihnen.

Der Harlekin tat einen langen Zug. „Trink, Annamirl!" sagte er und wischte sich mit dem Handrücken den Mund. „I mag net", schob sie den Krug zurück. — „Magst 'leicht was zum Essen han?" — „Dees mag i scho." — „'leicht an Schweinsbraten mit Knödl?" — „Wenn er mager is . . ." — „Also, i schau amal." — Der Harlekin erhob sich, musterte mich kritisch und verschwand im Gewühl.

„Na, wie gefällt es Ihnen hier heut abend, Fräulein?" begann ich.

„A bisserl fad is scho. Ka rechte Gaudi net. Der Gustl is heut fad."

„Der Gustl? Ach so, Ihr Bräutigam?"

„Na, der Gustl is mei Breitgam net. I geh bloß mit eahm."

„Ist das nicht dasselbe?"

„Woher denn? Verlobt bin i doch mit'n Ferdl."

„Ach so, und der Gustl . . ."

„Der is nix und hat nix, aber i hab ihn gern. Den Ferdl werd i heiratn, i bin doch bei eahm im Geschäft."

„Was sagt denn der Gustl dazu, wenn Sie mit dem Ferdl — ich meine, ist ihm das recht?"

„Muaß eahm schon recht sein. Sonst nimm i mir an andern."

„Und der Gustl, ist er denn gar nicht eifersüchtig?"

„Zwegn was denn? Wo i eahm doch gern hab und neamd sonst."

Ernsthaft verwundert über meine Fragen schaute die Annamirl mich an.

„Ah, die Hitz in dem verschnürten G'wandl! In mein' Waschermadelkostüm tu i mi vül leichter. Wissen S', da hab i Luft!"

„Wann gehen Sie denn als Waschermadel?"

„Allwei an die Samstäg, da geh i mit'n Ferdl."

„Und am Mittwoch wohl immer mit dem Gustl?"

„Freili. Wenn er brav is. Er is a Früchtl."

„Was tun Sie denn am Sonntag?"

„Da geh i in d' Mess'. Oder wann's an gueten Schnee hat, zum Schifahrn."

Der Gustl kam zurück. In der hocherhobenen Linken die Platte mit dem Schweinsbraten, steuerte er geschickt durch die bunte Menge. „Und mager is er aa", sagte er befriedigt. „Passiert", meinte die Annamirl und machte sich drüber her.

Die Musik spielte ein paar Takte und brach ab. Aufforderung zur Française.

„Auweh", der Gustl seufzte. „Der schöne Frassäh. Und jetzt du mit dein' Souper."

„Jetzt wird erst 'gessen", sagte die Annamirl kategorisch. Dagegen gab es keine Auflehnung. Gehorsam blieb er sitzen.

Ich erhob mich, wünschte guten Appetit und überlegte. Jetzt blieb mir nur noch der „Donisl" übrig, aber dafür war es noch zu früh. Oder das Münchner Kindl? Es war aber schwer festzuhalten, jetzt im Fasching.

Die Française war im vollen Schwung. Der Riesensaal erdröhnte. An eine Säule gelehnt, stand mein Spießgeselle, der Zeichner, und skizzierte eifrig. „Glauben sie, daß mit der Kunststadt München auch der Fasching ins Rutschen kommt?" fragte ich ihn.

„An Schmarrn", sagte er ...
ein erlösendes Wort au...



„Der schöne Frassäh . . . ."

ATELIERFEST IM FASCHING

Groteske von Gustav Herrmann

Illustriert von Jupp Olbertz

Matthias Wilhelmi, der expressionistische Bildhauer, lärmte in seinem geräumigen Atelier herum wie ein schon drei Monate in Betrieb gewesener Fordwagen; es klapperte sozusagen jede Schraube an ihm. Nun schien auch die letzte locker geworden zu sein, denn plötzlich brüllte er dinosaurisch: „Ellen! Ellen! Du hast wohl die Streichhölzer verschluckt?“ Endlich aber fand er sie in der Zuckerdose und steckte die Grubenlampe an, die einer durch ihre üppigen Formen mehr der Antike zugehörigen Aphrodite Kallipygos zum Leibschurz diente. Dann rückte er das Bergmannsleder auf der gipsernen Hemisphäre nochmals zurecht und schmunzelte: „Weißt, Ellen, damit wir mit dem Schmand- und Schutzgesetz nicht in Konflikt kommen!“ Wilhelmis hatten mitten im tollsten Faschingstrubel philosophische Anwandlungen gehabt und zu einem Atelierfest mit der Devise: „Erkenne dich selbst!“ eingeladen. Diesen Mahnspruch des griechischen Weisen glaubten sie am besten abteufen zu können im malerischen Umkreis eines phantastischen Bergwerks. Allen herumstehenden und -hangenden Akten in Figura oder auf Kartons waren entsprechende Embleme verliehen worden, und die „Exotische Venus“ sollte mit einem männlichen Gegenüber, von dem bisher als Sockel nur einige übereinandergestapelte Weinkisten zu sehen waren, den Eingang zum „Werk“ flankieren. Der an das Atelier sich anschließende Wohnraum grüßte mit „Glück auf!“ als „Zeche zum Künstlernabob“, links davon, durch die Schlafzimmertür mit der Aufschrift „Schacht der Liebe“, konnte man nur auf dem Bauche kriechend in den Stollen „Zur guten Hoffnung“ gelangen. Ein drittes, entfernteres Türchen mit herzigem Guckloch lud zur „Knappschaftskapelle“ ein. Aus Tischen, Stühlen und Staffeleien war ein „Förderturm zur öffentlichen Anerkennung und Gunst des Publikums“ erbaut. Wilhelmi erkletterte ihn soeben nochmals mit diabolischem Lächeln — oben angelangt, trat man allsogleich auf eine Fallklappe, und plumps! lag man wieder drunten auf einer Matratze mit den Runen: „Dilettant! Nichtskönner! Plagiator!“ und so weiter. Der Meister hatte sich bei dieser Generalprobe ganz gründlich auf seinen — Ruhm gesetzt und wurde vorübergehend nachdenklich. Mit einem: „Hallo, jetzt hab ich's!“ sprang er auf die Beine. „Ellen — Ellen — jetzt weiß ich, was ich als Pendant zur ‚Exotischen‘ mache — den ‚Pangsör‘!“ Und rasch vervollständigte er seine spartanische Garderobe, bestehend aus Ringkämpferschuhen und Trikothose, durch zwei Schwergewichtsboxerhandschuhe und hockte sich glaubhaft auf das Weinkistenpostament gegenüber der überlebensgroßen Gipsaphrodite, die mit funzeligem Grubenlicht bei dem Repräsentanten der neuen Kultur Verständnis für wahre Frauenschönheit suchte. Ellen kam wie ein Irrwisch herbeigesaust, mit fuchsroter Flammenperücke, sonst am ganzen Körper anthrazitschwarz glänzend, und wollte sich totlachen: „Was machst du denn da?“ — „Ich denke!“ — „Du, das sieht eigentlich anders aus“. — „Du verstehst eben nichts von moderner Kunst, von der bauchgrimmenden Sehnsucht unserer Jugend, von —“ Ehe er noch seine Gedanken zu Ende trainieren konnte, hatte er eine schallende Backpfeife erwischt, so daß der Champignon von seinem wackeligen Stengel abrumpelte. „Donner und Blitz!“ rief er in zorniger Belustigung. „Ich dachte, du wolltest den Erdgeist darstellen? Nun hast du dich aber offenbar fürs ‚Schlagende Wetter‘ entschieden!“ Und in tollem Übermut rannte er ihr nach, die kreischend auf den Förderturm hinaufkletterte. Als prustender Knäuel wälzten sich beide unten auf der Matratze — da schellten vom Haustor herauf die ersten Gäste. „Schnell, schnell!“ hastet Wilhelmi. „Wir müssen doch un-

sere ‚Hunde‘ noch in Gang setzen!“ — „Bis die unsere sechs Stiegen zwingen, haben wir's längst ge-
schafft“, lacht Ellen und zerrt am Ringelschwanz eine ganze Herde von rosa Schweinderln herbei, die der
Meister mit liebevoller Künstlerschaft in Pappe und Plastilin auf die zusammengepumpten „Holländer“ aller
erreichbaren Gassenbuben aufmontiert hatte. Jede [illegible] Schacht oder Zeche befahren will, muß sich solch
sinnbildlichem Schweinehund anvertrauen. Em[illegible]zator, wird als „Alter vom Berge“ an die Korridor-
tür kommandiert, der „Pangsör“ klettert [illegible] setzt sich in Pose, die Glocke schrillt abermals,
und der Fez beginnt.
Zuerst schnauft die dicke, al[illegible]ekannte Frau Bankier Warschauer in den
Vorraum. Sie symboli[illegible]kkoppler den „Rundfunk“. In üblicher
Ergänzung folgt [illegible] Kröner als „Lautsprecher“. Dem
Lyriker Kimm[illegible]ünstlers läuft beim Anblick der
durchwa[illegible]de zusammen, während der
Lite[illegible] Goethe“ in lächelndem
[illegible] der Zeiten Herrlich-
[illegible]n der Trappisten-
[illegible]öne, die den
[illegible]ne heften
[illegible] die
[illegible]en

mela“ den Hof, dort ist Herr Bilderhändler Rauber an der Aufschrift „Eine wahre Wohltat für die Tasche“ kenntlich; er hat auffallend große Taschen. Herr Geheimrat Professor Dr. Spürkopp fungiert als „Verkehrshindernis“, indessen eine besorgte Mutter zweier hoffnungsvoller Quintanerinnen sich vor dem „Stollen zur guten Hoffnung“ als „Verkehrsschutzmann“ aufbaut.

Der große Kritiker Kerrky sieht Lessing zum Verwechseln ähnlich, und der Kostümzeichner der „Walhalla“ schnippelt als stofflich abgebauter „Stift“ durch das Gewühl, dessen Lärm beängstigend zunimmt, ohrenzerreißend übertönt von der Pneumatikmaske eines Theaterdirektors, der fortgesetzt auf dem letzten Loche pfeift, und vom Kettengerassel einiger maulkorbgeschmückter Vertreter der „unabhängigen Presse“.

Plötzlich springt der Boxdenker vom Sitz und geht in Verteidigungsstellung. Etwas Unerhörtes ist geschehen, etwas Schamloses, das er als Gastgeber und Festordner nicht dulden darf: Eine Dame hat sich eingeschmuggelt, die von Kopf bis Fuß völlig — bekleidet ist! Nicht der Schimmer eines Fleckchens rosiger Haut ist zu sehen; der Rock reicht bis auf die Hühneraugen, die Halskrause bis zum Blauauge — schmachvoll, skandalös! Es beginnt eine wilde Rauferei, ein wüstes Durcheinander — das Atelier gleicht einem „Merzbilde“ — bis sich alles in Weinseligkeit auflöst. — —

Es war wunderschön. Sämtliche Festteilnehmer nannten sich du, als sie im Morgendämmer nach Hause wankten. Seitdem sind sie alle böse miteinander; nach eingetretener Ernüchterung fiel ihnen ein, daß die Widerspruchslosigkeit, mit der jeder die entblößende Selbstkritik des anderen aufnahm, eigentlich beleidigend war.



DIE RÜCKKEHR ZUM ALLTAG: AUFBRUCH VOM MASKENFEST IM MORGENGRAUEN

ZEICHNUNG FÜR DIE „ILLUSTRIRTE ZEITUNG" VON HANNS LANGENBERG

Tagesgeschichte

Unter Teilnahme des belgischen Königshauses fand am 22. Januar das **Leichenbegängnis** der am 19. Januar im Alter von 86 Jahren verstorbenen ehemaligen Kaiserin Charlotte von Mexiko statt. Der Leichnam wurde in der Gruft der Marienkirche zu Laeken bei Brüssel beigesetzt.

In der Zeit vom 21. bis zum 23. Januar wurde die Verbandsmeisterschaft im Oberharzer Skiklub in Braunlage entschieden. Wilhelm Kuert (Braunlage) konnte sich den Meistertitel für 1927 erwerben; damit hat er die Meisterschaft im Oberharzer Skiklub zum dritten Male hintereinander gewonnen.

Der Kampf um die Bayerische Skimeisterschaft wurde in Schliersee ausgetragen. Dem großen Langlauf am 22. Januar folgten am 23. Januar die übrigen Wettkämpfe. Sieger wurde Karl Neuner (Garmisch), der zum vierten Male den Meistertitel erwarb.

Bühnenschau

Am 15. Januar wurde am Hessischen Landestheater zu Darmstadt Bernhard v. Brentanos Komödie „Geld“ uraufgeführt. Der Autor wählte die zerstörende, aber auch wieder heilende Wirksamkeit des Geldes zum Kerngedanken seines Stückes. Ein ehrgeiziger Kaufmann unternimmt allerlei Transaktionen entgegen dem Willen der Oberleitung seiner Firma und wird daraufhin denunziert und von seinem Posten weggeschickt. Da verläßt ihn seine Frau und fährt mit einem schwärmerischen Künstler davon. Als den beiden Ausreißern das Geld ausgeht, besinnt sich die ungetreue Gattin und kehrt reumütig zu ihrem Mann zurück, der inzwischen wieder in allen Ehren von seiner Firma in sein Amt eingesetzt worden ist, da seine Maßnahmen sich nachträglich als äußerst geschickt und gewinnbringend erwiesen haben.

Heinrich Manns dreiaktige Komödie „Das gastliche Haus“ (am 21. Januar in den Münchner Kammerspielen uraufgeführt) geißelt die Schieberwelt der Inflationszeit. Repräsentanten verschiedener Lebenskreise jener Zeit finden sich in einem Hause (dem „gastlichen!“) zusammen, und es entspinnt sich ein Macht- und Liebeskonflikt. Geheimrat Schummer hat nämlich früher das Haus einem verarmten Grafen abgenommen, dessen abenteuernde Kinder er nun als Zwangsmieter bei sich unterbringt, als der Kriegsgewinnler Milbe ihn zu verdrängen droht. Während des fortschreitenden Verfalls der Währung gefährdet die aufstrebende Schiebernatur des Dieners Friedrich den Besitz des Ehepaars Milbe. Am Schluß renkt sich alles durch Verschwägerung usw. wieder halbwegs ein, und es bildet sich so etwas wie ein Familienkonzern mit gemeinsamen Zielen. Die herbe Art der Gesellschaftskritik und einzelne Schwächen des Stückes ließen den Beifall nicht ganz unwidersprochen.

F. N. v. Reznićeks „Tanzsinfonie“, die man im vorigen Jahre zum ersten Male in Wien gab, wurde am 13. Januar an der Dresdener Staatsoper als Pantomime uraufgeführt. Diese Ausdeutung hatte die Ballettmeisterin Ellen v. Cleve-Petz zur Urheberin. Das von der furchtbaren Allgewalt des Todes handelnde Stück rief einen tiefen Eindruck hervor.

Am Städtischen Kammerspielhaus in Köln a. Rh. gelangte unter der Spielleitung von F. Goebels eine kölnische Kammerrevue „D'r halven Hahn“ von H. Steguweit, M. Becker, H. Jonen und F. Goebels am 27. Januar zur Uraufführung.

Die Bayrische Landesbühne brachte als Uraufführung die Komödie „Der Rappelkopf“ von Carlo Goldini unter der Regie von Otto Kustermann.

Zur Faschingszeit in Berlin: Auf dem Wohltätigkeitsball des Vereins Berliner Künstler am 22. Januar: „Eine Nacht in Bimini.“

Auf der Insel Bimini / Blüht die ew'ge Frühlingswonne,
Und die goldnen Lerchen jauchzen / Am Azur ihr Tirili. **Heine.**

Für die „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Martin Frost.



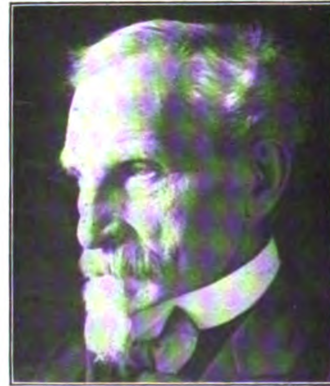
Dr. Frantisek Chvalkowsky, der vor kurzem zum tschechischen Gesandten in Berlin ernannt wurde.



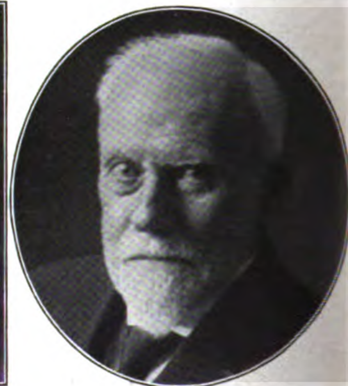
G. Wilhelm Müller, Geheimrat, Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Universität Greifswald, bedeutender Gelehrter, feiert am 17. Februar seinen 70. Geburtstag.



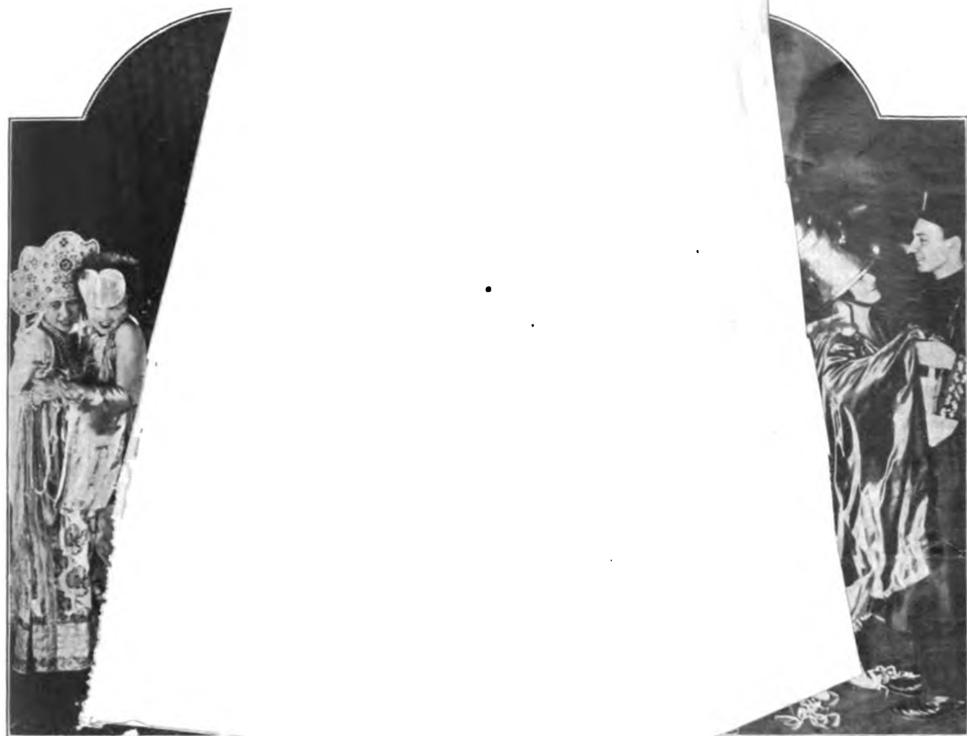
Prof. Karl Muth, bekannter Münchener Publizist, Verfasser von Schriften zur katholischen Literaturbewegung, wurde am 31. Januar 60 Jahre alt.



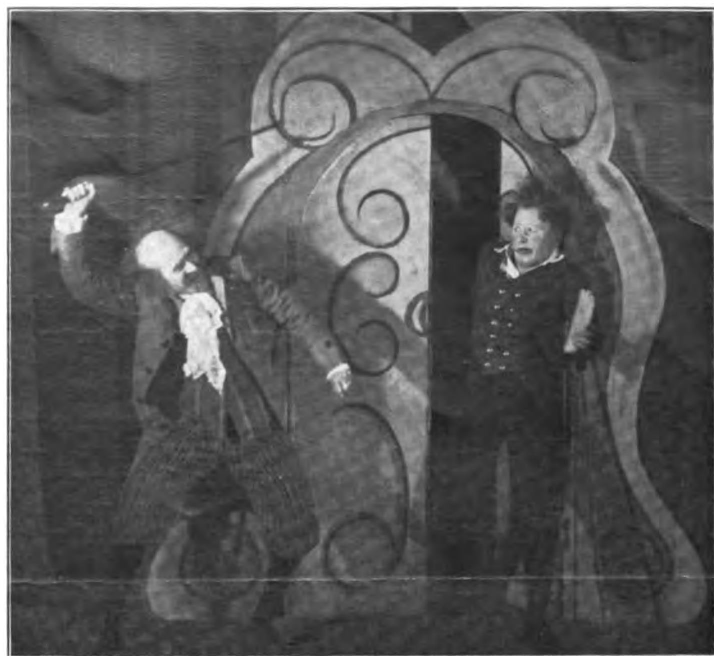
Dr. D. Georg Runze, Professor der Theologie an der Universität in Berlin, Verfasser zahlreicher religionswissenschaftlicher Werke, begeht am 13. Februar seinen 75. Geburtstag.



Prof. Dr. Wilhelm Thomsen, namhafter dänischer Sprachforscher, wurde am 25. Januar 85 Jahre alt.



Vom Gauklerfest der Kunstgewerbeschule Reimann am 20. Januar in sämtlichen Räumen des Zoologischen Gartens in Berlin: Preisgekrönte Kostümträger beim Charleston.



Szenenbild aus der kürzlich erfolgten Uraufführung der Komödie „Der Rappelkopf“ von Carlo Goldoni an der Bayerischen Landesbühne in Memmingen (Schwaben). (Phot. F. Heyden, München.)



Von der Uraufführung der Komödie „Das gastliche Haus“ von Heinrich Mann in den Kammerspielen zu München am 21. Januar: Szene mit Maria Bard als Tochter Geheimrat Schummers, Gerhard Ritter als Schieber Milbe und Charlotte Schultz als Gräfin Cassini (von links nach rechts). (Phot. F. Heyden, München.)



Aus der kölnischen Kammerrevue „D'r halven Hahn“ von Heinz Steguweit, Michel Becker, Hans Jonen und Franz Goebels, die am 27. Januar im Städtischen Kammerspielhaus zu Köln a. Rh. zur Uraufführung gelangte: Bühnenbild „Der treue Husar“. (Phot. W. Matthäus, Köln a. Rh.)





Von der Uraufführung der „Tanzsinfonie“ von Reznicek an der Staatsoper in Dresden am 13. Januar: Szene aus dem vierten Bild „Die besessene Stadt“ mit H. Woester (ganz rechts) als Propheten. (Phot. Ursula Richter.) Links: Szenenbild von der Uraufführung der Komödie „Geld“ von Bernhard v. Brentano im Hessischen Landestheater zu Darmstadt am 15. Januar. Von links nach rechts: Rudolf Wittgen als Ulrich; Bessie Hoffart als Lola; Maria Fein als Frau Gertrud; Joachim Büttner als der Künstler Julius; Otto Wenke als Hermann. (Phot. E. Hobl, Darmstadt.)

Das Volk der … en.

Geschichte einer abente… …liepmann.

(1. Fortsetzung.)

Mit Mühe nur hatte ich verstanden. Schnell gab ich die Weisung weiter; aber es dauerte lange, bange Minuten, bis die Anordnungen getroffen waren.

„Hören Sie?“ rief ich endlich.

„Noch ja, obwohl mir verdammt seekrank zumute geworden! Alles fertig?“ — „Ja!“ — „Dann also in Gottes Namen — los!“

Ich hörte den Axtschlag, das gräßliche Schnarren des hinunterjagenden Kabels, ein Dröhnen — und plötzlich nur noch leises Rauschen.

„Hurra! Hindernis genommen! Jetzt: halten lassen!“

Es geschah.

„Ich schwimme! — Nun seh' ich auch: eine kleine Höhle mit scharf eingeschnittenem Flußbett. Wundervolle Stalaktiten! Ich kann aber nicht hinaus. Lassen Sie weiter abrollen; hoffentlich wird das Bett breiter, das Ufer flacher, so daß ich mich festlegen und aussteigen kann.“ —

Ruhiger plätscherte das Wasser um die fortgleitende Kugel; dann scholl es: „Halt! — Das Flußbett ist flacher geworden. Ich werde jetzt meinen Ball auf Grund setzen können.“

Das Niederlegen der Sauerstoffflaschen, das Einströmen von Wasser, das Aufschrauben eines Dreiecks wurde vernehmbar, und nun: „Ah, die Höhle ist viel breiter und länger, als ich dachte! Ich steige jetzt aus, springe ans Ufer, um zu Fuß weiterzuforschen, einige Blitzlichtaufnahmen zu versuchen, einige Maße zu nehmen und, wenn ich dann noch Zeit habe, zu frühstücken. Der Schreck macht Hunger, wenn er überstanden ist. Verlöschen Sie sich nun gleichfalls erst ein wenig, und fragen Sie erst in drei Stunden wieder an, damit ich Ihnen weiteren Bericht erstatte.

Drahtung vom 9. August:

Nach der Frühstückspause telephonierte Dr. Sommer: „Halloh, verehrter Freund! Glück zu! Schon dieser Tag verlohnt die Fahrt! Die Höhle ist nicht hoch, aber viel geräumiger, als es zunächst schien. Stalagmiten und Stalaktiten, die sie wie ein Säulenwald füllen, behindern die Übersicht. — Ich verfolgte zunächst den Flußlauf und kam nach etwa hundert Metern an das Ende der Höhle, wo das Wasser wieder in einem breiten, doch ganz niedrigen Spalt verschwindet. Hier wäre also der Reise mit der Kugel schon ein Ende gesetzt gewesen. Ich schlug aber einen Haken ins Gestein, befestigte mein langes Bergseil daran und schwamm durch das tunnelartige Flußbett, soweit das Seil reichte. — Die Wandungen waren, auch oben, ganz glatt geschliffen — das Werk vieler früherer Hochwässer — und bestanden jetzt aus festem Marmorgefüge; sie senkten sich ziemlich gleichmäßig bergab, wendeten sich dabei aber stark nach rechts. Schon nach etwa sechzig Metern jedoch füllte das Wasser das ganze Querprofil; beim Tauchen spürte ich einen abwärts gerichteten Schlund. Ich muß schließen, daß das Wasser sich U-förmig, „düker“-artig, eine Bahn unterhalb des Marmormassivs gebohrt hat. Das läßt aber auch den weiteren Schluß zu, daß dieser Abfluß sich erst allmählich gebildet haben kann, daß also vor undenkbaren Zeiten noch ein anderer Abfluß der Poik vorhanden war. Jedenfalls mußte ich ein weiteres Vordringen aufgeben.

Als ich mich am Seil mühsam durch den starken Gegenstrom zurückgearbeitet, war ich ziemlich erschöpft und niedergeschlagen und stärkte mich darum zunächst gründlich. Dann durchmaß ich die linke Seite der Grotte und ward dadurch getröstet, daß ich ein paar Olme fand und als seitlichen Abschluß der Höhle eine schneeweiße Quarzschicht von fast acht Meter Höhe mit zahlreichen Einsprengungen von Bergkristall, Amethysten und anderen Halbedelsteinen. Es sollte mich sogar nicht wundern, wenn die gelben Blättchen in einer Stufe, die ich abschlug und heraufbringen werde, Gold wären. Das Märchen von der goldführenden Unz spukt ja noch bei alten Dalmatinern herum. — Ich schritt dann den Weg, den ich in der Kugel geschwommen, bis an den Wasserfall zurück, mühsam am schmalen Uferrande entlang kletternd. Der Kessel des Falles setzt sich nach links als breiter See fort, und an seinem Ufer entdeckte ich merkwürdige weißschalige und augenlose Krebse, die sich an gestrandeten Fischen der Poik gütlich taten! Erste Ehrenschuldabtragung an die ‚Gesellschaft der Helfenden‘! Drahten Sie, bitte, sofort an den Herrn Generalkonsul: Astacus adjuvantium subterraneus sei der Wissenschaft erobert.“ — Ein fröhliches Gelächter verriet, daß der Herr Doktor noch bei bestem Humor war. Er meldete aber sogleich weiter:

„Ich habe dann die Höhe des Falles auf rund zwölf Meter feststellen können und schlug dann abermals einen Haken ein, um sicher am Seil an das linke Ufer des Sees zu kommen. Und hier fand ich, hinter Stalaktiten verborgen, noch einen zweiten Abfluß: Heureka! die gesuchte Gabelung der Poik! — In breitem, fast ebenem Bett fließt hier das Wasser weiter, bevölkert von aufgeregten Forellen und Weiß-
fi … he des Falles
f … .
… Ende dieser
(… em ich mich
… vermuten
… Ich fürchte,
… der Weg
… as Kabel
… vielleicht
… das Um-
… außer-
… g Meter
… in vom
… und der
… de jetzt
… . Ich
freu… , sag'
ich Ihnen … von Ihnen Abschied.“

Drahtung vom 10. August:

Was mir Dr. Sommer heute mitgeteilt hat, läßt alles Erwartete und Denkbare so weit hinter sich, daß ich an eine eulenspiegelige Mystifikation des ja ungewöhnlich fröhlichen Herrn glauben würde, wenn nicht die Situation und die aus allem Humor doch hervorleuchtende Wahrheitsliebe des Forschers allen Zweifel ausschlösse. Ich gebe also seine Diktate ohne jede Änderung wieder und überlasse es unseren Lesern, ebenso erstaunt zu sein, wie ich es selber war.

Pünktlich um zehn Uhr hatte Dr. Sommer gemeldet, daß er gestern das Kroki der Höhle vollendet und dann vorzüglich geschlafen habe; die Kugel müsse nun bis an den Rand des zweiten Wasserfalls bugsiert werden. Als dies geschehen, hörte ich ihn rufen: „So, das haben wir! Ich kann jetzt in den Strahlenbündeln meiner Kabel nach unten spähen. Nur erst einen Augenblick Luft schnappen; es war harte und nasse Arbeit! — Merkwürdig: es schlägt mir eine warme Luft entgegen, und sie hat, was mir schon gestern im Unterbewußtsein so schien, einen eigentümlichen Fischgeruch! Naturgemäß müßte doch der Wasserfall die Luft durch den Schlund nach unten ziehen! Die Höhle ist zwar hoch und die Decke scheint wieder festes Kalkgestein, wenn nicht Marmor, sickert also nicht durch. Aber sonderliche Erdwärme ist doch bei solcher Tiefe noch nicht zu erwarten! —

Ich habe mich eben am Seil bis an die äußerste Kante des Falles vorgewagt. Schöne Geschichte: Der Fall hat zwei Stufen, jede etwa zwölf Meter hoch. Aber der Absatz ist nicht glatt; es stehen fünf Felsenspitzen wie Riesenzähne an seinem Rande, zwischen denen das Wasser in schmalen Strahlen wild herausspritzt. Lassen wir die Kugel hinab, so bleibt sie unbedingt zwischen diesen Zähnen hangen. Am Seil aber kann ich mich nicht bis zu ihnen hinablassen; die Wucht des fallenden Wassers würde mich ersticken und festhalten! — — Heiliger Vater! Muß die Fahrt denn hier wirklich schon ein Ende finden? — Was ist denn das? — Unten höre ich ein Grollen wie fernes Donnern und … ja, bin ich denn im Fieber? — Es klingt dazwischen wie wunderbarer leiser Gesang! … Nun wird's ein Rauschen wie Gewitterregen … Wetter, das muß ein unterirdischer Geiser sein, ein heißer, daher der warme Luftstrom! Aber das Singen wird stärker: melodische Menschenstimmen, kein Zweifel! … Unglaublich …“

(Zehn Minuten später.) „Ich habe hinter meine Handlampe einen Autohohlspiegel geklemmt, so daß mich ihr Licht nicht beeinträchtigt; ein heller Strahlenkegel fällt in die Tiefe. Wahrhaftig! Auf etwa hundertzwanzig Meter glaube ich einen Wasserstrahl in einer Dampfwolke aufsteigen zu sehen! Aber — was bewegt sich da? … Kein Zweifel! Denken Sie: Gestalten wie kleine Eisbären … nein, wie nackte schneeweiße kleine Menschen, ihrer vierzig bis sechzig, die sich wie in einem Reigen um den Geiser bewegen! —

Sie glauben's nicht? — Ich tät's auch nicht, wenn ich mich nicht eben gründlich gemaulschellt und doch noch alles wie zuvor gefunden hätte! — Jetzt hilft natürlich alles nichts: Ich muß hinab! Halten Sie meinethalben Ihre Berichte zurück, bis wir Ihren ungläubigen Lesern Blitzlichtaufnahmen senden können. Die müssen gemacht werden! — Aber wie — — — ?“ (Pause.)

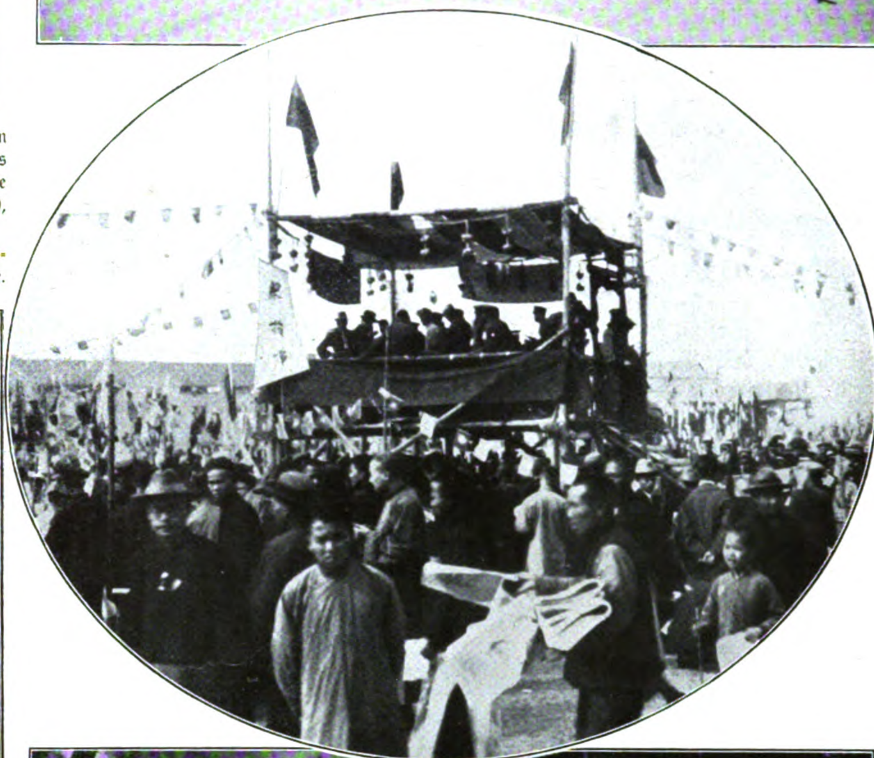
„Also: ich steige jetzt wieder ein. Ganz langsam lassen Sie erst wohlgezählte fünf Meter Kabel abrollen; bis dahin habe ich mich von innen bis an die äußerste Kante des Falles gerollt; das geht, denn der Boden ist glatt, und die Strömung hilft. Dann noch langsamer anderthalb Meter: die Kugel kippt um das Kabel und hängt nun umgekehrt oben im Fall. Reißt das Kabel nicht, so ist der erste Salto mortale gelungen. Dann rufe ich wieder an, und Sie geben wieder langsam Kabel, bis ich ‚halt‘ sage. Ich bin dann wahrscheinlich ein-





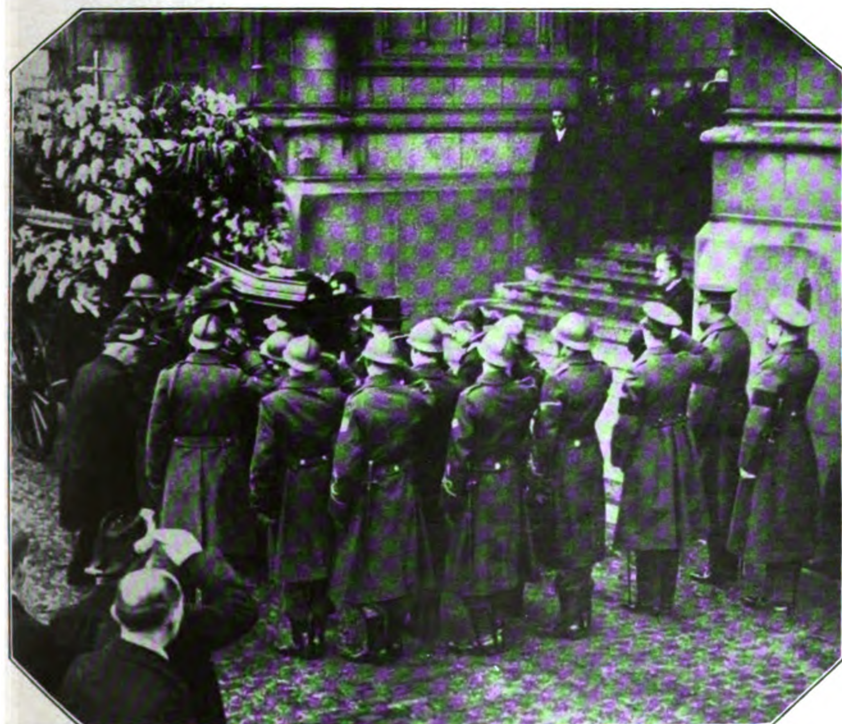
Deutscher Skisport: **Links:** Von der Oberharzer Skimeisterschaft, die am 23. Januar in Braunlage zum Austrag kam: Wilhelm Kuert (Braunlage), zum dritten Male Titelträger der Verbandsmeisterschaft des Oberharzer Skiklubs, bei einem schöngestandenen Sprung von 37,5 m. **Rechts oben:** Die Bayerischen Skimeisterschaftskämpfe in Schliersee am 22. und 23. Januar: Karl Neuner (Garmisch), der zum vierten Male bayerischer Skimeister wurde, beim Start zum 18-km-Lauf.

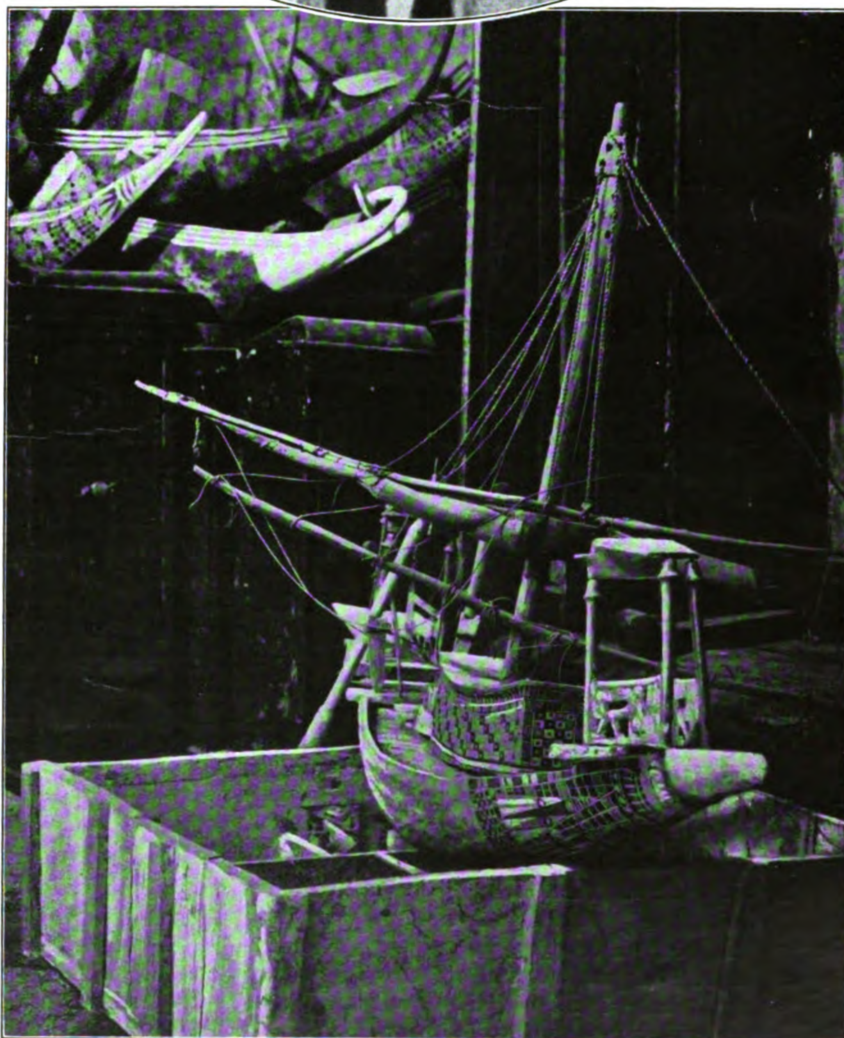
Rechts im Oval: Von der Bewegung gegen den Einfluß der fremden Mächte in China: Demonstrationsversammlung fremdenfeindlicher Aufständischer in Hankau vor einer provisorischen Rednertribüne.





Sportbegeisterung in Argentinien: Dr. M. T. de Alvear, Präsident von Argentinien, bei der Eröffnung des Fußball-Länderkampfes Argentinien-Uruguay.





Links: Vom Begräbnis der ehemaligen Kaiserin Charlotte von Mexiko in der königlichen Gruft der Marienkirche zu Laeken bei Brüssel am 22. Januar: Der Sarg wird vom Leichenwagen gehoben. — **Rechts:** Neuentdeckte Schätze aus der inneren Grabkammer von Tutanchamons Begräbnisstätte: Eins der zahlreichen mit Takelung und Kabinen versehenen Modellschiffe, die dem König Tutanchamon nach alter ägyptischer Sitte für seine Totenfahrt ins Grab mitgegeben wurden. (Welt-Copyright vorbehalten; Phot. Harry Burton, Neuyork.)

geklemmt, aber hoffentlich so, daß das Wasser nicht über mein Fahrzeug stürzt. In diesem schlimmsten Fall müßten Sie mich wieder hochziehen und meine Fahrt hätte ein Ende — so oder so, denn aufwärts über die Kante des Falles zu kommen, ist erst recht eine Gewaltprobe für das Kabel. Na, hilft nichts! Und wer Gott vertraut... Es wird eben doch gehen müssen! Ich klettere dann hinaus, schlinge ein Seil um einen Felszahn und lasse mich, bepackt mit Pickel, Messer, Kamera, Blitzlicht, Fernsprecher und Handlampe im Rucksack, zwischen zwei benachbarten Strudeln hinab. Der Abstieg kann so ganz lebensgefährlich nicht sein."

Die Anordnungen wurden von uns genau befolgt. Nach aufregendsten, bangen Minuten erscholl das zweite Halt. Wieder erschwerte das Rauschen des Falles das Verstehen. Aber als der kühne Forscher ganz langsam und nicht zu laut artikulierte, konnte ich doch folgendes aufnehmen: „Es ist geglückt. Die Kugel hängt zwischen zwei Zacken und der Rückwand, nach vorn noch außerhalb des Wassers und hinreichend lose, um später wiederaufgezogen werden zu können, ohne das Kabel zu überspannen. — Ich werde ganz gut auf den Felszacken überklettern können. Mich wundert nur, daß die weißen Wesen noch nicht die Strahlen aus meiner Kugel wahrgenommen haben. Vielleicht aber hat sie auch das Licht verscheucht!...

So, draußen bin ich; ich werfe die Schlinge um den Felszacken. — Gelungen! — Aber da poltert ein Gesteinstück in die Tiefe, und es hallt laut von der Wölbung zurück, während eben das Brausen des Geisers aufgehört hat.

Alle Wetter! Da kommt's hervor: Ganze Scharen von — ja — von Menschen? — Sie kreischen und rufen und stürzen auf den Fall zu..."

Minutenlanges Schweigen und dann — ein abgebrochener Schrei! —

Ich habe bis jetzt — abends acht Uhr — vergebens auf weitere Mitteilungen von Dr. Sommer gewartet. Ich werde eine Ablösung an den Fernsprecher setzen, die mich heranholen soll, sobald neuer Anruf erfolgt. Schlafen werde ich zwar nicht können! Was kann dem Wagehalsigen geschehen sein?

Drahtung vom 12. August:

Noch immer keine Nachricht von Dr. Sommer.

Drahtung vom 13. August:

Auch heute habe ich in wachsender Sorge den ganzen Tag am Apparat gesessen — vergebens! — Man kann die Befürchtung nicht unterdrücken, daß Dr. Sommer abgestürzt oder gar in die Gewalt unheimlicher Feinde gefallen ist. Noch sträuben wir uns gegen diese Annahme. Die Kühnheit und die noch in den seltsamsten Lagen sprudelnde Erfindungskraft des kühnen Forschers können nicht so zugrunde gehen!

Drahtung vom 14. August:

Wir werden uns leider mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß Herrn Dr. Sommer ein Unglück zugestoßen ist. Noch immer ist im Fernsprecher nur ein Brausen, ein Schwellen beim Ausbruch des Geisers, auch ein Summen, das man für ferne Menschenstimmen halten könnte, vernehmbar; aber kein Wort des Forschers dringt an unser Ohr! — Wir wollen trotzdem noch acht Tage Wache am Apparat halten; nachdem so Seltsames geschehen, mag vielleicht doch noch neues Wunderbares zutage kommen. —

III.

Ein seltsamer Rettungsplan.

Schreiben an die Schriftleitung der Zeitung „Empor".

Hochgeehrte Schriftleitung!

Verzeihen Sie mir, daß ich als Leserin Ihres vorzüglichen Blattes seit dessen Erscheinen Sie mit einer Frage behellige, die mir sehr auf der Seele liegt, und die auch Ihnen nicht gleichgültig sein dürfte. Es handelt sich um das Schicksal Dr. Sommers.

Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zuvor ganz wahrheitsgetreu zu erklären, warum ich an dem Schicksal dieses Herrn besonderen Anteil nehme. Ich wohne nämlich in demselben Hause wie er, und zwar nach dem Hofe hinaus drei Treppen in einem möblierten Zimmer, da meine Eltern verstorben sind. Ich habe nun lange Gelegenheit gehabt, den Herrn in seinen Hinterzimmern, gegenüber zwei Treppen, zu beobachten, zumal er dort ziemlich ungeniert sehr früh Toilette zu machen pflegte und dabei dieselbe Untugend entwickelte wie ich, nämlich — auch bei offenem Fenster — zu pfeifen. Wenigstens darf ich sagen, daß wir beide gut pfeifen. Gute Musik ist meine einzige Passion neben reichlicher sportlicher Betätigung; in Turn- und Schwimmwettbewerbungen habe ich verschiedene Preise davongetragen. Dies nebenbei, obwohl es sich später als zur Sache gehörig erweisen wird.

Fing ich nun ein Lied an — zu einem Klavier reicht es bei mir nicht, obwohl ich guten Musikunterricht erhalten — so pfiff es der Doktor mit oder übernahm die zweite Stimme. Es hat mich oft geärgert, so daß ich in Versuchung war, ihm wie jener Schusterjunge zuzurufen: „Fangen Sie sich doch Ihren Jumfernkranz alleene an!" Na, dann hab' ich gelacht und ihn pfeifen lassen, ohne mich jemals vor ihm zu zeigen. Natürlich sind wir uns schließlich öfters auf der Treppe begegnet, und dann hat mich der Doktor auch immer lächelnd, doch höflich gegrüßt, und ich spürte, daß er mir nachsah, obwohl ich nichts weniger als hübsch bin und mich auch nicht auffällig, wenn auch, wie ich hoffe, leidlich geschmackvoll kleide.

Ich habe aber schließlich eine große Hochachtung vor dem Herrn Doktor gewonnen, weil es sich herumgesprochen hatte, wie prächtig er für seine Patienten nicht nur als Arzt, sondern auch als Menschenfreund sorgte, und wie unermüdlich er tätig war. Im Berliner Zimmer, wo sein Schreibtisch steht, war immer noch bis zwölf Uhr Licht.

Nun geschah es im letzten März, daß ich abends aus einem Konzert kam. Als ich die Haustür aufschließen wollte, wurde sie plötzlich von innen aufgerissen, und der Doktor rannte mich beinahe um. Ich ließ vor Schrecken den Hausschlüssel fallen, und als ich mich danach bückte, tat er's auch mit einem „Verzeihen Sie", und wir prallten gehörig mit den Köpfen zusammen. Er entschuldigte sich nun mit großem Bedauern; da ich's aber komisch nahm und lachend versicherte, daß ich glücklicherweise sehr hartköpfig sei, lachte auch er und sagte: „Aber schuld ist das Pfeifen, denn Damen, die pfeifen, verblasen sich ihr Glück!" Damit stürzte er davon. Seitdem mußten wir jedesmal lachen, wenn wir uns begegneten; auch rief er wohl eilig: „Na, wie geht's, gnädiges Fräulein?" ohne die Antwort abzuwarten, denn in Eile war er immer. Ich unterließ nun aber das dumme Pfeifen, wenigstens solange ich nicht unbewußt in meine schlechte Gewohnheit verfiel. Aber nun fing er morgens an und wiederholte wie ein Signal mehrmals hintereinander: „Wacht auf, es nahet gen der Tag", oder „Fanget an, so rief der Lenz in den Wald", oder „Wolfram von Eschenbach, beginne!", oder „Stimmt an mit hellem, hohem Klang" und schloß dann wohl gar mit allen drei Versen von: „Sagt, wo sind die Veilchen hin?" — Natürlich „reagierte ich ganz und gar nicht". Begegneten wir uns aber nun, so nickte er, noch vergnügter lächelnd als früher, und ich konnte mir das Lachen dann auch nicht verbeißen.

Nun besuchte mich im Juli eines Abends mein Bruder. Wir verplauderten uns so, daß ich ihn erst um halb zwölf aus dem Hause ließ. Und gerade, als ich ihm im Portal einen Abschiedskuß gab, kam der Doktor daher. Er grüßte, sagte Pardon, pfiff aber durch die Zähne und eilte an uns vorüber. — Seitdem hat er mich nicht mehr gegrüßt!! — Es hat mich tief gekränkt. Aber was sollte ich machen? Wir waren uns nicht vorgestellt, gingen einander eigentlich nichts an; einen Weg, ihn aufzuklären, verschmähte ich auch. Wer weiß, was er davon gedacht hätte, ebenso, wenn ich ihn etwa persönlich gestellt hätte! — Und ein Wunder ist's ja auch nicht, wenn jemand in solchem Falle von einem einzeln wohnenden Berliner Mädel gleich das Schlimmste denkt. Also ließ ich's auf sich beruhen, wenn's mich auch manchmal wurmte.

Das also ist die ganz ungeschminkte Vorgeschichte, aus der Sie auf die Unverdächtigkeit der Motive schließen mögen, wenn ich nun folgendes anrege: Herr Doktor Sommer ist auf einem kühnen, fesselnden und selbstlosen Unternehmen in Gefahr geraten oder gar verunglückt. Es ist Pflicht, zu versuchen, ihm Hilfe zu bringen, oder wenigstens zu erforschen, was aus ihm geworden ist. Das aber meine ich tun zu können, und ich möchte es tun, um ihm eine bessere Meinung von mir beizubringen, und weil ich ihm ehrliche Bewunderung wegen seines idealen Eintretens für eine gefahrvolle Unternehmung zolle. Ihn zu finden, ist jetzt nicht mehr schwer. Ich bin kräftig, schwimme ausgezeichnet, kann drei Minuten unter Wasser bleiben und fürchte nicht für mein kleines Leben. Das Kabel aber, das jetzt durch die Höhlen liegt, wahrscheinlich sogar angespannt und daher über dem ersten Wasserfall, ermöglicht nun, kletternd an ihm die Kugel zu erreichen.

Ich würde sofort nach Adelsberg eilen, wenn Sie mir die Erlaubnis zur Durchführung meines Planes verschaffen wollten.

Einer gütigen, möglichst umgehenden Antwort hoffnungsvoll entgegensehend, bin ich

in vorzüglicher Hochachtung

Ihre sehr ergebene

Angela Willrodt.

Antwort der Schriftleitung der Zeitung „Empor".

Berlin, den 17. August 19..

Hochzuverehrendes gnädiges Fräulein!

Ihre liebenswürdigen und vertrauensvollen Zeilen haben uns geradezu begeistert! Wir machen uns eine Ehre daraus, Ihnen einliegend eine Schlafwagenkarte erster Klasse Berlin-Triest und tausend Mark zur Bestreitung der Kosten für Ihre Ausrüstung und unvorhersehbare Ausgaben zu übermitteln. Sie dürfen uns das um der guten Sache willen nicht verübeln, zumal die gebotene Eile keine Einsprüche zuläßt.

Wir drahten, sobald Sie uns durch Überbringer sagen lassen, daß Sie noch heute via München abreisen, sofort nach Adelsberg, damit Sie unser Vertreter, Herr Doktor Sichter, dort in unserem Namen empfangen und im Verein mit Herrn Ingenieur Eberkron Ihnen alle Schritte ebnen kann.

Nur eine Bitte müssen Sie uns gewähren: Ihr Schreiben muß schon morgen in unserer Zeitung erscheinen; natürlich ohne Ihren Namen; die Diskretion bleibt selbstverständlich peinlichst gewahrt. Aber es ist wirklich notwendig, daß alle Welt erfahre, welch ein wundervoller, tüchtiger, aufopferungs- und begeisterungsfähiger neuer Typ des deutschen Mädchens in dieser so wenig erfreulichen Zeit erstanden ist.

Genehmigen Sie usw.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Film-Favoriten



Die Tänzerin Leni Riefenstahl. (Phot. K. Schen[...] Berlin.)

Unten: Brigitte Helm, Trägerin der Hauptrolle im „Metropolis"-Film. (Phot. Kiesel, Berlin.)



Imogene Robertson, früheres Ballettmitglied der Neuyorker Ziegfield-Follies.

[I]n der Mitte: Camilla Horn, das Gretchen im „Faust"-Film. (Phot. Kiesel, Berlin.)





Ruth Weyher, eine ehemalige Schülerin Max Reinhardts. (Phot. Kiesel, Berlin.)

(Hierzu der gleichnamige Beitrag in der Rubrik „Wissen und Leben".)

Taranteltanz

NOVELLE VON HANS PARLOW

(Schluß.)

Ich erzählte das Abenteuer mit der Spinne, und daß ihm diese auf die Hand gesprungen war.

„Daß niemand davon erfährt!" stöhnte Lope.

„Und das erfahre ich erst jetzt", sagte der Arzt wieder barsch. „Wieder Hand her! Jetzt beide!"

Er setzte den Kneifer zurecht, untersuchte die rechte Hand und verglich sie mit der linken.

„Solange ich den Handschuh darüber hatte, wollte sie ersticken", gestand Lope. „Sie erstickt auch jetzt noch."

„Selbstverständlich. Weil sie geschwollen ist. Und wenn ihr mir nicht gesagt hättet, daß der Bicho daraufgesprungen ist, würde sie ersticken bis zum Jüngsten Gericht. Ich fange an, mich davon zu überzeugen, daß ein Deutscher ebenso lügen kann wie ein Andalusier. Hersehen!"

Wir mußten uns tief über die Hand beugen, um darauf etwas zu unterscheiden. Es war ein dunkelroter Punkt, der von einem kleine rosenroten Hof umgeben war.

„Ist das von der Spinne?" fragte ich.

„Nein, von einem Floh. Und das erfahre ich erst jetzt? Di war so groß, wie ihr sie noch niemals gesehen habt?"

Ich beschrieb sie ihm noch einmal.

„Hm. Ich wußte nicht, daß es die auch bei uns gib

Er schrieb etwas auf eine Karte. Diese wurde in geschickt.

Lope fuhr unterdessen mit seinen Freiübun Firmin schien sich nicht mehr dafür zu interessier

Der abgeschickte Bote kam bald mit einer rück, dieser enthielt, wahrscheinlich als Illu Band mit dem erklärenden Text, die leb Insekten.

Don Firmin schlug auf und fan bildung, bedeckte aber den unter i der Hand.

„Ist es die?"

Es war in der Tat unsere Fr

Don Firmin strahlte. „Eine Err hole ich mir eine und setze sie in S uns, daß man gar nicht alles kennen

Lope selber hatte nur flüchtig hing gerade wie heute nachmittag, als ihm sprungen war.

„Die auf der Silla hatte aber keine Haa

„Weil es ein junges Tier gewesen ist. Wa dem Honigmonat gestört. Das zweite Mal sei

„Wenn es jung gewesen wäre, hätte es mit d so genau in das Loch hineingepaßt."

„Der Umfang entscheidet nicht für das Alter, so. Wer alt wird, bekommt Haare auf den Zähnen. Ist land etwa anders? Fieber hat er. Aber kein Erkältun ist eine kleine Blutvergiftung. Etwas Erbärmlicheres kan nicht haben!"

Lope war eine Minute ruhig gewesen. Jetzt sprang er auf zuckte wieder. „Daß niemand davon erfährt!"

„Wenn Sie nicht den Mund halten, laufe ich in Granada herum und erzähle es allen Señoritas!"

„Was werden Sie ihm geben?" fragte ich leise.

„Beinahe gar nichts. Auf die Hand einen Eisbeutel, von innen ein Beruhigungsmittel."

Don Firmin verschrieb etwas, traf einige Anordnungen, klopfte dem Patienten auf die Schulter und empfahl sich. —

Ich begleitete ihn die Treppe hinunter.

„Wir sind des Guten gar nicht wert, das wir bei uns haben", variierte er über dasselbe Thema.

„Verzeihen Sie mir eine Frage, Don Firmin."

„Auch die allerbedenklichste!"

„Haben Sie uns die Wahrheit gesagt? Ist Lopes Zustand nicht ernst?"

Er blieb auf der Treppe stehen. Seine Überraschung war echt. „Warum soll ich nicht die Wahrheit gesagt haben?"

„Weil Sie während der Untersuchung so oft lachten."

„Habe ich nicht Grund dazu gehabt?"

„Hier in Granada wird gesagt, daß Sie oft lachen, um den Kranken über den Ernst seiner Krankheit zu beruhigen."

„Ich wußte nicht, daß die Leute in Granada so intelligent sind. Aber diesmal habe ich ohne Absicht gelacht. Nicht nur deshalb, weil sein Fieber nichts zu bedeuten hat, sondern weil es das Tier auch bei uns gibt. Wir brauchen nicht nach Sizilien zu fahren!"

Er schlug sich in die Hände, daß es klatschte.

„Ich habe aber gesehen, daß Sie den Namen mit der Hand bedeckten. Sizilien? Was für eine Spinne war es?"

Er öffnete den Schmöker wieder und zeigte auf den Namen. „Eine Tarantel. Morgen hole ich mir eine."

Der Name des verpönten Tieres enthält für den Deutschen mehr Sage als Wirklichkeit. Daß ich es heute leibhaftig vor mir gesehen und beinahe mit ihm in Berührung gekommen war, machte einen starken Eindruck auf mich, so daß ich zuerst nicht wußte, was ich sagen sollte.

Endlich stotterte ich: „Dann ist die Blutvergiftung doch gefährlich."

„Nein. Nur relativ. Wenn es im August wäre, würde ich andere Maßregeln getroffen haben. Aber jetzt stehen wir im Juni. Mit den Taranteln ist es wie mit den Nattern hier bei uns und drüben in Marokko. Im Winter haben sie kein Gift, im Juni fängt es damit an, und im August sind die Vorratskammern so gefüllt, daß sie ein Exportgeschäft gründen können. Es geht ihnen ebenso wie uns panìern. Haben Sie jemals gehört, daß im Winter in Granada ſerstechereien vorkommen? Die kommen erst im Sommer. Im r stechen sie sich über den Haufen, im Winter kommen sie da chthaus."

So nicht gefährlich?"

ird er matt sein. Übermorgen ist alles vorbei, und er inen Tag später gehen Sie wieder mit ihm auf die für, daß er den Rest ausschwitzt."

send den Schmöker. „Sie sagen, dicht bei Dara t und hole mir eine!"

. Vor der Haustür blieb er stehen.

Problem mehr."

aupten, daß die Tarantella — Sie besteht, daß der Patient gewisse edikamente zu sich genommen hat, szuschwitzen. Andere sagen, daß ch zu verrenken, so daß es aus . bei unserm Lope gesehen haben. gewesen, als er bei den Silvas mit

esen. Ich beneide Sie. Was Sie gesehen esen."

*

dem Hofe der Alhambra
ehn zwölf Löwensäul'n von Marmor.
Auf den Löwen steht ein Becken
Von dem reinsten Alabaster.
In dem Becken schwimmen Rosen,
Rosen von der reinsten Farbe.
Das ist Blut der besten Ritter,
Die geleuchtet in Granada."

So beschreibt der Dichter den Löwenhof. Aber er hat ihn nie gesehen. Die weißen Löwen sind heute schwarz geworden. Das Alabasterbecken ist gelb und schmutzig, das Wasser in ihm trübe und schlammig. Rosen in ihm hat es niemals gegeben. Ich habe einmal eine Rose hineingeworfen, um mir jenes Lied durch das Bild näherzubringen. Aber es sah wie eine Entweihung der Rose aus. In meinem Knopfloch wird sie sich wohler gefühlt haben als in dem Becken aus „reinstem" Alabaster.

Die berühmten Säle dort oben sind ein feuchter, gefährlicher Fieberort. Die schönen Sultaninnen und Odalisken litten an Schnupfen und Erkältungen, vor denen sie sich im Winter durch flanellene Unterkleider schützen mußten. Das war nicht das Schlimmste. Denn es gab dort oben auch Sultaninnen und Odalisken, die alt und häßlich geworden waren. Es gab keifende Schwiegermütter. Es gab einen Klatsch, der es mit jedem Dorfklatsch aufnehmen konnte. Warum und wie soll es nicht Klatsch gegeben haben in diesen Räumen, die alle zusammen nur den Umfang von dem Stock eines mäßig großen Hauses hatten, und in denen so viele wohnten?

Trotzdem.

Als ich am folgenden Abend wieder zum Albaicin emporstieg, war das alles von mir vergessen. Die engen Gassen sind steil. Viele von ihnen sind mit Treppen versehen, damit man überhaupt auf ihnen vorwärts kommen kann. Manchmal blieb ich stehen und drehte mich um. Aber nicht, weil ich müde geworden war. Ich wollte wieder sehen, was ich schon oft gesehen hatte.

Hinter mir, von der Nacht begleitet und mit jedem Schritt, den ich nach oben machte, höher werdend, stieg die Alhambra empor. Es war

einem goldenen Tischchen stehen, an dem der Herzog von Richelieu (in grünem Samt als Jägersmann) soeben sein Glas an die Lippen führt. Mit einem Handkuß begrüßt er die Marquise. Der Diener verschwindet.

„Lies dies, mon cher! — Mon mari glaubt, daß es Palafrain ist“...

„Schuft! — Ein Degenstich ist zu gut für diesen Feigling. Düpieren wir ihn!“

Madame lacht belustigt und flüstert hinter ihrem Fächer eifrig mit dem schönen Herzog, dem beneideten und bewunderten Ideal aller Damen des Hofes, ja, von ganz Paris.

Ein Stündchen später drückt ein Lakai dem Grafen Palafrain ein versiegeltes Billetdoux in die Hand. Der Graf sitzt an der Tafel des Regenten im kleinen Spiegelsaal hinter der Bühne, zwischen den Mignons und den Freundinnen des Regenten-Paschas, dessen Günstling er und vor allem seine Gattin ist. — Man soupiert, macht den Hof und trinkt. Trunkenes Lachen schwirrt, spitze, frivole Redepfeile blitzen über die Schlemmertafel.

„Ah — ein Briefchen?“ lacht der scharfäugige, genial-verlumpte Regent. — „Palafrain hat ein Abenteuer. Wer ist's, mon cher ami?“



„Lies dies, mon cher! — Mon mari glaubt, daß es Palafrain ist...“

Über des Grafen häßlich-verwüstetes Antlitz gleitet ein spöttisches Lächeln — er zuckt diskret schweigend die Achseln. Nach einem halben Stündchen verschwindet er aus dem immer lauter und trunkener werdenden Kreise. — Das Briefchen, mit „A“ unterzeichnet — Athénaide ist der Vorname der Marquise — hat ihn nach Loge Nr. 17 bestellt. Als er die Tür öffnet, sieht er sich einer Dame in schwarzem, spanischem Schleier gegenüber. Er verbeugt sich und murmelt entzückt, die Larve lüftend: „Madame“... Die Dame scheint erschrocken und lächelt unter Larve und Schleier, als er ihr glühend die Hand küßt.

„Athénaide, ich bin entzückt, daß Sie mir Gelegenheit geben, Sie endlich einmal —“

„Mein lieber Achille — es scheint, daß man sich über uns beide lustig gemacht hat.“ — Mit einem Ruck hebt sie Schleier und Larve. Er steht entsetzt und sprachlos. — „Man hat dich zu deiner eigenen Gemahlin und mich durch ein Briefchen in diese Loge bestellt.“ — Sie steht auf und wendet sich zur Tür. — „Uns gegenseitig ennuyieren, mein Lieber, das können wir ja zu Hause. Viel Vergnügen, Achille! — Ich wette, Richelieu hat dir diesen Streich gespielt. — Die Marquise St-Luce! — Haha ... sehr amüsant!“

Und draußen spricht sie leise vor sich hin: „Philipp wird morgen etwas zu lachen haben, wenn ich's ihm beim Kaffee erzähle. Armer Achille — keine Chance mehr bei den Frauen!“

Gegenwart (die geschäftliche Zeit): Betrieb!



„Du willst also wirklich auf diesen öffentlichen Maskenball gehen, Lilli?“

Die beiden Damen von Hallerstein, Mutter und Tochter, sitzen beim Frühstückskaffee, der seit dem Tode des Geheimen Finanzrates meist sehr dünn ist. „Zichorienbrühe“, nennt es Lilli respektlos.

„Du willst also wirklich auf diesen öffentlichen Maskenball gehen, Lilli?“ setzt die Geheimrätin die Aussprache fort. „Zu meiner Zeit gab es für junge Mädchen unserer Kreise nur Haus- und Beamtenbälle.“

„Damals gingen die jungen Mädchen auch noch nicht in die Bureaus, Mama. — Übrigens bin ich ja von der Gräfin Petruschoff eingeladen.“

„Diese russische Emigrantin!“ — Ein Achselzucken. — „Wovon lebt sie eigentlich?“

„Gott, sie hat noch Schmuck, den sie verkauft, und vermittelt Verkäufe und sonst allerlei bei ihren guten Beziehungen — vom Sekt bis zum Auto und zur Heirat.“

„Schrecklich! In welcher Zeit leben wir!“

„In der des Betriebes, Mama ... Ich gehe hin. Wo soll man sonst Männer kennenlernen?! — —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hochbetrieb in den Sälen des „Zoo“... Drei knatternde, heulende, zuweilen süß winzelnde Jazz-Orchester oben und unten — greller Lärm — bunte Scheinwerfer und überhelle Beleuchtung auf die phantastisch geschmückten Räume und Menschen! Umlagerte Tombola — Kabarett in einem Nebensaal — Flirt und Tanz — jauchzendes Gelächter — Sekt und Liköre an den kleinen, runden Tischen — Büfett — bunte Luftballone, Konfetti und Papierschlangen. Kommen und Gehen — Hochbetrieb! Man betäubt sich nach Sorgen, Alltag und Geschäft. Zwar ist der Karnval nicht beendet mit dem Aschermittwoch — man amüsiert sich, bis Frühlingslüfte wehen und Osterglocken schallen.

An zwei zusammengerückten Estradentischen eine bunte Gesellschaft, mitten darin Lilli. Die Damen in tief dekolletiertem Gold- und Silberlamé und phantastischen Maskenröcken bis zu den Knien der seidenbestrumpften Beine. Beinfreiheit ist Trumpf und Symbol der Zeit. Die Gräfin Petruschoff sitzt neben Türk, dem großen Häuser-Makler, der ganze Siedelungen aus dem Boden stampft. Feister, eleganter, glatzköpfiger Herr mit Kneifer! Der Gräfin „Freund“? Niemand weiß es. Jetzt flüstert er ihr neueste Börsenwitze zu und schimpft auf die „Raffkes“. Die Gäfin unterrichtet Lilli flüsternd über die anderen Damen. Lia Merlaka kennt sie bereits von zwei Filmrollen her.

„Alias Lina Merleke — Mutter hatte einen Grünkramladen — jetzt ihre Garrrdedame, die keine Garrrde ist“, flüstert die Gräfin. — „Dachröden — Sie wissen, der große Finanzmann — wird wohl noch kommen — ist ihr Freund ... d. h. einer ihrer Freunde. Na ja — so macht man Karriere ... Und das da ist Änni von Selbitz — geschieden — hat einen Salon, in dem man zweimal in der Woche jeut ... Na ja, wenn man eine so grrroße Wohnung von zehn Zimmern hat! Und das da ...“

Lilli schaudert ein klein wenig — Überbleibsel der Erziehung und der Beamtentochter! — Aber es ist doch interessant und sehr amüsant. Sie trinkt Sekt, Bordeaux, Curaçao, Orange triple und ißt dazu Hummer und Kaviar. Sie lacht ausgelassen, sie flirtet und tanzt zuweilen mit den Herren, deren Namen sie schon wieder vergessen hat. Mein Gott, das Leben ist so kurz, der Alltag grau, die Zukunft dunkel. Karneval — Karneval! Und morgen ist Aschermittwoch. (Sie wird übrigens im Bureau absagen.)



Mit dem Auto nach Paris, nach Nizza und Cannes ...

Und nun erscheint endlich Dachröden, mit respektvollem Jubel begrüßt — kühl — reserviert — schlank, groß, eleganter Frack, Monokel — spöttisches Lächeln. Ein leiser Duft von Peau d'Espagne umwittert ihn. („Habbe ihm gleich ein Dutzend Flaschen verkauft — grroße Hand, der Mann!“ flüstert die Gräfin ihr zu.) Er setzt sich sofort neben Lilli, kümmert sich gar nicht um Lia oder sonstwen. Beim Tanzen macht er spöttische Anmerkungen über diese und andere Tischgenossen. „Gesindel! — Türk selbst Raffke!“ — Und erzählt ihr, daß er in zwei Monaten mit seinem Sportwagen — das Auto ist neben dem Luftgefährt doch das einzig mögliche moderne Reisemittel — nach Paris, nach Nizza und Cannes fahren will. Und ganz plötzlich: Ob sie mitkommen möchte? — Sie lacht amüsiert, nicht einmal beleidigt. Er ist übrigens sonst sehr respektvoll.

„Ich bin Beamtin und habe eine Mutter.“

Er denkt einen Moment nach: „Bah, Urlaub verschaffe ich Ihnen — treten Sie in eines meiner Konzernbureaus, gnädiges Fräulein! Und die Frau Mama? Die Gräfin Petruschoff ladet Sie einfach ein — sie ist so gefällig und nett. Die Gräfin wird in Paris billig einkaufen, wenn der Frank fällt. Sie fahren mit ihr zweiter Klasse bis Köln — da steht dann mein Wagen. — Übrigens reden wir noch davon. Wir werden uns bei der Gräfin treffen — oder bei Änni Selbitz. Sie spielen doch? Nein? Dann müssen Sie es lernen.“

Sie lacht, sie spöttelt über diese „wahnwitzige Idee“... Als sie von der Tombola kommen, wo sie auf zwölf Lose schließlich einen kleinen „Teddy“ gewonnen hat — und dann von der Sektbar, küßt er in einem stillen Winkel die halb Berauschte, Widerstandslose heiß und toll ...

— — — Als um vier Uhr Lilli in ihr weißes Mädchenbett schlüpft, bleibt sie noch lange sinnend wach. Mein Gott — wenn die Gräfin als Gardedame —? Und niemand erfährt es ... Die bessere Stellung ... Welch ein hübscher, vornehmer Mensch, dieser Dachröden!... Was für Chancen bietet ihr denn das Leben? Und der Alltag ist so grau, die Jugend schwindet so schnell ... Wie wild er sie küßte! — Bah, das Leben ist kurz — Karneval, Karneval!



Als sie von der Tombola kommen, wo sie auf zwölf Lose schließlich einen kleinen „Teddy“ gewonnen hat — —



FASCHING DER KLEINEN: EIN KINDERMASKENBALL

FARBIGE ZEICHNUNG VON LOTTE OLDENBURG-WITTIG

DER ZAUBERSCHRANK

EIN FREMDES ERLEBNIS, ERZÄHLT VON HANS BACHWITZ

In einer großen Stadt Mitteldeutschlands lebte und webte ein Kegelklub, der über ein eigenes Klublokal verfügte und auch sonst von begüterten Herren bevölkert war. Die Mitglieder fanden sich regelmäßig alle 14 Tage zusammen, tranken eine Bowle oder eine kalte Ente, unterhielten sich von der und dem, rissen Witze, und mitunter wurde sogar ein bißchen gekegelt. Denn um die Wahrheit zu sagen: eigentlich verfolgte man weniger die körperliche Ertüchtigung durch Schleudern des Holzballs als vielmehr die angenehme körperliche Ermüdung durch das Studium anderer Bälle, an denen besonders die Wintersaison reich zu sein pflegt. Die Grenzen des Klubs reichten weit über das Vereinslokal und die erwähnte große Stadt Mitteldeutschlands hinaus; im Laufe der Jahre war es gelungen, kartellmäßigen Anschluß an gleichgesinnte Innungen in anderen großen Städten zu finden, und vor allem Berlin, München, Köln waren Domizile verwandter Seelen.

Hob sich schon dadurch der Kegelklub „Volle Schwungkraft" aus der Masse ähnlicher Unternehmen heraus, so verfügte er weiterhin über ein geheimnisvolles Requisit, dessen Benutzungsmöglichkeit allein den Jahresbeitrag von 100 Mk. gerechtfertigt hätte. Dieses Requisit war ein massiver Eichenholzschrank mit amerikanischem Patentschloß. Er stand im Trinkstübchen, und in sein linkes Türfeld war kunstvoll das Wappen des Klubs geschnitzt, eine Fortuna, die auf rollender Glückskugel über einem Kegelfeld schwebt. Im rechten Türfeld standen die Worte: Preise, Diplome und Annalen des Kegelklubs „Volle Schwungkraft", den Mitgliedern gewidmet.

Wer aber das amerikanische Patentschloß mit dem dazugehörigen Stahlschlüssel geöffnet hätte, ohne lebendes Klubmitglied zu sein, dem wäre vor Staunen die Pupille auf die Weste gefallen. In dem Schrank hingen nämlich an Bügeln und Klammern in Reih' und Glied 15 komplette Frackanzüge, und es fehlte nicht an den sonstigen Zubehörstücken der Festgewandung: Lackschuhen, Hemden, Halsbinden, Kragen. Von anderen Preisen, Diplomen und Annalen war nichts zu erblicken, und wenn wir hinzufügen, daß sämtliche 15 Mitglieder bereits eine stattliche Anzahl von Ehejahren verbüßt hatten, so wird der geneigte Leser ein verständnisinniges „Aha!" ausstoßen und damit die Katze auf den Schwanz getroffen haben. Ja — wir können es nicht länger verhehlen: im Winter erschienen die Mitglieder nur, um sich in Lebemänner umzupuppen und dann schleunigst einen der großen öffentlichen Bälle aufzusuchen, wohin sie von den Gattinnen niemals Urlaub erwirkt hätten. Und wenn sie behaupteten, zu den Stiftungsfesten der Kartellvereine nach Berlin, München, Köln reisen zu müssen, so war auch das nur ein Trickfilm, und die Stiftungsfeste wurden auf Redouten und Faschingsbällen gefeiert, wo ja bekanntlich überhaupt nicht gekegelt wird.



„... fand er bereits mehrere Klubmitglieder vor, die emsig beschäftigt waren, in die Fräcke oder in die vom Klubdiener herbeigezauberten Kostüme zu klettern."

So beschaffen war der Klub „Volle Schwungkraft", und man muß anerkennen, daß er seinem Namen auf keine Weise Ehre machte, von der die Gattinen weder zwischen Lipp' noch zwischen Kelchesrand eine Ahnung hatten.

Direktor Pintsch von der Poplosol-A. G., die eine patentierte Einlege-Trockensohle herstellte, las am 28. Februar beim Morgenkaffee, der vom Stubenmädchen Ida mit schnippischem Gesicht serviert wurde — morgen verließ sie den Dienst, um sich zu verbessern — ein offizielles Schreiben des Klubs, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß heute abend pünktlich 9 Uhr aus Anlaß einer unerwarteten Stiftung des Bruderklubs „Rin ins Ganze!" zu Köln ein internes Preiskegeln mit Herrenessen stattfände, bei dem Herr Direktor Pintsch bestimmt worden sei, die Dankrede auf die anwesende Mitgliederdeputation von „Rin ins Ganze!" zu halten.

„Das paßt mir eigentlich gar nicht!" heuchelte Herr Pintsch, denn er hatte sich selber die Einladung zugeschickt. „Gerade heute wollte ich mit dir zum Wohltätigkeitsfest gehen. Zu dumm! Zu dumm!"

Und er bebte innerlich vor Angst, die Gattin könne etwa ernstlich Einspruch erheben. Aber die dachte gar nicht daran. „Geh nur, Franziskus," meinte sie, „ich gehe mit Lottchen allein. Herr Professor Sauerbier wird uns chaperonieren!"

„Wenn du meinst", ergab sich Pintsch mit einem gutgespielten Seufzer. „Ich mach' mir eigentlich nicht viel aus der Kegelei!" Und das war das erste wahre Wort, das Herr Direktor Pintsch seit heute morgen gesagt hatte.

Im übrigen log er sich durch den ganzen Tag durch, und als er sich abends von Weib und Kind verabschiedete, stellte er sämtliche arabischen Märchenerzähler in den Schatten, indem er zu behaupten wagte, so mies wie heute sei ihm lange nicht vor dem dämlichen Klub gewesen.

Als ihm das Trinkstübchen nach Nennung des Kennworts von innen geöffnet wurde, fand er bereits mehrere Klubmitglieder vor, die emsig beschäftigt waren, in ihre Fräcke oder in die vom Klubdiener herbeigezauberten Kostüme zu klettern. „Na, Pintsch, wohin gehst denn du heute, alter Sündenschreck?" fragte der hypothekarisch gesicherte Rentier Blaumann und wand mit dicken Fingern die weiße Krawatte um den hohen Stehkragen. — „Ich will erst mal zum ‚Ball der Damen unter zwanzig' in die Kolumbiasäle!" informierte Pintsch und legte sein Gewand zurecht. — „Mensch, daß du nur deine Olle da nicht triffst!" witzelte Apotheker Leu, der bereits fix und fertig war. „Ich gehe zur weißen Redoute!"

Und so hatte jeder der Kegelbrüder ein anderes, im Grunde aber sehr ähnliches Programm, das ewige Programm der Ehekrüppel, die im Alter Jugendstreiche begehen. Wir glauben, daß Adam der einzige Ehemann war, der solchen Verlockungen standhielt. Aber nur deshalb, weil er wirklich im Paradiese war, während die heutigen Adams das Paradies erst suchen müssen. Ein Glück nur, daß sie es meistens gar nicht finden und reumütig nach Hause zurückkehren.

In den Kolumbiasälen ging es hoch her. Der Genius des Faschings warf mit Konfetti, Papierschlangen, Gummiblumen herum, ließ Pfropfen knallen und befeuerte die Jazzbands zu tollen Kapriolen. Nicht alle Damen, die dort kurzröckig und ohne Rückenbedeckung herumtollten, waren unter zwanzig, dafür aber waren viele über dreißig, und alle standen im gefährlichen Alter — der Herren. Direktor Pintsch begegnete einigen gleichaltrigen Geschäftsfreunden. Man zwinkerte sich zu und tat im übrigen so, als kenne man sich nicht.

In einem Nebensaal stand an einem künstlichen Springbrunnen eine reizende Dame und aß eine Banane, deren Schale sie in das Bassin warf. Sie — die Dame, nicht die Banane! — hatte eine entzückende Figur, deren Vorzüge eine aus drei Viertelmeter gewickeltem grünen Pannesamt bestehende Enveloppe in das hellste Licht rückte. Ein allerliebster, blonder Etonkopf, keckes Stumpfnäschen, blaue Knallbonbonaugen — das alles bestärkte Herrn Pintsch in der Überzeugung, daß er hier die richtige Dame gefunden habe. Bald sah man sie beim Sekt.

Die Dame vertrug sehr viel. Sekt, Hummer, Kaviar, Austern und Charleston. Pintsch versuchte, ihr gleichzutun, und war nach drei Stunden abgekämpft. Er verabredete noch mit der Dame ein Rendezvous für übermorgen nachmittag zum Tee im Hotel Atlantic und hatte dann gerade noch die Energie, in das Klublokal zu fahren, sich umzukleiden und nach Hause zurückzukehren.

„Wie war's denn, Franziskus?" fragte ihn schlaftrunken die Ehehälfte.

„Fabelhaft!" erwiderte geistesabwesend Herr Pintsch und hatte Mühe, die Zunge festzuhalten, die ihm aus dem Munde rollen wollte. „Fabelhaft. Sie ist von der Revue —"

„Waaas???" pfiff die Stimme der Gattin durch die Nacht. „Wer ist von der Revue?" Und eine umfangreiche weiße Gestalt wuchs drohend aus den Kissen empor.

Eisiger Schrecken ließ Herrn Pintsch rasch nüchtern werden. Er vermochte es, krampfhaft zu lachen. „Na, die Bowle, mein Schatz," erklärte er, „die uns die Brüder aus Köln geschenkt haben. Von Revue ist sie — das ist 'ne neue Firma in Paris. Sehr geschmackvoll, muß ich sagen, sehr geschmackvoll. Und so geräumig. Acht Flaschen Sekt Fassungsvermögen!" Aber das hörte zum Glück die wieder entschlummerte Frau Direktor nicht mehr. Ein guter Schlaf ist schon ein Segen Gottes. Namentlich bei der Gattin.

Als andern Tags um 2 Uhr Herr Pintsch nach Hause kam, waren seine Damen ausgegangen. Er war eigentlich böse, weil er nun mit dem Essen warten mußte. Da klingelte es. Er öffnete selbst die Tür, und vor ihm stand — die blonde Fee vom gestrigen Ball. Vor Entsetzen wurde Pintsch blaß wie der versinkende Mond.

„Sie werden verzeihen," sagte die Dame, „ich bin das neue Stubenmädchen. Ich konnte nicht früher antreten, ich mußte die ganze Nacht bei einem alten Onkel wachen, der krank ist!" Plötzlich erkannte sie den geisterhaft aussehenden Herrn Pintsch. „Herrje," schrie sie, „Sie sind es ja!" — „Pscht!" machte mit blauen Lippen zitternd der Direktor. „Kommen Sie rein!" Und er führte sie behutsam in sein Arbeitszimmer.

Das Resultat der Unterhaltung war, daß Fräulein Marie sich bewegen ließ, von der Stellung gegen ein erhebliches Reugeld abzusehen. Gleichzeitig schwor sie bei allen Heiligen aller Konfessionen, daß sie unbedingt dicht halten würde. Dann ging sie, und Herr Pintsch machte sich eine kalte Kompresse um den Kopf.

„Was hast du denn?" fragte Frau Pintsch, als sie ihren Mann in dieser Verfassung auf dem Diwan liegen sah. — „Nichts", erwiderte er, „ich hab' mich geärgert. Das neue Stubenmädchen kann nicht kommen. Vorhin schickt sie her, sie muß einen alten Onkel pflegen, und sie bedauert sehr, aber sie könne sich nicht zerreißen!" — „Na, schön", meinte die Gattin. „Deswegen brauchst du dich aber nicht aufzuregen; ich nehme 'ne andre!" — „Das wird das beste sein," stimmte Herr Pintsch bei, „mir hat das Mädel überhaupt nicht gefallen. Die war viel zu hübsch für mich — ich meine: für 'nen soliden Haushalt." — „Und das mit dem Onkel ist natürlich Schwindel!" ereiferte sich Frau Pintsch. „Wahrscheinlich hat sie die Nacht durchgebummelt!" — „Das kannst du gar nicht wissen", meinte der Gatte. Und innerlich fügte er hinzu: „Gott sei Dank!"



KOSTÜMFEST IN POGGENPUHL

AQUARELL VON JOHANN BAHR

heute eine gleiche Nacht wie die von gestern und vorgestern. Die Nacht von Granada. Diese Nächte sind wie ruhige, schöne Schwestern. Die eine hat von der andern den Atem und das dunkelblaue, silbergestickte Gewand geerbt. Sie selber bewegen sich nicht. Aber sie bewegen, wen sie umgeben.

Diese Nacht bewegt auch die Alhambra. Um diese Stunde ist die rote Burg für alle Stimmungen gemacht. Für Lust und Leid, für Freude und Melancholie. Auch für alle Stimmen. Jetzt könnte dort drüben mit der gleichen Wirkung im Alt gesungen werden wie im Sopran; im Baß wie im Tenor. Frühmorgens zwitschern über den Türmen die Lerchen. Später schlagen an ihrem Fuß die Nachtigallen.

Es ist nichts Geringes, wenn man in dieser Umgebung und um diese Stunde zu einer Spanierin geht.

„Die Rosen blühn, die Nacht ist warm,
Dein Auge dunkel, weiß dein Arm —"

Ich bin oft in eigenen Angelegenheiten zu ihnen gegangen. Heute ging ich im Namen eines anderen. Aber auch das war nicht gering. Es ist immer schön, wenn man um diese Stunde zu einer Spanierin geht. —

Die Chacons saßen wieder vor der Stirnseite des Carmen. Heute waren mehr Bekannte gekommen als vorgestern abend. Wenn sich eine Gelegenheit bietet, die besprochen werden kann, stellen sich stets zahlreiche Bekannte ein. Die beste Gelegenheit dazu ist ein Ball von gestern.

Man schien eben über mich gesprochen zu haben. Einige sahen weg, als wenn sie kein gutes Gewissen hätten. Andere tauschten kurze Blicke aus; wieder andere schlugen die Augen nieder. Es war also eine Fortsetzung von gestern. Allmählich wurden die Augen wieder aufgeschlagen, und die Blicke richteten sich auf mich. Man schien sich darüber zu wundern, daß ich nicht schuldbewußt aussah. Ich lächelte sogar, und zwar mit einem ungekünstelten Lächeln, das sie sich erst recht nicht erklären konnten.

„Wir sprachen von dem Ball von gestern", begann die Dame des Hauses zögernd.

„Ist er Ihnen gut bekommen, Señora?" fragte ich verbindlich.

„Danke. Und Ihnen?"

Maria war eben aus der Tür gekommen, stutzte, als sie mich sah, und blieb im Hintergrund stehen. Die andere Schwester, Lola, schwieg aus Dankbarkeit. Denn ich hatte ihr gestern, obgleich sie nicht gut tanzte, gesagt, daß sie von allen Spanierinnen den besten Walzer tanze.

Die dritte Schwester aber, Paquita, war gestern abend von mir gar nicht begrüßt und angesprochen worden. Das Gedränge war zu groß gewesen; auch hatte ich gar keine Zeit dazu gehabt.

Sie fiel ein: „Wie soll es ihm nicht gut bekommen sein? Er blieb doch nur wenige Minuten! Er hatte ja gar keine Zeit, sich anzustrengen! Wovon soll er müde geworden sein?"

„Er mußte mit Lope fortgehen", wies ihre Mama sie zurecht. „Wie geht es Lope?"

Ich stattete Bericht ab. Morgen würde er wieder auf der Straße sein.

Paquita fuhr mit ihrer Rache fort. „Wirklich?"

Ich verneigte mich.

Wieder folgte eine Pause.

„Woran man in Deutschland gewöhnt ist, daran ist man nicht bei uns gewöhnt", tadelte die ältere Dame, obgleich weich und gütig. „Was man in Deutschland vertragen kann, verträgt man nicht mit derselben Leichtigkeit bei uns. Der arme Lope! Man kann ihm nicht zumuten, was man sich selber zumutet!"

Abermals eine Verbeugung von meiner Seite.

„Wer geht aber auch um diese Tageszeit auf die Silla?" fragte Paquita.

„Wer geht überhaupt?" fragte eine zweite Señorita.

„Niemand", bestätigte Paquita, legte sich befriedigt in ihren Stuhl zurück und fächerte sich.

Meine Lage war äußerst peinlich. Obgleich die der übrigen es nicht weniger sein konnte. Das schien plötzlich allgemein eingesehen zu werden.

„Gut", sagte die Señora schnell. „Wir haben eben über den Ball gesprochen, was alle hören können. Jetzt will die Jugend über das sprechen, was sie allein hören will. Vorwärts also! Wir wollen euch nicht mehr sehen. Pflückt ein paar Blumen! Bringt uns auch welche!"

Die Mädchen sprangen auf. Ich blieb sitzen.

„Haben Sie nicht gehört, daß ich ‚Vorwärts!' gesagt habe?"

„Zu der Jugend! Ich bin beinahe dreißig Jahre alt. Wo ist meine Jugend?"

„Sie sehen aus wie einer von Zwanzig. Oder benehmen sich so. Für mich sind Sie unser Jüngster. Wie viele Male soll ich ‚Vorwärts!' sagen? Holen Sie mir ein paar Blumen!"

Die Jüngeren verschwanden zwischen den Büschen und Blumen. Maria versuchte, in meine Nähe zu kommen und ich in die ihre. Wir waren von Erfolg gekrönt.

Sie räusperte sich. „Jetzt kommt das Gericht", sagte sie kurz.

„Wo ist ‚das Gericht'? Und wer?"

„Hier! Ich!" erklärte sie noch kürzer. „Bekennen Sie, daß Sie die Verantwortung dafür haben, daß Lope krank ist?"

„Ja."

„Ja?" Sie sah lange zu mir auf.

In einer Schrift über die Andalusier habe ich ausgeführt, daß man, wenn man einen Andalusier mit Erfolg täuschen will, ihm die Wahrheit sagen muß. Denn weil er selber ein grundsätzlicher Aufschneider ist, schließt er von sich auf andere und glaubt regelmäßig das Gegenteil von dem, was man ihm erzählt.

Diese meine Theorie konnte allerdings auf Maria Chacon nicht zur Anwendung kommen. Maria war ein feines, vornehmes Mädchen, das sich nicht beirren ließ und jeden nach seiner Wahrhaftigkeit einschätzte.

Mein „Ja", weil es so frei und frank geklungen, wurde von ihr aus Gründen nicht geglaubt, die verschieden waren von denen, die sie vorausgesetzt, und die ich mit dem „Ja" eben bestätigt hatte.

Ihre Augen blickten weniger entschlossen und beinahe warm. „Man sagt, daß Sie sich unter uns das Lügen angewöhnt haben", flüsterte sie.

„Wer sagt das?"

„Ich. Sie haben eben ‚ja' gesagt. Ich sage ‚nein'!"

Ich zuckte die Achseln. „Welche Blumen wollen wir für Ihre Señora Mama sammeln?"

Sie stieß leicht mit dem Fuß auf das Erdreich. „Ich sage ‚nein'! Ich werde es herausbekommen. Wenn nicht durch Sie — gut, ich werde es herausbekommen. Werden Sie auf eine zweite Frage vernünftig antworten?"

„Wie auf Ihre erste."

Wieder stieß sie auf den Boden. „Es ist zum Verzweifeln!"

Ich zuckte abermals die Achseln. „Wie ich mich erinnere, hat Ihre Señora Mama einmal gesagt, daß Jasminduft für sie zu stark ist. Ich denke, Nelken auch. Das beste wird also sein, daß wir Rosen holen."

„Wird Lope morgen wirklich wieder gesund sein? Oder ist das ebenso unrichtig wie das ‚Ja', mit dem Sie Ihre Verantwortlichkeit anerkennen?"

Sie sah ernst und besorgt aus.

„So gesund, daß er morgen nachmittag wieder auf die Silla steigen wird."

Maria sah mich ungläubig an.

„Ich gebe Ihnen mein Wort. Er steigt morgen wieder auf die Silla."

Sie erschrak und wußte nicht gleich, was sie sagen sollte. „Auf Ihren Rat? Will er sich töten? Dann sind Sie der Mörder!"

Sie drehte sich auf dem Absatz und wollte fortgehen, drehte auch nicht zurück, blieb aber.

„Hat er nicht die Erfahrungen von gestern? Wie kann er noch einmal nach oben gehen wollen?"

„Don Firmin hat es ihm verordnet."

Sie erstaunte wieder.

„Don Firmin kommt mit", bestätigte ich.

„Der mit seiner Korpulenz? Will der auch sterben? Hat er dazu überhaupt Zeit?"

„Diesmal hat er Zeit."

Sie sah mich an, wartete vergebens und wiegte leise den Kopf. „Sie wollen ein Deutscher sein? Gut, ich werde alles herausbekommen!"

„Maria, damit Sie sich davon überzeugen, daß er wieder ganz gesund ist, will er morgen abend hierheraufkommen —"

„Als Geist?"

„Er will morgen kommen, weil er heute nicht kann. Er läßt Sie durch mich um Erlaubnis bitten. Ob er als ‚Geist' kommen wird oder in Fleisch und Blut, bleibt Ihrer Entscheidung vorbehalten. Sie können es mir später erzählen."

*

Obgleich gewisse persönliche Eigenschaften Lopes das Gegenteil vorauszusagen schienen, wurde es eine glückliche Ehe.

Für mich war sie ein ganz besonderer Fall, der zu einem andern, ebenso besonderen Fall hinzukam. Ich bin einmal Zeuge davon gewesen, daß eine Natter eine glückliche Ehe stiftete. Ein Bekannter von mir hatte einem Mädchen, dem er sich nähern wollte, erzählt, daß er vor einigen Tagen eine Natter ohne jede Notwendigkeit getötet hatte. „Das Tierchen hatte mir nicht das geringste getan und kroch auf der Landstraße neben mir her, in der augenscheinlichen Absicht, mir etwas mitzuteilen oder etwas von mir zu erlangen; aber nicht, mich zu verletzen." Der Ausdruck „Tierchen" hatte ihm das Herz der Señorita gewonnen.

Diesmal war eine Tarantel die Ehestifterin. Denn abgesehen von allem, was noch folgte, war es ihr Gift gewesen, das den stummen Lope zum Sprechen gebracht hatte.

„Maria, zwischen Ihnen und der Alhambra gähnt ein Abgrund!" — „Der, den man vor sich hat, wenn man von unserm Carmen nach unten sieht? Den kenne ich. Den sehe ich alle Tage. Warum führen Sie ihn an?" — „Ich spreche von einem andern Abgrund." — „Von welchem?" — „Die Alhambra konnte erobert werden. Sie nicht." — Sie lachte. „Warum nicht? Ich wahrscheinlich mit noch weniger Mühe. Ich habe keine Mauern und keine Kanonen!"

Darauf hatte er gesprochen, und sie hatte eingewilligt.

WISSEN UND LEBEN

Neue Filmfavoriten. (Siehe die Bilder auf S. 163.) Der Film entwickelt sich mit Riesenschritten zum volkstümlichsten Unterhaltungsmittel. Es bedarf daher auch keiner Frage, daß die ständig an Umfang zunehmende Produktion einen starken Bedarf und Verbrauch an Darstellern zur Folge hat, die das technische Wunder des flimmernden Spiels künstlerisch zu beseelen verstehen. Die der Filmindustrie entstehende Aufgabe, immer wieder „neue Gesichter" zu entdecken und den erforderlichen Nachwuchs heranzubilden, ist nun nicht so einfach zu lösen. Während nämlich an der Bühne die Sprache bzw. die Gesangsstimme den Ausschlag gibt und die Figur und das Gesicht dahinter zurücktreten, sind beim stummen Film Körper und Mimik die Hauptsache. Filmkunst ist Bildkunst, Photographie eingefangenen Lebens, und deswegen wird dem Gesicht des Darstellers und seiner Ausdruckskraft, die alle Gefühlserregungen wiederzugeben und das Fehlen der Sprache zu ersetzen vermag, der Hauptwert beigemessen. In den kommenden Monaten erscheint nun wieder eine ganze Reihe neuerer Film-Größen auf der weißen Wand, und aus ihrer Mitte sollen im nachstehenden fünf Künstlerinnen herausgegriffen werden, die als stärkste Hoffnungen der deutschen Filmkunst gelten. Da wäre zunächst Ruth Weyher, eine rassige und mondäne Frau, die nicht nur bildhaft schön, sondern auch hochtalentiert ist. Die Künstlerin, übrigens ehemalige Schülerin Max Reinhardts, gehört schon seit einigen Jahren zum Film, doch nach ihrer Meisterleistung in „Schatten" boten ihr die leider noch zahlreichen weniger auf Verinnerlichung als auf äußere Aufmachung eingestellten Filme kein geeignetes Betätigungsfeld und keine Befriedigung. Erst in letzter Zeit ist es ihr gelungen, wieder Rollen zu erhalten, die ihr die Möglichkeit geben, ihre künstlerische Individualität zum Ausdruck zu bringen, d. h. nicht unwahrscheinlich hohlen und unproblematischen Manuskripten Leben einzuhauchen, sondern Frauengestalten von seelischer Vertiefung darzustellen. Ruth Weyher hat die Aufgabe des Films, kulturelle Werte zu schaffen, in vollem Umfang erkannt. Ihr hochentwickeltes mimisches Können gestattet ihr, alle Stadien der Leidenschaft aus dem Innern heraus lebensecht und überzeugend zu gestalten. Sich ganz dem Augenblick hingebend, wie ein Kind, weiß sie Lust und Leid, Leben und Sterben, alle Seligkeiten und allen Schmerz der Welt zur höchsten Vollendung zu bringen. In ungefähr gleichem Alter wie Ruth Weyher steht Imogene Robertson, die — was bisher vereinzelt dasteht — aus den Vereinigten Staaten von Amerika zu uns herüberkam, um ihr Können an der deutschen Filmkunst zu veredeln. Rein äußerlich ist sie ausgesprochen der Typ des amerikanischen „Girl", von knabenhaftem Wuchs und mit einem Puppengesichtchen, wie es die Amerikanerinnen zu ungezählten Dutzenden haben. Im Gegensatz zu den meisten ihrer Kolleginnen, die uns von drüben bekannt sind, hat Imogene Robertson jedoch bewiesen, daß sie als ehemaliges Mitglied des Balletts der berühmten Neuyorker Ziegfield-Follies (das bekanntlich nur die schönsten und bestgewachsenen Mädchen der Welt engagiert) und als aus dem Wettbewerb von 1923 als schönste Frau Amerikas hervorgegangene „Miß America" ihrer äußeren Schönheit auch respektable schauspielerische Leistungen zur Seite zu stellen vermag. Die deutsche Filmkunst hat zweifellos befruchtend auf die Entwicklung des in ihr schlummernden Talents eingewirkt. — Ganz besonderes Interesse dürften nun Camilla Horn, Leni Riefenstahl und Brigitte Helm beanspruchen, drei jugendliche Künstlerinnen, bei denen die „Ufa" das Wagnis unternahm, sie, die noch niemals zuvor vor dem Objektiv des Kurbelkastens gestanden hatten, gleich für ganz große Hauptrollen zu verpflichten. Camilla Horn wurde vor kurzem bekannt, als sie das „Gretchen" in dem „Faust"-Film spielte. Ein Zufall brachte sie zum Film. „Hörnchen" war eine kleine selbständige Näherin, deren Spezialität darin bestand, Pyjamas anzufertigen. Die Inflation nahm ihr die Mittel, das anfangs aufblühende Geschäft weiter fortzuführen. Sie hing die Schlafanzüge an den Nagel und wurde Revuetänzerin. Ein Filmregisseur sah sie und bestellte sie ins Atelier, um für eine erkrankte Künstlerin Aufnahmen ihrer — Beine machen zu lassen. Drei Tage später war sie für die Gretchenrolle verpflichtet, für die man monatelang vergebens eine geeignete Darstellerin gesucht hatte. Leni Riefenstahl ist als Tänzerin bekannt. Ihr ausgeprägter Sinn für Naturschönheiten ließ den Wunsch reifen, in einem Film dieser Art mitzuwirken. Sie suchte den bekannten Regisseur Dr. Fanck auf, der sie auf Grund ihrer gewaltigen Ausdruckskraft und ihres hochentwickelten Könnens für die Hauptrolle des gegenwärtig mit großem Erfolg aufgeführten Natur- und Sportfilms „Der Heilige Berg" engagierte. Brigitte Helm verdankt ihre „Entdeckung" dem Schöpfer unserer bedeutendsten Filme („Nibelungen", „Der müde Tod", „Dr. Mabuse" usw.), nämlich Fritz Lang. Der fast herb zu nennende Gesichtsausdruck läßt eine ernstere, ganz auf das Seelische abgestimmte Veranlagung erkennen, die restlos aus dem Innern heraus gestaltet. Brigitte Helm spielt die äußerst schwierige Hauptrolle in dem neuen Großfilm der Ufa „Metropolis" und zeigt dabei ein Talent, das zu den höchsten Erwartungen berechtigt. Otto Behrens, Berlin.

Gustav Herrmann spricht... Es gibt Sprecher, die stolz sind auf ihr Spezialistentum. Ist das aber nicht mehr Virtuosität als Künstlerschaft? Wie ein großer Schauspieler sich in die mannigfaltigsten Charaktere hineinfinden und sie echt darstellen muß, so soll ein Rezitator in die variablen Seelen der Dichter eindringen und sie mit Wortgewalt aus ihrem Innersten zu uns sprechen lassen. Gustav Herrmann beherrscht diese Gabe. Ein Blick in sein eben, unter dem obigen Titel erschienenes Vortragsbuch (Carl Henschel Verlag, Berlin) enthüllt uns beredt seine Vielseitigkeit. Es sind wahrlich grundverschiedene Welten — Wilhelm Busch, Däubler, Dehmel, Löns, Morgenstern, Toller und Werfel — aber er wird jedem von ihnen gerecht und weiß sie so zu gestalten, daß der Leser sie im Geist miterlebt. Dieses Vortragsbuch ist aber nicht nur gewissermaßen die Quintessenz des Programms, das er vom Podium aus seinen Hörern bietet, sondern es ist gleichzeitig, und das macht das Werk für den Leser interessant, eine Auswahl der Besten moderner Literatur. Dr. Valerian Tornius.

Der Tabakverbrauch in Deutschland. Im Rechnungsjahr 1925/26 ist in Deutschland die beachtliche Summe von insgesamt 2236 Mill. RM. für Tabak und Tabakwaren (errechnet auf Grund der verkauften Steuerzeichen) ausgegeben worden. Diese Zahl verteilt sich auf die einzelnen Rauchartikel folgendermaßen: Es wurden verkauft für 770 Mill. RM. Zigarren (= 5,7 Milliarden Stück), für 1215 Mill. RM. Zigaretten (= 29,8 Milliarden Stück), für 189 Mill. RM. Rauchtabak (= 32,6 Mill. kg), für 48,5 Mill. RM. Kautabak und für 13,5 Mill. RM. Schnupftabak. Hiernach kommen bei einer Volkszahl von 63 Millionen auf den Kopf der Bevölkerung 35,5 RM. für Tabakerzeugnisse aller Art, 34,5 RM. für Rauchwaren. Auf jeden Deutschen entfallen im Jahre 90,5 Stück Zigarren, 473 Stück Zigaretten und 0,52 kg Rauchtabak. Recht interessant ist die Höhe des Durchschnittspreises; er stellt sich für eine Zigarre auf 13,5 Pf., für eine Zigarette auf 4 Pf. und für ein Kilogramm Tabak auf 5,18 RM. Bei Berücksichtigung der Steigerung des Materialpreises, der Steuern usw. zeigt sich da immer noch gegenüber den Vorkriegszeiten eine Erhöhung des Durchschnittspreises und somit das Auftreten verwöhnterer Ansprüche.

ZUM NACHDENKEN

Silbenrätsel.

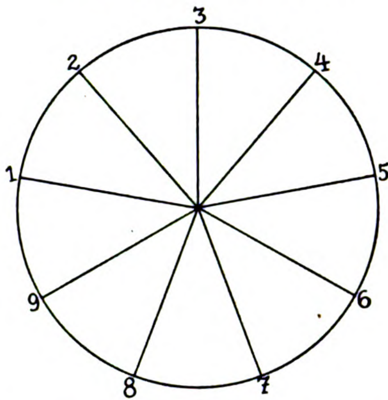
Die nachfolgenden Silben

al — bau — ber — chen — de — de — e — ed — ek — feld — ga — gar — git — im — ken — ku — lan — leb — li — li — lie — lo — mi — ne — ne — ok — on — rich — ro — roth — rü — sa — saal — tan — than — ti — troi — völ

sind zu 15 Wörtern zusammenzusetzen, welche bezeichnen: 1. Metallmischung, 2. Metall, 3. Stadt in Schlesien, 4. Borstentier, 5. Stadt in Thüringen, 6. Getreidemaß, 7. Salzwerk, 8. Baum, 9. Ort im Hunsrück, 10. männlicher Vorname, 11. männlicher Hund, 12. Süßigkeit, 13. städtischer Eingangszoll, 14. männlicher Vorname, 15. Gestein.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus den Briefen Franz' I. nach der Schlacht bei Pavia im Jahre 1525 an seine Mutter.

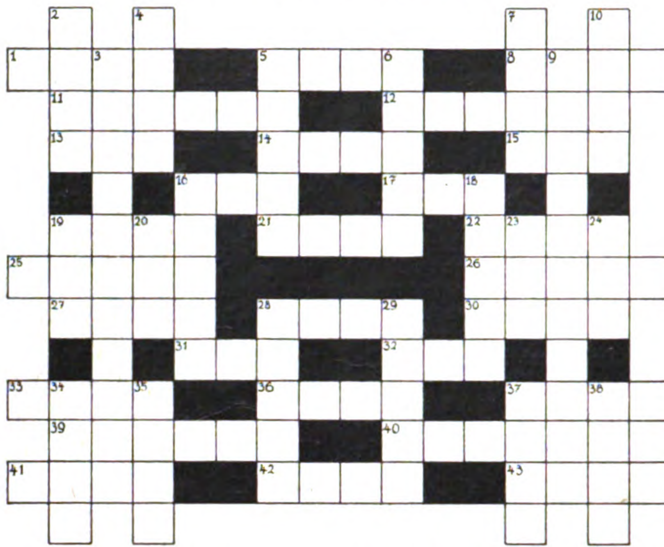
Magischer Kreis.



Die Zahlen sind durch Buchstaben zu ersetzen, bis sich folgendes ergibt:

1—9 Art von 5—9, 2—5 Zahl, 2—4 Seufzer, 5—7 Naturerscheinung, 5—8 gehörleidend, 5—9 Vogel, 6—7 grünende Fläche, 8—2 ungarischer Königsname, 8—5 der Komiker will's sein.

Kreuzwort-Rätsel.



Die Wörter bedeuten: wagerecht: 1. Musikalische Zeiteinhaltung, 5. Männername, 8. Stacheltier, 11. Berliner Stadtteil, 12. Männername, 13. Getränk, 14. Blutgefäß, 15. anderes Wort für Lüge, 16. kleine Straße, 17. anderer Ausdruck für unbestimmt, 19. berühmter Strand, 21. landwirtschaftliches Gerät, 22. Gleichklang, 25. Vermächtnis, 26. Gift, 27. Nebenfluß der Weichsel, 28. Teil des Erdumfanges, 30. Marinesoldat, 31. Fluß in Afrika, 32. europäische Hauptstadt, 33. Lasttier, 36. Fluß in Italien, 37. Kartenspiel, 39. anderer Ausdruck für persönlich, 40. Affe, 41. überlieferte Erzählung, 42. griechischer Gott, 43. Frauenname; senkrecht: 2. Jungtier, 3. Stadt in Deutschland, 4. Kostenanschlag, 5. Stockwerk, 6. Entwicklungsstadium der Insekten, 7. Vorname eines Schalkes, 9. Berg in Asien, 10. Teil eines Gebirges, 16. germanische Gottheit, 18. Gewicht, 19. männlicher Vorname, 20. Artikel, 23. Nebenfluß von Nr. 36 (wagerecht), 24. wie Nr. 13 (wagerecht), 28. Stadt in Schlesien, 29. Bonbons, 34. Pferdekrankheit, 35. musikalische Dichtung, 37. Küchengerät, 38. lateinische Bezeichnung für: Im Jahre.

Kleine Welt.

Eine Zahl das Erste ist,
Zweites mancher gerne ißt.
Drittes ist sehr oft ein Baum;
Häufig ist es auch ein Raum.
Viele sind auch so gestellt,
Wie's schon üblich in der Welt. —
Nun ein Bub das Ganze ist;
Viel er aber wohl nicht mißt.

Adelig und bäuerlich.

Das Erste sprichst du als Gemüse an,
Das Zweite nennt dir einen Adelsmann,
Das Ganze baut das Erste an.

Rösselsprung.

lu		mein	ich	ja	bei		und
ja	kann	stets	sän	pa	froh	ich	alt
vo	stig	pa	zu	kannt	ger	lu	und
drum	sind	gel	ist	ge	gehn	und	bin
hei	der	um	dem	land	be	mich	stig
gel	stehn	weiß	no	ken	pfei	ger	jung
sa	ßa	lok	zen	mit	der	sein	aufs
ver	vö	sas	vo	fen	al	im	sän
hop		zu	le	gan	gel		denn

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in Nr. 4274.

Lösungen der Denkaufgaben in Nr. 4272.

Wetzsteine des Geistes.

1. Nachdem man von einem beliebigen Punkt, einerlei, ob innerhalb des Kreises oder auf der Kreislinie, zu zählen angefangen hat und von ihm aus bei drei ein Geldstück gesetzt hat, sehe man den Ausgangspunkt des ersten Zuges als Endpunkt des zweiten an und zähle, nachdem man das erstemal von ihm aus gezählt hat, das zweitemal auf ihn hin, und so fort. Z. B. 1. **b** nach **f**, 2. **i** nach **b**, 3. **e** nach **i**, 4. **g** nach **e**, 5. **c** nach **g**, 6. **k** nach **c**, 7. **a** nach **k**, 8. **h** nach **a**, 9. **d** nach **h**. Zuletzt, also 10., wird der einzige noch leere Punkt **d** besetzt.

2. Einschließlich des gerade in **A** eintreffenden und in **B** abfahrenden Omnibusses begegnen dem Reisenden 24 Omnibusse, nämlich die eine Stunde vor seiner Abreise von **B** abgefahrenen und die während seiner Fahrt von **B** abgehenden Omnibusse.

3. Die Lokomotive fährt in 25 Sekunden über die 250 m lange Brücke. Da aber der letzte Wagen des 100 m langen Zuges über die Brücke soll, vergehen noch weitere 10 Sekunden bei der Zugsgeschwindigkeit von 10 m in der Sekunde, ehe die Brücke voll überfahren ist. Die Fahrt über die Brücke dauert also insgesamt 35 Sekunden.

4. Die 7 Käse sind zu 3 gleichen Teilen gegessen worden. Jeder hat $2^1/_3$ Käse genossen. A hat somit von seinen 3 Käsen nur $^2/_3$ Käse zum gemeinsamen Mahle beigesteuert, B dagegen von seinen 4 Käsen $1^2/_3$ oder $^5/_3$. Das Geld ist also demnach im Verhältnis von 2 zu 5 zu teilen. A hat also nur 2 Geldstücke zu beanspruchen, B dagegen 5.

5. Frau A hat zunächst ihre 120 Eier mit 120 von denen der Frau B gepaart und verkauft. Danach hat sie die übriggebliebenen 40 Eier, sämtlich der Frau B gehörig, also je 11 Pfennig an Wert, verkauft, hat aber das unbewußte Versehen gemacht, auch diese 40 Eier paarweise mit 20 Pfennig das Paar zu verkaufen, und hat somit nur für 20 Eier den vollen Wert von 11 Pfennig erhalten, für die 20 anderen nur je 9 Pfennig, hat also 20 mal 2 Pfennig zu wenig bekommen. Das sind die 40 Pfennig, derentwegen die beiden Frauen uneins waren.

6. Der Herr ist der Vater der Dame.

7. Das Gewicht der Gans beträgt 20 Pfund, denn die Hälfte ihres Gewichts sind 10 Pfund, zu denen noch die angegebenen 10 Pfund kommen.

Kreuzworträtsel „Dame“.

Wagrecht: 1 Huf, 4 Marine, 7 Hannele, 8 Reigen, 9 Sen, 10 Mi, 14 Ost, 16 Bea, 17 Dorf, 18 Ais, 19 Elen, 20 Tula, 22 Ire, 23 Eboli, 25 Narr, 27 Eli, 30 Rettich, 34 me, 35 Abo, 36 Azalee, 37 Horcher, 38 Narr, 39 Ar, 40 Unna, 41 Donner, 43 Ida, 44 Ehe; senkrecht: 1 Haar, 2 Urne, 3 Finis, 5 Neger, 6 Elen, 10 Mode, 11 Isolde, 12 Keil, 13 Kasan, 14 Ode, 15 Treiber, 16 Bauer, 20 Tran, 21 Blitz, 22 Inder, 24 Oleander, 26 Rubens, 28 Milan, 29 Koran, 31 Tanne, 32 Ceres, 33 Herr, 34 Mord, 35 Ahn, 37 Hai, 42 Ohr.

F. C. Heinemanns neuer Samen-Katalog für 1927 ist soeben erschienen. Er ragt aus dem Rahmen des üblichen äußerst vorteilhaft heraus. Die Samenhandlung F. C. Heinemann in Erfurt 30 versorgt bereits seit neunundsiebzig Jahren von dieser Blumenstadt aus einen großen, über den ganzen Erdball verbreiteten Kundenkreis mit zuverlässigem, hochkeimfähigem und sortenechtem Saatgut. Das ganz besonders schöne und geschmackvolle Verzeichnis für das Frühjahr 1927 ist mit seinen mehreren Hundert Bildern in 130 Seiten Text ein lehrreiches Nachschlagewerk und zugleich ein treuer Berater bei der Auswahl des Bedarfes für Garten und Feld eines jeden Gärtners und Gartenbesitzers. Wir können nur allen Interessenten empfehlen, sich recht bald kostenlos ein solches Verzeichnis kommen zu lassen. Hierzu die Anzeige auf Seite 140 der vorliegenden Nummer.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag * J. J. Weber * Leipzig

NR. 4274. 168. BAND EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 10. FEBRUAR 1927

Allgemeine Notizen.

Historikertagungen. Der Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, der etwa 250 Vereine Deutschlands und Österreichs umfaßt, feiert in diesem Jahr sein fünfundsiebzigjähriges Bestehen. Seine diesjährige Tagung wird er im August in Speyer abhalten, wo gleichzeitig der Historische Verein der Pfalz seinen hundertsten Geburtstag begeht; die Tagung des Deutschen Archivtags wird ebenfalls in Speyer stattfinden.

Die Gesellschaft für Ästhetik und allgem. Kunstwissenschaft hält ihre dritte Versammlung vom 7. bis zum 9. Juni in Halle a. S. ab. Diese Tagungen sollen von nun an eine regelmäßige Einrichtung werden und neben der Erörterung allgemeiner Fragen jeweils der systematischen Durcharbeitung einzelner wichtiger Problemkreise dienen. Diesmal stehen Rhythmus und Symbol im Mittelpunkt.

Aus der Schachwelt. Der „Deutsche Schachbund", die größte Schachorganisation der Welt, wurde 1877 auf dem Schachkongreß Leipzig gegründet und begeht sonach in diesem Jahr das Fest seines fünfzigjährigen Bestehens. Dieses Jubiläum soll bei Gelegenheit des fünfundzwanzigsten Bundeskongresses gefeiert werden, der im Juli in Magdeburg abgehalten werden wird. Hierbei wird auch ein internationales Meisterturnier stattfinden. Eine andere bedeutende Schachveranstaltung des nächsten Sommers ist der in London stattfindende Kongreß des „Weltschachbundes". Er wird als interessanteste Veranstaltung einen Länderwettkampf bieten, an dem sich fast alle dem Bund angehörenden Nationen beteiligen werden. Jedes Land wird eine Mannschaft von vier Spielern stellen. Voraussichtlich werden Carl, Mieses, Tarrasch und Wagner die Vertreter Deutschlands sein.

Die Heidelberger Festspiele, die voriges Jahr mit großem Erfolg zum erstenmal durchgeführt wurden, sind auch für dieses Jahr gesichert. Sie finden unter der künstlerischen Leitung von Gustav Hartung von Ende Juli bis Mitte August im Hof des alten Schlosses statt. Als Nachtvorstellungen im Schloßhof sind Schillers „Räuber" sowie Shakespeares „Sommernachtstraum" vorgesehen. Der Verein Heidelberger Festspiele veranstaltet zur Erlangung eines eindrucksvollen künstlerischen Plakates unter der deutschen Künstlerschaft ein Preisausschreiben.

An dem Bau des neuen Amsterdamer Stadions, der Stätte der Olympischen Spiele 1928, wird eifrig gearbeitet. Insgesamt wird für die Stadionsanlage eine Fläche von 16 ha, mit Übungsplätzen und dem für den Autopark bestimmten Platz sogar von 52 ha, in Anspruch genommen. Die Anlage befindet sich im Südteil Amsterdams und ist vom Zentrum der Stadt mit mehreren Straßenbahnlinien in 20 Minuten zu erreichen. Außer dem eigentlichen Stadion werden noch eine Schwimmhalle, eine Fechthalle, eine Halle für Boxen und Ringen und ein Kricketplatz gebaut. Außer den für die Tenniswettkämpfe bestimmten drei mittleren Räumen sollen zehn Übungsplätze für die Spieler angelegt werden. Ein eigenes Postgebäude und ein großes Ausstellungsgebäude werden neben anderen nicht fehlen. Die Hauptanlage, die von dem Architekten Wils entworfen wurde, bietet Raum für 40000 Zuschauer, davon 20000 Sitzplätze, 10000 überdeckt. Das gesamte Gebäude wird 260 m lang und 170 m breit sein. Die Mitte des Sportplatzes bildet ein Fußballfeld mit internationalen Maßen, umgeben von einer 400 m langen und 8 m breiten Laufbahn und von der Radrennbahn, die beide wie das Hauptgebäude in Eisenbeton ausgeführt werden. Die Pressetribüne enthält 600 Plätze. Ein großer Saal zur Aufgabe von Depeschen, mit 45 Telephonzellen, wird nicht fehlen. Der Marathonturm wird 45 m hoch gebaut.

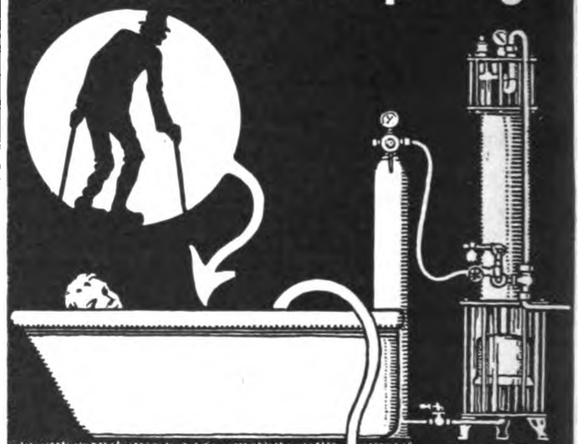
Amend's „Saturo"- Kohlensäurebäder sind von außerordentlich günstigem Einfluß auf das Herz. Ein gesundes Herz ist das Geheimnis des widerstandsfähigen Körpers, der Erhaltung von jugendlicher Spannkraft bis ins hohe Alter. Zeigen sich Krankheitserscheinungen des Herzens, so benutze man nach ärztlicher Vorschrift die Amendschen „Saturo"- Kohlensäurebäder. Ihre Wirkung ist hervorragend; sie ermöglichen eine fortlaufende Kur ohne Berufsstörung. Die Aufstellung und Bedienung des „Saturo" ist denkbar einfach, die Kosten des einzelnen Bades nach erfolgter Anschaffung des Apparates außerordentlich gering. Sind „Saturo"- Kohlensäurebäder am Wohnsitz nicht erhältlich, so wende man sich an die Herstellerin Heinrich Amend, G. m. b. H., Fabrik gesundheitstechnischer Anlagen in Hanau a. Main.

Das Ideal aller Musikliebhaber sind die Flügel. Vor allem die den Flügeln innewohnende größere Tonfülle erklärt diese Beliebtheit. Erfordern Flügel auch mehr Platz als Pianos, so konnten uns doch selbst die kleineren Räume neuzeitlicher Wohnungen diesen Hausgenossen nicht rauben. Er paßte sich als „Stutzflügel" den geänderten Verhältnissen an. Ein solcher hat aber nur dann Wert, wenn er einen wirklichen Flügelton besitzt. Das neue Steinway-Modell, der Stutzflügel O 170, besitzt alle Vorzüge der Steinway & Sons Flügel und Pianos. Überzeugen Sie sich bitte von der erstaunlichen Tonfülle dieses Werkes deutscher Arbeit in den Ausstellungsräumen Berlin W., Friedrich-Ebert-Straße 6, Hamburg, Jungfernstieg 34 und bei den Steinway & Sons-Vertretern an allen größeren Plätzen der Welt.



Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmäßigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.
Geschäftsstelle der Jllustrirten Zeitung (J. J. Weber) Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7.



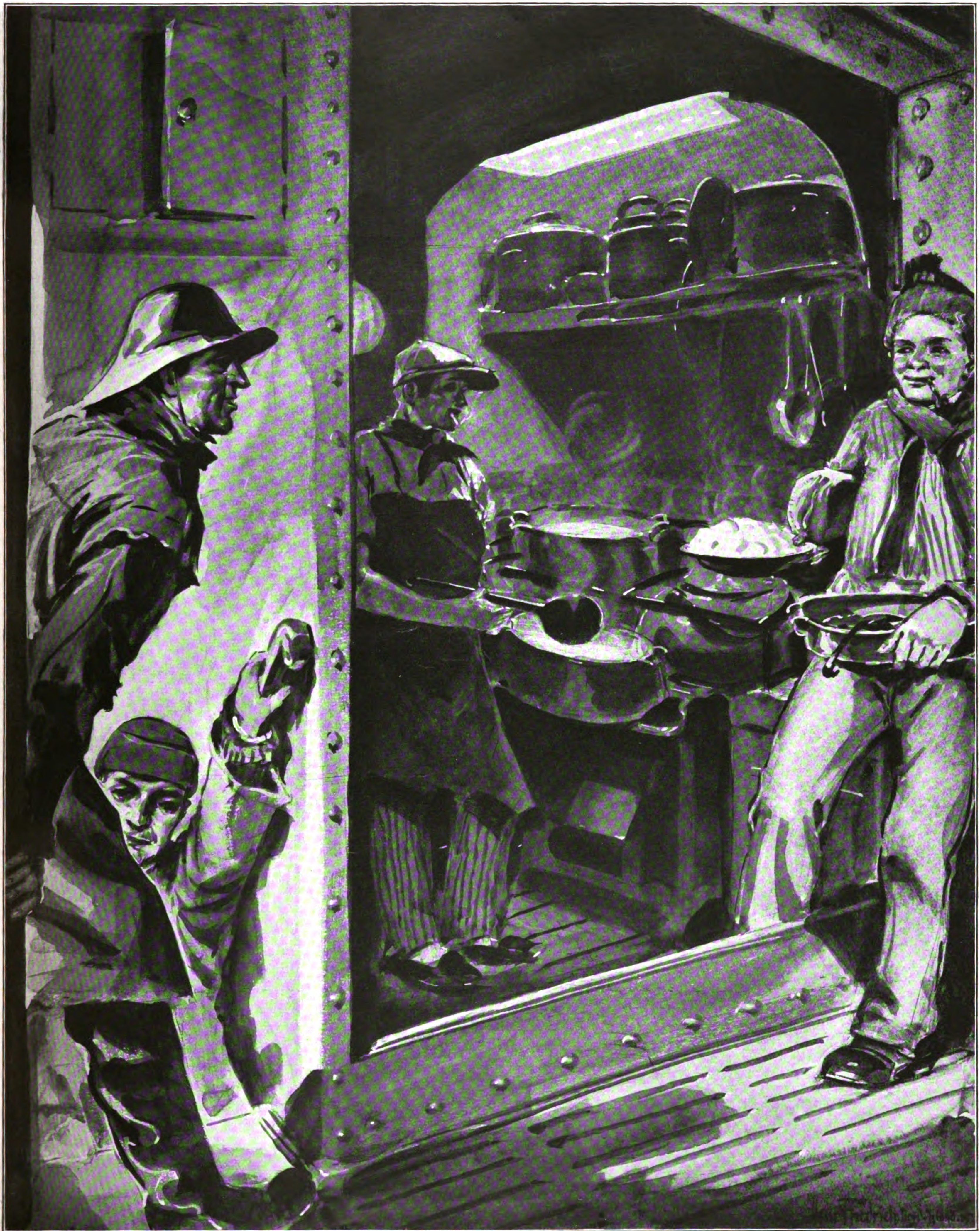


Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4274. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 10. Februar 1927.

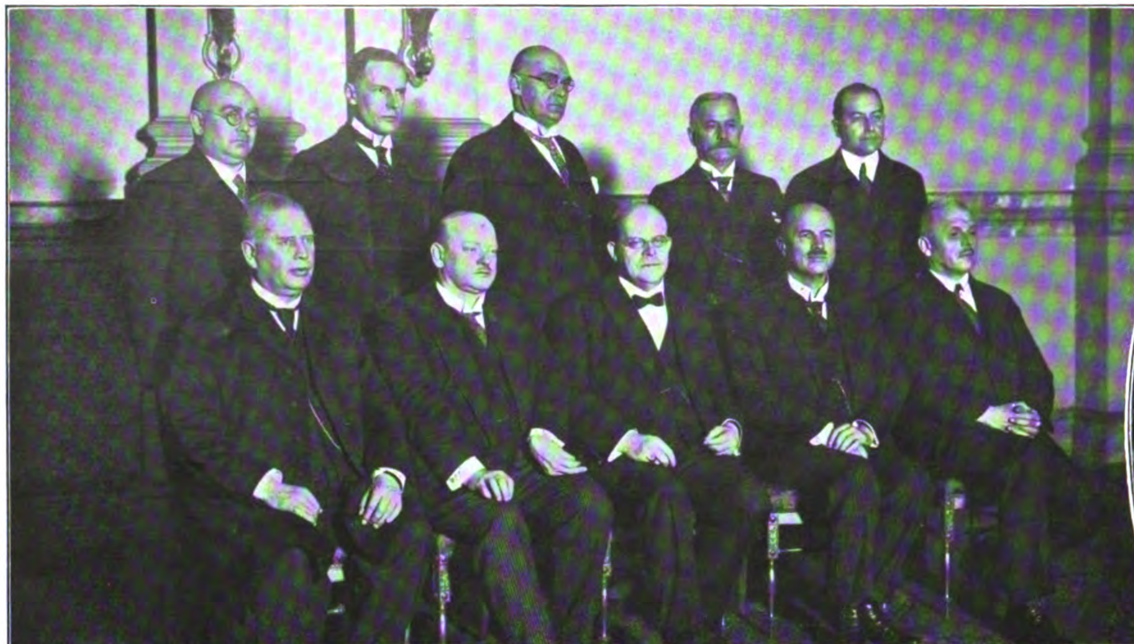
Illustrirte Zeitung



Im Atlantischen Ozean auf der Fahrt nach Nord-Island: Zur Essenszeit an Bord eines deutschen Hochsee-Fischdampfers.

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hans Friedrich.

Es ist keine leichte Arbeit für den Schiffskoch, in dem kleinen Raum der Kombüse das gute, kräftige Essen zuzubereiten, das der Hochseefischer bei seiner anstrengenden Tag- und Nachtarbeit braucht. Besonders erschwert wird dem Speisemeister seine Aufgabe, wenn der Dampfer bei bewegter See, wie es im Atlantik häufig vorkommt, von den Wogen heftig hin und her geschleudert wird.





Die Mitglieder des neuen Reichskabinetts, das am 1. Februar zu seiner ersten Vollsitzung zusammentrat.
Von links nach rechts: Sitzend: Reichsarbeitsminister Dr. Brauns; Reichsaußenminister Dr. Stresemann; Reichskanzler Dr. Marx, zugleich Reichsminister für die besetzten Gebiete; Reichsjustizminister Dr. Hergt; Reichswehrminister Dr. Geßler. Stehend: Reichsverkehrsminister Dr. Koch; Reichsminister des Innern v. Keudell; Reichsfinanzminister Dr. Köhler; Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft Schiele; Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius.

Rechts: Von der Abschiedsaudienz des von Berlin scheidenden bisherigen tschechischen Gesandten Prof. Dr. Kosta bei v. Hindenburg: Kosta beim Verlassen des Reichspräsidentenpalais.





Von der „Grünen Woche", der großen Landwirtschaftsausstellung des Berliner Messeamts, die am 29. Januar in der Neuen Autohalle am Kaiserdamm zu Berlin eröffnet wurde: Links: Reichspräsident v. Hindenburgs Besuch auf der „Grünen Woche" am 3. Februar. Von links nach rechts: v. Hake, Leiter der „Grünen Woche"; v. Hindenburg; Oberbürgermeister Dr. Boeß. Rechts: Von der großen Schau und Auktion ostpreußischer Pferde am 2. und 3. Februar: Vorführen der Pferde.





Von der feierlichen Eröffnung des neuen ungarischen Parlaments in Budapest am 29. Januar durch den Reichsverweser Horthy v. Nagybanya: Links: Horthy (vorn) und Erzherzog Joseph (dahinter) beim Verlassen des Parlamentsgebäudes nach der Feier. — Rechts: Aufzug der Parlamentswache in ihrer feierlichen Uniform.

DIE DEUTSCHE SOZIALVERSICHERUNG

Die Sozialversicherung war in der Zeit, in der die Arbeiter, Gesellen und Gehilfen noch beim Meister wohnten, der Bauer seinem Grundherrn untertan war, nicht notwendig, weil durch das bestehende familiäre Verhältnis Hilfe und Unterstützung in allen Lebenslagen sicher waren. Als zu Anfang des 18. Jahrhunderts das Arbeitsverhältnis freier wurde, lockerte sich damit gleichzeitig das Gemeinschaftsleben, bis es später ganz aufhörte. Der wirtschaftlich Abhängige mußte deshalb für die Zeiten, in denen er ohne Einnahmen war, Mittel zur Bestreitung der Lebensbedürfnisse zurücklegen. Das war aber oftmals dem einzelnen nicht möglich. Diese Ursachen gaben bereits im Mittelalter den Anlaß zur Bildung von Vereinigungen, welche die Bezeichnung Bruder- und Gesellenladen führten; später entstanden teils unter starker staatlicher Einwirkung Versicherungseinrichtungen mit gewissen Zwangsbestimmungen. Die Vereinigungen verfolgten den Zweck, ihren Mitgliedern bei Krankheit, Invalidität und Tod Unterstützung zu gewähren. In den 70er Jahren standen sie in der Form von Hilfskassen bereits in vollster Blüte. Art und Grenzen dieser Einrichtungen wurden mehrmals, zuletzt durch die Reichsgesetze vom 7. April 1876 und 12. Mai 1901 geregelt. In der Regel versicherten sich jedoch die Bedürftigsten gar nicht. Die gesetzlichen Zwangsbestimmungen waren nicht durchschlagend. Nach dem Kriege 1870/71 nahm die Industrie einen außergewöhnlichen Aufschwung, das Heer der Abhängigen wurde größer, die Gefahren für Leben und Gesundheit nahmen zu. In Anbetracht dieser Umstände und veranlaßt zum Teil durch die politischen Verhältnisse, hat die deutsche Regierung Abhilfe geschaffen. Es entstanden 1883 die Krankenversicherung, 1891 die Invalidenversicherung, 1885 bis 1901 die Unfallversicherung. Diese drei Gesetze sind jetzt vereinigt in der Reichsversicherungsordnung vom 19. Juli 1911. Ferner wurde geschaffen 1913 das Versicherungsgesetz für Angestellte, 1923 das jetzt gültige Reichsknappschaftsgesetz.

Der bekannteste Zweig der Sozialversicherung ist die Krankenversicherung. Sie hat den Zweck, bei Krankheit, Niederkunft und Tod einzutreten. Pflichtversichert sind alle Arbeiter; Angestellte nur, wenn der Jahresarbeitsverdienst 2700 Mk. nicht übersteigt. Sie können sich bei Austritt aus der Versicherungspflicht freiwillig weiterversichern. Kleineren Handwerkern ist das Recht eingeräumt, der Versicherung freiwillig beizutreten. Die Zahl der Versicherten im Deutschen Reiche beträgt zur Zeit rund 20 Millionen, das sind 30 Proz. der Einwohner. Ein großer Teil der Krankenkassen hat Familienbehandlung eingeführt, so daß zu der erwähnten Versichertenzahl noch etwa 10 Millionen anspruchsberechtigte Angehörige kommen. Die Versicherungsträger sind die Orts-, Land-, Betriebs-, Innungs- und Knappschaftskrankenkassen, auch Ersatzkassen. Als regelmäßigste Form der Versicherungsträger gelten die mit starkem Selbstverwaltungsrecht ausgestatteten Ortskrankenkassen, die sich gegen die Vermehrung von Sonderkassen, insbesondere Ersatzkassen, richten, weil diese insofern schädigend wirken, als sie im allgemeinen nur bessere Wagnisse haben, während den Ortskrankenkassen fast alle Minderbemittelten und sämtliche Arbeitslose verbleiben. Die Krankenkassen haben in Vorkriegszeiten durchschnittlich 4 Proz. der Versicherten-Grundlöhne an Beiträgen erhoben, während sie zur Zeit etwa 6 bis 7 Proz. benötigen. Hiervon hat der Arbeitnehmer $^{2}/_{3}$ und der Arbeitgeber $^{1}/_{3}$ zu zahlen. Die Höhe der Beiträge wird durch Arbeitgeber und Versicherte, die in den Kassenorganen (Vorstand und Ausschuß) ehrenamtlich die Selbstverwaltung ausüben, gemeinsam festgesetzt. Eine Erhöhung der Beiträge über $7^{1}/_{2}$ Proz. des Grundlohnes kann nur erfolgen, wenn getrennte Abstimmung eine Mehrheit sowohl in der Gruppe der Arbeitgeber als auch der Versicherten ergeben hat. Beitragsfuß wie Beitragseinnahme pro Kopf ist bei den einzelnen Kassen verschieden. Z. B. betrug der Durchschnittsbeitrag je Mitglied im Jahre 1925 bei den Ortskrankenkassen 66,23 Mk., bei den Betriebskrankenkassen 92,20 Mk. Die „Leistungen" der Kassen gliedern sich in Regel- und Mehrleistungen. Die Regelleistungen bestehen bei Krankheit in der Gewährung von freier ärztlicher Behandlung und Arznei sowie Heilmitteln, bei Arbeitsunfähigkeit außerdem in der Zahlung von Krankengeld in Höhe des sich nach dem Arbeitsverdienst berechnenden halben Tagegrundlohns. Das Krankengeld wird auf die Dauer von 26 Wochen gewährt. Im Todesfalle ist ein Sterbegeld im zwanzigfachen Betrage des Grundlohns zu zahlen. Bei der Niederkunft und nach Zurücklegung einer Wartezeit werden Wochen- und Familienwochenhilfeleistungen gewährt. Den Kassen ist es überlassen, je nach ihrer finanziellen Lage die Regelleistungen durch Mehrleistungen auszubauen. Sie können das Krankengeld für 52 Wochen sowie in einer Höhe bis zu 75 Proz. des Grundlohns für den Tag zahlen. Das Sterbegeld kann bis zum vierzigfachen Betrag des Grundlohns festgesetzt werden. Ferner ist die Bewilligung von Krankenhauspflege, die heute infolge der Wohnungsverhältnisse viel häufiger angewandt werden muß als früher, Heimstättenunterbringung sowie Familienbehandlung möglich. Viele Krankenkassen, auch Kassenverbände haben die Heimstättenpflege in ausgiebigem Maße eingeführt. 99 Proz. aller Eingewiesenen werden völlig geheilt, zum mindesten wesentlich gekräftigt. Die Allgemeine Ortskrankenkasse für die Stadt Leipzig, der außer ihren zwei Heimstätten die der Dr.-Willmar-Schwabe-Stiftung — Augustusbad, Förstel und Gleesberg — vorzugsweise zur Verfügung stehen, hat im Jahre 1925 3200 Patienten in die Heimstätten eingewiesen. Ein Fall kostete einschließlich des Fahrgeldes und der ärztlichen Behandlung im Durchschnitt rund 90 Mk. Würde Heimstättenpflege nicht gewährt worden sein, so wäre, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Krankenbehandlung und Zahlung von Krankengeld unumgänglich gewesen. Ein Fall der Arbeitsunfähigkeit erfordert aber allein für Krankengeld einen Betrag von durchschnittlich 90 Mk.; hierzu kommen noch die Kosten für ärztliche Behandlung und Arznei, die im Durchschnitt 25 Mk. pro Fall betragen. Die Heimstättenpflege bringt einen Vorteil für die Krankenkassen und damit für die allgemeine Wirtschaft. Aber auch der Versicherte kommt zu seinem Rechte, weil er eher wieder in die Lage versetzt wird, als Vollverdiener seinem Erwerbe nachzugehen. Die Zahl der arbeitsunfähigen Kassenmitglieder beträgt zur Zeit im Durchschnitt 3,5 Proz. der Versicherten, das sind 700000 Personen im Deutschen Reiche. Die Beobachtungen haben ergeben, daß jeder zweite Versicherte mindestens einmal jährlich die Kassen-Barleistungen in Anspruch nimmt. Im Durchschnitt betrug die Krankheitsdauer in Vorkriegszeiten 20 bis 25 Tage; bei der Leipziger Ortskrankenkasse im Jahre 1925 34 Tage. Die Steigerung trifft auch bei anderen Krankenkassen zu. Im Jahre 1913 betrug der Aufwand für die Krankenversicherung im Deutschen Reiche 589 Millionen Mk., der sich im Jahre 1925 auf etwa 1135 Millionen Mk. erhöhte. Die nahezu 100prozentige Erhöhung ist darauf zurückzuführen, daß die Durchschnittsreichsindexziffer der Lebenshaltungskosten im Jahre 1925 139,7 war und die Belastung durch die Kriegsbeschädigten, Sozial- und Kleinrentner sowie die zum Teil in den Nachkriegszeiten eingeführte Familienkrankenpflege und die erhöhten Leistungen für die Wochen- und Familienwochenhilfe sich auswirken. Außerdem hat sich die Krankheitsdauer im Einzelfalle wesentlich verlängert, vielleicht durch Einwirkung der Wirtschaftsverhältnisse und infolge verminderter Widerstandslosigkeit des einzelnen. Letzteres trifft hauptsächlich für die weiblichen Versicherten zu.

Der sich der Krankenversicherung unmittelbar anschließende Versicherungszweig ist die Invalidenversicherung, zu der am 1. Januar 1912 die Hinterbliebenenversicherung gekommen ist. Pflichtversichert sind nur Arbeiterpersonen. Die Versicherungsträger sind die 29 Versicherungs- und 6 Sonderanstalten mit 17,2 Millionen Versicherten. Die Organe (Vorstand und Ausschuß) bestehen je zur Hälfte aus Arbeitgebern und Versicherten. Der Zweck der Versicherung ist die Gewährung von Invaliden- und Hinterbliebenen-Renten. Es können zur Verhütung oder Beseitigung der Invalidität Heilverfahren bewilligt werden. Invalidenrente erhält nach Erfüllung der Beitragsvoraussetzungen der Versicherte, der dauernd invalid oder 65 Jahre alt ist, auch dann, wenn er länger als 26 Wochen arbeitsunfähig und invalid ist. Als invalid gilt, wer nicht mehr imstande ist, $^{1}/_{3}$ dessen zu verdienen, was körperlich und geistig gesunde Personen von gleicher Ausbildung zu verdienen pflegen. Hinterbliebenenrenten erhalten die invaliden Witwen (Witwer) sowie die unter 15 Jahre alten Waisen nach dem Tode des Versicherten. Die Zahl der Rentenempfänger betrug 1914 $1^{1}/_{4}$ Millionen, im Jahre 1925 rund $2^{1}/_{2}$ Millionen. Die Steigerung tritt ein durch Bewilligung von Renten an Kriegsbeschädigte sowie Witwen und Waisen der im Kriege Gefallenen, an 65jährige Versicherte (vorher 70jährige) und infolge der Steigerung der Invaliditätsgefahr. Die Jahresinvalidenrente setzt sich zusammen aus 168 Mk. Grundbetrag, 72 Mk. Reichszuschuß sowie den nach Höhe der geleisteten Beiträge in Frage kommenden Steigerungssätzen. Die Monatsrente beträgt durchschnittlich 30 bis 35 Mk. Für unter 15 Jahre alte Kinder werden Kinderzuschüsse in Höhe von 90 Mk. jährlich gewährt. Die Witwenrente beträgt $^{6}/_{10}$ der Grundbeträge und Steigerungssätze zuzüglich 72 Mk. Reichszuschuß und Kinderzulagen. Die Waisenrente beträgt $^{5}/_{10}$ der Grundbeträge und Steigerungssätze zuzüglich 36 Mk. Reichszuschuß. Die Zahl der Personen, die in Heilbehandlung standen, war im Jahre 1913 153000, nach der letzten Statistik 250000. Die Versicherungsanstalten besitzen etwa 110 Heilanstalten, Sanatorien, Genesungsheime und Krankenhäuser, darunter 90 Lungenheilstätten. Zur wirksameren Bekämpfung der Tuberkulose und Geschlechtskrankheiten wurden 120 Beratungsstellen eingerichtet. Die Krankenversicherung ist verpflichtet, während der Durchführung eines Heilverfahrens in einer Heilanstalt das dem Versicherten zustehende Krankengeld auf die Dauer bis zu 52 Wochen an die Versicherungsanstalt zu zahlen. Um Leistungen beanspruchen zu können, muß die Wartezeit von 200 Beitragswochen erfüllt und die Anwartschaft aufrechterhalten sein. Letztere ist erhalten, wenn innerhalb zweier Jahre nach dem auf der Quittungskarte verzeichneten Ausstellungstag mindestens 20 Wochenbeiträge nachgewiesen werden. Ausnahmebestimmungen gelten für die Selbstversicherten. Die Aufwendungen betrugen im Jahre 1913 416 Millionen, 1925 etwa 700 Millionen Mk. Hierzu hatten Versicherte und Arbeitgeber aufzubringen im Jahre 1913 290 Millionen, 1925 etwa 545 Millionen Mk. Die an den Gesamtaufwendungen fehlenden Beträge wurden durch Reichszuschüsse und Kapitalzinsen gedeckt.

Zu der Arbeiterversicherung gehört die Unfallversicherung, in der Arbeiter, Betriebsbeamte und sonstige Beschäftigte, soweit sie in gefährlichen Betrieben arbeiten, versichert sind. Es bestehen unter Verwaltung der Arbeitgeber 68 gewerbliche und 50 forst- und landwirtschaftliche Berufsgenossenschaften. Für die Betriebe des Reiches, der Staaten und Gemeinden sind rund 500 Ausführungsbehörden tätig. Versichert wurden im Jahre 1913 6,3 Millionen Betriebe mit 28,6 Millionen Versicherten, 1924 5,4 Millionen Betriebe mit 24,7 Millionen Versicherten. Der Versicherte hat bei Betriebsunfall und ihm gleichgestellten Berufskrankheiten Anspruch auf Heilbehandlung, Berufsfürsorge, Rente und Sterbegeld. Rente erhält, wer einen entschädigungspflichtigen Betriebsunfall oder eine ihm gleichgestellte Berufskrankheit erlitten hat. Hierunter fallen auch die Unfälle, die auf dem Wege von und nach der Betriebsstätte entstehen. Die Rentenleistungen beginnen in der Regel mit dem Ablauf der 26. Woche nach dem Unfall. Bis dahin und auf Antrag darüber hinaus haben die Krankenkassen Krankenhilfe zu gewähren. Bei Unfallfolgen, die länger als 8 Wochen dauern, stehen den Krankenkassen Ersatzansprüche an die Berufsgenossenschaften zu. Die Rentenhöhe richtet sich nach dem Jahresarbeitsverdienste des Verletzten sowie nach dem Grade der Einbuße an Erwerbsfähigkeit. Bei völliger Erwerbsunfähigkeit werden $66^{2}/_{3}$ Proz. des Jahresarbeitsverdienstes als Vollrente, bei teilweiser Erwerbsunfähigkeit der Teil, der dem Maße der Einbuße an Erwerbsunfähigkeit entspricht, gezahlt. Das Sterbegeld beträgt in der Regel $^{1}/_{15}$ des Jahresarbeitsverdienstes. Die Witwe erhält $^{1}/_{5}$, bei längerer Erwerbsunfähigkeit $^{2}/_{5}$, die Waisen $^{1}/_{5}$, insgesamt höchstens $^{4}/_{5}$ des Versicherten-Jahresarbeitsverdienstes als Rente. Im Jahre 1913 war die Zahl der Rentenempfänger rund 860000, nach der letzten Statistik rund 720000. Im Bergbau kommen auf je 10 Versicherte, in der Industrie auf je 25 Versicherte, in der Landwirtschaft auf je 100 Versicherte ein entschädigungspflichtiger Unfall. Die Aufwendungen betrugen im Jahre 1913 228 Millionen, 1925 nur 220 Millionen Mk. Die Verminderung der Aufwendungen ist auf die Verringerung der Versichertenzahl zurückzuführen, die infolge Gebietsveränderung des Deutschen Reiches und der Wirtschaftskrisen eingetreten ist.

Für die Rentengewährung an Angestellte besteht das Versicherungsgesetz für Angestellte. Versichert sind Handlungsgehilfen, Betriebsbeamte, Werkmeister usw. mit einem Jahresarbeitsverdienst bis zu 6000 Mk. Zur Durchführung der Angestelltenversicherung besteht die von den Arbeitgebern und Versicherten verwaltete Reichsversicherungsanstalt. Daneben kommen für die Durchführung der Reichsknappschaftsverein und einige Ersatzkassen in Betracht. Die Zahl der Versicherten betrug im Jahre 1913 1,5 Millionen, 1925 2,2 Millionen. Der Zweck der Versicherung ist, dem Versicherten im Falle der Berufsunfähigkeit Ruhegeld, zu ihrer Verhütung oder Beseitigung Heilverfahren zu gewähren. Für die Hinterbliebenen wird Ruhegeld bezahlt. Ruhegeld erhalten Versicherte, die dauernd berufsunfähig sind oder seit wenigstens 26 Wochen vorübergehend berufsunfähig waren oder das Alter von 65 Jahren erreicht haben. Das jährliche Ruhegeld setzt sich zur Zeit zusammen aus einem Grundbetrag von 480 Mk. sowie den sich nach Höhe der geleisteten Beiträge richtenden Steigerungsbeträgen. Der Kinderzuschuß beträgt 90 Mk. jährlich für jedes Kind. Zur Zeit werden Monatsrenten in Höhe von 45 bis 60 Mk. gezahlt. Die Hinterbliebenenrenten betragen für die Witwen $^{6}/_{10}$, für die Waisen $^{5}/_{10}$ des Ruhegeldes. In verschiedenen Fällen werden Beiträge nach dem Tode der Versicherten sowie für Beamte zurückerstattet. Sämtliche Leistungen werden nur gewährt, wenn die Wartezeit, die für weibliche Personen 60, für männliche Versicherte 120 Monate beträgt, erfüllt ist. Außerdem muß die Anwartschaft aufrechterhalten sein. Bei geringer Pflichtbeitragszeit und für Selbstversicherte tritt eine Erweiterung der Wartezeit bis auf 180 Monate ein. Der Bestand sämtlicher Rentenempfänger war am Schlusse des Jahres 1925 rund 83400. Die Zahl der Rentenempfänger nimmt im Laufe der nächsten Jahre zu, weil die Voraussetzungen zur Rentengewährung (Wartezeit und Anwartschaft) erst nach und nach erfüllt werden. Man schätzt die Zahl der Rentenempfänger im Jahre 1932 auf etwa 170000. Zur Durchführung der Heilverfahren standen im Jahre 1925 der Reichsversicherungsanstalt etwa 95 Lungenheilstätten, Sanatorien usw. zur Verfügung. Die Aufwendungen betrugen im Jahre 1913 rund 138 Millionen, 1925 181,5 Millionen Mk.

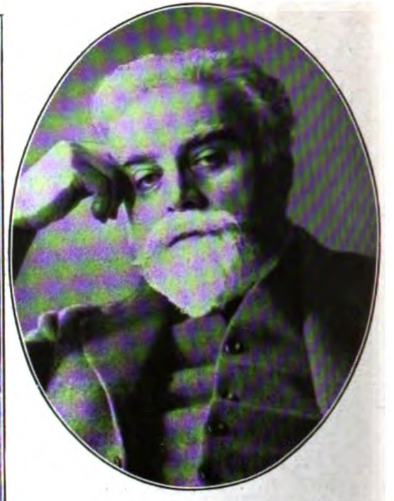
Für die im Bergbau Beschäftigten besteht das Reichsknappschaftsgesetz. An Versicherungszweigen kennt das Gesetz die Kranken-, Invaliden-, Angestellten- und Pensionsversicherung. Im Jahre 1925 waren versichert in der Krankenversicherung 770000, in der Pensionsversicherung 716000 Personen. Der Versicherungsträger ist der Reichsknappschaftsverein. Zu seiner Unterstützung bestehen 16 Bezirksknappschaftsvereine sowie mehrere besondere Krankenkassen. In den Organen sind die Versicherten und Arbeitgeber je zur Hälfte vertreten. Die Leistungen der Kranken-, Invaliden- und Angestelltenversicherung decken sich im wesentlichen mit denen der allgemeinen Arbeiter- und Angestelltenversicherung. Darüber hinaus besteht eine Pensionsversicherung, die unter anderm Alterspension gewährt an Bergarbeiter, die das 50. Lebensjahr vollendet haben. Daneben bestehen Ansprüche auf Hinterbliebenenbezüge. Die Mittel für die Versicherung werden von den Arbeitgebern und Versicherten je zur Hälfte aufgebracht, das Reich zahlt zu den Invalidenversicherungsleistungen Reichszuschüsse. Die Aufwendungen für die Pensionsversicherung betrugen im Jahre 1913 58 Millionen, 1925 150 Millionen Mk. Die Ausgaben für die Kranken-, Invaliden- und Angestelltenversicherung sind in



Prof. Adolf Winds,
langjähriger Regisseur und Schauspieler, bekannter Schriftsteller und Theaterfachmann, † in Leipzig am 31. Januar, 71 Jahre alt. (Phot. Pieperhoff, Leipzig.)



Aus dem ehemaligen bayrischen Herrscherhause: Kronprinzessin Rupprecht von Bayern mit ihren vier Kindern in ihrem Heim in Berchtesgaden. (Phot. Jos. Schmid, Berchtesgaden.)



Dr. Zivojin Balugdschitsch,
der neuernannte jugoslawische Gesandte in Berlin, der bereits früher diesen Posten bekleidete.

den zu diesen Versicherungszweigen angegebenen Beträgen mit enthalten.

Die gesamten Aufwendungen der Sozialversicherung betrugen im Jahre 1913 1429 Millionen, 1925 2386 Millionen Mk., das ist eine Steigerung um 66,97 Proz., die auf die in den einzelnen Abschnitten geschilderten Umstände zurückzuführen ist. Von dem Mehrbetrag in Höhe von 957 Millionen Mk. hatten zu zahlen die Arbeitgeber 395,50 Millionen, die Versicherten 432,95 Millionen, das Reich 120 Millionen Mk. Der Rest wurde durch Kapitalzinsen gedeckt.

Wird der Gesundheitszustand unter Beachtung der Wirtschaftsverhältnisse des deutschen Volkes berücksichtigt, so ist die Belastung zwar als ein Faktor für die Produktionskosten zu betrachten, er würde aber, wenn die Sozialversicherung in anderer Form in die Erscheinung treten würde, sich nicht wesentlich ändern, weil die Zahl der notwendigerweise zu Unterstützenden außerordentlich hoch ist und voraussichtlich auf absehbare Zeit nicht wesentlich fallen wird. Man berücksichtige nur, daß 5,1 Millionen Personen, das sind 8,5 Proz. der deutschen Bevölkerung, täglich die Barleistungen der Sozialversicherung in Anspruch nehmen müssen. Es sind nicht inbegriffen die Sachbezieher, Erwerbslosen- und Fürsorgeempfänger noch die auf Grund des Reichsversorgungsgesetzes zu entschädigenden Kriegsbeschädigten, ihre Angehörigen und Hinterbliebenen.



Vom Aufenthalt der argentinischen Studiengesellschaft, die Deutschland bereist, in Leipzig: Die Teilnehmer bei ihrem Besuch des Verlags der „Illustrirten Zeitung“ im Festsaal des Hauses J. J. Weber am 2. Februar nach der Besichtigung des technischen Betriebes. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)

Solange in der Sozialversicherung der Grundsatz der Selbstverwaltung durch Arbeitgeber und Versicherte erhalten bleibt, besteht zu jeder Zeit die Möglichkeit, die Beitragssätze und Ausgaben in ein erträgliches Verhältnis zu bringen. Die Vorwürfe, die gegen die Sozialversicherung in letzter Zeit von verschiedenen Seiten erhoben worden sind, entstammen wohl zumeist einseitigen Berufsinteressen und sind durch den Hinweis auf die Selbstverwaltung zu widerlegen. Es kann nur gewünscht werden, daß die Sozialversicherung dem deutschen Volke, und zwar im Interesse sowohl der Versicherten als auch der Arbeitgeber, erhalten bleibt. A. Than.

Tagesgeschichte.

Das neue Reichskabinett, das außer Reichskanzler Dr. Marx aus zwei Mitgliedern des Zentrums, vier Mitgliedern der Deutschnationalen Volkspartei, zwei Mitgliedern der Deutschen Volkspartei, einem Mitglied der Bayerischen Volkspartei und dem ehemaligen Demokraten Dr. Geßler besteht, trat am 1. Februar zu seiner ersten Vollsitzung zusammen. Zu deren Beginn wurden die neuen Minister durch den Reichskanzler auf die Verfassung vereidigt. — Damit ist endlich die deutsche Regierungskrise zu Ende gegangen, die am 17. Dezember begann, als die Minderheitsregierung Marx durch das Zusammengehen von Deutschnationalen und Sozialdemokraten gestürzt wurde. Noch kurz vor dem nach wiederholten mißglückten Versuchen schließlich erfolgten Abschluß bedurfte es des moralischen Druckes des Reichspräsidenten auf die zögernden Parteien, damit das neue Kabinett endlich zustande kam.

In der Neuen Autohalle am Kaiserdamm in Berlin wurde am 29. Januar die „Grüne Woche“, die zweite große Landwirtschaftliche Ausstellung des Berliner Messeamts, eröffnet. Bei der Feier hielten der preußische Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten, Steiger, ferner Oberbürgermeister Dr. Boeß und Graf Kalckreuth, der Präsident des Reichs-Landbundes, Ansprachen. Am 3. Februar stattete dann Reichspräsident v. Hindenburg in Begleitung seines Sohnes, des Majors v. Hindenburg, und Staatssekretärs Meißner der „Grünen Woche“ einen Besuch ab. Im Rahmen der Ausstellung fand weiter am 2. Februar eine Schau und Prämiierung und am 3. Februar die Auktion der fünfzig ostpreußischen Pferde, besten Materials der berühmten Halbblutzucht, statt.

Auf ihrer Studienreise, die bisher die Städte Bremen, Hamburg, Berlin und Dresden berührt hatte, trafen am 1. Februar die Teilnehmer der argentinischen Studienkommission in Leipzig ein. Die aus Ingenieuren, Gelehrten, Ärzten, Lehrern, Abgeordneten, Pressemitgliedern und Studenten bestehende Gesellschaft besuchte das Völkerschlachtdenkmal, das Gelände der Technischen Messe, die Deutsche Bücherei, das Rathaus und die Universität. Am 2. Februar waren die Mitglieder der Kommission auch Gäste des Hauses J. J. Weber, Verlags der „Illustrirten Zeitung“. Nach Besichtigung des technischen Betriebes, der Geburtsstätte unserer auch in Argentinien weitverbreiteten Zeitschrift, fanden sich die Gäste zu einer geselligen Teestunde im Festsaale der Firma ein, wo sie durch Dr. Wolfgang Weber, auch im Namen seines an der Anwesenheit verhinderten Bruders, Hofrats Siegfried Weber, herzlich begrüßt wurden.



Hindenburgs Dankeszeichen an die Schweizer Helfer in Deutschlands schwerer Zeit: Das Glasgemälde, das der Reichspräsident den Mitgliedern des Schweizer Bundesrats und anderen verdienten Förderern des Hilfswerks bei einem feierlichen Empfang in der deutschen Gesandtschaft in Bern am 26. Januar durch den deutschen Gesandten überreichen ließ. Entwurf: Max Pechstein; Ausführung: Puhl & Wagner, Gottfried Heinersdorff, Berlin-Treptow.)

Nach dem ersten Zusammentritt des neuen ungarischen Parlaments, des Ober- und Unterhauses, am 28. Januar erfolgte am nächsten Tage die feierliche Eröffnung der beiden Häuser durch Reichsverweser Horthy. Desgleichen fanden für die Mitglieder des Parlaments Feiergottesdienste in den Gotteshäusern der verschiedenen Glaubensbekenntnisse in Budapest statt.

Zum Abschluß der schweizerischen Hilfsaktion für Deutschland veranstaltete der deutsche Gesandte in Bern am 26. Januar einen feierlichen Empfang, bei dem er den um das Hilfswerk besonders verdienten Persönlichkeiten (dem Bundespräsidenten Dr. Motta, sämtlichen Bundesräten, den Abteilungsvorständen und Vertretern der führenden Hilfsorganisationen) im Auftrag des Reichspräsidenten v. Hindenburg ein Glasgemälde als Andenken überreichte.

Die Schlesischen Skimeisterschaften kamen am 29. und 30. Januar in Krummhübel zum Austrag. Den Meisterschafts-Langlauf gewann der Deutschböhme Franz Mitlöhner, während bei den Sprungläufen Josef Bräth siegte.

Das Fünfer-Bobrennen um die Meisterschaft von Thüringen am 30. Januar in Oberhof brachte recht gute Ergebnisse auf der 1906 m langen, mit neugebauten Kurven ausgestatteten Bahn. Sieger wurde Bob „WKD“ vom Bobklub Ilmenau (Führer: G. Fischer).

Der Harzer Käse, dieses bei vielen beliebte Nahrungsmittel, feiert jetzt das Jubiläum seiner Einführung. Vor 150 Jahren wurde er das erstemal von einer eingewanderten Schweizer Familie bei Gernrode im Harz hergestellt.



Hermann Gocht,
Professor der Universität Berlin, der Gründer der Krüppel-Heil- und Bildungsanstalt in Halle (Saale). Porträtrelief von Paul Juckoff.



Von der unlängst erfolgten Eröffnung der ersten Linie des geplanten Kraftwagen-Liniennetzes rings um Stuttgart: Die neuen Daimler-Benz-Omnibusse auf dem Marktplatz in Stuttgart vor der Inbetriebnahme der Linie.



Mit dem Großkraftwagen zum Wintersport: Zwei auf der Linie Bad Harzburg—Torfhaus (Harz) verkehrende Büssing-Omnibusse vor der Streckenend-Haltestelle Torfhaus.



Nebenstehend im Kreis:

Von den Schlesischen Skimeisterschaften, die am 29. und 30. Januar in Krummhübel (Riesengebirge) bei schönstem Wetter zum Austrag gelangten und interessante Kämpfe ergaben: Blick auf die Koppenschanze während der Wettsprünge.





Auch ein Jubiläum — 150 Jahre Harzer Käse: Wie der Harzer Käse früher hergestellt wurde (oben), und wie heute (unten): Mittels Maschine 12000 Stück in der Stunde.

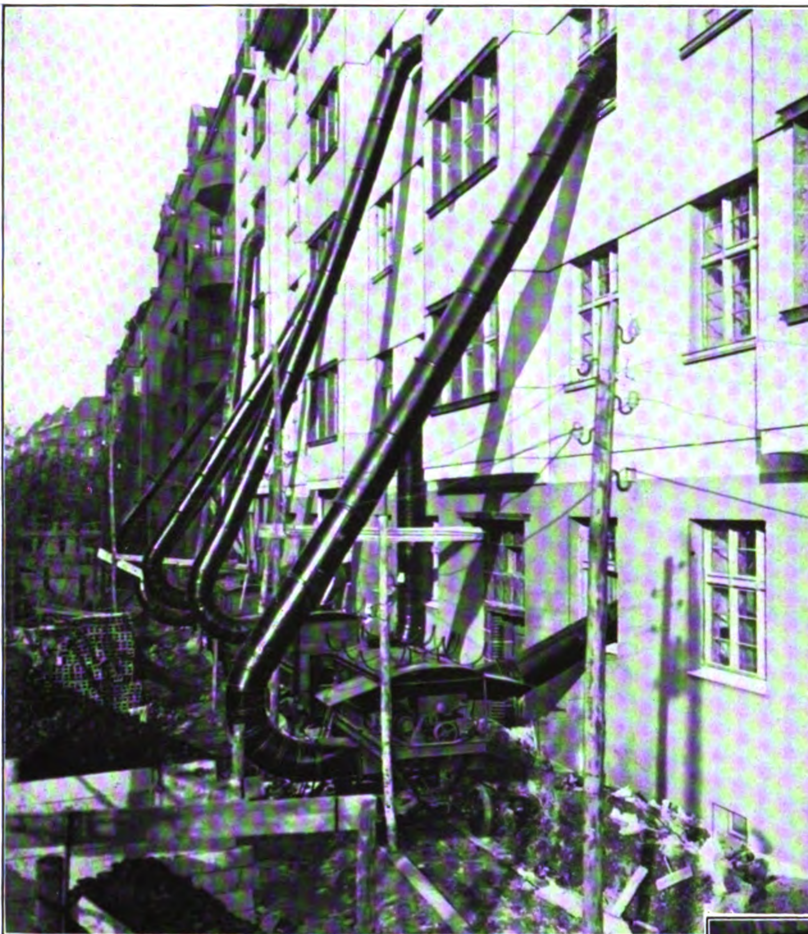


Von der Fünfer-Bobmeisterschaft Thüringens auf der Wadebergbahn in Oberhof: Blick auf die große Kurve während des Rennens.





Ein eigenartiger Zweckbau: Das neue Postfuhramt in München, das durch seine Rundform das gleichzeitige Beladen von 60 Postlastwagen mit Paketen gestattet. — Rechts: Zum 80. Geburtstag des berühmtesten Erfinders am 11. Februar: Thomas Alva Edison mit seiner Gattin.





Von dem kürzlich bei den Hafenerweiterungsbauten erfolgten Mammutfund in Gelsenkirchen: Der für den Transport mit einer Gipshülle versehene, sechs Zentner schwere Schädel des auf ein Alter von über 100 000 Jahre geschätzten Skelettfundes. Links daneben der Leiter der Ausgrabungen, Prof. Dr. Wegner. (Phot. Karl Lange, Münster i. W.) — Links: Moderne Einrichtung zur raschen Trocknung von Neubauten: Druckluftleitungen an einem Neubau, dessen Räumlichkeiten durch Einführung heißer Luft innerhalb von zwei bis vier Tagen ausgetrocknet und beziehbar gemacht werden.





Links: Das Otto-Ludwig-Haus in Eisfeld (Thüringen), die Geburtsstätte des Dichters (1813—1865), das vom Otto-Ludwig-Verein zu einem Otto-Ludwig-Museum ausgestaltet werden soll. — Rechts: Von der großen Feier zum Andenken an den Tod Papst Benedikts XV. vor fünf Jahren am 22. Januar: Während der Messe, zelebriert von Papst Pius XI., in der Sixtinischen Kapelle des Vatikans.

Das Volk der Viersinnigen.

Geschichte einer abenteuerlichen Höhlenerforschung. + Von Hans Schliepmann.

(2. Fortsetzung.)

Am 18. August fand sich der Brief ohne Namenangabe in der Zeitung „Empor“ mit der Riesenüberschrift: „Eine junge Dame auf den Spuren des Doktors Sommer“, und dem Zusatz, daß die Dame unter dem Decknamen Marie Schmidt bereits auf der Reise nach Adelsberg begriffen sei.

Drahtung vom 25. August aus Adelsberg:

Fräulein Marie Schmidt ist schon am 18. d. M. hier eingetroffen und von mir empfangen worden. Die Vervollständigung ihrer Ausrüstung hat doch noch einige Tage in Anspruch genommen; jetzt aber ist alles bereit; die Dame hat sich eben in meiner Zelle in ihr Taucherkostüm geworfen, den Rucksack aufgeschnallt und wird sich nun, zehn Uhr fünfundvierzig Minuten, auf ihren lebensgefährlichen Kletterweg am Kabel in die Tiefe begeben. Leider gestattete sie nicht einmal, eine Blitzlichtaufnahme vom Augenblick ihres Abstiegs machen zu lassen, obwohl sie in ihrem wunderlichen Kopfputz, bestehend aus einem Stirnband, das vorn eine Glühbirne mit Blende trägt, und einer zweiten Binde, die eine Fernsprechkapsel vor dem Munde festhält, für niemanden zu erkennen wäre.

Eben ist Fräulein Schmidt, das Kabel mit Armen und Beinen umklammernd, in die Tiefe abgefahren. Einen Augenblick tauchte sie in die abstürzende Wassermenge ein, noch von unserem Scheinwerfer und — gestehe ich's nur! — von unserem Photographen verfolgt. Dann sahen wir, wie sich die Beine vom Kabel lösten, wo dieses die Wölbung berührte. Nun folgten bange Minuten. Es war uns, als ob wir durch das Brausen des Falles Schmerzenslaute hörten. Langsam pendelnd sank der hangende Körper aus dem Bereich des Lichtkegels in die Tiefe; dann — verschwand der Kopf wie in plötzlichem Fall. Mir stand das Herz still. Würde ich in meiner Fernsprechzelle noch etwas von der kühnen Retterin hören? — Und wirklich, es scholl herauf: „Ich bin unten! Aber hinauf komme ich auf diesem Wege nicht wieder! O meine Hände! Das Kabel war so fest gegen die Wölbung gespannt, daß ich an der bösesten Stelle auf keine Weise den Haken dazwischenklemmen konnte. Es half nichts als ein Salto mortale! Ich setzte mich in Pendelbewegung, und als ich den nötigen Schwung hatte, ließ ich los und habe glücklich noch das schräge Kabel im Fluge wieder erfaßt, aber nicht, ohne mir an den Schwimmern schauderhaft die Haut aufzureißen. Ich habe die Zähne zusammengebissen und bin noch bis auf das Wasser hinter dem Kessel heruntergeklettert. Und dann war's noch wieder ein Kunststück, aufs ziemlich hohe Ufer zu kommen. Nun kann ich aber für heute wirklich nicht weiter! Ich muß mich etwas verbinden und erholen, mir trockene Kleider anziehen und die Nacht hier verbringen. Das wird ja schon gehen; aber finde ich den Doktor und die Kugel nicht morgen, so weiß ich noch nicht, was werden soll. Morgen früh rufe ich gegen neun Uhr wieder an.“

Drahtung vom 26. August:

Pünktlich meldete sich Fräulein Schmidt heute morgen: „Guten Tag! Ich bin wieder ganz frisch. Arnika und Gazeverband haben meine Hände wieder leidlich brauchbar gemacht. Ich folge jetzt ohne Beschwerde dem Flußlauf. — Nun bin ich am zweiten Fall. Hurra! da unten hängt die Kugel und wirft noch immer ihre Lichtstrahlen nach allen Seiten und einen großen dreieckigen aus der Aussteigeöffnung nach oben. Sonst aber sehe ich nichts weiter. Der Geiser muß Pause haben. — Aber — Himmel! Das Kabel liegt mitten im Fall und sicher wieder festgepreßt unten an den Fels! — Locker werden Sie's nicht lassen dürfen, weil sich dann die Kugel zwischen den Zacken so fest einklemmen würde, daß sie nicht mehr aufzuziehen wäre, wahrscheinlich doch die einzige Möglichkeit, wieder ans Tageslicht zu kommen, wenn nicht der Doktor inzwischen doch nach unten zu einen zweiten Ausgang entdeckt hat! Aber freilich: dann hätten wir doch schon von ihm gehört! — Schöne Geschichte! — Und ins Wasser kann ich eigentlich mit meinen Verbänden auch noch nicht! — — Aber noch einen Tag hier in der Finsternis müßig zubringen? — — Wissen Sie denn keinen Rat?“

Ich mußte verneinen, hatte ich mir doch schon die ganze Nacht vergeblich den Kopf zerbrochen, was man von hier aus für die Wagemutige tun könnte!

Pause! — Endlich kam's herauf: „Ich weiß mir noch immer nicht zu helfen. Aber passen Sie auf: Ich feuere jetzt wenigstens einen Schuß ab. Ist der Doktor noch irgendwo, so muß er ihn hören — oder wenigstens tun das dann die merkwürdigen Wesen, von denen er zuletzt berichtete.“

Der Schuß und sein Widerhall dröhnten im Fernsprecher, und bald darauf ein anschwellendes Brausen wie von Stimmen.

„Sie kommen! Zehn, zwanzig... immer mehr, und alle schreien und gestikulieren hierherauf. Ich bin froh, daß ich noch hier oben bin. Wie kleine aufrecht gehende Eisbären sehen sie aus! — Ich sage nichts mehr, damit sie nicht auf mich aufmerksam werden.“

Zwei Stunden später.

„Ich bin zurückgegangen, damit die da unten mich nicht hören, wenn ich Ihnen berichte, was Ihnen wie Fieberphantasie vorkommen wird. Dr. Sommer hat ganz richtig gesehen: es sind bepelzte Menschen da unten, meist mit langer Mähne auf dem Rücken, und alle haben ungewöhnlich große Ohren. Sie gehen mit vorgestreckten Händen und halten dabei den Kopf nach rechts oder links. Und so haben sie alles um den Fall abgeschritten und betastet, wobei sie einander in einer merkwürdig schön klingenden Sprache zuriefen.

Ich hatte meine Lampe ausgedreht, damit sie mich nicht sähen; aber sie blickten gar nicht empor, sondern lauschten, mit dem Ohr nach vorn, kaum einmal in die Höhe. Die Strahlen der Kugel mußten ihnen wohl schon vertraut sein, von der Ankunft des Doktors her... oder — sie sehen sie überhaupt nicht! Das wird mir eigentlich immer klarer. Wie sie dann aber da unten leben können in der Finsternis?... Es ist mir recht unheimlich zumute. Ich will sehen, ob ich etwas essen und trinken kann, um wieder Mut zu bekommen.“

Nach einer halben Stunde rief sie mich wieder an: „So, nun bin ich ein anderer Mensch! Feuer in die Maschine, dann geht sie auch! Dr. Sommers Spuren muß ich finden; also folgendermaßen: Machen Sie genau ein Zeichen, wie weit das Kabel abgelaufen ist, und lassen Sie es dann zehn Meter aufwinden. Die Kugel ist dann am oberen Rande des Falles, und ich kann in sie hineinklettern. Hab' ich Pech, so läuft freilich die Kugel voll Wasser aus dem überschießenden Fall. Der Sicherheit halber packe ich drum lieber meine warmen Sachen in den Rucksack und fahre im Schwimmanzug ab. Schließen könnte ich die Kugel ja sowieso nicht, weil Sie mich doch am Draht behalten müssen, und dann klemmt der Deckel. Immerhin geht's in der Kugel, selbst noch im Wasser, sicherer bergab als am Kabel. Auf jeden Fall also lassen Sie fünf Minuten später, als die Kugel aufgezogen ist, das Kabel genau wieder bis an das Zeichen hinab, damit ich — ich hoffe, mit Dr. Sommer zusammen! — später wieder glatt auffahren kann. Unten angekommen, mach' ich's dann genau wie der Doktor, dessen Seil ja noch hangen muß, um auf den Boden der Geiserhöhle zu kommen. Ist das Gespenstervolk noch dort, und zeigt es sich trotz des Revolvers feindlich, so bleibt freilich nichts andres übrig, als das Abenteuer aufzugeben. Sie müssen mich also dann wieder hochwinden lassen. Ich hoffe aber doch auf einen Glücksfall, der mich auf die Spuren Dr. Sommers bringt. Geschieht mir unten nichts Menschliches, muß ich aber doch unverrichtetersache zurück, so bleibe ich jedenfalls noch hier oben einige Tage auf Wacht; ich habe nun mal den Glauben, daß ich nicht ohne jede Nachricht zurückzukommen brauche. Etwas Fütterung können Sie mir dann an einem Seil herunterlassen; ich fische sie mir schon aus dem Kessel des ersten Falles heraus, nicht?“

Ich veranlaßte die Ausführung aller Anordnungen. — Dann hörte ich das Schrammen der Kugel und das Rauschen des Falles und bald darauf ein fröhliches „Hurra! Ich bin schon auf dem Felszacken und fand auch schon das Seil! — Aber da halten drei von den weißen Wesen Wache am Fall unten! Sie horchen zu mir empor... Und da kommen auch schon andere von hinten!... Ach was! Nun ist alles gleich. Ich werde Dr. Sommer rufen... Nein, besser: ich pfeife; das ist durchdringender.“

Dreimal hörte ich Siegfrieds Schwertmotiv erschallen. Und nun ein Juchzer: „Hurra! Mein Signal kommt zurück und jetzt wie Antwort ganz langgezogen: ‚Was kommt dort von der Höh?‘ Ich pfeife zurück: ‚O Hüon, mein Gatte, die Rettung, sie naht!‘ Es fiel mir eben nichts Besseres ein. Er versteht es wenigstens; es klingt herauf aus ‚Fidelio‘: ‚O namenlose Freude!‘ und dann ‚Woher und wer der Fahrt?‘...

Ein dichter Haufe von weißen Gespenstern eilt heran. Ich sehe den Doktor in ihrer Mitte! — Mein Himmel: Er ist wie mit einem Netz umgeben; sie halten ihn gefangen! — Nun drängen sie sich unter mir und schreien durcheinander; der Doktor ruft dazwischen; ich kann ihn nicht verstehen; er zeigt aber zu mir herauf. Sie scheinen ihn zu bedrohen. Es ist gräßlich!“ — Nun hörte ich nur noch einen dumpfen Fall und dann nichts mehr als ein schwach heraufklingendes Stimmengewirr! Was nun? — Ich weiß es nicht; ich bin machtlos!

Drahtung vom 27. August:

Seit den letzten Worten Fräulein Schmidts, die mich begreiflicherweise in fürchterlichste Aufregung versetzten, habe ich den Fernsprecher nicht mehr verlassen: Umsonst!

Man muß annehmen, daß die beherzte Dame nach so viel Anstrengungen und Erregungen doch schließlich die Besinnung verlor und, ganz ähnlich wie Dr. Sommer, hinabgestürzt ist! — Welch furcht-

barer Gedanke, daß auch sie nun in den Händen jener unheimlichen Wesen ist! Unmöglich dürfen wir noch ein zweites Leben zu beklagen haben! Ich drahte sofort noch an die „Gesellschaft der Helfenden“; es muß eine Rettungsexpedition abgelassen werden, koste es, was es wolle! — Unsere Leser aber bitte ich, inzwischen nicht die Geduld zu verlieren und nicht alle Hoffnung aufzugeben.

Drahtung vom 29. August:

Nachricht von Dr. Sommer! — So ist denn unsere Geduld doch belohnt!

Heute gegen mittag kam sein Anruf herauf: „Holla, jemand da?“ — Man mag sich denken, in welcher Erregung ich antwortete: „Hier Doktor Sichter.“ — „Gottlob! Haben Sie Leute zur Hand?“ — „Alles bereit!“ — „So ziehen Sie uns herauf.“ — „Alle beide? Also auch die Dame gerettet?“ — „Ja doch! Wir sind schon in der Kugel.“

Ich gab die nötigen Anweisungen. Nach zwei Minuten stand ich vor dem Schlunde und hörte das Kratzen der überlasteten Kugel und des Kabels, das sich in höchster Anspannung an der Rückwand des unteren Falles rieb. Nun fiel der Spannungsmesser an der Winde auf ein Drittel: das Fahrzeug war in den Flußlauf gekommen, und die Maschine zog es jetzt auf diesem fort. Sechs Minuten kaum, und die Spannung stieg wieder: Die Kugel war am oberen Fall angelangt; schon schimmerten die Strahlen am Gewölbe des Schlundes. Und nun — wohlbehalten langte der leuchtende Ball vor der Winde an. Ein Schraubenquietschen; ein Dreieck der Hülle tat sich auf, und heraus wand sich Fräulein Schmidt! — Wir halfen der etwas Taumelnden aussteigen; dann folgte, einen Arm in einer seltsamen Binde aus langem weißen Haargeflecht und ebenfalls etwas schwankend, Dr. Sommer. Für das Hurra unserer begeisterten Leute dankte er nur lässig; mir blieb es im Halse stecken, als ich sein verfallenes, aschfarbenes Gesicht sah. Innerlichst bewegt nur drückte ich den Geretteten die Hände und geleitete sie langsam und schweigend ans Tageslicht. Meine beiden Schützlinge fielen in Ohnmacht, zur großen Enttäuschung einer begeisterten Menge, die die Fernsprechnachricht schon hierhergelockt hatte. Zum Glück befand sich unter den Harrenden auch ein Arzt, der die Geretteten bald wieder ins Leben zurückrief. Dr. Sommer drückte der Dame stumm die Hand, und beide sahen sich lächelnd an. Ich kann nicht leugnen, daß mir einige Zweifel an der vollen Wahrheit von Fräulein Schmidts Briefangaben aufstiegen. Waren das nicht Liebesleute? — Doch was wußte ich denn? — Konnten, mußten nicht auch Tage gemeinschaftlicher höchster Gefahr zwei einsame Menschen zusammenschließen? — — Jedenfalls mußten wir alle unsere Wißbegier zügeln, denn Dr. Sommer rief nur hastig: „Herrschaften, nichts als ein menschliches Essen — nur keinen Fisch! — Und dann Betten! Schlaf, Schlaf!“

Bald darauf saßen wir en petit comité an der Hoteltafel. In feurigen Worten und mit feurigem Wein begrüßte ich die beiden Tapferen und gab meiner Hoffnung auf baldige unerhörte Mitteilungen Ausdruck; sie aber löffelten stumm ihre Ochsenschwanzsuppe und machten sich dann gierig über ein Filet à la Nelson her; aber nach wenigen Bissen sanken ihre Häupter vornüber; sie schliefen so fest ein, daß sie nicht mehr zu erwecken waren, und daß wir sie notdürftig auf zwei Diwane im Lesezimmer betten mußten. Dort schlafen sie noch!

Drahtung vom 31. August:

Achtzehn Stunden haben unsere Berühmtheiten ohne Aufwachen geschlafen; dann nahmen sie ein Bad und bestellten ein ausgiebiges Frühstück, dem sie mit ebensovielem Appetit wie Humor zusprachen. Als ich aber während des Mahles ein wenig auf den Busch schlug und mindestens um einige Andeutungen über das Erlebte für unsere Leser bat, umwölkten sich Dr. Sommers Mienen, und er sagte höchst ungeniert: „Liebster Doktor: Drucken Sie Ihren Lesern Schillers ‚Taucher‘ ab! ‚Dort unten aber ist’s fürchterlich!‘ — Wenn ich jetzt Erlebnisse von drei Wochen, fast wahnsinnig machenden drei Wochen, erzählen sollte, so käme nur Krummstroh heraus. Ich bin aber der Welt — haha! der Welt, soweit sie an meiner Odyssee Anteil nimmt — einen abgeklärten Bericht schuldig. Und dazu bin ich erst in einigen Tagen fähig. Also vertrösten Sie Ihre verehrlichen Leser. Wir drei haben ja auch Geduld haben müssen, sogar in Höhlen, wo nach Goethe der Drachen wilde Brut haust.“

Weder Scherz noch Bitten vermochten Dr. Sommer, sich meinen Berichterstatterpflichten ein wenig aufzuopfern. Ich lege daher nun die Feder nieder, um sie mit Freuden dem besseren Erzähler zu überlassen. In wenigen Tagen dürfte der erste Bericht von Dr. Sommer in diesen Blättern erscheinen.

IV.

Doktor Sommers Bericht über das Volk der Viersinnigen.

Wollte ich meine Erlebnisse und Entdeckungen in der Zeitfolge wiedergeben, wie sie sich mir auftaten, so käme vielleicht ein aufregendes dickes Buch zustande, das aber ebenso wüst und qualvoll erscheinen würde, wie mir die drei Wochen in der Unterwelt noch in erschauerndem Andenken leben. Ich habe jedoch Zeit und — Glaubensfähigkeit meiner Leser zu schonen und kann nur durch sachlichste Berichterstattung den Verdacht von mir fernhalten, ein mystifizierender Schwindler zu sein. Diese immerhin begreiflichen Zweifel werden sich besonders gegen die aus Dr. Sichters Berichten schon bekannten merkwürdigen Bewohner der Höhle, diese Anpassungserscheinungen in der Art der Olme, richten. War ich auch nur drei Wochen unter diesen „Huminu“, wie sie sich selbst nennen, so war das Gefundene phantastisch genug, um nicht erst des Dazutuns aus Eigenem zu bedürfen.

Erleichtert wurde meine schnelle Ausbeute durch das fabelhafte Zufallspiel, daß die Huminu in einem Idiom reden, das zweifellos aus dem Vulgärlatein abgeleitet ist, so daß ich nach wenigen Tagen mindestens so weit zu einer Verständigung mit jenen kommen konnte wie etwa ein Berliner mit einem Schwaben, wenn sich beide Mühe geben, langsam und möglichst dialektfrei zu sprechen. — Natürlich mußte ich vieles, besonders anfangs, kombinieren, nicht nur Sätze, sondern auch Tatsachen; diese aber konnte ich größtenteils doch noch nachprüfen, besonders auch an einem merkwürdigen Kalender, der seit Jahrhunderten in eine glatte Felswand eingeritzt ist. Bei der völligen Lichtlosigkeit der Höhle kann dieser Kalender natürlich nicht nach Tagen zählen, sondern er ist auf Geiserausbrüche aufgebaut, die sich höchst regelmäßig alle fünf Stunden wiederholen. In je fünf Ausbruchzeiten ist ihnen ein Tag mit der nötigen Schlafruhe umschlossen; zehn ihrer Tage nennen sie einen Großtag und hundert Großtage einen Jubeltag. Gegenwärtig leben sie im sechshundertsechsundvierzigsten Jubeljahr nach der „Ankunft im Bauche der Mutter“; das bedeutet also, daß ihre Zeitrechnung bis zum Jahre achtundsiebzig n. Chr. zurückreicht. — Alte Sagen, auf die ich später vielleicht noch zurückkomme, lassen nun mit größter Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß damals einige istrische Urchristenfamilien in der Höhle Schutz vor Verfolgungen suchten, und zwar vom unteren Ende her, das ehemals von außen erreichbar gewesen sein muß. Eine größere Felsverwerfung am unteren Ende der Höhle beweist nämlich, daß noch in geschichtlicher Zeit eine Katastrophe stattgefunden haben muß, wahrscheinlich im Zusammenhang mit dem großen Vesuvausbruch, der Herkulanum und Pompeji verschüttete. Von da ab konnte die Poik nur dükerartig wieder zutage kommen, und die Flüchtlinge blieben in der Grotte verschüttet. Sie fanden aber in den Fischen, die die Poik hinabspülte, und die, selbst wenn sie der Sturz getötet hatte, vom Geiserwasser schnell gekocht wurden, und in jenen augenlosen Krebsen, die ich auch schon in der oberen Höhle fand, und die von den Huminu — wahrscheinlich schon seit undenklichen Zeiten — planmäßig gezüchtet werden, hinreichende Nahrung, um auch unter so entsetzlichen Verhältnissen noch fortzuleben und sich fortzupflanzen; ein gleichenloses Beispiel von der Stärke des Lebensdranges aller Kreatur und zugleich von der Anpassung der menschlichen Natur.

Nichts stand diesen lebendig Begrabenen zur Verfügung als ihre Hände, abgesprengte Felsstücke und Holzteile, die durch den Fluß hinabgespült wurden. Mochten sie in der ersten Zeit noch Mittel gehabt haben, ein Feuer anzuzünden, so mußten die Feuersteine sich endlich abnutzen, die angespülten Hölzer aber zu naß und zu selten sein, um eine Flamme zu unterhalten; das Auge wurde überflüssig. Zugleich aber mußte sich im Daseinskampfe dieser in eine dunkelste Steinzeit zurückversetzten Menschen mit einer langsam verwelkenden Kulturüberlieferung Gehör, Gefühl und Ortssinn in einer uns unfaßbaren Feinheit ausgestalten.

Bis diese Anpassung sich vollzogen hatte, mußten Jahrhunderte lang die Huminu in äußerstem Elend dahingelebt haben. Aber die Natur half in ihrer Unerschöpflichkeit nach, und die Höhle unterband wenigstens nicht jede Lebensmöglichkeit. Der Geiser erwärmte sie so stark, daß die Bewohner auf Kleidung verzichten konnten, und gegen den von einzelnen Graten der Wölbung abtropfenden Wrasen wuchs ihnen allmählich ein glattes, feines Pelzkleid, wie denn auch die Ohren zur Verschärfung der Schallaufnahme immer größer wurden. Gegenwärtig ist ihr Gefühl so fein, daß sie auf anderthalb Meter Entfernung sozusagen den Astralleib jeder anderen Person ertasten und sich in der Höhle so sicher wie Sehende bewegen.

Hier habe ich nun wenigstens ein paar Worte über die Topographie der Höhle einzuschalten, die ich im übrigen später gesondert mit meinen wissenschaftlichen Beobachtungen über Sprache, Physiologie usw. der Huminu herauszugeben gedenke, da sie füglich den Gelehrten überlassen bleiben können.

Gleich hinter dem Sinterkrater des Geisers und dessen Abfluß dringen die kochenden Wasser durch einen niedrigen Spalt am Ende der Höhle, ebenso aber auch der eine kleine Insel umspielende Abzweig der Poik, in dem die Krebszucht angelegt ist. Zwischen beiden Wässerchen bleibt im Spalt noch ein schmaler Felssteg, über den man in eine kleinere, niedrigere Grotte gelangt; in ihr vereinigen sich nach wenigen Schritten beide flache Gewässer wieder, um im Hintergrunde dieser zweiten Grotte wieder zu verschwinden. Auch diese abgeschlossene Höhle ist nun bewohnt; aber ihre Huminu zeigen einen etwas abweichenden Typ; sie sind durchgängig etwas größer und ihre Ohren sind mehr langgestreckt als muschelförmig, weshalb sie denn auch Lungauratu, im Gegensatze zu den Rotundauratu, genannt werden. Beide Völkchen sind sicher auf verschiedene Familienstämme zurückzuführen, die sich von Anfang an voneinandergesondert und die wohl schon von vornherein in jener Feindschaft gelebt haben, die Menschen im Kampfe um die Krippe auch anderswo ergreift, wenn sie einige rassische Verschiedenheiten haben, die sie für eine besonders heilige Bevorzugung halten.

(Fortsetzung folgt.)



Winter im Algäu: Die Hornbachkette im Glanze der scheidenden Sonne.

Nach einem Aquarell von Adalbert Holzer.

Das bedrohte Schanghai

Von Alice Schalek, Mit 11 Abbildungen nach Aufnahmen der Verfasserin

Als Präsident Wilson das Schlagwort vom „Selbstbestimmungsrecht der Völker" in die Welt schleuderte, hat er wohl schwerlich geahnt, daß es sich in so kurzer Zeit gegen die Weißen kehren und deren Errungenschaften im Osten bedrohen würde. Bis zur Proklamierung dieses Gedankens haben die Chinesen, abgesehen von den rasch niedergeschlagenen Aufständen gegen die Fremden, es jahrzehntelang selbstverständlich gefunden, daß sämtliche Häfen ihres riesigen Landes in den Händen der Europäer waren und damit auch alle Rechte und Einkünfte des Handels und der Politik. Reiche, große Städte mit fast ganz europäischem Charakter blühten in ihrem Lande auf, ohne daß sie den geringsten Einfluß auf sie, den geringsten Nutzen von ihnen gehabt hätten, und die reichste, bedeutendste darunter war stets Schanghai gewesen, das jetzt infolge der starken Bestrebungen der chinesischen Kanton-Regierung, die den fremden Völkern vor langen Jahren gemachten „Konzessionen" wieder rückgängig zu machen, den Mittelpunkt der chinesisch-englischen Auseinandersetzungen bildet.



Vor dem Tempel des Konfutse am Tage der Feier der Pfirsichblüte.

Schanghai ist eine moderne Stadt von bedeutender Schönheit und Wohlgepflegtheit, und seine Hauptstraßen mit dem riesigen Verkehr, den sechsstöckigen, abends glänzend erleuchteten Warenhäusern sind durchaus weltstädtisch. Die Europäer werden in diesem Viertel nur durch die grellen Plakattafeln mit den chinesischen Buchstaben und die zahllosen Rikschas daran gemahnt, daß sie in Asien sind. Eine tadellos gebaute Schnellbahn überquert den Soochow-Fluß auf einer Hochbrücke, die große Dampfer unter sich passieren lassen kann. Die ausgezeichnete Asphaltierung kommt den zahlreichen Autos zugute. Jeder reiche Chinese hat sein eigenes Auto; man sieht das am besten an dem Pfirsichblüten-Sonntag, an dem es die Sitte gebietet, die Konfutse-Pagode im Auto zu besuchen. Dort wird dem Europäer der merkwürdige Zusammenklang europäischer Kultur mit uralten, gänzlich unverändert gebliebenen chinesischen Stätten, der nach dem Kriege im Fernen Osten am absonderlichsten erscheint, am grellsten vor das Auge treten. Der Tempel mit seinen drei Dächern und Nebenheiligtümern, dahinter die rauchenden Schlote der Fabriken, davor die Autos der eleganten Welt von Schanghai zwischen den menschenunwürdigsten Fahrzeugen, den von Männern gezogenen Rikschas — wahrlich ein erstaunliches Nebeneinander östlicher und westlicher Einrichtungen. Noch seltsamer ist der Betrieb innerhalb des Tempels: halbwüchsige Chinesenjungen bieten den Besuchern blühende Pfirsichzweige an, Priester lassen sich öffentlich rasieren, was die Chinesen auch auf Brückenaufgängen besorgen lassen, und Wahrsager deuten gegen geringes Entgelt die Zukunft. Auch sonst spielt sich im chinesischen Teil der Stadt, der, gänzlich abgesondert von dem europäischen, innerhalb einer Mauer liegt, das tägliche Leben ausschließlich auf der Straße ab. An den Brückenbrüstungen kauern Weiber, die natürlich in jedem Wetter ihre Kinder bei sich haben, um den Rikschakulis, die bei ihnen stehen bleiben, die ärgsten der von den Kleidern und Stoffschuhen herabhangenden Fetzen rasch zu flicken. Auch die Strohsandalen und die Schuhe aus Leder werden in Schanghai auf offener Straße repariert. Sehr merkwürdig ist auch die nicht einmal im modernen Schanghai ausgestorbene Straßenfigur des Verkäufers von Ohrenputzstäbchen, an deren Ende ein weiches Flaumstückchen befestigt ist, zum Reinigen der Gehörgänge.

Ein Beispiel dafür, daß der Chinese bestrebt ist, wissenschaftliche und technische Errungenschaften der westlichen Kultur sich anzueignen, ist die Ingenieurschule in Wusung, dem Hafenvorort von Schanghai. Diese rasch berühmt gewordene Dung-Chi-Schule wurde erst nach dem Kriege mit chinesischem Geld erbaut, aber von deutschen Firmen eingerichtet. Der Architekt ist der Regierungsbaumeister Erich Oberlein, alle Maschinen und Instrumente wurden von deutschen Industriellen gespendet. Die Lehrer sind Deutsche und werden von der chinesischen Regierung besoldet.



Die chinesisch-deutsche Ingenieurschule in Wusung, der Hafenstadt von Schanghai.

Obgleich das Nebeneinander von zwei Welten in Schanghai ziemlich grotesk wirkt, hat doch der, der nur Schanghai besucht hat, keine Ahnung vom wirklichen China. Dicht hinter Schanghai aber beginnt der Osten, fängt das eigentliche China an, von dem schon das nur wenige Stunden enfernte Soochow, am gleichnamigen Flusse gelegen, einen ziemlich klaren Begriff gibt. Hier ist noch alles von europäischer Kultur völlig unberührt, der malerische Schmutz auf den engen Gassen und die Gerüche in den Kanälen — um derentwillen Soochow das „chinesische Venedig" genannt wird — sind unverfälschtes, echtes China.

Wie der englisch-chinesische Streit ausgehen wird, ist nicht vorauszusehen. England, das in seinem Vorgehen gegen China bei den übrigen Vertragsmächten keine Unterstützung findet und auch auf Protest im Lande stößt, hat sich anscheinend zu einem gewissen Entgegenkommen bereit gefunden. Trotzdem zog es eine starke Flotte in Ostasien zusammen und ließ es Truppen dorthin abgehen, um angeblich das Leben und Eigentum seiner Angehörigen zu schützen.



Palast eines chinesischen Millionärs in der Hauptstraße von Schanghai.



Schuhhändler.





Links oben:
Verkauf von Pfirsichblüten.

Rechts oben:
Verkäufer von Wattestäbchen zum Ohrenputzen.







Oben:
Die Rasierstube in dem Tempelhof.

Rechts nebenstehend:
Am Treppenaufgang zu einer Brücke über den Soochow-Fluß.

Im Kreis: Wahrsager in Erwartung der Kundschaft.





Auf einer Brücke hockende Chinesinnen, die sich mit dem Stopfen von Sandalen der Kulis beschäftigen.
Links: Im „chinesischen Venedig": Kanalstraße in Soochow bei Schanghai.

Sicherungssysteme zur Verhütung von Eisenbahnkatastrophen.

Die Statistik beweist, daß bisher die meisten Eisenbahnunfälle auf das Überfahren der Haltesignale zurückzuführen sind. Darum haben die zuständigen Stellen auch nicht unterlassen, alles zu prüfen, was in dieser Hinsicht Besserung oder völlige Abhilfe versprach, und bewährte verkehrstechnische Sicherheitssysteme einzuführen. So schon seit längerer Zeit die Gleissicherungsanlagen auf kommunalen Schnellbahnen (Hoch- und Untergrundbahnen), wobei allerdings nur Fahrtgeschwindigkeiten bis zu 65 Stundenkilometer in Betracht kamen. Derartigen Fahrsperren begegnen wir auf der Berliner Hochbahn, bei denen oben am Signalmast ein Anschlaghebel mit dem Signalflügel zugleich bewegt wird. Steht z. B. das Signal auf „Halt“, so liegt dieser Hebel wagerecht und legt einen am Wagendach des vorbeifahrenden Zuges drehbar angeordneten Stab um, so daß — in Ausschaltung des Triebstromes — eine sofortige Schnellbremsung erfolgt.

Bei den mehr geschützten Tunnelstrecken der Berliner Nordsüdbahn (Untergrundbahn) sind derartige Fahrsperren nicht oben, sondern unten, und zwar neben dem Gleise, angeordnet. In diesem Falle wird der Sperrhebel durch einen zwischen den Gleisen liegenden elektrischen Antrieb in Bewegung gesetzt. Ist das Signal auf „Halt“ gestellt, so befindet sich die Triebkurbel des Antriebs mit ihrem Gewicht in der unteren Lage und der Sperrhebel am Gleise in lotrechter Stellung. Im Falle des Überfahrens des Haltesignals würde der am Wagenuntergestell angebrachte Auslösehebel unter allen Umständen aus seiner Lage herausgedreht. Es ist also hiermit die selbsttätige Bremsung und die Abschaltung des Triebstroms von unten gegeben.



Fahrsperre auf dem Bahnhof Kreuzberg der Nordsüdbahn (Untergrundbahn) in Berlin.
Der zwischen den Gleisen liegende elektrische Fahrsperrenantrieb löst den Sperrhebel automatisch aus. Selbsttätige Bremsung und Abschaltung des Triebstroms erfolgt beim Antriebswagen von unten.

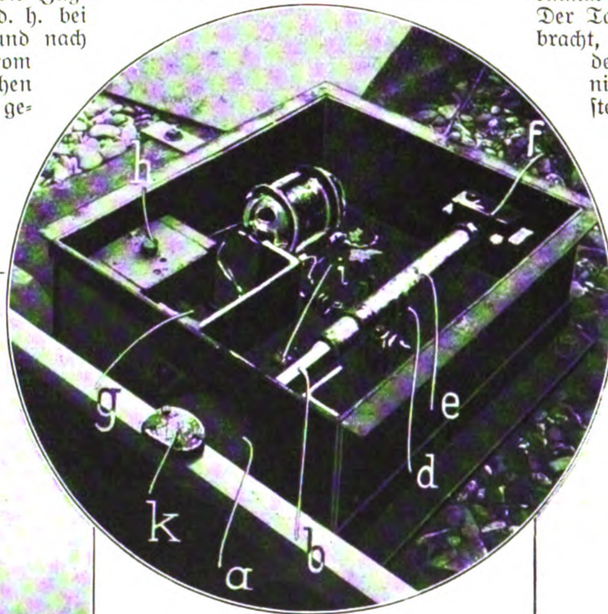
Was nun die jüngsten Erfolge in bezug auf Gleissicherungsanlagen für Vollspurbahnen betrifft, so bewiesen die letzten Versuche einer technischen Kommission der Reichsbahngesellschaft im Berlin-Potsdamer Abschnitt, wie die neuesten automatischen Schnellzugssicherungsanlagen nach den Konstruktionssystemen Siemens Lorenz sogar bei Probefahrten bis zu 120 km Geschwindigkeit in jeder Hinsicht befriedigen konnten. Die Grundidee liegt bei diesen neuesten Gleissicherungsanlagen darin, die Haltstellung eines Eisenbahnstreckensignals direkt auf das Triebwerk der Lokomotive einwirken zu lassen, daß also auch bei versäumtem rechtzeitigen Anhalten, d. h. beim Überfahren des Signals, die Lokomotive automatisch zum Halten gebracht wird. Dabei übt die Polfläche eines vor den Gefahrsignalen angebrachten Streckenmagnets auf die Spule eines Lokomotivmagnets elektromagnetische Wirkungen aus, um ein selbsttätiges Bremsen und Halten des Zuges unter allen Umständen herbeizuführen. Die mit modernen Schnellzugslokomotiven ausgerüsteten Versuchszüge haben die Zugbeeinflussungssysteme nach Siemensschem Prinzip, d. h. bei Gleichstrom am ungefederten Teil der Lokomotive, und nach dem Lorenzschen Konstruktionsgedanken, bei Wechselstrom am gefederten Teil, erprobt, indem statt der eigentlichen Bremswirkung vorläufig nur Licht- und Hupensignale gegeben wurden. Dabei wurde die Fahrtgeschwindigkeit allmählich von 80 auf 120 km erhöht. Diese automatischen Gleissicherungen ermöglichen übrigens auch eine selbsttätige Registrierung beim etwaigen Überfahren von Haltesignalen und werden nun wohl in absehbarer Zeit, in direkter Verbindung mit der Luftdruckbremse, zur praktischen Einführung gelangen.

Daß damit dem technischen Erfindergenie noch keine Grenzen gezogen sind, beweist uns ein weiteres Eisenbahnsicherungssystem, nach Jakob Bouillon, Köln a. Rh., das nach zweieinhalbmonatiger Prüfung durch die Direktion der Köln-Bonner Eisenbahnen A. G. gleichfalls als brauchbare Sicherungsanlage gegen das Überfahren von Haltesignalen bezeichnet wurde. Auch die Bouillonsche Erfindung verfolgt keineswegs den Zweck, den Lokomotivführer in seinem Verantwortungsgefühl einzuschläfern, sondern will vielmehr im gegebenen Moment rechtzeitig warnen und zur sofortigen Feststellung etwaiger Hemmungsursachen oder Betriebsstörungen mahnen. Sie ist sowohl für mechanische als auch für elektrische Blockwerksysteme gedacht, wobei optische und akustische Signale von der Lokomotive selbsttätig ausgelöst werden, sobald die Gefahrzone erreicht ist. Durch die zwanglose Einfügung dieser Sicherungsanlage an die bestehenden Stellwerksysteme, durch die charakterisierende Ausbildung eines Radtasters und die elektrische Zündung der Warnsignale können hiermit — ohne Änderung der Wirkung — elektrische Scheinwerfer (Nebellicht), Sirenen, Leuchtraketen und Schußsignale kombiniert werden. Bei elektrischen Stellwerken wird dieser Radtaster durch den im Signalapparat eingebauten Motor bewegt, der in der Wirkung und Schaltung den vorhandenen Weichenantrieben genau entspricht. Der neue Taster besteht aus einem Auflaufstück, das von den Radgrenzen herabgedrückt wird und auf einer Stange sitzt, die in einem Rohr verschiebbar läuft. Jedenfalls ist diesem Signalsystem eine außerordentliche Elastizität und die Zuverlässigkeit der Kontaktwirkung keineswegs abzusprechen, ganz abgesehen davon, daß es allen Unbilden der Witterung absolut standhält. Gelegentlich der Betriebsversuche wurde stets beim Überfahren des Haltesignals in unmittelbarer Nähe des Führerstandes der Lokomotive zunächst ein Knall von sehr großer Stärke ausgelöst. Gleichzeitig flammte am Maste des Deckungssignals eine Leuchtrakete auf, die auf die Dauer einer Minute die ganze Strecke in grelles rotes Licht tauchte, wodurch selbst bei heftigstem Schneetreiben und dichtem Nebel der Effekt nie verfehlt würde. Durch diese Auslösung der Hilfssignale wird gleichzeitig die Blockstation des Deckungssignals elektrisch verständigt. Ist z. B. der Radtaster etwa 50 m von dem Hauptsignal eingebaut und am Signalmast in Führerstandshöhe eine Leuchtrakete, ein elektrischer Scheinwerfer und eine Sirene vorgesehen (außer der unmittelbar neben dem Radtaster befindlichen Weichenlampe als Vorsignal und einer Knallrakete), so dürfte schon an sich nicht einmal das Vorsignal übersehen bzw. überfahren werden. Der Taster ist mit dem Hauptsignal derart in Verbindung gebracht, daß letzteres nicht auf „Halt“ gestellt werden kann, ehe der Taster selbst in Arbeitsstellung ist, und umgekehrt nicht auf freie Fahrt, bevor der Taster in die Ruhestellung zurückgelenkt ist. Durch Entladung der vom Radtaster auf die Schienen ausgelegten Knallkapsel wird zugleich die in unmittelbarer Nähe der Einbaustelle montierte Knallrakete elektrisch betrieben, wie sämtliche Nebensignale am Hauptsignalmast.

Ing. Kirsch.

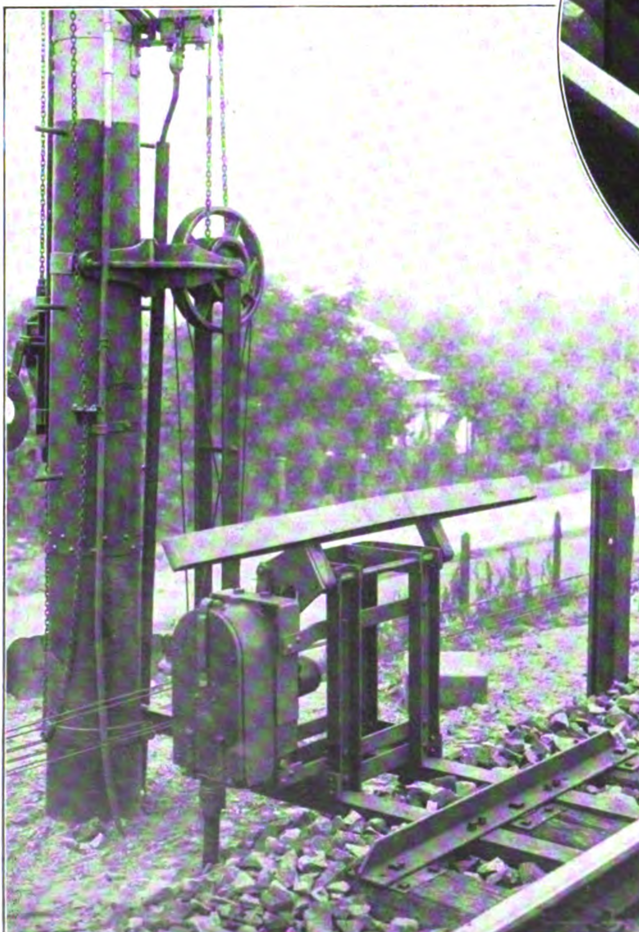


Siemensscher Signalantrieb für Schnellbahnen mit Triebkurbel in der unteren Lage.



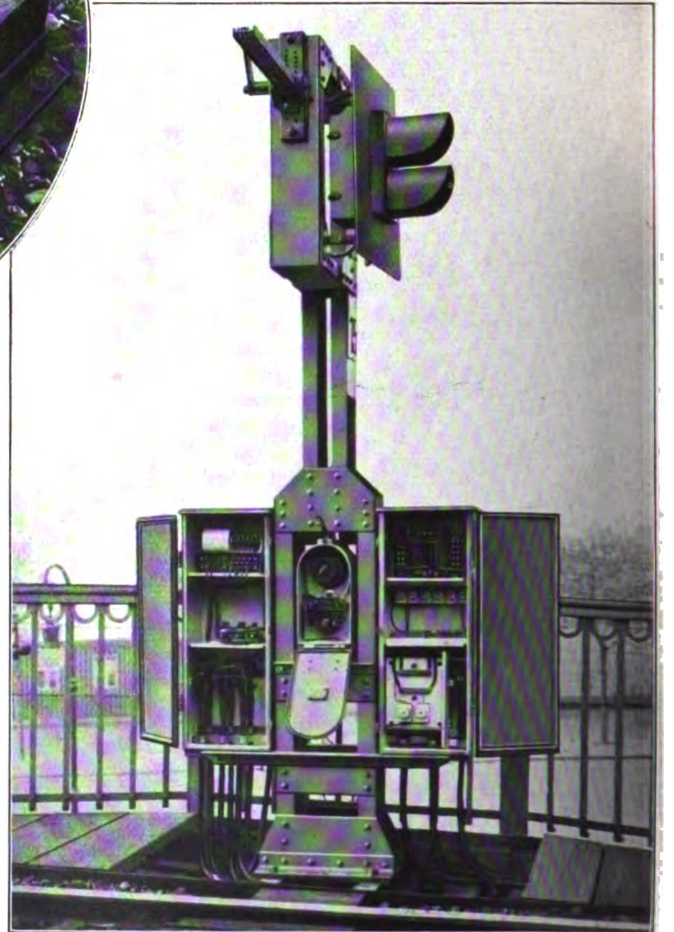
Die Bouillonsche Gleissicherungsanlage (Radtaster-System).

Der Apparat mit ausgezogener Stange und Auflaufstück (Knallkapsel auf die Schiene ausgelegt) für elektrische Blockstation mit Gehäusemotor ausgerüstet. a Auflaufstück, b Stange, d Gabel, e Zugstange, k Knallkapsel, g Querhebel, h Gegengewicht, l Kugellager. Durch Entladung der vom Radtaster auf die Schiene ausgelegten Knallkapsel wird zugleich die in unmittelbarer Nähe der Einbaustelle montierte Knallrakete elektrisch ausgelöst und Leuchtpatrone, Scheinwerfer, Sirene usw. in Führerstandshöhe beim Hauptsignalmast in Kontakt gesetzt.



Links: Siemens-Fahrsperre im Versuchsabschnitt der Berliner Vollspurbahnen — offen, in Fahrtstellung — in ganzer Ausdehnung zutage liegend.

Durch den im Kasten eingebauten kleinen Fahrsperrenantrieb wird bei Haltstellung des Signals die äußere, kurze Kontaktschiene an das Gleis herangedreht, während der am Zug sitzende Auslösehahn automatisch auf die Bremse wirkt.



Rechts: Fahrsperre auf der Berliner Hochbahn (Antrieb und Relaiskasten offen).

Signalmast mit Anschlaghebel in wagerecht liegender Haltstellung, wodurch der am Wagendach des vorbeifahrenden Zuges aufrecht stehende, drehbare Stab umgelegt wird und durch Ausschaltung des Triebstroms Schnellbremsung erfolgt.

Ein Fastnachtsbrauch in Südungarn



In der Vorbereitung zu den abendlichen Festspielen: Erwachsene und Kinder beim Kolotanz nach den Tönen des Dudelsackes.

Neben dem Drange, einmal wenigstens im Jahre in tollender Ausgelassenheit sich über die bedrängende Last des Lebens zu erheben, spielen Glaube und Aberglaube bei den Karnevalslustigkeiten eine große Rolle. Oft auch sind Faschingsbräuche auf Überlieferungen mit geschichtlichen Ereignissen als Untergrund zurückzuführen. So die „Buscho"-Spiele in Südungarn und den angrenzenden, vor dem Frieden von Trianon ungarischen Gebieten der Donau-Drau-Ecke. Es heißt, daß, als nach Wiedereinnahme Ofens die Türkenherrschaft in Ungarn ein Ende nahm, die Bewohner von und um Mohács auch ihr Teil zur Vertreibung der Feinde beitragen wollten. Als daher die türkischen Truppen in dieser Gegend umherstreiften, versteckten sich die Burschen auf der nahen Donauinsel, wo sie sich in alte Kleider und bunte Fetzen hüllten, mit abschreckenden Masken, Fellen usw. behängten und mit „Abromenizen" (das sind ziemlich lange geschnitzte Stangen, mit deren Hilfe die Mädchen ihre Wasserkrüge tragen, und die heute auch Kapronizen genannt werden) bewaffneten. In der Nacht griffen sie die türkischen Scharen an, die vor den schreckenerregenden, ihnen als unterirdisch erscheinenden Gestalten schleunigst flohen. Als Andenken an diese Heldentat, so erzählt der Volksmund, wird nun jährlich das Maskenspiel wiederholt.



Der Keulenschwinger. Diese „Keule" hat der Mann selbst aus etwa 800 Stückchen Holz zusammengesetzt.

Die hierzu benötigten Masken werden eigenhändig aus Holz verfertigt und mit grellen Farben bemalt. Die Augen und die Nase müssen grotesk wirken, und im Munde fehlt stets wenigstens ein Zahn. Ein Schaffell, mit den Haaren nach außen, umgibt den Kopfteil der Maske, so eine zottige, groteske Frisur vortäuschend. Die Bekleidung besteht aus alten Pelzen, bunten Fetzen, oft auch aus mannigfaltigen Frauenkleidern usw. Die Fellfrisur wird manchmal mit Schafhörnern verziert, auch Kuhglocken sind außerordentlich wichtige Ausrüstungsgegenstände. Ebenso nötig ist auch die Kapronizastange; mit ihr werden von den Burschen die neugierigen Mädchen „gestraft". Noch viele andere Gegenstände werden aus den Rumpelkammern hervorgeholt, um das Fest zu „verschönen". Ein sorgfältig gehütetes Stück bildet das Buschohorn. Es ist aus Holz gefertigt und hat bei ungefähr 1 cm Durchmesser etwa 2 bis 5 m Länge. Solcher Hörner, oder vielmehr Fanfaren, besitzen die Dorfgemeinden oft vier bis fünf Stück. Die langgezogene, tiefe Stimme des Horns gibt das Zeichen zum Beginn der Festlichkeit und dient auch zur Markierung der einzelnen Spielszenen. Nachdem die Kinder am Anfang der letzten Karnevalswoche ihren Maskenspaß getrieben haben, erscheinen Freitags und Samstags immer mehr Burschen und Mädchen auf dem Festplatz, wo sich dann am Sonntag die ganze Bewohnerschaft versammelt und die Feier ihren Höhepunkt erreicht. Spiele, Ringkämpfe und oft derbe Scherze wirbeln durcheinander — ein überaus tolles, fast wildes Treiben mit möglichst viel Spektakel, bei dem im großen und ganzen jeder Teilnehmer danach strebt, durch sein Geschrei oder durch Instrumente den Nachbar zu übertönen.

E. v. K.



Eine dankbare Zuhörerschaft.



Der Bärenführer mit seinem Tanzbären.



Des Festes Anfang: Verkündigung des Beginns der Karnevalslustigkeiten durch Hornklang. Das hölzerne Horn ist etwa 5 m lang.

Narren und Hofnarren

Narrheit und närrisches Wesen sind ein altes Vorrecht der Jugend und daher auch der jugendlichen Völker. Die Begabung hierfür ist natürlich sehr verschieden; denn während Italien vielleicht mehr zur Groteske und Burleske neigt und dem Franzosen die geistreich schillernde Persiflage und Satire eignet, darf man dem Deutschen mehr den gemütvollen Humor zusprechen. Auch hierbei gibt es selbstverständlich wiederum arteigentümliche Unterschiede zwischen den einzelnen Volksstämmen, wozu noch Rassenvermischungen und landschaftliche Besonderheiten kommen. Wenn nun auch Torheit sicherlich schon sehr viel Unheil angerichtet hat, darf man doch andererseits in der wirklichen Narrheit einen heiteren und ausgleichenden Gegenpol sehen. Hier ist unter „Narr" auch nicht der geistesschwache Irre, sondern der Launig-Witzige verstanden. Durch die von ihm geschaffene oder treffschnell erfaßte Situationskomik, improvisierte Antworten voll funkelnder Geistesblitze und beißender Wahrheiten sowie den alles versöhnenden Humor vermochte er

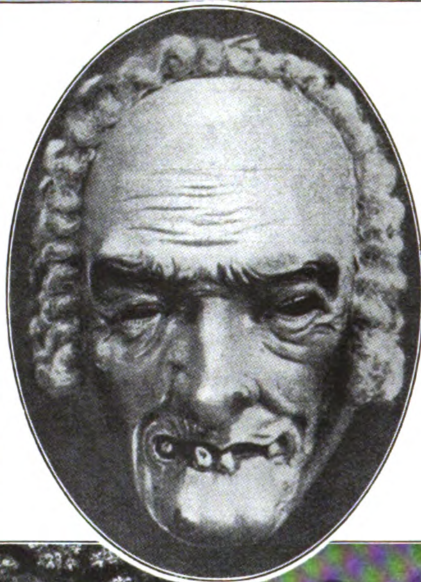


Maccus, eine Charaktermaske des altitalischen Volkslustspiels Atellane. (Aus K. F. Flögels „Geschichte des Grotesk-Komischen".)









Der Hofnarr Don Juan de Austria. Nach dem Gemälde von Diego Velazquez im Prado zu Madrid. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

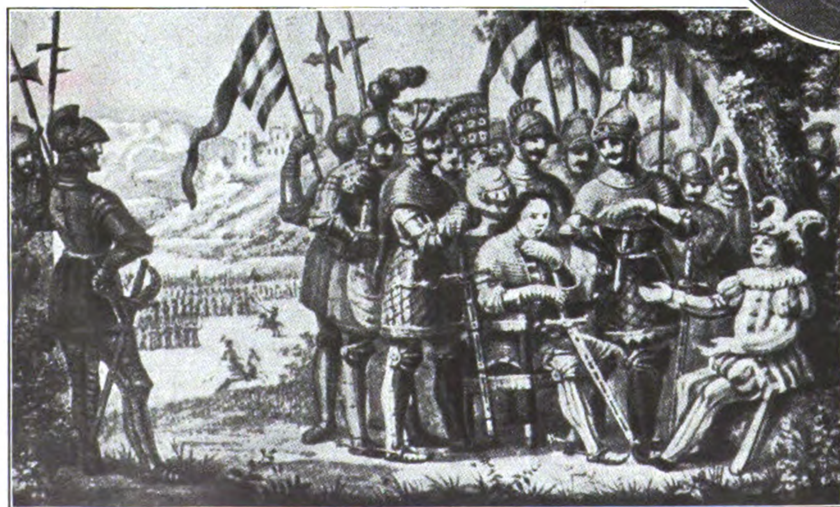
In der Mitte: Der Zwerg Sebastian de Morra. Nach dem Gemälde von Diego Velazquez im Prado zu Madrid. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

Der Hofnarr Pablillos de Valladolid. Nach dem Gemälde von Diego Velazquez im Prado zu Madrid. (Phot. F. Bruckmann A.-G., München.)

Im Oval: Billinger „Stachy".

oft gewitterhaft gespannte Momente in befreiendes Gelächter aufzulösen. Es darf auch ruhig anerkannt werden, daß dem Hofnarren nicht nur schneller, besonnener, schlagender Witz, sondern sogar oft unerschrockene Kühnheit eigen sein mußte. Das Morgenland — im weitesten Sinne gedacht — mit seiner frühzeitig verfeinerten Kultur darf als die Wiege des Lustigmachers und Possenreißers gelten; von da kam dieser nach Griechenland und Rom, nach Spanien, Frankreich und — zu uns. Die schönste Blüte finden wir im Mittelalter, das man auch das „goldene Zeitalter der Narrheit" genannt hat. Mit dem Beginn der Neuzeit, besonders unter Ludwig XIV., begann ein anderer, feinerer Ton zu herrschen; es kam die Herrschaft der „Femmes savantes" und die Mätressenwirtschaft. Wenden wir uns aber noch kurz dem eigentlichen Hofnarren zu. Als berühmtesten Hofnarren des Orients hat uns die Geschichte Nasureddin Chodscha überliefert, der am Hofe Bajazets I. lebte. Bekannt ist sein Zusammentreffen mit dem berüchtigten Feldherrn Tamerlan, wobei er durch einen guten Witz die Zerstörung seiner Vaterstadt verhinderte. Sagenhaft ist die Gestalt des Narren Yorick, der uns in „Hamlet" überliefert ist, oder (wenn auch in anderem Sinne) der feist-fröhliche Schlemmer Falstaff. Viel Derbkomisches wird uns auch vom Pfaffen vom Kahlenberge erzählt, der den Fürstenhof zu Wien ergötzte. Der treuesten einer aber war wohl Kunz von der Rosen, der Hofnarr Kaiser Maximilians. Kunz war mehr als bloßer Possenreißer und diente seinem Herrn auch in den Zeiten des Unglücks. Als Maximilian einst in Brügge überfallen und festgehalten wurde, machte Kunz zwei Befreiungsversuche unter Einsatz seines Lebens, um den Kaiser zu retten. — Als eine Art Genie des Witzes und unversieglich sprudelnden Humors gilt Friedrich Taubmann, der am Hof des Kurfürsten von Sachsen ein gern gesehener Gast war. Obwohl er Poeta Laureatus an der Hochschule zu Wittenberg war, ist uns sein Bild als Hofnarr überliefert. Wir besitzen noch heute ein ganzes Buch seiner Schwänke, Scherzreden und seines beißendtreffenden Witzes. Zuletzt sei noch an Till Eulenspiegel, den beliebten Volksnarren, erinnert, der sich durch seinen Witz Unsterblichkeit erwarb.

Ferdinand Bruger.



Der badische Hofnarr Hans Kuony im Kriegsrat: „Euer Rath gefällt mir nit, ihr rathet wo ihr wollet in das Land Schwiz kommen, und rathet nit wo ihr wollet wieder heraus kommen."



Das Begräbnis des Hofnarren. Nach einer Zeichnung von Anselm Feuerbach. (Phot. Franz Hanfstaengl, München.)

Abendumhänge



Der Abendumhang als Faschingskleid: D... ...osa Schal aus Georgette, mit Chinchillaratte bes... ...er.)



Umhang aus chinesischem Kanin, mit rotem Broché gefüttert, getragen von Tilli Losch. (Aufnahme: Zimbler.)







Originelle Kragenform eines Abendumhangs. (Tilli Losch.) Phot. Zimbler. — **Mitte:** Tilli Losch vom Wiener Staatsopernballett in einem mit Hermelin gefütterten Sealcape mit breiten Hermelinrevers. Modell: Penizek & Rainer. (Phot. Zimbler.) — **Rechts:** Frau Fritzi Schuster, Wien, trägt einen Brokatabendmantel mit Hermelingarnierung. (Phot. Geiringer-Horovitz.)

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK



WINTERBLICK AUF DIE NIKOLAIKIRCHE IN LEIPZIG

NACH EINEM GEMÄLDE VON GEORG HOHLIG

Schwäne

NOVELLE VON FRIDA SCHANZ

Im Rausch und Trubel einer festlichen Familientagung in der lebensfrohen kurischen Stadt lernte Axel v. Feldström auf der Höhe seines starken Lebens Fräulein v. Willinghof kennen. Am liebsten hätte er sie am selben Tage geheiratet, vom Flecke weg. Schnell genug, noch im Laufe des die Festlichkeit beschließenden Ballabends, sicherte er sich immerhin das Glück, jedenfalls tiefer überwältigt von dem Erfolg seines Werbens als die vielumschwärmte Schönheit von seinem überraschenden Antrag. Sie sagte eigentlich ja wie zur Aufforderung eines Tänzers zum Tanz. Da sie arm und verwaist war, von zwei sie vergötternden Tanten in spielendem Wissen und buntester Lebensfreude erzogen, war eine Partie, wie der reichbegüterte Feldström sie ihr bot, ja auch sozusagen das Erstrebenswerte. Die hingebende, tiefe Neigung ihres Verlobten kam ihr unter dem Wirbel der in die Brautzeit gedrängten Feste, unter dem Regen der kostbaren Brautgeschenke kaum halb zum Bewußtsein. Reiche Geldmittel erwirkten spielend die ersehnte Abkürzung der Aufgebo'szeit; eines besonderen Brautschatzes bedurfte Aline v. Willinghof nicht. Das Feldströmsche Familienschloß steckte gestopft voll altbehaglichen und neuerworbenen Hausrats. So kettete sich in kurzem, losem Gefüge an jenes Familienfest als dessen leuchtendes Anhängsel die Hochzeit der beiden an, und Feldström führte statt einiger liebenswürdiger Festerinnerungen, wie sie jede dieser kurischen Familienvereinigungen ergab, eine junge, über alles geliebte Gattin auf die Scholle seiner Ahnen und Urahnen heim. —

Mit einem zarten Schauer, der vielleicht tiefer drang als alle Empfindungen des Gefeiert- und Vergöttertwerdens, die ihr ihre Brautzeit bis dahin gebracht, vernahm die jugendschöne Braut und Frau auf der Fahrt von der kleinen birkengeschmückten Bahnstation zum Feldströmschen Schlosse an einer Einbiegung der Fahrstraße in den vielhundertjährigen Buchenbestand die einfachen Worte ihres nunmehrigen Lebensgefährten. „Jetzt sind wir daheim! Wir sind bei uns!"

Es vollzog sich bei diesen Worten etwas leise, leise in ihrer Brust. Ein Träumen, das nicht bis zum Denken, nicht bis zum Vollempfinden reichte, umwob sie auf der Weiterfahrt durch endlose, herbstsaatübergrünte Äcker, durch weitgebreitete, viehbevölkerte Wiesen, durch Wälder und immer wieder Wälder.

Auf einer flachgeschwungenen Brücke, hoch über einem seeartig erweiterten, tiefen Wassergraben, hielt mit scharfem Ruck das silbergeschirrte schwarzbraune Vierergespann. Aus Parkmassen, braunrot und rot wie glühendes Erz, stieg steil, massig, hoch und altersgrau, von flammendem Wildwein umschlungen, das siebengiebelige uralte Schloß, aus dessen Rundbogenfenstern der Widerschein der Sonne brannte. Feldström sprach mit einer eigenartig verhaltenen Empfindungsschwingung in der Stimme: „Das ist es!"

Und in diesem Augenblick erwachte in der jungen Frau ein nie geahntes Erleben. Mit fast rauher Wucht rückte eine rätselhafte Macht sie an eine neue Stelle: Das Geschlecht ihres Mannes nahm sie auf. Ein neues, starkes Herz, ein hingebendes, leidenschaftliches Frauenherz erwachte in ihr. Sie nahm die Bedeutung der Worte „Mann und Weib" wie unter einem Erzittern zutiefst in sich auf. Dieser Augenblick war ihre Trauung. Dieser Augenblick war ihr eigentliches Jasagen. Mit einem Blick, wie sie ihn ihrem Manne in dieser ganzen rauschhaften Zeit nicht gegeben hatte, ward sie nun im Herzen die Seine.

Und wie aus dem lichtroten Abendgewölk in den schwarzen Glanz hinein fielen in diesem Augenblick, wie von einem geschickten Festordner aufgeboten, mit blendend hellem Blitzen sechs weiße Schwäne. Von der späten Sonne in überirdischem Glanz herausgehoben, von diamantblitzenden Tropfen umsprüht, legten sich die weißen Körper ins Naß, majestätisch ruderten die sechs daher, zwischen den flammenden Ufern geradeaus in der Richtung der Brücke zu.

Kein Wort sprach die junge Frau v. Feldström, keine Muskel zuckte in den feierlich ernsten, schönen Zügen des Mannes. Die Pferde zogen an. Mit einem Handdruck, der Tiefstes und Geheimstes aussprach, fuhren die Jungvermählten über die Brücke weiter und in letztem, scharfem Bogen um ein grell aufloderndes Gladiolenboskett die lange Rampe hinauf vor das von der Dienerschaft umstandene Schloßportal. — — —

Ihre Ehe war eine einzige Kette reicher Tage. Mit täglich neu erschütterter Seele liebte der Mann; hingebend zärtlich, mit starkem Herzen und lieblichem Kundtun die Frau. Sechs Söhne wurden dem Paar geboren, gesunde, schöne Jungen. —

Mit leisem Wort und zartem Scherz rührten sie manchmal daran, daß es sechs waren, sechs, genau so viel, wie damals Schwäne gleichsam zu ihrer Bewillkommnung auf den Wassergürtel ihres Heimatnestes eingefallen waren. Sie wurden heimisch gemacht damals, die fremden, schönen, geflügelten Herolde, die sechs; sie nisteten; und ihre Kinder und Kindeskinder nisteten nach ihnen im Gebüsch und Schilf des Schloßgrabens. Die Spielgefährten der Feldströmschen Knaben waren sie, die weißen Schwäne; wie Sinnbilder des besonderen blendenden Lichts und Glanzes, der über dieser auserlesenen Ehe und Häuslichkeit lag, durch zwanzig Jahre gehörten sie in das Ganze hinein.

Nach dieser Zeit fiel in die fast ungetrübte Heiterkeit der harmonischen Ehe ein leiser, unheimlicher Schatten. Axel Feldström lachte nicht mehr so ganz hell, und seine Frau sah ihn oft verstohlen mit nagender Besorgnis an. Axel Feldström stellte seine langen Ritte ein.

Ein halbes Jahr schon war verstecktes Leiden und verstohlene, immer mehr ins Wirkliche wachsende Sorge auf dem Schlosse daheim, als das schleichend umhergehende Gespenst endlich Sprache gewann.

Ein schon sehr Kranker gestand auf ein vorsichtiges, verhalten-leidenschaftliches Flehen, so gut es ging, noch scherzend und lachend, zu, daß er sich ein wenig müder fühle, als eigentlich nötig, und daß er seiner vergötterten Frau den Gefallen wohl tun könne, eine überflüssige Fahrt in die Stadt zum Arzt zu machen. Scheinbar zum Vergnügen, gleich hundert anderen kurzen und langen Reisen wurde die Reise gemacht. Das Herz der Frau aber schlug dabei, als ginge es zum Gericht.

Tröstende, beruhigende Worte sprach der Arzt, durchaus keinen Urteilsspruch, aber das bange Frauenherz wurde bei diesen vorsichtigen, in Umschreibungen tröstenden Worten doch noch um vieles banger. Feldström scherzte und lachte, als sei sie nun ganz einer törichten Sorghaftigkeit überführt. Seinen Arm in den ihren hakend, wie er es so gern tat, ging er schlendernd mit ihr durch die lindenüberschatteten Straßen der alten Stadt, zuletzt in die hübschen, wohlgepflegten einsamen Parkanlagen der Vorstadt hinaus.

Da blühten so federzart die rosa Tamarisken am klaren See; unter den kleinen Inseln spiegelten sich wunderklar die vielen dünnstämmigen Erlen.

Das Paar stand am Ufer, Feldström immer noch eingehakt, plaudernd, lächelnd — lachend — —

Da ruderte über den See her auf sie beide zu, langsam und gleichsam feierlich, ein großer kohlschwarzer Schwan.

Es lag in der Angegriffenheit ihrer Nerven, daß Frau v. Feldström darüber jäh erschrak. Ein Zufall war es, daß sie noch nie im Leben einen schwarzen Schwan gesehen hatte. Der unerwartete Anblick des düsteren Schwimmers mitten im hellen, sommerlichen Bild war für ihr Herz so tief eingreifend, so voll düsterer Ahnung und Bedeutung, daß sie einen Augenblick wie in Versinken die Augen schloß.

Ihre Fassung kam gleich wieder. Mann und Frau bewunderten gemeinsam ruhig und sachlich das für die Gegend fremdartige, dunkelschöne Geschöpf.

Aber ein Etwas ließ sich nicht stillmachen in der Seele der Frau. Und das Etwas wuchs, und es hatte recht. Zwei Monate, nachdem die Gattin Feldström über den ersten schwarzen Schwan, den sie im Leben sah, so erschauernd erschrocken war, lag der Schloßherr im großen Bankettsaal seines Schlosses aufgebahrt. Er war eines stillen Abends schmerzlos seinem Herzleiden erlegen, das sich in raschem Fortschritt mit unheimlicher Macht entwickelt hatte. — — —

Nachtdunkle Jahre. Witwenjahre.

Ins frühe Altern, in vielerlei körperliches Leiden führte die aus überreichem Glück gerissene Frau die tiefe dunkle Trauer. Jahrzehnte mußten vergehen, bis sie das wurde, als was man sie später rühmte und liebte, als was Söhne, Sohnesfrauen und Enkel sie sahen, eine der lieblichsten und würdigsten alternden Frauen im Lande, das so großen Reichtum an zaubervoller Weiblichkeit besitzt. Aus Geben und Opfern für Söhne und Enkel ist Gutes und Frohes in überreichem Maße zu ihr zurückgekehrt.

Aber die Sehnsucht nach dem Einzigen und Unvergleichlichen, dem Starken und Süßen, das sie in ihrer Ehe besessen, ist nie in ihr erloschen. Ein Untergrund meertiefer Traurigkeit und Schwermut blieb ihr unter all ihrer geselligen Beherrschung, ihrer gesellschaftlichen Anmut und Liebenswürdigkeit.

In dieses Sehnen, das sich mit den Jahren immer mehr vertiefte und immer wehvoller spannte, fiel immer öfter auch ein rätselhafter zarter Schimmer und Schein, sekundenlanges geheimnisvolles Anschwellen und Aufjauchzen eines seltsamen Glücksgefühls.

Unter Kindern und Enkeln saß die weißhaarige Schloßherrin an einem frühen Herbstabend auf der von Geranien umbordeten Schloßterrasse. Grauschwere Wolkenhaufen; von Westen her goldrotes, grellhelles Sonnenlicht, ein sich immer weiter öffnendes Tor, hinaus in eine goldene Welt. Und auf einmal schwebten wie aus dem Kern dieses Glanzes heraus auf das Schloß zu, grell und scharf bis in jede Feder hinein beleuchtet, mit gebreiteten Schwingen zwei weiße wilde Schwäne. Ein herrlicher Anblick war es, alle Augenpaare hingen an ihm wie gebannt. Mit überirdischem Schimmer das der greisen Schloßfrau.

Wie schon zweimal im Leben, durchzuckte sie auch jetzt die Gewißheit, daß die Natur ihr aus geheimnisvollen Tiefen heraus eine Botschaft sende. Froh und reif nahm sie diese entgegen. Ihrem frommen, starken Herzen war Sterben und Vereinigtsein mit dem Teuersten, das wir auf dieser Erde besessen haben, eins.

Die Motorspritze.

Humoreske von Rolf Römer.

Sebastian Stoppelwieser warf seinen schon ein bißchen verbeulten Feuerwehrhelm auf die Ofenbank und setzte sich müde in den Herrgottswinkel.

„Willscht epp's Warmes?" fragte seine Theres, die in Unterrock und Nachtjacke auf ihn gewartet hatte, obwohl es reichlich spät geworden war.

„An Obschter und Käs!" wünschte der Bastel, seine Beine behaglich unter den Tisch streckend.

„Ist's denn auch rechtschaffen nunterbrennt?" erkundigte sich die Frau, als sie das Verlangte vor ihn hinstellte.

„Doch, doch!" kaute der Stoppelwieser träge hervor. „Bal mer d' Fensterstöck' eingehaut haben, isch 's gange!"

„Jetzt sollt mer halt endli a amal drangoh!" begann die Theres ihre Zukunftspläne anzuspinnen. „Wann erscht 's Kind wieder da is, will i's kommod haben!"

„Na, na, dös eilt nit!"

„Zuwas hascht denn versichert, he?" fragte die Frau gereizt, der 's Häfele immer geschwind überkochte.

Sebastian Stoppelwieser kratzte sich sinnierend in den schwarzen, glanzlosen Strupphaaren:

„'s isch noch zu bald, Theres! So a Sach muß mer ausreife lassen, wie 's Korn!"

„Rief wär sie lang, mein i!" belferte die Schusterin drein. „Aber du bischt halt an Pechpicker! Hast kan Schwung und ka Unternehmungsgeischt!"

„Du muscht nit hocke, wenn's aufkommt!" bedachte der Bastel.

„Ah was, aufkommt!" herrschte ihn die bessere Hälfte an. „Hat's in der ‚Sonnen' nit a brennt und beim Zoller und beim Holderbecken? Isch da leicht epp's aufkommen? Alles hat an neues Haus hinbaut und is was worden dabei! Bloß wir hocken allweil noch in unserer Sauhütten drinnen! Und warum, he, warum? Weil du an — weil du an —"

„Weil i was?" brauste der Schuster auf.

„I sag's nit, daß 's die Kinder nit losen, in der Kammer drin! Weißt's eh gut genug, was i mein!"

„So!" fuhr der Bastel los und hob beide Pechfäuste gegen die Eheliebste. „Und jetzt tu i 's überhaupt nimmer! Verrecken kannst in deiner Sauhütten, so wahr i Sebastian Stoppelwieser heiße!"

Damit war er mürrisch die Stiege hinaufgepoltert, hatte sich auf den Laubsack geworfen und war jede Antwort schuldig geblieben, so gern die Theres auch noch mit ihm gehakelt hätte; denn Ruhe konnte sie doch sobald nicht finden, obwohl sie wütend die Lampe ausgeblasen und auch ihr Lager aufgesucht hatte. Es war aus für eine Weile mit dem schönen neuen Haus; denn der Bastel hatte einen dicken Schädel, das wußte sie nur zu gut! Und ihm war's ja auch gleich, in was für einem Loch er wohnte. Er lebte nicht für den Fortschritt! Und selber anzünden? Das bedeutete eine gewagte Sache! Das war Männerarbeit in Achbruck schon von Großvätertagen an.

„Als ob's aufkommen tät!" brummte die Theres in sich hinein. Als ob die Achbrucker nicht christlich zusammenhalten täten, wenn die Behörden kommen und die Versicherungskommission! Grad a Freud war's allemal, wie's Firstfest nachher! Da blieb im ganzen Dorf auch nicht ein Mannsbild nüchtern!

Und nun hatte der Pechpicker richtig die gute Zeit verpaßt. Es war zum Haareausraufen! Aber wer hätte auch denken können, daß der Bildsteiner Franz so ein Troddel sein könnte. Der hatte es nämlich zu was gebracht in der Fremde und kürzlich die große Spinnerei an der Achstauung zusammengekauft. Ganz freundschaftlich hatte er mit den Leuten getan, als ob er noch ehrlich der alte wäre, bis man ihn zum Gemeindevorstand gewählt hatte. Und nun zeigte er natürlich erst den Pferdefuß.

„Da hm' mer uns ak'krat den Wolf in Goasstall g'sperrt!" sagte der Hufschmied, der auch noch ein altes, windschiefes Dach über dem Kopf hatte. „Dös ham mer nötig g'habt!"

„Schöne Eseln san mer g'sie!" stellte in beachtenswerter Selbsterkenntnis der Metzger Wurmapfel fest. „Aber i hab's glei denkt! An Neumodscher is er worden und an Großkopfeter obendrein!"

„I find's nit so übel!" nahm der Holderbeck für den neuen Vorstand Partei. „A Motorspritzen gehört jetzt in a jede Ortschaft!"

„Weil du aufbaut hascht!" herrschte ihn Schuster Stoppelwieser an. „A Gemeinheit is, a Hinterhältigkeit! Und an Dreck is's Wert! Nix wie Geldkosten hat mer davon! Als ob in Achbruck epp's brennen tät, was nit brennen müßt! Aber nun freili!"

Ja, jetzt bereute er es, daß er sich damals blindwütig in seinen Zorn verbissen hatte, anstatt der Theres nachzugeben. Die war wieder einmal die Gescheitere gewesen, gestand er sich heimlich ein, aber natürlich nur ganz heimlich. Es hatte ja auch keinen Sinn mehr, weiter darüber zu hadern. Es war zu spät. Augenblicklich lag die Schusterin mit dem achten Stoppelwieserchen im Wochenbett, da konnte einem der beste Unternehmungsgeist nichts nützen. Und in acht Tagen kam das Luder schon! Die Motorspritze nämlich!

Dennoch war die Neugierde groß, als am nächsten Sonntag die Ankunft der Motorspritze mit einer prächtigen Feuerwehrübung gefeiert wurde. Das ganze Dorf war auf den Beinen und umstand mit mißtrauischer Scheu das Wunderding, das mit erschütternden Rhythmen unverdrossen Arbeit tat.

„Vielleicht verreißt sie's!" nährte der dicke Schmied noch eine letzte Hoffnung, aber sie ging nicht in Erfüllung.

„Dös gibt aus!" meinte der Pechbastel bekümmert, der oben auf der Feuerleiter stand und den dicken Strahl auf das Schuldach hinzielen mußte. „Da dürft' mer sich eher gegen Wassernot versichern!"

Mit der lieben alten Pumpenspritze war es freilich etwas anderes gewesen. Wie aus einer Kaffeekanne war das Wasser herausgeronnen, und der Schlauch hatte verständnisvoll allenthalben kleine Nebenbächlein durchsickern lassen.

„Jetzt müßt ein Wunder geschehn, wann's noch gut ging!" Nachher hatte der Bildsteiner Franz die Feuerwehr in die „Sonne" eingeladen.

„Die Motorspritze will doch begossen sein!"

Da war zum erstenmal mit ihm alles eines Sinnes gewesen.

„Dös wer mer ihm gründlich besorgen!" schmunzelte der Metzgermeister. „I vertrag leicht an Melkeimer voll!"

„Bankrott sauf ich ihn!" stimmte der Schmied brüderlich bei, während Sebastian Stoppelwieser die Zeit nicht mit vielem Reden versäumte, sondern den Ärger rechtschaffen hinunterspülte. Aber auch die anderen, die keine persönliche Feindschaft gegen die Motorspritze hegten, kübelten vom Roten, was nur Platz hatte. Es war weit schlimmer als zu einem Firstfest, und nicht alle Achbrucker fanden sich mehr heim in dieser denkwürdigen Nacht, sondern schliefen ihren Rausch gleich an irgendeinem Wiesenrain wieder aus.

Sebastian Stoppelwieser aber hatte sich doch allmählich bis in die Schusterhütte getorkelt.

„Der Deibel — soll — das Luder — holen!" lallte er vor sich hin und versuchte Licht in der Stube zu machen. Aber es gelang nicht mehr. Ein Zündholz nach dem andern rieb er unter der Schuhsohle an, verlor jedoch jedesmal das Gleichgewicht dabei. Schließlich fiel er polternd gegen den Eßtisch, daß die Lampe am Boden zerklirrte.

„Mistvieh, dreckètes!" Und warf wütend auch noch die Schwefelhölzer nach. Dann torkelte er im Dunkeln die Treppe hinauf, dem Laubsack zu. —

Eigentlich war es das Neugeborene, das die Stoppelwiesers vor dem Unglück bewahrt hatte. Der kleine Hungerschreier war wach geworden und nimmer zu beruhigen gewesen. Da hatte Frau Theres seufzend die Milchflasche genommen und war in die Küche hinuntergegangen. Als sie den Zucker aus der Stube holen wollte, schlugen ihr schon die hellen Flammen entgegen.

„Es brennt, es brennt!" schrie die Stoppelwieserin entsetzt und rannte ganz verstört die Stiege wieder hinauf, die Kinder zu wecken.

„Es brennt, es brennt!" In wirrer, verschlafener Angst schrien es alsbald alle durcheinander, rafften wahllos ein paar Habseligkeiten zusammen und liefen ins Freie. Nur Sebastian Stoppelwieser lag wie ein Klotz in seinem Bettschragen und rührte sich nicht.

„Es brennt!" gellte ihm die Theres, das Kleinste auf dem Arm, in die Ohren.

„Dös Luder schafft's!" brummte drauf der Bastel und warf sich krachend auf die andere Seite. Aber es kam Hilfe. Ein Paar Weiber aus der Nachbarschaft packten den Schuster bei Kopf und Beinen und warfen ihn unsanft zum Hause hinaus, das schon hell in das Morgengrauen hinauffackelte. Weiber waren es auch, die die Feuerglocke zogen; aber die Nachbargemeinden hielten es nicht für nötig, zu kommen.

„Die werden's mit ihrer Motorspritzen schon allein derpacken!" meinten sie. Die Kanonenräusche hatten sie natürlich nicht in Rechnung gezogen.

Also brannte dem Sebastian Stoppelwieser seine Sauhütten doch noch herunter, trotz aller Hindernisse.

„Du hascht's faustdick hinter den Ohren!" sagte neidgeschwollen der Wurmapfelselcher, als dem Stoppelwieser der Maibaum auf dem neuen Dachstuhl wimpelte und er seinen Firsttrunk gab, auf Kosten der Versicherung natürlich. „Dös war wirklich noch der letzschte Poschttag g'sie!"

„A Mordssau han i g'hätt! Nix weiter!"

„Mehr Glück als Verstand!" stellte ihm die Theres wohlwollend das Zeugnis aus. „Wenn er verbrannt wär', hätt er's nit amal gemerkt in seinem Rausch!"

„Gut isch's gange, nix is g'schehn!" lachte der Bastel vergnügt, hob sein Glas und sagte: „Auf die brave Motorspritzen!" Aber da tat Meister Wurmapfel denn doch nicht mit.

Ein Stück Alt-Wien.



Die Liechtenthaler Pfarrkirche, an der Franz Schubert wirkte.



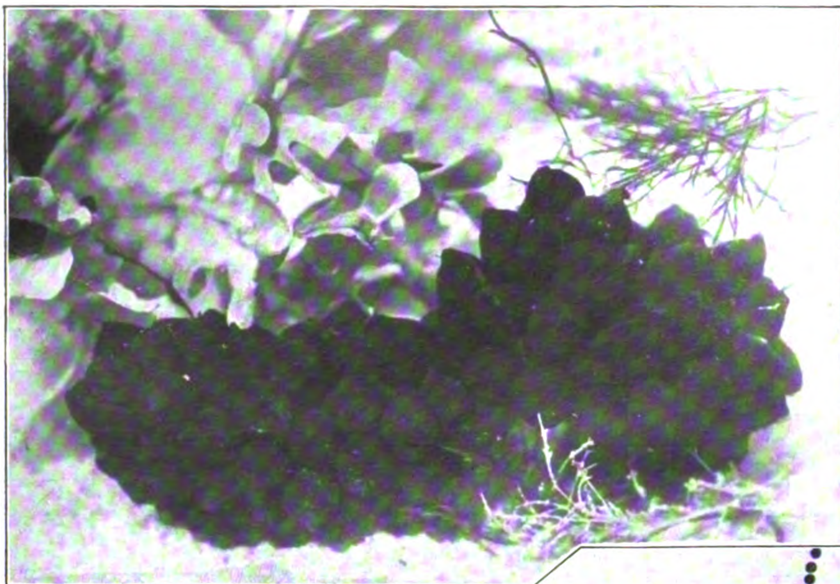
Markt in Liechtenthal.
Links nebenstehend: Haus in Liechtenthal.

Im Wiener Volksmund wurden gewisse Viertel der Stadt seit je als „Gründe“ bezeichnet. So wird der neunte Bezirk Wiens heute noch der „Alsergrund“, nach einem inzwischen unterirdisch gewordenen Flüßchen, der „Als“, so genannt, und im siebenten Bezirk, am Neubau, gab es einen „Brillantengrund“, weil dort die reichen Juweliere und Seidenhändler daheim waren. „Das is aner vom Grund!“ will denn auch besagen, daß einer ein echter, von lange her bodenständiger Wiener sei. Zu den allerältesten „Gründen“ von Wien („Grund“ also als Bodenfläche oder Stadtgegend aufgefaßt) zählt nun das sogenannte „Liechtenthal“ im neunten Bezirk, einem insofern besonderen und geheiligten Teil der Stadt, als dort die Liechtenthaler Pfarrkirche noch steht, jene schlichte Vorstadtkirche, in der einst Franz Schubert, der geborene Liechtenthaler, als Organist und Kapellmeister gewirkt hat. Das war damals, als ihn sein Vater, der Schullehrer vom Himmelpfortgrund (wieder ein „Grund“, der übrigens auch heute noch so heißt!) als Schulgehilfen aufnahm, auf daß der Franz ein tüchtiger Schulmeister werde (1814—1817). Dort, in jener Liechtenthaler Pfarrkirche, sang Therese Grob, Schuberts einzige Liebe, in seinen Messen, und gewiß auch in der F-Dur-Messe, die der 17jährige Meister in jener Kirche am 26. September 1814, am Tage des heiligen Cyprianus, zum erstenmal aufführte und dirigierte. Wie die Vorstädte Döbling und Heiligenstadt die durch Beethoven geweihten Bezirke sind, so ist Liechtenthal mit seinem Himmelpfortgrund der durch Schubert geweihte Stadtteil Wiens. Durch die alten Gassen Liechtenthals mit ihren niedrigen, schadhaften, baufälligen Häusern und Häuschen ist der Frühvollendete oft geschritten, und unweit von der Pfarrkirche und vom Himmelpfortgrund ist er auch gestorben — in dem kleinen, traulichen Häuschen in der Nußdorfer Straße, das so ein richtiges Schuberthaus ist: im Äußeren schlicht, doch wenn die Tür geöffnet ist, im Durchblick ein blühender Garten! Das Haus „Zum Mondschein“, das bis 1925 in der Thurygasse 17 stand, ist eines der typischen Liechtenthaler Häuser gewesen. Zur Zeit geht dort ein kühner Neubau der Vollendung entgegen: ein „Liechtenthalerschlössel“ mit etwa 180 Wohnungen, ein neuer Wiener Volkswohnbau, wird sich dort erheben, wo einst ein halbes Dutzend oder mehr jener hingeduckten Altwiener Häuschen standen. Bei der Pfarrkirche in der Marktgasse gibt's alljährlich einen Liechtenthaler Markt, und zwar zum Feste des Kirchenpatrons, des heiligen Eustachius. Dann ist die alte, schmale Marktgasse von Buden und Käufern belebt — und über den alten „Grund“ weht noch etwas wie der Gruß einer verschollenen Zeit, in der Schwind, Grillparzer, Spaun, Hüttenbrenner und Vogl Freunde waren. In der Pfarrkirche aber wird am 26. September alljährlich die F-Dur-Messe Schuberts aufgeführt, die dort vor mehr als einem Jahrhundert zuerst erklungen.

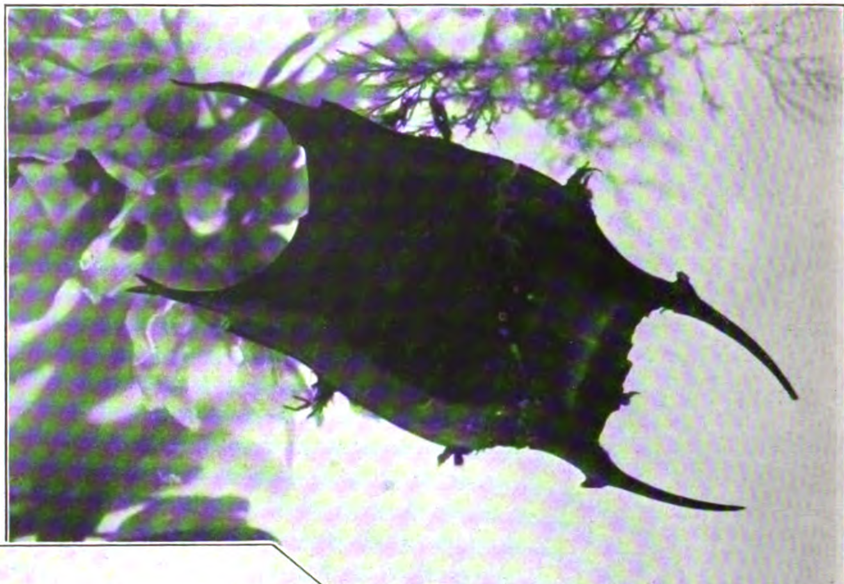
Maximilian Bauer.



RADIERUNGEN VON HEDWIG BRECHER-EIBUSCHITZ



Eiertraube der Gemeinen Sepia (Sepia officinalis).

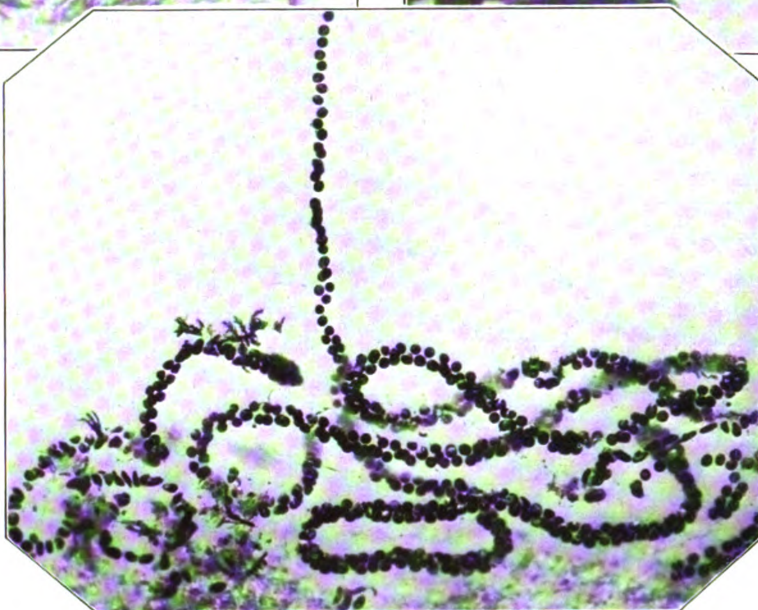


Ei eines Rochens (Raja).

KURIOSE EIER

Wenn zwei Dinge einander ähnlich sehen, so sagen wir: Sie gleichen sich wie ein Ei dem andern. Dabei denken wir freilich nur an die uns so vertrauten Hühnereier, die ja im großen und ganzen ziemlich übereinstimmen. Welche Mannigfaltigkeit weisen jedoch schon in bezug auf Größe, Färbung und Zeichnung die Eier der übrigen Vögel auf! Man denke nur an den Größenunterschied zwischen einem Kolibri- und einem Straußenei oder an das Milchschokoladenbraun des Inambu-, das Spinatgrün des Lummen- und das Rostrot des Wanderfalkeneis! Aber bei allen Schwankungen in der äußeren Gestalt, die bald typisch „eiförmig", bald kugelig, walzenförmig, elliptisch oder kreiselförmig ist, und in der Struktur der harten Kalkschale ist das Vogelei doch so eigenartig, daß es nicht leicht mit einem anderen Naturgebilde verwechselt werden kann. Am nächsten kommen den Eiern der Vögel die der diesen entwicklungsgeschichtlich sehr nahestehenden Kriechtiere. Allerdings ist die Schale hier mehr lederartig und nur mit einer mehr oder weniger starken Kalkablagerung bedeckt. Wir sind in der glücklichen Lage, unseren Lesern hier Alligator- und Ringelnattereier im Bilde vorführen zu können, denen gerade die Jungen entschlüpfen. Alligatoreier haben die Größe von Gänseeiern und werden zu 40 bis 60 Stück in ein von der Mutter hergerichtetes Nest aus faulenden Pflanzenstoffen abgelegt und durch die feuchte Wärme in etwa acht Wochen gezeitigt. Sind die Jungen entwickelt, so lassen sie im Ei quakende Laute hören, durch welche die das Nest treulich bewachende Mutter veranlaßt wird, die Pflanzendecke des Nestes wegzuscharren und ihrer Nachkommenschaft das Ausschlüpfen zu ermöglichen. Die Alligatorsprößlinge wachsen in den ersten Monaten ziemlich schnell, dann aber erstaunlich langsam und erreichen erst mit 15 Jahren eine Länge von 60 cm.

Während die Schale der Alligatoreier sehr hart erscheint, ist die der Ringelnattereier pergamentartig. Das Weibchen legt sie in Misthaufen, feuchtes Laub, Mulm oder Gerberlohe, und da sie beim Hervortreten aus dem Mutterleib schnell aufeinanderfolgen, sind sie gewöhnlich durch ein Schleimband perlschnurartig miteinander verbunden. Die Jungen brauchen etwa drei Wochen zur Entwicklung. Da man die Eier der Ringelnatter häufig in warmen Geflügelställen antrifft, spielen sie im Aberglauben der Landbevölkerung als „Hahneneier" eine Rolle.



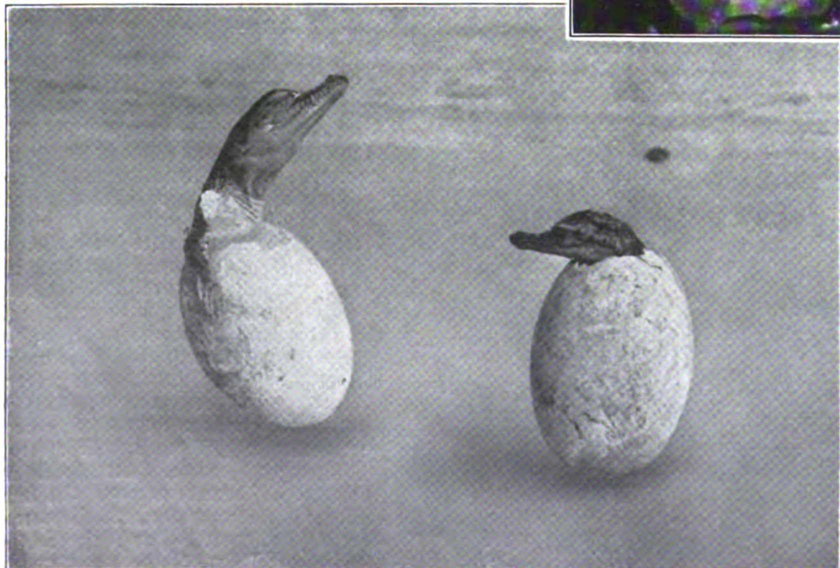
Laichschnüre der Erdkröte.

Die Lurche, auch wenn sie außerhalb der Paarungszeit nur auf dem Lande leben, legen — mit Ausnahme der Blindwühlen, weniger Froschlurche und einiger lebendgebärender Schwanzlurche — ihre Eier als Laich im Wasser ab. Die einzelnen Eier sind von einer dünnen, häufig dunkel gefärbten Rindenhülle und zwei Gallerthüllen umgeben, deren äußere im Wasser anschwillt. Sie bietet Schutz gegen das Eintrocknen, gegen mechanische Verletzungen und das Gefressenwerden. Bei den Schwanzlurchen werden die Eier meist einzeln an Wasserpflanzen befestigt, bei den Fröschen in Haufen, bei den Kröten in Doppelschnüren abgelegt. Die Erdkröte produziert Schnüre von 3 bis 5 m Länge, die mehrere tausend Eier enthalten. Aus ihnen schlüpfen die Larven, je nach der Temperatur, in 12 bis 18 Tagen. Leider beraubt der moderne, sogenannte „rationelle" Landwirtschaftsbetrieb, der jeden Feldtümpel beseitigt, die als Vertilger von Schnecken und anderen Schädlingen so nützlichen Kröten mehr und mehr der Fortpflanzungsmöglichkeit.



Die Fische legen, soweit sie nicht besondere Bruträume benutzen, ihre Eier meist einzeln, und zwar in großen Mengen ab, heften sie auch oft an Wasserpflanzen. Beim Flußbarsch tritt der bis zu 200000 Eier enthaltende Laich in bandförmigen, untereinander verklebten Schnüren aus. Die Haie, soweit sie nicht lebende Junge zur Welt bringen, und die ihnen nahe verwandten Rochen legen nur wenige große Eier von viereckiger Gestalt mit faden- oder sichelförmigen Anhängseln an den Ecken. Ihre hornartige Schale ist mehr oder minder durchsichtig.

Wie die Eier der Insekten, sind auch die der niederen Tiere besonders mannigfaltig in Bau und Gestalt. Bei den Kopffüßern (Tintenfischen), der am höchsten entwickelten Klasse der Weichtiere, finden wir innerhalb der einzelnen Unterordnungen große Verschiedenheit. Sehr hübsch sind die zitronenförmigen, von dunklen Hüllen umgebenen Eier der Sepia, die in Trauben an Algen und Seegras kleben und sich vor allen anderen Weichtiereiern durch ihren Dotterreichtum auszeichnen. Man findet sie nach der Flut häufig am Strande unserer Meere. H—s.





Unten links: Aus dem Ei kriechende Alligatoren. — Oben Mitte: Laich des Flußbarsches. — Unten rechts: Junge Ringelnattern. Zwei davon im Augenblick des Ausschlüpfens.



Aus Theodor Storms „grauer Stadt am Meer“: Holländische Frachtsegler im Hafen von Husum (Schleswig-Holstein).

Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von Martin Frost.

Wissen und Leben

Pflanzenamphibien. Wie bei den Tieren, so gibt es auch bei den Pflanzen Arten, die sowohl auf dem Lande als auch im Wasser leben können, z. B. unser Froschlöffel (Alisma plantago), das Pfeilkraut (Sagittaria sagittifolia), der Tannenwedel (Hippuris vulgaris), der Wasserknöterich (Polygonum amphibium) und andere. Alle diese Gewächse nehmen eine ganz verschiedene Gestalt an, je nachdem ihre Wurzeln in der Erde oder im Schlamm, oder ihre Stengel, Blätter und Blüten an der Luft oder im Wasser gedeihen. Jede einzelne Pflanze ist an diese Verwandlung und Rückverwandlung seit uralten Zeiten innerlich angepaßt. So sehr, daß sie bald ausstirbt, wenn das sie zeitweise überschwemmende Wasser ganz abgeleitet wird. Andererseits können echte Landpflanzen eine länger dauernde Überschwemmung nicht vertragen. Das zeigte sich auch bei der im Sommer 1924 mehrere Monate währenden Überflutung des Dnjepr unweit Kiew. Die meisten Wiesenpflanzen starben ab. Nur einzelne Exemplare gewisser Arten paßten sich ganz überraschend dem Leben im Wasser an. Das auch bei uns auf allen feuchteren Grasplätzen wachsende Pfennigkraut (Lysimachia nummularia) mit seinen wagrecht ausgebreiteten, an kriechenden Stengeln wachsenden, eiförmigen Blättern und den großen, schön goldgelben Blüten zeigte sich in einzelnen Exemplaren noch nach zwei Monaten äußerlich gesund. Die Stengel hatten sich aufgerichtet und mächtig gestreckt, so daß sie die ihrer Landschwestern um das Doppelte übertrafen. Die Blätter waren kleiner und nach unten gerichtet, an der Stelle von Blüten hatten sich meistens Zweige gebildet; aber einige Pflanzen versuchten sogar unter Wasser ihre Blütenknospen zu öffnen. Pflückte man diese Gelegenheits-Amphibien ab, so verwelkten sie auffallend rasch, genau so wie die echten Pflanzenamphibien. Von den stehengelassenen aber sah der beobachtende Botaniker Cholodny, als die Wasser sich verliefen, einige ganz allmählich zum Landleben zurückkehren und sich wieder in echte Landpflanzen verwandeln. Die meisten allerdings konnten diese Rückverwandlung nicht mitmachen, denn ihre Blätter hatten, wie Cholodny feststellte, die früher dem Luftaustausch dienenden Spaltöffnungen gar zu gründlich verriegelt, indem sich die mikroskopisch kleinen Schließzellen größtenteils in gewöhnliche Hautzellen umgewandelt hatten. Und statt der früheren großen Blattgrünkörner fanden sich in den Schließzellen solcher Pflanzen nur noch kleine, fast farblose Plastiden. Diese ganze Beobachtung zeigt, daß einige wenige Exemplare einer echten Landpflanze, entgegen vielen Tausenden ihresgleichen, ein so plastisches Gewebe besitzen, daß sie im Laufe weniger Monate zu echten Amphibien-Pflanzen werden. Zugleich ist hier für die Wissenschaft ein neuer Beweis erbracht, daß nicht immer nur eine sich allmählich summierende Reihe kleiner Veränderungen neue Gestalten schafft, sondern daß, vielleicht öfter, als wir meinten, eine Katastrophe gleich sprungweise den Organismus verändert. Hermann Radestock.

Zu unserer Musikbeilage. Paul Ertel, aus dessen Feder die vorliegende Nummer zwei Klavierstücke bietet, ist ein vielseitig gebildeter Musiker, der sich mit Recht weit über die engeren Fachkreise hinaus besten Rufes erfreut. Am 22. Januar 1865 zu Posen geboren, bildete er sich schon früh in Klavierspiel und Musiktheorie, teilweise autodidaktisch, heran, erhielt die letzte Weihe noch unter Liszts Anleitung und trat dann als Pianist an die Öffentlichkeit. Bei der Jurisprudenz, deren Studium er eine Zeitlang oblag, behagte es ihm auf die Dauer nicht, und er widmete sich denn nach bestandenem Staatsexamen wieder völlig der Tonkunst — in erster Linie dem eigenen Schaffen, dann aber auch der Tätigkeit als Musiklehrer, -kritiker und -schriftsteller. Von dem nun Zweiundsechzigjährigen liegt über ein halbes Hundert vorwiegend größerer Werke vor: symphonische Dichtungen und andere Orchesterwerke, Kammermusik, Klavier-, Orgel- und Gesangswerke sowie die Opern „Gudrun" und „Die heilige Agathe". Ist Ertels Schaffen ursprünglich aus der neudeutschen Richtung seines Meisters Liszt herausgewachsen, so hat es neuerdings impressionistischen Einflüssen nachgegeben. Daß er sich neben seinen höchsten Zielen nachstrebenden, großen Konzertwerken gelegentlich auch um die gute Haus- und Unterrichtsmusik verdient gemacht hat, ist endlich noch erwähnenswert. Für das vorliegende Heft wurden zwei Klavierstücke solcher Bestimmung von vornehmem Wohlklang und nur mäßiger Vortragsschwierigkeit gewählt (s. die Notenbeilage). Dr.

Bilder aus Kaiser-Wilhelms-Land und Neupommern. Obgleich die unseren Abbildungen auf nebenstehender Seite zugrunde liegenden Photographien englischer Herkunft sind, werden durch sie doch Erinnerungen an ruhmvolle deutsche Expeditionen in uns wachgerufen, die in das Innere der größten und immer noch teilweise unerforschten Insel der Welt, Neuguineas, und der ebenfalls erst sehr spät erforschten größten Insel des Bismarckarchipels, Neupommerns, vordrangen. Die kunstvoll an Rottang-Lianen aufgehängte Brücke über ein schnellströmendes Urwaldflüßchen führt uns ins tiefste Innere von Kaiser-Wilhelms-Land, in den Teil des Zentralgebirges, wo das niederländische, das britische und das ehemalige deutsche Schutzgebiet zusammenstoßen. Hier, im Quellgebiet des Kaiserin-Augusta-Flusses oder Sepik, lebt eine verhältnismäßig zahlreiche Bevölkerung, die den geschlossenen Urwaldmantel der Berghänge teilweise gerodet und Tabak-, Jams- und Tarofelder an seine Stelle gesetzt hat. Die Flüsse, die im sumpfigen Flachland als die einzige Verkehrsader dienen, sind hier im Gebirge nicht mehr befahrbar. Daher wurden Pfade durch den Wald angelegt, und Hängebrücken überspannen Gewässer und Schluchten. Etwa fünfzehn solche Brücken sind von den deutschen Expeditionen Schultze-Jena, Behrmann und Thurnwald entdeckt worden, die vor dem Kriege das Gebiet des Sepik erforschten. Die Eingeborenen auf der Brücke sind offenbar ehemalige deutsche, aus Neupommern stammende Polizeisoldaten, die nun den gegenwärtigen Machthabern, den Australiern, dienen. Der vorderste von ihnen trägt noch sein deutsches Koppel; das Koppelschloß ist deutlich erkennbar. Das durch Palisaden gegen die Angriffe feindlicher Nachbarn recht wirkungsvoll geschützte, aus enggedrängten Hütten bestehende Urwalddörfchen liegt im Innern des westlichen Teiles von Neupommern, im Arbeitsbereich der Hamburgischen Südsee-Expedition von 1908. Auch die übrigen Bilder führen uns nach Neupommern (Neubritannien). Die Flottille von Auslegerbooten, besetzt mit





Geweihabwurf: Hirsch vor seiner zweiten abgeworfenen Stange.
Oben im Kreis: Windender Zehnender.





Links: Schmalhans Küchenmeister: Unter tiefem Schnee Äsung suchende Hirsche. Rechts: Not kennt — keine Scheu: Hirsche an der Waldstraße, von vorüberfahrenden Schlitten Futter erhoffend.

Unser Rotwild im Winterwald.

(Phot. Stephainsky-Tillowitz.)

Nr. 4274

Aus ehemalig deutschem Kolonialgebiet: Neuguinea und Neupommern







Eingeborene mit Tanzmaske (links) und Tanzhut. (Südliches Neupommern.)

Oben rechts:

Hängebrücke über den Brückenfluß, einem Nebenfluß des Sepik oder Kaiserin-Augusta-Flusses in Kaiser-Wilhelms-Land, dem ehemaligen deutschen Gebiet Neuguineas.

In der Mitte:

Boote mit festlich geschmückten Eingeborenen in einer Bucht von Neupommern, dem jetzigen Neubritannien.

Unten links:

Befestigtes Dorf im Innern Neupommerns.

Unten rechts:

Maske von der Gazelle-Halbinsel der Insel Neupommern.

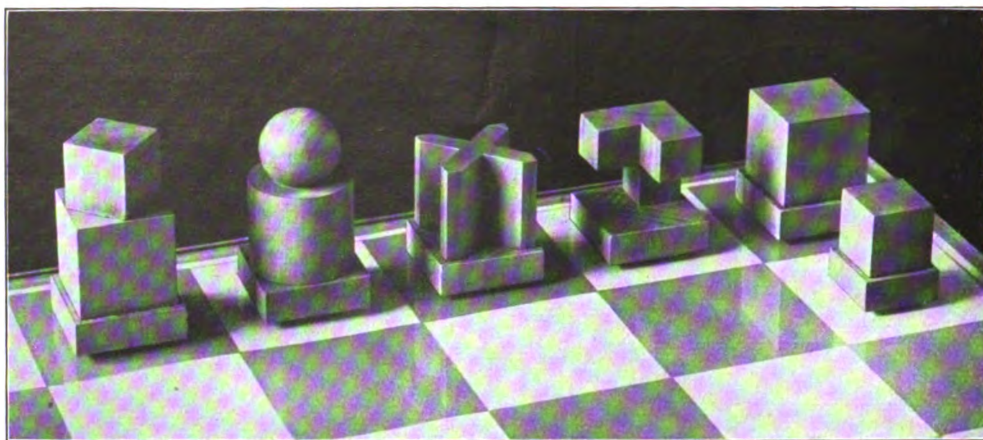




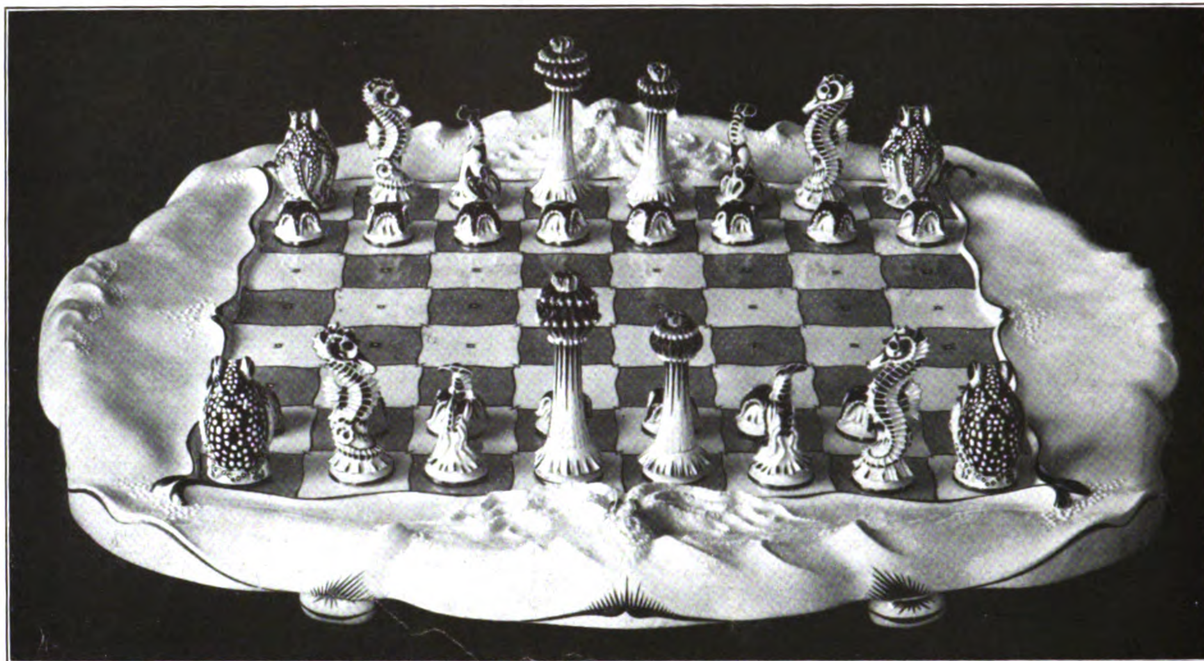
Eingeborenen, die teilweise Tanzhüte tragen und einen federgeschmückten Speer mit sich führen, sind offenbar zu einer Tanzvorführung in eine Regierungsstation entboten; der Berg im Hintergrund ist einer der Vulkane, welche die Insel birgt. Von den beiden maskierten Eingeborenen trägt der eine eine Rindenmaske, der andere (für sich abgebildete) außer der Gesichtsmaske noch einen Tanzhut; er stellt einen Ahnengeist dar. Der Tanzhut ist vorn und hinten mit Pferdeköpfen geschmückt, ein Zeichen, daß er ganz „modern" ist, denn Pferde haben die Eingeborenen erst bei den Weißen kennengelernt. W. G.

Moderne Schachspiele. In der äußeren Gestaltung der Technik hat das Schachspiel insofern eine Veränderung erfahren, als es aus einem Viererspiel ein Zweierspiel geworden ist. Die Inder, später die Perser und die Chinesen, die es von Indien übernahmen, spielten zu vier Personen. Aber schon die Mohammedaner bevorzugten das Zusammenfassen in zwei Parteien, in der richtigen Erkenntnis, daß dies Spiel mehr als jedes andere ein Spiel des Sichversenkens, des engsten Kampfkreises sei. Früh, schon zur Zeit Karls des Großen, kam es nach Deutschland und hat, außer in Spanien und Frankreich, hier die weiteste Verbreitung gefunden. Italien, das im 17. und 18. Jahrhundert ein berühmtes Schachland war, steht heute nicht mehr an der Spitze. In Deutschland aber hat das Spiel durch seine innerliche und nachdenkliche Methode, durch die hohen Anforderungen, die es an Konzentration und klares Denken stellt, stets einen großen Kreis von Jüngern gehabt. Dem großen allgemeinen Interesse entsprechend, das das Schachspiel erweckte und noch erweckt, war die Ausgestaltung der Schachfiguren; sie bot ein weites Feld für die Betätigung der schöpferischen Phantasie. War es zunächst vornehmlich die Kostbarkeit des Materials, Gold, Elfenbein, Bernstein, Edelsteine, die bei den Figuren der älteren Zeit auffiel, so fügten sich künstlerische Behandlung und phantasievolle Bearbeitung bald an. Wir besitzen in unseren Museen köstliche Schachspiele aus dem Mittelalter, bei denen jede einzelne Figur ein Kunstwerk ist, und die häufig bestimmte Kampfspiele oder Szenen aus historischen Epochen darstellen. Das deutsche Kunsthandwerk weist eine interessante Auswahl solch gedrechselter oder geschnitzter Figuren auf, von denen die prunkvoll und überreich geschnitzten Figuren, die wenig handlich waren, als Ehrengeschenke oder zu Schauzwecken dienten. Mit dem Wechsel und teilweisen Niedergang der handwerklichen Kunst verschwanden die kostbaren Schachspiele, und es entwickelte sich der einfache und zweckmäßige Gebrauchstyp unserer Zeit. Einem tieferen Ziel dient das neuartige Schachspiel, das die Werkstätten des Bauhauses in Dessau jetzt herausgebracht haben. Die Figuren dieses modernen Schachspiels tragen ihre innere Bestimmung schon äußerlich zur Schau. Sie sind in der Weise geformt, daß sich Weg und Schlagmöglichkeit der einzelnen Figuren in ihrem Bau darstellen. So ist die beweglichste Figur, die Dame, als Zylinder mit einer Kugel darauf dargestellt — die diagonale Bahn des Läufers zeigt das Schrägkreuz auf dem Würfel, während der Springer rechtwinklig in Hakenform gestaltet ist und Turm und Bauer glatte Würfel sind. Auch künstlerische Darstellungen tauchen von neuem beim Schachspiel auf. So finden sich künstlerische Phantasie und praktische Gebrauchsmöglichkeit sehr fein vereinigt in dem Schachspiel „Seetiere", das von Prof. Esser, Meißen, entworfen und von der Staatlichen Porzellanmanufaktur Meißen hergestellt ist. Das kühle Porzellan findet in der Darstellung dieser Tiefseegeschöpfe sein eigentlichstes Element. Die Farben sind Weiß, Rot und Gold auf der einen, Weiß, Schwarz und Gold auf der anderen Seite.

A. Flechtner-Lobach.



Der Bauhausstil auf dem Schachbrett: Schachfiguren der Werkstätten des Bauhauses in Dessau. Von links nach rechts: König, Königin, Läufer, Rössel, Turm und Bauer.



Seetiere als Vorwurf zum Schachspiel: Schachbrett mit Schachfiguren der Staatlichen Porzellanmanufaktur Meißen nach dem Entwurf von Professor Max Esser. Hinten die weißen, in Wirklichkeit weiß, rot und gold ausgeführten Figuren, vorn die schwarzen (weiß, schwarz und gold).

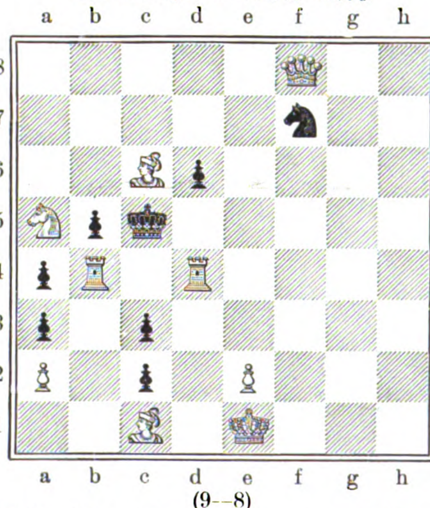
Moderne Schachspiele.

ZUM NACHDENKEN

PREISAUFGABE Nr. 3:

Schachaufgabe

Von Dr. Egbert Delpy, Leipzig.



(9—8)

Weiß zieht und setzt Matt in zwei Zügen.

Mit der heutigen Preisaufgabe wenden wir uns an einen engeren Kreis unserer Leser, an die Schachfreunde, die es freudig begrüßen werden, wieder Schachaufgaben in der „Illustrirten Zeitung" vorzufinden. Die alte rühmlich bekannte Schachrubrik können wir freilich nicht im vollen Maße wiederaufnehmen, da bei der Vielseitigkeit der Gebiete, die wir jetzt zu berücksichtigen haben, uns hierzu der Raum fehlt, doch werden wir nunmehr wieder von Zeit zu Zeit Schachprobleme veröffentlichen. — Unsere Preisaufgabe hat neben der Hauptlösung mehrere Varianten. Anspruch auf einen der 3 Preise — Bücher im Werte von je 50 Mark nach Wahl des Gewinners — hat der, der sämtliche Lösungen (Hauptlösung und Varianten) richtig gefunden hat. Gehen mehr als drei zu berücksichtigende Lösungen ein, dann entscheidet das Los. Die Einsendungen sind mit der Bemerkung „Preisaufgabe Nr. 3" an die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung", Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7 zu richten und müssen bis 5. März einschließlich in unseren Händen sein. Die Gewinner werden brieflich benachrichtigt; die Veröffentlichung der Lösung selbst erfolgt voraussichtlich in Nr. 4279 vom 17. März 1927.

SCHRIFTLEITUNG DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG

Silben-Lückentext.

An Stelle der Striche ist in dem folgenden Text je eine Silbe einzusetzen, so daß ein sinnvoller Zusammenhang entsteht. Mit der Uhr ist zu kontrollieren, wie lange es dauert, bis alle Striche durch Silben ersetzt sind. Vorteilhaft ist es, wenn der Löser den gesamten Text vorher erst einmal in einem Zuge durchliest, ehe er mit dem Einschreiben beginnt.

Die Banken im Altertum.

Wann und — die Anfänge — Bankwesens zu suchen sind, wissen wir —; daß sie — ber weit hinter — Zeiten des — sischen Alter — zurückreichen, — für sind Beweise erbracht — —. 2 — tausende v. Chr. soll bei den Chinesen bereits — — Art Scheckver — be — — haben. Bankiers im — ten Griechenland — — vielfach die Priester. „Mit allen bedeutenden Heiligtümern", schreibt Ernst Curtius — seiner — — — Geschichte, „war eine umfang — — Finanzver — — verbunden, indem es die Aufgabe der — — war, durch kluge Verwaltung, — vorteilhafte Verpach — —, durch Darlehen usw. die jähr — — Einkünfte zu — gern und — nen Schatz zu — den, — cher nicht nur zur Aufrechterhaltung — Würde des — — dienstes aus — —, — dern auch für die nationale Macht des Heiligtums eine wesentliche Forderung —." Auch als Aufbewahrungs — — von Geld und Schmuck — — — — kamen die Tempel, — — lich die von Delphi, Ephe —, Delos und Samos in — —. Besonders die Plätze — — der Schwelle — — — hauses sowie einige eigens hier — herge — — — Räume — nerhalb des Tempelhofes — ten als beliebte Auf — — — — —. Sie vertraten die — — unserer heu — — — tresors — wurden — Privaten, Stadtver — — — und Herrschern gern benutzt. Doch es kamen auch — ten, da — Heiligkeit — Altars nicht mehr respektiert — — und Diebe und — ber selbst vor den Türen des Tempels — zurück — —. Nach den Forschungen — Franzosen Villiaumé — es als erwiesen, — auch Herostrat den be — — Dianatempel zu Ephesus nicht — — gesteckt hat, um seinen — men dauernd unsterblich zu — —, — dern um einen vorher von ihm begangenen — — raub nicht ans Ta — — kommen — — —.

Fortsetzung der Rubrik „Zum Nachdenken" auf Seite 202.

Kleine Klavierstücke moderner Art

VON DR. PAUL ERTEL

WALZER

Gemächliches Walzerzeitmass.

p

sf

f

mf

p

p

Der Illustrirten Zeitung in Leipzig zum ersten Abdruck vom Komponisten überlassen.

Ped.

ritard.

SOMMERTAG

Tranquillo e espressivo molto.

p legato sf

sf sf pp

pp

sf

sf

pp sf tranquillo



Man muß es unseren Kleinen von heute lassen, sie sind selbständiger, als wir einst waren. Das tägliche Bad, die Pflege des Mundes und der Zähne ist nicht mehr eine Strafe oder ein Opfer, sondern eine Selbstverständlichkeit. Und das ohne großen Aufwand von ermahnenden Worten, denn es bedeutet für sie ein schmerzliches Erlebnis, wenn Mutti beim Gutenacht-Kuß streikt: „Nein, so küsse ich Dich nicht, erst Dein Mündchen mit Odol spülen!" — Das wirkt Wunder. Und dafür werden sie vor dem Einschlafen durch einen herzhaften Kuß von Mutti belohnt. Nichts ist schlimmer, als ein übelriechender Mund! Halten wir darum unsere Kinder zu jener Rücksichtnahme auf andere an.

Etwas Entzückendes sind gesunde und lustige Kinder, namentlich wenn uns der Duft ihres reinen Atems berührt. Denn ebenso wichtig wie die Reinheit der Haut ist die Reinheit des Mundes und der Zähne, von der nicht nur Gesundheit und Schönheit der Kinder abhängt, sondern auch ihr Vorwärtskommen im Leben. Berührt doch nichts so unangenehm, wie ein unreiner Mundhauch. Deshalb soll man die Kinder von frühester Jugend an zu regelmäßiger Mund- und Zahnpflege mit „Odol" anhalten. Sie danken es uns durch ihre Gesundheit, Schönheit und Lebenslust.

Eine kräftige Mundspülung mit Odol verbürgt frisch duftenden Atem.

(„Zum Nachdenken“, Fortsetzung von Seite 198.)

Leiterrätsel.

	1		2		3		4		5		6
7	A	A	A	C	H	I	I	I	I	I	I
	K		L		M		M		N		N
	N		N		O		O		O		P
	P		R		R		R		S		S
8	S	S	S	T	T	U	U	U	U	U	Y

Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben in den senkrechten Reihen: 1 Abgekürzter Männername, 2 jüdisches Fest, 3 Sonntag, 4 ungarischer Schriftsteller, 5 australischer Volksstamm, 6 trigonometrischer Ausdruck; wagerecht: 7 geheimnisvolle Wissenschaft, 8 von rückwärts gelesen, eine weitere geheimnisvolle Wissenschaft.

Kunst. (Wortscharade.)

Es ist das Erste ein Metall,
Man findet es nicht überall.
Das zweite Wort hat man gefunden
Als Ursach' manchesmal von Wunden.
Am Ganzen freut sich dann dein Blick,
Ist es geschaffen mit Geschick.

Silbenrätsel.

Die Silben

a — be — ber — der — di — do — dot — e — e — e — e — eg — ei — en — ep — feu — flun — fried — ge — ha — i — i — i — kard — la — la — lat — le — le — li — ma — na — ni — nichts — nutz — o — o — ot — pard — pich — pold — rer — ri — sau — sche — sieg — so — ter — tich — tron

sind zu folgenden Wörtern zusammenzusetzen: 1 Wildes Tier, 2 Baum, 3 europäisches Urvolk, 4 männlicher Vorname, 5 Kletterpflanze, 6 Fischart, 7 Pflanze, 8 innere Herzhaut, 9 Jagdruf, 10 Ackergerät, 11 chemischer Stoff, 12 weiblicher





Vorname, 13 Pflanze, 14 Schwachsinniger, 15 leichtsinniger Mensch, 16 biblische Gestalt, 17 männlicher Vorname, 18 Gestalt in „Wallenstein“, 19 Bestandteil des Eies.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus dem Ständchen von L. Rellstab.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4273.

Silbenrätsel: 1 Alligation, 2 Lanthan, 3 Liebau, 4 Eber, 5 Saalfeld, 6 Immi, 7 Saline, 8 Tanne, 9 Völkenroth, 10 Edgar, 11 Rüde, 12 Lebkuchen, 13 Oktroi, 14 Roderich, 15 Eklogit. — Alles ist verloren, nur die Ehre nicht.

Magischer Kreis: Lachtaube (ach — acht — Tau — taub — Taube — au — Bela — belacht).

Kreuzworträtsel: wagerecht: 1 Takt, 5 Emil, 8 Igel, 11 Moabit, 12 Adolar, 13 Met, 14 Ader, 15 Lug, 16 Weg, 17 vag, 19 Lido, 21 Egge, 22 Reim, 25 Legat, 26 Arsen, 27 Ossa, 28 Grad, 30 Maat, 31 Nil, 32 Rom, 33 Esel, 36 Arno, 37 Skat, 39 privat, 40 Pavian, 41 Sage, 42 Zeus, 43 Erna; senkrecht: 2 Lamm, 3. Koenigsberg, 4 Etat, 5 Etage, 6 Larve, 7 Till, 9 Gaurisankar, 10 Berg, 16 Wotan, 18 Gramm, 19 Leo, 20 das, 23 Era, 24 Met, 28 Glatz, 29 Drops, 34 Spat, 35 Lied, 37 Sieb, 38 Anno.

Kleine Welt: Dreikäsehoch.

Adelig und bäuerlich: Krautjunker.

Rösselsprung:

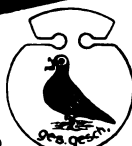
Der Vogelfänger bin ich ja,
Stets lustig, heißa! hopsassa!
Der Vogelfänger ist bekannt
Bei alt und jung im ganzen Land.
Weiß mit dem Locken umzugehn
Und mich aufs Pfeifen zu verstehn.
Drum kann ich froh und lustig sein,
Denn alle Vögel sind ja mein.

Papageno („Zauberflöte“).



NWK Wolle

Taubenwolle



Zarteste Zephirwolle zum Sticken und Häkeln

Ueberall erhältlich! Auf Wunsch Bezugsquellen-Nachweis durch: Sternwoll-Spinnerei Bahrenfeld G. m. b. H., Altona-Bahrenfeld

Die Taube bürgt für Güte

Bei Husten, Heiserkeit und Verschleimung



Mit und ohne Menthol.

Preis 80 Pfg.

Man verlange ausdrücklich „Sandow's" Pastillen.

Dr. Sandow's **künstliches**
EMSER SALZ
bei Erkältung altbewährt.

Dr. Ernst Sandow, Hamburg 30.

Der schönste Zimmerschmuck
ist und bleibt ein
gepflegter Blumentisch!

Wir versenden, solange der Vorrat reicht, bestens verpackt unter Garantie für gute Ankunft gegen Nachnahme folgende Pflanzensortimente in gesunder Ware:

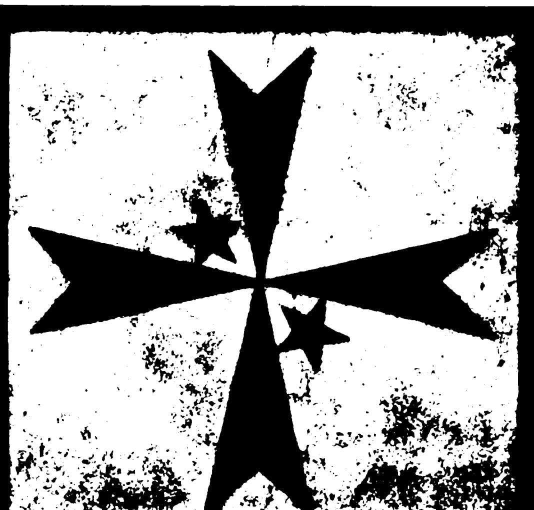
Sortiment I: 3 verschiedene prächtige Zimmerpalmen in 3 Sorten, Höhe 40 bis 60 cm,
oder
Sortiment II: 5 prächtige Zimmerpalmen in 3 Sorten, Höhe 40 bis 60 cm,
oder
Sortiment III: 2 verschiedene Palmen und 5 verschiedene schöne Zimmerpflanzen unserer Wahl.

Statt Ladenpreis **je Sortiment** Mark 30.–
für **nur R.Mark 12,50** (Gelegenheitskauf!)
Verpackung Mark 2.–. Porto und Nachnahmegebühr extra.

Jeder Sendung wird eine Broschüre über „Blumen im Heim" mit einer ausführlichen Beschreibung über Verwendung und Behandlung der Blumen gratis beigefügt.

Blumenrupflin — Lindaubodensee,
Grossgärtnerei: Telefon 166, 167, 282.





HENRY ECKEL & CIE
Stammhaus 1867 gegründet in
EPERNAY
CHAMPAGNE
SEKTKELLEREI-WUERZBURG

Vaillants Gas-Badeöfen
Marke „Geyser" und „Auto-Geyser"
Zu beziehen durch alle Installationsgeschäfte.
Jll. Katalog Ausgabe C 18 kostenlos.
Joh. Vaillant · Remscheid.

O liebe Hausfrau gib stets acht
„Cirine" wird oft nachgemacht.

Cirine
flüssiges
Bohnerwachs

Kinderleichtes Arbeiten!

Für Parkett, Linoleum, Dielen, Möbel, Marmor u. dergl., die gute sparsame Politur.
Broschüre: „Vom behaglichen Wohnen" gratis.
Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz
Zweigfabriken: Eger (Tsch.-Slow.) Salzburg (Österr.)

Kultur- und Sittengeschichte
Verzeichnisse im Brief verschlossen durch
FACKEL-VERLAG-STUTTGART
Falkertstr. 125.

Rein's Durchschreibe-Bücher. Eduard [illegible]
Reins [illegible]
Karton[illegible]

Couleur-Artikel
bester Qualität.
Josef Kraus Würzburg L. 2
Stud.-Utens.-Fabrik
Illustr. Katalog gratis.

Keine Misserfolge
bei Verwendung von
SIDI GASLICHT
CELLOFIX
selbsttonend
die zuverlässigen Photopapiere
ELEPHANT-TONBAD
für Sidi-Gaslicht-Papier

KRAFT & STEUDEL
Fabrik photographischer Papiere G.m.b.H. Dresden

Für den Bubikopf
Mars und Norma
Haarschneide-Maschinen



Weltbekannte Qualitätsmarken in feinster Präzisionsarbeit

In allen Ländern der Welt finden Sie in guten Fachgeschäften unsere Fabrikate.

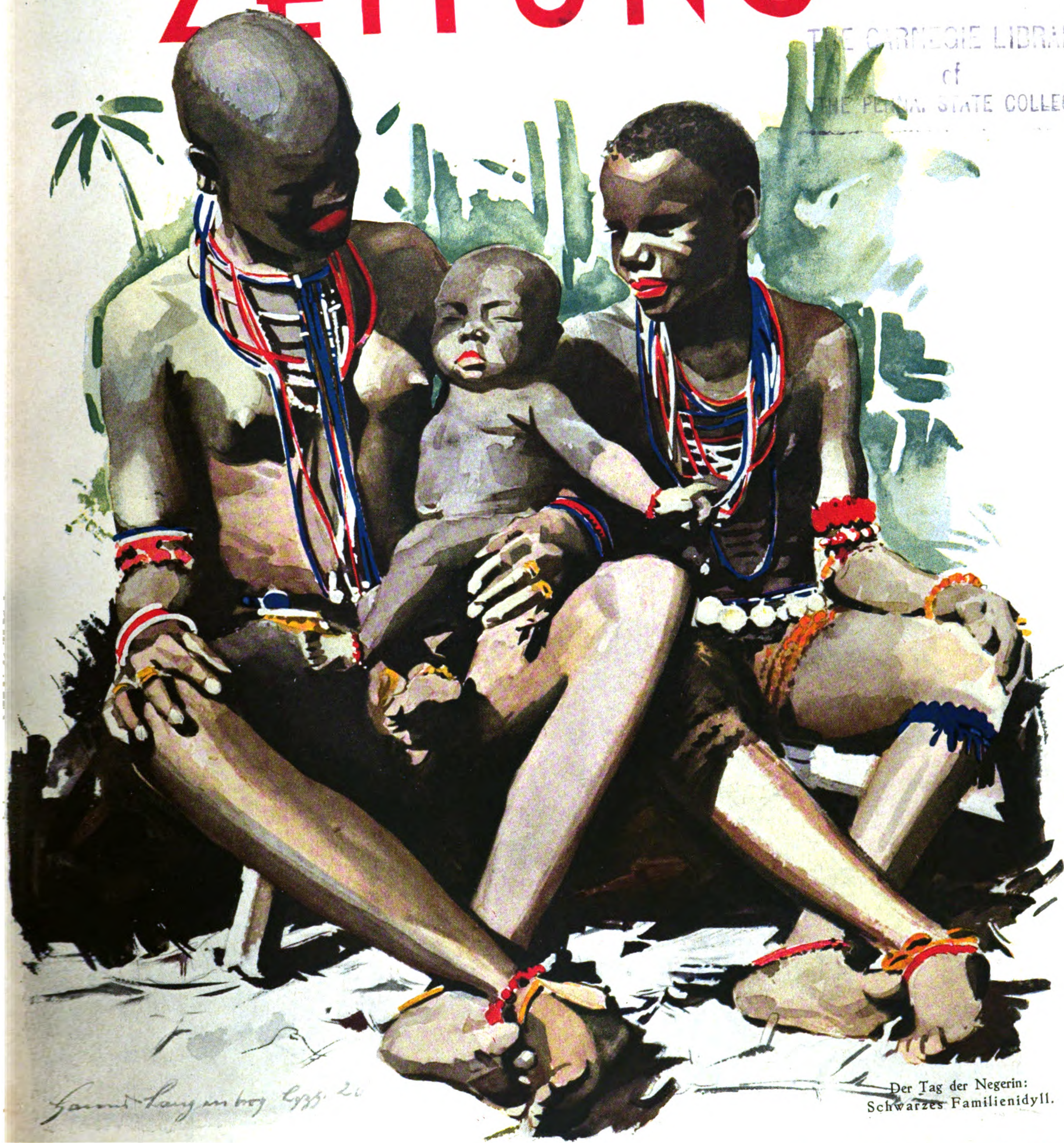
Weyersberg, Kirschbaum & Co.,
Zweigwerk des Siegen-Solinger Gußstahl Aktien Vereins, Solingen.

AUREOL
seit 30 Jahren anerkannt beste
Haarfarbe
färbt echt und natürlich in allen Nuancen, vom hellsten Blond bis zum tiefsten Schwarz.
Probekartons zu 1 Portion ··· Goldmark [illegible]
Orig.-Karton zu 4 Portionen - Goldmark [illegible]

I. F. SCHWARZLOSE SÖHNE
BERLIN, Markgrafenstr. [illegible]
Ueberall erhältlich

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Der Tag der Negerin:
Schwarzes Familienidyll.

VERLAG J·J·WEBER ✱ LEIPZIG

NR. 4275. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 17. FEBRUAR 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4275. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 17. Februar 1927.

Allgemeine Notizen.

Der Zweite ärztliche Kongreß für Psychotherapie findet unter Mitarbeit der hervorragendsten Führer dieses wissenschaftlichen Gebietes in Bad-Nauheim vom 27. bis zum 30. April d. J. statt. Den Vorsitz führt Geheimrat Sommer, Gießen. Eine besondere Würdigung wird auf diesem Kongreß die Psychoanalyse finden, über deren jetzigen Stand berufene Forscher wie Schilder-Wien, Goldstein-Frankfurt a. M., Binswanger-Kreuzlingen und Simmel-Berlin sprechen werden. Weiterhin werden die Gebiete der Heilpädagogik und der experimentellen Psychologie auf dem Kongreß behandelt werden.

Internationale Buchkunst-Ausstellung Leipzig 1927. Wie wir bereits berichtet haben, wird unter diesem Titel in Leipzig vom Verein „Deutsche Buchkünstler" während der Monate Juni bis September eine umfassende Ausstellung zeitgenössischer deutscher und ausländischer Buchkunst in ihren bedeutendsten Leistungen veranstaltet. Von deutschen Künstlern werden mit größeren Kollektionen vertreten sein: Marcus Behmer, Lovis Corinth, F. H. Ehmcke, Erich Gruner, Walter Klemm, Rudolf Koch, Max Liebermann, Georg A. Mathéy, Hans Meid, Emil Preetorius, Paul Renner, Max Slevogt, Hugo Steiner-Prag, Walter Tiemann, Karl Walser, E. R. Weiß u. a. m. Die Ausstellung wird ferner eine ausgezeichnete Übersicht des buchkünstlerischen Schaffens von Künstlern aus achtzehn ausländischen Staaten bieten, die, wie zahlreiche bei der Ausstellungsleitung eingegangene Zuschriften bezeugen, der großangelegten Veranstaltung ein außerordentlich lebhaftes Interesse entgegenbringen. Präsident der Ausstellung ist Prof. Hugo Steiner-Prag, Leipzig, der Erste Vorsitzende des Vereins „Deutsche Buchkünstler". Die sächsische Staatsregierung hat den Ober-Regierungsrat Dr. Hünefeld, die Stadt Leipzig den Stadtrat Dr. Leiske zu Kommissaren der Ausstellung ernannt. Das Protektorat haben Adolph v. Harnack, Gerhart Hauptmann und Max Liebermann übernommen.

„Schweizer Reise-Almanach 1927", herausgegeben von der Schweizerischen Verkehrszentrale in Zürich und Lausanne. Olten (Schweiz), Otto Walter A.-G., Preis R.-M. 1.60. Das prachtvoll ausgestattete Werk von über 100 Seiten enthält neben einem Kalendarium mit originellen Monatstitelzeichnungen von Gerold Hunziker und andern köstlichen Illustrationen ein ausführliches

Verzeichnis der sportlichen und geselligen Veranstaltungen sowie lehrreiche Tabellen über Postautokurse auf Alpenstraßen, schweizerische Eisenbahnen und Schiffahrtsunternehmungen. Der unterhaltende Teil wird durch ein Vorwort des Bundesrats Dr. Haab mit dessen Porträt eingeleitet und umfaßt eine Reihe von ansprechenden Abhandlungen und Gedichten. Die Schweizerische Verkehrszentrale hat mit diesem Band eine wertvolle Bereicherung der Literatur über die Schweiz als schönes Naturland geschaffen, zu der sie zu beglückwünschen ist.

Gesellschaftsreisen. Das Mittelmeer-Reisebureau in Berlin W 8, Kronenstraße 3, und Hamburg, Esplanade 22, versendet gegenwärtig die neuen Prospekte für das erste Halbjahr 1927. — Drei besonders interessante Reisen nach Ägypten und Palästina mit Besuch von Konstantinopel und Athen sind darin vorgesehen. Das größte Interesse dürften die kurzen 12 bis 14tägigen Mittelmeerreisen beanspruchen, die durchschnittlich alle drei Wochen von Genua abgehen und über Neapel, Sizilien nach Malta, Tripolis, Tunis und zurück über Sardinien und Livorno nach Genua führen. Diese Touren sind besonders billig und interessant. Prospekte werden auf Verlangen von dem genannten Bureau kostenlos versandt.

Neuer Seebäderdampfer des Norddeutschen Lloyd. Der ständig wachsende Verkehr nach den deutschen Nordseebädern über Bremen veranlaßt den Norddeutschen Lloyd, zu Beginn der diesjährigen Reisezeit einen neuen großen Dampfer auf der Strecke Bremen—Bremerhafen—Helgoland—Norderney (Wangerooge) in den Dienst zu stellen. Der neue Dampfer wird zur Zeit auf der kürzlich an die Deutsche Schiff- und Maschinenbau A.-G. übergegangenen Werft von Joh. C. Tecklenborg in Wesermünde erbaut. Er wird etwa 2000 Brutto-Register-Tonnen groß und Ölfeuerung haben. Die Turbinen ermöglichen eine Geschwindigkeit von 18 Seemeilen in der Stunde. Das komfortabel eingerichtete Schiff erhält außer geräumigen Decks große Innenräume, die den Passagieren auch bei unfreundlichem oder kühlem Wetter behaglichen Aufenthalt gewähren. Der Dampfer wird eine Länge von 90,5 m, eine Breite von 13 m und eine Seitentiefe von 7,20 m erhalten. Er faßt 2000 Personen.

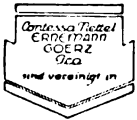
Die Allgemeine Deutsche Elektrizitätsausstellung, die für 1928 in Mannheim in Aussicht genommen war, ist auf 1929 verschoben worden, weil 1928 die Stadt München eine Ausstellung „Heim und Technik" veranstaltet.



– und hierzu eine

Zeiss Ikon Camera

Ein eleganter Sprung, eine herrliche Rauhreiflandschaft, eine fröhliche Schneeballschlacht erweçken bei jedem Sportfreund den begreiflichen Wunsch, solche Erinnerungen im Bilde festzuhalten. Dazu gehört ein zuverlässiger Apparat. Die jahrzehntelangen Erfahrungen unserer Werke bürgen für unerreichte Qualitätsarbeit. — Verlangen Sie die kostenlose Druckschrift „Mit Ski und Camera" von der



Zeiss Ikon A.-G. Dresden 34

Fordern Sie Gratisproben von

Creme Electra „Rosa Centifolia"



ROSA CENTIFOLIA

dem Duft der dunkelroten Gartenrose von wunderbarer Natürlichkeit. Tube M. –,75, Dose M. 1,– und M. 1,40. Auch vorrätig in PARFÜM, Flasche im Karton M. 4,25, 6,50, Probe im Karton M. 2,—. SEIFE Stück M. 1,25, Karton M. 3,50. Stück M. 1,50, Karton M. 4,25. Grosse Badeseife Stück M. 1,75. PUDER M. 2,–, 1,50, 1,–. PUDER COMPACT: Metalldose mit Quaste und Spiegel M. 1,75. KOPFWASSER Fl. M. 2,60, 4,—. FLÜSSIGE KOPFWASCHSEIFE Fl. M. 1,75.

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE, BERLIN

Detailverkauf: Markgrafenstr. 26. – Fabrik: Dreysestr. 5.

Zu beziehen durch alle einschlägigen Geschäfte. Parfümierte Karten gratis.

LEIBNIZ-KEKS



DUVE KEKS

Pangani-Gebäck

H·BAHLSENS KEKS-FABRIK A·G· HANNOVER

Illustrirte Zeitung

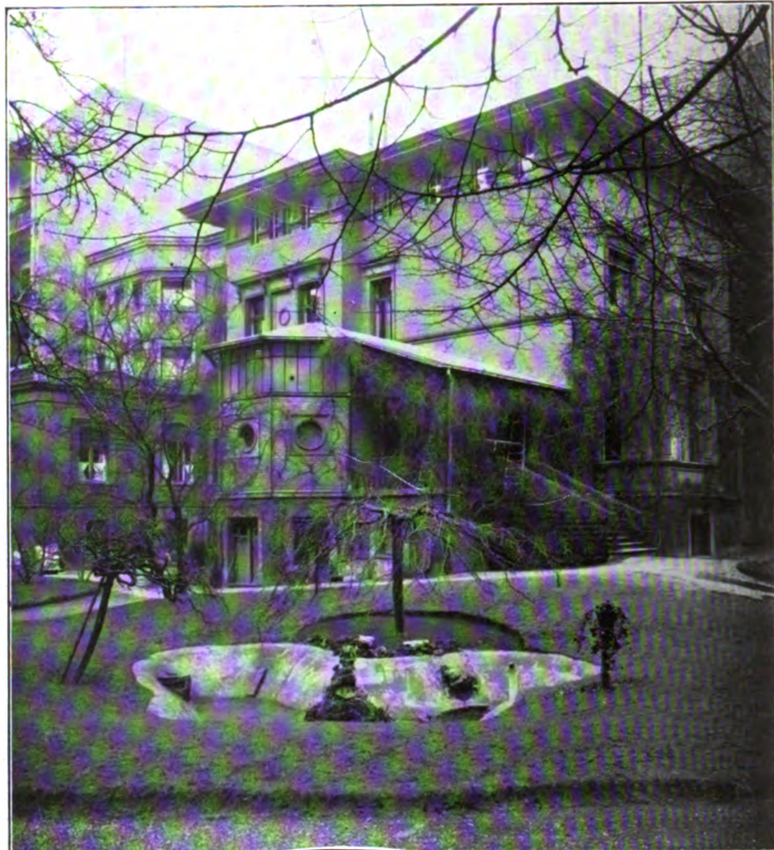


Ein internationaler Treffpunkt für Freunde des Schachspiels: Die Schachspielhalle im Café Central zu Wien.

Nach einer Zeichnung von Adalbert Sipos.

Eines der eigenartigsten Bilder in dem so vielseitigen, stimmungsvollen Wiener Kaffeehausleben spielt sich in einer Säulenhalle des Café Central ab. In diesem prächtigen Raume kann man täglich die besten Schachspieler Wiens dem königlichen Spiel von früh bis spät in die Nacht hinein huldigen sehen, unter die sich gar oft internationale Schachgrößen bei ihrem Besuch der Bundeshauptstadt mischen.



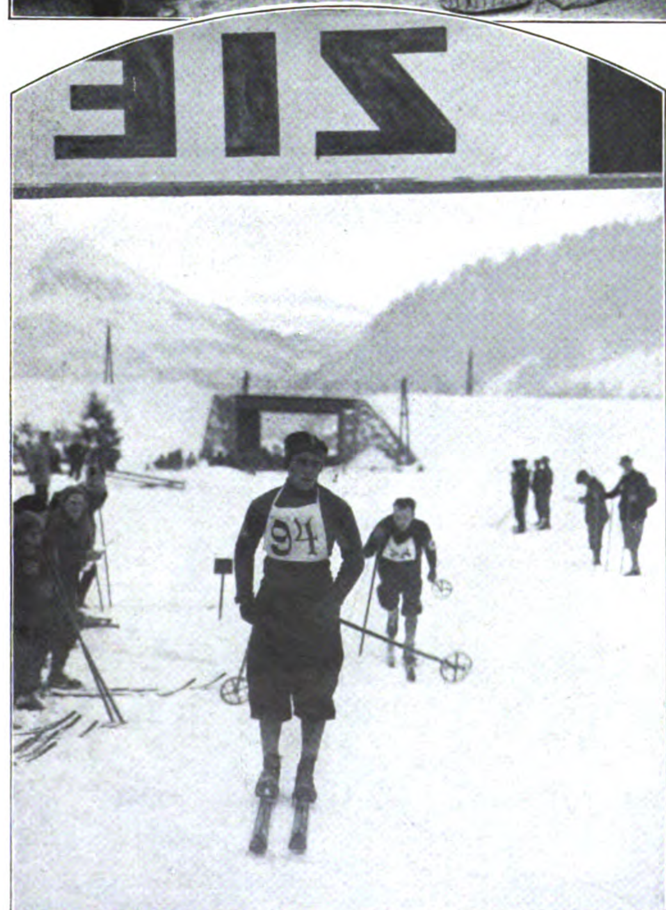


Von dem kürzlich erfolgten Besuch des Städtebau-Ausschusses des Preußischen Landtags in Köln a. Rh. zu Studien für die Gestaltung des in Vorbereitung befindlichen Städtebaugesetzes: Oberbürgermeister Dr. Adenauer (×) mit der Kommission vor der „Bastei“ am Rheinufer. — Rechts oben: Ein Heim für studierende Ausländer in Berlin: Das den ausländischen Studenten zur Verfügung gestellte, am 5. Februar eingeweihte „Alexander-v.-Humboldt-Haus in Charlottenburg, das Gesellschafts-, Bureau- und Speiseräume enthält. (Phot. Fritz Bettge, Berlin.)





Von dem seit fast 200 Jahren alljährlich stattfindenden großen Taubenmarkt in Löwenberg (Schlesien): Bei den Verkaufsständen am Markttag am 7. Februar. — Im Oval: Von der im Rahmen der „Grünen Woche“ in Berlin veranstalteten Pferdeschutzwoche: Der Leiter des Vereins „Pferdewohl“ beim Vorführen der Behandlung eines bösartigen Pferdes, das sich nicht beschlagen lassen will, ohne den Gebrauch von tierquälerischen Maßnahmen.





Links: Von den Österreichischen Skimeisterschaften in Kitzbühel (Tirol) am 5. und 6. Februar: Der diesjährige Schweizer Skimeister Walter Glaß, Klingenthal (Sachsen), Sieger im Kampf um den österreichischen Meisterschaftstitel, am Ziel des Langlaufs. — Rechts: Reichswehrtruppen beim Patrouillenlauf auf Skiern im Riesengebirge: Start an der Neuen Schlesischen Baude. Anläßlich der Meisterschaften der 3. Division wurden gleichzeitig die Ausscheidungswettkämpfe für die deutsche Armeemeisterschaft in Garmisch-Partenkirchen ausgetragen.

FLUSS UND STAATENGESCHICHTE

Wir möchten mit dem Hinweis beginnen, daß selbst kleinere Flüsse entscheidungsschwer in die Weltgeschichte eingriffen. Der Übergang Cäsars über den oberitalienischen Grenzfluß Rubikon eröffnete den Bürgerkrieg gegen Pompejus und wurde zu einem Markstein in der Entwicklung des Römerreichs. Der Tod Barbarossas in den Fluten des hochgehenden Saleph in Kleinasien 1190 hatte die Auflösung des deutschen Kreuzfahrerheeres und das Mißlingen des dritten Kreuzzuges zur Folge. Die Lauter mit den Weißenburger Linien am steilen Süduser beeinflußte 1705 und 1793 wesentlich den Ausgang des Krieges zwischen den Franzosen und den Österreichern bzw. Verbündeten. Zahlreiche Schlachten zog der wasserreiche Mincio an: Castiglione 1796, Custoza 1848, Solferino 1859 und Custoza 1866. Beim Rückzug über die Beresina vollendete sich das Schicksal von Napoleons Feldzug gegen Rußland, der zum Anfang vom Ende der Herrlichkeit des Korsen wurde. Auf dem Plateau der Katzbach und der wütenden Neiße schlug Blücher 1813 das Heer Macdonalds; die durch Sturzregen angeschwollenen Bäche hatten ein Hauptverdienst am Ausgang des Kampfes und an der Abschnürung des französischen Rückzuges. An der Marne fielen zweimal, September 1914 und Juli 1918, die Würfel des Weltkrieges. An der Piave kam im November 1917 die große Offensive der Mittelmächte gegen die Italiener (12. Isonzoschlacht) zum Stehen, und wiederum im Juni 1918 unterband das Hochwasser des venezianischen Küstenflusses den österreichischen Vorstoß. — Solche Beispiele ließen sich fast beliebig vermehren. Mögen dabei mitunter auch der Zufall oder die Begleitwirkungen anderer Umstände im Spiel gewesen sein: der strategische Wert und die kriegsgeschichtliche Bedeutung der Flüsse ist in allen Epochen von wirksamem, wenn auch nicht von gleichbleibendem Einfluß gewesen. Sie sind für Armeen nicht nur wichtige Versorgungslinien; sie markieren vor allem auch natürliche Abschnitte, geben Gelegenheit, sich festzusetzen, und bieten starken Rückhalt für die Verteidigung. Dies ist der Grund, weshalb die Befestigungssysteme wie die Kriegsoperationen sich gern an die Flüsse halten bzw. durch sie in Abschnitte geteilt werden. Flußübergänge unter feindlicher Gegenwehr zählten in der Kriegsgeschichte immer zu den schwierigsten Operationen. Selbst der moderne Materialkrieg hat dem noch Rechnung zu tragen. In diesem Zusammenhang erscheint es angebracht, daran zu erinnern, daß die wichtigsten deutschen Festungen vor dem Weltkrieg ausnahmslos an Flüssen lagen, und daß im besondern der Rhein eine große befestigte Linie darstellte.

Noch bedeutsamer wirkt sich jene andere Eigenschaft der Ströme aus, die sie zu Leitlinien staatlicher Herrschaft und zu geborenen Verkehrsstraßen macht. An ihnen häufen und verdichten sich die Wohnsitze. Städte und Verkehrszentren entstehen an den Übergängen, an den Einmündungen der Nebenflüsse, am Ausgang ins Meer. So ist das Rheintal von Basel bis Rotterdam eine ununterbrochene Kette hoher, teilweise stärkster Menschenanhäufung. Die Flüsse begünstigen die Aufschließung eines Landes, sind die Wegweiser der Völkerausbreitung, vermitteln als die natürlichen Träger eines billigen Transports von Rohstoffen und Massengütern den Großteil des Binnenverkehrs. Solcherweise bilden sie ein wertvolles Moment für die wirtschaftliche und kulturelle Festsetzung und Entfaltung und geben sowohl der Kolonisation als auch der staatlichen Organisation die Richtung an. Schon Fr. Ratzel hat das Wort geprägt, daß sich „ein Fluß immer als sichtbares leitendes Band der vordringenden und kolonisierenden Heere des Krieges wie des Friedens bewährt". Deshalb beginnt auch die politische Entwicklung auf neuem Boden häufig mit dem Kampf um die Flüsse. Es ist bezeichnend genug, daß z. B. die Besitzergreifung und Erschließung Südamerikas vermittels seiner hindernislosen, schiffbaren Ströme (La Plata, Orinoco, Amazonas) rasch erfolgte, während das Eindringen in das länger bekannte, näher liegende Afrika bis zum 19. Jahrhundert auf sich warten ließ, weil die afrikanischen Flüsse wegen des Sumpffiebers im Mündungsgebiet gefürchtet und bald oberhalb ihrer Vereinigung mit dem Meer durch Stromschnellen verriegelt sind. Immer schritt die politische wie die wirtschaftliche Betätigung in Gebieten mit einem verzweigten, aufschließenden, womöglich schiffbaren Stromsystem schneller voran als da, wo diese natürliche Begünstigung in Form solcher Zonen geringeren Widerstandes (was die Bodenverhältnisse betrifft) fehlte.

Die staatenbildende Macht großer Flüsse äußert sich in der Geschichte mit hinreichender Deutlichkeit. Es wohnt ihnen eine politisch zusammenhaltende Tendenz inne, kundwerdend im Streben nach tunlichst geschlossener Beherrschung ganzer Stromgebiete. Lassen sich nicht als klassische Zeugen hierfür der Euphrat und Tigris aufführen, der Nil und Amazonas, die Donaumonarchie und der Kongostaat? Soll man noch eigens auf die Süd- und Nordwestdeutschland verbindende Kraft des Rheines oder auf die Niederschlesien und Brandenburg zusammenknüpfende Wirkung der Oder für Preußen hinweisen? Es ist ein geopolitisches Gesetz, daß die Expansion eines Volkes oder Staates mit dem Fluß hinabsteigt ins Tiefland und nach dem Meereszugang trachtet. Gerade das Mündungsgebiet ist politisch vielbegehrt; denn es ist der Umschlagplatz des See- und Landverkehrs und hält den Schlüssel zu dem Fluß und seinem Transport in der Hand. Um seinen Besitz ist seit je heiß gerungen worden, und oft ist es zur Bildung händlerisch mächtiger Mündungsstaaten gekommen. So am Nil und Jangtse, so Rom und die Niederlande. Aber immer wieder macht sich auch der umgekehrte Drang der politischen Macht, nämlich stromaufwärts zu wandern, bemerkbar, indem die Flüsse, gleichsam Verlängerungen und vorgezeichnete Wege des Meeres binnenwärts, den Anreiz zur Ausdehnung der Herrschaft und des Verkehrs ins Innere des Landes bieten. Bis ins Quellgebiet hinauf strebt der Machttrieb schon darum, um dem flußabwärts gerichteten Ausgreifen eines andern von vornherein zu begegnen, weiterhin aber namentlich dann, wenn man mit dem Oberlauf die Bewässerung des tieferen Landes beherrscht.

Statt aller weiteren Belege für die enge Wechselbeziehung zwischen Fluß und Staatengeschichte sei nur auf den Nil hingewiesen. Er bildet allerdings das unübertreffliche Beispiel in dieser Hinsicht. Ist er doch nicht bloß der Zentralstrom, sondern geradezu die Existenzfrage Ägyptens von jeher, das er mit seinen befruchtenden Überschwemmungen zu einer oasenhaften Erscheinung, zum typischen Flußfadenstaat macht. Das ägyptische Staats- und Siedelungsgebiet beschränkt sich auf das lange, schmale Stromtal; es sinkt in wertlose Wüste zurück, wo die Wirkung des Stromes aufhört. Das fruchtbare, durch eine günstige Weltlage ausgezeichnete Deltagebiet bot jederzeit die Grundlage zu politischer Gewalt. Wie es einst der Kraftkern der ägyptischen Großreiche des Altertums war, so ist es heute im Rahmen des britischen Weltreiches die „Torwächterstube" des Indienweges. Gleichzeitig bedingte aber auch die Einschränkung des Lebensraumes auf das Niltal, daß Ägypten seine politischen Grenzen nie allzuweit über das Stromland vorschieben bzw. die eroberten Gebiete dauernd festhalten konnte. Mit seinen 6000 Kilometern, von denen 5000 schiffbar sind, durchzieht der Nil die halbe Länge Afrikas und bildet eine einzige, im ganzen die Südnordrichtung durchhaltende Verkehrsstraße bis zum äquatorialen Seengebiet. Wer ihn unter seine Herrschaft bringt, verschafft sich einerseits eine Machtlinie parallel dem Roten Meer, gerät andererseits auch dem Kongobecken in die Flanke und bahnt sich den Weg in den Sudan wie in das ostafrikanische Hochland. Im Besitz des Oberlaufes, hat England die Möglichkeit (namentlich durch das sudanesische Stauwerk Makwar), durch Wasserentzug die einzige Nährquelle Ägyptens gleichsam abzudrosseln. Ähnliche Gründe lassen die Engländer danach trachten, Einfluß im westlichen Abessinien zu gewinnen, weil dieses das Wasser des Blauen Nils auf eigene Riesenfelder leiten und damit der Wirtschaft des Ägyptischen Sudans Eintrag tun könnte. Dr. K. Hofmann, Freiburg i. Br.

SAKRALE BERUFE

Aus dem ersten sakralen Beruf, dem des Priesters, der ursprünglich auch Heilkünstler und Richter war, gingen seit dem grauen Altertum die Berufe des Geistlichen, des Arztes und des Anwalts hervor, die für Seele, Leib und irdische Gerechtigkeit zu sorgen hatten. Seit jenen fernen Zeiten behielten sie etwas von ihrem ursprünglich sakralen Charakter und der mystischen, gefürchteten Würde, denn dieser Würde vertraut der Mensch sein Geheimstes und Kostbarstes an.

Im Wartezimmer des Arztes, in der Kanzlei des Anwalts wie im Beichtstuhl klopft das Herz am bangsten, und heimlich spielen sich die stillsten, schrecklichsten Seelentragödien ab. Unvergeßliche Schicksalsworte fallen, so wichtige Sprüche werden getan, daß die Menschen wie blitzgetroffen wanken. Wohl und Wehe von Familie, Sippe, Freundschaft hängen von der Entscheidung der Hochmögenden ab, die solche sakrale Berufe ausüben.

Ursprünglich war alles sakral, was unmittelbar der Gottheit diente. Das Göttliche bedeutet gesicherte Ordnung, Gleichgewicht, die Gerechtigkeit des Gleichmaßes (nicht etwa der Gleichheit). Jede Störung dieses göttlich Gewollten rührt von Gottesfeindschaft her, jedes Ordnen von Gottesfreundschaft. Wie der Leib dem Menschen von der Gottheit verliehen wurde, ist es auch der ehrlich gewonnene und ererbte Besitz, der zu des Leibes Nahrung und Notdurft gehört. Arzt und Anwalt, die diesen, unseren Besitz gewissenhaft gegen feindliche Störung verteidigen, dienen also nach antikem Begriff unmittelbar der Gottheit.

Diese Auffassung ging nie ganz verloren, und Heilkunst wie Rechtsgepflogenheit behielten einen mystischen Einschlag, der sich unter anderm in eigenartiger, rituell klingender Sprache äußerte, dem Laien unverständlich und geeignet, ihn einzuschüchtern. Lange trugen die Doctores des Rechts und der Medizin eigene Tracht. Bei Gericht hat sie sich bis heute in der Robe erhalten, zu der in England noch die imposante richterliche Perücke kommt. Doch auch ohne solche Zutaten ist alles, was mit Rechts- und Heilwissenschaft zusammenhängt, dem Unkundigen voller Geheimnis.

Brille, ausgearbeitete, hohe Schädelform und der Blick des beruflich Seelenkundigen machen genügend bang. Der Titel Doktor war von Anfang an identisch mit dem des Heilkünstlers, der es mit Leibesgebrechen zu tun hat, und für den Rechtskünstler, der die Krankheiten des Besitzes behandelt, weil er eben eine Art sakraler Bedeutung verlieh, eine Würde, eine gehobene, gesellschaftliche Stellung.

Erst in der neuesten Zeit, die proletarisierend mit allen ehrwürdigen Begriffen und Bedeutungen aufräumt, wird so blindlings mit dem Doktortitel umgegangen, daß dieses Moment sich verliert. Der Doktorhut wird nicht mehr feierlich mit geheiligten Riten aufgesetzt, sondern irgendwie eilig und grotesk aufgestülpt. Der erste Angriff gegen die sakralen Berufe begann bereits im 17. Jahrhundert und verstärkte sich zur Zeit der Aufklärung; er bildete einen Teil von deren revolutionären Charakter, der jede Tradition grundsätzlich anfeindete und zum erstenmal in der neueren Geschichte bei jeder Zeremonie den Beigeschmack des Lächerlichen auf der Zunge spürte. So wagte es Molière, den Ärztestand zu verspotten, und fast noch eindringlicher verhöhnte ihn Hogarth in einer gewaltig grotesken Radierung, die eine Gruppe feierlicher Mediziner darstellt, deren Wichtigtuerei die Art symbolisiert, wie ein jeder mit dem Stock hantiert, um möglichst gedankenvoll und tiefgelehrt auszusehen.

Der Angriff des 18. Jahrhunderts war nicht unberechtigt, denn in den drei sakralen Berufen machte sich mancher Quacksalber breit. Die Verordnungen der fürstlichen Leibärzte sind oft schaudererregend, und manche Rechtsverdrehung zeigt den juristischen Scharlatan. Es ist bemerkenswert, daß ein Descartes es unternahm, statt sich mit billiger Kritik zu begnügen, den sakralen Berufen neue Geltung zu verschaffen, indem er ein neues, hohes Ideal aufstellte. Namentlich trat der Philosoph für die Medizin ein und versuchte es, ihr den Vorrang unter den Wissenschaften zu geben, indem er der Heilwissenschaft die Aufgabe zuwies, wieder unmittelbar der Gottheit zu dienen durch Herstellung des göttlichen Gleichmaßes.

Er achtete es bereits für recht, daß der Arzt durchaus verbunden mit dem Rechtsgelehrten auftreten müsse, denn alle seelischen Defekte, die zu Vergehen führen, stammen ursprünglich von physischen Störungen und Gebrechen. Nach Descartes kann ärztliche Behandlung allein moralische Besserung herbeiführen. Auch diese Ansicht hatte damals etwas Revolutionäres, denn die Verachtung des Leibes, welche die extreme Richtung des offiziellen Christentums vertrat, wollte nichts von einer Wechselwirkung solcher Art wissen und betrachtete Krankheiten als Fügungen Gottes und nützlich zur sogenannten Abtötung des Fleisches, daher auch zur Befreiung des Geistes.

Noch immer wurde eine Reihe hysterischer Erscheinungen auf teuflische Besessenheit zurückgeführt, und die Behandlung der Geisteskranken blieb von naiver Grausamkeit. Es war ein ungeheueres Verdienst der sakralen Berufe, den Scharlatanismus abzuschütteln und sich einander so zu nähern, wie es Descartes träumte, und wie es wahrscheinlich in erleuchteten Tempelschulen der Antike schon der Fall war.

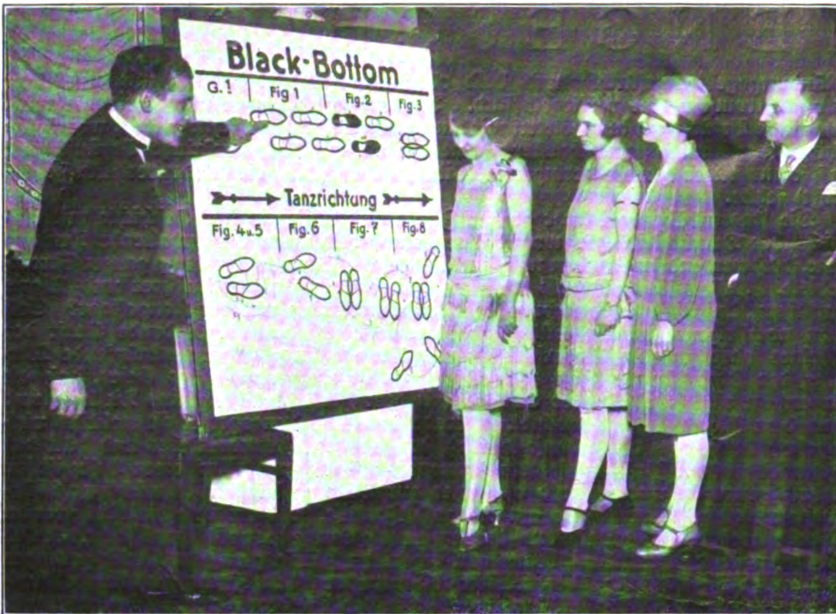
Gegen den naiven Instinkt, den zu strafen und zu mißhandeln, der aus dem Gleichgewicht fiel, müssen sich die sakralen Berufe vereint einsetzen, um zu heilen und namentlich rechtzeitig gefährlichen Übeln vorzubeugen. Nach Descartes und den modernsten Bestrebungen ist das Wort „Mens sana in corpore sano" dahin zu verstehen, daß die Heilung leiblicher Übel die tiefsten Verwurzelungen seelischer Übel entfernt. Bessern und Heilen ist im tiefsten Grunde dasselbe. Es gibt eine Therapeutik der Leidenschaften. A. v. Gleichen-Rußwurm.

TAGESGESCHICHTE

Das deutsche Flugwesen konnte am 4. Februar einen glänzenden Erfolg erzielen. Mit dem Groß-Flugzeug „Rohrbach-Roland" unter Führung von Hermann Steindorff, dem Chefpiloten der Verkehrsfliegerschule Staaken bei Berlin, unternahm die Rohrbach-Metall-Flugzeugbau G. m. b. H. einen Flug, bei dem es trotz des schlechten Wetters gelang, die bisher von Frankreich gehaltenen Weltrekorde über Dauer- und Geschwindigkeitsflüge mit einer Belastung von 2000 kg zu brechen sowie den bisher von Mittelholzer (Schweiz) gehaltenen Rekord im 500-km-Flug mit 1000 kg Zuladung zu schlagen. Die bemerkenswerten Leistungen der dreimotorigen Maschine, die eine Triebkraft von 720 P. S. besitzt, bedürfen noch zur Anerkennung als Weltrekorde der Bestätigung der Féderation Aéronautique Internationale in Paris, der Deutschland seit kurzer Zeit wiederangehört.

Am 5. Februar wurde in Charlottenburg das Alexander-v.-Humboldt-Haus eingeweiht, das den an Berliner Hochschulen studierenden Ausländern ein Heim bieten soll. Den Besuchern stehen Lese- und Gesellschaftszimmer und der Wirtschaftsbetrieb des Roten Kreuzes zur Verfügung, auch sind Bureauzimmer für die verschiedenen Verbände eingerichtet. Staatssekretär a. D. v. Lewald, der Vorsitzende der Alexander-v.-Humboldt-Stiftung, hielt die Begrüßungsansprache.

Der in Portugal ausgebrochene Aufstand richtete sich gegen die von General Gomes da Costa im Sommer vorigen Jahres errichtete Diktatur,





Links: Anschauungsunterricht im Black-Bottom, dem neuen Modetanz: Der Tänzer Carlos, der den in Amerika entstandenen Black-Bottom in Deutschland eingeführt hat, bei der Erläuterung der einzelnen Schritte des Tanzes an einer Wandtafel in einer Berliner Diele. — **Rechts:** Von den Meisterschaften im Kunstturnen des Turnkreises Brandenburg der Deutschen Turnerschaft in Berlin am 7. und 8. Februar: Vorführungen am Barren durch die Bewerber um die Barrenmeisterschaft.

deren Führung später General Carmona an sich gerissen hatte. Die Aufständischen, die Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände forderten, verfolgten nebenher die verschiedensten Ziele. Die Kapitulation der Aufrührer in Oporto am 9. Februar und der Erfolg der Regierungstruppen bei den Kämpfen um Lissabon hat dem Aufstand ein rasches Ende bereitet.

Die **Brandenburgischen Meisterschaften im Kunstturnen** der Deutschen Turnerschaft wurden am 7. und 8. Februar in Berlin abgehalten. Die Wettkämpfe bestanden in einem Zehnkampf und einem Siebenkampf der Älteren für Männer sowie in Einzelkämpfen an den Geräten Reck, Barren und Pferd; ferner in einem Siebenkampf und einem Dreikampf in Handgeräten für Frauen.

Bei der **Österreichischen Skimeisterschaft**, die am 5. und 6. Februar in Kitzbühel (Tirol) zum Austrag kam, siegte überlegen Walter Glaß, Klingenthal (Sachsen), der sich am 29. und 30. Januar schon den Schweizer Meistertitel holen konnte.



Von der Uraufführung des Stückes „Die Treppe“ von Rosso di San Secondo am Reußischen Theater zu Gera (Thüringen) am 5. Februar: Szenenbild aus dem I. Akt. (Phot. H. Jahr, Gera.)



Dr. August Messer,
Professor an der Universität in Gießen, bedeutender Philosoph und Pädagog, Vertreter der neukantianischen Richtung, feierte am 11. Februar seinen 60. Geburtstag.



Dr. Theodor Niemeyer,
Geh. Justizrat, Professor für Völkerrecht in Kiel, hervorragender Vertreter des internationalen Rechts, konnte am 5. Februar seinen 70. Geburtstag feiern.



Prof. Hans Bohrdt,
bekannter Marinemaler, einer der glänzenden Schilderer der Welt des Meeres, beging am 11. Februar den 70. Geburtstag.



Von der reichsdeutschen Uraufführung der vier Einakter „Der entscheidende Schritt“ von Raoul Auernheimer am Stadttheater in Frankfurt a. O. am 5. Februar: Bühnenbild aus dem Stück „Das ältere Fach“. Von links nach rechts: Lambertin als Güns; Margarethe Waßmann als Josefine; Hild als Direktor; Martin als Leopold; Clarissa Linden als Mädi Rosen. (Phot. M. Rakonz, Frankfurt a. O.)



Dr. h. c. Alfred Ackermann,
Hofrat, Senior-Chef des Verlags B. G. Teubner, Leipzig, wurde am 31. Januar 70 Jahre alt. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)

Szene in der Bahnhofshalle: Der Violinvirtuose Daniello (Th. Horand) gerät unter den einfahrenden Zug.



Untenstehend: Schlußszene: Der Neger-Geiger Jonny (M. Spilcker) triumphiert auf der rollenden Erdkugel über die tanzende Welt.

Von der aufsehenerregenden Uraufführung der Oper „Jonny spielt auf“ von Ernst Krenek im Neuen Theater zu Leipzig am 10. Februar.
Zeichnungen unseres Sonderzeichners Rudolf Lipus.

Bühnenschau.

Das Neue Theater in Leipzig hatte am 10. Februar einen großen Tag: Die zweiteilige Oper (13 Bilder) von Ernst Krenek „Jonny spielt auf“ gelangte zur Uraufführung. Mit diesem Werk hat der junge Komponist den seltenen Versuch gewagt, eine Gegenwartsoper, voll des tollen Wirbels und Tempos unserer Zeit, zu schaffen. D-Zug, Bahnhof, Auto, Film und Radio sind die unentbehrlichen Hilfsmittel der Handlung. Ein bedeutender Komponist lernt die Sängerin Anita kennen und lieben. Durch ihre Affäre mit dem Geigenvirtuosen Daniello kommt es jedoch zu einem Konflikt. Inzwischen hat Jonny, Neger-Jazzbandgeiger in einem Pariser Hotel, die kostbare Geige Daniellos gestohlen; es folgt nun eine Jagd nach dem ungewissen Dieb. Daniello verunglückt tödlich auf dem Bahnhof, der Komponist Max fährt mit Anita in ein neues Leben, und Jonny spielt zum Schluß über der tanzenden und singenden Menge. — Die Lebendigkeit der Handlung wurde durch die hervorragende Inszenierung Walther Brügmanns noch herausgehoben und von der klaren, temperamentvollen musikalischen Leitung Gustav Brechers wirksam unterstützt. Ernst Krenek hat jedenfalls mit dieser Schöpfung, mag sie auch hier und da umstritten sein, einen zielsicheren Schritt ins Neuland der Oper getan.

Das Reußische Theater in Gera brachte am 5. Februar „Die Treppe“ von Rosso di San Secondo, ein Spiel in drei Akten, zur Uraufführung. (Es war überhaupt das erste Mal, daß der Sizilianer Rosso in Deutschland gespielt wurde.) Die Treppe eines großen Miethauses in einer Fabrikstadt ist der Angelpunkt, um den sich die Handlung: Die Ehetragödie des Rechtsanwalts Terpi und das Leben im Miethause, dreht. Das Stück blieb dank der lobenswerten Aufführung nicht ohne tiefen Eindruck.

In Frankfurt a. O. wurden vier Einakter von Raoul Auernheimer, zusammengestellt unter dem Titel „Der entscheidende Schritt“, uraufgeführt. Die lustigen Stücklein gaben dem Publikum eine amüsante Unterhaltung.



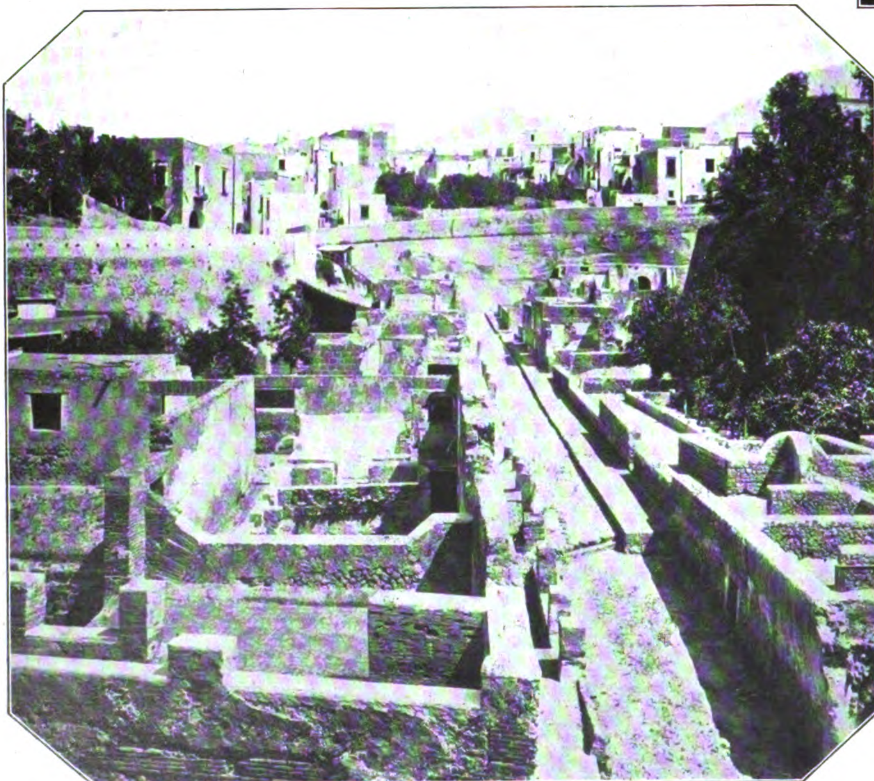


Von der Eröffnung des ersten indischen Parlaments in Neu-Delhi (südwestlich von dem alten Delhi) am 18. Januar: Links: Das Parlamentsgebäude, davor britische und indische Truppen in Paradeaufstellung. Rechts im Kreis: Der indische Vizekönig Lord Irwin während der Eröffnungsansprache. Links nebenstehend: Fußballspiel auf dem Motorrad, ein neuer englischer Sport: Während der Endrunde im Motorrad-Fußballspiel um die Meisterschaft von Südengland.





Wettschneiden von Bubenköpfen im Saale der Königlichen Botanischen Gesellschaft in Amsterdam: Die Amsterdamer Damenfriseure während des großen Schaufrisierens, bei dem ein Rekord im Bubenkopfschneiden aufgestellt wurde.



Zu den geplanten Ausgrabungen der altrömischen Stadt Herkulanum, die im Jahre 79 n. Chr. mit Pompeji beim Vesuvausbruch verschüttet wurde: Blick auf den bereits früher freigelegten Teil von Herkulanum; dahinter die bewohnten Häuser und Gärten von Portici. Die Hauptschwierigkeit der Ausgrabung besteht darin, daß über der 2 m dicken Lavaschicht die beiden bewohnten Städte Resina und Portici liegen; man beabsichtigt, sich durch Tunnelbauten und teilweise unterirdische Freilegung zu helfen.



Die neue Uniform für die spanische Armee: Zu einer Übung antretende Soldaten in der neuen Kleidung und der bei allen Truppenteilen eingeführten baskischen Mütze.

Das Volk der Viersinnigen.

Geschichte einer abenteuerlichen Höhlenerforschung. + Von Hans Schliepmann.

(8. Fortsetzung.)

Nun waren aber von jeher die Rundohren die von der Natur Bevorzugten, da nur ihnen die heilige Poik und der ebenso heilige Geiser Nahrung lieferten und die Langohren bloß auf das angewiesen blieben, was jene übrigließen, oder was unerfaßt in die zweite Höhle gelangte. Waren nun auch bis auf den heutigen Tag die Langohren das kleinere Völkchen — die Rundohren, selbst 180 Seelen stark, geben es zu 60 Seelen an — so mußten sie das Notwendige durch Gewalt zu erreichen suchen, denn auch unter der Erde herrscht das Axiom vom unbedingten Recht auf Dasein, und das bedeutet für die Höhlenmenschen Kampf, in dem nur größere Kraft siegen kann, und für die Langohren bessere Auslese der Starken. Der unterirdische „Nationalismus" machte bis heute jede Verständigung zu gemeinsamer Ausnutzung der spärlichen Lebensgüter unmöglich, und so hält denn zu beiden Seiten des schmalen Verbindungssteges zwischen den Grotten noch heute ständig ein „Detachement der Stärksten" Wache, hier, um eine Schwäche der Besatzung zu einem Einbruch in gesegnetere Gefilde oder gar zum Fortschleppen der Wächter zu benutzen, dort, um die Eindringlinge durch Überzahl zu bewältigen, sie entweder gefangenzunehmen oder von der schmalen Landzunge herab ins kochende Geiserwasser zu werfen.

Da die Huminu keine Familie kennen, so haben sie auch keine Ehe; der Nachwuchs darf ja auch nicht dem Ermessen des einzelnen überlassen bleiben; er ist eine Staatsangelegenheit; die „Ducemviru" (zehn leitende Männer zwischen vierzig und fünfzig Jahren) bestimmen, welcher Jüngling und welche Jungfrau die beste Gewähr für Erzeugung eines tadellosen Humino leisten; ihre Verbindung ist mit Erfüllung ihrer Aufgabe abgeschlossen, ohne daß es ihnen verwehrt ist, auch später noch einander nahezustehen. Auf einer unerlaubten Geburt aber steht die Todesstrafe für das Weib, es sei denn, daß das Kind so schwächlich ist, daß man besser dies vertilgt und so den „Numerus clausus" aufrechterhält, dann aber die Mutter nur noch als Arbeitstier (Netzestrickerin oder Fischerin) abgesondert von allen Männern hält.

V.

Doktor Sommers erste Erlebnisse in der Höhle der Viersinnigen.

Aus Doktor Sichters Berichten kennt man meine Reiseerlebnisse bis zu dem Augenblick, da ich, aus meiner Kugel geklettert, auf dem Felszacken des unteren Wasserfalls gelandet war und das Tau zum weiteren Abstieg befestigt hatte. Von da ab konnte ich nichts mehr berichten.

Was war geschehen?

Ich hatte auf das Felsgepolter hin die weißen Gestalten herbeieilen sehen, ahnte natürlich noch nicht, daß sie blind seien, und noch weniger, wie sie mich aufnehmen würden. Schließlich — viele Hunde sind des Hasen Tod! Ich beschloß also, mich zunächst unsichtbar zu machen und dann horchend zu warten, bis jene sich wieder entfernt hätten. Denn aufgeben konnte ich nun das Abenteuer gewiß nicht mehr! Aber als ich mich, das Tau in der Hand, zur Kugel zurückwandte, um deren Lampen auszudrehen, strauchelte ich und stürzte auf die Länge des krampfhaft festgehaltenen Seiles ab. Schreck und Schmerz ließen mich aufschreien, denn ich hatte mir im Falle nicht nur die Hände geschrammt, sondern auch den Rücken arg bestoßen und den linken Arm gebrochen. Auf das vermehrte Geschrei der Gespenster hin machte ich verzweifelte Anstrengungen, wieder emporzuklettern, vergrößerte aber dadurch meine Schmerzen so sehr, daß ich losließ und ohnmächtig unten anlangte.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich in völliger Finsternis; ganz fern dämmerten noch die Strahlen der Kugel, die ich nicht mehr hatte auslöschen können, und die wieder von Zeit zu Zeit verdeckt wurden; ich merkte, daß sich Gestalten vor sie drängten, und fühlte dann viele Hände, die mich über den ganzen Körper betasteten, hörte auch, kaum vernehmbar, das Gleiten vieler nackter Füße um ein Lager, auf das man mich gebettet haben mußte, und das verhältnismäßig weich war, die Schmerzen in Rücken und Arm aber nicht lindern konnte.

Dann jedoch überlief mich's eisig, nicht vor Angst und Grausen, sondern wie vor einer übernatürlichen Erscheinung, als aus dem merkwürdig melodischen Flüstern und Raunen plötzlich Worte an mein Ohr schlugen, die ich deuten zu können meinte. Zunächst verwirrten mich noch die vielen Umwandlungen der Vokale ins Dunkle, aber bald vermochte ich doch so viel zu verstehen, daß man sich stritt, ob ich lebend oder tot, ob ich ein Fisch, ein Krebs, ein Stück Holz oder eine Art Mensch (Humino) sei. Ich verhielt mich noch eine Weile regungslos; dann aber kam eine süße, scheu fragende Stimme: „Salvator?" — Gelächter, männlicher Widerspruch antwortete; doch zwei, drei andere Stimmen nahmen das Wort auf. Dichter tasteten leise kleine, weiche Hände; fischriechenden Atem fühlte ich vor meinem Munde, und die weibliche Stimme rief zuversichtlicher: „Vuvit!" — Ich verstand's: Er lebt, und antwortete auf gut Glück: „Vuvo, humo sum." Vielleicht begriffen sie's: Ich lebe, bin ein Mensch.

Ein wilder allgemeiner Ausruf des Staunens, grenzenloser Erregung! Auf jedem Fleck meines Körpers jetzt fiebernde Hände. Eine zweifellos männliche Stimme fragt, woher ich komme; und ich versuche, es auf ladinisch zu beantworten. Sie suchen es zu verstehen, können es aber nicht begreifen. Dazwischen wieder die weibliche Stimme: „Er ist verwundet." Bald fühle ich, wie man warmes Wasser über meine abgeschundenen Hände gießt, wie weiche Finger sie so geschickt mit feinem Gespinst umwickeln, als ob es bei Tageslicht geschähe. Die Spitzen meiner Finger werden freigelassen, und ich ergreife eine der helfenden Hände, um sie unter Stöhnen an meinen gebrochenen Arm und meinen beschädigten Rücken zu führen und zu wiederholen, daß ich dort verwundet sei; ich müsse mich zunächst entkleiden. Nur das erstere verstand man; ich machte mich also unter gehörigen Schmerzen daran, mir selbst die Taucherkleidung abzuziehen, was sie tastend mit ungeheurem Staunen beobachteten. Meine „Haut" schien von Hand zu Hand zu gehen; dann machte sich wieder die mitleidige Hand daran, meine Verletzungen zu untersuchen. Elle und Speiche waren glatt gebrochen; auch ein Wirbel schien beschädigt. Wider alles Vermuten wurde ich nun ganz geschickt unter Verwendung zweier langer Knochen geschient und verbunden. Ich seufzte, von der warmen Höhlenluft umspielt, erleichtert und wohlig auf.

Nun begann eine schier komische Zeremonie: Meine rechte Hand wurde von einer fremden ergriffen und über Gesicht und Glieder eines der behaarten Menschlein geführt, das dabei seinen Namen mit der Hinzufügung „Friede" sagte und mir schließlich Hand und Mähne zum Beriechen unter die Nase hielt. Sie schienen mir alle gleichmäßig nach Fischen zu riechen, und von ihren Gestalten gewann ich natürlich auch keine Vorstellung; aber ich wiederholte brav den Namen und das beruhigende „Friede"; fügte jedesmal höflich auch meinen Namen hinzu, wobei der Vorname Petrus jedesmal eine gewisse Sensation hervorrief; Frauenstimmen riefen ein paarmal: „Podro, einer von den Zwölfen!"

Als diese langwierige und für mich ziemlich schmerzhafte „Cour" endlich vorüber war, fragte die sympathische Stimme, die sich mir als Bonunja vorgestellt hatte, ob ich Hunger oder Durst habe. Ich bejahte das letztere, und nach einem Weilchen forderte sie mich zum Trinken auf. Ich tastete umher, griff ins Leere, stieß ein paarmal an ihren Körper und rief endlich: „Wo hast du den Trunk?" — Sie lachte ausgelassen und fragte dagegen: „Ja, fühlst du denn nicht?" — „Was ich halte, fühle ich schon, aber ich sehe doch nichts in dieser Dunkelheit", suchte ich ihr begreiflich zu machen. Sie verstand mein Ladinisch ziemlich gut und rief in einer unbegreiflichen Erregung: „Du siehst?" — „Jetzt nicht, denn es ist ja kein Licht da!" — Und sie: „Wie ist das, Sehen? In alten Liedern singt man davon, aber wie macht man es?"

Wie ein Schlag durchfuhr mich die Erkenntnis, daß alle diese Wesen nicht sehen können! Aber wie sollte ich den Blinden erklären, was Sehen ist? Mein Latein versagte in jedem Sinne. Während sie mir nun die Hände an den Mund führte und mich aus deren Höhlung trinken ließ, überlegte ich fast fiebernd, was ich ihr sagen sollte. Der so vorweltlich dargereichte Trunk erquickte mich; ich ergriff die feuchten flaumigen Händchen und streichelte sie; dann führte ich sie an meine Augen und bedeutete sie, daß ich mit ihnen sähe. „Globulu da dulor?" (etwa Schmerzkugeln) rief sie höchst erstaunt und ließ mich die ihren befühlen. Ich merkte, daß die langbewimperten Lider zusammengewachsen waren. Das Aufrichten aber verursachte meinem Rücken einen so heftigen Schmerz, daß ich schnell zurücksank; dabei griff ich, mich stützend, auf mein weiches Lager. Seltsam: Woraus bestand denn das? Ein kurzes Tasten, und mir blieb kein Zweifel: Es waren Skalpe! Menschliche Skalpe! Schmerz, Erschöpfung und nun der neue Schrecken warfen mich in eine Ohnmacht!

Als ich wiedererwachte und mich rührte, fragte eine neue weibliche Stimme, die sich mir nach Höhlenzeremoniell als Fausta, meine Krankenpflegerin für eine Geiserlänge, vorstellte, nach meinem Befinden und meinem Begehr. Es gelang mir, ihr klarzumachen, daß ich Durst und auch Hunger habe. Das freundliche Mädchen tränkte mich wie Bonunja und lachte auch wie diese über meinen kümmerlichen Tast- und Geruchsinn; bald darauf hielt sie mir eine gekochte Forelle unter die Nase, die mir vortrefflich mundete, so daß ich noch um eine zweite zu bitten wagte. „Dein Magen ist weiter als deine Sinne!" lachte sie. „Wir bekommen nur eine zu jeder Mahlzeit; mehr gibt uns der heilige Fluß nicht."

Nette Aussichten, dachte ich, und da Fausta mich nun mir selbst überließ, suchte ich mir meine Lage und die Verhältnisse der Huminu klarzumachen. Mit ersterer Beschäftigung kam ich nicht sehr weit; es

hieß, zunächst abwarten und nicht verzweifeln, was gerade nicht leicht war. Es war schon klüger, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen als mit den meinen, und so zerbrach ich mir lieber den Kopf über die unglaubliche Entwicklung des Tast- und Geruchsinns meiner — Gefängniswärter, denn viel anders konnte ich mein Verhältnis zu den Huminu nicht auffassen. Ich kam dabei auf ganz merkwürdige Schlüsse. Den verfeinerten Orientierungssinn dieser Blinden konnte ich mir noch erklären, der ihnen ermöglichte, wie Sehende in der beschränkten Welt ihrer Höhle umherzugehen; aber daß sie auf mindestens anderthalb Meter nicht nur jede andere Person, sondern auch deren Bewegungen, die Stellung ihrer Glieder wahrnehmen, wollte mir auch aus einem äußerst verfeinerten Gefühl für die kleinen Luftwirbel, die ja bei jeder Bewegung entstehen, nicht erklärlich scheinen, zumal doch jede Bewegung diese Luftwirbel durcheinanderwerfen muß, ehe die früheren die Haut erreichen. Da nun diese feinen Wirbel auch die Träger der Geruchsstoffe sind, die ein unglaublich feines Riechorgan vielleicht unterscheiden könnte, so würden sie eine genaue Ortsbestimmung doch nicht zulassen. Es muß sich also um Strahlungen handeln, die, wie das Licht, unabhängig von Luftbewegungen sind. Ich muß gestehen, daß sich mir die spiritistische Vorstellung von einem Astralleib immer wieder aufdrängte.

Ich habe diese philosophierende Betrachtung hier einzuschieben gewagt, weil mein Lebensschifflein seit der Bekanntschaft mit Fräulein Fausta aus den dramatischen Wellen in ein ruhigeres Fahrwasser gelangt war. Es geschah zunächst nichts Wunderbares mehr; wie lange, vermag ich nicht zu sagen, da ich mich an die Zeitbemessung nach Geiserausbrüchen noch nicht gewöhnen konnte, meine Uhr aber, obwohl dieses köstliche Geschenk eines früheren Patienten ein Repetierwerk hat, mit meinen anderen Siebensachen irgendwie und -wo von den Huminu in Verwahrung genommen war und natürlich schon längst abgelaufen sein mußte. Außerdem aber hatten die ausgestandenen Schmerzen und seelischen Erschütterungen einen natürlichen Rückschlag in stundenlanges dumpfes Hindämmern und dann in fast leise behagliche Trägheit zur Folge. Ich ließ mich massieren, verbinden, tränken, speisen und trieb wohl vierzehn Tage lang und mehr nichts als Sprachstudien mit meinen beiden Pflegerinnen, die dabei ebenso eifrig wie ich waren, um von meiner Welt zu hören, während ich allmählich ein Bild von der ihren gewann. Für mich war das nicht so schwierig; war doch ihr Vokabelbedarf nur klein und ihre Grammatik dem Lateinkenner nicht zu schwer, obwohl sie sich keineswegs verkümmert zeigte, sondern eher erwies, daß der nicht zuviel beschäftigte Geist der Huminu geradezu Kunst und feine Unterscheidung in den Ausdruck legte. Um so schwerer war es, den beiden freundlich wißbegierigen Wesen von unserer Welt zu erzählen, da doch jede Brücke zum Verständnis dessen fehlte, was uns alltäglich ist, wie Licht, Feuer, Ferne, Himmel, Gestirne, Baum, Gras, Vogel, Haus, Metall, Gefäß usw. Mehrfach äußerte Bonunja, wenn ich für solche Begriffe die lateinische und ladinische Vokabel nannte, daß solche Wörter in alten Sagen vorkämen; aber man habe ihren Sinn vergessen, dürfe sogar nach dem nicht fragen; es sei ein heiliger Zauber um sie und in ihnen. Und dazu riet sie mir sehr bald, von solchen Dingen zu keinem als zu ihr zu sprechen; es könne mich gefährden. Meinen Fragen, ob ich denn überhaupt etwas zu befürchten habe, wich sie offenbar aus. Sobald ich jedoch unter ihren Heilhänden und Zauberliedern mich wieder vom Lager erheben konnte — etwas wehleidig freilich infolge der ewigen dürftigen Fischkost! — mußte ich zu meinem Befremden bemerken, daß ich keineswegs bei allen Huminu als interessanter Fremdling und Gastfreund wie bei Bonunja galt.

Man kann sich denken, daß ich längst darauf brannte, sowohl eine Nachricht von mir in die Oberwelt zu senden als auch diese fabelhafte Unterwelt planmäßig zu erforschen. Dazu brauchte ich aber den Fernsprecher und die Glühbirne, die beide bei meinem Sturze in die Tiefe meinen Händen entglitten und an der Kugel hangengeblieben waren. Da die Lampen in dieser noch immer einen spärlichen Schein zu mir herübersandten, meinte ich, jene jetzt unschätzbaren Hilfsmittel an irgendeinem Zacken hangend auffinden zu können. Natürlich lag mir nichts daran, das ganze Völkchen meine Absicht wissen zu lassen; Bonunjas Warnung hatte mich einigermaßen mißtrauisch gemacht. Ich wollte daher die Zeit benutzen, wo „alle Welt" zu einer der üblichen Geiseransingungen vereinigt war.

Von meinem Lager aus im hintersten Teile der Höhle — ich fühlte hinter mir den Fels anstehen — konnte ich eben noch im verdämmernden Scheine meiner Kugel den Strahl des Geisers phosphoreszierend emporsteigen sehen und um ihn die Schatten der Huminu sozusagen ahnen — wirklich ein ziemlich spukhaftes Bild. Als ich mich aber nun erhob und einige Schritte wagte, tönte mir plötzlich vom Boden ein dreifaches „Halt, zurück!" entgegen, und sechs Hände legten sich sogleich auf meine Schenkel. Ich gestehe, daß es mich eisig durchrieselte! Ich tappte mich auf mein Lager zurück und konnte eines Zitterns nicht Herr werden.

So war ich also doch ein Gefangener? Frühere Andeutungen Bonunjas über die feindlichen Langohren und deren Vertilgung tauchten vor mir auf. Vom eigentlichen Sinnen und Fühlen dieser Unterirdischen konnte ich ja noch keine feste Vorstellung haben; ich mußte also auf alles vorbereitet sein. Und ich schauderte wie ein Kind, das zum ersten Male von Hänsel und Gretel und der Hexe hört: Wurde vielleicht auch ich nur — gemästet?

Völlig rat- und hilflos stand ich einem Schicksal gegenüber, das ebenso dunkel war wie meine Umgebung. Weder List noch Kraft noch Flucht konnten mich retten, mich, den einzelnen Blinden unter hundert mich schon von weitem Riechenden.

So blieb mir nur die Hoffnung auf einen Zufall und auf die Menschenfreundlichkeit meiner beiden Pflegerinnen.

Ich hatte noch nicht lange diesen angenehmen Gedanken nachgehangen, als Bonunjas Stimme freundlich neben mir ertönte. Was wir stammelnd und uns gegenseitig einfühlend miteinander sprachen, läßt sich etwa folgendermaßen kurz wiedergeben: „Podro, freue dich! Heut ist Jubeltag! Ich bringe dir meine Ration, denn ich glaube an dich, obwohl du machtlos und schwachsinnig bist."

„Du bist immer gütig zu mir, Bonunja, und ich werde dir ewig dankbar sein. Aber dies..."

Ihre Hand hatte die meine ertastet und etwas Warmes, Weiches hineingedrückt; es war kein Fisch. Ich roch daran. Ein Schauder überlief mich, und ich rief entsetzt: „Dies ist Menschenfleisch!"

„Nicht Menschenfleisch! Langohrfleisch! Es schmeckt wonniger als Krebse und macht dich wieder stark. Iß. Ich trete dir's ab!"

„Wie, du sanftes Wesen könntest es essen?"

„Warum nicht? Unsere Starken haben es heute erbeutet, und so ist es unser nach Kampfesrecht. Es ist nährender als Fisch, und Gott will, daß die Zahl unserer Seelen in Stärke erhalten bleibt, um vollstimmig das Lob des Geisers singen zu können. — Du sagtest von seltsamen Völkern aus einem weiteren Bauch der Mutter Gestein. Muß nicht auch bei ihnen ein Wesen vom anderen leben, und hat nicht auch bei ihnen das Volk der Edlen das Recht, vor anderen zu bestehen? Wenn nur Langohren oder Rundohren bestehen und sich mehren können, nicht beide zugleich: tun wir Besseren nicht Gott Wohlgefälliges, wenn wir von den Schlechteren uns stark machen?"

Dieses sonst so sanfte Geschöpf begriff auch nicht, als ich einwarf, daß doch auch ihr Gott die Liebe zu allen Menschen fordere. Wie könne man da seinesgleichen auffessen! Das sei doch schaudererregend, ekelhaft.

Mit Lachen erwiderte sie: „Das sind doch keine Huminu, diese von Gott Verfluchten; zum Zeichen dessen hat er ihnen doch die gräßlichen langen Ohren gegeben! Aber koste nur: sie schmecken wundervoll! Und dann: Gott gab in diesem Jubeltage nur wenig Fische. Sollen wir unsere Ältesten schon einen Jahrgang früher der Allgemeinheit schlachten, unsere Zahl verringern oder noch mehr Frauen die Lust des Kinderaufziehens versagen? Mir ist der starke Tullo für ein Kind zugesprochen; das muß einmal ein Lenker (Promino) werden; von mir die Stimme, das Gedächtnis, die Phantasie, von ihm die Kraft. Soll es ungeboren bleiben, weil es keine Nahrung fände? Soll ich bei bloßem Liebesspiel leben, bis ich welk geworden?"

Ich verstummte schaudernd vor dieser Offenbarung, wie Unmenschliches, nach unseren Begriffen, so — menschlich in ein logisches System gebracht werden konnte, in dem alles dem Triebe nach Selbsterhaltung eingeordnet wurde — wie doch auch bei uns! Sie aber fuhr leiser fort:

„Freilich, du bist noch größer als Tullo; du warst auch wohl noch stärker, ehe du dir Arm und Rücken beschädigtest. Dein Geruch ist lockend, seit wir dir die schreckliche Schale abgezogen haben, und deine starke Stimme läßt mein Innerstes („Intostina" war ihr Wort) erbeben."

Ihre Hände glitten kosend über mein Antlitz.

Unbefangen fuhr sie fort: „Wenn die Prominu dich für einen Gottesboten hielten, wie ich, und mich dir zusprächen... Aber sie lachen mich aus! Ein Gottesbote könne kein Krüppel an Behaarung, Ohren, Sinnenstärke und nicht krank sein, wie du's warst. Sie meinen, du seiest eine Mißgeburt, wie sie zuweilen der Fluß tot herabspülte. Oder du seiest ein Feind aus einem anderen Bauche der Mutter Gestein, der kundschaften oder gar töten will."

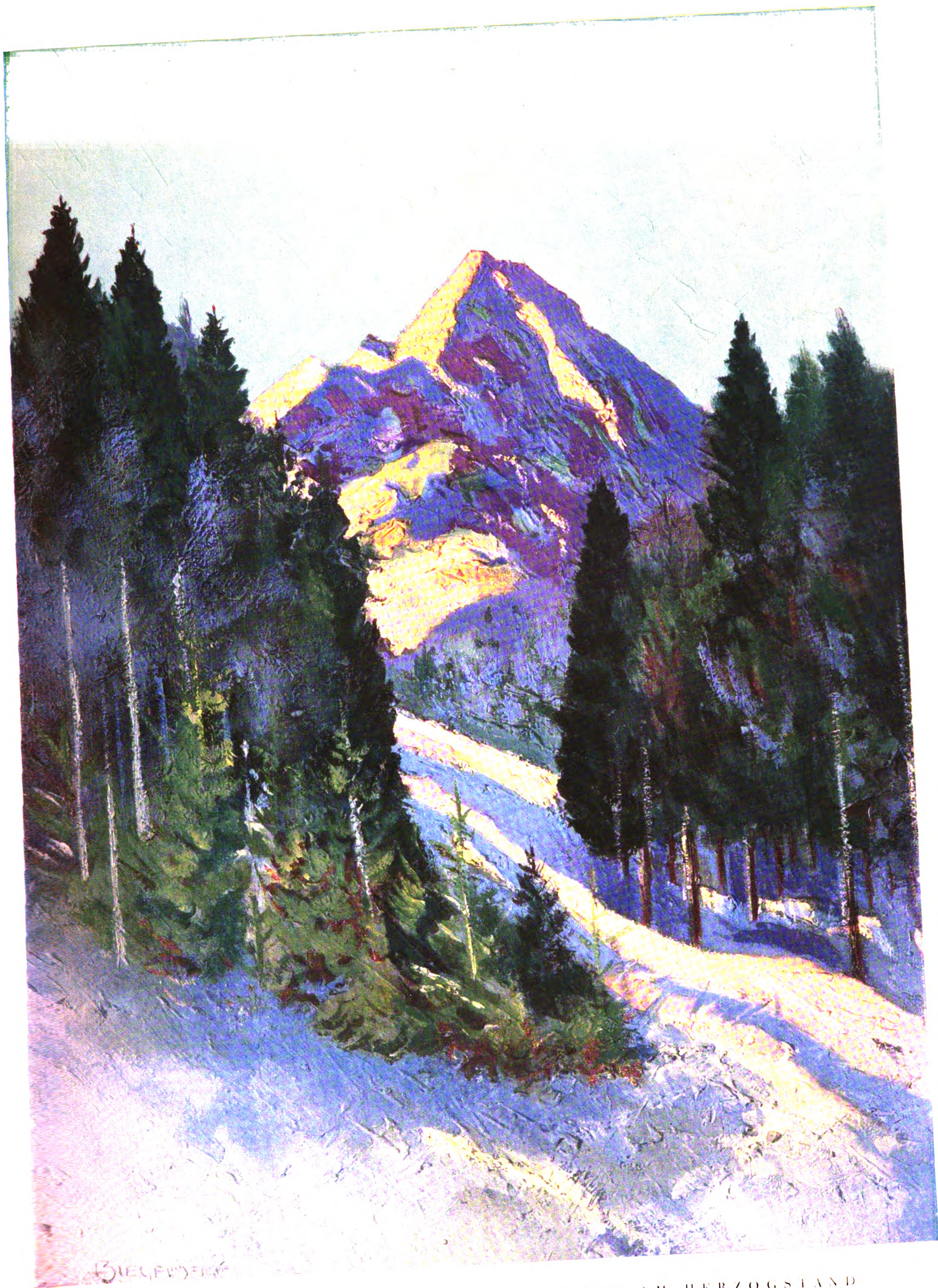
„So bewacht man mich deshalb?"

„Du sagst es; und daß du fliehen wolltest, hat dich noch verdächtiger gemacht."

„Und was hat man mit mir vor?"

„Du willst es wissen; so höre: Sie beraten noch. Saevo, der Duco, verlacht von jeher wie noch keiner die Sagen unseres Volkes. Sie machten nur unzufrieden mit dem Leben für die Gemeinschaft, meint er. Und Tullo, der zwölf Langohren erbeutete, behauptet, daß du prächtig munden müßtest, groß und fleischig, wie du bist. Ich aber rief die Sagasänger zur Grotte der Wunder und zeigte ihnen die Reliquien der Vorväter und deine Haut mit allem, was wir in ihr gefunden hatten. Besitzt der Fremdling solche Wunderdinge: kommt er da nicht aus dem Paradiese, von dem wir singen? — Und als die Genossinnen gefühlt und verglichen hatten, begannen sie zu glauben. Nun erzählte ich ihnen, was du mir von deiner Heimat mitgeteilt, und daß du sogar sehen könntest, was uns immer das Unerklärlichste in unseren Sagas war. Da griffen sie nach meinen Händen und schüttelten sie, um zu wissen, ob ich Märchen dichte oder Wahres berichte; und als sie meinen Ernst erkannten, entsetzten sie sich fast. Einige aber begannen die Hymne vom Paradiese zu singen, so daß die Männer herbeieilten und uns fragten, ob wir denn nicht das Gesetz kennten, das uns nur zu bestimmten Stunden zu singen erlaubt. Was solle aus dem Gemeinwesen werden, wenn jeder tue, was er wolle! Ist doch jedem von uns sein Tagewerk verordnet, damit nicht einer mehr als der andere genieße oder sich dünke.

(Fortsetzung folgt.)



AUS DEN BAYERISCHEN ALPEN: WINTER AM HERZOGSTAND

NACH EINEM GEMÄLDE VON LUDWIG ZIEGELMEIER

Aus dem Liebesleben der Spinne

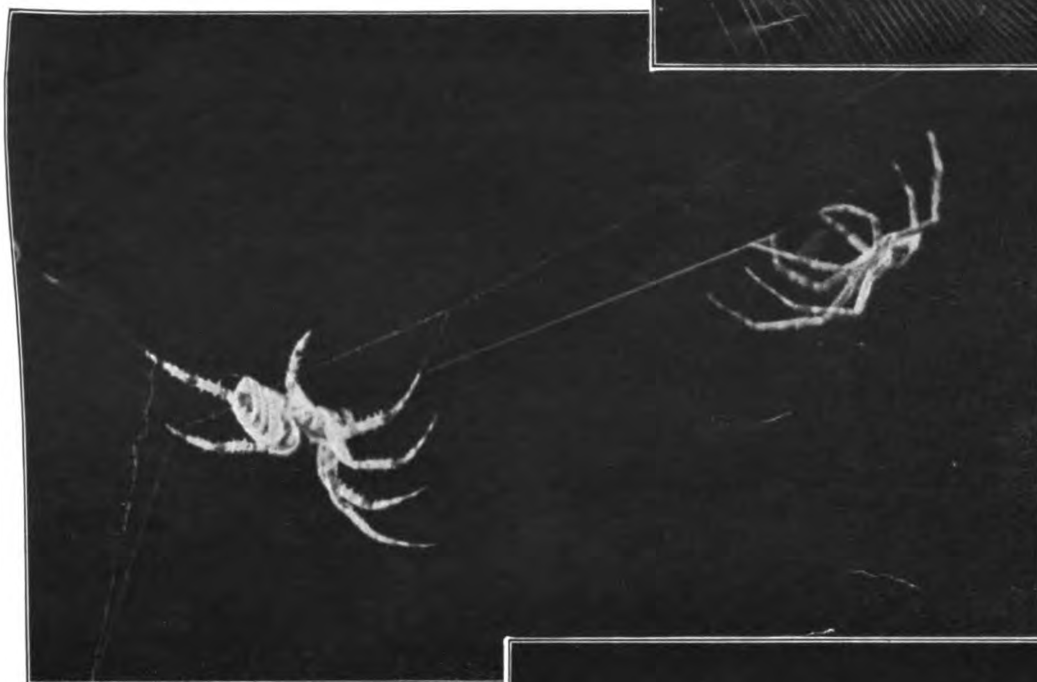
von Dr. Ulrich K. T. Schulz



1. Weibliche Kreuzspinne, inmitten ihres soeben gesponnenen Netzes auf Beute lauernd.

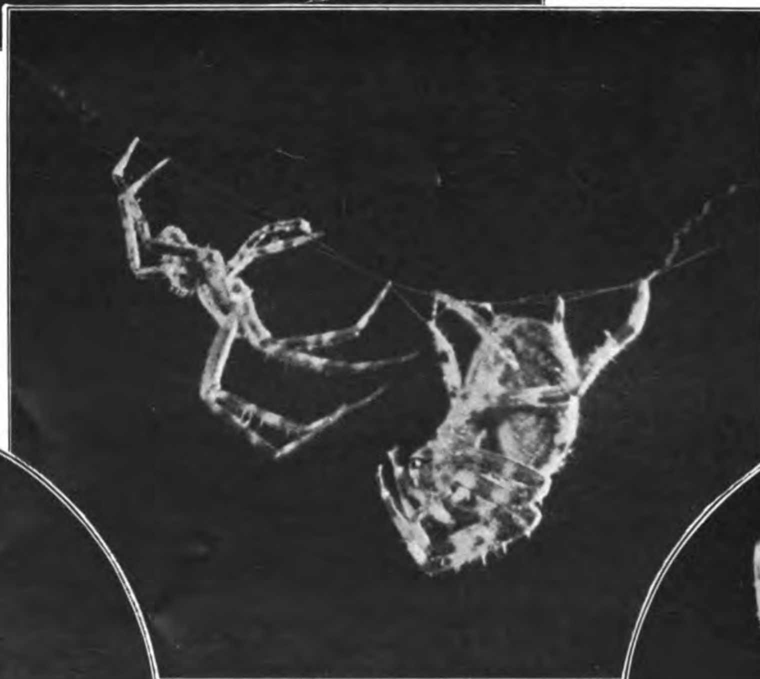
Igitt! I gitt! Eine Spinne! Und noch dazu am frühen Morgen im Zimmer! Heute passiert mir sicher wieder etwas Unangenehmes!" — Heißt doch das alte Sprichwort: „Spinnen am Morgen: Kummer und Sorgen." Nun, zur Beruhigung sei gesagt, daß dieser Reim mit den „garstigen" Spinnen gar nichts zu tun hat. Das Spinnen bezieht sich vielmehr auf die Tätigkeit unserer Vorfahren in der Spinnstube. Wer schon am frühen Morgen spinnen mußte, hatte Kummer und Sorgen, wer dagegen nur abends, gleichsam zur Erholung, spann, für den war dieses „Spinnen am Abend erquickend und labend".

Auf unserer Reise ins Spinnenland, die wir nunmehr antreten wollen, werden wir sehen, daß die Spinnen zu den Geschöpfen gehören, die bei näherer Bekanntschaft bedeutend gewinnen. Einer der letzten Sommertage findet uns auf einem Streifzug durch Wald und Flur. Überall blitzt und funkelt uns entgegen, vom Morgentau mit tausend feinsten Perlen übersät, vom Sonnenstrahl in allen Regenbogenfarben gebrochen, eines der größten Kunstwerke der Natur, das Spinnennetz. Dieses verdankt seine Entstehung dem am Hinterende des Spinnenkörpers befindlichen Spinnapparat, an dem sich rein äußerlich bei



2. Der Anfang des Liebesspiels: Erste Begegnung vom Männchen (rechts) und Weibchen auf dem eigens vom Männchen gesponnenen Hochzeitsfaden.

unserer Kreuzspinne sechs sogenannte Spinnwarzen unterscheiden lassen. Jede dieser Spinnwarzen besteht nun wieder aus zahlreichen Spinnspulen, aus denen unendlich dünne Seidenfädchen (0,0004 mm ist das einzelne Fädchen dick!) hervortreten. Diese aus den etwa 600 Spinnspulen gleichzeitig austretenden Fädchen verbinden sich nun ohne Zutun der Spinne zu den eigentlichen



3. Das zärtliche Kreuzspinnenmännchen: Der Liebhaber im Begriff, das auserwählte Weibchen zu streicheln

Spinnfäden, aus denen die Anfangs- und Stützfäden des Netzes, die Radien, wie die Speichen eines Rades, und endlich der wichtigste Teil des Netzes, die Spiralen mit den klebrigen Perlen zum Beutefang, gefertigt werden.

Nach etwa einstündiger Arbeit hat die bewunderungswürdige Baumeisterin ihr Werk vollendet (Abbild. 1) und wartet, am Netzrand sitzend oder unter einem Blatte lauernd, auf die erste Beute. Was kommt, wird gepackt, wenn irgend es die Kraft zuläßt, eingesponnen und ausgesaugt. So treiben die Spinnen nun schon seit Monaten ihr Wesen, die kleinen Männchen und die bedeutend größeren Weibchen. Und zwar jedes für sich im Bereiche seiner Raubburg, „spinnefeind" auch dem Nachbar vom eigenen Volk.

Wehe dem Männchen, das sich fürwitzig zu nahe in den Fangbereich eines Weibchens wagte! Bisher machten daher die kleinen Spinnenmänner stets einen „großen Bogen" um die gefährliche Frau Spinne. Der Herbst aber bringt den Konflikt: die allmächtige Liebe! Sie, die gestern noch sich mieden, sollen sich heute „in Liebe" aufsuchen! Das Männchen macht sich daher auf die Brautschau. Schon ist es am Rande des Netzes der Spinnenfrau angelangt, wirft dieser den „Hochzeitsfaden", wie einen langen Brautschleier, gleichsam als „Hochzeitsbrücke" zu, an dem der Spinnerich nunmehr sehnsüchtig zupft, um die Auserwählte auf sich aufmerksam und, womöglich schon jetzt, willfährig zu machen. Wehe ihm, wenn er auf diesen Antrag hin einen „Korb" bekommt! In wenigen Sekunden wär's um ihn geschehen! Das wäre im Spinnenreich sehr möglich, denn es herrscht ein großer Überfluß an Männern, auf ein Weib kommen im Durchschnitt 12 Männer.

In unserem Falle scheint der Bräutigam zu gefallen, denn langsam kommt die Spinnenfrau zum Spinnerich, der sofort wieder den Hochzeitsfaden durch eifriges Zupfen in Schwingungen versetzt (Abbild. 2). Schüchtern kommt er näher und beginnt sie vorsichtig zu streicheln (Abbild. 3). Das währt etwa eine Viertelstunde. Endlich erwidert auch sie seine Zärtlichkeiten (Abbild. 4). Da, ein kurzer, kühner Sprung des Männchens, und sie liegen sich in den Armen. Gar zu bald ist die Liebessehnsucht der Spinnenfrau gestillt, und schon gewinnt die für diese kurze Zeit der Liebe gleichsam eingeschläferte Freßgier wieder die Oberhand, denn urplötzlich fällt die Spinne über ihren Mann her, versetzt ihm einen lähmenden Biß und spinnt ihn ein, um ihn zu gelegener Zeit zu verspeisen. — Die Abbildungen sind Wiedergaben nach Photos von Krien-Ufa.



4. Liebe erweckt Gegenliebe: Die weibliche Kreuzspinne beantwortet die Liebkosungen des Männchens.



5. Der Liebe Ende — Gattenmord: Das Weibchen hat nach vollendeter Hochzeit das Männchen eingesponnen, um es zu gelegener Zeit aufzufressen.

Aus der Schlachthausstadt Packing Town bei Chicago.


Untersuchung der Schweine auf Versandfähigkeit.



Am Eingangstor zu dem riesigen Schlacht- und Viehhof der Union Stock Yards.



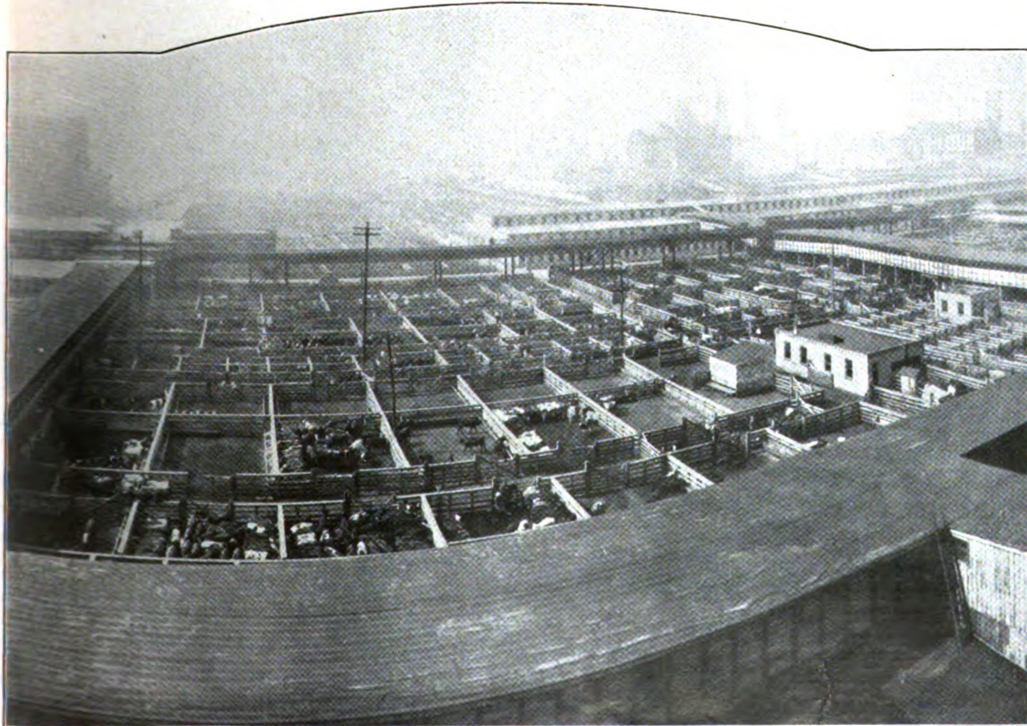


Links Mitte:

In einer Wurstabteilung.

Rechts Mitte:

Zuschneiden des Schweinefleischs.




Räucherkammer.

Links nebenstehend: Blick auf die Viehstände der Union Stock Yards.

(Vgl. zu unseren Bildern den Beitrag „Packing Town“ in der Rubrik „Wissen und Leben“ auf S. 234.)

Der verlorene Sohn.

VON HANS OSTWALD.

Die große Gruppe der Gescheiterten und Verkommenen, alle jene, die zuletzt als Bettler, Landstreicher oder sonst in Verkommenheit enden, nachdem sie vielerlei Irrfahrten hinter sich haben, sind immer wieder ein Rätsel für viele Eltern, Erzieher und Vorgesetzte von jungen Menschen, die nicht guttun wollen. Schier unbegreiflich ist manchem immer noch der Verfall solcher Menschen, die scheinbar mit den besten Gaben geschmückt sind. Und doch muß in ihnen neben diesen Gaben etwas wirksam sein, das mächtiger ist, und das sie schließlich überwindet. Ich selbst habe schon mehrmals in meinen Schriften auf die Minderwertigkeit und absonderliche Eigenart so manches Kunden von der Landstraße hingewiesen. Nun hat der Heidelberger Professor Dr. Wilmanns sich seit einer Reihe von Jahren damit beschäftigt, den Landstreicher, und insbesondere den geisteskranken Landstreicher, als Persönlichkeit einer klinischen Untersuchung zu unterwerfen und festzustellen, in welcher Weise die geistige Erkrankung auf sein Werden und Wachsen und schließliches Scheitern von Einfluß gewesen ist. Von 52 in die Heidelberger Klinik eingelieferten geisteskranken Landstreichern gibt er eine sehr ausführliche Lebensbeschreibung, indem er soweit wie möglich das Vorleben der Landstreicher klarzustellen sucht. Als wichtiges Ergebnis stellte sich heraus, daß das Verkommen und die vagabundierende Lebensweise in fast allen Fällen eine Folge geistiger Erkrankung waren.

Wohl zeigten viele Untersuchte ursprünglich eine gute geistige Veranlagung. Auch genossen die meisten eine gute häusliche Erziehung. Vernachlässigt waren nur mehrere von unehelicher Geburt und einige Kinder von Trinkern. Die Schwachbefähigten scheiterten fast alle schon beim Eintreten ins Erwerbsleben. Und die Besserveranlagten konnten sich auch nicht aufrechterhalten. Vielen aber fehlte es bereits in der Lehrzeit an der nötigen Ausdauer und Energie.



Albrecht Dürer (1471—1528): Der verlorene Sohn.



Rembrandt (1606—1669): Der verlorene Sohn. — „Da sah ihn sein Vater, und es jammerte ihn, lief und fiel ihm um seinen Hals, und küßte ihn“ (Lukas 15, 20).

Hier schon machen sich die typischen Züge des Scheiternden und Ungeratenen, des späteren Landstreichers, bemerkbar. Ausdauer und Energie fehlen ihm vor allem. Eine große Ruhelosigkeit plagt ihn. Die Unterrichts-, Arbeits- und Lehrstellen werden oft gewechselt. Wilmanns entschleiert diese Ruhelosigkeit in vielen Fällen als Verfolgungswahn. Und auch die Gleichgültigkeit gegen soziale Verkümmerung, das leichte Hineinfinden in die erbärmlichen Verhältnisse, die mangelnde Sehnsucht nach Besserem, die fehlende Kraft, sich herauszuheben aus dem Elend — alles das scheint stets ein Zeichen von geistiger Schwäche und beginnendem geistigen Verfall zu sein.

Bald beginnt ihre soziale Schädlichkeit, beginnen ihre Irrfahrten und strafbaren Handlungen. Lächerliche Streitigkeiten brechen sie vom Zaun, gehen verschwenderisch mit Geldmitteln um, verfallen triebartig dem Alkohol, betrügen, stehlen, betteln und vergehen sich auf alle mögliche Art und Weise gegen die bürgerliche Gesellschaft.

Und nun beginnt auch ihr Kreislauf durch alle möglichen Straf- und Besserungsanstalten. Die von Professor Wilmanns untersuchte, immerhin verhältnismäßig kleine Gruppe von 52 Menschen hat Strafen für 1642 Vergehen erhalten. Auf den einzelnen fallen also im Durchschnitt mehr als 30 Strafen. Da geht's aus dem Gefängnis ins Arbeitshaus, dann ins Zuchthaus, in die Arbeiterkolonie, wieder in Haft, wieder ins Arbeitshaus, wieder in Haft, und so in fortwährendem Wechsel. Und das alles fast immer in krankem Zustand.

Diese ungeheure Zahl von Verurteilungen gibt zu denken. Es ist entschieden verkehrt, daß der Richter für den Landstreicher nur einige wenige Minuten übrig hat, denn der Landstreicher kehrt immer wieder. Zehn-, zwanzig-, dreißigmal und öfter. Wäre es da nicht eine Wohltat für den Richter, wenn er sich eingehender mit den scheinbar unbedeutenden Landstreichern oder Verkommenen beschäftigen könnte, um dabei zu erfahren, daß er es mit einem im Geiste schwachen Menschen zu tun hat, der eigentlich in eine Pflegeanstalt gehört?

Aber auch die Eltern, Vorgesetzten und Erzieher sollten vorsichtiger sein mit den scheinbar ungeratenen Söhnen. Gerade wenn ein solcher junger Mann Neigung zeigt, von seinen guten Wegen abzuweichen, aus dem Geleise zu springen, dann sollte man ihn mit liebevoller, aber fester Hand dorthin leiten, wo er nicht gleich ganz und gar auf den Sand gerät und schließlich völlig verunglückt. Denn wenn ein Mensch schlechte Gesellschaft aufsucht, so ist das oft nichts als ein Trieb nach einer Gesellschaft, die nicht zu hohe Ansprüche an Geist, Ausdauer und Verstand stellt; so ist das ein Zeichen, daß diese Eigenschaften bei dem jungen Menschen aufgebraucht oder erkrankt sind. Ein jeder sucht die Gesellschaft auf, die seinem Können, seiner Kraft entspricht. Nicht der böse Wille ist es, der den ungeratenen Sohn dahin treibt, Väter betrübt und Müttern das Herz bricht. Es ist das Schicksal, das in dem jungen Menschen wirkt. Viele Mütter ahnen unbewußt, wie das alles zusammenhängt. Denn sie lieben die ungeratenen Kinder meist stärker; sie fühlen, daß diese der größeren Liebe bedürftig sind. Sie sind eben mehr mit der Natur verknüpft, ihr Gefühl ist stärker.

Schon der Verkünder der allgemeinen Menschenliebe wußte vom verlorenen Sohn. Christus nahm das Leben, den Hochmut, den Untergang und die reumütige Heimkehr des verlorenen Sohnes zum Gleichnis. Er verkündete von ihm: „Denn dieser mein Sohn war tot, und ist wieder lebendig geworden; er war verloren, und ist gefunden worden. Und fingen an fröhlich zu sein.“

Dieses Gleichnis, dessen leuchtende Einfachheit und dichterische Gewalt auch in der Sprache zum Ausdruck kommen, und dessen letzte Sätze in einen wahren Jubel über den Wiedergefundenen ausklingen, ist die Quelle vieler anderer Dichtungen geworden. Nach Spengler („Der verlorene Sohn im Drama des 16. Jahrhunderts“) finden wir die früheste Bearbeitung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn Ende des 15. Jahrhunderts in Italien. Schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts tritt bei Castellani die allgemeine Auffassung der Liederlichkeit hinzu, die dann im ganzen studentischen Leben der folgenden Jahrhunderte erziehlich wirken sollte. In der deutschen Literatur finden wir den verlorenen Sohn zuerst bei Murner, wie er ein Gespräch mit seinem Vater, d. h. Gott, führt. Darauf beginnen die Bühnenstücke vom verlorenen Sohn, die in der dramatischen Literatur Deutschlands eine besondere Rolle spielen und manche Ansätze zu eigenwüchsiger, starker Bühnenliteratur zeigen, dann aber durch die Ungunst der Zeiten untergehen.

Burkard Waldis war der erste Dramatiker, der einen „Verlorenen Sohn“ (1525) erscheinen ließ. Kräftige, schlichte Einfachheit und klare Handlung zeichnen sein zweiaktiges Stück aus. Es langweilt nicht mit moralisierenden Betrachtungen und zeigt eine tiefere Auffassung. Die Verzeihung wird dem verlorenen Sohn



Gabriel Metsu (1630—1667): Der verlorene Sohn beim Prassen.

durch den Glauben und durch Gottes Gnade geschenkt. Merkwürdigerweise ist in dem „Verlorenen Sohn" von Hans Sachs, der 1555 erschien, nicht die gleiche Ursprünglichkeit wie bei Burkard Waldis zu finden.

Mit dem „Verlorenen Sohn" von Gryphius beginnt die pädagogische Tendenz in die Bearbeitungen jener Zeit einzukehren. Seine Bearbeitung wird maßgebend. Er lehnt sich an Klassiker des Altertums an. Viele Szenen, die zwischen Spitzbuben und Säufern spielen, sind besonders lebensvoll. Seine Nachfolger, die ihre Bearbeitungen vielfach lateinisch darbrachten — zur Übung der Schüler — hatten trotz geistvollen Szenen weniger Erfolg, weil sie auf die Buhl- und Schlemmerszenen verzichteten.

Ende des 16. Jahrhunderts kamen wieder mehrere deutsche umfangreiche Bearbeitungen mit viel mehr Motiven in die Öffentlichkeit. Sie wurden meist von Schülern dargestellt, auf die sie ja auch erziehlich wirken sollten. In diesen Stücken hält bereits der erste Narr seine tiefsinnigen Reden, neben dem gefräßigen Hanswurst. Wir haben also in Deutschland den tiefsinnigen Narren schon vor dem Einfluß der Engländer. Bereits bei Wickram, um 1540, öffnete er seinen ernsten Mund.

Mit dem beginnenden 17. Jahrhundert macht sich der Schwulst auch in den Bühnenstücken vom verlorenen Sohn breit. In das sonderbare Stück von Nendorf ist viel Allegorie hineingeflickt. Teufelsszenen, allerlei Figuren aus der griechischen Götterwelt und die Erzengel finden wir, aber auch schon Versuche, alles zu motivieren. Alle diese Stücke



Jacob Jordaens (1593—1678): „Und hängte sich an einen Bürger desselbigen Landes, der schickte ihn auf seinen Acker, der Säue zu hüten" (Lukas 15, 15).



B. E. Murillo (1617—1682): „Daselbst brachte er sein Gut um mit Prassen" (Lukas 15, 13).



Gerhard v. Kügelgen (1772—1820): „Da schlug er in sich" (Lukas 15, 17).



David Teniers d. J. (1610—1690): Der verlorene Sohn als Prasser.

und manche andere gleichzeitige und folgende gelten ebenfalls als Schul- und Knabenspiegel. In diesen wurden ungeratene Schüler gezeigt, die sich gegen die Lehrer vergehen und von den Lehrern aus Richterhand befreit werden.

Viele gute Ansätze, viele dichterische Kräfte enthüllten sich in den Stücken, in denen immer dem verlorenen Sohn verziehen ward und über seine Rückkehr immer gleiche Freude herrschte. Das alles ging unter in dem Zusammenbruch Deutschlands, den unsere Vorfahren dreißig Jahre lang mit durchleben mußten. In der deutschen Literatur tauchte der verlorene Sohn dann hier und da in ganz verschleierter Form auf. Mit einer gewissen Weitherzigkeit könnte man Faust auch als verlorenen Sohn bezeichnen. Aber das Gleichnis vom verlorenen Sohn gab erst wieder neueren Dichtern Anlaß zur Bearbeitung. Bulthaupt war wohl einer der ersten. Zu den neuesten müssen wir wohl Schmidtbonn rechnen.

Auch die bildende Kunst vieler Jahrhunderte und fast aller christlichen Kulturvölker beschäftigte sich mit dem verlorenen Sohn und schuf ergreifende Werke über das biblische Gleichnis. Welche Gelegenheit zu malerischem Ausdruck, zu farbensatten und gegenständlichen Schilderungen gab diese Geschichte von dem jüngeren Sohn, der sich früh sein Erbe geben ließ, übermütig und ohne an die Zukunft zu denken, davonzog, sein Hab und Gut verpraßte, Schweine hüten mußte und dann, als er voll Reue heimkehrte aus all seinem Elend, seine Hoffart bekannte und erklärte, daß er nicht mehr wert sei, der Sohn seines Vaters zu heißen, vom Vater mit verzeihender Liebe aufgenommen wurde!

Im Lande der flatternden Wäsche

Italien, das Land der Sonne, bietet nicht nur dem Kunstwissenschaftler und Historiker, sondern auch dem Laien so manchen interessanten Anblick. Ruinen erhabenster Bauten und Denkmäler, die von alter, hoher geistiger Kultur noch Zeugnis ablegen, edle Bauwerke der Renaissance, mit denen hervorragende Namen aus der so wechselvollen Geschichte und der von hohen Gönnern geförderten Baukunst Italiens verknüpft sind, werden umwoben von einem Leben, das oft in seiner Ursprünglichkeit den Touristen in vergangene Zeiten zurückführt. Manche alte Gewohnheit wird hier, zumal in den niederen Ständen des Volkes, gewissenhaft weitergepflegt. So muß es dem Uneingeweihten bei seiner Wanderung durch Italien erscheinen, als ob in diesem Sonnenlande der Bedarf an reiner Wäsche größer als anderswo sei. Überall flattern Wäschestücke im Winde, nicht nur in ländlichen Gegenden, sondern auch in den Straßen der Städte. In der Hauptstadt Rom freilich ist jetzt durch ein Diktat Mussolinis die flatternde Wäsche aus den Straßen verbannt, und nur noch in den winkligen, vom Touristenverkehr nicht getroffenen Nebenstraßen, auf Höfen und Dachterrassen wehen hier die Wäschefahnen. Im übrigen Lande aber wird in „goldener“ Rücksichtslosigkeit gegenüber den Mitmenschen die Wäsche über die Straßen oder an den Häusern entlang zum Bleichen und Trocknen aufgehängt. Da die Italienerin mit kaltem Wasser wäscht, muß die Sonne das vollbringen, was in anderen Ländern durch heißes Wasser erzielt wird. Die Waschplätze selbst befinden sich gewöhnlich unter freiem Himmel. Hier ist es ein Straßenbrunnen mitten in der Stadt, dort eine Quelle, wo sich die immer lustigen und geschwätzigen Wäscherinnen treffen. Auch an Flüssen und Meeresstrand finden sie sich, um gleich die Wäsche in der Nähe aufzuhängen, und wo es geht, verwendet man dazu Kaktushecken, wodurch Leine und Klammern gespart werden.



Waschkessel unter freiem Himmel und Trockenplatz am Strande von Pegli bei Genua.



Öffentlicher Waschplatz auf der Straße in Genua.

Links im Oval: Sizilianische Wäscherinnen an einer Quelle bei Palermo.



Wäscherinnen an der Landstraße in Sardinien, die die Wäsche zum Trocknen und Bleichen auf die stacheligen Kaktushecken werfen. — Rechts: Waschtag an einem Straßenbrunnen in Neapel.





IM LANDE DER FLATTERNDEN WÄSCHE: STRASSE IN NEAPEL

ZEICHNUNG VON HANS FRIEDRICH



Russische Bauern an der Wolga.

Wolgalandschaft.

AN EUROPAS GRØSSTEM STROM

NACH FARBIGEN LINOLEUMSCHNITTEN VON PROF. W. FALILEEFF

Der Gang über die Straße

VON HANS NATONEK

Die Standuhr schlug fünf. Der Regulator nebenan ließ sich etwas Zeit und gab dann klirrend und quick ein karikiertes Echo des müden, plärrenden Gongschlags. Die Lethargie des Sonntagnachmittags tröpfelte dahin im Ticken der Uhren.

Ein Brief lag fertig auf dem Schreibtisch, die zerdehnte, gequälte Arbeit des Nachmittags, dessen Leere nicht zu füllen und dessen Bleigewicht nicht zu verrücken war. Nun zog Georg Baudisch seine Straßenschuhe an.

„Natürlich, die Ferse der guten Hausschuhe wieder niedergetreten, und die Laschen wie immer unordentlich nach innen statt nach außen! So behandelst du meine Sachen!"

Alle Sachen waren Frau Baudisch' Sachen. Irgendwie lagen ihre Hände darüber, und wer diesen Sachgeist verletzte, verletzte sie.

„Ich gehe nur diesen Brief in den Kasten werfen, ich bin gleich wieder da."

„Natürlich" — die meisten Sätze der Frau Baudisch fingen mit „natürlich" an; sie wollte damit im Gegenteil sagen: „Wie unnatürlich", und es war eine ihrer ewig gereizten Ironien — „natürlich, wir gehen heute wieder einmal nicht aus. Das hat man nun von seinem Leben. Andere Leute werden mit dem Auto abgeholt. Ich verfluche diese Sonntage; wochentags merkt man es wenigstens nicht so. Und überdies bist du ja, Gott sei Dank, nicht zu Hause."

„Wir können noch fortgehen, wenn du es wünschst. Ich will nur den Brief drüben in den Postkasten werfen. Am Sonntag wird um 1/2 6 Uhr zum letztenmal geleert."

Frau Baudisch machte eine wegwerfende Bewegung: „Ich habe ja doch nichts zum Anziehen."

„Aber das neue Crêpe de Chine..." warf Baudisch noch ein, mehr aus Verzweiflung, als um zu überzeugen, denn der Sonntagsspaziergang, stets um das gleiche Viertel, war eine stumme Qual.

Er schwankte, lief, sprang die Treppe hinunter in großen Sätzen, wie auf einer Flucht. Immerhin, es war eine Drei-Minuten-Flucht.

Er überschritt die Straße. Drüben leuchtete der Briefkasten, das Ziel des heutigen Nachmittags, ultramarinblau, frisch gestrichen. Der Himmel war seidig, und die Kastanienbäume schwellten in jenem ekstatischen Zustand, der dem Aufbrennen der Kerzen unmittelbar vorangeht. Er zögerte unbestimmt vor dem Kasten, las sorgfältig die Leerungszeiten, senkte den Brief behutsam in den Spalt, alles mit jener zerstreuten Langsamkeit, die einen Handlungsablauf verzehnfachen möchte, um Zeit zu gewinnen. Dabei beobachtete er die Sonntagsspaziergänger. Es waren Mittelstandsleute aus dem kleinbürgerlichen Quartier, dessen bedrückender Enge sie gemessenen Schrittes in Würde und Form entflohen. Sie rückten aus, um abends in gestilltem Freiheitsdrang heimzukehren. Dicke Frauen schritten paarweise, und vor ihnen, mit bereits entblößter Glatze, den Hut am Westenknopf, knarrten mit erloschener Sonntagszigarre die Ehemänner in ihren gewichsten Stiefeln. Ältliche Ehepaare marschierten stumm nebeneinander, vielmehr hintereinander, der Mann zwei kleine Schritte vor der Gattin, als zerre er an einer unsichtbaren Kette. (Nur die ganz jungen, unverheirateten Paare wandeln im Gleichklang des Schrittes, der vom übereinstimmenden Herzschlag reguliert wird.) Alle aber hatten ein leidlich zufriedenes Gesicht oder zumindest eine stille Ergebenheit, die dem Antlitz auch etwas Heiteres verleiht. Diese Menschen, dachte Baudisch, hatten das Glück, in Mittelstand und Kleinbürgertum hineingeboren zu werden und darin zu Hause zu sein. Irgendwo zu Hause zu sein, schicksalergeben, darauf kommt es an. Als Proletarier, ganz unten, der nichts zu verlieren hat, könnte allerhand aus mir werden. Aber die bürgerliche Mitte, die fürchterliche, lähmende Mitte erstickt mich. Alice wäre ganz oben, auf den glänzenden Höhen der Gesellschaft, eine entzückende Frau, so deprimierend sie wirkt, wenn sie auf den Knien mit dem Scheuertuch die Dielen plantscht. Es ist eine Art von Trotz, daß sie es tut: vielleicht auch, um nachher dem Mann die zerarbeiteten Hände zeigen zu können. Konnte man nicht hinauf, so wollte sie trotzig noch tiefer hinunter. Eine mystische Logik waltete in ihrem Kopf, der immer noch hübsch hätte sein können, wenn er sich nicht schon aufgegeben hätte. Überdies kann eine Frau, deren seelische Heiterkeit und Harmonie hin ist, nicht hübsch sein.

Das alles kann man denken, während man einen Brief umständlich in den Kasten schiebt. Nun schritt Georg, zunächst ohne die Straße zu überqueren, seinem Hause zu. Vielleicht wollte er einen anderen Weg nehmen, um diesen Sonntagsexkurs zum Briefkasten ein bißchen zu variieren. Jetzt stand er dem Hause, in dem er nun schon zwölf Jahre lang lebte, und darin seine drei Kinder zur Welt gekommen waren, gerade gegenüber. Über ihnen wohnten Oberinspektors, ein altes bigottes Ehepaar, das fleißig Bibelstunden besuchte und Sonntags, die Goldschnittgesangbücher ostentativ in schwarzen Baumwollhandschuhen, in die Kirche ging. Der stattliche alte Herr, der wie ein pensionierter Hauptmann aussah, trottete fromm mit, wiewohl noch vor kurzem sein Sinn nach weltlichen Dingen stand; er hatte eines Tages Frau Alice in Abwesenheit seiner Gattin mit einer solchen unheimlichen Liebenswürdigkeit empfangen, daß Alice sich durch sofortige Flucht den begehrlichen Händen des Alten entziehen mußte. Irgendwie waren alle in diesem Hause vergiftet, am allerschwersten die Hausmannsfrau oben in der Mansarde; eine geschworene Bürgerhasserin, neidgeschwellt, las sie das reaktionäre Blatt der Stadt und verachtete selbst die Sozialisten. Unaufhörlich trug sie Klatsch und Stänkereien durch das Haus. An vielen Fenstern waren sogenannte „Spione" angebracht, und hinter den Gardinen lauerte stets ein Kopf. Man konnte nicht die Treppe hinauf- und hinuntergehen, ohne daß sich gegen die Flurscheibe eine Nase drückte. Jeder wußte von jedem alles und noch viel mehr. Die Wände waren so dünn, daß ein mittlerer Nagel, ins Mauerwerk geschlagen, mit der Spitze in die Nachbarwohnung ragte. Winzige gußeiserne Balkone klebten wie Nester an der Fassade, zu nichts zu gebrauchen, und die Teufelsfratzen im Gitterrankwerk freuten sich darüber. Ein Chor von Posaunenengeln zierte als Stuckarbeit die Flächen über dem Tor und unter dem Dach. Das Haus war so gebaut, daß unsere Nachfahren in hundert Jahren, wenn es bis dahin nicht eingefallen ist, sagen werden, ein Irrsinniger habe es errichtet. Zur Qual seiner Bewohner.

Georg musterte von der gegenüberliegenden Seite aus das Haus von oben bis unten, ein Frost kroch ihm ins Herz, und er spürte wenig Lust, sich schon jetzt vom dunklen Tor schlucken zu lassen. Nur einmal um das Häuserviereck herum, die Wiese entlang am Park, die Schwäne sehen und dann zurück. Der Anblick von Schwänen tat ihm so wohl, als berühre ihn eine fremde Welt. Er schritt aus. Er war so absolut leer, daß ihn schon das bloße Gehen wie eine kleine rauschhafte Sensation des Daseins erregte. Das Vakuum seiner Seele sog alles, was in ihren Bereich kam, Menschen und Dinge, gierig in sich hinein, fast wahllos; kein Mädchenantlitz ging vorbei, das nicht sofort gewaltsam erfaßt wurde von diesem wütenden Drang des Leerseins nach Fülle. Es war ein Riesentumult und -betrieb in diesem Vakuum und blieb doch leer, immer wieder ausgepumpt von der Hoffnungslosigkeit. Wie schwerelos glitten die Schwäne über das Wasser, unbenetzt von dem Element, das sie trug. Der Mensch aber war immer über und über bespritzt vom Schmutz des Lebens. Warum trägt uns die Erde, unser Element, nicht so wie der Teich die Schwäne? Die Farben des Abendhimmels schillerten im Wasser. Seine Seele stand in fürchterlichem Gleichgewicht und starrer Stille zwischen Leben und Tod.

Er wußte nicht, daß er fast eine halbe Stunde lang dagestanden hatte, auf einen Impuls seines Innern wartend, als er sich angerufen fühlte. Er wandte sich um, entstellten Gesichts. Ein Auto hielt hart am Bürgersteig der Brücke. Es stand da, als wäre es gekommen, ihn abzuholen, und im Wagen, hochaufgerichtet, ganz in Leder, winkte Fritz Thieding. In Georg schoß das Blut empor in dem Gefühl, beobachtet worden zu sein, wer weiß, wie lange, wenn nicht gar ertappt... Thieding, ein Schulkamerad, Künstler wie er, aber mit einer glücklichen Begabung, seine Fähigkeiten an den Mann, an die Welt zu bringen, hatte die herrliche Stellung eines Reisekorrespondenten für einen amerikanischen Zeitungskonzern. Die Blicke eines freien und eines zerstörten Menschen tauschten in einer Sekunde Schicksale. Thiedings leicht vorgewölbte dunkle Augen hatten eine ungeheure Kraft und Gier des Schauens. Sie fraßen das Objekt in sich hinein, sie griffen zu und saugten es, sie waren vom vielen Sehen milde und weich geworden, aber auch blank und hart. So also sah Georg jetzt aus! Er hatte ihn zum letztenmal vor sechs Jahren gesehen. Dann hatten sie manches voneinander gehört und so ihre menschliche Beziehung nie ganz verloren.

„Hallo, Georg! Wohin, mein Junge?"

Wie ein artiges Kind, das ertappt wird und errötet, gab Georg Antwort. „Ich habe einen Brief in den Kasten geworfen und gehe jetzt nach Hause."

„So. Komm, steig ein bißchen ein. Wir fahren ein wenig ins Freie, essen irgendwo Abendbrot, dann bringe ich dich zurück."

Zögernd und unsicher setzte sich Georg neben den Führersitz. Es war ein starker Rennwagen. Man saß ganz tief drin in der wuchtigen, bootförmigen Karosserie. Nur die Köpfe lugten über die Wandung.

„Aber nicht zu weit, bitte", sagte Georg, als der Wagen mit gebändigter Kraft dahinfuhr. Er hatte das Gefühl, als schösse ein Boot durch die Brandung; in seinen Ohren brausten die Elemente der Freiheit.

Thieding nickte nur, die kleine Pfeife zwischen den Zähnen.

„Ich habe dich noch gar nicht gefragt, woher des Wegs, und wohin du gehst."

„Komme aus Rußland, gehe nach Kalifornien. Habe unterwegs mein altes Mütterchen besucht. Wohnt ja ganz bei euch in der Nähe, in der Schützenstraße."

Georg sagte eine Weile gar nichts. Schützenstraße — dieser Inbegriff der Enge und Eintönigkeit, hineingestellt in die unermeßliche Welt, das war, wie wenn sich eine blühende Landschaft plötzlich verengt zu einem Gefängnishof.

Die Stadt verebbte zwischen Wiesen und Landhäusern. Die Straße dämmerte bereits. Thieding ließ die Scheinwerfer spielen und gab Gas. Der Abend duftete von Ferne und Daseinslust.

Der Wagen hielt vor einem großen Park, in dem sich ein Vergnügungs- und Kuretablissement befand. Man konnte bereits auf der Terrasse sitzen, so warm war der Abend.

„Ich habe allerdings nicht sehr viel Zeit, und meine Familie wartet...“

„Du mußt aber Zeit haben, mein Lieber,“ sagte Thieding und musterte den Freund über die Speisekarte hinweg, „und deine Familie wird schon etwas warten müssen.“ Wie hatte sich Georg verändert! Diese Züge, die sich bemühten, verschlossen zu sein, schrien vor Qual und Einsamkeit.

„Man hat in der letzten Zeit wenig von dir gehört.“

„Ich habe nichts Besonderes gearbeitet.“

„Warum? Als du anfingst, sprach alle Welt von dir mit höchsten Erwartungen.“

Georg zuckte die Achsel. „Ich habe keinen freien Kopf. Meine Hand ist nicht leicht genug. Außerdem bin ich wohlbestallter Lehrer an der Akademie. Es gibt genug, die besser malen. Ich habe keine Lust. Es freut mich nicht mehr.“ Der letzte Satz sollte scherzhaft klingen, aber tiefste Verdrossenheit und Todesmüdigkeit stöhnte stumm in seinen resignierten Worten.

„Aber warum? Es muß doch eine Ursache haben. Solche Resignation in deinem Alter — das ist ungeheuerlich!“

Thieding zögerte. Eine Scham hielt ihn zurück, in den fremden Schmerz einzudringen. Aber er lag ja so schlecht verhüllt, so offen zutage. Thiedings Weltblick hatte alles erkannt. Schonend und zart vorzugehen, diesem sensiblen, schamhaft verschwiegenen Menschen gegenüber, der stumm viel mehr verriet, als Worte sagen können, schien ihm völlig falsch. Diese verschlossene Zartheit mußte einfach grob überrumpelt werden. „Sage mir um alles in der Welt, lieber Freund, wie konntest du nur heiraten?“

„Immer noch der alte Ehefeind?“ Doch hinter der Deckung der scherzhaften Abwehr zuckte sein nacktes Herz.

„Der bin ich allerdings, aber ich wollte, ich könnte sagen, du seist glücklich verheiratet.“

Halb und halb gab Georg die Abwehr auf. Er senkte das Haupt. Thieding hielt es für gut, zunächst nicht weiterzuforschen. „Wir wollen aufbrechen.“ Und er rief den Kellner.

Er packte Georg in seinen Reserveledermantel und hüllte ihn sorglich in Decken. Der Wagen zog an. Thieding lenkte nicht um. Hinter ihnen lag die Stadt mit ihren Lichterketten, die ins Dunkel zurückfielen.

„Thieding, wohin fährst du? Ich muß nach Hause — ich muß nach Hause!“ Es klang verzweifelt, ein Schrei nach dem Kerker.

„Bis morgen früh wird sich deine Familie wohl gedulden. Wenn du willst, können wir eine Depesche aufgeben. Du hast mir viel zu erzählen. Aber jetzt still! Ich gebe Gas und fahre mit 100 Kilometer.“

Georg überließ sich in süßer Benommenheit dem Rausch der Ferne, dem Taumel des Fluges, dem Rhythmus des Motors und dem Willen des Freundes. Traumselig kreuzten sich seine Gedanken. Ich wollte zum Briefkasten gehen — und was geschieht nun mit mir? Ich fliege träumend durch die Nacht, so leicht, so wohlig, so wohlverwahrt...

Eine fremde Stadt mit vielen alten Türmen, ein Fluß, ein Morgen, der funkelte und ganz anders war als das trübselige, würgende Einerlei daheim. Wie war die Verwandlung geschehen? Georg begriff es noch kaum. Er wollte zum Briefkasten, nichts sonst, und nun lag so unendlich viel zwischen dem Aufbruch an jenem Sonntagnachmittag und dem Heute. — Nur vierundzwanzig Stunden waren es? Aber wo war die tägliche Qual? Der Lauerblick der Fremdheit? Das leere, feindselige Nebeneinander? Er blickte auf die Uhr. Jetzt mußte er zum Zeichenunterricht in die Akademie. Auch diese Fessel fiel klirrend zu seinen Füßen. Nein, unmöglich, das gab es nicht — frei — solche Gefühle existierten nur im Traum. Ein unüberlegter Ausflug. Er würde seine Folgen haben. Und nun zurück. Wo war Thieding?

Thieding kam erst spät aus seinem Zimmer. „Sitz' du die ganze Nacht am Steuer“, sagte er entschuldigend. „Du hast ja nicht mehr viel gewußt, als wir ankamen, fielst in dein Bett und warst weg.“

„Thieding, wo sind wir?“ Aus Georgs Augen sprang wieder die Angst auf; alles Entsetzliche und Graue, das sie getrunken, alle ungestillte Sehnsucht war in diesem Blick.

„Wir sind an der Grenze“, sagte Thieding und zündete sich seine Pfeife an.

„Unmöglich! Ich muß augenblicklich zurück.“ Seine ganze Haltung war ein Widerstreben, ein Nichtanerkennen einer vollzogenen Tatsache.

„Das wird nicht gut gehen“, meinte Thieding gelassen und setzte sich an den Frühstückstisch. „Ich fahre auch in der Nacht durchschnittlich 80 Stundenkilometer. Übrigens, hast du deinen Paß mit?“

Georg bejahte voll glücklichen Eifers. „Ich trage meinen Paß stets bei mir, selbst auf dem kleinsten Weg nehme ich ihn mit. Es macht mich glücklich, ihn in der Tasche zu fühlen. Ist das nicht seltsam?“

„Ich finde nicht. Du warst ein Mensch auf der Flucht, und zur Flucht braucht man einen Paß.“

Leise und mit niedergeschlagenem Blick sagte Georg: „Es ist wahr, der Paß ist das Stück Freiheit und Ferne in meiner Brusttasche — das Spiel mit den Möglichkeiten.“

„Und nun wird alles Wirklichkeit. Mein Plan steht fest. Du begleitest mich rund um die Welt. Schon längst habe ich einen Illustrator von deinen Qualitäten gesucht. Die ‚United Press Association‘ wird deine Zeichnungen mit Gold aufwiegen. Heute abend sind wir in Paris. Dort bleiben wir einige Wochen. In Le Havre gehen wir an Bord. Denn Amerika, Kalifornien, Frisko. Auf den Malaiischen Inseln wollen wir uns häuslich niederlassen. Da schreibe ich ein Buch. Du illustrierst es. Das wird das Paradies, Georg. Deine Seele wird aufblühen, deine Kunst wird aufblühen. Vorwärts jetzt!“

„Und meine Frau, meine Kinder? Ich kann — es — nicht!“ Seine Stimme zerbrach. Das Glück, der Verlockung zu folgen, war so ungeheuer groß wie die Qual, sich der herrlichen Versuchung zu versagen.

Da wurde Thiedings Gesicht so hart und entschlossen, als hätte e r an Georgs Statt zu hassen und kalt über Schicksale hinwegzugehen. „Sei e i n m a l in deinem Leben hart und brutal — und du bist glücklich für immer! Kannst du jetzt noch zurückkehren? — Du kannst es nicht! Dir hat das Leben das neue Gesicht gezeigt, und wenn du das alte wiedersiehst, bist du elender denn je! So etwas erträgt man nicht.“

Georg nickte. Auch ihm war es in diesem Augenblick ganz unvorstellbar, nach Hause zu gehen, als wäre nichts geschehen. Die Kräfte eines neuen Lebens hatten schon begonnen, ihn zu wandeln. „Aber was soll aus ihnen werden?“

„Sie werden sich helfen oder untergehen — wie du. Hat deine Frau nach dir gefragt, als du am Untergang warst?“

„Sie hat nichts gewußt; hat nicht gewußt, daß ich ins Wasser starrte. Was weiß eine Frau von ihrem Mann! Man darf ihr ja sein wahres Gesicht nicht zeigen, um sie nicht zu erschrecken. Wir blickten uns an, zwei Masken: die starren Masken freudloser Pflicht und Härte. Wenn in mir Welten zusammenbrachen, glaubte sie, ich habe schlechte Laune, und vergalt es mir mit Tücke, die die Nerven des stärksten Mannes zerreißt und das reichste Innere aushöhlt...“

„Drum vorwärts! Du bist ein verlorener Mann, wenn du zurückkehrst.“

Der Wagen sprang an wie ein Geschöpf voll Mutwillen und Lebenslust. Georg war bleich und zitterte. Das war die Entscheidung. Waren alle Fäden zerrissen und sauber gelöst? Stumm wiederholte er: Du bist ein verlorener Mann, wenn du zurückkehrst! Klang das nicht doppeldeutig wie ein Spruch des Delphischen Orakels? Und wenn ich nicht wiederkehre, bin ich deswegen kein verlorener Mann? Und werde ich nicht eines Tages wiederkehren müssen?

Schweigend rollten sie dahin durch ein stilles Waldtal. Da fuhr plötzlich ein Schrei auf: „Halt!“ Georg, angstschweißbedeckt, fiel Thieding ins Steuer und stöhnte heiser hervor: „Zurück — wir müssen zurück! Ich weiß es, ich sehe es vor mir — so deutlich und klar: sie tötet die Kinder und sich!“

Thieding zog die Brauen zusammen. Der Wagen hielt. Auch er hatte sich erhoben. Sie standen Aug' in Auge, sich messend, der schwache Widerstand und die große Verführung. „Das steht in der Hand des Schicksals. Aber d u m u ß t l e b e n. Du mußt ganz frei sein. Ohne Opfer ist nichts. So sei stark! Vorwärts!“ Er drückte Georg auf seinen Sitz und rückte den Hebel.

*

Diese Stadt Paris — ihre Luft und ihre Plätze, ihre Kunst und ihre Frauen — sie nahm seinen Kopf in die Hände, streichelte seine Schläfen und löste die Seele von ihrem Druck. Ganz gewaltlos brach eine steinige Schicht nach der andern, und das eingeborene Leben schoß wie eine Fontäne empor.

Georg Baudisch gab sich inbrünstig der Wollust des Vergessens hin. Er wußte kaum noch, woher er gekommen, und was er zurückgelassen. Magisch weggelöscht war die blutige Inschrift seines bisherigen Lebens. Ganz traumhaft blaß waren die Konturen, verheilte, fast unsichtbare Wundnarben. Es war ihm eine süße Anstrengung, sie gerade noch ahnen zu können, sie zu fühlen, ohne sie zu fühlen.

Er konnte wieder arbeiten. Mit der Lebensfreude sprang auch dieser Quell wieder auf. Wie herrlich das war! Sein Inneres rauschte von Plänen, Gestalten und Ideen. Es war wie ein fruchtbarer Sommerregen, feucht und weckend, nach dörrender Trockenheit. Leinwand um Leinwand füllte sich mit Form und Farbe. Die Pariser Wochen flogen dahin. Kein Wort fiel von Zuhause. Das war verschollen, wie er verschollen war für Frau und Kinder. Thiedings Unruhe wich; Baudisch hatte mit einer Kraft, die er ihm nicht zugetraut hätte, reinen Tisch gemacht und fragte nicht, was dabei in Scherben ging.

Thieding drängte zum Aufbruch. Er hatte von seinem amerikanischen Zeitungskonzern neue Reisedirektiven erhalten: Siam und Hinterindien. Baudisch schwankte, ob er nicht lieber in Paris bleiben sollte. Aber der Gedanke, seinen Freund allein ziehen zu lassen, bereitete ihm ein unerklärliches Gefühl des Fröstelns und der Einsamkeit, wiewohl ihn ein Kreis vertrauter Menschen umgab. Er brauchte die starke Persönlichkeit Thiedings. Von ihr ging Kraft und Sicherheit aus. Er war der Riese, der ihn ans andere Ufer gebracht hatte. Baudisch fürchtete, er könnte zurückblicken, wenn er die Hand des Freundes losließ. Und vor dem Zurückblicken hatte er eine ferne Angst, die würgende Angst eines Fiebertraums. Thieding ahnte nichts von diesem Fernbeben in Georgs Seele, das Fetzen alter Angstträume aus der Tiefe emporschleuderte. Er war froh, den Freund mit an Bord zu haben. Paris, das war dem Herd des Unheils doch noch zu nah.

Je weiter fort, desto besser. Wie leicht konnte es geschehen, daß eine Unglücksbotschaft von Zuhause ihn erreichte. Denn nach allem, was er

Zum Frühjahrsbeginn



Ilona Karolewna in hellgrauem Crepella-Jumperkleid mit gelber und lila Seidenstickerei. Hut aus schwarzem und lichtblauem Grosgrainband mit Brillantsternblume. Modelle: Alois Laderer (Jumper) und Gaby (Hut), Wien.





Das schicke Complet der Tänzerin Karolewna: Mantel aus beige-grauem, kariertem englischen Stoff mit meliertem Futter; melierter Rock und beige-grauer Crêpe-de-Chine-Jumper mit Säumchengarnierung (Einzelabbildung im Oval). Dazu hellgraue Filztoque. Modelle: Alois Laderer (Complet) und Gaby (Toque).







Links: Mantel aus blondrotem Kalbfell zu gleichfarb … ellin. Modelle: Penizek & Rainer
(Mantel) und Berteaux (Hut), Wien. — Mitte: Gif … na Friedlaender; Phot. A. Binder,
Berlin. — Rechts: Plauener … er, Berlin.

Spezialaufnahmen (außer den beiden Abbildungen rech … ire Patek (Phot. Kitty Hoffmann).

von Georg gehört, zweifelte er kaum daran, daß es bei den Verlassenen eine Katastrophe gab oder geben werde. In Siam, in Malakka, in der paradiesischen Welt der Malaiischen Inseln war Georg geborgen. Da erst waren alle Fäden zerschnitten. Er war froh, daß die Schiffsschraube ihn mit großer Geschwindigkeit durch den Ozean jagte. Er mußte über seine Nervosität lächeln. Befand er sich denn auf der Flucht? War er etwa von einer geheimen Angststimmung seines Freundes angesteckt? So etwas teilt sich leicht mit. Nun, es war gut, daß das Meer sich ungeheuer zwischen ihn und die Schützenstraße legte.

Die Einsamkeit der langen Meerreise füllte die verdämmernden Konturen des Vergangenen mit Blut und ließ sie etwas hervortreten. Baudisch versenkte sich in sein Skizzenbuch, die reiche Ernte der glücklichen Pariser Tage, aber die Gegenstände ließen ihn kalt. Bei seinen ruhelosen Rundgängen auf dem Deck stieß sein Blick eines Tages auf einen Briefkasten, von gleicher Form und Farbe wie jener über der Straße, in den er seinen letzten Brief geworfen hatte... Er blickte mit geweiteten Augen nach der anderen Seite, als fände er dort den gußeisernen Balkon und die weißen Gardinen seiner drei Fenster. Aber die Unendlichkeit von Meer und Himmel leuchtete ihm mit unerklärlicher, stummer Bläue entgegen, ohne Stimme und Antlitz.

Thieding vermißte am anderen Tag Baudisch beim Frühstück. Er ging in seine Kabine und fand ihn in ein großes Skizzenblatt vertieft. Georg versuchte zuerst, es seinem Blick mit einem Ruck zu entziehen und die Zeichnung zu verbergen. Als er aber die Hand seines Freundes auf der Schulter fühlte, schämte er sich seiner Regung und gab das Blatt frei. Es war fast vollendet. Baudisch stand bleich neben Thieding und starrte auf die Skizze. In seiner Hand bebte der Stift. Was sich da in harten, unendlich grausamen Linien abspielte, unbarmherzig im trüben Frühlicht eines engen Schlafzimmers, war unsagbar gräßlich. Aus dem Kinderbettchen hing die schlaffe Hand eines Knaben, dessen Kehle durchschnitten war. Auf der Diele lag gestreckt ein erdrosseltes, etwa sechsjähriges Mädchen. Quer über den beiden Ehebetten lag die kleine Leiche einer Zweijährigen und starrte zur Decke empor, von deren Lampenhaken der wuchtige Leib einer Frau herabhing: ihre Füße berührten die kleine Leiche, als hätten sie sich von dem zarten Körper abgestoßen und ihn dabei zertreten. Es war ein starrer und fester Nacken, der sich da unter der Gewalt der Schlinge wie widerstrebend beugte. Halb Medea und halb Medusa war diese Erhängte, mächtig und brutal im Todesschweigen der kleinbürgerlich-dumpfen Schlafstube. Diese Vision eines Familiendramas war so furchtbar nahe und wirklich, daß die Realität der freundlichen, wohnlichen Schiffskabine daneben völlig verblaßte.

Thieding betrachtete die Zeichnung mit sachlichem Interesse, hinter dem sich ein Erschauern verbarg. „Es ist eine deiner stärksten Skizzen", sagte er endlich. „Das ist das Äußerste an Realismus, wo er schon anfängt, gespenstisch zu werden. Aber nun wollen wir frühstücken gehen."

Baudisch sah Thieding fassungslos an. „Du begreifst nicht, was mir das Bild bedeutet", sagte er mit tonloser Stimme. „Die hier hängt, ist meine Frau, die hier liegen, sind meine Kinder, und über kurz oder lang wirst du es in der Zeitung lesen."

„Wir werden keine Zeitungen lesen auf den Sunda-Inseln", entgegnete Thieding mehr abweisend als scherzhaft, denn alle tragischen Dinge waren ihm fatal.

„Es wird geschehen, es steht unmittelbar bevor, ich weiß es." Georg hielt die Augen geschlossen. Das Bild stand mit der gleichen Deutlichkeit vor seinem inneren Blick, wie er es aufs Papier gebannt hatte. Stöhnend sank er hin. „Das ist nicht zu ertragen! Bin ich so viel wert? Die drei lieben Geschöpfe — die Frau — nie war sie schlecht — hingeopfert, damit ich frei leben kann! Ich, ich und immer ich!" Er machte einen schwachen Versuch, sich gegen die Vernichtung, die ihn aus dem Bilde ansprang, zu verteidigen. „Zwar weiß ich", sagte er, zu der Zeichnung gewandt, als spr[illegible]rten Gestalten, „sehr wohl, daß sie Kur[illegible]ß gegen mich gelehrt hat. Ich höre es, [illegible]mer des Grauens: ‚Euer Vater, der [illegible]inwandschmierer — spuck' aus vor [illegible] spuckte aus. Seine Mutter konnte i[illegible] schlug, um die giftige Laune ihres [illegible] — er hing trotz alledem an ihr m[illegible]ich, der ich ihn nie, nie hart anfaß[illegible]ist ihre ungeheure Gewalt über M[illegible]e, über den Tod hinweg. Sie hat [illegible]nir damit begonnen — lebendig [illegible]en bin, vernichtet sie, was im Ber[illegible]

„Georg, du phantasierst[illegible]mit der Wirklichkeit zu schaffen h[illegible] Leben! Pack' diese schreckliche Ze[illegible]on der Vision eines Augenblicks [illegible]ar nicht daran, zu sterben."

„Du hast nicht ihren [illegible] Schritt ihrer mächtigen Schenkel[illegible]en leise klirrten, diesen Schritt, [illegible]tt ohne Verstand für Zartes und[illegible]

„Was also willst du?[illegible]ngeduld und griff Baudisch hart[illegible] du in diesem gräßlichen Zimm[illegible]lebendig — und in diesem Fall am schrecklichsten tot, seelisch gemordet. Das Dilemma ist so furchtbar einfach: Sie oder du. Du bist der Wertvollere. Du mußt leben. Du darfst nichts sehen, du mußt vorwärts — über alle hinweg!"

Georg, der noch immer vor der Zeichnung kauerte, schüttelte den Kopf. „Es ist eine Frage der Kraft — ich glaube, ich habe sie nicht. Wer bin ich denn, daß ich mich so teuer erkaufen kann? Wahr ist's, zu Hause starb ich langsam ab. Sie wußte nichts davon; sie verstand von alledem nichts. Sie war eine gute Hausfrau; der Scheuerlappen kam fast nie aus ihrer Hand. Sie liebte Zucht und Ordnung. Sie war eine gute Mutter, wenn auch streng bis zum Prügelexzeß. Sie wollte das Beste, wie sie es auffaßte. Was konnte sie dafür, daß ihr so das Haus unversehens zum Zuchthaus wurde? Ich bin ausgebrochen: Und nun rast der Kerkermeister und schlägt alles klein — die rächende Vernichtung. Das wird mich rings um den Erdball jagen. Das verfolgt mich im Traum. Ich wollte, ich hätte ein Gewissen, derb wie ein Schiffstau. Aber ich glaube, ich habe es nicht. Zurück kann ich nicht mehr, und überdies — ich fühle es mit jedem Herzschlag stärker — ich käme zu spät. Schöne, freie Welt, aber welch fürchterlicher Schatten über ihr! — Geh, lieber Freund, frühstücken! Beunruhige dich nicht! Ich will versuchen, damit fertig zu werden und zu vergessen —"

Als die Tür sich hinter Thieding schloß, fiel Georg stöhnend über das Bett.

*

Das Bild wuchs; er lebte mit ihm der Katastrophe entgegen. Der Prozeß seines Gewissens begleitete ihn aus den Tropenwäldern Ceylons in den Hafentumult von Singapore. Die Fäden, die tagsüber sich lösten, knüpften sich neu in der Nacht. Wie in Paris der Wollust des Vergessens, so war er jetzt der Wollust des Erinnerns hingegeben. Er durchlebte die Qual der verlassenen Familie von jenem ersten Abend an, da er vom Weg zum Briefkasten nicht wiedergekehrt war. Die paradiesische Unschuldswelt der Malaiischen Inseln gab keine Erlösung, sondern nur neue Farbe dem vierfachen Tod, den er in seinem Gemälde festhielt. Man ging an Bord nach Japan. Die Welt schmolz zu einer glühenden Kugel zusammen, die ihm unter dem flüchtigen Fuß brannte. Immer winziger wurde dieses Erdenrund, es krampfte sich auf den einen Punkt zusammen, der unentrinnbar war: Schützenstraße 9. Das Haus des Irrsinns und der Qual mit den gußeisernen Balkonen, die zu nichts nütze waren, und deren verschlungene Fratzen grinsten, wuchs ungeheuer. Hinten im Hof hing ewig Wäsche. Vorn spionierten, gardinenversteckt, Frauen mit unordentlichem Haar. Sie verschwanden, wenn er emporblickte; sie lauerten drohend, wenn er nicht hinsah. Er malte das alles, es war eine Kollektion kleinbürgerlichen Grauens, von deren Ausstellung sich Thieding viel versprach.

Auf der „George Washington", unterwegs nach San Franzisko, war er mehrmals auf dem Weg zum Funker, um ein Lebenszeichen, das erste, nach der Schützenstraße zu senden. Vor der Tür des Bureaus stoppte er immer. Lebten sie noch, so war dies die Rückkehr ins Gefängnis mit allen verschärften Strafen. Überdies war er im Innersten überzeugt, es sei zu spät. Das Entsetzliche geschah jetzt, in jedem Augenblick, in jeder Sekunde, da er zögerte. Er war frei, er durfte leben, die Welt blühte ihm entgegen, seine Kunst, gedüngt von so viel Blut, konnte sich entfalten.

Unter dem fahlen Glanz eines übergroßen Mondes lag das Schiff im Schlaf. Da und dort blinkten grüne und rote Lichter. Ganz fern in der Tiefe irgendwo stampfte die Maschine. Die See war unruhig. Georg stieg auf das unterste Deck hinab. Kein Mensch begegnete ihm. In der Hand hielt er noch den Kohlestift, mit dem er zuletzt gezeichnet. Er schrieb auf die weißen Planken in großen Zügen: „Hier endet der Gang über die Straße."

Von dem großen Schiff mit den vielen Menschen, das durch den nächtlichen Ozean schoß, löste sich ungesehen ein Schatten und verschwand. Aus der Passagierliste dieser Welt im kleinen ward einer gestrichen, ohne daß jemand es merkte. Erst das Frühstücksgong enthüllte für einen Augenblick die Lücke.

*

Nachdem Frau Baudisch einige Tage gewartet hatte, daß ihr Mann von seinem Gang zum Briefkasten zurückkehre, verlor sie keineswegs den Kopf, sondern nahm mit gewohnter Energie die Dinge in die Hand und beschloß, einen Parfümerieladen aufzumachen.

Ungefähr zu der Zeit, da Georg Baudisch zum erstenmal von der Medea-Vision überwältigt wurde, beantragte Frau Baudisch die Lösung ihrer Ehe. Ein stattlicher, wenn nicht gar vierschrötiger Mann, der öfters bei Frau Baudisch Schnurrbartpomade kaufte, hatte sich in sie verliebt. Inzwischen zog sie mit ihren Kindern zu dem Witwer, einem wohlhabenden Fleischhauereibesitzer mit einem Kind und einem 6-P.S.-Lieferwagen, der, wenn man das zum Fleischtransport benutzte Gestell abnahm, Sonntags auch zu Spazierfahrten dienen konnte.

So war der alte Wunsch erfüllt.

Es ging dann zwar mit den vier Kindern etwas eng in dem Wagen zu, zumal Frau Schladitz — so hieß sie seit ihrer neuen Ehe — wetteiferte, es ihrem Gemahl, der selbst fuhr, an Stattlichkeit gleichzutun, aber die Harmonie war vollkommen, und die Spione hinter den Gardinen wurden giftgrün vor Neid über die glückliche Wendung. Das Andenken des Leinwandschmierers aber war mit allem, was er an Bildern zurückgelassen, radikal in einem großen Ofenfeuer vernichtet worden.











Typen aus der Ausstellung von Hunden aller Rassen in der Alten Autohalle zu Berlin, einer Sonderveranstaltung im Rahmen der „Grünen Woche", der großen Landwirtschaftsausstellung des Berliner Messeamts.

Nach Zeichnungen von Paul Neumann.

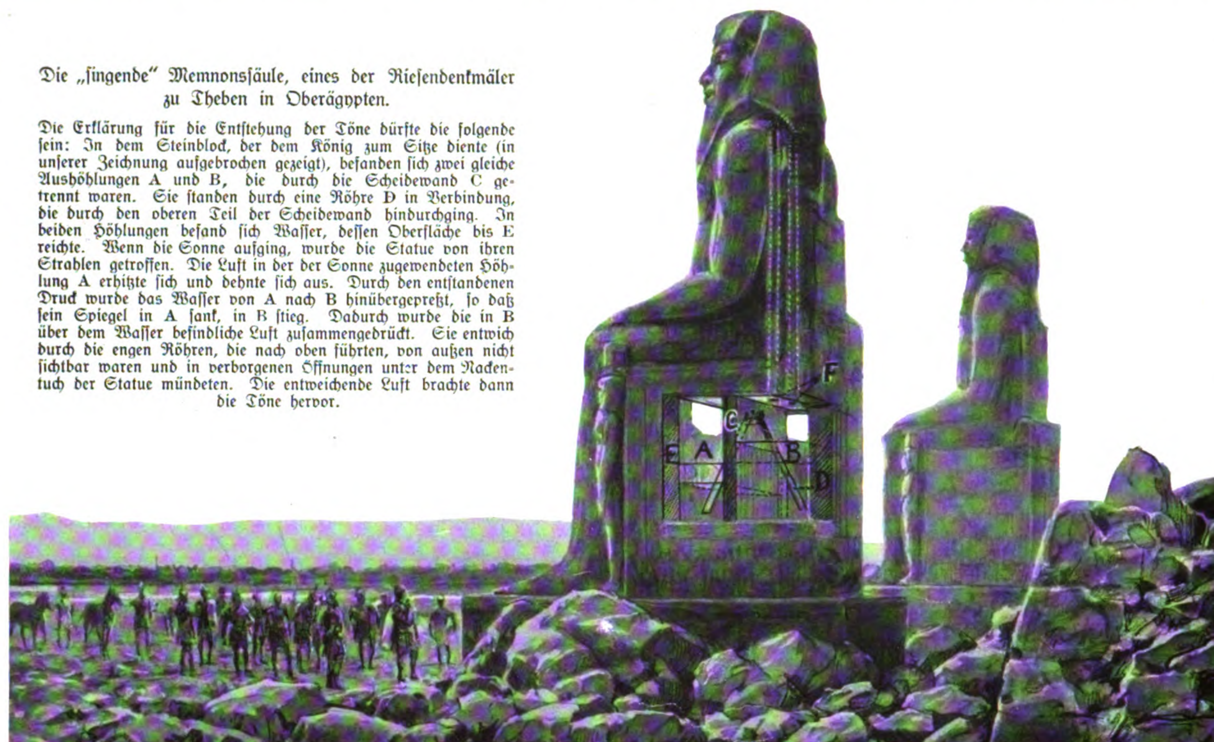
Wissen und Leben

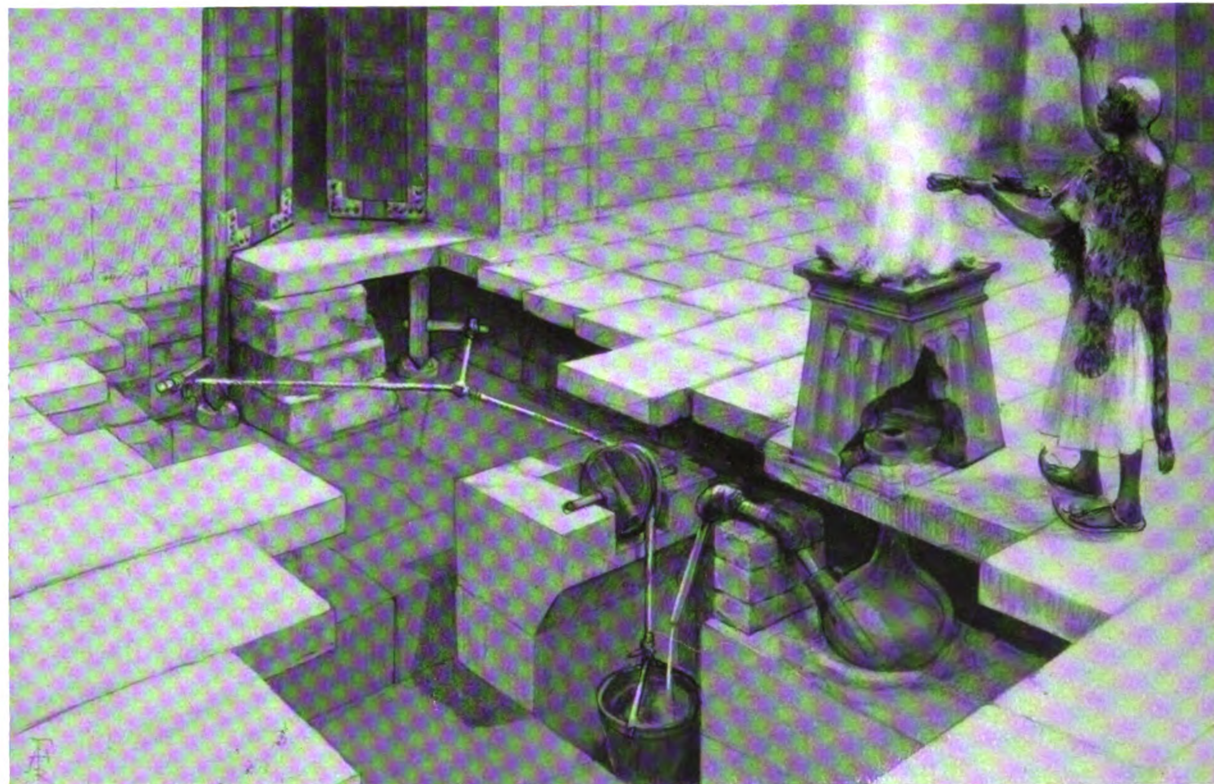
Tricks ägyptischer Priester. Die ägyptischen Priester verstanden sich auf allerlei Kunststücke, durch die sie die dumme, abergläubische Menge im Bann hielten und ihrem Willen dienstbar machten. Auch viele der Herrscher mußten sich diesem Willen beugen. Die Furcht vor den übernatürlichen Kräften der Priester und vor ihren engen Beziehungen zu den Göttern beeinflußte in weitem Umfange die Politik. Dabei war das technische Wissen dieser Priester nicht einmal allzu groß. Es gründete sich in der Hauptsache auf jenes Gebiet der Physik, das wir heute als „Mechanik“ zu bezeichnen pflegen. Man nutzte Hebel, Keile, Rollen, Flaschenzug, die Elastizität und in geringem Umfang auch den Druck der erwärmten Luft aus. Aber diese beschränkten Kenntnisse wußte man klug zu verwerten. Welch einen Eindruck mußte es z. B. machen, wenn sich die Türen des Tempels beim Herannahen eines Mannes von selbst öffneten. Das war ein Zeichen, daß die Götter ihm wohlgesinnt waren. Um sich diese Gesinnung zu erhalten, mußten selbstverständlich erhebliche Opfer gebracht werden. Das scheinbar selbsttätige Sichöffnen der Tempeltüren ließ sich nun auf sehr einfache Weise bewerkstelligen. Brannte auf einem aus Metall oder Stein hergestellten, hohlen Altar ein Feuer, so dehnte sich die darin befindliche Luft aus. Im Fußboden befand sich unter dem Altar eine Öffnung, in die der Hals einer Flasche luftdicht eingekittet war. Die Flasche war mit Wasser gefüllt und unten mit einem heberförmigen Ablauf versehen. Die durch die Erhitzung ausgedehnte Luft drückte nun durch den Hals der Flasche auf das Wasser. Ihr Druck beförderte es in den Heber, durch den es in einen Eimer ablief. Dadurch wurde der Eimer schwerer. Er wirkte als Zuggewicht, hing er doch an einem über eine Rolle laufenden Seil. Das Seil teilte sich und war mit zwei Hebeln verbunden, die an den nach unten verlängerten Pfosten der Tempeltüren saßen. Sobald der Eimer schwerer wurde, wurde das Seil nach unten gezogen. Dadurch bewegten sich die Hebel und mit ihnen die Pfosten der Türen sowie diese selbst. Die eben beschriebenen Einrichtungen waren unsichtbar unter dem Boden des Tempels angebracht. Wer hereinkam, sah nur den Altar und das auf ihm brennende Feuer. Heron von Alexandrien, ein geschickter Mechaniker des Altertums, hat uns sogar die Zeichnungen und Beschreibungen einer Einrichtung hinterlassen, durch die bewirkt wird, daß beim Öffnen von Türen ein Trompetenton ertönt. Dieser Ton wird durch verdichtete Luft hervorgebracht. Bei Theben stehen die berühmten Memnonssäulen. Riesige Steinkolosse, die bei Sonnenaufgang Töne von sich geben. Schon der römische Kaiser Septimius Severus berichtet von diesen Tönen, die er vernahm, als er die Statue des ägyptischen Königs Amenhotep III. wiederherstellen ließ. Auch Kaiser Hadrian hörte die „Stimme“ dieser Säulen. Die Töne sollen seitdem noch oft vernommen worden sein. Ein Rätsel sind sie bis auf den heutigen Tag geblieben. Alle möglichen Theorien wurden aufgestellt, um ihr Zustandekommen zu erklären. In einer der jüngsten Sitzungen der „Institution of Mechanical Engineers“ zu London gab der Präsident dieser technischen Vereinigung in seinem Vortrag über Druckluft seiner Ansicht Ausdruck, daß sie auch zur Erzeugung der „Stimmen“ verwendet worden sei, die man zuweilen an den Memnonssäulen hörte. Er stimmt darin mit dem berühmten französischen Ingenieur Salomon de Caus (1576—1626) überein, der schon vor mehr als dreihundert Jahren die gleiche Vermutung aussprach. Bei den Memnonssäulen lieferte die Sonne die zur Ausdehnung der Luft nötige Wärme. Dies erklärt, warum sie gerade am frühen Morgen ertönten, wo der Temperaturunterschied infolge der in Ägypten manchmal sehr kalten Nächte und der bei Sonnenaufgang rasch erfolgenden Erwärmung besonders groß ist.

Dr. Albert Neuburger.

Die „singende“ Memnonssäule, eines der Riesendenkmäler zu Theben in Oberägypten.

Die Erklärung für die Entstehung der Töne dürfte die folgende sein: In dem Steinblock, der dem König zum Sitze diente (in unserer Zeichnung aufgebrochen gezeigt), befanden sich zwei gleiche Aushöhlungen A und B, die durch die Scheidewand C getrennt waren. Sie standen durch eine Röhre D in Verbindung, die durch den oberen Teil der Scheidewand hindurchging. In beiden Höhlungen befand sich Wasser, dessen Oberfläche bis E reichte. Wenn die Sonne aufging, wurde die Statue von ihren Strahlen getroffen. Die Luft in der der Sonne zugewendeten Höhlung A erhitzte sich und dehnte sich aus. Durch den entstandenen Druck wurde das Wasser von A nach B hinübergepreßt, so daß sein Spiegel in A sank, in B stieg. Dadurch wurde die in B über dem Wasser befindliche Luft zusammengedrückt. Sie entwich durch die engen Röhren, die nach oben führten, von außen nicht sichtbar waren und in verborgenen Öffnungen unter dem Nackentuch der Statue mündeten. Die entweichende Luft brachte dann die Töne hervor.





Die geheimnisvolle, vor dem Gläubigen sich selbst öffnende Tempeltür.

Die in einem Altar eingeschlossene Luft wird durch die Hitze ausgedehnt und treibt Wasser aus einer darunter befindlichen großen Flasche in einen Eimer. Dieser sinkt infolge der Erhöhung seines Gewichts. Dadurch wird ein Zug auf ein Seil ausgeübt, das mit den Türpfosten verbunden ist, und die Tür öffnet sich scheinbar von selbst. (Pflaster und Altar sind aufgebrochen gezeichnet, um die Einrichtung zu zeigen.)

Wundertricks altägyptischer Priester.

Zeichnungen von A. Forestier.

Der Tag der Negerin. (Vgl. hierzu unsere Abbildungen auf nebenstehender Seite.) Wenn auch die häufig verbreitete Meinung, daß bei den Negern Afrikas wie auch bei anderen Naturvölkern alle Arbeitslast auf die Schultern des schwachen Geschlechts gebürdet sei, während der Mann seine Tage mit süßem Nichtstun, Tabakrauchen und Trinken zubringe, nicht im vollen Umfange zutrifft, so wartet doch der schwarzen Hausmutter, wenn sie sich morgens von ihrer Schlafmatte erhoben hat, eine Menge der verschiedensten Arbeiten. Gleich nach dem Einnehmen der Morgenmahlzeit geht es auf die Felder, denn die Bestellung und Pflege der Äcker, wie Hacken, Jäten und Ernten, ist Sache der Weiber. Trotzdem fehlt es aber auch dem Manne nicht an Beschäftigung. Er hat die schwere Arbeit des Urbarmachens und des Umbrechens des gerodeten Urwaldbodens zu verrichten, für die Pflege des Viehes zu sorgen oder die beschwerliche Jagd auszuüben. Ist die Arbeit auf den Pflanzungen besorgt, so findet die Negerfrau in ihrer Hütte eine Fülle von Aufgaben. Zwar ist die bei unseren Hausfrauen so gefürchtete große Wäsche etwas Unnötiges, aber dafür muß die Negerfrau, wenn sie vor ihren schwarzen Schwestern als brave Hausfrau bestehen will, manches andere können, was von unseren Frauen nicht verlangt wird. So muß sie vor allen Dingen, wenn sie sich der Wertschätzung ihres Gatten erfreuen will, verstehen, ein gutes Bier zu brauen, und nicht nur das, sie muß auch die Töpfe und Krüge dazu selbst anfertigen können. In diesen Töpfen muß dann auch das für die Abendmahlzeit benötigte Wasser von den teilweise spärlichen und weit entfernten Wasserstellen auf dem Kopfe herbeigeschleppt werden. Das Abendessen ist die Hauptmahlzeit, es besteht meist aus einem in Wasser verrührten Mehlbrei mit einem Gemüse als Zukost, zu dem das Mehl täglich frisch zubereitet werden muß. In großen Holzmörsern werden zunächst die Körner durch wuchtiges Hineinstoßen von langen Stampfern enthülst und dann auf dem Reibstein zu schneeweißem Mehl zerrieben. Es ist dies eine besonders harte und mühsame Arbeit, und wenn an der sonst so grazilen Gestalt der Negerin eine starke Ausbildung der Armmuskulatur auffällt, so ist vor allem dies tägliche Mörserstampfen und Mehlreiben die Ursache davon. Bei der immerwährenden Inanspruchnahme durch häusliche Pflichten bliebe für Wartung und Beaufsichtigung des Kindes keine Zeit, wenn es die Mutter nicht ständig bei sich hätte. Das Neugeborene hockt, in ein Tragtuch oder in einen Ledersack eingebunden, auf dem Rücken der Mutter und muß alle Bewegungen mitmachen, mag diese nun Mehl stampfen oder auf dem Felde hacken. Der Neger ist von Natur sauber und benutzt jede Gelegenheit zum Baden. Auch auf Zahnpflege und Körperschmuck wird viel Wert gelegt. Stundenlang können die Frauen geduldig vor der Friseuse hocken, deren geschickte Hände unter Zuhilfenahme von Harz und Öl aus dem kurzen krausen Haar eine kunstvolle Frisur erstehen lassen. Der schönste Teil des Tages beginnt für die Negerfrauen aber abends, wenn beim strahlenden Mond die Tanztrommeln mit ihrem aufregenden Rhythmus dröhnen. Dann geben Männer wie Frauen sich den Freuden des Tanzes hin und denken als glückliche Kinder des Augenblicks nicht an die Mühen des folgenden Tages.

Dr. Paul Germann.

Der Tag der Negerin
FRAUEN-LEBEN IN OST-AFRIKA





Links oben: Askariweiber beim Frisieren.

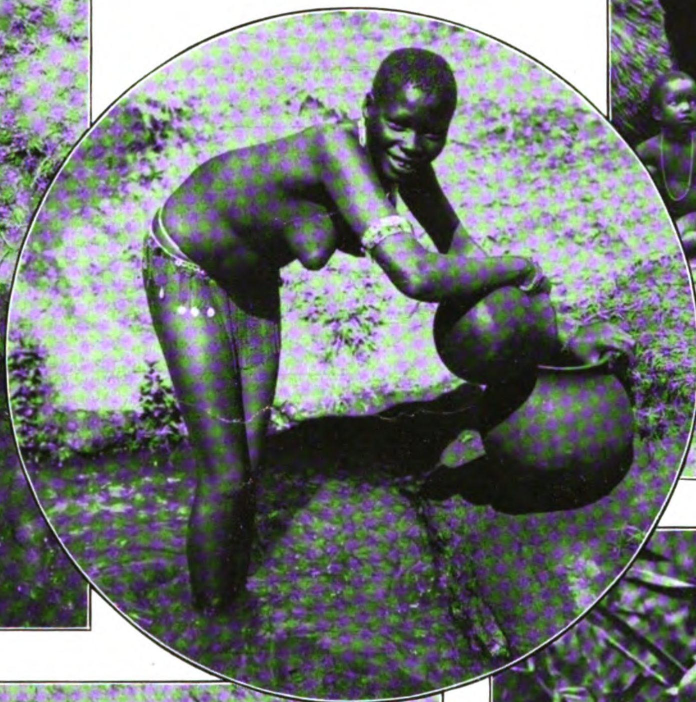
Rechts oben: Zwei Negerschöne beim Klatsch im Busch.

Links nebenstehend: „Mohrenwäsche."

Rechts nebenstehend: Beim Maisstampfen.

Im Kreis: Wasserschöpfende jugendliche Mdschagganegerin.









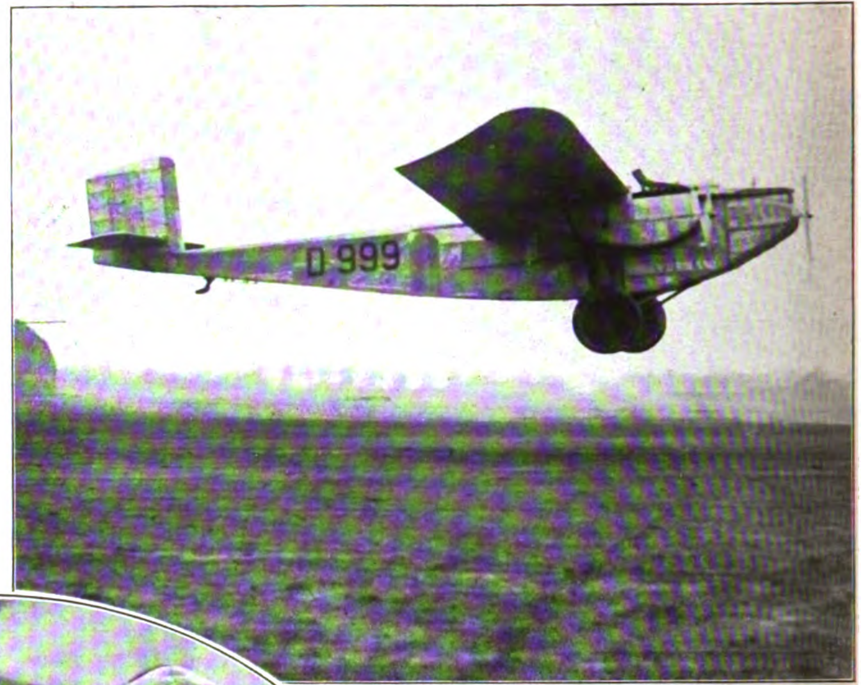


Mdschaggamädchen beim Mehlmahlen.

Nebenstehend: Wege zu Kraft und Schönheit: Wadschaggajugend beim Festtanz.



Bei den Vorbereitungen zum Rekordflug: Füllen der in den Tragflächen befindlichen Benzintanks mit Betriebsstoff.



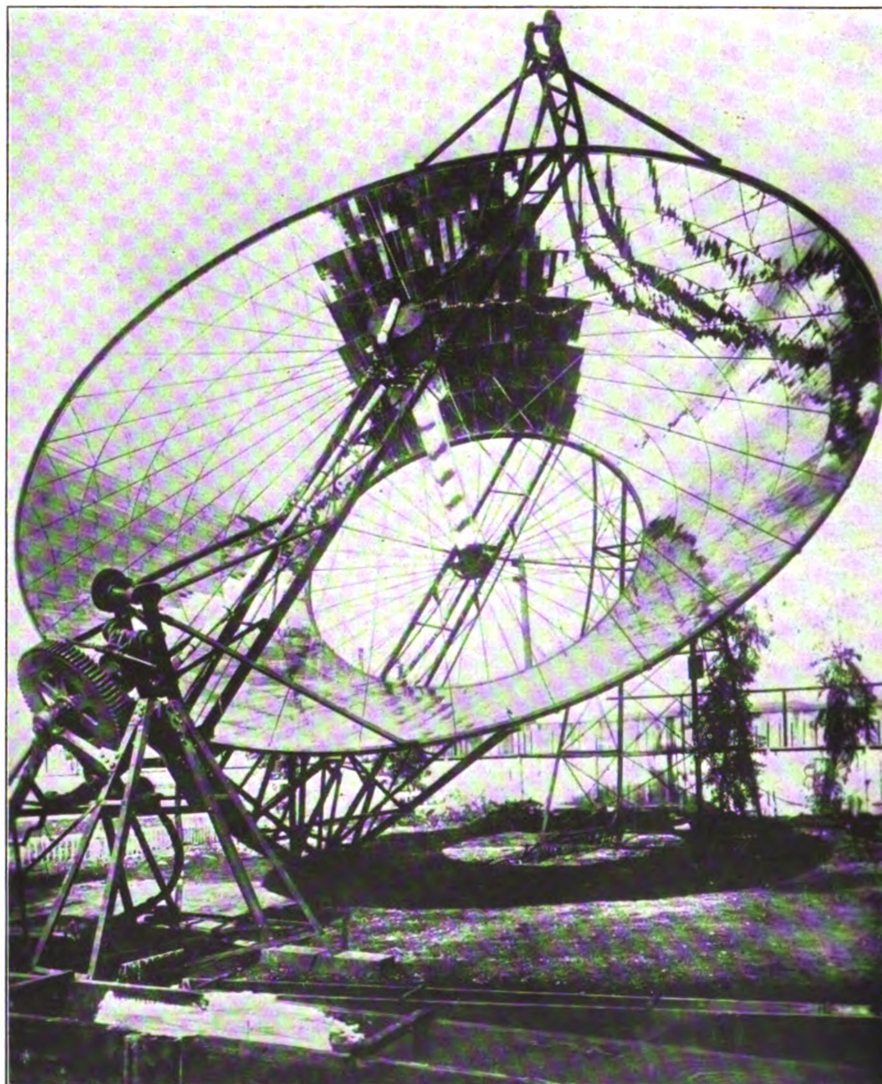
Die Rekordmaschine „Rohrbach-Roland“ während des Aufstiegs.

Im Oval: Der erfolgreiche Pilot Steindorff (links) mit seinem Bordmonteur Lucas.



Fünffacher Weltrekord-Flug eines deutschen Großflugzeuges.

Packing Town, die Stätte des Riesenschlachthausbetriebs in Chicago. (Hierzu die Abbildungen auf Seite 221.) Einige englische Meilen vom Weichbilde der Stadt Chicago entfernt liegt „Packing Town“, die Stadt der Fleischpacker, auf deren weiter Fläche sich die größten Schlachthöfe und Schlachtviehmärkte der Welt ausdehnen. Eine annähernd richtige Vorstellung von dem riesigen Umfang dieser Anlagen kann man sich vielleicht machen, wenn man erfährt, daß sie eine Fläche von etwa 300 Morgen dicht bedecken. Die Wege und Gänge auf diesem Gebiet messen 80 englische Meilen, und das Eisenbahnnetz, das die Gebäude miteinander verbindet, hat eine Gesamtlänge von beinahe 350 englischen Meilen. Es ist eine Stadt, besser vielleicht gesagt, eine Welt für sich; eine von Arbeitern, Schlächtern und Schweinemetzgern bevölkerte Stadt: bauliche, landschaftliche oder menschliche Reize sind ihr in keiner Weise nachzurühmen. Wer nicht sehr starke Nerven hat, tut besser, dieser Stadt fernzubleiben, denn schon der Anblick der dort vergossenen Blutmengen — von den Schlachtungsprozeduren gar nicht zu reden — ist geeignet, beim normalen Menschen starkes Übelbefinden hervorzurufen. Hat man dies überwunden, so kann man sich allerdings nicht eines Gefühls der Bewunderung der riesenhaften Anlage und der rein technischen Vollkommenheit der Massenhinrichtungen von Vieh — Rindvieh, Kälbern, Schweinen und Schafen — erwehren. Welche Mengen dort „vom Leben zum Tode befördert werden“, geht daraus hervor, daß im Jahre 1925 über vier Millionen Stück Rindvieh, eine Million Kälber, elf Millionen Schweine und viereinhalb Millionen Schafe in Packing Town geschlachtet wurden. Die Stadt der Fleischpacker ist vor ungefähr 60 Jahren von fünf Großunternehmern begründet worden, die man damals die „big five“ (die fünf Großen) nannte, aus denen aber mit der Zeit „vier Große“ geworden sind, da einer von ihnen finanzieller Schwierigkeiten halber ausschied. Von den verbliebenen vieren sind zwei auch in Europa — wie übrigens in der ganzen Welt — bekannt: Armour und Swift. Diese beiden sind die eigentlichen Schöpfer der amerikanischen Packer-Industrie, die schon seit Jahren die größte amerikanische Industrie geworden ist. Staatssekretär Julius Hirsch, der vor kurzem die „Union Stock Yards“, so heißen die Anlagen in Packing Town, besucht hat, errechnet, daß die Umsätze der amerikanischen Packer-Industrie allein an Fleisch etwa das halbe deutsche Volkseinkommen ausmachen. Bis das dort hergestellte Fleisch an den Verbraucher kommt, erhöht sich der Gesamtumsatz dieser gewaltigen Industrie auf über fünf Milliarden Dollar. — Wie die blutige Arbeit in Packing Town vor sich geht, ist oft, meist aber in tendenziös übertriebener Weise geschildert worden. Zu diesen Tendenzschilderungen zählt in erster Linie Upton Sinclairs berühmt gewordenes Buch „The Jungle“, dessen starke Übertreibungen längst als solche nachgewiesen worden sind. Daß die Vorgänge in Packing Town nichts für schwache Nerven sind, ist schon gesagt worden. Der volkswirtschaftlich eingestellte Beobachter kann aber nicht umhin, immer wieder darüber zu staunen, mit welcher scharfen Genauigkeit Material, Arbeit und Zeit dort ausgenützt werden. Jeder kleinste Teil des Tierkörpers wird irgendwie nutzbar gemacht. Das Horn, die Knochen, Sehnen, die Haut, die Hufe, alles wird zur Herstellung von Nebenprodukten, wie Seife, Glyzerin, Leim, Gelatine, Ammoniakpräparaten, Dünger usw., verwendet. Die Arbeit eines jeden ist auf einen bestimmten Handgriff beschränkt: er führt immer den gleichen Axthieb, macht immer denselben Schnitt mit dem Messer, bis er selbst ein Teil der Maschinerie wird und seine Bewegungen ganz automatisch, mit immer wachsender Geschwindigkeit ausführt. Man hat in Deutschland vor gar nicht so langer Zeit über den Witz in den „Fliegenden Blättern“ gelacht, die in zwei Bildern zeigten, wie in eine Seite der Maschine ein lebendes Schwein gesteckt wird, während aus der andern Seite die dampfende Blutwurst in Kübel geschüttet wird. Ganz so zauberhaft schnell geht es in Packing Town natürlich nicht zu, aber immerhin wirkt die Schnelligkeit des Umwandlungsprozesses noch verblüffend genug. Es wird natürlich ganz modern an der „laufenden Kette“ gearbeitet. Neununddreißig Minuten nach der Öffnung des „Totenwagens“, in dem das Vieh in den Schlachthof gebracht wird, ist auch der stärkste Büffel der Prärie in tote Ware verwandelt, ist am laufenden Bande sein Körper in den Kühlraum gewandert. Hat man Packing Town verlassen, so streiten noch stundenlang zwei Gefühle im Menschen um die Herrschaft: Grauen und Staunen. Welches dieser beiden Gefühle schließlich die Oberhand gewinnt, ist eine ganz individuelle Angelegenheit. C. A. Bratter.



Die Sonne als Kraftquelle:
Die Spiegelvorrichtung zum Auffangen der Sonnenstrahlen für eine Dampfmaschine in Kalifornien.
Der Stahlzylinder dieser Maschine enthält 800 Liter Wasser, die durch die Sonnenwärme erhitzt werden. Diese Anlage treibt ein Pumpwerk, das über 5000 Liter Wasser in der Minute pumpt.

DAS TIER IN DER MUSIK

VON DR. JAMES SIMON

Wer je Beethovens Pastorale gehört hat, wird sich auf die reizvolle Verwebung der drei Vogelstimmen gegen Schluß der Szene am Bach besinnen: die Nachtigall schlägt und trillert, die Wachtel gesellt sich dazu, der Kuckuck ruft. Solche Vogelstimmen-Imitationen kommen schon in der Vokalmusik des 16. Jahrhunderts vor. So ahmt Gombert, der bedeutendste Schüler Josquins, in seiner dreistimmigen Vogelmotette „Le chant des oiseaux" das lustige Gezwitscher nach, etwa im Stile Jannequins, der seinerseits den Nachtigallen- und Lerchengesang chorisch verwertet. Aber auch bei den Clavecinisten waren solche Tonmalereien sehr beliebt. Rameaus „La poule" gibt das Gackern der Henne humoristisch wieder, ein Rondo Daquins beschäftigt sich mit dem Kuckucksruf. Die Nachahmung des Tierlauts dringt sogar in die Passion. Schütz und Bach knüpfen nur an volkstümliche Kunstgewohnheiten an, wenn sie in ihren Passionen — nachdem Petrus den Heiland verleugnet — das Krähen des Hahnes durch eine bezeichnende Koloratur andeuten. In einem Schubertschen Lied wird der punktierte Wachtelschlag mit „Lobe Gott, fürchte Gott" übersetzt. Wir dürfen wohl unterstellen, daß die Komponisten ihren Ehrgeiz nicht gerade auf mehr oder minder naturgetreue Nachahmung eines Tierlauts gerichtet haben. (Das bleibe den Tierstimmen-Imitatoren auf Jahrmärkten überlassen!) Es kommt ihnen vielmehr auf die Wiedergabe einer Naturstimmung an; entscheidend ist die Atmosphäre, in welche die Tiere einbezogen werden, mit besonderer Vorliebe natürlich die Singvögel und unter ihnen namentlich die Nachtigall, die den Mai kündet und recht eigentlich das Symbol von Liebe und Lenz geworden ist. Im Minne- und Volksgesang, aber auch im Kunstlied ist sie bevorzugt. Über Brahms Nachtigall (Op. 97) äußert sich seine Freundin Frau Herzogenberg: „Das Herbsüße der Melodie ist so recht wie's die Nachtigallen selber machen, die das Übermäßige und Verminderte zu lieben scheinen, sehnsüchtige Vogerln, wie sie sind." Mitunter gibt die Bewegung des Tieres dem Lied den Impuls. Schuberts Forelle lebt von einer emporschnellenden Sextolenfigur, die im Variationensatz des Forellenquintetts wiederkehrt, luftig flattern die Schmetterlingslieder (Schubert, Schumann), Brahms' launiger Salamander windet sich, drastisch schildert eine „Histoire naturelle" Ravels den gravitätischen Gang des Pfaus, und der Galopp eines Rößleins formt ein ganzes Lied von Hugo Wolf. Der läßt auch den Zitronenfalter leuchten und ein Storchenpaar — „Es werden doch, hoff' ich, nicht Zwillinge sein?" — klappern und knicksen und im Nachspiel schleunigst davonfliegen. Den Abschied der Zugvögel gestaltet Mendelssohn zu einem rührenden Duett. Als Staffage dienen die Tiere, die Stimmungen unterstützend, in Schuberts „Winterreise". Ein feiner, inniger Zug, daß er die Kreatur in die Gesamtstimmung aufnimmt! Wenn er auch auf illustrierendes Beiwerk nicht völlig verzichtet, wie der schrille Hahnenschrei im „Frühlingstraum" bezeugt, so läßt er doch im Dorfe die Hunde nicht bellen, meidet in der „Krähe" alles Rauhe und Mißtönige (anders im „Rückblick"), wie auch Brahms, vom girrenden Taubenpaar sich wendend und dunklere Schatten suchend, in der „Feldeinsamkeit" die Schilderung des Grillengezirps verschmäht. Fast hätte ich den — Floh vergessen. Dabei existieren über 20 Kompositionen des Mephistoschen Flohliedes. Während Beethovens eigentümlich wildes Flohlied einen derb-grotesken Humor zeigt, bringt Berlioz in seinem kecken Stück mit springenden Geigenfiguren das Ironische zur Geltung; von urwüchsigem Spott ist Mussorgskis Stück.

An musikalischen Tierdarstellungen wird im Oratorium nicht gespart. Händels Pastorale „Acis und Galatea" birgt kostbare Typen der Nachtigallen- und Lerchenarie. „Israel in Ägypten" wimmelt von deskriptiven Momenten; mit einfachsten Mitteln werden hier die Froschplage durch hüpfende Rhythmen, Mückenschwarm und Fliegengesumm durch 32tel verdeutlicht. — Und nun gar Haydns Oratorien! Wie geheimnisvoll (nur Bratschen und Violoncelle) wirkt der Tiersegen in der „Schöpfung"! Gabriels Arie zaubert die Bilder des Adlers, der Lerche, des zarten Taubenpaares vor unsere Phantasie. Und die Nachtigall wird selbstverständlich besonders liebevoll bedacht. In Raphaels Rezitativ markieren sich das Brüllen des Löwen durch einen lauten Triller, der Sprung des Tigers durch eine lebhaft vorstoßende Figur, das weidende Rind durch ein idyllisches Andante, das kriechende Gewürm durch schleppende Bässe. Die Jahreszeiten geben zu reizvollen Detailschilderungen Anlaß: der den Morgen verkündende Hahn meldet sich in einem scharfen Hoboensolo; Hundegebell und Insektengeschwirr werden in charakteristische Klangeffekte umgesetzt. Tonspielereien, über die Beethoven einen leisen Spott nicht unterdrücken konnte. „Kauz und Eule heul' in unser Rundgeheule" — aus Mendelssohns „Walpurgisnacht" (Chor der Wächter und Druiden) — sei nicht vergessen. Zahlreiche Instrumentalstücke leiten unsere Einbildungskraft schon durch ihre Überschriften in die animalische Richtung. Scarlattis „Katzenfuge" soll so entstanden sein, daß ihm seine Katze über das Klavier lief und dabei die Töne g, b, es, fis, b, cis berührte, ohne daß daraus eine Katzenmusik geworden wäre. Eine Waldszene Schumanns ist „Vogel als Prophet" betitelt; Saint-Saëns' „Cygne" wurde als „sterbender Schwan" eine beliebte Tanzpantomime und Glanznummer im Programm der Pawlowna. Bartok nennt ein burleskes Stück „Bärentanz"; Bleyle wählt den schlauen Meister Reineke zum Gegenstand einer Ouvertüre. Stürmt im Finale von Raffs Waldsymphonie die wilde Jagd vorüber, so können wir das Pferdegetrampel ebensowenig überhören wie in Liszts „Mazeppa". Beim Ausritt Don Quixotes und Sancho Pansas — in der symphonischen Dichtung von Richard Strauß — markieren Posaune und Horn den Trott Rosinantes und des Esels, und dem aufmerksamen Hörer wird sogar das Mäh der Schafe und Hammel nicht entgehen. Unter den neueren Komponisten bekundet entschieden Mahler die herzlichste Beziehung zu den Tieren, deren er sich vokal und instrumental angenommen hat. Das Scherzo der 3. Symphonie, die seiner brieflichen Äußerung nach „bei der leblosen Natur beginnt und sich bis zur Liebe Gottes steigert", stellt sich als ausgesprochenes Tierstück dar: „Kuckuck hat sich zu Tode gefallen an einer hohlen Weiden", vormals ein Wunderhornlied, nun zum Symphoniesatz umgeprägt. Eine nur indirekte Beziehung zum Tierreich hat die Fischpredigt des Antonius-Liedes mit Orchester — dann zum phantastischen Scherzo der 2. Symphonie ausgebaut — insofern sie die Fruchtlosigkeit alles Strebens versinnbildlicht. Sobald nämlich die Predigt beendet ist, bleiben die Hechte Diebe. Beim großen Appell hören wir dann die langhin tönende Stimme des Totenvogels (im Volksmund Käuzchen). Erschütternd wirkt es, wenn im ersten Stück des Liedes von der Erde die gespenstische Vision aufsteigt: „Ein Aff' ist's. Hört ihr, wie sein Heulen hinausgellt in den süßen Duft des Lebens?"

Eine wichtige Rolle spielen die Tiere auf der Opernbühne bzw. im Opernorchester. In der Furienszene des Gluckschen „Orpheus" möchten wir die Mitwirkung des grausigen Cerberus nicht missen; ja, Berlioz nennt sein rauhes Gebell eine der höchsten Eingebungen Glucks. Zu Beginn der „Zauberflöte" sehen wir Tamino von einer Schlange bedroht, deren Herannahen die synkopischen Akzente überzeugend wiedergeben. Weit weniger traumhaft ist die Schlange in Webers „Euryanthe". Die Wolfsschluchtszene zieht auch die Tiere in ihren dämonischen

Bereich. Schauerlich tönen die Nachtrufe einer großen, glühäugigen Eule (alle Holzbläser ff, auch die grelle Pikkoloflöte) und mischen sich mit dem Uhui der unsichtbaren Geister. Ein schwarzer Eber jagt zum Tremolo der Streicher dahin, Hunde und Hirsche ziehen im $^6/_8$ Jagd-Rhythmus vorüber. „Und wenn es auch keinem Elefanten gilt, du jagst wohl nach anderem, edlerem Wild" — Verse aus einem Gedicht, das bei der „Freischütz"-Premiere im Publikum verteilt wurde, plump darauf anspielend, das in der pompös ausgestatteten „Olympia" Spontinis, der die italienische Gegenpartei führte, ein Elefant auf die Bühne gekommen war. Als Verkörperungen elementarer Kräfte erscheinen die Tiergestalten bei Wagner. An Stelle des verschwindenden Alberich windet sich in der Niflheimszene des „Rheingold" ein ungeheurer Riesenwurm, der, den Rachen aufreißend, durch das Vierton-Motiv der Tuben zwingend veranschaulicht wird. Im „Siegfried" ist es wirksam gegen seine frische Hornweise gesetzt, da, wo Fafner in Gestalt des Lindwurms erscheint. Die verschiedenen Naturlaute im Waldweben, die auch ins „Siegfried-Idyll" hineintönen, der Waldvogel speziell, der — ein lichter Sopran — dem lauschenden Siegfried Hort und Weib und Weltherrschaft prophezeit, die galoppierenden Rosse in der Wolkenjagd der Walküre: sie alle haben ihr prägnantes Motiv und ihre entsprechenden Klangerscheinungen. Hetzt Siegfried übermütig den Bären gegen Mime, so erspäht man gleich aus dem Orchesterritornell, daß er „zu 2" kommt. In der Tabulatur der „Meistersinger", die der Lehrbube David dem Ritter von Stolzing umständlich erklärt, dürfen die „Frösch'-, die Kälber-, die Stieglitzweis'" nicht fehlen, die mit noch anderen tierischen Weisen angemessen illustriert werden, und der Zauber der Johannisnacht, den der 2. Akt noch im Verklingen ausbreitet, wäre unvollständig ohne die umherschwirrende Soloflöte, die bedeutet: „Ein Glühwurm fand sein Weibchen nicht." Bevorzugt unter den Tieren ist in Wagners Werk der Schwan. Er erscheint in den Hauptmomenten des Lohengrin, bei seiner Ankunft und bei seinem Abschied. Die spannend vorbereitete Ankunft des gralgesandten Ritters in dem vom Schwan gezogenen Nachen macht zugleich eines der größten musikalischen Wunder offenbar. Das Schwanmotiv, ein Akkordwechsel von A-Dur und Fis-Moll, durchzieht als Leitmotiv ganze Partien des „Lohengrin", prägt sich ein und kann uns also nicht entgehen, wenn es im „Parsifal" auf anderen Tonstufen zitiert wird. Der reine Tor hat im heiligen Bezirk einen wilden Schwan erlegt — wieder beschreibt das Orchester: den matten Flug, sein Zu-Boden-Sinken — und erkennt erst durch den ihn zurechtweisenden Gurnemanz die Tat als Sünde: erstes Aufwallen des Mitleids. Zuletzt schwebt eine weiße Taube, Symbol des christlichen Glaubens, herab und verweilt auf Parsifals Haupt. Richard Wagners Sohn, Siegfried, greift in seiner Erstlingsoper auf das uralte Märchen vom Bärenhäuter zurück; unter den schwarzen Schwänen seines letzten Stückes hat man sich übrigens keine Tiere, sondern dämonische Verführer, Satansbegleiter vorzustellen. Von komischer Phantastik ist die Froschlaichszene in Busonis „Brautwahl": Der grün angestrichene geheimrätliche Thusmann will sich ertränken, seinen Abschied von der Welt weihen die Quakenden mit einem Choral! Aus Reznickes Traumspiel-Untermalung bleibt eine Muschelmusik haften. — Rimskys „Goldner Hahn", eine Tragikomödie von den verderblichen Folgen der menschlichen Leidenschaft und Schwäche, wird wie in Puschkins Märchen als Orakel zugezogen und warnt vor Gefahren, um schließlich dem König Dodon den Schädel einzuhacken. Die kleine, aber verantwortungsvolle Partie verlangt einen starken metallischen Sopran. Eine Ente wird in Gals komischer, in China spielender Oper heiliggesprochen und in feierlicher Prozession zum Tempel getragen. Das Renommee eines klugen Vogels rechtfertigt der Falke in der allegorischen Oper von Richard Strauß. Immerdar folgt der sagenhafte Kaiser seinem gellenden Ruf, demselben hohen Holzbläserton, der dann von einer Sopranstimme abgelöst wird. Kläglich, abmahnend umschwirrt es ihn: „Die Frau wirft keinen Schatten, der Kaiser muß versteinen." Die größte Huldigung hat unter den Opernkomponisten Braunfels den Tieren dargebracht. Denn in seinem lyrisch-phantastischen Spiel „Die Vögel" treten nur zwei Menschen auf, das übrige Personal wird ausschließlich durch Vögel bestritten. Der possierliche Wiedehopf, einst ein Mensch, ist nun König der Vögel (Bariton). Ja, es gibt eine Extratanzszene zwischen Täuber und Taube. Der musikalische Höhepunkt dünkt mich die Liebesszene zwischen dem schlummernden Großstädter Hoffegut und der Nachtigall, die als Prolog schon hinter der Szene sich meldet, jetzt aus hohem Gebüsch ihre sehnsüchtigen Koloraturen durch die Vollmondnacht sendet. Eine Überfülle gefiederter Sänger bei Braunfels, nur vier im Orchester (!) singende Männer bei Strawinsky. Seine auf russischen Volkserzählungen beruhende, einaktige Burleske „Renard" mit stummen Rollen repräsentiert den Fuchs in Mönchskleidung. Es geht schlimm für ihn aus: Hahn, Kater und Bock triumphieren über ihn. Als Stimme im Orchester mit freudigen und schluchzenden Fiorituren und Kadenzen ist auch „die Nachtigall" (nach Andersens Märchen) behandelt. Strawinsky hat den 2. und 3. Akt der Oper nachmals in eine symphonische Dichtung „Le chant du rossignol" umgewandelt, und in dieser Fassung kennen wir das Stück.

So mündet unsere zoologisch-musikalische Betrachtung, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erhebt, bei der Sangeskönigin, der Nachtigall, die einst als Philomele die Griechen entzückte und nun raffinierten Komponisten unserer Tage seltsamste Klangtöne entlockt.

STURM IM STILLEN HAUS

SKIZZE VON KARL DEMMEL

Berlins Straßen lagen im Glast des Nachmittags. Stille, wundervolle Stille. Manchmal fuhr vereinzelt eine Kutsche über das Pflaster. Dann wurden die Eheherren wach, die sich auf ein halbes Stündchen zur Ruhe gelegt hatten. Friedrich Schleiermacher stand am offenen Fenster und sog die Stille des Nachmittags in sich. Dann verbeugte er sich tief; Pastor Grunow, bei dem er viel zu verkehren pflegte, ging vorüber und hatte seinen grauen Zylinder gezogen.

Einen Augenblick stand Schleiermacher still; ein rascher Gedanke bewegte ihn. Er griff zu seinem Hut und eilte die Treppe hinunter. War bald vor dem Hause des Pastors Grunow. Ließ sich vom Mädchen der Frau des Geistlichen melden. Augenblicke später stand er Eleonore Grunow gegenüber, die im Fenstererker bei einer Handarbeit saß.

„O Gott, Herr Schleiermacher, was erschrecken Sie mich!"

„Seien Sie unbesorgt, beste Frau, ich fühle mich durchaus sicher."

„Sie dehnen Ihre Besuche zu weit und zu oft aus, Herr Schleiermacher. Ist Ihnen dies noch nicht zum Bewußtsein gekommen?"

„Da Sie schelten, gnädigste Frau, muß ich selbstverständlich konsequent sein und werde gehen."

Schleiermacher ging zur Tür und hatte schon den Drücker in der Hand.

„Seien Sie doch nicht kindisch, lieber Freund. Erst sagen Sie einmal, was gibt es Neues, und dann nehmen Sie dazu Platz."

Schleiermacher sah an der Gestalt Eleonores hinauf und hinab. „Mein Lied ist das alte. Sie wollen mich manchmal nicht verstehen."

„Ich verstehe Sie, Herr Schleiermacher, durchaus. Manchmal könnte ich mir schon sündhaft den Tod wünschen, daß ich Sie in all das, was unglücklich in der Seele meines Gatten und in mir vorgeht, eingeweiht habe.“

„Warum bedauern Sie das? Sind Sie etwa meiner Besuche überdrüssig? Ist die heilige Flamme in Ihrem Herzen erloschen?“

„Um Ihrer und meiner selbst willen bitte ich, Herr Schleiermacher, erwähnen Sie nichts davon . . Sagen Sie es nicht laut. Sie wissen, daß Berliner Wände gute Ohren haben.“

„Manchmal begreife ich Sie nicht, gnädige Frau. Sie sind mit einem, ich möchte beinahe sagen, unglückseligen Joch bespannt; es drückt Sie tief darnieder, Sie leiden seelisch unter Ihrer ehelichen Verbindung. Wie oft gestanden Sie es mir! Ich glaube beinahe, daß ich eine göttliche Berechtigung habe, dieses unwürdige Band, das sie umschlingt, zu lösen.“

Eleonore Grunow schwieg und biß sich auf die Lippen.

„Ich glaube, daß es wohl sogar meine sittliche Pflicht ist, dieses Eheverhältnis, das heilig sein soll, zu zerstören, da seine Heiligkeit nur Schein ist. Das ist seelischer Verrat, Eleonore.“

„Herr Schleiermacher!“

Schleiermacher stand von seinem Stuhl auf und trat zu der Pastorsgattin. „Die Tat ist reif, Eleonore. Wenn der Wille auch so stark ist, wie die Tat werden soll, dann haben wir gewonnen.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine — ich weiß nicht, wie ich es Ihnen sagen soll — Wir Menschen sind nicht dazu da, unsere Tage zu verschmachten. Hauch und Atem sind göttliche Geschenke, Körper und Seele desgleichen. Dieses Geschenk des Lebens ist ein Kleinod der Schöpfung. Wir haben sozusagen den fertigen Mantel um das Ursächliche zu legen. Wie rasch sind wir verblüht, sind alt, sind gestorben! Und was war oft? Nichts! Wenn wir Menschen aufeinander sehen würden: Dir fehlt das, da kann ich helfen, und dazu hilfst du mir, wäre das nicht Christentum im wahrsten Sinne?“

„Sie phantasieren, Herr Schleiermacher.“

„Mag sein, daß mich mein Buch etwas überanstrengt. Aber aus der schönen Phantasie soll die Wirklichkeit erwachsen, Eleonore.“ —

Schleiermacher legte seinen Arm um sie und bog ihren Kopf zu sich herauf. „Würdest du jemals den Glauben an meine Liebe verlieren können? Würdest du immer stark genug sein, alles, auch das Letzte mit mir zu teilen?“

Eleonore nickte; in ihren Augen blühte es wie ein Märchen.

„Dann“, er nahm ihr die Stickerei aus der Hand, „laß alles dieses, was dich noch erinnert, zurück und folge mir in mein Land, das ich mir suchen will.“

Eleonore war aufgestanden, nahm Schleiermachers Arm von ihren Schultern. „Sie wollen fliehen mit mir? . . . Ja? Wo denken Sie sich Ihre Phantasie zu Ende? Und wenn ich Ihnen folgen würde, was dann? Wohin? Was beginnen?“

Schleiermacher riß Eleonore an seinen Mund. „Du könntest meine Frau werden, und wir würden sehr glücklich sein.“

Wie ernüchtert, änderte Schleiermacher seine Gesichtsfarbe. Fast schien es ihm selbst übereilt, was er gesagt hatte.

Eleonore griff nach ihrem Schnupftuch und schluchzte da hinein. „Was haben Sie aus mir unglückseligen Frau gemacht? Weiß ich noch recht, welche Mission eigentlich die vernünftige ist? Das ist Sünde, das ist Ehebruch, was Sie verlangen. Sind Sie sich über Ihr Tun im klaren?“

Schleiermacher erwiderte nichts, stand gebrochen und streichelte Eleonores Haar.

Immer noch schüttelte Eleonore das Haupt. „Niemals, niemals, es würde mir ja wie heiße Pfeile in der Seele brennen. Gehen Sie, toben Sie drüben in Frankreich Ihre Phantasie aus! Lassen Sie mich allein!“

Schleiermacher ging wieder zur Tür, eilte wie ein Rasender noch einmal zurück, riß Eleonore das Taschentuch von den Augen weg, preßte heiße Küsse darauf.

Eleonore war ganz willenlos, sie nahm Schleiermachers Kopf zwischen ihre Hände und küßte seinen Mund.

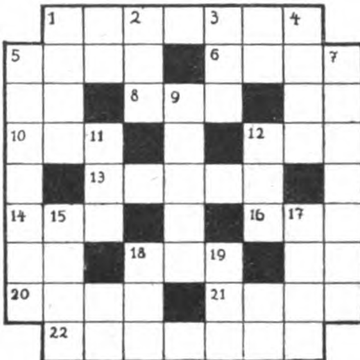
„Was hast du da alles gesagt, Friedrich? Glaubst du denn selbst daran? — Du wirst gehen müssen, Friedrich, gleich wird mein Mann wieder da sein. Du weißt, daß er dich mit mißtrauischen Augen ansieht.“

Schleiermacher ging. Sah in der Tür noch einmal zurück. Eleonore lächelte ihm nach, wischte sich die verweinten Augen aus. — Er selbst hatte Tränen in seinen Augen, als er das Haus verließ. Irrte am Nachmittag durch die Straßen Berlins, hatte dennoch ein Lächeln im Gesicht bei all dem Leid, das in seiner Seele brannte.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzwort-Rätsel.

(Hierzu nebenstehende Figur.)



Wagerecht: 1 Alte Anrede für Mädchen, 5 russische Stadt, 6 türkischer Name, 8 Windstoß, 10 Teil des Auges, 12 Teil des Baumes, 13 Farbstoff, 14 amerikanischer Name, 16 Monat, 18 Nebenfluß der Donau, 20 Berg in Tirol, 21 Atem, 22 Gehilfe; senkrecht: 1 Monat, 2 Nebenfluß der Donau, 3 Märchengestalt, 4 Papiermaß, 5 russischer Schriftsteller, 7 Element, 9 Sturmwind, 11 kirchliches Bauwerk, 12 Körperteil, 15 griechisches Gebirge, 17 Kriegsgott, 18 Nebenfluß des Rheins, 19 trauriger Zustand.

Silbenrätsel.

Die Silben: **aar — as — au — ba — bar — e — eu — go — griph — he — ka — li — lo — lyp — nacht — ra — ra — rold — ta — tus — weih** sind zu folgenden Wörtern zusammenzusetzen: 1 Weiblicher Vorname, 2 Prophet, 3 Leiter bei Ritterturnieren, 4 Ort in der Schweiz, 5 Rätselart, 6 Reingewicht, 7 Ölbaum, 8 Fest.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus der Bibel.

Zahlenrätsel.

2 3 8 3 6 10 2 3 1 12 7 4 5 1 9 1 7 11 10

Schlüssel: 1 2 3 4 5 stehendes Wasser
6 7 8 9 Vogel
10 11 3 12 Halbinsel

Welches Sprichwort ergeben die durch Buchstaben ersetzten Ziffern?

Verblaßt.

Verlier ich Anfang und Ende,
So fürchtet sich niemand vor mir.
Erst Inbegriff lodernder Brände,
Und nun ein harmloses Tier.

Rösselsprung.

		ein	gril-		
bleibt	len	be-	term	narr	sitzt
nit	haut	und	sei-	chen	bin-
fängt	schaut	all-	fremd	ofen	in
wer	land	ner	hölz-	zeit	spitzt

Besuchskartenrätsel.

Karl v. Oden
Stainz

Was ist der Herr?

Jägerlatein.

Ich schoß einem Vogel g'rad aus dem Herzen
Zwei Laute; glaubt mir, ich tue nicht scherzen,
Im grünen Walde ein Wunder geschah,
Ein junges Rehlein stand vor mir da.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4274.

Silben-Lückentext: Die Banken im Altertum. Wann und wo die Anfänge des Bankwesens zu suchen sind, wissen wir nicht; daß sie aber weit hinter die Zeiten des klassischen Altertums zurückreichen, dafür sind Beweise erbracht worden. 2 Jahrtausende v. Chr. soll bei den Chinesen bereits eine Art Scheckverkehr bestanden haben. Bankiers im alten Griechenland waren vielfach die Priester. „Mit allen bedeutenden Heiligtümern", schreibt Ernst Curtius in seiner griechischen Geschichte, „war eine umfangreiche Finanzverwaltung verbunden, indem es die Aufgabe der Priester war, durch kluge Verwaltung, durch vorteilhafte Verpachtungen, durch Darlehen usw. die jährlichen Einkünfte zu steigern und einen Schatz zu bilden, welcher nicht nur zur Aufrechterhaltung der Würde des

Gottesdienstes ausreichte, sondern auch für die nationale Macht des Heiligtums eine wesentliche Forderung war." Auch als Aufbewahrungsorte von Geld und Schmuckgegenständen kamen die Tempel, hauptsächlich die von Delphi, Ephesus, Delos und Samos in Betracht. Besonders die Plätze unter der Schwelle des Gotteshauses sowie einige eigens hierzu hergerichtete Räume innerhalb des Tempelhofes galten als beliebte Aufbewahrungsorte. Sie vertraten die Stelle unserer heutigen Banktresors und wurden von Privaten, Stadtverwaltungen und Herrschern gern benutzt. Doch es kamen auch Zeiten, da die Heiligkeit des Altars nicht mehr respektiert wurde und Diebe und Räuber selbst vor den Türen des Tempels nicht zurückschreckten. Nach den Forschungen des Franzosen Villiaumé gilt es als erwiesen, daß auch Herostrat den berühmten Dianatempel zu Ephesus nicht in Brand gesteckt hat, um seinen Namen dauernd unsterblich zu machen, sondern um einen vorher von ihm begangenen Tempelraub nicht ans Tageslicht kommen zu lassen. (Aus „Buch des Kaufmanns" von Georg Obst.)

(Wörter, die gleichen Sinn ergeben, wie z. B. „scheuen" oder „schrecken", gelten als richtige Lösungen. Die Ergänzung aller Lücken innerhalb einer Viertelstunde ist als gute Leistung anzusprechen.)

Leiterrätsel: 1 Hanns, 2 Purim, 3 Oculi, 4 Jokai, 5 Maori, 6 Sinus, 7 Hypnotismus, 8 Spiritismus.

Kunst: Kupfer, Stich — Kupferstich.

Silbenrätsel: 1 Leopard, 2 Eberesche, 3 Iberer, 4 Siegfried, 5 Efeu, 6 Flunder, 7 Lattich, 8 Endokard, 9 Halali, 10 Egge, 11 Natron, 12 Maria, 13 Eppich, 14 Idiot, 15 Nichtsnutz, 16 Esau, 17 Leopold, 18 Isolani, 19 Eidotter. — Leise flehen meine Lieder durch die Nacht zu dir!

Ölfarbanstrich maschinell aufgetragen.



Die Ölfarbschicht braucht heute nicht mehr von Hand mit Pinsel auf die Wand gestrichen zu werden. Der Ölanstrich von heute ist viel einfacher, schöner und haltbarer. Die Maschine walzt die Ölfarbschicht zuerst auf eine pergamentartige Masse, viel regelmäßiger und besser deckend als Menschenhände es vermögen. So entsteht ein Wandkleid. Es heißt **Salubra** *und kommt in dieser Form auf den Markt. Es wird von jedem Maler oder Tapezierer ohne besondere Vorkenntnisse in einzelnen Bahnen auf die Wand gebracht. Ein mittelgroßer Raum wird an einem Tage fix und fertig geklebt und ist am nächsten wieder bezugsbereit.* **Salubra** *saugt sich intensiv an das Mauerwerk an, hält den unvermeidlichen Bewegungen eines jeden Verputzes elastisch stand und bekommt nicht die vielen Risse und Sprünge, wie die von Hand gestrichenen Wände.* **Salubra** *widersteht deshalb auch länger den Waschungen mit Bürste und Seifenwasser und den Desinfektionen als gewöhnlicher Ölanstrich. Die Werke garantieren Ihnen schriftlich die Lichtechtheit und Waschbarkeit. Für welchen Anstrich erhalten Sie eine gleiche Gewähr? Ohne wesentliche Mehrkosten walzt die Maschine auch drei, vier oder mehr Farben auf.* **Salubra** *kann also gemustert werden. Und diese Muster sollten Sie sehen! — Muster, übergossen von einem weichen, edlen Schmelz, gegen den jeder Handanstrich speckig glänzend wirkt! Salubra-Einton fix und fertig an der Wand stellt sich auf M. 1.50 bis 2.50 pro Quadratmeter. Salubra-Muster, Anwendungs-Beispiele für alle Raumgattungen u. Bezugsquellen aus Ihrer Nähe kostenlos*

***Angewendet:** Im neuen kgl. Palast in Barcelona, in den Gemächern der Königin von Italien, Villa Savoia, im Bundes-Palast in Bern, im Reg.-Palast in Montevideo, in vielen fashionablen Hotels: Nassauer Hof Wiesbaden, Domhotel Köln, Hotel Atlantic Hamburg, Schweizerhof Luzern, Hotel National Luzern, Suvretta-House St. Moritz, Grand Hôtel Paris etc.*

SALUBRA A. G., GRENZACH 10 d (BAD.)

Beachten Sie unsere ges. geschützte Wortmarke „Salubra“ und weisen Sie Nachahmungen zurück.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J. J. WEBER, LEIPZIG

NR. 4276. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 24. FEBRUAR 1927

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe.

KUR- UND MINERALBÄDER

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung. Fließendes Wasser. Bäder.

Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk 9.— an.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Hotel zur Post. Bestempfohlen.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb. Fließendes Wasser.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Bad Brambach

Mineral-Bad

4 Kurhäuser in eig. Regie der Badeverwaltung. In jedem Haus Badeeinrichtung mit direkter Zuleitung aus den Quellen. Stärkste Mineralquelle der Welt.

Bad Lausick hilft Dir

gegen Gicht, Rheuma, Ischias, Nerven, Herz, Frauenleiden. Luftkurort. Eisentrinkkuren. Jahresbetrieb.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle

Sanatorium Kaiserbad, Spezialanstalt für Gicht, Rheuma. Nervenleiden, Ischias, Frauenleiden und Gelenkversteifungen.

Wiesbaden

Hotel und Badhaus Schwarzer Bock. 260 Betten. Fließ. Wasser.

Eden-Hotel. Modernster Komfort. Prächtige Lage. 120 Zimmer.

Bad Wildbad

Schwarzwald. Weltberühmter Kur- und Badeort. Thermalbäder. Alle neuzeitlichen Kurmittel.

Hotel Pfeiffer „Zum goldenen Lamm". Vornehmes bürgerliches Haus. Pension.

Königsfeld

Badischer Schwarzwald.

Gasthof der Brüdergemeine. 100 Betten. Bäder. Zentralheizung.

Donaueschingen

Solbad und Höhenluftkurort.

Hotel „Zum Lamm". Feinbürgerliches Haus. Zentralheizung.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle mediz. u. elektr. Bäder. Einziges Badehaus am Platze. Fremdenzimmer m. fließendem Wasser und Zentralheizung.

Hotel Post. Leithaus. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Hotel vier Jahreszeiten. Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.

Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Park-Hotel. Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.

Haus Hindenburg. Sonnige, freie Höhenlage.

Landhaus „Schönsicht". Wintersportgelände. Zentralheizung.

Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.

Pension Bergheim-Gmundberg. Vornehmes Haus.

Garmisch-Partenkirchen

Hotel u. Kurhaus Riesser See. Idealster Wintersportplatz. Jeglicher Komfort.

Hotel Haus Gibson und Hotel Schönblick. Häuser I. Ranges. Alle Annehmlichkeiten.

Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Prien

Bade- und Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

St. Andreasberg

Oberharz, 650 m über dem Meere.

Villa Elisabeth. In bevorzugter Lage.

Ballenstedt

Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.

Blankenburg am Harz

Hotel weißer Adler. Neuzeitlich. Garten. Bäder.

Braunlage

Im sonnigsten Gebirgstal des Brockengebietes.

Haus Hütteberg. Pension 8 bis 10 Mark.

Haus Dümling. Preise 8–10 Mark.

Sanatorium Dr. Vogeler. Diätkuren. Moorbäder.

Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.

Brauner Hirsch — Berghotel. Führende Häuser, fließendes Wasser. Zentralheizung. Bäder.

Hahnenklee

Hotel Hahnenklee'er Hof. Erstes Haus. Ideales Wintersportgelände.

Villa Marie. Vornehmes Pensionshaus.

Bad Harzburg

Gebirgsluftkurort und Solbad mit Kochsalztrinkquelle „Krodo", heilt kranke Nerven und Stoffwechselkrankheiten.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort. Natürl. Sol- und Kohlensäure-Bäder.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Lautenthal

Oberharz

Hotel Prinzess Caroline. Jahresbetrieb. Quellen- und Fichtennadelbäder.

Mägdesprung im Harz

Kurhaus Meves. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Bad Sachsa

Hotel Ratskeller. Gut u. reichlich.

Hotel Schröder, gut bürgerlich.

Kurcafé und Konditorei. Mit großem Garten.

Schierke

Am Brocken. Der alpine Luftkurort.

Hotel Waldfrieden. Fließendes Wasser.

Pension Assmann. Zentralheizg.

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerlichen Gesellschaft.

Torfhaus

Oberharz

Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

Wernigerode am Harz

Wiener Hof. Bestempfohlen. Zentralheizung.

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Trompeterschlößchen. Historische Sehenswürdigkeit. 120 Betten.

Hotel Stadt Weimar. 100 Zimmer. Neuzeitlicher Komfort.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Oberbärenburg

Berghotel und Kurhaus Friedrichshöhe.

Kipsdorf

Osterzgebirge

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Hotel Halali. Zentralheizung.

Oberwiesenthal

Café und Restaurant Friedrich. Gute Fremdenzimmer. Jahresbetrieb.

THÜRINGEN

Oberhof i. Th.

800—1000 m ü. d. M., bedeutender Höhenluftkurort und Wintersportplatz.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schloß-Hotel, erstklass. Jahresbetrieb.

Haus in der Sonne, Zentralheizung, fließendes Wasser.

Hotel Blum, rituelles Haus. Tel. 14.

Friedrichroda

Thüringer Wald

430—710 m ü. d. M. Erstklassiger Wintersportplatz und Winter-Kurort. Rodel- und Bob-Bahn $2^1/_2$ km. Sprungschanze, Skigelände usw.

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Hotel Waldhaus Weimar. 35 neuzeitliche Zimmer.

Hotel Deutscher Kaiser, bester Ruf, schönste Lage.

Hotel Franzenshöh, schöne Aussicht, mäßige Preise.

Hotel Sanssouci, solides Haus ersten Ranges.

Berghotel Teichmannsbaude A. G, das führende Hotel des Riesengebirges.

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, gut bürgerlich, zentrale Gebirgslage. Mietskraftwagen.

Krummhübel

Hotel goldner Frieden, führendes Haus. Garagen.

Hotel Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus in bester Lage.

Weidmannsheil, Haus ersten Ranges, im eigenen Park und Wald gelegen.

Pension und Konditorei Concordia. (Oberkrummhübel.)

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Sanatorium Hochstein. Individuelle klinische Behandlung.

Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

Hotel Josephinenhütte. Waldhotel.

Fremdenheim du Bois, erstklassig, großer Park.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Lucasmühle, altschles. Gaststätte, sehenswerte Bauart.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen.

Hotel Germania mit Dependance Villa Austria. 100 moderne Zimmer in herrlicher Lage.

Hirschberg

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

SEEBÄDER

Ostseebad Boltenhagen

Direkt an der See und Tannenwald gelegen.

Pension W. Westphal. Modern eingerichtet.

Hotel und Pension Ramm. Mitten im Walde.

Hotel und Pension Chr. Qualmann. Neu renoviert.

Heringsdorf

Sol- und Seebad. Klimatischer Luft-, See- und Waldkurort. Drei Stunden von Berlin.

Kurhotel „Quisisana". 85 Zimmer. Moderner Komfort.

Lindemanns Hotel. Das ganze Jahr geöffnet.

Travemünde

Das beliebte Seebad. Vorzügliche Badeeinrichtungen. Beste Wohnverhältnisse. Kurkonzerte. Sport.

ÖSTERREICH

Bad Gastein

Hotel Straubinger u. Austria. 220 Zimmer. Thermalbäder, fließendes Wasser.

Grand-Hotel „Gasteiner Hof". I. Ranges. Thermalbäder. Café.

Kurhaus Villa Regina. Thermalbäder. Fließendes Wasser.

Kurhaus-Café „Sponfeldner". Am Wasserfall.

Hotel Savoy. Ganzjährig. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Parkhotel Bellevue, vornehm, ganzjährig, Zentralheizung.

Hotel Mozart, jeder Komfort. Jahresbetrieb. Zentralheizung.

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Arosa

Schweiz, Graubünden. 1600 m ü. M.

Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.

Sanatorium Arosa. Heilanstalt für Lungenkrankheiten.

Sanatorium Villa Dr. Herwig. Für Leichtlungenkranke.

Grand Hotel Arosa. Sanatorium für Mittelstand.

Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Hotel Bellevue. Bestempfohlen. Ideale Lage.

Kurhaus Surley. Idealer Aufenth.

Hotel Seehof. Bestbekanntes Familien- und Sporthotel. Fließ. Wasser in allen Zimmern.

Basel

Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.

Hotel Kraft am Rhein. Moderner Komfort.

Chur

Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Davos

Hotel Curhaus Davos. 250 Betten. 100 Südzimmer.

Hotel Pension Eisenlohr. Pensionspreis von Frs. 12.— an.

Park-Sanatorium. Eigener Kurpark und Wald.

Sport-Hotel Rhätia. Neuester Komfort.

Sanatorium Schatzalp-Davos für Lungenkranke. Modernster Komfort.

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Sans-Souci. Fließendes Wasser. Südzimmer.

Pension Villa Collina. Privatbalkone. Zentralheizung.

Engelberg

Hotel Hess. 130 Betten. Bekannt für vorzügliche Küche, aller mod. Komfort.

Hotel Belvedere-Edelweiss. Vorzügliche Verpflegung. Terrassen. Von Deutschen bevorzugtes Haus.

Lausanne

Palace-Beau Site, Familienhotel allerersten Ranges. Im Zentrum der Stadt. Das ganze Jahr geöffn.

Lausanne-Ouchy

Beau-Rivage Palace-Hotel. In seinem herrl. Park am See. Idealer Aufenthalt.

Locarno

Hotel Esplanade. Sitz der Deutschen Delegation der Konferenz. Mässige Preise.

Grand Hotel Palace. Erstes u. grösstes Haus mit allem modernen Komfort.

Parkhotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Lago Maggiore. (Schweiz).

Hotel Reber. Einziges Haus im grossen Park am See.

Hotel Regina. Schönste Lage direkt am See.

Hotel Metropol. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Lugano

Das Sonnenland.

Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Sanatorium Monte Bré. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Grand Hotel Splendide. Am See. Das ganze Jahr offen.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Gerber. Ruhige Lage. Garten. 50 Betten.

Hotel Meister. Ruhige Lage. Fließendes Wasser.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Hotel Walter. Am See. Komfortabel.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Park Hotel am See, erstklassig, das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn, Besitzer.

Luzern

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

Montreux

Genfer See.

Institution des Essarts. Pensionat für junge Mädchen. Komfortabel.

Hotel de Londres. Beliebter Familienaufenthalt für Deutsche. Gute Küche. Mässige Preise.

Montreux-Glion

Hotel Viktoria. Anerkannt vorzügl. Küche. Warm- und Kaltwasser in jedem Zimmer.

Grand-Hotel et Righi Vaudois. Familienhotel I. Ranges. Pensionspreis von Frs. 14.— an.

Montreux-Territet

Hotel Bristol. Herrlich am See gelegen. Vorzügl. Gelegenheit für längeren Familienaufenthalt.

St. Moritz

2. Olympische Spiele 11.—19. Februar 1928.

Hotel Steffani.

Hotel Caspar Badrutt. Vornehmes Haus.

Hotel Bellevue au Lac.

Hotel Belvedere. Fließ. Wasser.

Hotel Colonder. Schöne Lage.

Pontresina

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

ITALIEN

Abbazia

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort.

Palast-Hotel. Feinste Wiener Küche.

Hotel Auguszt. Wiener Küche.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Kuranstalten Dr. Lakatos: Neues Kurhaus. Villa Jeannette. Modernst eingerichtet.

Pension Maria Zawojski. Herrliche Zimmer.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Abbazia-Laurana

Hotel Regina, Hotel Quarnero, Grand Hotel. Häuser allerersten Ranges.

Iris. Neu eingerichtet. Fließendes Wasser.

Pension Regina. Haus I. Ranges.

Pension „Beauregard". Direkt am Strand.

Bordighera

(Italienische Riviera)

Grand-Hotel Cap Ampeglio. Erstklassig. mod. Komfort.

Grand-Hotel du Parc. Jeglicher mod. Komfort.

Hotel Continental. Erstklass. Familienhaus, mod. Komfort.

Gardone-Riviera

Gardasee

Grand-Hotel. Haus ersten Ranges. Direkt am See. Das ganze Jahr geöffnet.

Gries bei Bozen.

Hotel Badl. Eigenbauweine. Fließendes Wasser.

Pension Astoria. Herrliche Lage.

Hotel Austria. I. Ranges. Moderner Komfort.

Sanatorium Grieserhof. Jahresbetrieb.

Pension Quisisana. Pension von 35 L. an.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7–10. Ganzjährig geöffnet.

Malcesine

Hotel Italia. Bäder. Fließendes Wasser.

Grand Hotel Malcesine. Ruhige Lage.

Meran

Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.

Hotel Frau Emma. Deutsches Haus von Weltruf.

Grand-Hotel Esplanade. Im Mittelpunkt des Meraner Kurlebens. 250 Zimmer mit allem Komfort.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Pension Helvetia. Gutbürgerl. Haus. Mässige Preise.

Sanatorium Hungaria. Für Tuberkulose. Therapie.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Moderne Heilbehelfe. Großer Park.

Hotel Meraner Hof. Beste Lage. Mod. Komfort. Mäss. Preise.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Hotel Stefanie. Diätkuren-Anstalt Dr. Binder.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Meran-Obermais

Kurhaus Waldpark. Für innere Krankheiten.

Riva

die Perle des Garda-See. Bade-Saison Mai – Oktober.

Hotel Bellevue. Erstkl. Familienhotel mit jedem mod. Komfort. Grossartige Aussicht. Das ganze Jahr geöffnet.

See- u. Parkhotel. Angenehmster, beliebtester Aufenthalt. Allergrösster herrlicher Park. Ruder- und Segelsport. Sonnenbäder und grosse Seebade-Anstalt.

Hainzls Hotel Seevilla. Altbekannte Familienpension. Grosser herrlicher Park. Direkt am See gelegen.

Hotel Central. Grosses Kaffee-Restaurant. Garagen. Motorboote.

Grand-Hotel Riva. Das moderne Haus am Platze. Fliessendes Warm- u. Kaltwasser.

Stresa

Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Santa Margherita (Rapallo)

Imperial-Palace, absolut erstklass. Jahresbetrieb.

San Remo

Hotel Miramare-Continental-Palace. Erstklass., direkt a. Meere.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Hotel Eden, einziges deutsches Lido-Hotel. Fließendes Wasser.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig

Hotel Bristol-Britania. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

———»» In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ««———

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4276. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7 bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 24. Februar 1927.

Allgemeine Notizen.

Der Jugendpreis Deutscher Erzähler, der dem Verband Deutscher Erzähler von der Deutschen Buch-Gemeinschaft-Berlin als jährlich wiederkehrender Preis von 10000 RM. gestiftet worden ist, und den der Verband nach freiem Ermessen einer hierfür gewählten Kommission unter allen Umständen und ungeteilt für den jeweilig besten bisher unveröffentlichten Roman junger deutscher Erzähler zu vergeben hat, wird für das Jahr 1927 neu ausgeschrieben. Das Werk muß in der deutschen Muttersprache abgefaßt sein. Der Autor darf zur Zeit der Einreichung das 35. Jahr nicht beendet haben. Dem Preisrichterkollegium gehören an Georg Engel, als Vorsitzender, Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Wilhelm Waetzoldt für das preußische Kultusministerium, Dr. Hanns Martin Elster, Oskar Loerke, Universitätsprofessor Dr. Julius Petersen, Jakob Schaffner, Hermann Stehr. Die Bedingungen sind vom Bureau des Verbandes Deutscher Erzähler in Berlin W. 50, Nürnbergerstraße 9 einzufordern. Den vorjährigen Preis erhielt Juliane Kay-Wien für ihren Roman „Abenteuer im Sommer".

Die Ausstellung „Europäisches Kunstgewerbe" findet unter Leitung von Professor Dr. Graul vom 6. März bis zum 15. August d. J. in Leipzig im Neubau des Grassimuseums statt. Sie bringt eine Auslese moderner Werbearbeiten des Gewerbes und der Industrie Deutschlands und des Auslandes. Die Reichsregierung stellt der Ausstellung Mittel zur Verfügung, die im wesentlichen für die Ausgestaltung und Ausstattung des großen deutschen Empfangsraumes verwendet werden sollen. Auch die Stadt Leipzig hat für die Ausstellung Geldmittel bereitgestellt. Und ebenso haben die Regierungen des Auslandes allen kunstgewerblichen Organisationen, die sich an der Ausstellung beteiligen, jede Förderung und Unterstützung zugesagt. Die Ausstellung ist für die internationalen Kunstbestrebungen von großer Bedeutung.

Das Kaiser-Friedrich-Krankenhaus in San Remo hat bis zum Frühjahr 1914 in weithin bekannter, erfolgreicher Tätigkeit gestanden, ist dann, gleich anderen deutschen Wohlfahrtseinrichtungen, beschlagnahmt gewesen, wurde 1925 vom Sequester befreit und ist im Frühjahr 1926 neu eröffnet worden. Das Kaiser-Friedrich-Krankenhaus ist in erster Linie für an der Riviera Erkrankte bestimmt, es ist aber auch eine Rekonvaleszenten-Ab-

teilung eingerichtet, der geeignete Fälle aus Deutschland überwiesen werden können. Offene Tuberkulose ist ausgeschlossen. Auskunft erteilt die Verwaltung des Kaiser-Friedrich-Krankenhauses in San Remo, Via W. Goethe.

Der Restor der deutschen Glockengießer Rudolf Jauck, Inhaber der Glockengießerei-Firma G. A. Jauck in Leipzig, beging in diesen Tagen seinen achtzigsten Geburtstag. Aus seinen Gießereien sind nahezu vierhundert große Kirchenglocken hervorgegangen, z. B. nach Bethlehem, den Missionsgebieten Indiens, nach Norwegen, nach der Insel Cypern usw. Rudolf Jauck hat sich auch auf dem Gebiet des Feuerlöschwesens durch Herstellung der ersten Dampfspritze große Verdienste erworben.

Das Überseeheim Hapag in Hamburg konnte kürzlich das Jubiläum seines 25-jährigen Bestehens feiern. Die umfassenden Anlagen geben den Überseereisenden in den Tagen vor ihrer Einschiffung zweckmäßige und vorteilhafte Unterkunft. Als in der Vorkriegszeit der transatlantische Passagierverkehr seinen Höhepunkt erreichte, wurden täglich bis zu 8000 Personen in diesen Hallen untergebracht. Nach dem Kriege, als die radikalen Einwanderungsbeschränkungen der Vereinigten Staaten den Auswandererstrom aus Ost- und Südeuropa zum Versiegen brachten, erfuhr die Anlage von Grund auf eine Umwandlung. Das heutige „Überseeheim Hapag“, wie die Auswandererhallen seit ihrer Neugestaltung heißen, trägt den sozialen Ansprüchen der vornehmlich mitteleuropäischen Überseereisenden in jeder Hinsicht Rechnung. Auf einem Gesamtareal von 55 000 qm liegen inmitten von Grünanlagen die vielen Pavillons, die, allen neuzeitlichen Bedürfnissen gemäß ausgestattet, gleichzeitig rund 2500 Personen Unterkunft und Verpflegung bieten.

Auf den Montblanc in zwei Stunden. Der Montblanc, Europas höchster Berg, wird demnächst ohne alle Führer und Träger bequem in zwei Stunden zu ersteigen sein. Dies wird ermöglicht durch die Eröffnung einer neuen Drahtseilbahn von Chamonix nach dem Gipfel des Aiguille du Midi. Die Bahn ähnelt einem großen Hotel-Lift und kann zwischen 50 und 70 Passagiere aufnehmen; die Anlage wurde bereits vor 17 Jahren begonnen, aber ihre Vollendung durch den Krieg unterbrochen. Die Fahrt bis zum Aiguille du Midi dauert eine Stunde, und von dort aus kann man die Strecke von 967 Metern bis zum Gipfel des Montblanc auf einem bequemen Weg in einer weiteren Stunde zurücklegen.





Illustrirte Zeitung



Lustige Kinderarbeit an der Skisprungschanze, ein Sport für sich: Knaben und Mädchen beim Glattstampfen des aufgelockerten Schnees mit den Skiern während einer Sprungpause an der Mattenschanze in Gstaad (Kanton Bern). Nach einer Zeichnung von C. E. Turner.

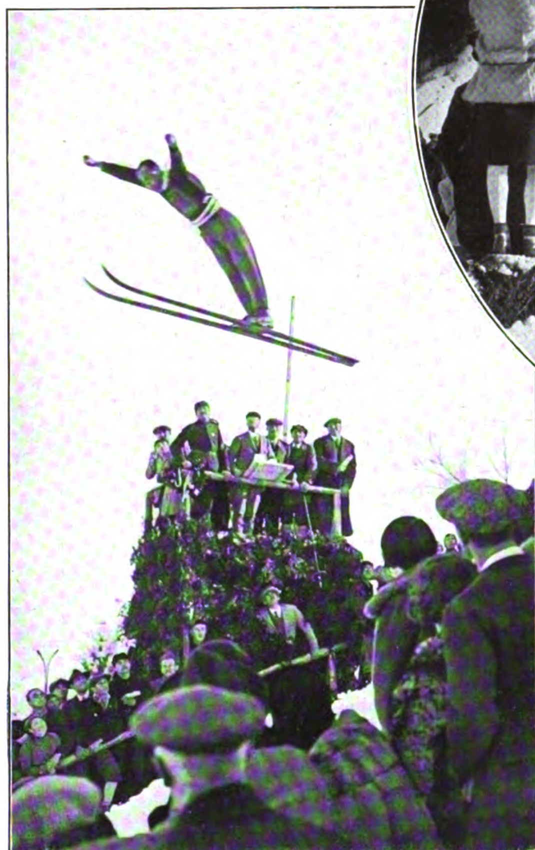
Wie beim Polospiel in den Zwischenpausen junge Leute die aufgerissenen Rasenstücke auf dem Wiesengrund ebnen, so stampfen die Schweizer Knaben und Mädchen während der Springpausen den durch die Sprünge aufgelockerten Schnee am Abhang mit ihren Skiern fest. Mit Eifer widmen sich die kleinen Arbeiter ihrer Aufgabe, die in Anbetracht der Steile des Hanges viel Geschicklichkeit erfordert. Es bietet ein vergnügliches Bild, die wimmelnden flinken Heinzelmännchen bei ihrer Arbeit zu beobachten.



Beim Start zum Langlauf beim Eckbauer (1250 m) am 11. Februar. Der Lauf führte über eine 18 km lange Strecke nach dem Ziel beim Kainzenbad.



Vom Staffellauf der Heeresmeisterschaft am 12. Februar: Ankunft des Schlußmannes der Staffel II von den Jägern 19 in Kempten. Rechts: Reichswehrminister Dr. Geßler (×).





Blick auf die große Schanze am Kochelberg während der Sprungwettbewerbe am 13. Februar.

Links nebenstehend:
Gustav Müller, Bayrischzell, der Sieger in der Meisterschaft von Deutschland für 1927, während eines Sprunges.

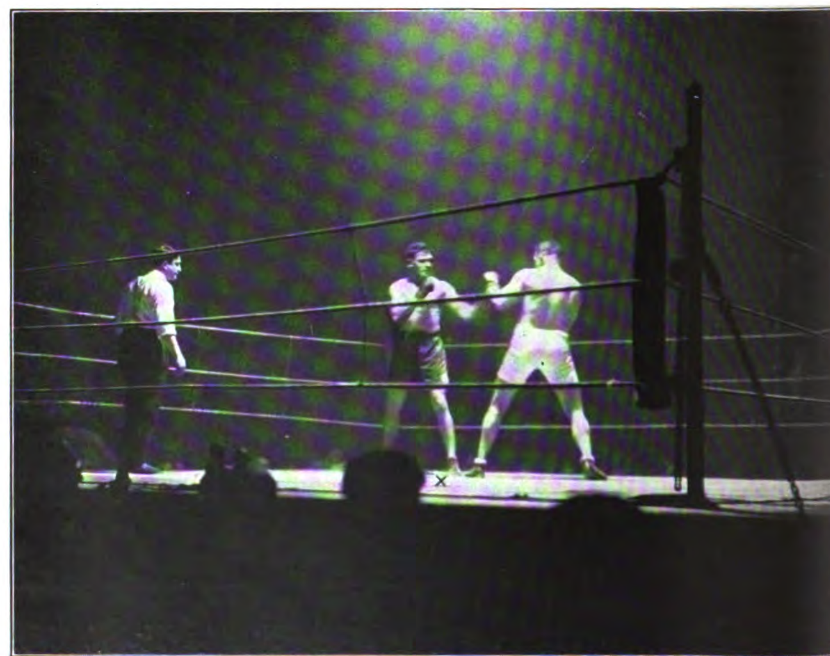
Rechts nebenstehend:
Vom Damenlauf am 12. Februar: Die Siegerin, Fräulein Julie Matuseck, München, beim Einlauf am Ziel.



Von den deutschen Skimeisterschaften in Garmisch-Partenkirchen vom 11. bis zum 13. Februar.



Neue Wege zu Kraft, Schönheit und Gesundheit: Gymnastische Übungen bei gleichzeitiger Bestrahlung durch elektrische Strahlensonnen in einem Heilinstitut in Berlin.



Von der Boxkampfveranstaltung in der Westfalenhalle in Dortmund am 13. Februar: Franz Diener (×) beim Kampf gegen den Holländer Piet Van der Veer, den er nach Punkten besiegte.

IST POLEN LEBENSFÄHIG?

VON DR. PAUL OSTWALD

Will man die schweren innerpolitischen Spannungen, aus denen Polen seit seiner Neugründung nicht herauskommt, in ihren wirklichen Ursachen verstehen, so wird man sich immer daran erinnern müssen, daß in Versailles ein polnischer Staat nicht auf Grund berechtigter nationaler Forderungen geschaffen wurde, sondern daß die politischen Berechnungen der Pariser Diplomatie seine Gestalt und seinen Umfang bestimmten. Der neue polnische Staat sollte so groß und so stark sein, daß er sich dazu fähig erweisen konnte, im französischen Interesse die Wacht an der Weichsel sowohl gegen Deutschland als auch gegen Rußland zu halten. Deshalb betrieb man denn auch von Paris aus die Fälschung der oberschlesischen Abstimmung, als sie gegen alles Erwarten und trotz allen Druckes für Deutschland ausgefallen war; deshalb sorgte man von Paris aus für die Sanktionierung des polnischen Staatsstreiches auf Wilna und hätte auch den Polen nur zu gern noch das Memelland in die Hände gespielt, wenn nicht die Litauer durch ihr schnelles Zugreifen solchen französischen Absichten beizeiten einen Riegel vorgeschoben hätten. Immerhin wurde Polen zu einem Staat, der heute über eine Fläche von 386600 Quadratkilometern mit 27177000 Einwohnern verfügt, und der in Europa an sechster Stelle steht. Doch eins bedachte man bei alledem nicht, nämlich, daß man bei der Schaffung eines polnischen Staates aus Gebieten mit den größten Verschiedenheiten in völkischer, wirtschaftlicher und kultureller Hinsicht, wie diese sich aus der historischen Entwicklung ergaben, die polnische Nation vor Aufgaben stellte, die zu lösen, sie gar nicht imstande sein konnte. Schon einer Nation, die sich in der Geschichte bereits als staatsbildend erwies, wäre es etwas Schweres gewesen, die etwa 40 Proz. Minderheiten samt allen ihren Verschiedenheiten mit sich selbst zu einem Staatsvolk zu verschmelzen, um so viel mehr mußte die polnische Nation bei ihrem Mangel an Sachlichkeit, bei ihrem Übermaß an nationaler Überheblichkeit und Unduldsamkeit völlig versagen. Die Folgen einer solchen Verspottung der Geschichte, die oft genug die verhängnisvolle destruktive Tendenz der polnischen Nation gezeigt hatte, sollten denn auch nicht ausbleiben.

Statt eines einheitlichen Staatswillens machten sich in Polen sehr bald parteipolitischer Hader und parteipolitisches Interesse in schlimmster Weise geltend, denn Polen wurde zu einem Lande, das im Vergleich mit den anderen europäischen Staaten die meisten Parteien und Parteigrüppchen aufweist. Und nicht einmal innerhalb dieser Parteien und Parteigruppen herrscht Einigkeit, sondern es ist oft genug vorgekommen, daß die verschiedenen Gruppen ein und derselben Partei sich aufs schärfste bekämpften. Nur in einem sind diese vielen Parteien, soweit sie sich auf rein polnische Bevölkerung stützen, zusammenzubringen, im Kampf gegen die Minderheiten, und zwar vor allem gegen die Minderheiten, die den Polen kulturell und wirtschaftlich überlegen sind. Darum das besonders rücksichtslose Vorgehen gegen die deutsche Minderheit, das zu einer Vertreibung von 900000 Deutschen geführt hat, und das sich weiter kundtut in dem Kampf gegen die deutschen Minderheitsschulen und die sonstigen kulturellen Grundlagen des Deutschtums. Neuerdings hat in diesem parteipolitischen Wirrwarr der Staatsstreich Pilsudskis zwar insofern sich vorteilhaft ausgewirkt, als er zwei große Lager geschaffen hat, ein pilsudskifreundliches unter dem Marschall selbst und ein pilsudskifeindliches unter dem alten Gegner Pilsudskis, unter Roman Dmowski. Doch ist das nur ein rein äußerliches Band, das hier die Parteien zu größeren Gruppen zusammenbindet, und das kaum länger halten dürfte als bis zu den im Herbst d. J. bevorstehenden Neuwahlen. Ist die Entscheidung zwischen den beiden Lagern gefallen, dann werden sich die alten Parteigegensätze von neuem melden, und zwar haben wir dafür den besten Kronzeugen in Roman Dmowski selbst, der in bezug auf eine einheitliche Führung des polnischen Volkes sehr pessimistisch in die Zukunft sieht und eine nicht aufzuhaltende Atomisierung fürchtet. Wohin das führen muß, hat Dmowski selber klar genug ausgesprochen, wenn er sich einmal dahin äußerte: „Nur ein gut organisiertes und in seinen Wünschen einiges Volk wird sein Schicksal selbst bestimmen. Wenn aber ein Volk nicht imstande ist, Herr seines Schicksals zu sein, wird es jemand anders sein."

Kein Wunder daher, daß infolge dieser parteipolitischen Zersplitterung und einer ebenso vertragswidrigen wie unsinnigen Minderheitenpolitik, die Polen der wichtigsten Träger seiner Wirtschaft beraubte, das Land in wirtschaftlicher Beziehung mehr und mehr verkam. Denn an sich war die wirtschaftliche Lage des neuen Staates von vornherein kompliziert genug, weil die ihm gewaltsam zugesprochenen Gebiete aus jahrzehntelangen wirtschaftlichen Verbindungen herausgerissen wurden. Die oberschlesische Industrie wie die westpreußische und posensche Landwirtschaft waren ganz auf Deutschland eingestellt, und statt die früheren engen Verbindungen dieser ehemals preußischen Provinzen wenigstens durch vertraglich geregelte Handelsverbindungen einigermaßen aufrechtzuerhalten, griff Polen sogar zum Zollkrieg mit Deutschland und vertiefte so die politische Abtrennung noch um ein bedeutendes. Nicht einmal die Tatsache, daß Deutschland trotz der Drosselung seiner Einfuhr an der Spitze aller einführenden Staaten blieb, hat die Polen davon überzeugen können, daß sie ohne uns wirtschaftlich nicht bestehen können, sondern sie haben durch die Ausweisung der vier Direktoren der Oberschlesischen Kleinbahngesellschaft die Handelsvertragsverhandlungen von neuem in ein gefährliches Stadium getrieben. Dabei ist es übrigens ein recht billiges Argument, wenn die Polen uns die Schuld an dem dauernden Stocken der Handelsvertragsverhandlungen während der letzten zwei Jahre dadurch zuschieben wollen, daß sie behaupten, wir vermischten wirtschaftliche Momente mit politischen. Und doch fordern wir in dem Niederlassungsrecht Reichsdeutscher in Polen nur etwas unter Kulturnationen Selbstverständliches, und wenn daraus infolge der nicht aufhörenden Ausweisungen Reichsdeutscher aus Polen ein politisches Moment geworden ist, so dürfte nicht uns die Schuld treffen. Auf jeden Fall haben wir mehr als genügend Beweise dafür bekommen, daß wir gerade Polen gegenüber eine feste vertragliche Zusicherung in der Niederlassungsfrage Reichsdeutscher haben müssen, daß wir uns hier nicht mehr auf den „guten" Willen der Warschauer Regierung und ihrer ausführenden Organe verlassen dürfen. Aber auch als Ausfuhrstaat sind wir nach wie vor für Polen am wichtigsten geblieben. Alle von Polen aus gemachten Anstrengungen und Bemühungen, das deutsche Absatzgebiet für die oberschlesische Industrie, für die Landwirtschaft Westpreußens und Posens durch andere zu ersetzen, sind fehlgeschlagen und mußten fehlschlagen. Es mußte sich diese Deutschland gegenüber betriebene törichte Wirtschaftspolitik nur um so stärker verhängnisvoll auswirken, als auch die Industrie im ehemaligen Kongreßpolen zurückging, denn sie war nur durch den früheren hohen russischen Zoll so günstig in ihrer Entwicklung fortgeschritten und dadurch, daß ihr der weite russische Absatzmarkt zur Verfügung stand. Beides fiel mit der Schaffung des neuen Polens fort, und weder die Lodzer Textilindustrie noch die Warschauer Metallindustrie konnten mit der fremden Konkurrenz Schritt halten. Aber auch wenn man die schwierige Lage der polnischen Industrie nicht so tragisch nehmen will, da sich der Charakter des polnischen Staates als der eines Agrarlandes immer deutlicher entwickelt hat, ist doch eben für die wirtschaftliche Situation Polens entscheidend, daß es gerade mit der polnischen Landwirtschaft dauernd bergab gegangen ist. Der polnische Landwirt steckt infolge hoher Steuern in Schulden, und er ist gar nicht in der Lage, sein Getreide bis zum Frühjahr zu halten, um dann höhere Preise zu erzielen. Nur mit größter Mühe kann er die notwendigsten Anschaffungen machen, und die Folgen einer zunehmenden Extensivierung sind selbstverständlich. Es kommt ferner hinzu, daß der Eifer gelähmt ist durch das törichte Agrargesetz, wonach aller Großgrundbesitz zerschlagen werden soll. In der Hauptsache ist es zwar als eine Maßnahme gedacht, durch die den Minderheiten der Grund und Boden entwendet werden soll; erst vor wenigen Wochen ist auf Grund dieses Enteignungsgesetzes den in Posen und Pommerellen wohnenden Deutschen wieder von neuem Land in großem Umfang weggenommen worden, denn sie stellen von den Betroffenen mehr als 80 Proz. Dennoch hat natürlich nicht verhindert werden können, daß das Agrargesetz in alle ländlichen Kreise größte Unsicherheit hineingetragen hat, da auch polnische Besitzer größerer Güter nicht wissen, ob sie morgen noch haben, was sie heute ihr eigen nennen. Mit Recht stellte eine englische Sachverständigenkommission, die im vorigen Jahr Polen besuchte, fest, daß ein Agrarland wie Polen wirtschaftlich überhaupt keine Aussicht habe, ehe es nicht seinen Staatsbürgern gegenüber die Sicherheit des Besitzes von Grund und Boden gewährleiste. Dazu kommt noch, daß mit der besonderen Anwendung des Agrargesetzes gegen die Deutschen sich Polen gerade seiner besten Landwirte beraubt, und es will schon viel sagen, wenn kürzlich selbst polnische Zeitungen deshalb den Marschall Pilsudski heftig angriffen und ihm vorwarfen, er sei auf dem besten Wege, dafür zu sorgen, daß sehr bald an die Stelle der von Deutschen gebauten festen Steinhäuser die üblichen verwahrlosten polnischen Lehmkaten treten würden.

Am deutlichsten findet die traurige wirtschaftliche Situation Polens natürlich in der Währung ihren Ausdruck. Wie groß das allgemeine Mißtrauen zu der polnischen Wirtschaft von vornherein war, und wie wenig sie es enttäuschte, zeigt die Tatsache, daß die Inflation nicht lange auf sich warten ließ. Und als dann 1924 eine neue Währung geschaffen war, drohte diese sehr bald denselben Weg zu gehen, denn schon im Jahre 1925 sank der Zloty. Er hat seitdem auch nicht wieder Goldparität erlangt, und wenn er schließlich überhaupt zu einem Kurse von etwa 9 im Verhältnis zum Dollar gehalten werden konnte, so war das nur möglich durch eine scharfe Drosselung der Einfuhr und durch den englischen Bergarbeiterstreik, der Polen plötzlich ein bedeutendes Absatzgebiet für seine oberschlesischen Kohlen eröffnete. Doch der englische Kohlenarbeiterstreik ist vorbei, und eine Drosselung der Einfuhr läßt sich nur zum weiteren Schaden der polnischen Wirtschaft aufrechterhalten. Es ist daher sehr die Frage, ob es überhaupt möglich sein wird, den Zloty vor einem weiteren Sinken zu schützen. Am allerwenigsten dann, wenn Polen weiter auf einem Zollkrieg mit Deutschland beharrt, und wenn es weiter sich mit derartigen großen unproduktiven Ausgaben belastet wie mit denen für Heer und Marine. Auch im Etat für 1927 nehmen die Ausgaben für Rüstungszwecke mehr als ein Drittel des Gesamtetats ein. Helfen könnte Polen nur eine große Anleihe. Aber wo soll Polen heute noch Kredit erhalten? Die Amerikaner, die früher dazu bereit gewesen sind und Anleihen gewährten, haben sich heute zurückgezogen und zeigen nach den mit Polen gemachten Erfahrungen wenig Lust, von neuem Geld in das unrentable Geschäft zu stecken. Die vom Präsidenten der Polnischen Staatsbank gegenwärtig in Amerika persönlich geführten Anleiheverhandlungen sind völlig ergebnislos verlaufen; er wird mit leeren Taschen nach Hause zurückkehren müssen. Auch in England, auf das sich die polnischen Hoffnungen nach dem Staatsstreich Pilsudskis besonders richteten, sind die Aussichten gering geworden. Jedenfalls wird man englischerseits nur dann zu einem Kredit bereit sein, wenn man die Gewähr einer politischen und finanziellen Kontrolle erhält. Doch wird eine derartige Beschränkung der eigenen Souveränität so leicht keine polnische Regierung auf sich nehmen können, am allerwenigsten wird es Pilsudski wagen dürfen, der sich damit um sein ganzes Ansehen bei den Massen bringen würde. Auch er hat bereits der alten, traditionellen polnischen Politik, die engste Anlehnung immer bei Frankreich sucht, nachgeben müssen, wie das ganz besonders bei den Verhandlungen über die deutschen Ostfestungen zutage getreten ist, und er hat so selbst die Fäden einer engeren englisch-polnischen Verbindung, die nach seinem Staatsstreich möglich erschien, wieder zerschnitten. Ohne eine große Anleihe aber ist die polnische Wirtschaft nicht wieder zum Gesunden zu bringen, darüber sind sich selbst polnische Wirtschaftler klar, und da weder die politischen noch wirtschaftlichen Zustände Polens die genügenden Sicherheiten für eine solche Anleihe geben, Polen auch nicht gewillt ist, sie durch die Übernahme einer fremden Kontrolle zu bieten, so steckt es in einem Circulus vitiosus, der heute keinen Ausweg zu eröffnen scheint.

Die Frage nach der Lebensfähigkeit des polnischen Staates auf den Grundlagen, wie sie ihm durch das Versailler Diktat gegeben worden sind, ist also nach den Erfahrungen der letzten acht Jahre mit aller Entschiedenheit zu verneinen. Nicht, als ob wir den Polen die Berechtigung für ein eigenes Staatswesen überhaupt absprechen wollten, und als ob wir Deutsche, wie es die Polen uns nachsagen, für eine „vierte Teilung" Polens wären. Soll aber der polnische Unruheherd im Osten Europas verschwinden, dann wird das nur möglich sein durch die Schaffung eines in nationaler Beziehung geschlossenen polnischen Staates. Kommt man nicht beizeiten zu solcher Ansicht, dann werden Europa von Polen aus die gleichen Gefahren drohen wie zu den Zeiten Friedrichs des Großen. Es wäre nicht das erstemal, daß ein durch dauernd schwieriger werdende wirtschaftliche und soziale Zustände in Verzweiflung gebrachtes Volk Ablenkung sucht in außerpolitischen Erfolgen, und wohin sich diese zur Verzweiflung gebrachten polnischen Volksmassen zunächst wenden werden, das dürfte für uns nicht zweifelhaft sein. Nicht umsonst hat man das polnische Volk damit verhetzt, daß Ostpreußen und Schlesien als „unerlöste Gebiete" zu betrachten seien, daß Polen ein Anrecht darauf habe, alle Länder bis zur Oder zu besitzen. Bitter genug hat sich schon an Polen selbst gerächt, daß man in Versailles glaubte, die Lehren der Geschichte in den Wind schlagen zu können, und es wird sich an Europa rächen, wenn man meint, ihrer weiter spotten zu dürfen.

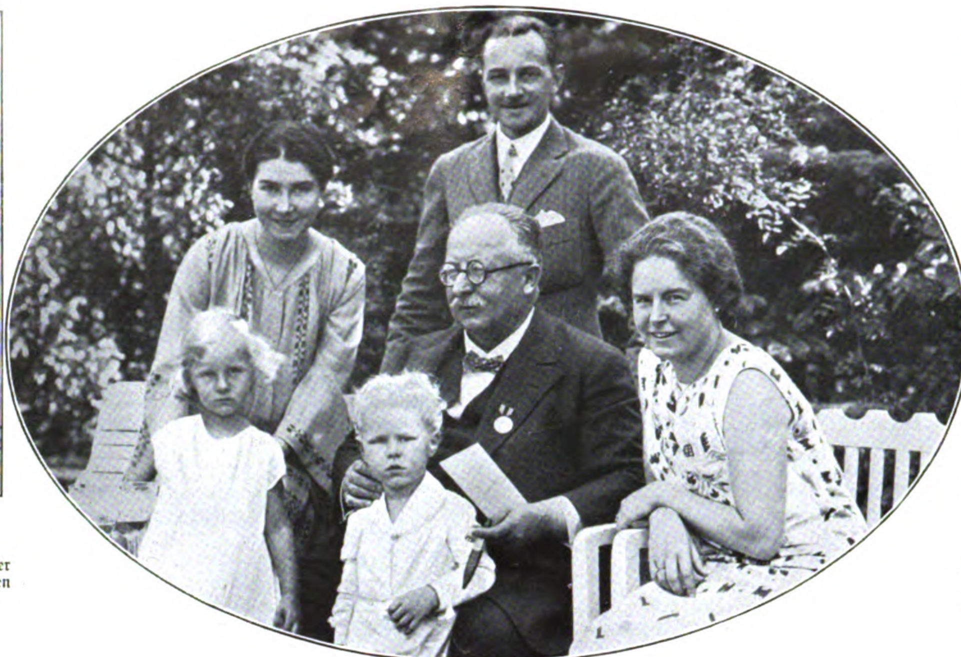
TAGESGESCHICHTE

Vom 11. bis zum 13. Februar kamen in Garmisch-Partenkirchen die Deutschen Skimeisterschaften zum Austrag. Bei dem Langlauf über 18 km am 11. Februar wurde Harald Paumgarten, Graz, Sieger. Im Damenlauf (3 km), zu dem 23 Bewerberinnen starteten, siegte Fräulein Julie Matuseck, München. Den Kampfspiel-Sprunglauf konnte Willy Dick (Deutschböhmen) mit 39 m gewinnen. Den Sieg im Großen Sprunglauf um die deutsche Meisterschaft errang wieder Willy Dick. Die deutsche Meisterschaft im Skilauf für 1927 wurde dann Gustav Müller, Bayrischzell, zugesprochen, der sich mit Note 18,111 knapp vor Walter Glaß, Klingenthal, den diesjährigen österreichischen und Schweizer Meister, reihte. Auch wurde in Garmisch-Partenkirchen am 14. Februar die Skimeisterschaft der Reichswehr (Deutsche Heeresmeisterschaft) zum erstenmal vergeben. Die 1. Mannschaft des 3. Bataillons des Infanterie-Regiments Nr. 19 (Jäger) in Kempten-Lindau wurde mit 40 Punkten durch Doppelsieg im Staffel- und Patrouillenlauf überlegener Sieger.

Die Professional-Boxkampfveranstaltung am 13. Februar in der Westfalenhalle in Dortmund brachte neben dem Treffen zwischen dem deutschen Mittelgewichtsmeister Hein Domgörgen gegen den holländischen Weltergewichtsmeister Van Vliet, das Domgörgen überlegen gewann, als Hauptereignis den Kampf zwischen dem aus Amerika zurückgekehrten Franz Diener und dem Holländer



Dr. Karl Bücher,
bedeutender Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker an der Universität Leipzig, feierte am 16. Februar den 80. Geburtstag. (Phot. Pernitzsch, Leipzig.)



Kommerzienrat Karl v. Opel,
Seniorchef der Fahrrad- und Automobilwerke Adam Opel, Rüsselsheim, † 16. Februar im 58. Lebensjahre, mit seinen Töchtern, seinem Schwiegersohn und seinen Enkeln bei der Feier seines letzten Geburtstages.



Professor Georg Koch,
namhafter Maler, Mitglied der Akademie der Künste in Berlin, langjähriger Mitarbeiter der „Illustrirten Zeitung“, feiert am 27. Februar seinen 70. Geburtstag.



Kommerzienrat Carl Reichstein,
Gründer der Gebr. Reichstein Brennabor-Werke, Brandenburg (Havel), vollendete am 23. Februar das 80. Lebensjahr.



Vom Aufenthalt des Grafen Luckner in Amerika auf seiner Weltumsegelung: Der Viermastschoner „Vaterland“, das Schiff Luckners, an der Pier in Neuyork West mit dem Reklameschild der Leipziger „Illustrirten Zeitung“.



Thomas Theodor Heine,
bekannter Zeichner und Maler, Mitarbeiter des „Simplizissimus“ seit dessen Bestehen, wird am 28. Februar 60 Jahre alt.
(Phot. Müller-Hilsdorf, München.)

Piet Van der Veer. Dem Deutschen wurde einstimmig ein Punktsieg zuerkannt.

Jugoslawien wurde in den Landesteilen Bosnien, Herzegowina und Dalmatien am 14. Februar von einem heftigen Erdbeben heimgesucht. Besonders stark wurden die Orte Mostar und Sebenico (Dalmatien) und Serajewo (Bosnien) betroffen. Zahlreiche Menschenleben fielen der Katastrophe zum Opfer.

Der bedeutende Leipziger Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker Geheimrat Prof. Dr. Karl Bücher feierte am 16. Februar seinen 80. Geburtstag. Bücher wurde im Jahre 1847 in Kirberg (Nassau) geboren. Nach längerer Tätigkeit in der Handelsjournalistik ließ er sich in München als Privatdozent für Nationalökonomie und Statistik nieder und war dann als Professor in Riga und in Basel. Darauf kam er nach Leipzig, wo er ein Menschenalter lang lehrte. In späterer Zeit widmete er sich dem Aufbau des Instituts für Zeitungskunde, der ersten derartigen Stätte in Deutschland. Von seinen zahlreichen Werken sind vor allem die „Entstehung der Volkswirtschaft“ und seine Schrift „Arbeit und Rhythmus“ bekannt und berühmt geworden.

Der Gründer der Gebr. Reichstein Brennabor-Werke, Brandenburg (Havel), Kommerzienrat Carl Reichstein, feierte am 23. Februar seinen 80. Geburtstag. Im Jahre 1847 wurde er als Sohn eines Handwerksmeisters in Brandenburg geboren. Nach Beendigung des Deutsch-Französischen Krieges gründete er mit seinen Brüdern Adolf und Hermann zusammen die Gebr. Reichstein Brennabor-Werke, die sich zuerst mit der Kinderwagenfabrikation befaßten. Im Jahre 1881 wurde dazu der erste Schritt zur Herstellung von Fahrrädern getan und 1903 mit der Herstellung von Motorfahrzeugen begonnen. Nach dem Tode seiner Brüder Adolf 1910 und Hermann 1913 blieb Carl Reichstein alleiniger Eigentümer der Werke, bis er seine Söhne Walter und Carl 1916, Ernst 1918 und Eduard 1925 als Teilhaber in die Firma aufnahm. Nach und nach zog Carl Reichstein sich von den Geschäften zurück, er widmet sich heute mit Vorliebe gemeinnützigen Interessen. Seine besondere Fürsorge gilt der Carl-Reichstein-Stiftung zu Brandenburg, die sich die Heilung verkrüppelter Kinder zur Aufgabe gesetzt hat.



Von der Rückkehr des schwedischen Kronprinzenpaares nach einer dreivierteljährigen Weltreise: Die Ankunft Kronprinz Gustav Adolfs und seiner Gattin auf dem Bahnhof in Stockholm, wo sie von dem schwedischen Ministerpräsidenten und dem Außenminister empfangen wurden.

Der Seniorchef der Firma Adam Opel in Rüsselsheim, Karl v. Opel, ist am 16. Februar in Frankfurt (Main) verschieden. Am 31. August 1869 geboren, übernahm er als ältester Sohn des Gründers der Firma nach dem Ableben seines Vaters als Sechsundzwanzigjähriger die Führung des Unternehmens. In ihm haben die deutsche Automobilindustrie und der Automobil- und Radsport, dem er selbst sich erfolgreich gewidmet hat, einen verdienstvollen Förderer verloren.

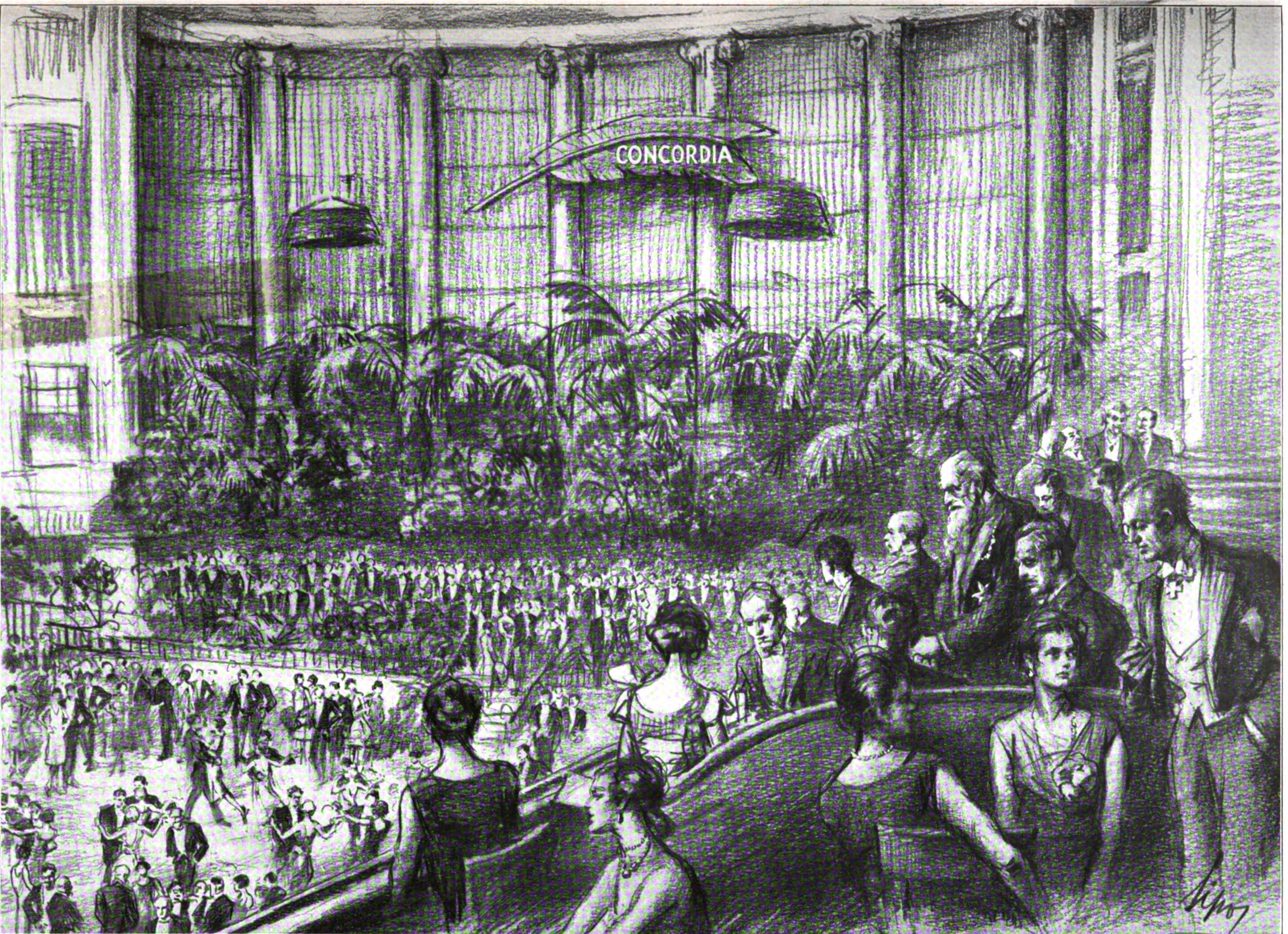
Fern der Heimat, in Crown King (Arizona), ist die einst berühmteste deutsche Schauspielerin Agnes Sorma gestorben. Im Mai 1865 wurde sie in Breslau geboren. In jungen Jahren schon begann sie ihre Bühnenlaufbahn. Vom Weimarer Hoftheater weg berief sie Adolph L'Arronge ans Deutsche Theater in Berlin. Ihr wunderbares Können trat später besonders in der Verkörperung Ibsenscher Frauengestalten zutage. Im Jahre 1900 bereiste sie mit einer eigenen Truppe fast die ganze Welt, überall unerhörte Triumphe feiernd. Seit dem Jahre 1918 lebte sie in Chicago bei ihrem Sohn, dem Grafen Minotto.



Die vor kurzem eingeweihte neue Kegel-Sporthalle des Verbandes Kieler Keglerklubs in Kiel. Die Sporthalle ist die größte ihrer Art in Deutschland und enthält 20 nebeneinanderliegende Bahnen. (Phot. A. Rehmke, Kiel.)

Bühnenschau.

In der Dresdner Staatsoper erschien am 17. Februar Gerhart Hauptmanns Traumspiel „Hanneles Himmelfahrt“ mit der Musik von Paul Graener als Oper auf der Bühne. (Am selben Tage fand auch im Breslauer Stadttheater die Uraufführung des Werkes statt.) Der Neffe des Komponisten, Georg Graener, hat Hauptmanns Dichtung mit klugem Feingefühl für eine Wiedergabe in Opernform bearbeitet, indem er die realistischen Armeleutehaus-Szenen ziemlich zurückgedrängt und dadurch der träumerischen Verklärtheit der übrigen Teile des Stückes mehr Nachdruck verliehen hat. Zu dieser visionären Grund-



Ein Höhepunkt der Wiener Ballsaison: Auf dem „Concordia"-Ball im Konzerthaus zu Wien. Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Adalbert Sipos.

Wie alljährlich, war auch diesmal der Ball des Wiener Schriftsteller- und Journalistenvereins „Concordia", der am 14. Februar in allen Sälen des Konzerthauses in der Bundeshauptstadt stattfand, ein Ereignis für die vornehme Gesellschaft. Bundespräsident Hainisch und die Bundesminister sowie die bedeutendsten Vertreter der Kunst, der Wissenschaft und der Wirtschaft waren erschienen und gaben damit diesem traditionellen Fest den Charakter der glänzendsten Veranstaltung in der Wiener Karnevalszeit.





Berliner Faschingsveranstaltungen: Links: Vom Volkstrachtenfest „Ein Münchner Oktoberfest vor 100 Jahren", veranstaltet vom Deutsch-Österreichischen Alpenverein am 12. Februar im Sportpalast zu Berlin: Eine Gruppe von Bühnen- und Filmgrößen; Mylon Münz als König Ludwig I. und Erna Morena als Königin (sitzend); hinter ihr Leopold v. Ledebour, Albert Paulig, Hanni Weise, Grete Reinwald (von links nach rechts). Rechts: Ein buntes Bild vom Künstlerfest „Bunte Laterne".

stimmung hat Paul Graener eine Musik geschrieben, die sich in wunderbar treffenden Klängen anschmiegt und dem Komponisten einen ehrlichen Erfolg verschaffte.

Des jungen Erich Ebermayer dramatische Legende „Kaspar Hauser" gelangte am 16. Februar am Residenztheater in München und gleichzeitig im Landestheater in Oldenburg zur Uraufführung. Die rätselhafte Erscheinung und Geschichte des Findlings Kaspar Hauser, die schon zu mannigfacher dichterischer Behandlung angeregt hat, hat sich Ebermayer zum Vorwurf genommen. Die vorzügliche Aufführung in München brachte die Stärke des Stückes zu voller Geltung.

Im Augsburger Stadttheater wurde Heinrich Marschners Oper „Der Vampyr" in der Neubearbeitung und Inszenierung von Hans Pfitzner aufgeführt. Die einstmals berühmte, jetzt zu Unrecht vergessene Oper von dem geisterbesessenen Lord Ruthwen, der alljährlich während dreier Jahre eine reine Frau opfern muß, hat Hans Pfitzners behutsame Überarbeitung dem heutigen Geschmack nähergebracht; die Augsburger Aufführung, bei der Pfitzner übrigens auch einmal selbst dirigierte, bewies es.



Szenenbild aus der Uraufführung von „Kaspar Hauser", einer dramatischen Legende in 10 Bildern von Erich Ebermayer, im Residenztheater zu München am 16. Februar: Auf einer Anhöhe vor der Stadt Nürnberg zu Pfingsten 1828 (3. Bild); rechts vorn Kaspar Hauser (Albert Fischel) vor Musikanten, Hochzeitern und Bauern. (Phot. Schuster, München.)

Graf Luckner mit der „Vaterland" in Neuyork.

Als Graf Luckner, der kühne, erfolgreiche Kaperkapitän des Weltkrieges, auf seiner Weltumseglung mit dem Viermastschoner nach Neuyork kam, ward ihm ein überaus freundlicher Empfang von seiten der amerikanischen Kreise und besonders der Deutsch-Amerikaner zuteil. Graf Luckner, der durch diese Fahrt für Deutschland und seine Geltung im Ausland werben will, fand überall begeisterte Bewunderer. Man war voll Anerkennung für seine wagemutigen Unternehmungen im Kriege und seine vornehme Handlungsweise gegenüber den Besatzungen der gekaperten Schiffe. Die „Concord Society", eine Vereinigung zur Zusammenfassung des deutschen Elements und zur Hebung des deutschen Ansehens und Einflusses in Amerika, ehrte ihn durch Überreichung einer Medaille, die auf der einen Seite die „Concordia" zeigt, jenes Schiff, das nach den Vereinigten Staaten die ersten Auswanderer brachte; die andere Seite weist das Bild der „Vaterland" auf. — Auch die Jugend Amerikas brachte dem Grafen Luckner herzliche Sympathie entgegen. Jungen und Mädchen besuchten ihn auf seinem Schiff, um seine Geschichten anzuhören und seine Fakirkunststücke zu bewundern. Da fragte ihn auch ein Mädchen: „Sage mir, Graf Luckner, ihr seid hier auf dem Schiffe alle so freundlich und nett, warum nennt man euch Hunnen? Ich verstehe das nicht!" — „Du irrst dich, mein gutes Kind," erwiderte der Graf, „wir haben doch gegen die Hunnen schwer gekämpft und sie aus unserem Lande hinausgejagt, wo sie böse hausten und verwüsteten. Du hast dich geirrt, wir sind nicht die Hunnen, die gibt es nicht mehr." Nicht nur die Kleinen, leicht Zufriedenzustellenden kamen zu ihm, nein, auch die Studentenschaft, die den Helden bewundern will, der Krieg in humanster Weise geführt hat, dabei kein Blut vergoß und doch die schneidigsten sportlichen Leistungen vollbrachte, und dessen Namen während des Krieges in aller Mund war. Sie boten ihm Farbe und Band ihrer Fakultät, um ihn zu den Ihren zählen zu können. Die von den höheren Schulen schrieben Aufsätze, gaben schriftliche Berichte über das Gesehene und Gehörte; einiges davon kam sogar in die Schülerzeitung. So stand unter anderm darin: „Eine Anzahl von euch hat das Vergnügen und die Ehre gehabt, einen ganzen Morgen mit Graf Luckner auf seiner ‚Vaterland' zuzubringen. War es nicht eine wahre Freude, diesen lachenden Seehelden kennenzulernen! Und die Schüler, die ihn nicht gesehen, haben von ihm gelesen. Graf Luckner ist ohne Zweifel eine der interessantesten Persönlichkeiten unserer Zeit. Ein tollkühner ‚Seeteufel' und dabei ein so freundlicher, herzensguter Mensch! Sein Lebenslauf hört sich an wie ein Märchen. Fabelhaftes hat er geleistet, und doch ist er einfach und fröhlich wie ein Kind. ‚Kiek in de Sünn' (Schau in die Sonne) ist sein Wahlspruch, und er paßt auch ganz genau zu seinem sonnigen, frohen Gemüt." Es soll nun zwischen amerikanischen und deutschen Schulen ein brieflicher Austausch stattfinden, um so durch engere Fühlungnahme Verständnis und Sympathien zu pflegen und zu festigen.



Von der kürzlich erfolgten Neuaufführung der romantischen Oper „Der Vampyr" von Heinrich Marschner (Text von Wohlbrück) in der Neubearbeitung von Hans Pfitzner am Stadttheater in Augsburg: Szene aus dem I. Akt. (Phot. Hans Siemßen, Augsburg.)





Die berühmte deutsche Schauspielerin Agnes Sorma, † am 12. Februar in Crown King (Arizona) als Witwe des Grafen Minotto im Alter von 61 Jahren, in einer ihrer Glanzrollen, als Minna von Barnhelm.



Trajan Grosavescu, bedeutender Tenor der Wiener Staatsoper, der am 15. Februar von seiner Frau aus Eifersucht erschossen wurde. (Phot. Residenzatelier, Wien.)

Links: Gerhart Hauptmanns „Hanneles Himmelfahrt" als Oper: Szenenbild mit Neppach als Todesengel, Helene Jung als Diakonissin und Erna Berger als Hannele bei der Uraufführung mit der Musik Paul Graeners in der Staatsoper zu Dresden am 17. Februar. (Phot. Ursula Richter, Dresden.)





Von der Aufstandsbewegung in Portugal, die durch die Regierung niedergekämpft wurde.
Links: Straßenszene während der Kämpfe in Oporto; Regierungstruppen in gedeckter Stellung an einer Straßenkreuzung.
Rechts: Der Marineoffizier Jaimes Morais (rechts) und ein anderer Führer des Aufstands in Oporto mit verbundenen Augen auf dem Wege zu Waffenstillstandsverhandlungen im Hauptquartier der Regierungstruppen.





Von der Erdbebenkatastrophe in Jugoslawien am 14. Februar: Links: Obdachlose Einwohner einer jugoslawischen Ortschaft mit den Resten ihrer Habe auf der Flucht. — Rechts: Ein infolge des Erdbebens in Brand geratenes Haus in Serajewo (Bosnien).

Alte und neue Exzentrik

Von Dr. Alfred Lehmann-Leipzig



Auriols Flaschentanz. (Aus „Fahrend Volk", Verlag J. J. Weber.)

Jules Verne schildert in seiner „Reise um die Welt in achtzig Tagen" den „Klub der Exzentrischen", eine Gemeinschaft von Leuten, deren Lebenszweck es ist, Außergewöhnliches zu leisten. Außergewöhnliches allerdings nicht im Sinne des Außerordentlichen, sondern mehr nach der Seite des Überspannten hin, das im Auge des normalen Menschen als eine Art gutmütiger Verrücktheit erscheint. Das Wort „Exzentrik" bezeichnet demgemäß im weiteren Sinne eine drastische Ausgeburt humorvoller Launen und hat in der Clownerie des Zirkus, in der „Exzentrik"-Nummer des Variétés seine Verkörperung gefunden.

Wie auch immer Menschen und Zeiten sein mögen — ob ausgelassen oder besonnen — immer hat es Leute gegeben, deren exzentrische Späße die Mitmenschen zu unterhalten wußten. Der primitivste Völkerstamm hat seinen Spaßmacher ebenso wie der gebildete von heute.

Wollte man eine Plauderei über alte und neue Exzentrik historisch gestalten, so müßte man eigentlich schon beim Spaßmacher im indischen Drama, beim Vidusaka, beginnen, müßte den türkischen Hanswurst im Schattenspiel, den Karagöz und seine ausgelassenen Zoten erwähnen und müßte schließlich auf die erste komische Figur im mitteleuropäischen Drama, den Knecht des Salbenkrämers im mittelalterlichen Osterspiel, zurückgehen. Im Volkstum liegt eigentlich viel Exzentrisches begründet, so merkwürdig das klingt. Sitte und Brauch haben ja oft mit dem Tempo der Zeit nicht Schritt gehalten, so daß sie in späteren Zeitläuften aus dem Zeitrahmen herausfielen und „exzentrisch" anmuteten. Schembartlaufen und Mummenschanz dürfen wir ruhig zu solchen parodistischen Clownerien rechnen.

Bleiben wir aber hier bei der heutigen Bedeutung des Wortes ruhig stehen und beschränken uns auf den „Exzentriker" im Varieté, den Groteskkomiker und Parodisten, und auf seinen älteren Bruder in der Manege, den Clown.

Der Hanswurst und seine romanischen Pantomimen-Kollegen Bajazzo, Harlekin und Pierrot sitzen an der Wurzel des Stammbaums. Jede dieser Figuren hat eigentlich etwas zum Kostüm des Clowns, der vom „Dummen August" wohl zu unterscheiden ist, beigetragen. Was den Clown allmählich von seinen Ahnen unterscheidet, ist die Tatsache, daß er mehr und mehr seine artistischen Fähigkeiten in den Vordergrund stellt. Seillaufen wird für ihn eine ebenso charakteristische Betätigung wie die Parterre-Akrobatik.

Einer der berühmtesten Clowns aller Zeiten war zugleich ein vorzüglicher Akrobat: Louis Auriol, der am 11. August 1806 in Toulouse als Sohn eines Seiltänzers geboren wurde. Sein erstes Auftreten in Paris war ein großer Triumph, denn Auriol konnte nicht nur den stillsten Menschen zum Lachen bringen, sondern war vor allem auch trotz seiner Eigenschaft als Clown einer der schönsten Menschen der Zeit, den die Frauen umschwärmten wie einen Rudolf Valentino oder einen Adolphe Menjou unserer Tage. Seine Sprünge — er drehte einen Doppelsalto über 12 berittene Pferde, sprang über 24 Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett, durch Flammen usw. — übertraf er noch durch seinen graziösen „Flaschentanz" auf Flaschenhälsen. Im Jahre 1869 ist er gestorben.

Der erste deutsche Clown war zugleich der letzte Hanswurst des Theaters: Wilhelm Qualitz (geboren 1819 in Berlin), der als Malergeselle seinem Meister ausrückte und zu einem Panoramabesitzer flüchtete, bis er später sogar in den großen Zirkussen von Wollschläger und Renz tätig war. Er trug das weiße Bajazzo-Kostüm mit dem spitzen Filzhut. Besonders ulkig war sein „Schlittschuhlaufen" in der Manege, wobei er Eisbahn und Schlittschuhe, die drückten, vortäuschte. Berühmt war auch sein „Pepita-Tanz". Er starb 1870 als Bierverleger in Berlin.

Allmählich haben sich im Zirkusstil auch die „Ressorts" der Clowns genau herausgebildet. Man muß den Teppichclown, der seine Späße beim Auflegen des großen Manegeteppichs losläßt, von dem Reprisenclown, der die kleinen Erholungspausen während der Pferdedressuren oder Artistennummern durch harmlose Scherze ausfüllt, wohl unterscheiden, wie auch die Entree-Clowns ihre besondere Aufgabe in der dialogisierten Darstellung parodistischer Szenen haben.



Eretta und Eresto: Geschickte Ungeschicklichkeiten.



Der Musikal-Clown Grock ist immer freundlich — Kunststück, bei einer täglichen Gage von 1000 Mark!



Das Clown-Trio Price, Guigui, Georgi.

Diese eigene Zirkusnummer ist sehr wichtig — der Clown tritt hier oft in einem kostbaren glitzernden Mantel auf. Von ihm zu scheiden ist der „Dumme August", als dessen Schöpfer der englische Clown Widdicombe angesehen wird. Er parodierte den Stallmeister — daher sein Kostüm: der zu weite Frack und die weiße Weste mit dem Zylinderhut. Nach Kober, einem der besten Kenner der Zirkusgeschichte, soll der berühmte Tom Belling der Schöpfer der Augustfigur sein. Zum mindesten hat er sie in Deutschland populär gemacht, so daß auch der englische Clown Chladwick († 1889) sein Recht an dieser Figur nicht mit Erfolg glaubhaft machen konnte.

Tom Belling, der 1835 als Sohn eines amerikanischen Zirkusdirektors geboren wurde, ist allerdings der berühmteste August. Der Ablauf seines Lebens ist ein richtiger Künstlerroman. Signor Saltarino, der alte Historiker des Artistentums, erzählt, wie er mit allen berühmten Zirkusfamilien und — russischen Fürstenhäusern verschwägert war, wie er von Tausenden heute beklatscht wurde, morgen in Sibirien armselig als Bettler wandern mußte, dann wieder eine Riesengage in einer Nacht verspielte ...

Es ist selbstverständlich unmöglich, hier alle namhaften Clowns der Welt Revue passieren zu lassen; folglich müssen Namen wie die Gebrüder Daniels, die „Geigenclowns", Delbosq, die Dänen Gebrüder Olschansky, Moore u. a. hier unbeachtet bleiben.

Wie der akrobatischen Technik, bedienten sich die Clowns auch bald der Dressur. Ein hervorragender Dressur-Clown ist Jean Clermont, der eigentlich Lokomotivführer werden sollte. Aus der Klosterschule entwischte er in den grünen Wagen eines Wanderzirkus, um ein Leben zu beginnen, das reich an Künstlerfreud' und Künstlerleid war. Einmal mußte er seine Clownspäße im überfüllten Zirkus machen, als draußen sein Kind im Sarge lag, das ein scheues Pferd totgetreten hatte. Seine „Zöglinge" waren vor allem das Schwein Bébé und ein klavierspielender Pudel, der das Entzücken des Königs Humbert von Italien erregte.

Der russische Clown Durow, der Lehrer war, bevor er in der zweiten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts die großen Arenen beglückte, dressierte Ratten und Mäuse und wollte den „Rattenfänger von Hameln" darstellen. Erstaunlich war, wie die Tiere ihm folgten. Auch führte er einen Haushahn vor, der auf Kommando krähte, ferner ein Wildschwein, das sich auf die Hinterbeine stellte, und das Durow als Reittier benutzte.

Von den drei Söhnen des alten Tom Belling ist Gobert heute bekannt durch eine Stierkampfparodie und einen störrischen Esel.

Von den Clowns-Ensembles der Gegenwart sind unstreitig die berühmtesten die drei Fratellini aus dem Cirque d'Hiver in Paris, deren „Erinnerungen" in deutscher Bearbeitung durch Hanns Heinz Ewers unter dem Titel „Das Leben dreier Clowns" erschienen sind. Das Buch atmet echte Zirkusluft, und all die Romantik des „Fahrenden Volks" lebt in ihm auf. Der Fratellini besondere Bedeutung liegt in der Reinheit der Tradition, in der Stilechtheit ihrer Darbietungen. Und nun könnte man hier in bunter Folge



Auch eine Art Skat: Amerikanische Clowns beim Kartenspiel.

alle die Clowns und Auguste anschließen, die wir in unseren Tagen belachen: da ist das spanische Clown-Trio der Baracetas, da sind die bei Sarrasani arbeitenden Babusios, da waren bei Hagenbeck Price, Guigui, Georgi, die launigen Spaßmacher (der älteste ist der Schwiegervater des berühmten Jongleurs Rastelli), die sich jetzt um den weiblichen Clown Netty vergrößert haben. Sie sind bei Hagenbeck von den vier Brüdern Bromett abgelöst worden.

Der weibliche Clown ist durchaus jung. In Amerika feiert da „Coo-Coo" Triumphe, die aber schon das Varieté und die Music-Hall zu ihrer Wirkungsstätte gemacht hat.

Es ist unmöglich, auf die Menge der Musikal-Clowns hier einzugehen. Aus ihrer Schar ragt Robins als internationale Berühmtheit besonders hervor, der sich während seiner Vorträge in alles mögliche verwandelt. Er tut das mit ganz eigenartigen, zumeist pneumatischen Masken und Apparaten, während er den seltsamsten Gegenständen Töne entlockt. Eine Weltberühmtheit ist auch Grock, der für einen Abend tausend Mark Gage einstreichen darf.

Den komischen Jongleur, der die Varietébühne dem Sand der Manege vorzieht, schuf gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Däne Baggesen: wenn er gearbeitet hat, bleibt ein Scherbenhaufen auf der Bühne zurück. Mac Turc hat ebenfalls seinen eigenen Stil.

Das Gebiet der Exzentrik auf der Varietébühne ist nahezu unbegrenzt: vom Solo geht es über das Duett bis zum vollen Ensemble, z. B. die seit Jahren beliebte Alex Piccards Co. mit ihrer Exzentrik-Pantomime „Die Einbrecher von Neuyork". Viele Equilibristen bedienen sich eines Exzentrikers als komischen Partners (Green, Wood & Violet); wieder andere treten im equilibristischen Duett auf (Humpsti-Bumpsti). Die köstlichsten Parodisten, die jemals auf der Varietébühne standen, sind wohl Läpp & Habel. Ihre mißglückten Zauberkünste sind wahre Attacken auf das Zwerchfell. Auch komische Radfahrer-Akte gibt es in Fülle, gar nicht zu reden von den vielen Balancekünstlern, die als „The man who falls" o. ä. eine wacklige Pyramide von Stühlen erbauen und sich zuletzt mitsamt dem ganzen Bau hintenüberfallen lassen. Da arbeiten auch ganz geschickte Stelzenläufer, unter denen Melas jetzt besonders hervorragt.

Sind die Stelzen verlängerte Beine, so gibt es auch Holzbretter, die die Stiefeln bis zu einem Meter verlängern. Little Tich vollbringt mit diesen Brettern ganz unglaubliche Leistungen. Er hat viele Nachahmer gefunden (Klein-Zick, Paddy & Paddy), ohne daß seine Originalität wieder erreicht wurde. Wenn hinter all dem Humor ein Stück Weltklugheit durchschimmert, wird auch die bescheidenste Leistung ihres Beifalls sicher sein. Und Beifall ist bekanntlich der schönste Dank, den Artisten ernten können ...



„Darf ich wohl um Feuer bitten?" Der Stelzenläufer Melas beim Anzünden seiner Zigarette an der Straßenlaterne.



Die drei Fratellini.





Links: Die Gebrüder Bromett, bekannte schwedische Clowns, spielen „Telephon" mit einem kleinen Elefanten. — Rechts: Der weibliche amerikanische Clown „Coo-Coo" bei der Toilette.



KARNEVALSFEST IM BERLINER KÜNSTLERHAUS

GEMÄLDE VON ROB. E. STÜBNER

Das Volk der Viersinnigen.

Geschichte einer abenteuerlichen Höhlenerforschung. + Von Hans Schliepmann.

(4. Fortsetzung.)

Wir berichteten nun, was wir erfahren und erforscht; einige lachten, andere erstaunten; Saevo aber rief uns zornig ans Netzemachen und Krebsefüttern, und Tullo schrie böse: ‚Er hat sie belogen, der Fremdling; auf Lüge steht der Tod! Nun ist er uns verfallen!‘ — Die Mütter jedoch — sie haben je zwei Stimmen bei unseren Beratungen, und niemand darf sie kränken oder übergehen — baten für dich und beantragten ein Gericht über deine Aussagen, vor dem du sie beweisen sollst. — Unmutig versprach es endlich Saevo: ‚Es sei, damit der verderbliche, erschlaffende Aberglaube, der vom Weibe her an uns frißt, endlich mit Gräten und Flossen vertilgt werde! Unsinn ist, was wir mit unseren Sinnen nicht fühlen und begreifen können, denn die Gottheit gab uns alles, was uns nötig ist zum richtigen Denken. Drum muß der Fremde „Fleisch werden" (das ist der Huminu Umschreibung für Gegessenwerden), wenn seine Lügen offenbar werden, und jeder, der auf seiner Seite stand, weil er Träumen und Hoffen auf Übersinnliches der Pflicht zur Erhaltung und Erstarkung unseres Geschlechtes vorzog, stirbt ebenfalls! — So fastet nun also nach altem Brauche durch fünf Geiserstunden, damit ihr alle klug und nüchtern seid zum Gericht; dann soll der Fremde sein Urteil empfangen.‘ — Podro, mir bangt um dich!" fügte sie nach einer Weile angstvoll hinzu.

Ich entgegnete — freilich ohne allzu großes inneres Vertrauen, daß doch die Wahrheit siegen müsse; ich aber brächte doch die Wahrheit, die Bestätigung ihrer ältesten Überlieferungen.

„Oh, ich vertraue dir. Aber die Starken! Sie erkennen nur ihre Meinung als die richtige! Einst soll's anders gewesen sein; doch ist unser Fühlen verschieden geworden; jene wollen nicht mehr ahnen und hoffen, sondern nur wissen und wohlleben! Sie werden dich töten und dann auch mich!" — Weinend barg sie ihr Haupt an meiner Brust. Ich fühlte erschüttert das Wunder der Liebe auch in diesem seltsamen Wesen, das aus gläubigem Vertrauen zu mir den Zorn ihres Volkes auf sich zu nehmen wagte.

VI.

Der Gerichtstag.

Das nächste Brüllen des Geisers weckte mich. Lieblicher als jemals klang von fern Bonunjas Stimme aus dem Chor der Betenden. Aber ich mußte überdenken, wie ich das Verhör bestehen sollte! Konnte ich denn in dieser Finsternis mein Sehen beweisen? Ja, wenn ich in den Bereich meiner Kugel kommen könnte! Aber wie das einrichten, ohne mich von neuem verdächtig zu machen!

Der Sang verstummte, ohne daß ich Rat gefunden. Mein empfindlicher gewordenes Ohr vernahm die Schritte vieler nackter Füße. Nun Stille, aber das Atmen vieler Wesen um mich her. Ob sie nicht schon meinen Wohlgeschmack zu erschnobern suchten? — Wirklich, ein greuelvoller Augenblick!

Endlich begann die Verhandlung, die ich begreiflicherweise hier auch nicht mit allen ihren Mißverständnissen, Rückfragen und Umschreibungen wiedergeben kann, sondern möglichst kurz, doch wahrheitsgemäß „redigiere". Eine männliche Stimme, zweifellos die des würdigen Thingvorsitzenden Saevo, fragte mich nach Nam' und Art und woher der Fahrt, und setzte sogleich hinzu, daß jede Lüge meinen Tod bedeute.

Ich gab Antwort; aber schon meine Aussage, daß ich von der Oberfläche der „Mutter Gestein" käme, erregte einen Sturm. Hart rief Saevo: „Kein Wesen durchdringt den Bauch der großen Mutter; kindliche Vorfahren meinten, nach dem Tode in ein Wunderdasein aus ihr geboren zu werden; aber niemand nahm die Mutter von außen wahr; und werden wir Fleisch, so geht unser Leben in das unserer Nachkommen über. Willst du uns Märchen glauben machen? — Besinne dich!"

„Und woher sollte ich denn sonst sein? Ich bin doch von keinem von euch geboren! — Eng nur ist eure Höhle, verschlossen eure Erfahrung, eure Einsicht! Es gibt mehr Dinge, als mit vier Sinnen zu erfassen ist. Hattet ihr nicht Wahrzeichen, daß ich euren sagenhaften Voreltern gleiche, von deren Leben auf einer weiten, reichen, hellen Erdoberfläche noch eure Lieder melden?"

„Törichte Phantasiespiele!" wies Saevo zurück.

„Welche Phantasie von euch hätte zu erfinden vermocht, daß ein Lebewesen zu euch kommen würde wie ich, da ihr doch längst vergessen habt, wie eure Ahnen waren, denen ich eher gleiche als euch? Auch sie kamen aus einem Reiche des Lichtes und des Reichtums an vielen guten Dingen, die ihr nicht kennt in eurem armen Gefängnis."

„Schweige von törichter Sagen Glück und Überfluß! Du sollst mir nicht mein Volk durch Lockungen verderben; im Genügen bleiben wir stark und vernünftig; Wünsche sind das Gift im Leben; was wir brauchen, gibt der Gott, und der Väter Weisheit lehrte uns, was zu tun ist, wenn der Gott unserer Zahl nicht genug gibt!" rief Saevo grimmig.

„Wenn es euch aber werden könnte durch mich, ohne daß ihr zu sorgen brauchtet; wenn ihr wiederbekämet, was eure Vorfahren hatten, von denen ihr doch noch wißt, daß sie klüger und mächtiger waren als ihr? — Hättet ihr mir nicht meine ‚Schale‘ fortgenommen, so könnte ich euch zeigen, wieviel Nützliches wir droben in der freien Welt haben."

Die Huminu zeigten sich als Menschen; ihre Neugier war erregt; trotz Saevos Widerstreben beschloß der Thing, daß ich erklären solle, was man bei mir gefunden. — Man brachte mir meinen Anzug; sie fühlten, wie ich ihn antat und waren Staunens voll, als ich ihnen den Begriff des Anzugs mühsam erklärte, nicht ohne daß Saevo höhnend einwarf, wie jämmerlich eine Welt sein müsse, wo man erst noch einer Schale über der molligen Haut bedürfe. Nun gab ich mein Taschentuch herum, das vielbewundert als „Netz" von Hand zu Hand ging. Wunderbarer noch erschien ihnen mein Messer; schon das Knacksen beim Öffnen erregte Staunen; seine Schärfe und Spitze aber füllte sogar der Männer Herz mit Besitzbegierde. Der rauhe Tullo erfaßte sogleich dessen Wert als Waffe: Wie würde man mit solchem Ding die verruchten Langohren zwingen können! Und ich Leichtfertiger dachte noch nicht einmal daran, daß ich mit diesem Messer den Keim in die Huminu legte, der unter uns durch ewige Vervollkommnung der Kriegswerkzeuge zum Verderber der Menschheit ausgewachsen ist!

Meine Geldtasche fesselte die Huminu nur wie ein hübsch glattes Spielzeug, das man aufklappen, ausziehen und zusammendrücken konnte; die Papierscheine widerten sie um ihres Geruches willen an, was ich ihnen nicht verdenken konnte.

Als ich nun aber die Repetieruhr aufzog und nun erst das Ticktack, dann aber gar das feine silberne Minuten- und Stundenstimmchen durch die Stille tönte, löste sich die Erregung der Menge in lauten Rufen der Begeisterung und des Entsetzens: „Er macht Steine lebendig! Ein Wunder, ein Zauberer! — Nehmt, fühlt, horcht!"

„Es ist Menschenwerk, die Zeit zu messen!" rief ich. — Erst nach geraumer Zeit wagte selbst Saevo, die Uhr zu ergreifen. Ich legte ihm die Finger an den Repetierknopf, und wieder ging ein Rufen durch den Kreis, das Jauchzen ward. Immer wieder mußte nun das Werk, von Hand zu Hand gehend, erklingen, bis es abgelaufen war. Und dann gab es wieder ein Entsetzen, daß es nun tot sei. Ich zog das Werk wieder auf, und das Spiel wiederholte sich, ein ganzes Völkchen mit Seligkeit erfüllend. — Ich hatte gewonnen! Keine Sage wußte von solchem Zauber!

Nur Saevo war noch nicht völlig von meinem Übermenschentum überzeugt. „Was ist das?" fragte er, indem er mir meine Zigarrentasche einhändigte. Das war nun für mich der Höhepunkt der Tagung! Seit zwei oder gar drei Wochen erzwungener Nichtraucher! — Nur noch sieben Zigarren freilich; aber doch etwas nach so langem Fasten! Hastig nahm ich ein geliebtes Kraut aus der Tasche, biß die Spitze ab und rauchte kalt; ich brannte aber vor Erwartung, auch noch mein Benzinfeuerzeug wiederzubekommen. Doch das war lange vergebliches Hoffen. Die Zigarrentasche ging bei der Thingversammlung herum, die sich kindlich am Auf- und Zumachen freute, den Inhalt aber für stinkende vertrocknete Fische hielt.

Endlich hatte ich auch das Feuerzeug! Gottlob! es war nicht feucht geworden! — Knips! Es flammte auf, und in der dünnen Flamme sah ich nun die weißen Gestalten um mich geschart, die Horchohren auf mich gerichtet, die Hände in erregter Bewegung — es erforderte wirklich Nerven, sich dabei eine Zigarre anzustecken! — Hätte ich sie lieber nie besessen! Denn kaum hatte ich die ersten wonnigen Züge getan, als das Völkchen entsetzt auseinanderstob: der Rauch wirkte auf sie wie auf Hunde. „Der Böse!" rief es durcheinander. „Der Böse, der Feind!" — Nur ein wunderfeines weibliches Figürchen sah ich beim Glimmen der Zigarre wie einen Schatten mit gerungenen Händen zu meinen Füßen, und Bonunjas zärtliche, angstvolle Stimme rief: „O Herr, strafe uns nicht!"

Zentnerschwer fiel es mir auf die Seele, was ich mit meiner Kulturerrungenschaft angerichtet hatte! — Wohl hätte ich vielleicht den panischen Schrecken der Huminu benutzen können, um jetzt unbehindert zum Wasserfall zu gelangen — vorausgesetzt, daß die Benzinflamme so lange vorhielt — aber würde ich nicht Bonunja als Schützerin des bösen Zauberers damit dem Tode überantwortet haben? — Ich warf die unglückliche Zigarre fort und klappte das Feuerzeug zu. „Friede, Bonunja!" rief ich und tastete nach ihrer Hand. Fieberhaft suchte ich in Gedanken nach einem Ausweg aus dieser äußerst tragikomischen Lage, indem ich immer lauter „Friede, Friede" durch die Höhle rief.

„Sag' ihnen," flüsterte ich, „daß ich ihnen nur einen Beweis meiner Macht geben wollte... Ich werde sie schonen... ich... ich

werde sie — ja richtig! — ich werde die stinkende Luft nur in die Langohrhöhle blasen, damit den Feinden ein Grausen ankommt."

Bonunja sprach leise weinend vor sich hin: „Im Anfang der Dinge brach stinkender Brodem aus dem Leibe der Mutter, und er barst. Und das Paradies versank, die Sehenden wurden gefangen in Finsternis; der Heiland war von ihnen gewichen. Erst am Ende der Dinge erscheint der Bote einer anderen Welt, zu richten über alle, die den Heiland vergessen. — So sangen uns die Mütter; die Kinder haben es nicht mehr glauben wollen! Wehe uns, wehe!"

Ich suchte wieder Bonunjas Hand; da stieß mein Fuß an den Rucksack, der noch nicht zur Vorführung gelangt war; und, wie vom Himmel mir eingegeben, fiel mir ein, daß darin noch ein Päckchen Schokolade stecken müsse. Eiligst holte ich's hervor, brach davon ein Stückchen ab, überrieb damit die tabakduftenden Finger und tappte nach Bonunjas Mund. Ihr Schluchzen verriet mir, wo er sich befand, und es gelang mir, die Schokolade zwischen ihre zuckenden Lippen zu schieben.

Es war wie ein Wunder; sie sprang auf und stieß einen Jubelruf aus. — In diesem Augenblick hörte ich das Tappen eiliger Schritte; Faustas Stimme rief angstvoll: „Sie wollen Podro steinigen!"

„Wehe ihnen!" rief Bonunja wie in einem heiligen Zorn. „Er ist ein mächtiger Gott; ich kostete seine Wunder! Wie dürfen sie ihn töten?"

Hastig fiel ich ein: „Hier, Fausta, nimm das Wunder und verteile es unter die Führer! Sag' ihnen: Das Wunder für die Rundohren, das Furchtbare für die Langohren!"

Die Mädchen sprangen mit meinem ganzen süßen Vorrat davon, und ich blieb im Finstern allein mit dem bohrenden Zweifel, ob ich, ein zweiter Stephanus, meine Verkündung einer besseren Welt durch einen Steinregen büßen müßte. Daß die Unholde mich trotz der Finsternis treffen würden, war mir nicht fraglich; ihr Ortssinn war ja für mich Sehenden geradeso unfaßlich wie mein Sehen für sie!

Nun aber erscholl derselbe Jubelruf, den Bonunja ausgestoßen hatte, verzwanzigfacht: Die Huminu hatten die Zivilisation gekostet! — Eilig kamen die Stimmen näher. „Friede, Friede!" riefen sie. — Mein Mut schwoll wieder. Um ganz Herr der Lage zu werden, zog ich mein Feuerzeug hervor; sehend wollte ich ihnen entgegentreten können. Doch zum Glück fiel mir ein, daß ja auch der Benzingeruch sie wieder feindlich stimmen könnte. Also mußte ich allein meiner Zunge und meiner Geistesgegenwart vertrauen.

Nun umstanden sie mich so dichtgedrängt, daß sogar ich ihren fischigen Geruch wahrnahm, und hundert Stimmen riefen: „Uns auch, uns auch! Gib uns mehr!"

Woher nehmen? — Auf Schokoladenabnehmer zur Rettung aus Todesgefahr konnte ich doch wahrhaftig nicht eingerichtet sein! — Kühn und zürnend sprach ich darum: „Wie? Ihr wolltet mir nicht glauben, ihr wolltet mich sogar steinigen, obgleich ich euch meine Macht zeigte, und nun verlangt ihr süße Wunder von mir? — Ist es nicht genug, daß ich meiner Retterin von den Köstlichkeiten des Paradieses gab, aus dem ich komme? — Wollt ihr Frieden halten, so will ich euch von diesem Paradiese künden. Dann aber laßt mich dorthin zurückkehren, auf daß ich Hilfe für euch Arme von der Oberwelt hole!"

„Verblendete!" scholl jetzt Saevos Stimme. „Laßt ihr euch denn alle von Bonunja umgarnen, die nach des fremden Wesens Umgang riecht? Was hat euch denn irre gemacht? Ein sonderlicher Geschmack auf der Zunge, vielleicht das getrocknete Mark einer Mißgeburt, die der Fall herabspülte, und das wir noch nicht probierten; das noch nicht einmal ein voller Bissen für alle war! Seit der Huminu Gedenken steht unser Leben in festen, sicheren Bahnen und Gesetzen, die uns alle zu gleichberechtigten Gliedern des Körpers unserer ewig sich erneuenden und doch ewig gleichen Volksgemeinschaft machen, und ich dulde nicht, daß das anders wird, daß wenige den vielen von einer Paradiesspeise vorfaseln und jene neidisch machen. Darum beantrage ich beim Rate, daß jeder für unheilbar krank und also zum Fleischwerden verurteilt wird, der noch von jener Speise faselt. Und du, Podro, der du durch Blendwerk, stinkend oder süß, Zwietracht und Krankheit unter uns bringst: beweise, daß es mehr in der Luft des Alls gibt, als wir mit unseren gesunden Sinnen zu erfassen vermögen, daß du noch andere Kräfte besitzest als wir, unerklärliche, überflüssige gewiß, oder auch du wirst zu Fleisch!"

„Gab ich euch nicht greifbare, riechbare und schmeckbare Beweise schon? Wie wollt ihr sie, wie wollt ihr mein bloßes Erscheinen bei euch und mein Anderssein erklären? Spürt ihr denn nicht, daß ihr klein und verkommen gegen mich seid, arme eingeschlossene Unglückliche? Ihr lebt in Blindheit! Oh, wenn ihr sehen könntet, ihr Armen!"

„Du sprichst abermals vom Sehen. Ein leeres Wort! Was ist Sehen? Ein törichtes, abergläubisches und sündiges Gedankenspiel unserer Vorfahren, mit dem keiner einen Begriff verbinden kann, und das also Unsinn sein muß! Du benutzest jene alten Sagen, um uns zu verblüffen, uns einzureden, du könntest Dinge wahrnehmen, die außer Greif-, Gefühl- und Hörweite bleiben. Beweise es!"

„Gut, das will ich ja. Verbindet meine Nase und geht alle zwanzig Schritt zurück; tut dort das Ungewöhnlichste, das euch einfällt, und ich will es euch beschreiben."

Sie murmelten durcheinander; dann erklärte sich auch Saevo einverstanden. Sie banden mir schlauerweise einen Fisch unter die Nase, damit dessen Geruch alle anderen übertöne; dann aber wollten sie mir auch die Augen verbinden.

„Halt, nicht die Schmerzkugeln! Mit denen sehe ich ja!" Sie verstanden mich nicht; als ich's ihnen aber erklärte, brach lautes Lachen aus: Die Schmerzkugeln, die nutzloseste, doch empfindlichste Stelle ihres Körpers, die sollte mehr können als die Nase und die Haut? Zum Weinen sind sie nur da!

„Weil ihr in der Finsternis keinen Gebrauch von ihnen machen konntet, so daß euch schließlich die Lider zusammengewachsen sind. Wartet doch ab und tut, was ich euch sage!"

Sie entfernten sich lachend und zu allerlei Kurzweil aufgelegt.

Es war wieder ein recht kritischer Augenblick für mich. Das Feuerzeug mußte nun doch heran, und ich konnte nur hoffen, daß der Benzingeruch nicht bis zu ihren Spürnasen gelangen könne. Auf alles gefaßt, knipste ich es an und beschrieb nun genau, was sich mir bei dem spärlichen Flämmchen zeigte. — Es war ein ziemlich unheimlicher Höllenbreughel, diese weiße Gesellschaft in den tollsten Stellungen des Übermuts bis zum Obszönen. Aber je mehr ich beschrieb, desto mehr verwandelte sich die Ausgelassenheit in Staunen und wilde Erregung. „Es stimmt, es stimmt", rief eine Gruppe nach der anderen. Nur Saevo und einige seiner Anhänger schrien: „Zufall, Blendwerk!" und der Führer befahl: „Schweigt, keinen Laut, denn er hört vielleicht feiner als wir! Aber nun sage: Wer ist der Längste von uns?"

„Er steht rechts von dir und heißt, glaub' ich, Tullo."

„Hahaha! Du hast ein gutes Gedächtnis! — Aber was tue ich jetzt?"

„Du steckst die Zunge heraus."

„Freilich, du bist klug und hast überlegt, daß das am wenigsten die Luft erschüttert. — Aber was bemerkst du an diesem hier?" Und er legte seine Hand auf den Mann zu seiner Linken. Eben noch konnte ich erkennen, daß dem das rechte Ohr fehlte.

Das schlug durch! Selbst Saevo schwieg verblüfft; die Huminu schienen bekehrt. In diesem Augenblick jedoch bemerkte ich mit Schrecken, daß die Flamme zusammenzusinken begann. Der Benzinvorrat war erschöpft, und das Schwelen des Dochtes konnte jeden Augenblick die Nasen der Huminu erreichen. Und wirklich: sie witterten! „Eine neue böse Kunst!" rief Saevo, der Unentwegte, und seine Autorität machte sogleich aus vielen Bekehrten wieder Zweifler. Auch hier war es ja für alle Selbstzufriedenen — menschlich, sich gegen das aller Erfahrung Widersprechende, eigene Mängel Aufdeckende, das „Übersinnliche" zu wehren.

Ich hatte das Feuerzeug schließen müssen und war nun machtlos. Saevo aber befahl, man solle ein Netz voll Fische herbeibringen, und ich solle sagen, wie viele es seien, auf zwanzig Schritt Entfernung! Ich mußte die Aufgabe für unlösbar erklären und versuchte vergebens, ihnen klarzumachen, daß zum Sehen Licht nötig sei, und das sei jetzt nur noch am Wasserfall vorhanden; dorthin möge man mich bringen. Sie begriffen nur, daß irgend etwas mich machtlos mache, und lachten aus vollem Halse über den „Schwindel Licht". Ich gab mich verloren.

In diesem Augenblick höchster Not erscholl vom Falle her ein lauter Knall. Kein Zweifel, ein Schuß! — Mich überlief's: Wär's möglich, daß mir Rettung käme?

Der Huminu bemächtigte sich furchtbare Aufregung; sie stürzten davon und schrien: „Der Bauch der Mutter platzt; der Fremde hat es vorhergewußt! Kommt, laßt uns fühlen und wittern!"

„Haltet!" rief ich hastig. „Ich kann euch aufklären!" Aber das erinnerte nur Saevo an mich und seine Verantwortung gegen die Seinen. „Wickelt den Fremden in das Netz, damit er uns nicht entfliehen kann, und dann bringt ihn mit an den Fall, damit wir erspähen, was geschehen, und ob nicht sein böser Zauber die Schuld trägt!"

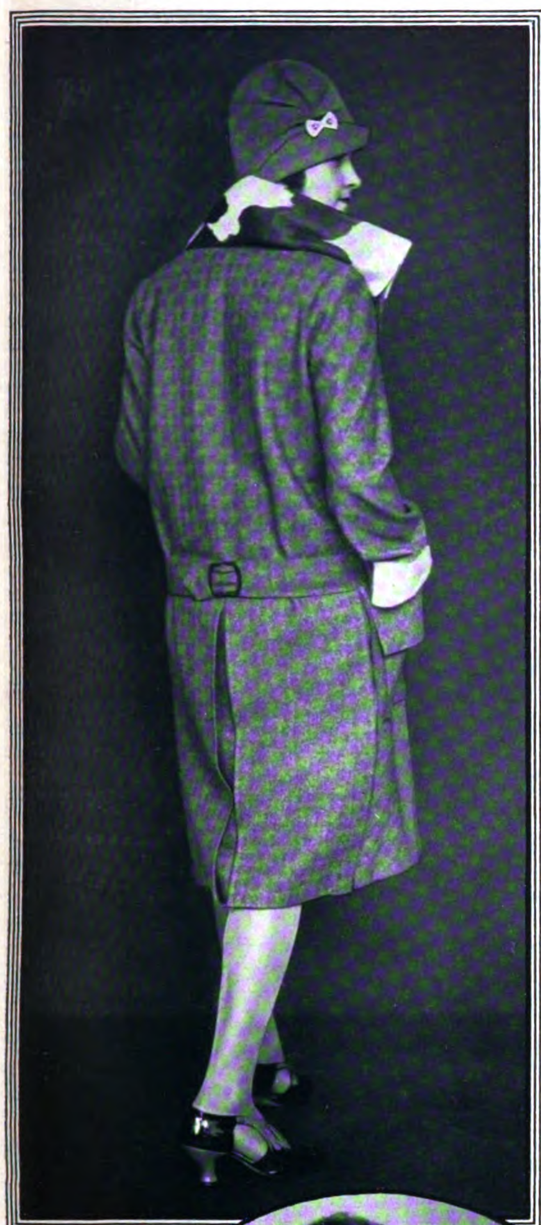
Ich ward umwickelt, so daß ich mich kaum rühren konnte; dann aber siegte doch auch bei den Huminu die Neugier über den Gehorsam. Saevo war augenscheinlich — besser ohrenscheinlich — vorausgeeilt, dem Knall nachzuforschen und Ordnung am Wasserfall zu halten; den mich Bindenden aber war ich zu schwer und unbequem; sie ließen mich im Dunkel liegen und stürzten hinter ihrem Führer drein. — Ich lag und hörte nur die abebbende Aufregung der Menge am Fall. Ich schien für den Augenblick vergessen. Diese langen Minuten der völligen Ungewißheit waren die furchtbarsten meines Lebens.

Nach geraumer Zeit hörte ich plötzlich Bonunja neben mir. Sie flüsterte mir zu, daß sie noch immer an mich und den Tag der Auferstehung glaube, von dem die Sagen gingen. Ob er sich etwa schon durch den Knall angekündigt habe? Von droben aus dem Halse der Mutter sei er gekommen, aber man habe nichts verändert gefunden; doch hätten die Wachen noch einige Geräusche gehört, die sich nicht erklären ließen. Ich suchte ihr meine Vermutungen klarzumachen, als plötzlich ein Pfeifsignal zu mir drang: Siegfrieds Schwertmotiv! — Träumte ich? — Nochmals und nochmals erklang es. Staunend, innerlich jubelnd und wie aus dem Instinkt heraus gab ich es zurück. Ich fühlte mich wie in einem seligen Traum, in dem auch das Unwahrscheinlichste selbstverständlich wird, und so fügte ich fast übermütig hinzu: „Was kommt dort von der Höh'?"

Ähnlich aber geriet die ganze Höhle schon bei dem ersten Signal in Aufregung. Die Huminu stürzten zum Fall; andere umringten mich; in ihr Rufen und Fragen erscholl mir die Verheißung aus „Oberon". Wer konnte sie mir senden? — Ganz gleich; ich jubelte als neuer Florestan zurück, ohne doch eine treue Gattin besessen zu haben, gar erst eine Leonore. Ich kannte ja außer meinen Patientinnen überhaupt keine Frauen. Flüchtig nur ging's mir durchs Hirn: die Pfeiferin mir gegenüber, das Geschäftsfräulein, lustig und leichtfertig. Aber die? ... Unsinn, Unsinn!

(Fortsetzung folgt.)

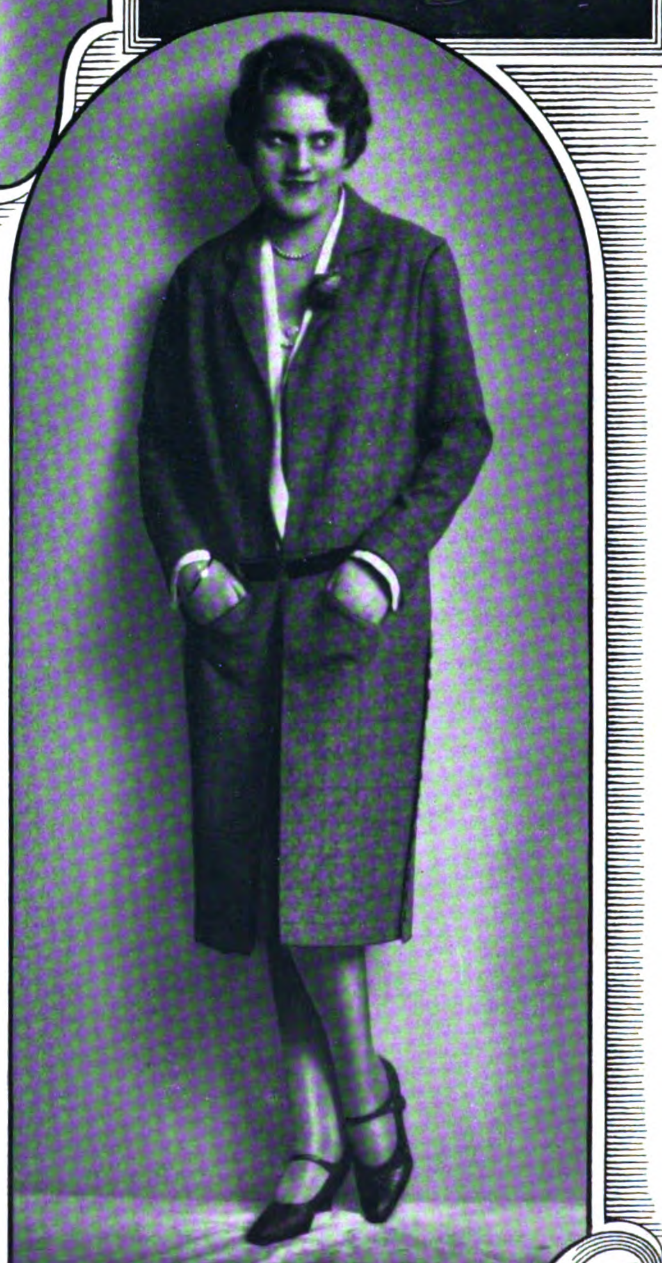
Frühjahrs-Neuheiten











Oben links:

Die Filmschauspielerin Bellina in einem englischen karierten Mantel mit Aufschlägen aus braun-weiß geflecktem Kalbfell; dazu Angorabortenhut.
Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Mantel) und Gaby (Hut).

Oben Mitte:

Die Filmschauspielerin Carmen Cartellieri mit neuem Frühjahrshut aus hellgrauem Filz und losem geschoppten Kleid.
Modelle: Weiß & Krauß (Kleid) und Berteaux (Hut).

Oben rechts:

Die Solotänzerin Tilli Losch in lose fallendem, blauem Crêpe-de-Chine-Kleid mit weißer Weste und ebensolchen Puffärmeln, rotem Sämischledergürtel und blauer Soutachegarnierung.
Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

Unten links:

Ein kleidsames Nachmittagskleid, getragen von der Operettensängerin Anny Coty: Blauer Crêpe de Chine mit korallenroten Crêpe-de-Chine-Ärmeln; Weste und Rockeinsatz blau gestickt.
Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

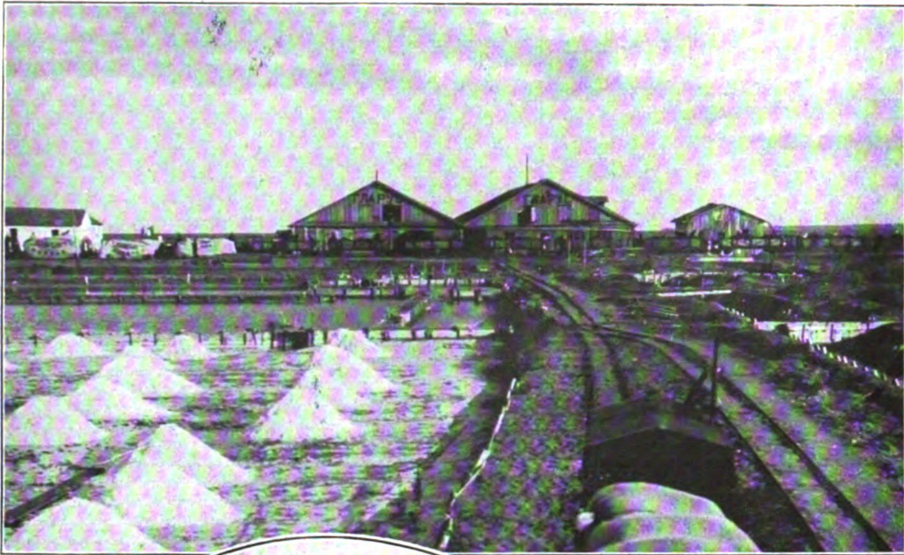
Unten rechts:

Englisches Nachmittagskleid, grau mit rotem Karo, rotem Sämischledergürtel und weißem Pikeevorstoß. Trägerin: Die Operettensängerin Anny Coty.
Modell: Kuschnitzky & Gerstl.

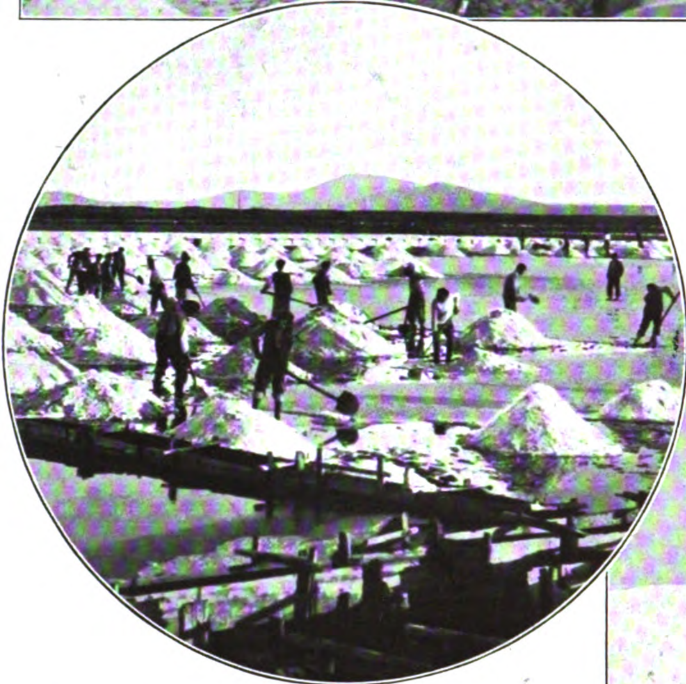
Abbildungen: Phot. Kitty Hoffmann (oben) und Phot. B. Zimbler (unten).

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

Kochsalzgewinnung aus Meerwasser in Bulgarien



Hauptpumpstation der Salinen von Athanaskioj bei Burgas.



Aufbrechen der etwa 5 cm dicken Salzdecke eines „Beetes". Das Salz wird zum Abtropfen der Lauge in kleinen Haufen gesammelt und dann eingefahren. Ein Salzbeet ist etwa 100×200 m groß.

Rechts nebenstehend: Waschen des Salzes in konzentrierter Lauge vor seiner Lagerung in Stapeln.

Bulgarien gehörte bisher zu den Ländern, die große Mengen ihres Bedarfs an Salz von auswärts einzuführen gezwungen waren. Während des Weltkrieges, als die seewärtigen Verbindungen des Landes unterbrochen waren, trat infolgedessen empfindlicher Mangel an diesem wichtigen Lebensmittel ein. Die eigene Salzproduktion in den Meeressalinen von Anchialo am Schwarzen Meere deckte kaum den fünften Teil des jährlichen Bedarfs. Es war daher nur natürlich, wenn man nach Beendigung des Krieges danach strebte, diesem Zustand ein Ende zu machen, nicht zuletzt zum Schutze der einheimischen Valuta. Die natürlichen Reichtümer des Landes erleichterten diese Pläne, und Bulgarien ist heute auf dem Wege, sich vom fremden Salz mehr oder weniger unabhängig zu machen. — Es ist das Verdienst einer deutschen Firma, der Mannesmann Industrie- und Handels-A.-G. in Berlin, die Salzgewinnung aus Meereswasser in Bulgarien in wenigen Jahren so entwickelt zu haben, daß fremdes Meeressalz nicht mehr eingeführt zu werden braucht. Sie baute die Lagunen von Athanaskioj bei Burgas zu modernen Salinen aus, die in günstigen Jahren allein in der Lage sein dürften, den Bedarf Bulgariens an Meeressalz zu decken. Das hier gewonnene Salz ist von bester Qualität mit über 99 Proz. Natriumchlorid. Teils wird es als Rohsalz verkauft, teils zu Tafelsalz verarbeitet.

Das Wasser des Schwarzen Meeres hat nur etwa $1\frac{1}{2}$ Proz. Salz im Gegensatz zum Mittelmeer mit dreiprozentigem Salzwasser. Auch sind die Sommer nicht selten recht niederschlagsreich. Doch ist besonders in den Monaten August und September die Sonnenwärme und, infolge trockener Winde, die Verdunstung sehr groß. — In den Salzgärten der Salinen von Athanaskioj wird durch künstlich gesteigerte Verdunstung des Meereswassers innerhalb 30—60 Tagen eine 5—7 cm dicke Kochsalzschicht erzeugt, die nach Ablassen der Lauge im August aufgebrochen und weggekarrt wird. Die größte Aufmerksamkeit erfordert die genaue Regulierung der Laugenkonzentration zur Erzeugung eines chemisch reinen Kochsalzes, da ja das Meereswasser außer diesem, dem Natriumchlorid, auch noch andere, bittere und der Gesundheit des Menschen abträgliche Salze enthält, die bei zu starker Verdunstung der Lauge mit ausfallen und das Salz verderben. — In den Salinen von Anchialo, einer uralten griechischen Siedlung an der Nordostspitze der Bucht von Burgas, arbeitet man weiter nach alten, primitiven Methoden und erzeugt infolgedessen ein weniger gutes Salz, das auf dem Markte vom Athanaskiojsalz mehr und mehr verdrängt wird. — Bulgarien besitzt außerdem mehrere Kochsalzquellen, deren bedeutendste bei Provadia im mittleren Balkan, westlich von Warna durch Errichtung eines modernen Siedehauses nach dem Muster der deutschen Salinen ausgebaut wird. Ob die Salzlauge abbauwürdigen Kochsalzflözen entstammt oder, wie vielerorts, ihre Herkunft nur der Auslaugung von salzhaltigen Tonen oder anderen Gesteinsarten verdankt, ist trotz der bisher angestellten Untersuchungen bis zur Stunde noch nicht festgestellt worden, entgegen vielfach auftauchenden anderslautenden Zeitungsnachrichten. Aber selbst wenn Steinsalz abbauwürdig nicht gefunden werden sollte, so kann die Meeressalzproduktion jederzeit gesteigert und ein großer Teil des Salzes brikettiert werden, so daß die bulgarische Landwirtschaft genügend mit Blocksalz für den Bedarf der zahlreichen Viehherden versorgt werden kann.

Dr. Kurt Jakubowsky.







Links: Salzstapel („Babors"). In solchen Stapeln bleibt das Salz ohne nennenswerte Verluste durch Regen den Winter über im Freien. — Im Oval: Füllen des Salzes in Säcke von 100 kg.

Das malerische Portugal



Auf dem Töpfermarkt: Nach abgeschlossenem Handel.



Ein in Lissabon oft zu findendes Bild: Lotteriespiel unter freiem Himmel.

Portugal ist ein Land starker innerpolitischer Gärungen, wie auch wieder die letzte Aufstandsbewegung gegen die jetzige Regierung gezeigt hat, wobei vor allem Lissabon und Oporto durch die um sie geführten heftigen, für die Regierung günstig verlaufenen Kämpfe die Aufmerksamkeit aller Welt auf sich lenkten. Wenn diese großen Hafenstädte auch sonst von den Touristen aufgesucht werden, so bedeuten sie doch nicht Portugal an sich. Wer dieses Land kennenlernen will, muß ins Innere reisen. Er muß dabei den Maßstab europäischer Reisebequemlichkeiten allerdings zu Hause lassen. Es gibt heute noch sehr viele Gegenden, zu denen man nur auf dem Rücken von Pferden oder Maultieren gelangen kann. Für die portugiesischen Bauern und Bäuerinnen ist der Reitesel ja auch heute noch das Beförderungsmittel. Aber in diesen fernab gelegenen „Villas“ und „Cidades“ sieht man noch das ganze unberührte portugiesische Volk. Stämmige Bauern mit der schwarzen oder bunten phrygischen Mütze auf dem Kopf, um den Leib die Schärpe und die Beine in röhrenartige Hosen gewickelt. So trifft man sie beim Viehhandel oder mit ihren Herden auf der sonnverbrannten „Terra“. Aber man sieht auch mitten in Lissabon einen Trupp Bauern im Gänsemarsch gemächlich über den „Rocio“, den Hauptplatz, marschieren. Oder sie stehen an den Ständen der Straßenhändler, vor den Glücksspielen. Das ist überhaupt das Eigenartige an den portugiesischen Städten, daß die Gegensätze der Zivilisation und der Primitivität völlig unvermittelt sich berühren.

Dr. Hans Wesemann.



Im Norden des Landes: Am Hafen von Porto (Oporto). Das Joch des Ochsengespanns im Vordergrund ist reich geschnitzt und bemalt.



Wäscherinnen am Bache. Im Hintergrund eine alte, noch benutzbare römische Wasserleitung.



Viehmarkt in Algarve, der südlichsten Provinz Portugals. Die Bauern tragen alle die typische phrygische Mütze.



An einer Stätte echt Münchner „Gaudi“: Im „Platzl“ zu Münche

Gegenüber dem Hofbräuhaus liegt in Bayerns Hauptstadt das „Platzl“, ein vielbesuchter Treffpunkt für Einheimische und Fremde. Hier herrscht immer die ausgelassen
Lieder und vergnügen sich an den volkstümlichen D



n. Für die „Illustrirte Zeitung“ gezeichnet von Rudolf Lipus.

te Stimmung bei urbayrischer Gemütlichkeit. Münchner wie auswärtige Gäste sitzen vor Maßkrug, Weißwürst' und Radi, fallen mit ein in gemeinschaftlich gesungene
arstellungen, die eine kleine Bühne ihnen bietet.



Klebriges Hauslaub (Sempervivum glutinosum).



Eine herrliche Medinille (Medinilla magnifica).

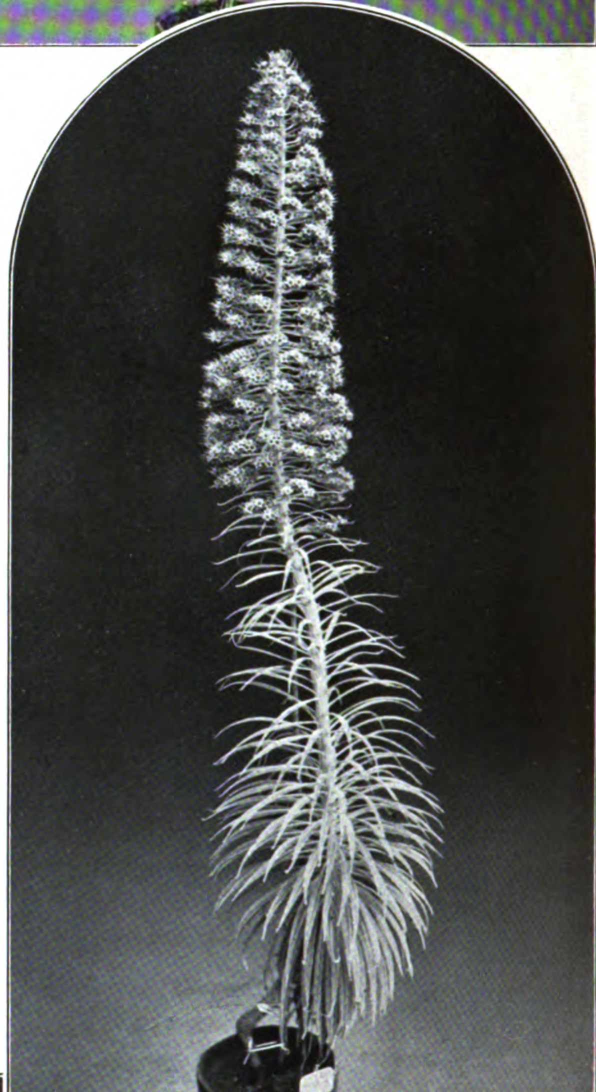
Schmuckpflanzen für Warmhaus und Zimmer

Mit Abbildungen nach Aufnahmen von G. E. Urff.

Auch die Zimmerpflanzenkultur unterliegt der Mode. Zwar haben die bewährten Arten, wie Pelargonien, Fuchsien, Balsaminen, Alpenveilchen, Begonien und die herrlichen Amaryllisgewächse, die im Winter oder Frühjahr blühen und während der Sommerzeit fast keiner Pflege bedürfen, noch nicht den Platz räumen müssen, aber es drängen sich jetzt Formen in unsere Zimmer, die durch ihre ungewöhnliche, eigenartige Tracht in Blatt- und Blütenbildung den Beschauer fremdartig anmuten. Wer mithin das Bedürfnis fühlt, Abwechslung in seine Blumenzucht zu bringen, wer mit seltsamen, reizvollen Formen den Beschauer überraschen will, der wähle aus der Familie der Ananasgewächse: **Aechmea** und **Vriesea**. — **Aechmea calyculata** *Bak.*, die gelbe Lanzenrosette, wegen der stacheligen Blütendeckblätter so genannt, stammt aus den subtropischen Gebieten Südamerikas. Ihre rosettig gestellten, bandförmigen, überhangenden Blätter erreichen oft bei 4—5 cm Breite $^1/_2$ m Länge. Die wundervolle Blütenähre, mit glockigen, tiefgelben Blüten besät, entfaltet sich bei sachgemäßer Pflege im Laufe von 8—10 Monaten zu 15 cm Länge. **Aechmea Veitchii** *Hook.* blüht weiß; ihre Blütendeckblätter sind rot gefärbt. **Aechmea eburnea** *Bak.* nennt man die elfenbeinweiße Lanzenrosette. — **Vriesea psittacina** *Lindl.*, die Papageien-Vriesie, genannt nach H. de Vriese, gedeiht in der Umgebung von Rio de Janeiro. Auch ihre Blätter tragen bandförmigen Charakter. Sie entzückt durch ihren roten Blütenschaft und die großen Blütendeckblätter, die papageienhaft unten rot, oben orange getönt sind. Aus dem gelben Kelche schauen grüne Blüten. **Vriesea speciosa** *Hook.* mit den schwarzpurpurnen Querbinden auf den grünen Laubblättern erblickt man jetzt häufig in den Schaufenstern der Handelsgärtner, während **Vriesea carinata** und **tesselata**, beide mit gelben Blüten, in den Gewächshäusern botanischer Gärten aufgesucht sein wollen. — Anspruchslos ist **Billbergia nutans** mit den rot überlaufenen Blütenscheiden und den langen, blau, rot und grün gestreiften, hangenden Blütenröhren. Einen ganz fremdartigen, wundervollen Typ der Schwarzmundgewächse stellt die herrliche Medinilla (**Medinilla magnifica** *Lindl.*) vor. Die vierflügeligen Zweige tragen große gegenständige, herz- oder eiförmige Blätter. Über den rosenroten Blütentrauben breiten sich große rosaweiße Deckblätter aus. Ostindiens und Ceylons kühlere Gebiete sind ihre Heimat. Ähnlich gestaltet ist **Medinilla speciosa**, ein 1 m hoher Strauch Javas. **Echium Wildpretii**, Wildprets Natternkopf, mit seiner pyramidalen blauen Blütentraube erinnert an unseren heimischen Natternkopf. **Sempervivum glutinosum** ist ein Dickblattgewächs, das unseren heimischen Dachwurz- oder Hauslaubgewächsen angehört, aber durch seine baumförmige Gestalt und die sparrige Form der Blattstiele auf eine fremde Zone hinweist. **Dr. Stange.**



Klebriges Hauslaub (Sempervivum glutinosum) in Blüte.



Blühender Wildprets Natternkopf (Echium Wildpretii).

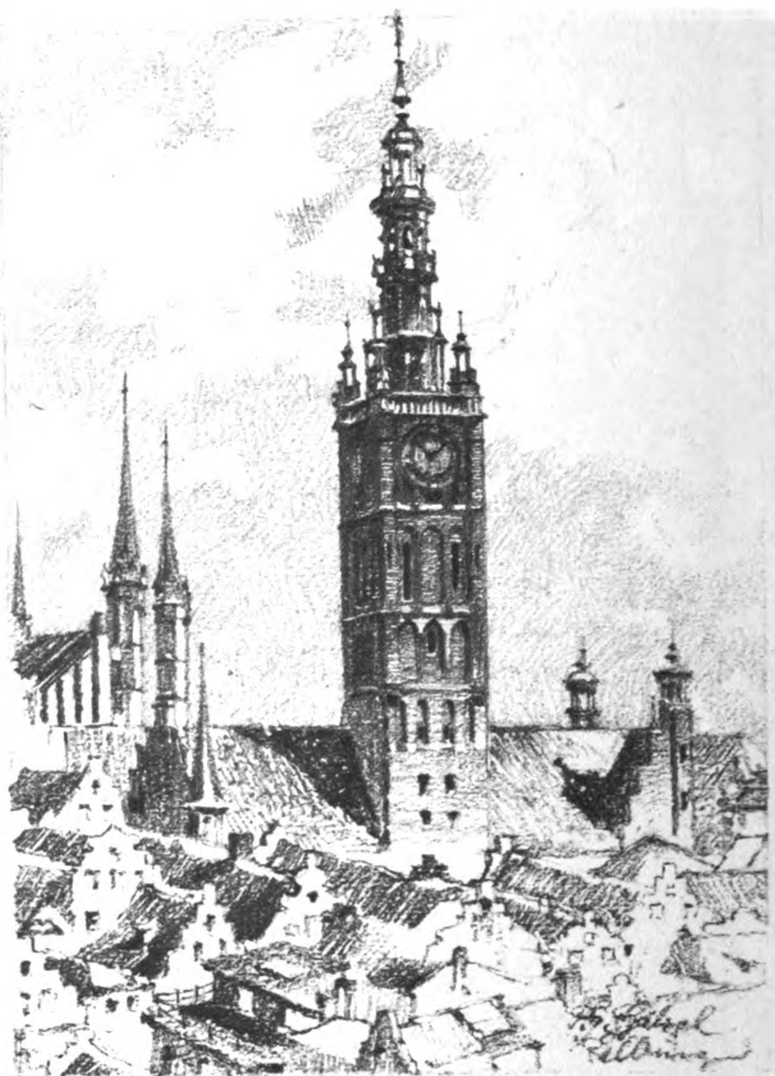


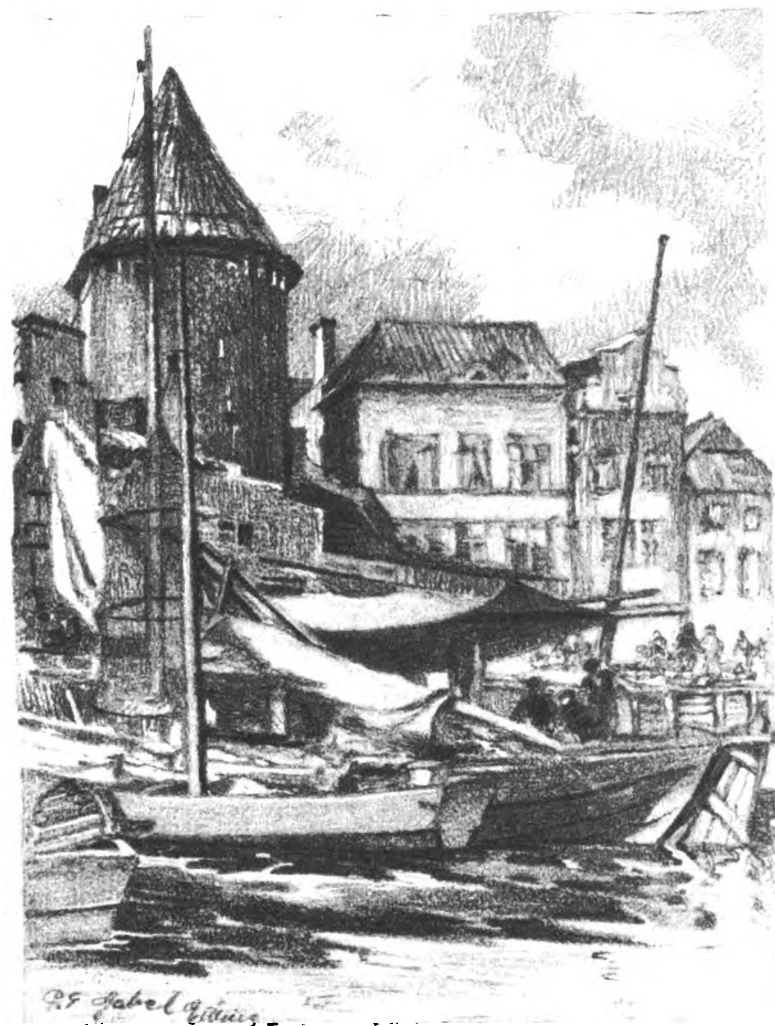
Gelbe Lanzenrosette (Aechmea calyculata; links) und Papageien-Vriesie (Vriesea psittacina).



Ilse Larsen in einigen ihrer charakteristischen Tanzallegorien.
Nach farbigen Zeichnungen von Konrad Meindl.









ANSICHTEN AUS DANZIG

ZEICHNUNGEN VON P. E. GABEL

Oben links: Frauengasse. — **Oben rechts:** Blick auf den Rathausturm. — **Unten links:** Am Fischerhafen. — **Unten rechts:** Die Marienkirche, von der Goldschmiedegasse aus gesehen.

Wissen und Leben

Erforschung der höchsten Luftschichten. Während wir bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts vom Grunde des Luftmeeres aus den Vogelflug neidvoll anstaunen mußten, ist es in den letzten Jahrzehnten gelungen, außerordentlich rasche Fortschritte beim Vordringen in die höchsten Luftschichten zu machen. Wenn auch die Höhe, die der über den Anden kreisende Kondor erreicht, schon überschritten wurde, so bleiben für den Forscher doch eine Menge Fragen noch ungeklärt, die man durch Messungen „an Ort und Stelle" gern entscheiden möchte. Bis zu 6 Kilometer Höhe sind Observatorien angelegt, und bis fast an den Gipfel des Mount Everest haben sich kühnste Sportsleute emporgewagt. Ihre Höhen wurden jedoch übertroffen durch den glänzend gelungenen Freiballonaufstieg der Professoren Berson und Süring, die bis über **10 km** vorzudringen vermochten. Heute ist jedoch der französische Luftschiffer Callizo der höchste Mensch, der bis zu **12 km** das Flugzeug emporschrauben konnte. Diese außerordentliche Leistung zu übertreffen, dürfte die größten Schwierigkeiten bereiten. Mit der Erreichung einer Höhe von **12 km** ist auch schon der wichtigste Teil der Forschungsarbeit geleistet, denn hier hört gewissermaßen „das Wetter" auf. Nur in den Tropen kommen gelegentlich feine Faserwolken in noch größeren Höhen vor. Diese Höhe bedeutet zugleich eine wichtige Schichtgrenze insofern, als hier die tiefste Temperatur der Atmosphäre mit etwa 50—60 Grad Kälte erreicht ist. Vom Boden aufwärts nimmt die Temperatur zunächst etwa einen halben Grad auf je 100 Meter ab, bis schließlich die erwähnte Schichtgrenze erreicht ist, die wegen der dort eintretenden Temperaturumkehr auch Obere Inversion genannt wird. Von nun an steigt die Temperatur, wenn wir uns in größere Höhen erheben, ohne daß wir jedoch angeben könnten, wie weit sie steigt. Diese Frage bildet augenblicklich einen Gegenstand der wissenschaftlichen Diskussion; es ist nicht ausgeschlossen, daß die Lufttemperatur nach oben hin den Null-Punkt noch einmal überschreitet. Die Luft wird jedoch schließlich so dünn, daß sich mit ihr auch der Begriff der Temperatur gewissermaßen auflöst. In einigen wenigen Fällen ist es gelungen, über die Obere Inversion vorzudringen, indem wir sogenannte Ballonsonden aufsteigen ließen. Diese Ballonsonden sind große Gummiballone, die in einem Korbe äußerst leichtgebaute Meßgeräte emportragen, welche auf berußter Aluminiumfolie Luftdruck, Temperatur und Luftfeuchtigkeit aufzeichnen. Diese Meteorographen werden durch Abkühlung mit flüssiger Luft geeicht, indem man den Temperaturfall während des Aufstiegs möglichst getreu nachahmt. Durch Vergleichung der Eichkurve mit dem Aufstiegsergebnis lassen sich dann verhältnismäßig genaue Angaben über die höchsten Schichten erlangen. Man will bis etwa **38 km** mit einer Sonde emporgekommen sein. Durch internationale Vereinbarung zwischen den Wetterwarten werden von verschiedenen Instituten gleichzeitig derartige Aufstiege unternommen, so daß man ein Übersichtsbild über größere Bereiche erhalten kann. Mitte September vorigen Jahres fand eine Reihe solcher Aufstiege statt, an denen sich auch die Sächsische Landeswetterwarte beteiligte. Ihre Aufstiege kamen dabei bis in Höhen von 18 km, wobei im Gesamtfluge Strecken von Hunderten von Kilometern zurückgelegt wurden. Bei den Ballonsonden nimmt man allerdings das Risiko auf sich, daß der Meteorograph mit den kostbaren Aufzeichnungen verlorengeht. Will man sicherer gehen, so läßt man das Meßgerät durch einen Drachen emportragen — die erreichten Höhen sind dann allerdings verhältnismäßig gering, sie überschreiten selten 7 Kilometer. Man kann jedoch auf die Mitführung des Meteorographen verzichten und den Piloten allein in größere Höhe emporsteigen lassen. Man wird dann vielleicht 45 Kilometer erreichen, aber auch nur Angaben über die Luftströmungen erhalten, indem man den Flug des Ballons dauernd beobachtet. Die Höhen, in denen die Piloten platzen, entsprechen auch ungefähr den Höhen, die von der „Paris"-Granate durchzogen wurden bzw. den niedrigsten Sprengpunkten der Meteore. Leider sind solche Feuerkugeln sehr selten. Wir müssen daher versuchen, mit Raketen Registriergeräte emporzuschießen, die dann langsam von einem Fallschirm heruntergetragen werden. Es ist fraglich, ob wir damit Höhen von **70 km** überschreiten werden, in denen die Luft schon so dünn wird, daß sie das Licht nur noch schwach zurückzuwerfen vermag. Selten tauchen hier „Leuchtende Nachtwolken" auf, die man durch Vulkanstaub zu erklären versucht hat, der mit ungeheurer Geschwindigkeit emporgeschleudert wurde. In diesen Höhen leuchten vielfach die Sternschnuppen auf, die auf ihrem Fluge meist vollständig verbrennen. Noch weiter hinauf erstreckt sich das Reich des Polarlichtes, das hauptsächlich in Höhen von **100—150 km** aufzuleuchten pflegt, wenn es auch in seltenen Fällen bis zu 600, ja **800 km** Höhe vordringt. Die Entstehung der Polarlichter ist noch nicht einwandfrei geklärt. Bisher ist nur festgestellt, daß die Sonnenstrahlung, insoweit sie Körperstrahlung ist, auslösend auf Polarlichter einwirkt. Dr. H. H. Kritzinger.

Die Stampede in Calgary (Kanada). (Hierzu die Bildertafel auf der nächsten Seite.) Die Erwartung des ganzen Jahres für alle Einheimischen, eine unerhörte Sensation für die Neulinge und Fremden ist das Stampedefest (vom spanischen **estampeda** = Ausbruch wilder Herden), alljährlich zu Calgary in der kanadischen Provinz Alberta veranstaltet. Tausende säumen die Straßen, wenn der imposante Paradezug, von stürmischen Rufen der Zuschauer begrüßt, das Erinnerungsfest an die alte Wildwestherrlichkeit Kanadas eröffnet. Feierlichen Schrittes zieht die Polizei voran, und im bunten Wechsel folgen dann Cowboys und Cowgirls zu Pferde, Hunderte von Farmern und Viehhirten mit ihren alten Wagen, auf denen sie einst in Alberta einzogen. Auch ganze Herden wilder Pferde werden von den Cowboys bei der Parade mitgeführt. Großes Aufsehen erregen im Zug immer wieder die Indianer der verschiedenen zum Fest geladenen Stämme in ihrer perlenbestickten Festkleidung und dem federgeschmückten Kopfputz. Sie errichten in dem großen Viktoria-Vergnügungspark ihre Zelte, um sich an den verschiedenen Wettbewerben zu beteiligen. — In der ganzen Festwoche finden dann jeden Nachmittag die spannendsten Vorführungen statt. Da sind zuerst die Pferdebezwingspiele. Aus allen Teilen der Provinz zu dieser Veranstaltung herangebrachte Pferde, die noch niemand zu bändigen vermochte, werden den Cowboys anvertraut. Ihre Aufgabe ist es, sich auf den Rücken des wild um sich schlagenden Tieres zu schwingen und eine Minute lang darauf auszuhalten, ohne abgeworfen zu werden. Die wildesten Kämpfe zwischen Tier und Mensch entspinnen sich da. Ein weiterer sehr aufregender Vorgang ist das Wilde-Pferde-Rennen. Dazu werden etwa dreißig Pferde, die weder Sattel noch Zaum je gespürt haben, in die Arena getrieben. Nun muß jeder Cowboy versuchen, sich mittels Lassos eines solchen Pferdes zu bemächtigen, es von seinen Helfern satteln zu lassen und aufzuspringen. Dann beginnt die wilde Jagd. Ein anderes Spiel, das höchste Geschicklichkeit und Geistesgegenwart erfordert, ist das Melken wilder Kühe, denen noch nie Milch genommen wurde. Ebenso wie das Reiten wilder Pferde ist das Reiten wilder Stiere eine besondere Sensation der Stampede. Hier scheint der Nervenkitzel durch die Gefährlichkeit der zügellosen, gehörnten Ungeheuer fast noch stärker. Nicht allzu vielen gelingt ferner das Zusammenknüpfen von Hinter- und Vorderbeinen wilder Stiere und Kälber. Der Sieger der jüngsten Stampede vollendete dies Kunststück in 28¾ Sekunden. Neben diesen überaus spannenden Vorführungen gehen Pferderennen, Rennen mit vier- oder sechsspännigen Farmerwagen, Zuchtvieh-Ausstellungen usw. einher. Eine eindrucksvolle Zeremonie zum Schluß der Stampede ist die ehrenvolle Adoption eines Weißen durch die Indianer. Preisverteilungen an die Sieger und ein von unzähligen Teilnehmern besuchter Ball in sämtlichen Räumen des großen Hotels der Canadian Pacific Company in Calgary beenden die seltsame Festlichkeit.

Zur Erforschung der Atmosphäre unserer Erde: Die meteorologischen Erscheinungen in den höchsten Luftschichten und die bisher durch Geschosse, Flugzeuge und Registrierballone erreichten größten Lufthöhen.

Wildwest-Woche

Ein Volksfest in Kanada

(S. den Beitrag „Die Stampede in Calgary" auf der vorhergehenden Seite.)



Wagen-Rennen bei der Stampede in Calgary (Kanada), einem Feste zur Erinnerung an die Wildwestzeiten Nordamerikas.



Links nebenstehend: Aus dem Wettkampf „Melken wilder Kühe": Treiben der Tiere in die Arena durch die mit Milchflaschen und Lassos bewaffneten Cowboys, die dann die Flaschen mit der Milch der bisher ungemolkenen, widerspenstigen Kühe füllen müssen.



Unten im Oval: Moment aus dem Wildpferde-Rennen, einer für Zuschauer und Teilnehmer äußerst aufregenden Veranstaltung: Boys beim Versuch, ein mit dem Lasso gefangenes wildes Pferd zu satteln.



Der Kampf mit dem bockenden Pferd. Sieger ist, wer sich eine Minute lang auf dem Pferde hält, das den ihm unbequemen Reiter nach allen Regeln der Kunst abzuwerfen versucht.





Links: Eine eindrucksvolle Zeremonie am Schluß der Stampede: Adoption von Bob Frazier, dem Sohne eines Neuyorker Verlegers, durch Blackfeet-Indianer. Der Adoptierte erhielt den Namen Onista-poka (Kalbkind). — Rechts: Der Sieg des Pferdes: Dan Mc Donald, ein guter Reiter, hat nach kurzer Zeit „sich getrennt" von dem störrischen Springer Tumbleweed.

Die Hundeprinzessin

NOVELLE VON KURT MARTENS

Wann ist es geschehen? Genau weiß es niemand mehr. Es kann fünfzig Jahre her sein oder auch viel länger. Es gibt wohl einige alte Leute, die behaupten, die Hundeprinzessin noch von Angesicht gekannt zu haben, aber sie finden wenig Glauben.

Die Trümmer ihres Hauses dagegen sind erst vor kurzem beseitigt worden. Draußen vor der Stadt, wo der Laubwald beginnt, standen die zerfallenen, geschwärzten Mauerreste auf verwahrlostem Rasen, von wuchernden Zierbüschen umgeben. Auch das schmiedeeiserne Gitter war noch erhalten; denn die Erben in Amerika wollten das Grundstück, obgleich sie keinen Gebrauch davon machten, um keinen Preis verkaufen. Sie mochten es wohl in zornigem oder höhnischem Eigensinn, vielleicht auch nur aus Gleichgültigkeit, dem Städtchen als Denkmal aufbewahrt haben. Das Gartentor mußte verschlossen bleiben. Zuweilen kletterten müßige Gassenbuben über die eisernen Stäbe mit den schon vielfach verbogenen oder abgebrochenen Lanzenspitzen und tummelten sich eine Weile zwischen Busch- und Mauerwerk, ohne in der Wildnis Schaden anrichten zu können. Nun ist ein staatlicher Bauplatz daraus geworden; ein Siechenhaus soll darauf errichtet werden.

Wer bei jenen Alten herumfragt, erfährt, daß das Haus der Hundeprinzessin, deren bürgerlicher Name Evelyn Couba war, eine zierliche Villa gewesen sei, die eine von Säulen eingerahmte, geschwungene Auffahrt, ein von ovalen Luken durchbrochenes Dach und nach dem Walde hinaus eine flache Terrasse gehabt habe. Der Garten wies vorn Teppichbeete, hohe Taxushecken und Laubengänge auf; hinter der Villa gab es, versteckt hinter einer mit Efeu umwucherten Kolonnade, Schuppen, Pferdestall und Remise und den Hundezwinger, wo die Meute der Doggen hauste, der das Fräulein den respektlosen Spitznamen verdankte.

Ja, sie war von jeher in der Stadt sehr unbeliebt gewesen. Unbeliebt sagt noch gar nichts. Verhaßt hatte sie sich gemacht bei der gesamten Bürgerschaft, schon wenige Monate, nachdem sie die Villa sich gebaut oder die schon stehende bezogen hatte. Ohne jeden Anhang war sie, an niemand empfohlen, so eine rechte landfremde Abenteurerin. Ein altes Ehepaar brachte sie als Bedienung mit und ein halbes Dutzend Doggen, die sich dann auch noch vermehrten.

Eine große, schlanke Dame ist sie gewesen von abweisender Miene und hoffärtiger Haltung, eine wahrhaft teuflische Schönheit mit rotem Haarschopf und herrischem Auge. Von Anfang an hat sie den Bürgern ihre Nichtachtung gezeigt, niemanden in der Stadt besucht, ist keinem Verein beigetreten, hat sich in den Straßen überhaupt nicht blicken lassen. Nur die Pappelallee ist sie in einem kleinen, hohen Wagen, den sie selbst kutschierte, auf zwei Gummirädern entlanggefahren oder in den Wald und weit über die Hügel hinaus als Reiterin dahingaloppiert, immer gefolgt von ihren großen, grauen Doggen, diesen zähnefletschenden Bestien.

Wie lebte das fremde Fräulein? War sie eine ehrbare junge Dame? Was hatte sie hier überhaupt zu suchen? Die Bürger der Stadt zerbrachen sich die Köpfe darüber. Es war schlechterdings unmöglich, etwas über sie herauszubekommen. Ihr weißhaariger Diener hielt sich auch immer nur in Haus und Garten auf, wo er die Tiere und Pflanzen versorgte und die Lieferanten mürrisch abfertigte; seine Frau erledigte ebenso kurz und sachlich die Besorgungen in den Geschäften. Wollte man sie ausforschen, so stellte sie sich taubstumm. Nur für die Ware und das Geld schienen ihr Worte zur Verfügung zu stehen.

Zuweilen bemerkte man, daß Fräulein Evelyn Couba Besuch empfing: Leute von auswärts, die niemand kannte. Es waren Herren und Damen darunter, anscheinend beste Gesellschaft, aber auch verdächtige Gestalten, dürftig oder exzentrisch gekleidet, haarbuschige Kerle und gepuderte Frauenzimmer mit freien Manieren, an denen man Ärgernis nahm, weil sie Schauspielerinnen oder gar Tänzerinnen glichen.

Die Behörden, gedrängt von der öffentlichen Meinung, recherchierten. Die Baupolizei untersuchte Keller und Speicher und klopfte die Wände ab; Steuerbeamte drangen ein, das Mobiliar zu beschnüffeln; der Gendarm verlangte immer neue Ausweispapiere. Doch da ließ sich nichts machen, alles schien in gesetzlicher Ordnung. Die Dame stammte aus den Vereinigten Staaten von Amerika, ihre Eltern waren tot, sie hatte längere Zeit auf Reisen gelebt und sich nun aus undurchsichtigen Gründen gerade diese Gegend in den Kopf gesetzt.

Das Mißtrauen und die Abneigung gegen Fräulein Evelyn Couba entwickelten sich nicht nur aus ihrer eigenartigen Erscheinung und ihrer Zurückgezogenheit, sondern auch, weil sie kaum etwas anderes als den täglichen Wirtschaftsbedarf aus der Stadt, der sie nun angehörte, bezog, alle übrigen Geschäfte aber, zumal die Mode- und Galanteriewaren-Handlungen überging. Wenn ihr nur die Waren der Hauptstadt genügten, warum blieb sie nicht gleich selber dort? Mit den Holzknechten und Reisigsammlerinnen führte sie wohl manchmal ein freundliches Gespräch, Kinder in zerfetzten Röckchen beschenkte sie oft mit Spielzeug und Süßigkeiten, aber gerade die respektabelsten Herrschaften der Stadt waren völlig Luft für sie. Deshalb zeigten sich diese auch am erbittertsten über ihre Existenz; von ihnen aus verbreitete sich Evelyn Coubas übler Ruf allmählich durch die ganze Einwohnerschaft.

Nun lebte da ein relegierter Student, mißachtet und gemieden, ein armer Bursche, der sich vor Jahresfrist unter dem Drucke bitterer Not an einer ihm anvertrauten Kasse vergriffen hatte. Nachdem er die Gefängnisstrafe abgebüßt hatte, fand er Unterkunft bei seiner verwitweten Mutter und verrichtete gegen kärglichen Lohn Schreiberdienste im Bureau eines Winkelkonsulenten. Kein anderer als dieses räudige Schaf ward der wohlwollenden Beachtung Evelyn Coubas gewürdigt.

Unvermutet erhielt Hans Brack eines Sommertags von ihr die schriftliche Aufforderung, sie in ihrer Villa aufzusuchen; es würde sie freuen, seine Bekanntschaft zu machen. Die Mutter hatte nichts Eiligeres zu tun, als mit Genugtuung in der Nachbarschaft davon zu erzählen. Sie wie jedermann erkannte in dem Schreiben der fremden Dame den Ausdruck einer Bevorzugung, die um so höher eingeschätzt wurde, je weniger sie sich erklären ließ. Wie kam gerade dieser Hans Brack dazu, Einlaß zu finden in der geheimnisvollen Villa? Eine neue Provokation der öffentlichen Meinung, wenn nicht gar der öffentlichen Moral, steckte dahinter!

Um die Stunde, da der Student zur Hundeprinzessin hinausbestellt war, fanden sich allerhand Neugierige in der Nähe ihres Gartens ein und spähten durch die Gitterstäbe, was da wohl vor sich ginge.

Sie kamen insofern auf ihre Rechnung, als Fräulein Evelyn Couba sich mit ihrem Gaste ganz ungeniert im Garten zeigte. Zwischen den Beeten spazierten sie in angeregtem Gespräch auf und ab und nahmen dann unter einem der Laubengänge gemeinsam den Tee. Offenbar handelte es sich nicht bloß um eine geschäftliche Unterredung, sondern freundschaftlicher Verkehr bahnte sich an. Deutlich war zu sehen, daß die beiden jungen Leute Gefallen aneinander fanden, und daß es mit diesem einen Besuch nicht sein Bewenden haben würde.

Abends kehrte Hans Brack in so froher, gehobener Stimmung zu seiner Mutter heim, wie sie ihn nie zuvor gesehen. Das scheue, gedrückte Wesen, das ihm seit seinem Vergehen angehaftet hatte, war von ihm gewichen. Sein Blick hatte die Frische und Klarheit früherer Jugend zurückgewonnen. Tapferer, zuversichtlicher sah er in die nicht mehr umwölkte Zukunft. Die Geringschätzung seiner tugendstolzen Mitbürger hatte er wie einen Fetzen, der ihn zu lange schon beengte und entwürdigte, von sich abgeschüttelt.

„Eine wundervolle Frau!" rief er begeistert. „Ein Mensch, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. Nicht nach dem Schein beurteilt sie Gesinnungen, Handlungen und Lebensweise, sondern nach den letzten Gründen. Mit einem ganz schlichten, natürlichen Feingefühl dringt sie bis an die Wurzeln der Dinge. Landläufige Ansichten und Gesellschaftsregeln gelten ihr nichts. Nur an die Persönlichkeit hält sie sich, und es scheint, daß sie von mir keinen allzu schlechten Eindruck gewonnen hat."

„Aber wie konnte sie darauf verfallen," wunderte sich die Mutter, „gerade deinen Besuch zu wünschen?"

„Sie kümmert sich nicht um den Klatsch der Stadt. Doch muß sie durch Freunde von meinem Schicksal erfahren haben. Aufs genaueste war sie darüber unterrichtet und sprach dann so klug und verständnisvoll, mit so herzgewinnender Offenheit, als wäre es ihr Beruf, arme Sünder aufzurichten und ihnen den Weg zu einem neuen Selbstbewußtsein zu bahnen."

Öfters sah man, peinlich erstaunt und geärgert, den Studenten Hans Brack an der Seite der Hundeprinzessin über die Landstraße kutschieren, wobei er auch selbst die Zügel führte und sich, umtanzt von den Doggen, auf dem hohen Wäglein so stolz und stattlich hielt wie nur irgendein Kavalier von tadellosem Ruf.

Einmal war er zu größerer Gesellschaft in die Villa geladen. Das war eine Dezembernacht mit Frost und Schneetreiben gewesen. Die Neugierigen blieben lieber daheim, und nur ein verspäteter Fuhrmann wußte zu berichten, daß eine Reihe von Schlitten sich an der Auffahrt gedrängt und sich dicht vermummter Gestalten entledigt hatte. Die Fensterläden blieben geschlossen, niemand konnte erraten, was für Dinge dahinter vorgingen.

Hans Brack schwieg sich auch der Mutter gegenüber aus und sagte nur, es wäre so schön gewesen, daß es sich kaum beschreiben ließe. Lange Zeit noch ging er wie im Traum umher. Still für sich, mit beglücktem Lächeln, sann er wie über ein Erlebnis nach, das ihn so bald nicht wieder losließ, mit dem er so leicht nicht fertig werden

würde. Erst allmählich konnte sich die Mutter aus diesen und jenen Bemerkungen zusammenreimen, daß es ein Fest von besonderer Art gewesen war, mit Menschen, von denen sie sich keine rechte Vorstellung machen konnte.

Alles war in Musik getaucht, in eine hohe, reine Musik mit Gesang und Violinen. Auch an Tanz hatte es nicht gefehlt, nur daß er sich nicht als rauschendes Vergnügen, sondern mehr als ein Labsal des Auges und eine eigene Form galanter Unterhaltung gab. Mehr noch als von dem edlen Stil der Räume mit dem gediegenen Mobiliar, den Gemälden alter Meister, den kostbaren kleinen Kunstwerken, Büchern und Bibelots ging Glanz und bestrickender Reiz von den Gästen aus, die bei aller Verschiedenheit von Beruf und äußerem Rang einer einzigen, sonst nie vereinten, erlesenen Klasse anzugehören schienen. Evelyn Couba hatte sie zu finden gewußt, ihre Auswahl getroffen und sie auf einen Akkord vollendeter Harmonie gestimmt. Geist von ihrem Geiste lebte in den Gesprächen, eine gelassen heitere Überlegenheit, großzügige Güte, wechselseitigen Verstehens voll. Ein Kreis der liebenswürdigsten Bildung und Gesittung, in dem Männer und Frauen gleichwertiges Wissen, mannigfaltige Erfahrung tauschten.

Hans Brack war einem Gelehrten von Weltruf vorgestellt worden. Er kannte ihn von der Universität her, die ihn als unwürdigen Schüler ausgestoßen hatte. Der Professor erinnerte sich seines Falles, drückte ihm die Hand und sprach, nachdem er sich von dem jungen Mann in längerer Unterhaltung ein Bild gemacht, herzlich und ohne Herablassung über Fehltritte, die sich wieder gutmachen lassen und dann oft erst zum rechten sittlichen Gleichgewicht führen. —

Nicht lange nach diesem Feste ließ sich der Landrat des Kreises, ein Herr v. Poten, bei Fräulein Couba melden. Vielmehr er ließ sich anmelden durch einen Bureaudiener und fragen, an welchem Tage sie für ihn zu sprechen sei. Also war es keine Visite, sondern ein amtlicher Besuch. Der Landrat kam auch nicht allein, sondern fuhr in Begleitung seines Assessors vor.

Evelyn Couba empfing ihn kühl lächelnd, mit hochgezogenen Brauen, und fragte, was ihn zu ihr führe. Mit raschem Blick hatte sie ihn vom Kopf bis zu den Füßen gemustert: ein etwas geckenhafter, robuster Herr — den Ausdruck „schneidig" gab es damals noch nicht — auf der Hakennase und den gedunsenen Backen ein paar martialische Schmisse, Glatze und gewichster Schnurrbart, ein mit dienstlicher Würde gepaartes, selbstgefälliges Auftreten. Der Assessor erschien in jeder Hinsicht unbeträchtlich und diente dem Chef nur zur Folie.

Sofort ward deutlich, daß die Herren nur „nach dem Rechten sehen" wollten.

Der Landrat stellte gemessen höfliche Fragen, die sich auf Zweck und äußere Umstände des hier genommenen Wohnsitzes bezogen, nebenbei aber auch in einem mehr chevaleresken Ton sich erkundigten, ob das Fräulein von ihrem Aufenthalt befriedigt sei.

Evelyn Couba gab in knappen Worten die gleiche Auskunft, mit der sich schon der Gendarm hatte begnügen müssen, und fügte hinzu, daß sie über nichts zu klagen habe.

„Freut mich zu hören," schnarrte Herr v. Poten, „wäre Ihnen aber für weitere Einzelheiten sehr verbunden."

Die Erscheinung der fremden, seiner Ansicht nach zweideutigen Dame erregte sein Interesse und rasch auch sein Wohlgefallen, allerdings nur ihre äußere Erscheinung, die rassige Schönheit, das lebensvolle Auge, die einfache, gewählte Toilette; ihre ironisch ablehnende Haltung dagegen erbitterte ihn.

Die gewünschten Einzelheiten blieb sie ihm schuldig. Demnach, so schloß er, hat sie etwas zu verheimlichen. Er legte in seinem Bezirk Wert auf klare Verhältnisse. Für einwandfreies Vorleben und bürgerliche Zuverlässigkeit erachtete er sich verantwortlich.

„Bedauere, darauf hinweisen zu müssen, daß sich in unserer Gegend gegen Ihre Anwesenheit Mißstimmung regt, eine Art öffentlicher Beunruhigung, grundlos wahrscheinlich, aber doch nicht zu übersehen."

„Durchaus grundlos", betonte Evelyn Couba. „Ich bin eine Fremde, fühle mich der Bevölkerung nicht zugehörig, würde mich kaum mit ihr verstehen; das ist alles."

„Es ist gerade genug. Mit einzelnen Personen scheinen Sie sich immerhin zu verstehen, so zum Beispiel mit einem gewissen vorbestraften Individuum ..."

„Ich verbitte mir solche Andeutungen", sagte sie scharf. „Es ist mein gutes Recht, mir den Verkehr in meinem Hause nach eigenem Ermessen auszuwählen."

„Näheres über Ihren Verkehr ist nicht bekannt. Doch spricht man von umstürzlerischen Elementen."

„Dann spricht man Unsinn! Bei einer klatschsüchtigen kleinen Stadt kein Wunder."

„Unterschätzen Sie nicht die öffentliche Meinung einer ganzen Stadt, ob sie nun groß ist oder klein. Sie kann gefährlich werden."

„Derartigen Gefahren trotze ich mit besonderem Vergnügen."

„Mit besonderem Vergnügen? So scheint es in der Tat."

Er schlug eine mildere, verbindlichere Tonart an:

„Verehrtes Fräulein, es liegt mir fern, Sie in der Zurückgezogenheit Ihrer Lebensweise stören zu wollen. Chacun à son goût. Doch werden Sie verstehen, daß es unliebsames Aufsehen erregt, wenn eine schöne Frau" — galante Verbeugung — „eine so schöne Frau wie Sie, eine Dame der Gesellschaft, jene Kreise, auf die sie ihrem sozialen Rang nach angewiesen ist, dadurch brüskiert, daß sie ihnen unverhohlene Mißachtung bezeigt. Warum wollen Sie nicht die Rolle spielen, die Ihnen zukommt, und in der Sie zweifellos glänzen würden?"

„Sie überschätzen mich, und es liegt mir auch nichts an solch einer Rolle. Ich fühle mich nur wohl unter Menschen anderer Art."

„Welcher Art?"

„Das würde ich Ihnen schwer begreiflich machen können."

Herr v. Poten fühlte sich gekränkt und ließ seiner Verstimmung freien Lauf.

„Es ist da noch eine andere Angelegenheit", sagte er mit trockener Amtsmiene. „Man plant, eine Eisenbahn durch diesen Bezirk zu legen. Die Stadt wird Station, die Linie soll über Ihr Grundstück führen. Wenn es sich nicht in letzter Stunde noch vermeiden läßt, kommt gesetzliche Enteignung in Betracht."

Evelyn Couba lachte hart auf und erhob sich:

„Versuchen Sie es, mich mit Gewalt zu vertreiben! Vielleicht haben Sie wirklich die Macht dazu. Ich denke jedenfalls nicht daran, mich loszukaufen, indem ich mich Ihren mehr oder minder wohlwollenden Ratschlägen füge."

Der Landrat lenkte abermals ein. Mit bittersüßer Miene ging er zu Komplimenten über, bewunderte grinsend die „Statü" einer Aphrodite und vom Turf-Standpunkt aus die Kopie eines Reiterbildes von Velazquez, wodurch er auf das Juckergespann des Fräuleins Couba kam, das er gern einmal näher in Augenschein genommen hätte.

„Sie selbst, meine Gnädigste, sitzen brillant im Sattel. Wo haben Sie das nur gelernt?"

Evelyn Couba beendete das Gespräch mit nicht mißzuverstehender Gebärde. Herr v. Poten und der Assessor empfahlen sich unter Bücklingen. —

In der Folgezeit begegnete sie dem Landrat wiederholt auf ihren Ritten und Ausfahrten. Dann schloß er sich ihr ohne weiteres für eine Weile an und kargte nicht mit galanten Phrasen. Einmal sprach er davon, daß er erfahren hatte, ein Herr vom Hofe verkehre mit seiner Gemahlin gleichfalls in ihrem Hause. Das hatte ihm offenbar einen tiefen Eindruck gemacht. Gleichwohl tadelte er in der Stadt noch immer kopfschüttelnd die „gemischte Gesellschaft", die das Fräulein Couba um sich versammele.

Noch schwankte er, wie er sich äußerlich zu ihr zu stellen habe, als es ihm peinlicherweise widerfuhr, daß er sie eines Nachmittags im Walde, umgeben von ihren Doggen, an der Seite des verfemten Studenten traf, der nun allerdings nicht mehr in der Stadt wohnte, sondern, wie alle wußten, durch ihre Vermittelung an einem großen industriellen Unternehmen mitarbeitete.

Herr v. Poten, gleichfalls zu Pferde, suchte sich ohne Gruß an ihnen vorbeizudrücken. Doch Evelyn Couba wandte sich belustigt um und rief ihm zu:

„Guten Tag, Herr Landrat! So plötzlich kennen Sie mich nicht mehr?"

„Verzeihung, Gnädigste," erwiderte er finster, „ich mußte annehmen, daß Sie um Ihres Begleiters willen inkognito zu bleiben wünschten."

„Wieso? Herr Brack ist einer meiner besten Freunde, ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften und einer ansehnlichen Zukunft."

„Ich möchte Ihnen empfehlen, Herr v. Poten," bemerkte Hans Brack mit erhobener Stimme, „Ihren Gruß nicht ein zweites Mal zu unterlassen."

Des Landrats Backen schwollen puterrot an; er setzte sich in herausfordernde Positur und schrie erbost:

„Junger Mann, was erlauben Sie sich! Ich lehne es ab, mit Ihnen auch nur eine Silbe zu wechseln!"

Die Doggen waren dem Wortwechsel mit gespitzten Ohren gefolgt; sie machten Front gegen den aufgebrachten Mann und hoben die Lefzen von dem blinkenden Gebiß.

„Gedenken Sie Ihre Hunde auf mich zu hetzen?" rief der Landrat in wachsender Erregung.

„Mein Gott, Herr v. Poten, wozu die Angst?" spottete Evelyn. „Sie verkennen den Gesichtsausdruck der Tiere. Sehen Sie denn nicht, daß sie den Mund nur zum Lachen verziehen?"

Sie mußte nun selber lachen, und Hans Brack stimmte fröhlich ein. Herr v. Poten stürmte in wütendem Galopp davon.

Dies war die letzte Begegnung zwischen Evelyn Couba und dem Landrat. Er vermied künftig den Wald und die Straße in der Nähe ihres Hauses und zog auf seinen dienstlichen Fahrten Umwege vor. Seltsamerweise aber versuchte er, sich ihr auf schriftlichem Wege zu nähern. Sie erhielt Briefe von ihm, über deren Inhalt niemals etwas bekannt geworden ist. Auch Hans Brack hat später glaubhaft versichert, daß Fräulein Couba sich jeder Andeutung darüber enthalten habe. Nur die Unterschriften wies sie ihm einmal vor, bemerkte obenhin, daß die Briefe selbstverständlich unbeantwortet blieben, und warf sie vor seinen Augen ins Feuer.

Der nächsten Umgebung gegenüber, selbst vor dem Bureaupersonal und den Dienstboten, sprach Herr v. Poten von „jener Dame da draußen" nur noch in den heftigsten und geringschätzigsten Ausdrücken. Das Urteil von so maßgebender Stelle verbreitete sich durch

(Fortsetzung auf S. 272).


Odol

(Fortsetzung der Novelle „Die Hundeprinzessin" auf Seite 270.)

alle Kanäle der Beeinflussung und des gesellschaftlichen Klatsches über die Stammtische der Honoratioren und die Kaffeekränzchen der Damen bis hinab in die niedersten Schichten der Einwohnerschaft und steigerte die Abneigung gegen die Hundeprinzessin zu fanatischem Haß. Je haltloser die Verdächtigungen, desto eifriger schenkte man den phantastischen Gerüchten Glauben, die über die dunkle Vergangenheit der Fremden, die Verschwörungen und die wüsten Orgien in ihrer Villa umliefen. In den Augen der alten Weiber wie der unmündigen Kinder war es ein verwunschenes Haus, wo hexenhafte Zauberei ihr Unwesen trieb. Wie in einer giftigen Atmosphäre lag es verflucht und gemieden hinter dem Weichbild der ehrbaren Stadt.

Um die gleiche Zeit ging mit dem Landrat eine eigentümliche Veränderung vor, die allgemein Erstaunen, Bestürzung und Bedauern erregte. Er vernachlässigte seinen Dienst, was zunächst nur seinen Beamten, bald aber auch den Notabeln des ganzen Bezirks auffiel. Nicht länger ließ es sich vertuschen, daß er sich dem Trunk ergab, in einer Hinterstube des Gasthofs an die Herren von den Rittergütern hohe Summen verspielte und planlose Fahrten nach der Hauptstadt unternahm, von denen er nach immer längeren Zeiträumen sichtlich verstört und zerrüttet heimkehrte. Aus unbekannten Gründen hatte der stolze, lebenslustige Kavalier alle Herrschaft über sich verloren. Die Enthebung vom Amte galt schon für unvermeidlich.

Stand dieser rapide Verfall des ersten Mannes der Stadt nicht irgendwie im Zusammenhang mit den Machenschaften jener rothaarigen Hexe, die er, unvorsichtig genug, zeitweise seiner Begleitung gewürdigt hatte? Einige besonders feine Spürnasen wollten sich dafür verbürgen, und robuste Naturen rascher Tat nahmen es auf sich, ihr verdiente Lektionen zu erteilen.

Handwerksgesellen, Lehrbuben und junge Kommis, untermischt mit allerhand arbeitslosem Gelichter, machten sich einen Spaß daraus, nach Feierabend vor die Villa zu ziehen, dort Spottlieder auf die Hundeprinzessin zu grölen, die Mauern mit Kot zu bewerfen und an den Stäben des Gartengitters Pamphlete anzuheften.

Fuhr Evelyn Couba aus, so flogen ihrem Wagen aus dem Hinterhalt faule Äpfel und Steine nach; eines Tages gingen etliche ihrer Hunde an vergifteten Brocken ein. Die Reisigweiber entzogen sich ihren Ansprachen und Almosen und bekreuzigten sich, wenn sie die Hundeprinzessin nur von fern erblickten; die Kinder nahmen Reißaus vor ihr.

Immer seltener sah man sie im Freien und dann stets ohne Begleitung. Hans Brack kam nicht mehr zu Besuch. Es hieß, daß er übers Meer nach den Vereinigten Staaten gefahren sei, wo er in einem großen Betrieb, bei den Verwandten von Evelyn Couba, eine leitende Stellung einnähme.

Nun geschah es, daß sich eines Abends zu später Stunde nahe ihrem Hause Lärm und Gejohl erhob. Evelyn war nicht daheim; von einem ihrer einsamen Ritte zurückkehrend, kam sie gerade dazu, wie eine Rotte angetrunkener Burschen ein armes, halbwüchsiges Mädel belästigte, das sich hilferufend ihren Brutalitäten vergebens zu entwinden suchte.

Im Nu war Evelyn mitten unter ihnen und trieb sie mit wohlgezielten Hieben ihrer Reitgerte auseinander.

Die Kerle brachen in ein wüstes Schimpfen und in mörderische Drohungen aus, wagten sich aber nicht wieder heran, sondern sammelten sich in gemessener Entfernung, wo sie tückisch die Köpfe zusammensteckten.

Evelyn Couba nahm das völlig verschüchterte, an allen Gliedern zitternde Kind mit in ihr Haus.

Kaum eine Stunde später rückte ein entschlossener Haufe städtischen Janhagels, mit Knütteln bewaffnet, singend und johlend heran, nahm Aufstellung am Tor und forderte die Herausgabe des Mädchens. Sie erhielten keinerlei Antwort; nur die Läden rasselten über die Fenster herab, und die Hunde, die den Garten durchstreiften, erhoben ein zorniges Gebell. Evelyns Schützling hatte inzwischen längst schon von der Terrasse aus das Grundstück verlassen.

Die erbosten Burschen, die zweifellos nach vorbedachtem Plane handelten und sich auf einen kecken Handstreich gefreut hatten, sahen sich voll Wut und Furcht der kampfbereiten Meute von einem halben Dutzend mächtiger Doggen gegenüber. Sie waren aber keineswegs gewillt, unverrichtetersache wieder abzuziehen. Wechselseitig sich zu kühnen Heldentaten anfeuernd, umkreisten sie das Grundstück und begnügten sich vorerst damit, die Hunde und das Haus mit Feldsteinen zu bombardieren. Als dies ohne Erfolg blieb, gingen sie zu immer wilderem Spektakel über.

Plötzlich krachte ein Schuß, und ein anderer antwortete aus der Richtung hinter dem Hause. Zwei der Rowdys hatten Revolver mitgebracht. Erst knallten sie munter in die Luft, dann aber kam ihrem immer wachsenden Ingrimm der Einfall, sich mit Pulver und Blei der verhaßten Doggen zu entledigen.

Das Haus lag im Dunkel, doch Mondschein erhellte den Garten so weit, daß sie auf ihre Opfer zielen konnten. Nachdem der erste Hund zur Strecke gebracht war und sich winselnd auf dem Rasen wälzte, be-

mächtigte sich der ganzen Bande ein wahrer Blutrausch: eines nach dem anderen der edlen Tiere wurde durch die Gitterstäbe hindurch abgeschossen, bis sich die Jäger sicher fühlten und ihren Sieg mit Triumphgeschrei feierten.

Jetzt gab es kein Halten mehr. An die zwanzig Mann drangen sie, Schulter auf Schulter das Gitter überkletternd, in den Garten ein, rissen die beschnittenen Taxushecken auseinander, knickten die Zweige der Ziersträucher, entwurzelten das Spalierobst und die Rosenstöcke, zertrampelten die im Frühlingsschmuck prangenden Tulpenbeete und Rabatten.

Der Laubengang wurde zusammengehauen, die weißlackierten Gartenbänke und Gartentische übereinandergestürzt. Am Häuschen des alten Diener-Ehepaares zertrümmerten sie die Fensterscheiben. Sich weiter um dessen Bewohner zu kümmern, hielten sie nicht der Mühe wert. Vielmehr rückten sie nun in geschlossener Schlachtreihe vor die Villa selbst, der Herrin und ihrer geheimnisvollen Schätze habhaft zu werden.

Es war keine leichte Arbeit, sich Einlaß zu erzwingen. Das Haustor und die rückwärtige Tür auf der Terrasse waren von massivem Eichenholz und doppelt verschlossen, und auch die Läden hielten mit ihren eisernen Riegeln lange stand.

Im Gewächshaus aber fanden sich Leitern, auf denen man zum oberen Stockwerk emporklimmen konnte, und Handwerkszeug, das gute Dienste leistete. Dröhnend wuchteten Beile und Stemmeisen, krachend sprangen die Ladenflügel und Fensterkreuze auseinander.

Unter frenetischem Geheul stolperten die ersten in den finsteren Raum, strichen Zündhölzer an und ließen Kerzen aufleuchten, die dort auf dem Flügel in silbernen Armleuchtern steckten.

Die anderen Spießgesellen folgten ihren Führern auf dem Fuße nach und zerstreuten sich polternd in den anstoßenden Räumen, auf Treppe und Flur.

Habgierige legten sich sofort aufs Plündern. Was ihnen an Edelmetall unter die Finger kam, schoben sie in ihre Taschen. Seidene Tischdecken und Fetzen eiligst abgerissener Damastvorhänge knüpften sie zu Bündeln zusammen, darin sie ihre Beute bargen. Was sie nicht mitschleppen konnten, wurde zertrampelt und entzweigeschlagen. Die Perserteppiche, Möbel- und Kissenbezüge und die Leinwand der Gemälde an den Wänden zerschlitzten sie mit Messern, den Flügel und die Violinen, den zierlichen Bouletisch, die Intarsiapulte, die Stühle mit den vergoldeten Lehnen und geschweiften Füßen zertrümmerten Beil- und Knüttelhiebe.

Inzwischen machten andere Jagd auf die Hundeprinzessin, die sie in irgendeinem Schlupfwinkel verborgen glaubten. Ihr Schlafgemach war leer, das Bett noch unberührt.

Hastig stürmten und stöberten sie treppauf, treppab durch alle Zimmer und Kammern.

„Hundeprinzessin!" brüllten sie. „Doggen-Dirne! — Rothaariges Hexenweib! — Heraus mit dir! — Gleich werden wir dich haben!"

Doch während die Unholde im oberen Stockwerk planlos umhertobten, war es Evelyn Couba, die sich im Erdgeschoß aufgehalten hatte, rechtzeitig gelungen, über die Terrasse den Ausweg zu gewinnen. Sie eilte zum Pferdestall, hatte im Nu ihren getreuen Renner aufgezäumt und gesattelt und sprengte durch den Wald von dannen.

Zu spät, um die Verfolgung aufzunehmen, bemerkte man gerade noch vom Fenster aus, wie sie unter den Buchen verschwand.

Ungestört vollendeten nun die Wütenden das Werk der Zerstörung. Nachdem sie ihre Säcke gefüllt und alles übrige kurz und klein geschlagen hatten, steckten sie das Haus in Brand und zerstreuten sich im Schutze der Nacht.

Wie Zunder flammten die Tüll- und Spitzenvorhänge an den Fenstern auf. Züngelnd lief das Feuer die geschnitzten Säulen und Galerien der Balkone entlang, die binnen wenigen Minuten krachend zusammenbrachen. Es barsten die Decken, Dielen und Parkettböden und rissen Möbel, Bilder, Bücher und all den köstlichen Hausrat mit sich in die lohende Tiefe...

Das Diener-Ehepaar, beladen mit der notwendigsten Habe, verließ fluchtartig das eigene bedrohte Heim. Halbwegs auf der Landstraße begegnete ihnen die städtische Löschmannschaft, die Männer mit Spritze und Schlauch, und die Gendarmen, denen sie atemlos von dem Überfall berichteten.

An der Villa war nichts mehr zu retten. So, wie sie niedergebrannt war, blieb sie mit ihren kahlen, rußigen Mauern und dem verwüsteten Garten; die Bürger sprachen von einem wohlverdienten Strafgericht.

Den Missetätern wurde, soweit man sie erwischte, der Prozeß gemacht. Weil die Richter fanden, daß sie unter dem Drucke der öffentlichen Meinung gehandelt hätten und überdies schwer gereizt worden wären, kamen sie glimpflich davon.

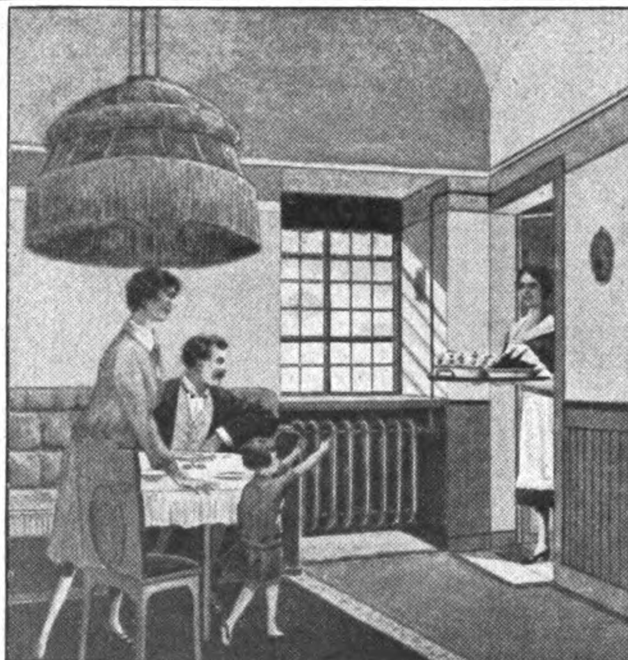
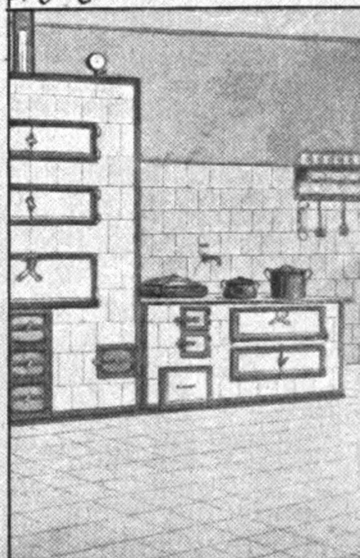
Die Hundeprinzessin aber ließ niemals wieder etwas von sich hören. Vermutlich war sie nach Amerika zurückgekehrt. Es mußte ihr klar geworden sein, daß sich für ein Leben nach eigenem Maßstab und Geschmack nicht leicht der rechte Boden findet, am wenigsten vor den Toren einer kleinen Stadt.

FÜR DEN BÜCHERTISCH

Zur Naturgeschichte. — Als das Werk von Knottnerus-Meyer „Tiere im Zoo" erschienen war, erwarb es sich bald viele Freunde. Es zeigte in unterhaltender Weise das Leben der Tiere in der Gefangenschaft. Auf ein ähnliches Thema ist das Buch „Lebende Tiere" von Prof. Dr. Heck (Globus-Verlag, Berlin) eingestellt, doch mit dem Unterschied, daß es nur Abbildungen bringt und den Text auf die notwendigste Beschreibung der einzelnen Tierarten beschränkt. Auch hier legt ein hervorragender Fachmann seine Erfahrungen aus einer großen Wirkungsstätte, dem Berliner Zoologischen Garten, in überaus ansprechender Weise vor. Es sind zwanglose Augenblicksaufnahmen seiner Schützlinge. Darunter befinden sich Tiere, die kaum schon einmal photographisch wiedergegeben sind, in diesem großen Maßstab sicher nicht. Ein Bilderbuch, das sich auch vorzüglich als Anschauungsmaterial für den naturwissenschaftlichen Unterricht in der Schule eignet. — „Aus den Tiefen des Weltenraums bis ins Innere der Atome" (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig) führt Carl Störmer. Wie im Flug reisen wir unter der Führung des Verfassers durch die ungeheuren Räume des Weltalls. Von dieser Welt des Unfaßlich-Großen werden wir in die Welt des Unfaßlich-Kleinen in Atom und Elektron geführt, die in der Bewegung, der sie gemeinsam unterliegen, eine Einheit bilden. —n—

Biographisches und Autobiographisches. Wie ein leuchtendes Gestirn strahlt die Persönlichkeit des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen durch das düstere politische Gewölk der Zeit um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Sein Leben ist nicht mit den üblichen Farben der Palette zu malen, es bedarf dazu dichterischer Einfühlung und schöpferischer Gestaltungskraft. Daran mag es liegen, daß wir keine erschöpfende Biographie von diesem Prinzen besitzen. Aber dafür ist ein Buch erschienen, das, ohne Biographie sein zu wollen, die Persönlichkeit des Prinzen ungemein lebendig und eindrucksvoll widerspiegelt: „Prinz Louis Ferdinand von Preußen" von Hans Wahl (Einhorn-Verlag, Dachau b. München). Aus Mitteilungen der Zeitgenossen (Tagebuchaufzeichnungen, Notizen, Berichten, Briefen) entstand, ergänzt durch verbindende Worte des Herausgebers, ein fesselndes Lebensbild. — Drei Memoirenwerke liegen mir vor. Sie handeln von einem Dichter, einem Komponisten und einem Mann der Wissenschaft. Der Dichter, der sein vielgestaltig bewegtes Dasein unter dem Titel „Aus dem Bilderbuch eines Lebens" (Verlag Aschmann & Scheller, Zürich) schildert, ist der 1924 mit dem schweizerischen Schillerpreis ausgezeichnete Walther Siegfried. Die Erinnerungen beziehen sich auf die 70er und 80er Jahre, führen nach Basel, Paris, Weimar, München und zeichnen in ansprechender Weise Berührungen mit interessanten Zeitgenossen sowie Zustände und Geschehnisse, oft von reizvollen Anekdoten durchwirkt. Der Musiker, der seine „Lebenswanderung" schildert, ist Wilhelm Kienzl, der Komponist des erfolgreichen „Evangelimann" (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart). Hier zieht eine noch größere Reihe bedeutender Persönlichkeiten an uns vorüber, denn Kienzl trat während seines Entwicklungsganges vielen genialen Menschen nahe. Das warm empfindende Herz, das in seinen Tonschöpfungen pulsiert, spürt man auch in dieser Lebensbeichte. „Paul Ehrlich als Mensch und Arbeiter" betitelt sich ein Büchlein, das Martha Marquardt, eine langjährige Mitarbeiterin des Gelehrten, zum 70. Geburtstag des verstorbenen großen Mediziners geschrieben hat, und das dem gütigen und eigenartigen Menschen sowie dem unermüdlichen und genialen Forscher ein schönes und würdiges Denkmal setzt. Das Schicksal eines rheinischen Buchdruckers und Verlegers schildert die Lebensbeschreibung „Peter Josef Löllgen" von Carl Liesenberg (Pfälzische Verlagsanstalt, Neustadt a. d. H.). Im Stil wechselnd zwischen romanartiger Schreibweise und nüchtern-sachlicher Berichterstattung, wird die Entwicklung eines strebsamen und tüchtigen Mannes vorgetragen, in dem sich offenbar ein Selbstporträt des Verfassers verbirgt. Ein lehrreiches und amüsantes Büchlein zugleich hat uns Albin Kutschbach in den „Jugenderinnerungen eines alten Leipzigers" (Verlag Heinr. F. A. Timm, Leipzig) beschert. Es sind die Jahre von 1853 bis 1873, also die Zeit, da Leipzig noch keine Großstadt war, aber unter dem liberalen Stadtregiment des Bürgermeisters Koch sich anschickte, eine zu werden. Von vielen vergessenen Dingen wird da berichtet, von allerlei Festen, Sitten und Gebräuchen, aber auch von großen Nationalfeiern — dem Schillerjubiläum, dem großen Turnfest von 1863 und der Fünfzigjahrfeier der Völkerschlacht — sowie dem bewegten politischen Leben jener Zeit, in die die ersten Reichstagswahlen und die deutschen Einigungskriege fielen. Der Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums, Dr. Friedrich Schulze, hat die nette Publikation mit passendem Bilderschmuck versehen. —rn—

Kunstgewerbe. — Die ersten praktischen Versuche des Kunsttriebes bei den Völkern pflegen sich in der Tonplastik zu äußern, die man bis in die prähistorische Zeit zurückverfolgen kann, einfach aus dem Grunde, weil in den meisten Gegenden der Erde der bildsame und schmiegsame Ton vorhanden ist. Der geringe Wert des Materials führt dazu, daß die Terrakottenplastik die Kunst der kleinen Leute bleibt, die diese Tier- und Götternachbildungen als Weihgeschenk der Gottheit darbringen. In späteren Zeiten ging allerdings dieser Weihcharakter verloren; dafür bürgerte sich immer mehr die Sitte ein, jene Figürchen den Toten in die Gräber mitzugeben, denn die meisten in Museen aufgestellten Gegenstände dieser Art rühren von dorther. Welche Entwicklung die Tonplastik in Griechenland erlebt hat, schildert ausführlich ein Werk von August Köster: „Die griechischen Terrakotten" (Hans Schoetz & Co., Verlagsbuchhandlung, Berlin). An den zahlreichen guten Tafelbildern lassen sich deutlich die verschiedenen Blüte- und Verfallzeiten dieser Kunst beobachten. Bis zu welcher unerhörten künstlerischen Vollendung sich die Keramik zu entwickeln vermochte, lehrt uns die Geschichte des Porzellans, wo freilich andere Materialien und andere Techniken zur Anwendung gelangten. Und hier wiederum bildet das Meißner Porzellan den Höhepunkt. Diesem Kunstgebiet hat dessen berufenster Kenner — Ernst Zimmermann — ein Buch gewidmet (Verlag K. W. Hiersemann, Leipzig), das jeder Sammler und Freund der keramischen Kunst mit lebhaftester Freude begrüßen wird, nicht nur wegen der glänzenden Darstellung, die der Verfasser von der Meißner Manufaktur in ihren verschiedenen Entwicklungsperioden gibt, sondern auch wegen des vorzüglichen, teils farbigen, teils schwarzen Abbildungsmaterials, auf dessen Reproduktion der Verlag eine besondere Sorgfalt verwandt hat. T.



ZUM NACHDENKEN

Ergänzungsaufgabe.

Man bilde aus den Wörtern:

Bern, Papa, See, Juli, Lot, Anna, Lissa, Tau, Gott, Otto, Tür, Leo, Silber, Engel, Roman, Hero, Mode, Frank, Adel, Para, Ur, Morgen, Polen, Hand

derart andere Wörter, indem man noch eine Silbe anhängt. Beispiel: Alter = Altertum. Die Endbuchstaben der neuen Wörter ergeben dann ein Sprichwort.

Zur Verwendung kommen folgende Silben: ban — be — ben — bert — bon — de — des — gei — hard — heid — kar — kei — le — len — lieb — lin — ling — lung — na — rot — ta — to — us — ze.

Sternrätsel.

a	Mitlaut
a e e	Getränk
e e e e f	Niederschlag
f f g g g h h	Blütenteil
h h i i l l m n p	Bahnbeamter
r r r r r r r	Erdpech
s s t u u	Feldfrucht
u ü z	Wiesenerzeugnis
z	Mitlaut

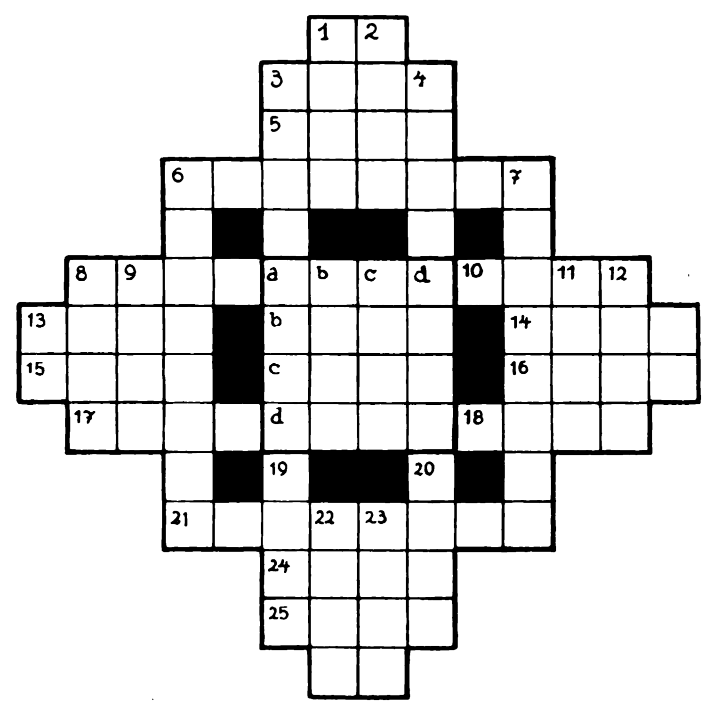
Nach Umordnung der Buchstaben ergeben die Querreihen das jeweils nebenstehend Verzeichnete. Die Mittellinie nennt längs und quer dasselbe.

Silbenkreuz.

1	2
3	4
5	6

1 2 griechischer Philosoph
1 3 Wetterschutz
1 3 5 Himmelskörper
1 5 Dichter
2 3 Gefäß
3 4 biblischer Berg
4 5 Abgesandte
5 3 landwirtschaftliche Stätte
5 6 Beiwagen

Kreuzworträtsel mit magischem Quadrat.



Wagerecht: 3 Gärungsmittel, 5 Kriegsgott, 6 Stromschnelle, 8 Stadt in der Schweiz, 10 Mädchenname, 13 Stadt in Tirol, 14 Nutzpflanze, 15 Stadt in Schlesien, 16 Gewürz, 17 Vogel, 18 heiliger Stier, 21 Erfinder, 24 Mädchenname, 25 Formbezeichnung beim Brot; **senkrecht:** 1 Stadt in Thüringen, 2 Flußrand, 3 bekannter japanischer Mitarbeiter Prof. Ehrlichs, 4 biblische Gestalt, 6 Weltbad, 7 medizinischer Begriff, 8 Raubtier, 9 Mädchenname, 11 Astrologe Wallensteins, 12 heiliger Vogel, 19 Säugetier, 20 letzte Ruhestätte, 22 Reiter, 23 Landschaft Altgriechenlands. **Magisches Quadrat:** a Vogel, b Ahnherr des Menschengeschlechts, c Pflanze, d Mädchenname.

Klein, aber wichtig.

Das Erste verbindet wie ein Band
Untereinander Land mit Land.
Durch Felder und Wiesen zieht sich das Zweite,
Ist schmal und oft den Flüssen zur Seite.
Das Dritte findest du meist beim Spiel,
Doch auch in der Schule gilt es viel.
Das Ganze ist unbedingt vonnöten,
Willst du die beiden Ersten betreten,
Willst du aber die Eins besteigen,
Dann mach' dir eine andere Drei zu eigen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in nächster Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4275.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Jungfer, 5 Tula, 6 Emin, 8 Boe, 10 Lid, 12 Ast, 13 Ocker, 14 Tom, 16 Mai, 18 Inn, 20 Isel, 21 Odem, 22 Ablatus; senkrecht: 1 Juli, 2 Nab, 3 Fee, 4 Ries, 5 Tolstoi, 7 Natrium, 9 Orkan, 11 Dom, 12 Arm, 15 Ossa, 17 Ares, 18 Ill, 19 Not.

Silbenrätsel: 1 Barbara, 2 Elias, 3 Herold, 4 Aarau, 5 Logogriph, 6 Tara, 7 Eukalyptus, 8 Weihnacht. — Behalte, was du hast! (I. Buch Mosis, 33,9.)

Zahlenrätsel: Einigkeit macht stark. Schlüssel: Teich, Gans, Krim.

Verblaßt: Flamme — Lamm.

Rösselsprung: Wer allzeit hinterm Ofen sitzt, Grillen fängt und Hölzchen spitzt, fremd Land nit beschaut, bleibt ein Narr in seiner Haut. (Alter Wanderspruch.)

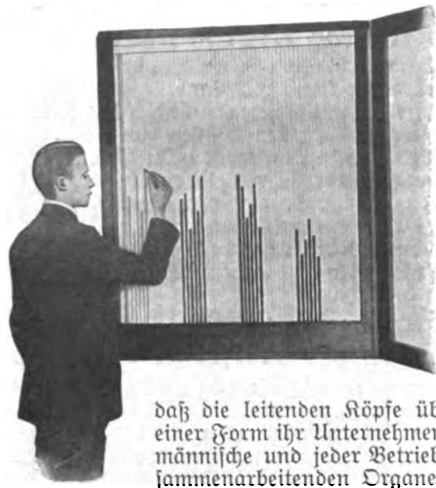
Besuchskartenrätsel: Kanzleivorstand.

Jägerlatein: Kiebitz — Kitz.

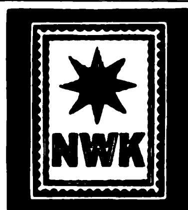
Preisaufgabe Nr. 2.

Überaus zahlreiche und treffende Unterschriften sind uns zu dem Bilde unserer Preisaufgabe in Nr. 4271 zugegangen. Es ist nicht leicht, hier die richtige Wahl zu treffen, und wir bitten darum, das Ergebnis unserer Entscheidung erst in der Nummer 4277 vom 3. März zu erwarten.

Tägliche Kontrolle durch den „Nischwitz-Status" / Von Dr. H. Schnell.



Fordern schon Zeiten normaler Wirtschaftslage genaue Beachtung aller Vorgänge, die den Betrieb berühren und beeinflussen, so ist eine scharfe Kontrolle erst recht am Platze, wenn eine Wirtschaft von einer derartigen Krisis heimgesucht wird, wie jetzt die unsrige. Die in solchen Zeiten gebotene Vorsicht hat sich selbstverständlich nicht allein auf den kaufmännischen, sondern auch auf den technischen Apparat eines jeden Unternehmens zu erstrecken, gleichviel ob es sich um einen Industriebetrieb oder ein Handelsunternehmen, ein privates oder öffentliches Institut handelt. Die Rentabilität hängt aber in weitgehendem Maße von dem Umstand ab, daß die leitenden Köpfe über alles unterrichtet sind, was in irgend einer Form ihr Unternehmen berührt. Jeder Unternehmer, jeder kaufmännische und jeder Betriebsdirektor und alle mit diesen Leitern zusammenarbeitenden Organe dürfen zu keiner Zeit die Übersicht über ihr Ressort verlieren. Daß hierfür die Statistik ein unentbehrliches Hilfsmittel darstellt, ist längst Allgemeingut dieser Kreise geworden. Es fragt sich nur, welche Form der Statistik die beste Möglichkeit bietet, die jeweils erwünschten Aufschlüsse rasch zu erteilen. Ganz besonders zu erwägen ist diese Frage bei allen Statistiken, die nicht nur bereits in der Vergangenheit liegende Tatsachen festhalten sollen, sondern vor allen Dingen die Faktoren darstellen, die in irgend einer Form dauernd auf den technischen oder kaufmännischen Organismus des Unternehmens von Einfluß sind. Hierunter fällt besonders die Verfolgung des Umsatzes, des Geldein- und Ausganges, des Auftragseinganges, des Rechnungsbestandes, des Lagerbestandes, der Unkosten, der produzierten Werte und vieler anderer kaufmännischer und technischer Vorgänge. Zur Beobachtung solcher Bewegungen dient in hervorragender Weise der „Nischwitz-Status" von Walter Nischwitz in Leipzig N 22, Pölitzstraße 19. Dieser „Nischwitz-Status" vereinigt alle Vorteile der verschiedenen Darstellungsformen der einzelnen Statistiken, ohne deren Nachteile zu haben. Hinsichtlich der äußeren Form der Darstellung unterscheidet man bekanntlich Zahlentabellen einerseits und zeichnerische Tabellen in Form von Diagrammen andererseits. Die ziffernmäßig ausgebauten Statistiken haben den Nachteil, daß sie meistens nicht schnell genug die Übersicht geben, die für einen Leiter, der täglich nur einen verhältnismäßig kleinen Bruchteil seiner Arbeitszeit auf die Betrachtung von Statistiken verwenden kann, unerläßlich ist. Im übrigen wird in den Fällen, in denen das tägliche Fortschreiten einer Bewegung kenntlich gemacht werden soll, die Zahlenreihe außerordentlich unübersichtlich. Zur Vermeidung dieser Nachteile hat man die graphische Darstellung gewählt, die durch die Art ihrer zeichnerischen Niederschrift dem Auge ohne große Denkarbeit sofort den notwendigen klaren Überblick über die verschiedenen Bewegungen gewähren soll. Die Formen der graphischen Darstellung kranken jedoch vor allem an der Tatsache, daß jede graphische Darstellung unübersichtlich wird, wenn mehrere Linien auf einer Tabelle eingezeichnet werden. Diese Unübersichtlichkeit tritt schon bei vier Linien ein, wenn diese sich mehrfach kreuzen. Außerdem erfordert die tägliche Ergänzung graphischer Darstellungen neben großer Peinlichkeit bei der Einzeichnung auch eine nicht unerhebliche Zeit. Diese in der Praxis gemachten Erfahrungen haben zur Konstruktion des „Status"-Apparates geführt, der es ermöglicht, in gleicher, aber eindringlicher Form die gewünschten Aufschlüsse zu geben, ohne die Nachteile der zeichnerischen Darstellung mit zu übernehmen. — Der Apparat besteht aus einem flachen Holzkasten, der je nach Wunsch in Hoch- oder Querformat geliefert werden kann. Auf der inneren Seite der Kastenrückwand befindet sich eine tabellarische Einteilung mit gleichbreiten Rubriken, die eine weitere Unterteilung nach Monaten aufweisen. An den beiden Seiten des Kastens gehen von unten nach oben Skalen, die Millimeter-Einteilung besitzen, die dann nach Bedarf für Währung, Kilogramm, Stück usw. verwendet werden kann. In den Rubriken von links nach rechts können je nach Erfordernis Auftragseingang, Umsatz, Unkosten, Löhne usw. oder einzelne Abteilungen oder Filialen einer Firma ersichtlich gemacht werden. Diese tabellarische Einteilung wird jeweils nach Angabe des Bestellers angefertigt. Über die ganze tabellarische Einteilung des Kastens laufen senkrecht, über oben und unten angebrachte Rollen schmale, verschiedenfarbige Bänder, die zur Einstellung des jeweiligen Standes nach den an beiden Seiten angebrachten Skalen dienen. Nach der Einstellung bietet sich dem Auge in übersichtlicher Form ein Bild, das ohne weiteres restlosen Aufschluß gibt. Um Unberufenen keinen Einblick in die Zusammenhänge des Unternehmens zu geben, ist der Kasten mit einer verschließbaren Glastüre versehen, die durch einen Mattglasstreifen die Skalenbezeichnung verdeckt.





Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4277. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 3. MÄRZ 1927

Das schönste Meßhaus Leipzigs

ist der Zentral-Meßpalast, Ecke Neumarkt und Grimmaischestraße, der auf dem kürzesten Wege vom Hauptbahnhof durch die Reichsstraße zu erreichen ist. Nach Verlassen der Reichsstraße ist der Zentral-Meßpalast erkennbar an seinem reichgegliederten, in schöner Linienführung hochstrebendem Giebel und an dem in Höhe des ersten Obergeschosses befindlichen Figurenfries mit reich ornamentaler Flächenbehandlung. Der Eingang am Neumarkt ist durch ein besonders gezeichnetes gelbes Aushängeschild mit bunten Bändern kenntlich gemacht. In der geräumigen Schauhalle befinden sich hellerleuchtete, zu Meßausstellungszwecken dienende große Schaukästen. In einem Teil derselben sind die Firmentafeln nach dem Alphabet geordnet untergebracht. Zudem gibt der am Treppenhaus vor den Fahrstühlen postierte Portier jede gewünschte Auskunft. Zwei schnellaufende Fahrstühle bringen die Besucher nach dem obersten Geschoß, von wo aus der Rundgang absteigend bis nach dem Hauptgeschoß stattfindet. Neben den Fahrstühlen ist das breite, bequem zu begehende sehenswerte Treppenhaus. Im Hauptgeschoß sind Spielwaren, im ersten Obergeschoß Haus- und Küchengeräte, im zweiten feine Metallwaren, Kristall und Keramik, kunstgewerbliche Erzeugnisse, im dritten hauptsächlich Spielwaren und im vierten Obergeschoß Spiel- und Galanteriewaren, Haus- und Küchengeräte vertreten.

Nachdem im Jahre 1909 bezw. 1911 der Architekt E. Franz Hänsel den Meßpalast „Specks Hof“ mit gutem Erfolg gebaut hatte, entschloß er sich im Jahre 1914, den Zentral-Meßpalast in der allerersten Geschäfts- und Messelage Leipzigs zu bauen. Die Fassade ist in Würzburger Kalkstein ausgeführt. Im Erdgeschoß befinden sich Läden von Firmen ersten Ranges. Die Schaufensterfronten dieser Läden sind sämtlich in poliertem australischem Hartholz ausgeführt. Die Pfeilerflächen sind außerdem mit reichdekorierten Schaukästen besetzt, die von den Ladeninhabern zur Ausstellung ihrer Waren benutzt werden. Zur Betonung des Erdgeschosses ist im ersten Obergeschoß ein reicher Figurenfries mit ornamentalem Schmuck angebracht. Zur Charakterisierung des Baues erhebt sich in edler Linienführung der reich dekorierte und kräftig profilierte Giebel, dessen Spitze durch einen Löwen, das Wahrzeichen der Stadt Leipzig, gekrönt wird. Das Dach ist mit grünglasierten Dachsteinen eingedeckt, sodaß sich die in hellem Würzburger Kalkstein aufgesetzten Dachfensteraufbauten sehr wohltuend von diesem grünen Hintergrund abheben. Zur Messezeit ist das dritte Obergeschoß mit Fahnen, die die Farben sämtlicher Nationen der Welt zeigen, beflaggt und die an beiden Fronten angebrachte goldene Aufschrift „Zentral-Meßpalast“ abends hell beleuchtet. Der Zentral-Meßpalast erstreckt sich bis auf etwa 50 Meter in die Grimmaischestraße hinein.

Die Kabinen haben sämtlich Schiebetüren mit facettierten Spiegelverglasungen in geschweiften, schön profilierten Holzsprossen. Die Türen sind sämtlich abzuschließen. Auch die übrigen Holzverschläge sind mit Holzsprossen aufgeteilt und mit durchsichtigem Glas ausgestattet, sodaß von dem vorübergehenden Einkäufer die Kabine voll und ganz übersehen werden kann. Im Innern der Kabine sind an Fenstern und Glasverschlägen graugelbe Zuggardinen von Satin angebracht, sodaß sich der Aussteller auch gegen die äußere Sicht abschließen kann. Ferner sind in jeder Kabine Waschbecken in Feuerton mit darüber befindlichem fließendem Wasser und Abfluß nebst Handtuch- und Seifenbehälter angebracht; darüber befindet sich ein Schreibpult mit Tinte und Feder und ein Spiegel. Ferner ist in jeder Kabine ein Garderobenschrank, ein Stuhl und, was kein anderer Meßpalast in Leipzig aufweist, direkter Fernsprechanschluß. Die Stände entlang der Rundgänge sind jeder für sich mit einer Rolljalousie mit Schloß verschließbar. Über der Wandbespannung der Stände und in gleicher Höhe über den Türen der Kabinen befinden sich in Schwarzglas die Firmentafeln. In jedem Geschoß sind für die Aussteller an den freien Ständen zwei schallsichere Fernsprechkabinen aufgestellt. Täglich, je nach Bedarf, wird in allen Geschossen die unbrauchbar gewordene Luft durch maschinell betriebene Exhaustoren abgesaugt und Frischluft zugeführt. In jedem Geschoß ist den Ausstellern die Möglichkeit geboten, zur Vorführung ihrer Ausstellungsgegenstände Gas und elektrische Kraft nach Belieben zu entnehmen. Im fünften Obergeschoß befindet sich das Meßbüro und das Schreibzimmer, das zugleich als Ruhezimmer benutzt werden kann. Das gesamte Haus wird durch eine Dampfniederdruckheizung erwärmt, die auch dafür sorgt, daß in jedem Geschoß warmes fließendes Wasser vorhanden ist. Das Haus hat drei Kellergeschosse. Im ersten Kellergeschoß befinden sich die Zubehörräume zu den Läden im Erdgeschoß, das zweite Kellergeschoß dient ausschließlich zur Unterbringung der Meßgüter und im dritten Kellergeschoß befindet sich die Zentralheizung nebst Kohlenvorratsräumen. Der außerordentlich praktisch und künstlerisch ausgestattete Zentral-Meßpalast hat etwa 6000 Quadratmeter vermietbare Fläche.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Drucksachen irgendwelcher Art ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Schriftleitung der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. Die Wiedergabe unserer Bilder unterliegt vorheriger Verständigung mit dem Stammhaus (J. J. Weber, Leipzig). — Für unverlangte Einsendungen an die Schriftleitung wird keinerlei Verantwortung übernommen.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4277. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 3. März 1927.

Tapeten unter Wasser. Von einer Firma für Raum-Ausstattung in Holland erhalten wir die folgende merkwürdige Nachricht: „Vor ungefähr 12 Jahren haben wir in Druten einen Empire-Salon eingerichtet, wobei ein goldfarbiges Tekko von uns geliefert wurde. Dieser Salon hat bei der jüngsten Überschwemmung des Maas- und Waal-Flusses ungefähr 14 Tage lang unter Wasser gestanden. Wir halten es für unsere Pflicht, Ihnen mitzuteilen, daß diese Tekko-Tapete nicht im geringsten gelitten hat und nicht zu unterscheiden ist von dem Teil, der trocken blieb; ein schöner Erfolg für dieses Fabrikat, zumal, wenn Sie bedenken, daß dieses Wasser nichts weniger als rein war. Wir wurden beauftragt, auch die anderen Zimmer mit Tekko zu versehen. —" Dieses Erzeugnis stammt keineswegs etwa aus dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten, sondern es ist ein echtes einheimisches Fabrikat aus der Salubratapeten-Fabrik A.-G. (Abt. 10r) in Grenzach (Baden), aus derselben Fabrik, die man vielerorts schon sehr gut kennt, weil sie, sobald es gewünscht wird, jedem Interessenten belehrende Literatur über Raumausstattung mit Raumbeispielen nach Entwürfen erster Künstler kostenlos zusendet.

Allgemeine Notizen.

Die dritte Amerika-Studienreise des Internationalen Verkehrsbüros des Leipziger Meßamts und des Norddeutschen Lloyd findet dieses Jahr vom 13. April bis zum 7. Juni statt. Die Ausfahrt beginnt mit dem prächtigen Doppelschraubendampfer „Bremen“ in Bremen, wo auch die Rückreise endet. Bei der Zusammenstellung des Programms war auch für diese Reise der Grundsatz maßgebend, an Beispielen von ausgesprochener Eigenart die Kenntnis der Arbeits- und Denkweise der Amerikaner zu vermitteln, wobei Licht- und Schattenseiten in gleicher Weise studiert werden sollen. Überanstrengungen werden vermieden. Die Teilnahme von Damen ist wie bei den vorhergegangenen beiden Reisen in Aussicht genommen. Die Kosten der Reise schließen alles aufs denkbar beste ein, nur rein persönliche Ausgaben nicht. Sie betragen von der Abfahrt von Bremen bis zur Ankunft in Bremen, also für 56 Reisetage 4380 RM., von denen 1000 RM. gleichzeitig mit der Anmeldung, der Rest spätestens am 1. April d. J. zu zahlen sind. Für die Reiseteilnehmer sind die zur Einreise nach Amerika nötigen Formalitäten auf ein Minimum eingeschränkt worden. Die Teilnehmerzahl ist beschränkt. Deshalb ist baldige Anmeldung beim Internationalen Verkehrsbüro des Meßamts in Leipzig, Markt 4 zu empfehlen.

Einen neuen Schnelldienst nach Südafrika haben die im deutschen Afrikadienst zusammengeschlossenen Reedereien (Woermann Linie, Deutsche Ost-Afrika Linie, Hamburg-Amerika Linie, Hamburg-Bremer Afrika-Linie) mit dem Hapagdampfer „Toledo“ eröffnet. „Toledo“ fährt von Hamburg über Southampton und Madeira direkt nach Kapstadt, also ohne die von den übrigen Afrika-Linien angelaufenen Zwischenhäfen zu berühren. Dadurch wird die Reisedauer nach Kapstadt um 7 Tage auf 21 Tage gekürzt. Dampfer „Toledo“ besitzt eine erste Klasse mit 120 Plätzen und eine dritte mit 180.

Ein Preisausschreiben für Musikfreunde veranstaltet der Verband deutscher Klavierhändler. Dasselbe ist offen für jeden Reichs- und Auslandsdeutschen. Die Arbeiten können in Prosa oder Versen, kurz oder lang sein, sollen jedoch das Ausmaß von 400 Druckzeilen zu je 14 Silben nicht überschreiten. Eine Sentenz, ein Ausspruch, ein treffender Zweizeiler haben ebenso Aussicht auf Preise, wie Feuilletons, solange letztere nicht theo-

retischer Art, sondern gemeinverständlich und volkstümlich sind. Namentlich kommen Erzählungen und Novellen in Betracht. Bestimmend für die Preisrichter wird lediglich zweckentsprechender literarischer Wert sein. Als Preise sind ausgesetzt: 1. Preis: 1 Stutzflügel von C. Bechstein, Berlin (Wert 3600 RM.); 2. Preis: 1 Weltflügel von Gebr. Niendorf, Luckenwalde (Wert 2400 RM.); 3. Preis: 1 Piano von der Kaim-Pianofortefabrik A. G., Kirchheim-Teck (Wert 1750 RM.); 4. Preis: 1 Pianino von Schiedmayer-Pianofortefabrik (vorm. J. & P. Schiedmayer), Stuttgart (Wert 1700 RM.); 5. Preis: 1 Pianino von Franke-Sponnagel, Liegnitz (Wert 1350 RM.); 6. Preis: 1 Höpfner-Pianino von A. Jaschinsky, Berlin (Wert 1200 RM.); 7. Preis: 1 Harmonium von Emil Müller, Werdau (Wert 500 RM.); ferner 10 Geldpreise zu je 100 RM. und 10 Geldpreise zu je 50 RM. Einsendungen sind spätestens bis zum 15. Mai d. J. an den Verband Deutscher Klavierhändler e. V., Dresden-A. 1, Johann-Georgenallee 9 zu richten, von dem auch die näheren Bedingungen erhältlich sind.

Das achtzehnte Deutsche Bundesschießen vom 11. bis zum 24. Juli d. J. in seinen Mauern zu beherbergen, hat dieses Jahr München den Vorzug. Eine große Schar von Schützen aus allen Herren Ländern, auch aus Amerika, werden zum Bundesschießen nach München kommen. Um eine reibungslose Abwicklung des Schießbetriebes zu ermöglichen, werden auf der Theresienwiese, dem Platz der Oktoberfeste, große Bauten errichtet werden. Die Schützenstände werden sich auf eine Länge von 300 m erstrecken. Es sind 189 vorgesehen, und zwar 64 für Feldscheiben, 85 für Standpunktscheiben, 4 für Jagdscheiben, 24 für Kleinkaliberscheiben und 12 für Pistolen. Auch mehrere Bierhallen werden erbaut werden.

Ein großes internationales Skat-Turnier mit Skatmeisterschaftstitel von Deutschland für den besten Skater im Ausscheidungskampf wird gelegentlich des Altenburger Waldfestes im Monat Mai dieses Jahres in der Skatstadt Altenburg stattfinden. Künstler sind bereits dabei, den Tagen ein festliches Gepräge zu geben. Aus diesem Anlaß wird das im Verlag von J. J. Weber in Leipzig erschienene, alles umfassende Skatlehrbuch „Die Kunst des Skatspiels" von Arthur Schubert, des Herausgebers der Neuen Allgemeinen Deutschen Skatordnung, erneut empfohlen. Preis in Pappe gebunden 2 RM. 65, in Leinen gebunden 3 RM.

Illustrirte Zeitung



AN DER STIFTSKIRCHE IN STUTTGART

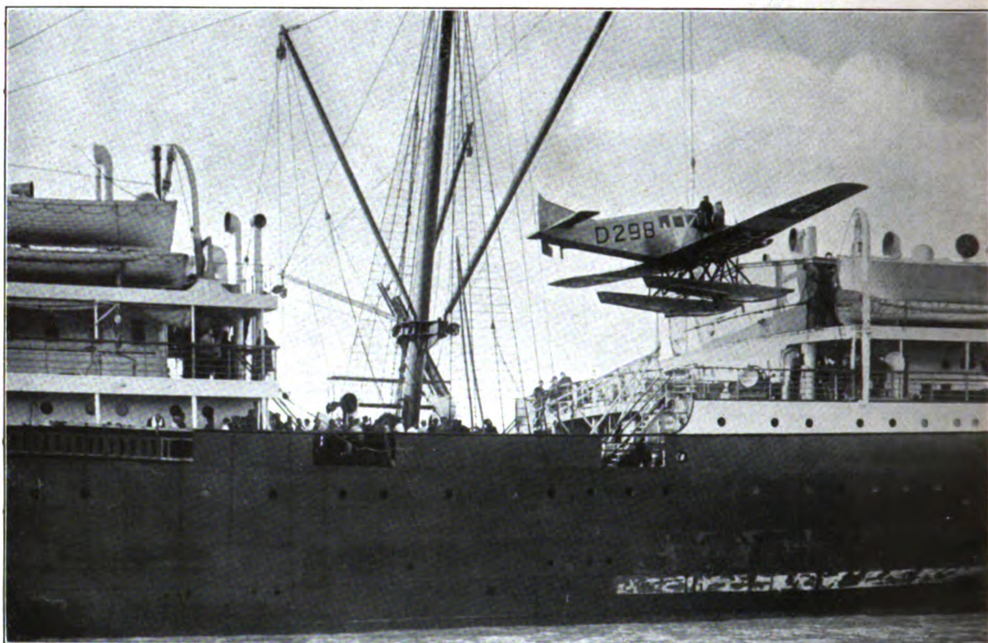
NACH EINER RADIERUNG VON PAUL GEISSLER AUS DEM VERLAG LUDWIG MÖLLER, LÜBECK





Von der Besichtigung der Garnison Potsdam durch den Chef der Heeresleitung, General Heye (×), am 19. Februar: Der Vorbeimarsch der Truppen. — Rechts oben: Vom Internationalen Reit- und Fahrturnier in der Neuen Autohalle am Kaiserdamm in Berlin, das am 17. Februar seinen Anfang nahm: Die Bewerberinnen um den Preis von Pyrmont stellen sich vor.





Ausrüstung eines Passagierdampfers mit einem Flugzeug: Die Verladung des Junkers-Wasserflugzeugs an Bord des Lloyddampfers „Lützow", bei dessen Gesellschaftsfahrten nach dem Mittelmeer und Orient es für Rundflüge (mit fünf Passagieren) über sehenswerte Landgebiete verwendet werden soll.

Links Mitte: Vom deutschen Länder-Skiwettkampf in Hofgastein (Salzburg) am 15. Februar: Die Eröffnung durch einen glänzenden Dreisprung der Hofgasteiner Meister Mayrl, Buchmayr und Dosenberger.





Links: Vom Fußball-Städtekampf Berlin-Paris in Berlin am 20. Februar, bei dem die Berliner Mannschaft mit 5:1 siegte: Begrüßung der Pariser Gäste auf dem Kampfplatz. — Rechts: Von der Winterfahrt für Motorwagen und -räder in Garmisch-Partenkirchen, veranstaltet am 19. und 20. Februar von dem Bayerischen Automobil-Club und dem Bayerischen Motorrad-Club: Während des Eisrennens der Krafträder mit Beiwagen auf dem Eibsee. (Phot. B. Johannes, Garmisch.)

KRIMINALPSYCHOLOGIE UND PSYCHOANALYSE

VON LANDGERICHTSDIREKTOR DR. ALBERT HELLWIG

Die Kriminalpsychologie als Lehre vom Seelenleben der Verbrecher macht den Versuch, aus der Persönlichkeit des Verbrechers heraus die Entstehung des Verbrechens zu erklären. Das konkrete Verbrechen ist wie jede andere menschliche Handlung das Endglied einer längeren oder kürzeren Kausalkette; es ist das notwendige Endergebnis einer Reihe von Ursachen. Bei einer vereinfachenden Betrachtungsweise, wie sie im allgemeinen üblich und wohl im großen und ganzen auch zweckmäßig ist, pflegt man unter den verschiedenen Ursachen, die im gegebenen Fall in Frage kommen, eine Auswahl zu treffen und den Faktor, der allem Anschein nach die wichtigste Rolle bei der Entstehung dieses bestimmten Verbrechens gespielt hat, allein als Ursache zu bezeichnen und herauszuheben.

Die psychologische Betrachtungsweise des Verbrechens ist auch seit langem schon in unsere Strafrechtspflege eingezogen. Wir Strafrichter begnügen uns seit langem nicht mehr damit, festzustellen, ob die Handlung, die dem Angeklagten vorgeworfen wird, objektiv sich als eine strafbare Handlung darstellt, und ob der Täter vorsätzlich oder fahrlässig gehandelt hat, sondern wir suchen darüber hinaus auch, soweit das in der uns zur Verhandlung zur Verfügung stehenden, karg bemessenen Zeit und mit den uns zu Gebote stehenden Mitteln möglich ist, wenigstens etwas tiefer in die Entstehungsgeschichte des Verbrechens und in die Analyse der verbrecherischen Persönlichkeit einzudringen. Wir suchen insbesondere in jedem Fall uns Klarheit zu verschaffen über das Motiv, das den Täter bei der Begehung des Verbrechens beherrscht hat.

Wir haben dabei aber die Erfahrung gemacht, daß es keineswegs leicht und einfach ist, das wahre Motiv eines Verbrechens zu erkennen. Es gibt Verbrechen, bei denen nicht das im allgemeinen bei Verbrechen dieser Art maßgebende Motiv wirksam gewesen ist, sondern ein völlig anderes, das, wenn nicht der Täter uns offen Rede und Antwort steht über die Motive seiner Handlungsweise, nur durch einen Zufall von uns erkannt werden kann. So kommt es vor, daß Vergewaltigungen oder andere Sittlichkeitsverbrechen nicht aus dem Motiv der Geilheit und Diebstähle nicht aus dem Motiv des Eigennutzes heraus begangen werden, sondern z. B. aus den mannigfachsten abergläubischen Motiven. Mitunter kann eine Handlung, die dem Anschein nach auf höchst eigennützige Motive zurückzuführen ist, in Wirklichkeit durchaus altruistischen Motiven entsprungen sein. Und auch das Umgekehrte kann natürlich der Fall sein.

Aber hiermit sind die Schwierigkeiten, in das Innere des Verbrechers einzudringen, bei weitem noch nicht zu Ende. Sie beginnen hier eigentlich erst. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die Verbrecher selbst über die eigentlichen Triebfedern ihrer Handlungsweise sich oft auch nicht entfernt im klaren sind. Wenn ein Angeklagter uns sagt — und das kommt gelegentlich vor — er wisse selbst nicht, wie er zu der Tat gekommen sei, so passiert es ihm gar leicht, daß ihm dies nicht geglaubt wird. Manchmal sicherlich mit Recht; in anderen Fällen aber zweifellos auch unberechtigterweise. Denn das kann als ganz zweifelsfrei bezeichnet werden, daß viele Menschen — und das gilt keineswegs etwa nur für Verbrecher und für verbrecherische Taten — über die eigentlichen Gründe, die sie zu einer bestimmten Handlungsweise in maßgebender Weise beeinflußt haben, sich nicht klar sind. Sie werden, wenn man sie danach fragt, und wenn sie offen Auskunft geben, im besten Glauben irgendein Motiv angeben, das ihnen bewußt geworden ist, und das auch in einem gewissen Zusammenhang zu ihrer Tat steht; sie werden aber auch beim besten Willen nicht imstande sein, jene tieferliegenden Beweggründe anzugeben, die ihnen nicht zum Bewußtsein gekommen sind, die erst durch eine eingehende und vorsichtige psychologische Analyse erkannt werden können.

In einem Fall, den ich vor Jahren einmal eingehend dargestellt habe, läßt es sich beispielsweise zeigen, daß ein Mord, dessen sich ein Jugendlicher schuldig gemacht hatte, im wesentlichen auf die Suggestionen zurückzuführen ist, die der jugendliche Mörder durch einen Schundfilm, den er kurz zuvor gesehen, in sich aufgenommen hatte. Dabei ist zu beachten, daß der Jugendliche selbst sich nicht etwa auf die Anregung durch den Schundfilm berufen hatte, daß vielmehr erst eine genaue psychologische Zergliederung des Tatbestandes zu der Einsicht führte, daß dieser Kausalzusammenhang aller Wahrscheinlichkeit nach vorlag. Die Fälle, in denen sich die Jugendlichen selbst auf den schädlichen Einfluß von Schundfilm oder Schundliteratur berufen, sind eigentlich immer verdächtig: für den zweifellos bestehenden Einfluß von Schundfilm und Schundliteratur als Verbrechensanreiz sind nicht diese Fälle maßgebend und entscheidend, sondern jene, in denen Jugendliche sich nicht durch Berufung hierauf eine mildere Beurteilung ihrer Tat sichern möchten, in denen vielmehr erst die kriminalpsychologische Untersuchung und Wertung ergibt, daß ein solcher Zusammenhang als gegeben angenommen werden muß.

Wenn man einen Menschen wirklich kennenlernen und sich ein zutreffendes Bild davon machen will, wie er zu dem betreffenden Verbrechen gekommen ist, so muß man, wie der schwedische Kriminalpsychologe Bjerre mit Recht in seinen ausgezeichneten Studien zur Psychologie des Mordes ausführt, weniger auf den Inhalt seiner Worte, auch nicht auf den Ausdruck seiner bewußten Gefühle lauschen, sondern auf den Inhalt seines unbewußten Seelenlebens. Man wird dann fast ausnahmslos finden, daß das, was ein Verbrecher in seinem Herzen als selbstverständlich für alle anderen annimmt, ein ganz unmittelbarer Ausdruck für seine eigenen innersten Eigenschaften ist. Auch die Beobachtung seines äußerlichen Verhaltens beim Gespräch, mag es beabsichtigt oder unbewußt sein, gibt wertvolle Winke.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß eine Kriminalpsychologie, die sich mit der Beurteilung der bewußten Motive begnügt, in die Tiefe nicht vordringen kann. Hier einzusetzen und zum unbewußten Seelenleben der Verbrecher vorzudringen, das ist die große, noch zu lösende Aufgabe der Kriminalpsychologie der Zukunft. Es ist erfreulich und dankenswert, daß Wulffen in seiner vortrefflichen „Kriminalpsychologie", die er uns kürzlich geschenkt hat, schon vielfach fruchtbare Ansätze macht, um zu einer solchen Betrachtungsweise vorzudringen.

Daß von diesem Standpunkt aus die Psychoanalyse als Arbeitsmethode willkommen ist, darf als selbstverständlich bezeichnet werden. Auf ihre Bedeutung für die Kriminalpsychologie hat schon vor Jahren ein psychologisch besonders gründlich geschulter Jurist, der Marburger Landgerichtsrat und Professor Dr. Mezger, kurz hingewiesen. Und in neuester Zeit haben sich Herbertz, Lungwitz und Kohl warm für sie eingesetzt, während andererseits der Freiburger Psychiater Professor Friedländer und der Bonner Psychiater Professor Hübner vor der Verwendung der Psychoanalyse gewarnt haben.

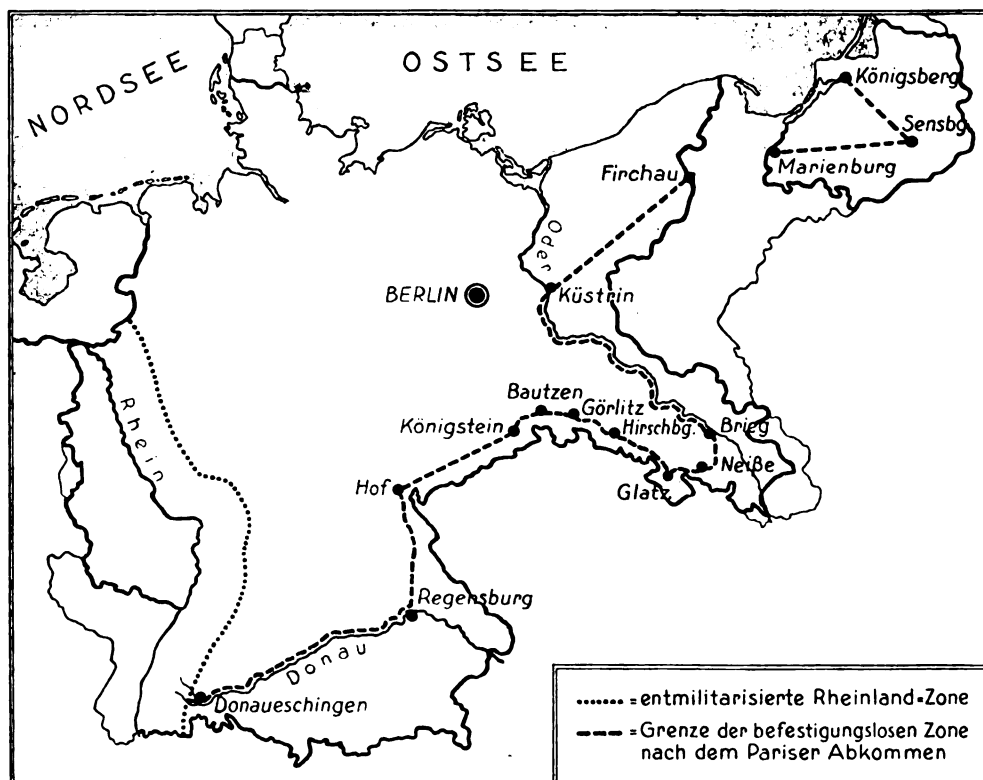
Es ist zuzugeben, daß die Psychoanalyse aus verschiedenen Gründen noch nicht reif genug ist, um im konkreten Strafverfahren zur Anwendung zu kommen; und es muß ferner darauf hingewiesen werden, daß ein Eintreten für die psychoanalytische Methode keineswegs gleichbedeutend ist mit dem Anerkennen aller Hypothesen Freuds und seiner Schüler über die Deutung des Unbewußten. Wenn man aber ein Buch wie das 1925 erschienene Buch von Reik über „Geständniszwang und Strafbedürfnis. Probleme der Psychoanalyse und Kriminologie" durcharbeitet, dann kann man sich doch nicht des Eindrucks erwehren, daß gründliche und systematische Erforschung des Unbewußten, wie sie die Psychoanalyse betreibt, unsere Erkenntnis vom Seelenleben des Verbrechers außerordentlich erweitern kann, daß es nur auf diese Weise möglich ist, überhaupt eine Erklärung für manche Verbrechen, die sonst der Deutung spotten, zu erhalten.

Eignet sich die Psychoanalyse auch noch nicht zur Verwendung in der forensischen Praxis, so wird die Kriminalpsychologie sie doch nicht entbehren können. Nur die Psychoanalyse wird uns auch über die Grundfrage aller Kriminalpsychologie, über das Verbrecherische im ehrlichen und anständigen Menschen, über die Gleichung von Verbrecher und Nichtverbrecher befriedigende Auskunft zu geben vermögen.

DIE OSTFESTUNGEN

VON OBERST A. D. VON OERTZEN

Bei dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund waren zwei Fragen der Entwaffnung ungelöst geblieben: die Kriegsmaterialfrage und die Frage der Ostfestungen. Beide sind mit Ablauf des Januar erledigt worden. — Der Artikel 180 des Versailler Vertrags bestimmte, daß das System der deutschen Befestigungen an der Ost- und Südgrenze des Reiches in seinem gegenwärtigen Zustande zu bleiben hätte. Da man in Versailles ablehnte, den Schutz eines völlig zu entwaffnenden Deutschlands zu übernehmen, billigte man ihm ein kleines Heer zu und ließ ihm die Ost- und Südfestungen. Im Laufe der Jahre hat die Interalliierte Militärkontrollkommission das damals Zugesagte soviel als möglich einzuschränken versucht — auch auf dem Gebiet der uns belassenen Befestigungen. Im Londoner Ultimatum nahm man den Festungen ihre gesamte Ausrüstung an Artillerie, an Infanteriewaffen (Maschinengewehren usw.), an Pioniergerät und anderen zur Verteidigung der Waffenplätze nötigen Dingen. Jetzt ging der Streit darum, ob die deutsche Regierung das Recht habe, die Befestigungen instand zu halten und der fortschreitenden Waffenwirkung gegenüber anzupassen. Die deutsche Regierung leitete aus dem Artikel 180 des Versailler Vertrags das Recht dazu ab und hat auf der Front Königsberg—Glogau 88 Unterstände, in denen 704 Mann untertreten können, errichtet — die Gegenseite aber, gestützt auf Gutachten der Interalliierten Militärkommission in Versailles, bestritt dies. Nun hat man in Paris auf Kosten Deutschlands einen Vergleich geschlossen. — Deutschland muß 34 Unterstände von den 88 schleifen, und zwar im allgemeinen die, die den Grenzen zugekehrt sind. Alle aus vergänglichem Material (Holz, gestampfter Erde, Ziegel) bestehenden Anlagen dürfen durch Beton oder Mauerwerk ersetzt werden. — Deutschlands Verteidigungsfähigkeit im Osten ist dann noch dadurch wesentlich herabgesetzt worden, daß an der Grenze eine Zone geschaffen wurde, in der keine Befestigungen angelegt werden dürfen. Diese Zone wird begrenzt einmal durch die Reichsgrenze und ferner durch folgende Linien: in Ostpreußen: gerade Linien von Königsberg bis nach Sensburg, von Sensburg nach Marienburg. Dabei ist der Artikel 196 des Versailler Vertrags zu beachten, der Deutschland vorschreibt, mit seinen Befestigungen 50 km von der Küste fernzubleiben. Im übrigen Deutschland: gerade Linie von dem Punkte an, wo die Eisenbahnlinie Dirschau—Konitz—Schneidemühl—Küstrin auf deutsches Gebiet stößt, bis nach Küstrin. Das linke Oderufer von Küstrin bis nach Brieg, die Eisenbahnlinie Brieg—Neiße—Kamenz—Glatz—Waldenburg—Görlitz—Bautzen—Pirna nach Königstein, eine Linie von Königstein bis nach Hof, die Eisenbahnlinie Hof—Neustadt—Regensburg, das linke Donau-Ufer von Regensburg bis nach Donaueschingen, die Eisenbahnlinie von Donaueschingen bis Neustadt, wo die Linie die demilitarisierte Rheinlandzone erreicht. Damit ist auch im Osten und Süden Deutschlands — wie schon im Westen — die Verteidigungslinie weit in das Land hinein zurückverlegt. Ostpreußen liegt fast ganz in der entfestigten Zone. Hierdurch ist Deutschland eine neue über die Bestimmungen des Versailler Vertrags hinausgehende Auflage gemacht und seine Widerstandsfähigkeit gegen Einbruch an seinen Grenzen herabgesetzt. Von der Gleichberechtigung aller im Völkerbunde vertretenen Völker zeigt das Pariser Abkommen keine Spur.



Die Beschränkungen der Landesverteidigung Deutschlands durch den Versailler Friedensvertrag (Rheinlandzone) und das Pariser Abkommen (Grenzfestungen im Osten).





Links: Wiederaufleben eines alten Tiroler Faschingsbrauchs: Der Umzug der „Schellenschlager“ mit dem Hochzeitsschlitten in Matrei (Bez. Innsbruck) am 20. Februar. Der Umzug, der seit dem Jahr 1884 zum erstenmal wieder veranstaltet wurde, besteht aus den mit alten Holzschnitzmasken versehenen Schellenschlagern, dem Brautpaar, dem Bärentreiber, dem Waldmenschen usw. — Rechts: Eine Galerie seltsamer Schreckgestalten: Zur Ausbesserung aufgestellte Wachsfiguren von Berühmtheiten aller Zeiten aus dem gegen Ende des 19. Jahrhunderts gegründeten Museum Tussaud in London, das vor zwei Jahren durch eine Feuersbrunst fast völlig zerstört wurde.

TAGESGESCHICHTE

Die Truppenbesichtigung in Potsdam durch den Chef der Heeresleitung, General Heye, am 19. Februar war die erste Parade im Lustgarten seit dem Jahre 1914. Nach Abschreiten der Front begrüßte General Heye die Potsdamer Garnison mit einer Ansprache, auf die der Vorbeimarsch der Truppen folgte.

Zum Andenken an den vor 100 Jahren verstorbenen großen Erzieher Pestalozzi fand am 17. Februar in Brugg (Aargau) die offizielle Jahrhundertfeier der Schweizerischen Eidgenossenschaft statt. In zahlreichen Ansprachen würdigten die Vertreter der Schweiz und des Auslandes das Wirken und die bahnbrechenden Ideen Pestalozzis. Am Nachmittag schloß sich eine Feier am Grabe Pestalozzis an, das sich an der Rückwand des Volksschulhauses in Birr, nahe seiner Wirkungsstätte Neuhof, befindet.

Aus Anlaß des 250. Todestages des großen Philosophen Baruch Spinoza wurde am 21. Februar in der Neuen Kirche im Haag, dem Sterbeort des Philosophen, eine Gedenkplatte auf seinem Grab enthüllt; Carp (Haag), der Vorsitzende der Spinoza-Vereinigung, hielt die Weiherede. Am folgenden Tage begann der Spinoza-Kongreß, an dem sich etwa 50 in- und ausländische Gelehrte beteiligten. — Spinoza, der ein schweres, vielverfolgtes Leben geführt hat, lehrte, von den Schriften Descartes' ausgehend, einen Pantheismus, in dessen Mittelpunkt die mit unendlichen Attributen ausgestattete, unendliche Substanz (Gott) steht.

Am 19. Februar verstarb in Kopenhagen der dänische Philosoph und Schriftsteller Georg Brandes (geb. am 4. Februar 1842). Brandes, der zahlreiche philosophische, literaturwissenschaftliche und auch politische Schriften verfaßt hat, ist in Deutschland besonders durch sein Eintreten für die Philosopie Friedrich Nietzsches und durch das Werk „Die Hauptströmungen in der Literatur des 19. Jahrhunderts“ bekannt geworden.

Das Internationale Fahr- und Reitturnier in der Neuen Autohalle am Kaiserdamm in Berlin, das am 24. Februar zu Ende ging, zeigte ein vorzügliches Pferdematerial und hervorragende Leistungen. So wurde im Hochspringen mit 2,06 m ein neuer deutscher Rekord aufgestellt.

Im Poststadion zu Berlin ging am 20. Februar vor mehr als 30000 Zuschauern das Fußball-Städtetreffen Berlin-Paris vor sich. Von vornherein zeigte sich die Berliner Elf als die überlegenere Mannschaft. Ihr Sieg 5:1 bedeutete deshalb keine Überraschung.

Die erste große automobilsportliche Veranstaltung des Jahres bildete die Winterfahrt des Bayerischen Automobil-Clubs und des Bayerischen Motorrad-Clubs in Garmisch-Partenkirchen am 19. und 20. Februar. Unter den verschiedenen Wettfahrten erregte das Eisrennen auf dem Eibsee besonderes Aufsehen.

In Hofgastein (Salzburg) kam am 15. Februar der Deutsche Länder-Skiwettkampf zum Austrag. 49 Meister waren dazu erschienen, unter ihnen die besten vier deutschen Meister sowie der Meister der Tschechoslowakei und von Cortina. Als Sieger ging Rudolf Burkhart (Sachsen) hervor. Unter den Mannschaften wurde die des Bayerischen Skiverbandes erste.



Der unlängst in Betrieb genommene Rundfunksender für Tirol: Das Sendehaus des „Innsbrucker Senders“ in Aldrans bei Innsbruck mit der Karwendelkette im Hintergrund.



Geheimrat Dr. Max Planck, Universitätsprofessor in Berlin, dem für seine Verdienste auf dem Gebiete der Physik die alle 3 bis 4 Jahre zur Verteilung gelangende Lorentz-Medaille von der Königlich Niederländischen Akademie der Wissenschaften verliehen wurde.



Von der Gedenkfeier für den großen Erzieher Pestalozzi an seinem Grabe auf dem Friedhof in Birr (Schweiz) am 17. Februar, seinem 100. Todestag: Während der Gedächtnisrede des aargauischen Erziehungsdirektors Regierungsrat Studler (×).



Georg Brandes, weithin bekannter dänischer Schriftsteller, Verfasser von ästhetischen, politischen und besonders literaturkritischen Schriften, die auf die neuere skandinavische Dichtung spürbaren Einfluß ausübten, † im Alter von 85 Jahren am 19. Februar in Kopenhagen.





Eine Schnell-Reinigungsanlage für Eisenbahnwagen in Paris: Links: Einfahren eines ganzen Zuges in die Reinigungsmaschine, wo Wagen für Wagen gesäubert wird. Rechts oben: Die in Umdrehung befindlichen Putzlappen-Walzen der Reinigungsvorrichtung. Die Anlage besteht aus einem kleinen Tunnel; in diesem befinden sich rechts und links mehrere mit Putzlappen besetzte Zylinder, die, in Umdrehung versetzt und dauernd mit Wasser getränkt, die Säuberung selbständig vornehmen.





Zum 800-Jahr-Jubiläum einer alten deutschen Kulturstätte: Die Überreste des im Jahre 1127 gegründeten Zisterzienserklosters Walkenried am Südharz (Kreis Blankenburg): Links: Der Kreuzgang des Klosters, vom Garten aus gesehen. Rechts: Chor und nördliches Seitenschiff der Klosterkirche. (Phot. E. Bissinger, Erfurt.)





Zur 250. Wiederkehr des Tages, an dem der Philosoph Baruch Spinoza im Haag (Holland) gestorben ist: Links: Die Vertreter der Spinoza-Vereinigung bei der Enthüllung einer Gedenkplatte auf dem Grabe Spinozas im Haag am 21. Februar. Im Oval: Bildnis Spinozas (geboren am 24. November 1632 in Amsterdam, gestorben am 21. Februar 1677 im Haag).



Bierabend bei Reichspräsident v. Hindenburg am 18. Februar. . Zeichn

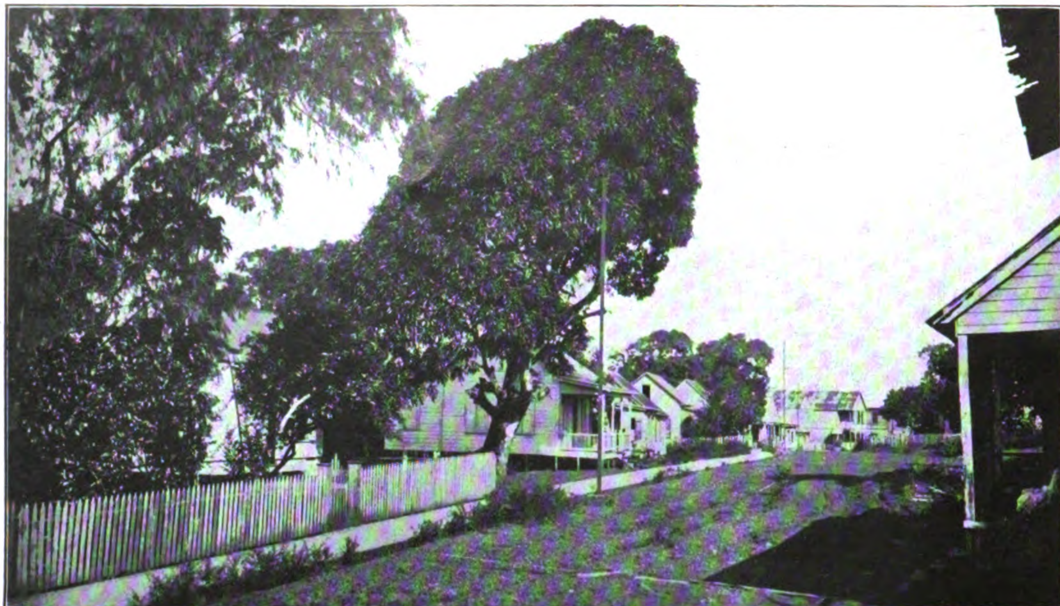
Der Bierabend, zu dem Reichspräsident v. Hindenburg für den 18. Februar Einladungen hatte ergehen lassen, vereinigte die führenden Persönlichkeiten des politischen, wi
leitung, der Chef der Marineleitung, die Staatssekretäre des Reichs und P



ng von dem Sonderzeichner der „Illustrirten Zeitung" Martin Frost.

chaftlichen und künstlerischen Lebens der Reichshauptstadt. Es waren neben anderen die in Berlin weilenden Reichs- und preußischen Staatsminister, der Chef der Heeres-
ußens, die Ministerialdirektoren der Reichsministerien u. a. m. erschienen.

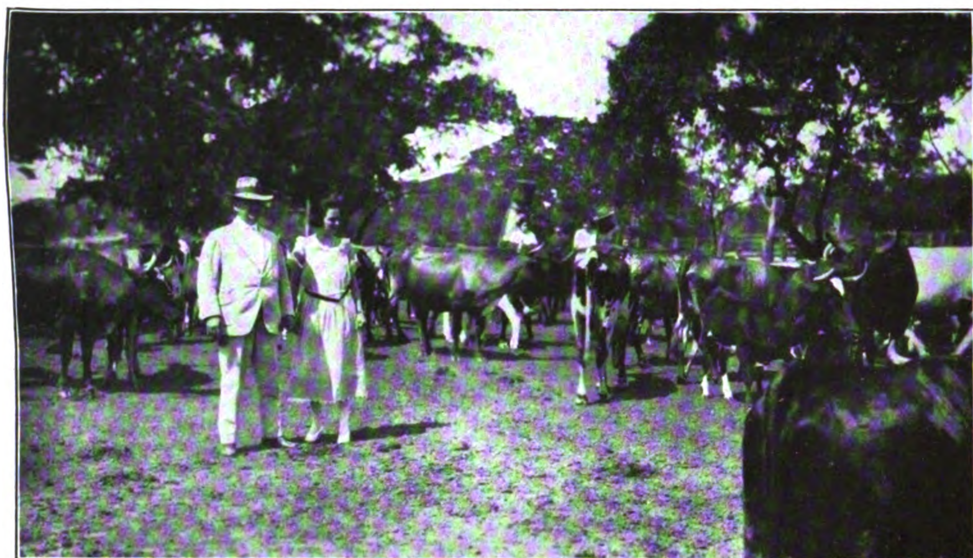
Nikaragua
vor dem Ende seiner Selbständigkeit?



Straße mit transportablen Holzhäusern in Corinto, dem Haupthafenplatz Nikaraguas am Stillen Ozean.

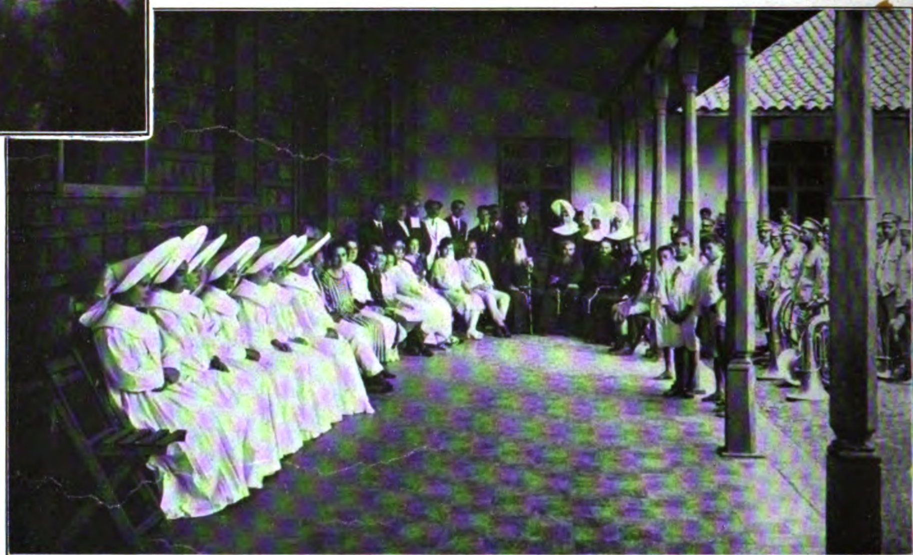


Der Nationalpalast in Managua, der Hauptstadt Nikaraguas.



Auf einer großen Rinderfarm bei Managua.

Nicht ganz unerwartet durchflog die Welt die Kunde, daß das Staatsdepartement der Vereinigten Staaten von Amerika beschlossen habe, über Nikaragua ein Protektorat der Union zu errichten. Dies bedeutet die Verfolgung eines Zieles, das den Machthabern in Washington schon lange vorschwebt. Man will, nachdem man die spanischen Besitzungen Kuba und Portoriko in seinen Besitz gebracht hat, den Machteinfluß über die Länder zwischen dem Golf von Mexiko und dem Stillen Ozean ausdehnen, angeblich zum Schutze des Panamakanals. Einen Vorwand, in die innerpolitischen Verhältnisse Nikaraguas unter dem Schutze von Kriegsschiffen und Landungstruppen einzugreifen, gab der Aufstand Dr. Sacasas und seiner Anhänger gegen die Regierung Diaz, durch den das Kapital nordamerikanischer Bürger sowie die Verträge über den Bau eines Nikaragua-Kanals gefährdet sein sollten. Da sich Präsident Diaz durch die Erfolge der Aufständischen in eine gefährliche Lage gedrängt sah, hat er Washington das Angebot des nordamerikanischen Protektorats über sein Land unterbreitet und ist so in offizieller Weise den Absichten der Union entgegengekommen. Es ist freilich zu erwarten, daß die Gegner Diaz' sowie die mittelamerikanischen Staaten mit Einschluß Mexikos gegen ein solches Protektorat den lebhaftesten Einspruch erheben. — Nikaragua, ein Land von 127 343 qkm Fläche und 638119 Einwohnern, davon etwa 107 000 Weiße (1920), hat tropisches Klima, in dem vor allem der Kaffee, der Hauptausfuhrartikel der Republik, vortrefflich gedeiht. Neben dem weiteren Anbau von Zuckerrohr, Kakao, Reis usw. bildet die Rinderzucht eine erhebliche Erwerbsquelle. Die Bergwerke sind meist im Besitz von amerikanischen Gesellschaften, die Industrie ist wenig entwickelt.



Schwestern des streng katholischen Hospitals Managua bei einer Festfeier.



Auf einer Kaffeeplantage.

Der Kaffee wird im Rohzustand auf der Erde auseinandergebreitet, damit er in der Sonne austrocknet, um dann gedroschen zu werden. Rechts Mann mit Schaufel, links ein anderer mit Dreschflegel.



Rechts nebenstehend:

Der Vulkan Mombacho in der Nähe von Granada am Ufer des Nikaragua-Sees.



Vorbereitungen zur Abwehr von Angriffen seitens der aufgehetzten Menge in Schanghai: Längs der Straße gezogene Drahtverhaue.



Rechts oben: Vom Vordringen der Kantontruppen gegen Schanghai: Feuerbereite kantonesische Artillerie in Stellung.





Flüchtlinge aus dem Kampfgebiet in der Provinz Kiangsu.

Im Oval: Von den Aufständen in Hankau: Unruhiger Pöbel beim Stürmen von Geschäftsläden.

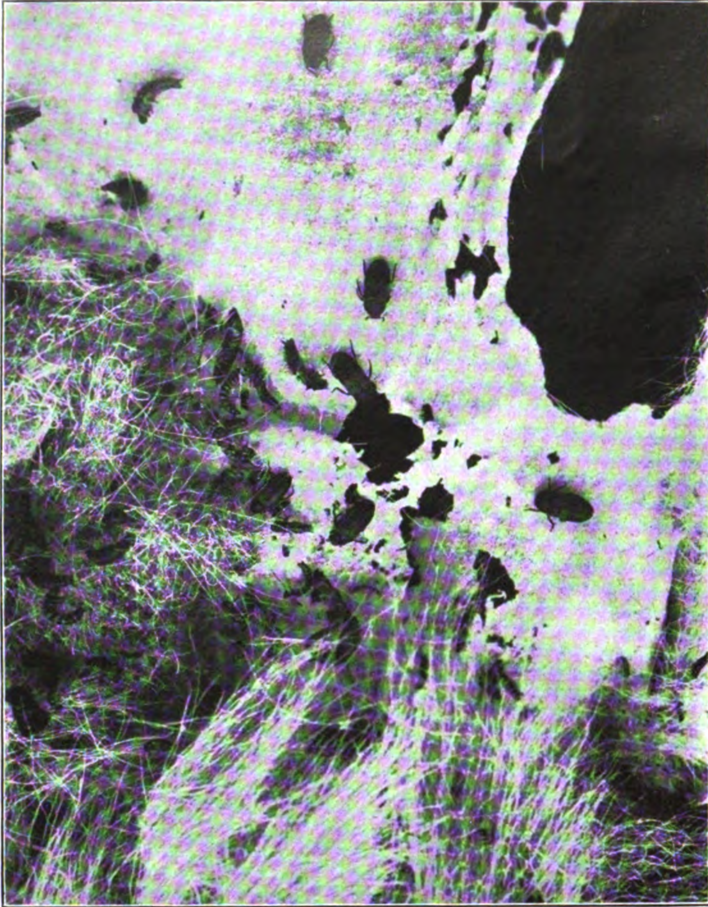




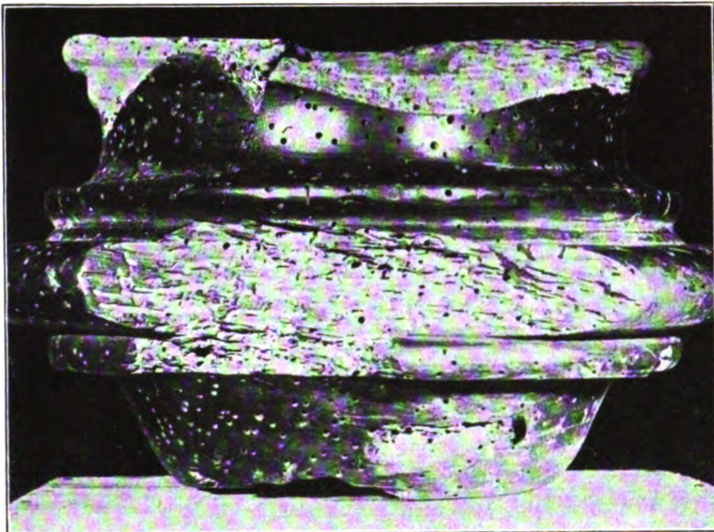
Links: Britische Truppenverstärkung für die Verteidigung Schanghais: Soldaten der 5. Batterie vom 2. Pandschab-Regiment (Indien) beim Einmarsch. — Rechts: Die chinesische Volksmenge vor den von britischen Marinetruppen errichteten Barrikaden in Hankau: Ein fanatischer Hetzer, Angehöriger der Kantonarmee, der sich entkleidet hat, sucht die britischen Matrosen durch Reden aufzureizen und sie zu veranlassen, ihn zu erstechen und damit zum Märtyrer zu machen.

DIE FORTDAUERNDEN AUFSTÄNDE UND KÄMPFE IN CHINA

Schädlinge des Haushalts



1. Enthaarung und Lochfraß eines Ziegenfells durch Speckkäfer und deren Larven.

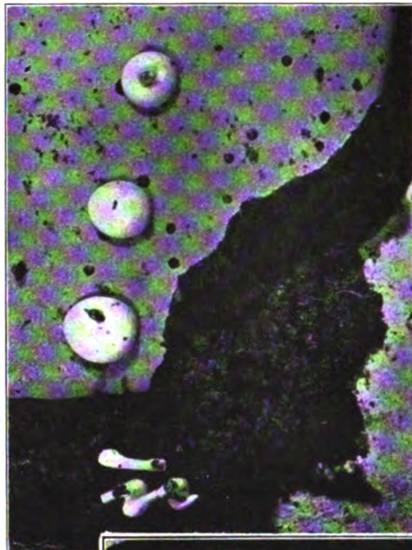


3. Gedrechselter, von Klopfkäfern zerfressener und brüchig gemachter Holzfuß mit zahllosen Fluglöchern und Bruchstellen.

Rechts nebenstehend: 5. Die durch leichten Druck auf die Oberfläche des unter 6 wiedergegebenen Honigkuchens eingefallene rechte untere Ecke mit Fluglöchern und Käfern. Die Abbildung gibt auch einen Blick in das zerfressene Innere des Kuchens.



2. Ein Werk der Mehlmotte: Verklumptes und versponnenes Mehl, das völlig wertlos ist.





4. Ein Stück Tapete mit Loch- und Schabefraß des Silberfischchens, eines ungeflügelten, in manchen Wohnungen vorkommenden Urinsekts.



6. Zeppelin kommt! Ein Künstler-Honigkuchen, der von Brotkäfern zu einer schwammigen Masse verarbeitet worden ist. (Vgl. hierzu Abbildung 5.)

Die städtischen sowohl als auch die ländlichen Haushaltungen werden von einer ganzen Reihe tierischer Schädlinge heimgesucht, deren große Masse von den Kerbtieren oder Insekten gestellt wird. Sehr verbreitet ist z. B. der Gemeine Speckkäfer, ein Tier von 7—9 mm Länge, ein Schädling, der in der Regel in einzelnen Stücken sichtbar wird, wenn er seine Verstecke verläßt und am hellen Tage etwa auf ein Fensterbrett gerät. Der schwarze, mit einer hellen Querbinde am Grunde der Flügeldecken geschmückte Käfer liebt geräuchertes Fleisch besonders und dringt deswegen in Räucher- und Speisekammern ein, wo das Weibchen seine Eier auf der begehrten Nahrung absetzt. Die aus den Eiern schlüpfenden Larven sind braunbehaart und nahezu doppelt so lang wie der Käfer. Auf Räucherwaren fressen die Larven an der Oberfläche. Sie schätzen aber auch Käse, Dörrfleisch, Vogelbälge, getrocknete Insekten und Pelzwerk. Schon manches Rauchwerk ist den hungrigen Larven zum Opfer gefallen. Sie fressen auf diesem die Haare ab und durchlöchern die Haut (Abb. 1). Meist vollenden Kleider- und Pelzmotten dann das Zerstörungswerk. Böden, auf denen alte Pelze aufbewahrt werden, oder unsauber gehaltene Taubenschläge sind die Brutherde des Schädlings.

Einen ständigen Kampf haben der Besitzer alter Möbel und der Sammler von Holzskulpturen mit den nur wenige Millimeter langen Klopfkäfern zu führen. Es sind das in der Hauptsache bräunlich gefärbte Wesen, die sich bei Berührung sofort totstellen. Sie heißen auch „Totenuhr“, weil sie in den von ihnen bewohnten Hölzern tickende Geräusche hervorrufen, die zu abergläubischen Vorstellungen Anlaß gegeben haben. Es dürfte kaum ein Dachgebält geben, in dem sie nicht hausten. Ist ein Möbelstück noch nicht besiedelt, so nagt sich das Weibchen von der Oberfläche aus ein Loch, um im Innern des Holzes Eier abzulegen. Sind aber bereits die bekannten kreisrunden Ausfluglöcher vorhanden, so benutzt das Tier eines von diesen, um in das Möbel einzudringen. Die Larven fressen im Innern des Holzes Gänge. Bei starker Besiedelung wird das ganze Material so von Gängen durchzogen, daß manchmal ein schwacher Druck von außen genügt, den Gegenstand zu zerbröckeln oder in Staub zerfallen zu lassen. Dabei ist äußerlich, mit Ausnahme der etwa vorhandenen Fluglöcher, von dem Verderben nichts zu bemerken. Nur das herausrieselnde Nagermehl verrät den heimlichen Feind. Der Jungkäfer nagt sich ein Loch, um die Freiheit zu gewinnen. Ein einziges befallenes Möbelstück kann die Ursache für erhebliche Beschädigungen ganzer Zimmereinrichtungen werden.

Ein naher Verwandter, der braune, 2—3 mm lange Brotbohrer ist ein kosmopolitisch verbreiteter Hausschädling, der in der Auswahl seiner Nahrung keineswegs wählerisch genannt werden kann. Er lebt zwar nicht im Holze, dafür aber in allen mehlhaltigen Vorräten. Seine Larve frißt mit besonderer Vorliebe im Innern von Brot, Zwieback, Pfeffer- und Honigkuchen (Abb. 5 und 6), entwickelt sich aber auch in Kakao, Graupen, Samen, Drogen, ja sogar in giftigen Substanzen wie Belladonna. In ledernen Gegenständen sucht er an geklebten Rändern den Leim auf und zerstört dabei ganze Partien des Leders. Bleibt sein Treiben ungestört, so vermehrt er sich zu großen Scharen. Auch er verläßt als Jungkäfer das Brutmaterial durch eine kreisrunde Ausflugöffnung, die aber kleiner ist als die des Klopfkäfers.

Besonders in vergangenen „Hamsterzeiten“ wurde ein Kleinschmetterling, die zu den sog. Zünslern gehörige Mehlmotte, zum Schrecken der Hausfrau. Auch dicht mit Glasstöpseln versehene Gefäße aus gleichem Stoff, in die man das kostbare Mehl für die äußerste Not hineingefüllt und dann beiseitegestellt hatte, erwiesen sich als nicht sicher gegen diesen Vorratsschädling. Und das aus dem einfachen Grunde, weil die winzigen Eier des Schmetterlings durch die feinsten Müllersiebe hindurchpassiert und so in den Mehlvorrat hineingelangt waren. Aus den Eiern waren weiße Raupen entstanden, die im Mehle fraßen und nach allen Richtungen Spinnfäden zogen, so daß schließlich das ganze Mehl in eine verklumpte, versponnene Masse (Abb. 2) verwandelt war, die für den Verbrauch zu Küchenzwecken in keiner Weise mehr verwertet werden konnte. Der Schmetterling selber hat graue Vorderflügel, die er beim Sitzen dachartig über die hellen Winterflügel legt. Wenn die verhältnismäßig große, fette Raupe erwachsen ist, wird sie unruhig und begibt sich auf die Suche nach einem geeigneten Verpuppungsort. Bei der Gelegenheit kriecht sie gelegentlich auch am Tag über den Fußboden und wird entdeckt.

Ein lichtscheuer Hausgenosse, das zierliche, etwa 1 cm lange, zu den Urinsekten gehörige, ungeflügelte Silberfischchen, möge den Reigen beschließen. Es zerstört nicht nur Bücherrücken, sondern nagt auch geleimte Tapeten und Bilder an (Abb. 4).

Prof. Dr. H. v. Lengerken, Berlin.

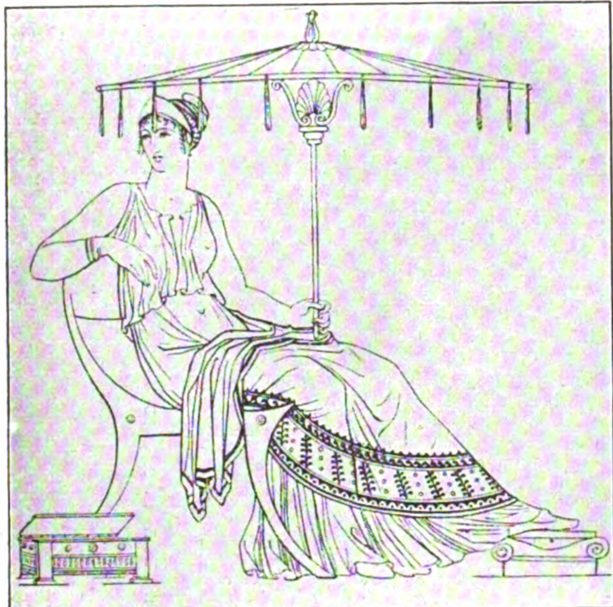


Frühling in Ägypten: Der Touristen-Pilgerzug auf der Straße von Luxor zum Grabe Tutanchamons, dem Magneten für das Reisepublikum aus aller Welt.

Zeichnung von Reginald Cleaver.

Den Hauptort für alle Besucher Ägyptens in der jetzigen Saison bildet noch immer die Stadt Luxor, von wo aus die Königsgräber, die weiter ihre Anziehungskraft ausüben, am leichtesten zu erreichen sind. Der Weg zur Grabstätte bietet gegenwärtig alltäglich ein buntes Bild: Neben Automobilen und leichten Wagen wird immer noch der altbewährte Esel, den die neue Zeit nicht verdrängen konnte, als Reisemittel bevorzugt. Mitten in dem wimmelnden Treiben ziehen die Einwohner in ihrer überkommenen Tracht zu Fuß, auf Eseln oder auch bisweilen auf Kamelen ihres Weges. Auf dem Nil behaupten sich neben dem modernen Dampfboot die eigenartigen Segelkähne aus vergangener Zeit und vermitteln den regen Verkehr von einem Stromufer zum anderen.

Aus der Geschichte des Schirmes.



Griechin mit Sonnenschirm.



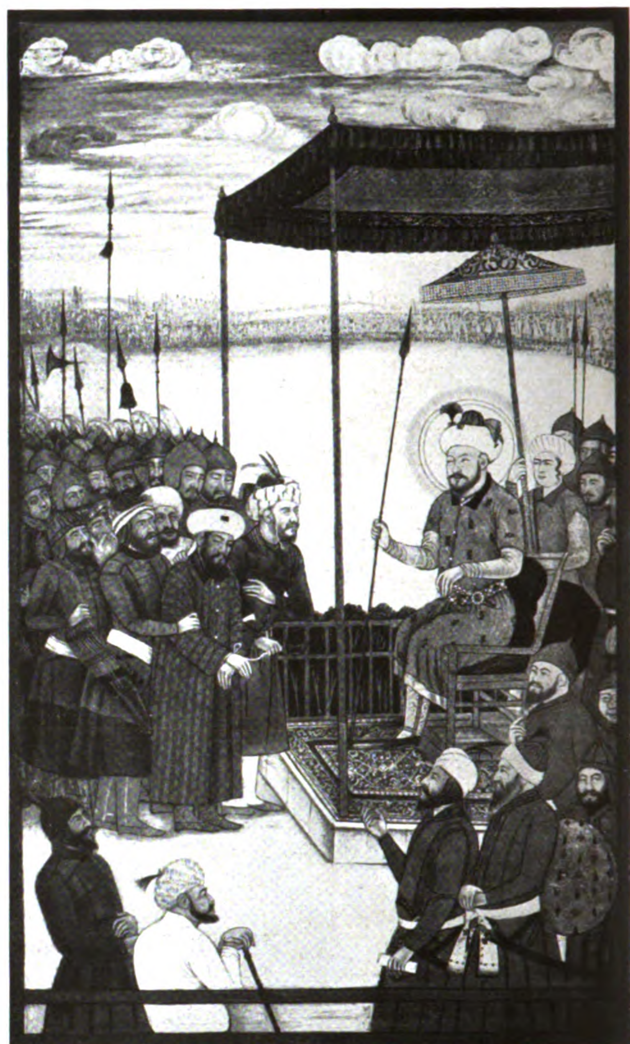
Päpstlicher Prunkschirm auf dem Konzil zu Konstanz (1414).

Der Schirm ist ein Kind des Fernen Ostens. Ursprünglich war er nichts anderes als ein großes, Schatten spendendes Blatt. So ist er verwandt mit dem Fächer. Schirm und Fächer dienten dazu, die Strahlen der sengenden Sonne abzuhalten. Ehemals waren beide Geräte starr, aber schon im 9. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung finden wir zusammenlegbare runde Schirme auf assyrischen Reliefs dargestellt. Daß die Griechen ihre Sonnenschirme auch zusammenlegen konnten, erfahren wir aus einer lustigen Stelle der „Ritter" des Aristophanes ums Jahr 424 v. Chr.: „Denn deine Ohren waren ausgespannt, gerade wie ein Sonnenschirm, und klappten wieder zu." Antike Vasenbilder zeigen uns die Form dieser Schirmart. Daß man im alten Rom den von Griechenland überkommenen Schirm auch bei Regenwetter benutzte, kann man aus Versen des Juvenalis schließen: „Du, gar müßtest den Schirm ... dem da schicken so oft ... der feuchte Frühling naht."

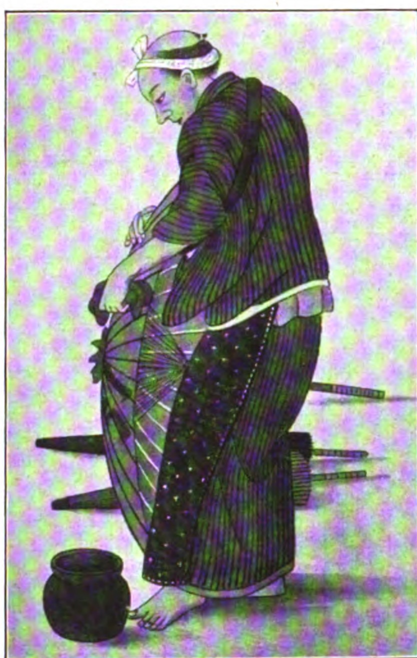
Im Abendland ist der Schirm nur von hohen Herren bei feierlichen Gelegenheiten mitgeführt worden. Dem bürgerlichen Leben blieb der Schirm unbekannt. Selbst an dem prachtliebenden Hof Heinrichs III. von Frankreich war das Gerät noch eine Seltenheit. Vereinzelt tragen vornehme Bürger in Italien seit etwa 1600 zusammenklappbare Sonnenschirme aus Seide. Der Name „Schirm" begegnete mir im Deutschen zum erstenmal im Jahre 1620, und zwar in der großen Beschreibung des Heidelberger Schlosses von Salomon de Caus. Dort wird eine Springbrunnenfigur beschrieben, die einen Schirm über sich hält, einen „Schirm for die Sonnen, oder Indianischen Hauptdeckel". — Allgemein bekannt wurde der Schirm durch die berühmte Robinson-Erzählung von Defoe seit dem Jahr 1719, weil er dort als ständiger Begleiter und Retter des Helden dargestellt wird. Seit etwa 1725 bürgern sich die kleinen Luftfeuchtigkeitsmesser in Deutschland ein, die aus einem zierlichen Haus mit zwei Türen bestehen. Bei nahendem guten Wetter tritt ein Jäger, bei nahendem schlechten Wetter eine Dame mit aufgespanntem Schirm aus dem Haus hervor. Der Engländer Jonas Hanway, der am 28. Oktober 1750 aus dem Orient nach Harwich zurückkehrte, machte den Schirm erst populär. Er hatte die Annehmlichkeit dieses Gerätes auf seinen Weltreisen kennengelernt. Deshalb ging er weder bei gutem noch bei schlechtem Wetter ohne Schirm aus. Als Hanway 1786 starb, war der Schirm in England längst allgemein verbreitet. In Paris sonderte sich damals von den Drechslern das Gewerbe der Schirmmacher ab.

In Deutschland konnte der Schirm nur langsam Fuß fassen, weil das Regentuch zur Tracht der Frauen gehörte. Auf zahlreichen Gemälden und Stichen des 17. und 18. Jahrhunderts sieht man einfache und vornehme Frauen mit einem kleinen Teller auf dem Kopf, von dem ein sehr langer Schleier nach hinten herabhängt. Hier sind Frauen im Straßenanzug abgebildet. Der kleine Teller hält das Regentuch auf dem Kopf fest. Bei schlechtem Wetter breitete die Frau das Regentuch zu beiden Seiten so weit nach vorn, daß nur noch das Gesicht frei blieb. Die ganze Gestalt war in das Regentuch gehüllt. Vereinzelt wurde damals der Schirm von den Galanteriehändlern in Deutschland feilgehalten. In einer unserer Abbildungen sehen wir einen barocken Kupferstich einer Galanteriehändlerin, die mit ihrer eigenen Ware bekleidet ist. Sie hält in der rechten Hand den um 1730 in Augsburg benutzten Sonnenschirm.

In vornehmen Kreisen führte sich der praktische Regenschirm nur langsam ein, weil „Leute vom Stand" nicht zeigen wollten, daß sie keinen eigenen Wagen bei schlechtem Wetter hatten. Die einfachen Leute aber kauften um 1769 in Paris nachweislich die Schirme schon als



Machthaber unter Baldachin und Schirm. (Persische Miniaturmalerei.)



Japanischer Schirmmacher bei der Arbeit. Nach einer Aquarellmalerei auf Seide (Anfang 19. Jahrh.).

Alltagsartikel; denn in einer Bilderserie von Straßenausrufern ist der umherziehende Schirm-Ausrufer in Paris zu sehen. Um 1784 wurde es in Paris Mode, Kalender auf die Schirme zu drucken. Alsbald kamen auch die Erfinder mit absonderlichen Ideen. Der eine ließ sich Schirme patentieren, um die rings ein Kranz von Schwämmen lag, so daß der Regen nicht abtropfen konnte, ein anderer schuf die Vereinigung eines Schirmes mit einem Thermometer und einem Unterhaltungs-Almanach. Ein Dritter ließ sich Glasfenster in der Schirmdecke patentieren, auf daß man nicht mit jemand im Regen zusammenstieße. Dann finden sich Konstruktionen von Schirmen mit Regenrinnen und Abfluß oder von Zahnradbewegungen zum Öffnen und Schließen des Schirmes mit Hilfe einer Kurbel. Oder die Schirmstöcke wurden zusammenschiebbar und die ganzen Schirme zusammenklappbar gemacht. Bedeutsam unter diesen und anderen Patenten wurde nur die Erfindung eines armen Londoner Arbeiters Samuel Fox, der 1852 die Stahlgestelle für Schirme erfand, durch die die Fischbeingestelle verdrängt wurden. Fox verdiente an seinem Patent über 6 Millionen Mark.



Inder und Inderin mit Schirmen.

Der Sitz der europäischen Schirmindustrie war meist Paris. Dort wurden zwischen 1791 und 1843 bereits 60 Patente auf die Schirmfabrikation genommen. In der Formgebung wurde der Schirm schnell von der Mode abhängig. Bald war er groß, bald klein. Der Stoff bald einfarbig, bald bunt. Eine Zeitlang gab es Schirme, deren Stock man zum Teil umknicken konnte, so daß das Schirmdach bequem zur Seite gehalten werden konnte. Man schlug sogar vor, Schirme mit Blitzableiterstange zu versehen, um bei Gewittern von der Schirmspitze herab eine Metalltresse über den Erdboden hinter sich herschleifen zu lassen. Im Jahre 1783 versuchte ein Franzose, mit Hilfe von zwei Regenschirmen von einem hohen Baum herabzuspringen. Hieraus entwickelte sich der Fallschirm der Luftschiffer.

Wann und wo mag der Schirm zum Symbol der Vergeßlichkeit und des Spießertums geworden sein? Wer mag den ewig stehenbleibenden Regenschirm des Professors erfunden haben?

Dr.-Ing. e. h. Franz M. Feldhaus.



Galanteriehändlerin um 1730. Kupferstich von M. Engelbrecht.



Das Wiedersehen. Kupferstich nach N. Lancret (1690—1743).



Umherziehender Schirmverkäufer. (Stich aus „Les cris de Paris", 1770.)





Eleganter Stutzer mit Schirm. (Modebild um 1790.)



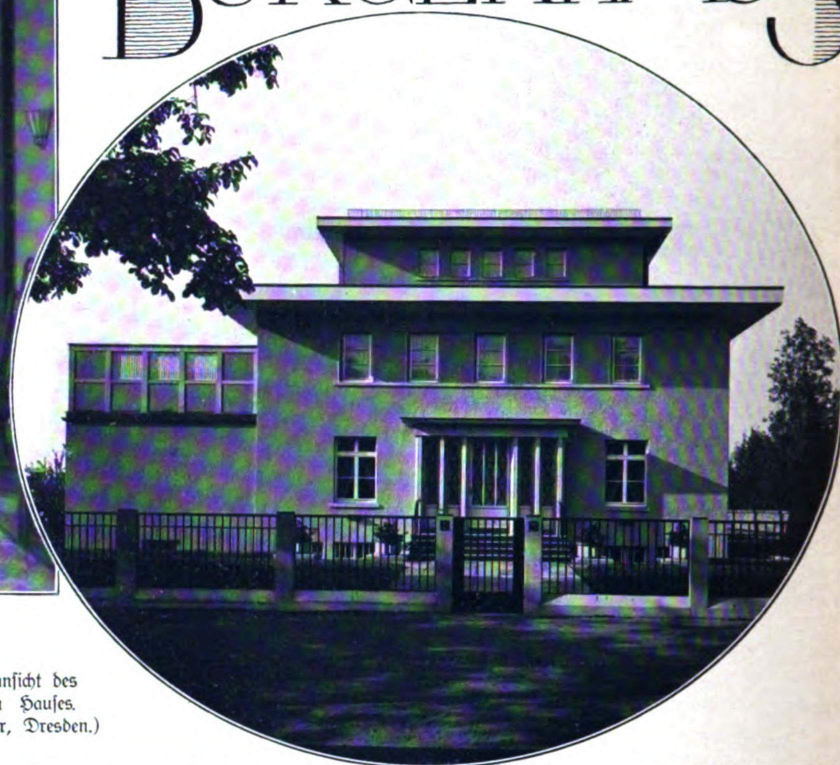


Wenn sich der Wind verfängt. (Französische Karikatur um 1790.)
Oben Mitte: Dame mit Schirm beim Spaziergang auf dem Lande. (Modebild um 1790.)



DAS MODERNE BÜRGERHAUS





Eßzimmer.

Im Oval: Gesamtansicht des vorbildlich gestalteten Hauses. (Phot. A. P. Walther, Dresden.)





Wohnzimmer. — Links Mitte: Vorsaal.



Das Sonnenbad auf dem Obergeschoß.



Arbeitszimmer der Dame.

EINE MUSTERHAFTE SCHÖPFUNG DES ARCHITEKTEN PROF. ALBINMÜLLER, MAGDEBURG

(Vgl. hierzu den Artikel „Das moderne Bürgerhaus“ in der Rubrik „Wissen und Leben“ auf S. 306.)

Das Volk der Viersinnigen.

Geschichte einer abenteuerlichen Höhlenerforschung. + Von Hans Schliepmann.

(5. Fortsetzung.)

Es ist unglaublich, wie viele Gedankenreihen sich in einem Augenblick höchster Geistesanspannung gleichzeitig abwickeln! Während ich über die Person und Art meines Befreiers grübelte, während sein Nahen mich mit Jubel erfüllte und ich überdachte, was die nächsten Minuten bringen müßten, herrschte ich die Umstehenden an: „Hört ihr die neue Stimme aus dem Jenseits? Neue Wunder werdet ihr erfahren, und ich will sie euch deuten. Bringt mich zum Fall! Vorwärts!"

Diesmal schien auch Saevo gebändigt. Ich fühlte mich emporgehoben und fortgetragen. Blendend zunächst leuchteten mir die Strahlenbündel der durch so lange Tage ersehnten Kugel entgegen und — neben ihr noch ein helles Einzellicht! Jetzt unterschied ich unter diesem ein schlanke Gestalt ohne Kopf. — Doch noch ein Traum, ein Spuk dieser Hölle? — Nein, der Kopf trug ein Licht, war aber sonst verhüllt! — Nun beugte die Gestalt sich spähend vornüber: sie hatte mich in meinem Netz gewahrt! Der Schrei einer weiblichen Stimme gellte durch die Wölbung, daß die Huminu in Staunen, Furcht und Entsetzen durcheinanderfuhren. Die Gestalt aber riß blitzschnell Leuchte und Verhüllung vom Gesicht und etwas Dunkles vom Rücken und sprang — sprang wohl acht Meter tief mitten in den Haufen der Blinden! Drei Huminu brachen schreiend unter ihr zusammen; sie aber stand schon wieder stracks auf den Beinen, stieß die Umstehenden auseinander und stürzte auf mich zu. Hochaufatmend, wachsbleich, zitternd.

„Doktor!" schrie sie auf; dann sank sie ohnmächtig zusammen.

Und wieder spürte ich die Zeitlosigkeit des Denkens wie ein Ertrinkender: In einem Augenblick übersah ich klar, wie die Huminu sich um die Gefallenen und Gepufften drängten, ward ich mir des Übergewichts bewußt, das mir die Helle der Kugel gab, gewahrte ich, wie Bonunja herbeieilte, hastig die Fremde betastete und sich dann begeistert aufrichtete, mich umhalste und mich aus dem Netz zu lösen begann, und — fiel mir beim Betrachten der Fremden eine ganze Reihe von Bildern ins Gedächtnis, die mich einst kaum groß berührt hatten.

Man weiß jetzt aus dem im „Empor" abgedruckten Briefe meiner Retterin, was zwischen ihr und mir vorgefallen, kennt den leichtfertigen Verdacht, der in mir ein aufdämmerndes Wohlgefallen an dem fröhlichen und graziösen Wesen plötzlich erkalten ließ, und kennt auch die Beweggründe, die sie meinen Spuren mit ebensoviel Kühnheit wie Überlegung folgen ließen. Ich aber stand damals vor der abenteuerlichsten Unbegreiflichkeit, zugleich sprachlos über die turnerische Kühnheit wie erschüttert von dem ungeheuren Opfermut einer mir fast Unbekannten.

Die verwirrende Ungewißheit, ob ich nicht alles das nur träume, verließ mich erst, als Bonunja mich völlig aus dem Netze befreit hatte und ich aufatmend die Glieder dehnte, die jene dann mit hingebendem Eifer zu reiben begann. Ich hätte ein Schuft und Rohling sein müssen, wenn ich ihrer vergessen. In dankbarer Rührung drückte ich ihr feines bebendes Figürchen an meine Brust. — „Noch ein Heiland?" flüsterte sie erschauernd.

„Ja, Kind, mir! Meine Erlöserin, denk' ich!"

„Aber wie kann sie da tot sein oder auch nur ohne Besinnung? Kommt denn der Heiland nicht in ewiger Macht und Herrlichkeit, wie's mir die Mutter sang?"

„Sie ist nicht tot! Sie sprang aus der Höhe, so tief, so tief, daß es zuviel für sie war. Aber laß mich jetzt ihr helfen!" — Ich beugte mich zu meiner Retterin nieder und machte ihr Hals und Brust frei; dabei fiel mir ein Revolver in die Hände: Ein wahres Gottesgeschenk in diesem Augenblick, denn eben kamen die Huminu von ihren Beschädigten zurück und in untrüglichem Ortsinn auf uns zu, voran ein besonders Langbärtiger mit scharfgezeichneter Hakennase und ein Muskelmann, der nur wenig kleiner als ich war — ohne Zweifel Saevo und Tullo, hinter denen sich die anderen, sichtbar etwas ängstlich, drängten.

„Steht!" rief ich ihnen hallend entgegen. „Wollt ihr noch weitere Strafe für euren Unglauben? Wer noch einen Schritt tut, dem zerschmettere ich von hier aus die Beine!"

„Wisset," fiel Bonunja ein, „ein neuer Fremdling kam durch den Hals der großen Mutter Gestein! Zeichen und Wunder geschehen; besinnet, bekehret euch endlich!"

„Er schlug unsere Leute", grollte Saevo, blieb aber doch gebannt stehen. — Die Blinden hatten ja nur den Schrei vernommen, den Aufprall von etwas Schwerem und hatten die Püffe verspürt, aber noch nicht deren Ursache wahrnehmen können. — Tullo aber rief wütend: „Bist du schon wieder bei dem Fremden? — Er ist an allem schuld!" — Damit sprang er zum Angriff gegen uns vor. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu schießen; andernfalls wäre die ganze Meute über uns hergestürzt. Mit wildem Entsetzensschrei brach Tullo zusammen. Ein weibliches Wesen stürzte sich über ihn und rief wehklagend: „Tullo, unser starker Tullo!" Ich glaubte Faustas Stimme zu erkennen.

Der Knall hatte die Huminu in jäher Flucht auseinandergejagt; er ließ jedoch auch meine Retterin auffahren. Sie blickte wirr um sich, wollte sich aufraffen, sank aber dann wieder machtlos zurück. „Bonunja," hastete ich, „du hast mir das Leben gerettet; wenn du mich lieb hast, so rette auch sie!"

„Wie du befiehlst, mein Heiland! Was soll ich tun?" antwortete sie, ganz Demut, Liebe und Hingabe.

„Kalt Wasser auf ihren hochgelegten Kopf; immer wieder frisch. Hier, nimm dies Taschentuch, so gefaltet!" — Es gab hier ja kein anderes Mittel; ein Glück nur, daß die Kranke nur vier Schritt vom Wasserfall entfernt lag, und daß Bonunja in anstelligstem Instinkt sogleich davonsprang. So konnte ich jetzt zu Tullo eilen; unmöglich konnte ich ihn mehr leiden lassen, als zu meiner Selbstverteidigung nötig gewesen war.

„Pax, Tullo, pax, Fausta! Ich komme als Freund und will helfen!" — Sie schrien beide angstvoll auf und wollten mich abwehren; doch ich befahl: „Folget, oder es kostet das Leben!"

Fausta gab zitternd den Körper des Verwundeten frei, der sich nun stöhnend untersuchen ließ. Er hatte nur einen glatten Fleischschuß durch den Oberschenkel davongetragen; der Schreck über die Verwundung aus der Ferne hatte das meiste getan, den Ungefügen ganz aus aller Haltung zu bringen.

Auch Fausta erwies sich nun als eine Verkörperung weiblicher Güte und Hilfsbereitschaft. Sie sprang zum Fall und ließ dann Wasser aus den Händen über seine Wunde laufen; dann tauchte sie in das Höhlendunkel, um von ihrem feinen Haargespinst herbeizubringen. Sie kam mit mehreren Frauen zurück, die, ständig angstvoll lauschend, doch auch furchtsam gehorchend, weiche Holzspäne und Skalpe herbeitrugen, um für die Kranken ein Lager zu bereiten.

Nun rief ich in die Finsternis: „Herbei, ihr Huminu, wenn ihr nicht Tullos Schicksal teilen wollt! Doch Friede den Vertrauenden!"

Offen gestanden: ich kam mir ziemlich kläglich in meinem Drohen vor. Nach dem Rechte der Huminu hätte ich „Fleisch werden" müssen, denn ich Kulturmensch drohte mit — nur noch vier Kugeln im Revolver, während jene Steinzeitmenschen die hohe Sittlichkeit besaßen, jede Lüge für todeswert zu halten.

Zögernd kamen die Huminu näher; bald konnte ich sehen, daß jeder Mann einen schweren Stein in der Hand trug; sie trauten mir also doch nicht recht und wollten Macht gegen Macht setzen, falls des Zauberers Wort Trug sein sollte. War's ihnen zu verdenken? — Doch Not kennt kein Gebot; so rief ich denn: „Werft die Steine von euch, ihr Mißtrauischen! Habt ihr noch nicht Beweise genug, daß eine andere Welt mich zu euch schickte, gegen die ihr machtlos seid? — Fort die Steine!"

Ungeheuer war die Wirkung dieses „Wunders", daß ich auf zehn Schritt Entfernung ihre Bewaffnung erkannt hatte. Sie warfen die Steine fort, sanken zitternd in die Knie und streckten flehend die Hände gegen mich aus.

„So, recht! Und nun höret: Erleichtern will ich euer Los, nicht euch schaden; vermehren euer Wissen, nicht euch betrügen! Sagenhaft wurde es euch in Jahrhunderten der Gefangenschaft im Bauche der Erde, daß ihr Wesen seid, verwandt vielen Millionen, die der Schöpfer in die weite Welt gesetzt hat; und je mehr ihr eure Überlieferungen vergaßet oder für törichten Wahn hieltet, desto mehr wuchs euch der Hochmut, allein aus euren vier Sinnen heraus das Leben und die Welt erklären zu wollen. Was ihr nicht hörtet, wittertet, fühltet, das war nicht vorhanden und nicht möglich."

Auch droben gibt es solche überhebliche Toren, und sie haben die Diesseitsgier zum Wahnsinn angefacht, ging's mir durch den Kopf; aber ich verschluckte es weislich, da es mir mein zur Eilfertigkeit gezwungenes Konzept verdorben hätte. Die Huminu nahmen mein Stocken für eine Kunstpause, die auch in ihrer Rhetorik eine Rolle spielt, und lauschten nur noch andächtiger, als ich nun — nicht ohne Schwierigkeiten — versuchte, ihnen ein Bild von der Welt außerhalb ihrer Höhle zu geben und ihnen klarzumachen, daß sie den Gesichtssinn verloren hätten, der uns Fremdlingen eine unendlich reichere, schönere Welt schier ohne Grenzen erkennen ließe.

Während ich sprach, durchfuhr mich blitzgleich der Gedanke, ob wohl die Verkümmerung der Huminu-Augen schon so weit vorgeschritten sei, daß sie völlig untauglich zum Sehen blieben, auch wenn man ihnen die bis auf die Tränenwinkel zusammengewachsenen Lider trennte. Der Ausdruck „Schmerzkugeln" bewies doch die Empfindlichkeit der Nerven; auch hatte ich bei Bonunja fühlen können, daß die Augäpfel noch die richtige Größe hatten; und so schloß ich

ganz ex improviso meine Versuche, ihnen die Begriffe Licht und Sehen klarzumachen, mit der Frage, ob sie niemals ganz seltsame Empfindungen in den Schmerzkugeln gehabt hätten, wenn auf sie gedrückt wurde.

„Es ist sogar ein Spiel, das wir zuweilen treiben", bestätigte Saevo, den meine bewiesenen „Wunder" bekehrt zu haben schienen, und der nun eindringlicher noch als die übrigen meine Auseinandersetzungen zu verstehen suchte. „Wir nennen es stumme Musik machen; Rundes und Welliges wogt und klingt, bald hoch, bald tief, bald liebend, bald heftig, ohne daß es in unserer Gewalt stünde. Oft ist es ganz wunderschön; aber es schreit auch grell auf, wenn wir hart an die Schmerzkugeln stoßen."

„Wohl! Und habt ihr kein besonderes Gefühl in ihnen, jetzt und an dieser Stelle, seit ich hier bin?"

„Seltsam, Podro, du machst mir erst bewußt, was ich gefühlt! Ich meinte, es sei wohl der Geruch, den du aus dem Hals der Mutter Gestein mit herabgebracht; wir alle spürten, daß irgend etwas anders geworden sei in diesem Teile des Bauches; ich hielt es auch wohl für einen ungewöhnlichen Luftzug vom Falle her oder für die Folge der Aufregungen, die dein Erscheinen bei uns verursachte."

„So lege die Hand über die Augen: Ist das helle Tönen in ihnen nun fort?"

„Wahrhaftig, ja!"

„Wohl, so habt ihr also noch die Nerven, das Licht wahrzunehmen; wie weit, vermag ich freilich nicht zu sagen. Aber wenn einer sich mir anvertraute, daß ich mit wenig schmerzendem Schnitt die Haut über den Kugeln trennte, wie ihr's bei mir fühlen könnt, so sähe auch er wahrscheinlich, besonders, da wir droben Mittel hätten, Brillen geheißen, die die stillen Töne der Dinge außer euch zusammenstellten zu Nachbildungen in euren Augen. Und selbst wenn das nicht gelänge, so wäre der Schlitz in euren Lidern ohne Schaden für euch; er würde wie ein Riß heilen, den euch ein Stein verursachte. Also überlegt, ob's einer wagt! Jetzt aber laßt mich zu den Kranken!"

Unentschlossen standen die Huminu; dann begannen sie unter sich zu raunen; zu viel des Neuen, Unerhörten hatten sie ja auch erst in sich zu verarbeiten! — Und dann rief sie das Rollen des Geisers zur gewohnten Andacht ab. Bonunja sprang an mir vorbei zum Reigen und rief mir zu: „Die Kranken schlafen; ich sang ihnen der Mutter Zauberlieder wie einst dir und gab ihnen auch im heiligen Becher vom Geiser zu trinken; bald wird es geholfen haben!"

Ich fand diesen Becher neben meiner wirklich ruhig schlafenden Retterin. Es war ein halbkugeliges Gefäß aus Haargeflecht, das vom Geiser mit einer dünnen gelblichen Kalkschicht überzogen worden war. — Tat er wirklich Wunderwirkungen, oder war es die gesunde Natur der kühnen Springerin im Verein mit den Umschlägen? — Der Puls war fast regelmäßig, der Schlaf tief und natürlich. Mir blieb nichts zu tun, als die Kompresse zu erneuern. Auch den schlafenden Tullo konnte ich ruhig dem natürlichen Heilprozeß überlassen, fiel doch eine Infektion durch schmutzige Kleiderstoffe hinweg. So benutzte ich die Stille umher, einen Plan auszuführen, der mir zwischen allen meinen Reden an die Huminu ins Hirn geflogen war: Ich sprang in den Kessel des Wasserfalls, fand am Felsen das hangende Seil und kletterte — freilich ein Kunststück bei meinem kaum geheilten linken Arm! — bis zu den Zacken empor, um aus der Kugel zu holen, was mir nötig erschien. Zunächst aber fiel mir der Kopfputz von... ja so! — von „Fräulein Schmidt" in die Hände, mit der noch immer leuchtenden Glühbirne und dem Fernsprecher; ich stellte fast aufjubelnd fest, daß der Leitungsdraht sich noch um mindestens dreißig Meter ausziehen ließ, so daß ich sofort die Lampe vor meiner Stirn befestigte, um sie sicher nach unten nehmen zu können. In den Fernsprecher aber war Wasser eingedrungen, so daß er nicht mehr benutzbar war; es rührte mich in diesem Augenblicke nicht besonders; ich hatte ausschließlich an die Unterwelt, nicht an die Oberwelt zu denken. Dagegen war mir der Rucksack von Fräulein Schmidt, den ich nun zwischen zwei Zacken eingeklemmt fand, willkommenste Beute, wenn ich auch nicht Zeit hatte, ihn erst zu untersuchen.

Das Hinüberklettern zur Kugel war wieder nicht einfach; doch es gelang. Eiligst entnahm ich dem Kasten die letzten Vorräte, mein ärztliches Besteck und meine winzige Hausapotheke, band die zwei Weinflaschen zusammen, hing sie mir um den Hals, barg die Konserven und sonstigen Pakete in meiner Taucherbluse und trat den Rückweg an, ohne auch nur daran zu denken, eine Verständigung mit Doktor Sichter zu versuchen.

So war ich eben noch wieder bei meiner Kranken angelangt und hatte meine Schätze neben ihr niedergelegt, als die Huminu vom Geiser zurückkamen. Daß sie die Hände vor die Augen hielten, als ihnen das grelle Licht meiner Stirnlampe entgegenleuchtete, bestätigte wieder meine Vermutung von ihrer nur schlummernden Sehfähigkeit.

„Es ist Licht, was ihr verspürt!" rief ich ihnen entgegen. „Gewöhnt euch daran, nur fünfzig Atemzüge lang, so tut es nicht mehr weh!"

„Schrecklich ist dein Licht!" riefen die Entsetzten.

„Schrecklich wie jede erste Offenbarung aus einer anderen Welt, die die Sinne nicht zu erfassen vermochten; doch herrlich, wenn ihr wissend geworden! — Wer wagt den Versuch?" —

Schweigen! — Und dann nahte sich schüchtern Bonunja und kniete nieder, meine Knie umfassend: „Mache mich sehend, Heiland!"

„Halt ein, Podro! Nicht sie!" unterbrach Saevo. „Ich weiß jetzt, daß du wahr sprichst, denn sie würdest du nicht betrügen können. Nichts in Luft und Wasser verrät seinen Wohltäter; und ihr fandet euch zusammen in Güte, Liebe und Vertrauen."

„Bei Gott, Saevo! Ihr Huminu seid... edle Seelen", rief ich, indem ich die Worte „bessere Menschen" noch glücklich verschluckte, die mir so manche Erfahrung aus dem Reiche des Lichts auf die Zunge gedrängt hatte.

Saevo aber fuhr fort: „Vor Neues, Unerhörtes willst du uns stellen. Ob es zum Heile oder zum Verderben ist: wir wissen's beide nicht. Ich aber bin der Ältesten einer; in kurzem ist mein Dasein beschlossen; noch aber weiß ich am besten, was meinem Volke frommt. So versuche an mir deine Kunst. Bist du aber ein Teufel, so wird kein Zauber dich vor der Rache meines Volkes schützen."

„Hier, nimm meinen Zauber, fühle!" Und ich gab ihm den Revolver und lehrte ihn, wie er den Lauf richten und den Drücker abziehen müsse, um mich zu treffen; ein Schuß prallte in den Wasserfall. Saevo erbebte, biß aber die Zähne zusammen und feuerte nochmals nach oben.

„Die Höhle bricht zusammen! Doktor, Doktor!" scholl ein Schrei. Angela war von dem doppelten Knall emporgeschreckt.

„Verzeiht," rief ich hastig, „meine Kranke! — Komm, Bonunja, hilf mir!"

Die Huminu hatten viel zu viel über den Revolver zu staunen, um sich groß über mein Betragen aufzuhalten; ungehindert eilte ich zu ihr, die ich eben mit ihrem rechten Vornamen benannte, und den man nur immerhin jetzt wissen mag. Ich fand Angela bei voller Besinnung, aber in zitternder Erregung. — „Jagen Sie das Gespenst fort; es macht mich gruseln! — Oh, es ist ja alles zu viel für mich!"

Indem ich ihr Kopf und Puls befühlte und ihr beruhigend über die Stirn strich, versicherte ich ihr, daß Bonunja kein Gespenst, sondern ein menschengleiches Wesen sei; es gäbe keine bessere Pflegerin; ihr verdanke ich mein Leben.

Bonunja lauschte staunend auf unser Deutsch; kniete aber ehrfürchtig neben der Kranken nieder, küßte sie und vollzog schüchtern die Vorstellungszeremonie ihres Volkes, die ich eiligst erklärte. Widerstrebend und erschauernd erwiderte jene die Begrüßung; dann sagte sie verstört: „Was müssen Sie nur von mir denken, Herr Doktor!"

„Daß Sie vor allem gesund werden müssen, und daß Sie gerade zur rechten Zeit kamen, um mich — wahrscheinlich wenigstens — vom Tode zu erretten."

„Ich hatte mir alles so ganz anders vorgestellt... oder eigentlich: ich hatte mir gar nichts näher ausgemalt, seit ich's mir einmal in den Kopf gesetzt hatte... Wie blind drauflos! — Nun hab' ich die Strafe für meine Verrücktheit!... Da lieg' ich vor Ihnen..."

„Und werden gleich aufstehen! — Keine Umschläge mehr, Bonunja! Es war nur ein höchst begreiflicher Schwächeanfall. Hier aber ist Wein!" Und ich reichte ihr die inzwischen entkorkte Flasche, indem ich, um ihr über alles Peinliche hinwegzuhelfen, lachend berlinerte: „Bitte, man ungeniert aus 'm Pulleken!"

Sie mußte lächeln; der Trunk wirkte augenblicklich belebend. — „Haben Sie irgendwo Schmerzen?"

„Fußsohlen und Beine tun etwas weh vom Sprunge, aber nicht besonders. Und meine Hände sind noch nicht heil. Sehen Sie: vom Kabelklettern an der Felswand zerschunden."

„Das werden wir bald geheilt haben. Inzwischen erzähle ich Ihnen, wie's hier zugeht, und wie's mir ergangen ist."

Der Verband war bald gemacht; die Erzählung meiner Beobachtungen und Abenteuer aber nahm uns so in Anspruch, daß wir gar nicht bemerkten, wie endlich die Huminu sich langsam wieder genähert hatten und uns nun erstaunt lauschend umstanden.

„Und nun wollen Sie den Häuptling sehend machen?" fragte Angela kopfschüttelnd.

„Ich muß es versuchen; ich versprach's. Und ich muß sie vom Sehenkönnen überzeugen; nur so kann ich Bonunja retten, der ich mein Leben verdanke."

„Ach so, diese Bonunja!" dehnte sie etwas verächtlich.

„Ja, diese! Sagt Ihnen nicht schon ihre liebliche Stimme von einer Seele, die dichtend und glaubend eine Welt der Hoffnung in sich aufbaut inmitten all dieses Jammers? Sie hat Vertrauen, Güte, Hingabe und Wahrhaftigkeit bewiesen, wie man sie droben bei uns... vielleicht nur noch mir schrägüber im Hofe der Friedrichstraße findet", bog ich lächelnd ab. Sie errötete.

„Podro, ich warte!" unterbrach Saevo mahnend.

„Ich auch, Saevo, und zwar auf den nächsten Geiserausbruch. Ich brauche seinen Zauber", fügte ich hinzu, da es mir nicht möglich gewesen wäre, ihm klarzumachen, daß ich in dessen kochendem Wasser mein Messer so gut wie möglich sterilisieren wollte. Und die „fromme List" überzeugte — wie überall — besser als alle Auseinandersetzungen. Man wartete geduldig und ließ mir Zeit, meine Gefährtin aus den mitgebrachten Vorräten zu stärken und ihr Weiteres von den Huminu mitzuteilen. Sie hörte mir sinnend zu und schüttelte einmal über das andere den Kopf.

Der Geiser sprang. Als der Reigen ausklang, waren auch meine Vorbereitungen beendet. Saevo trat mit drei Huminu auf mich zu: „Vollende!"

(Schluß folgt.)



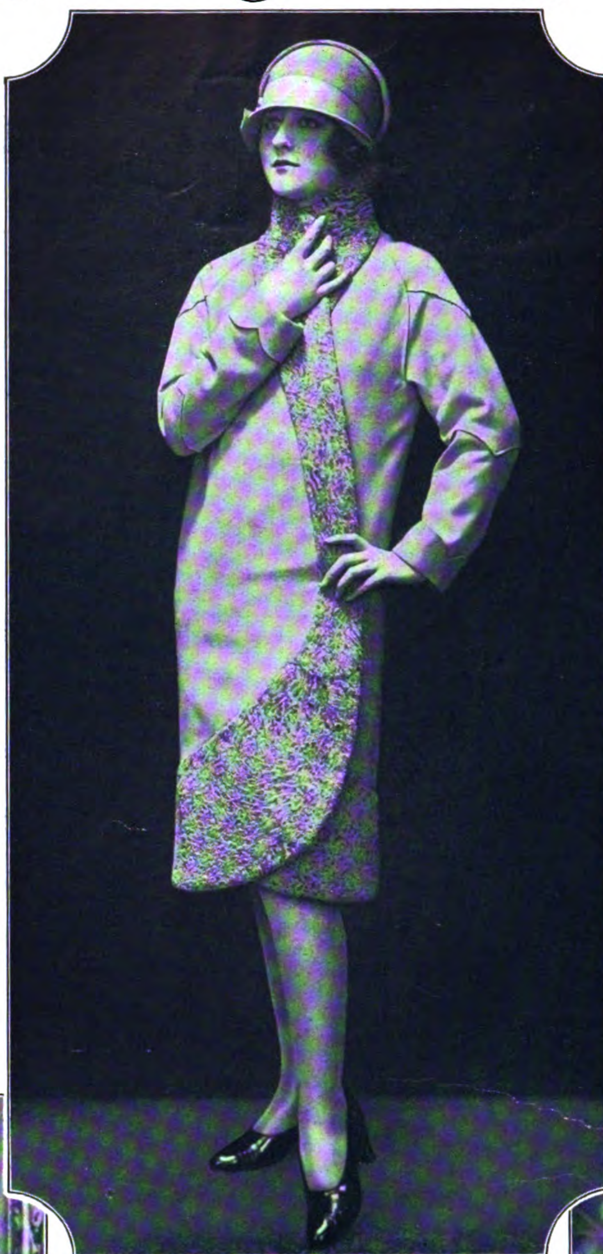
FRÜHJAHRSMODEN: AUF DER TERRASSE.

VON LINKS NACH RECHTS: SITZEND: Karierter Tafthut mit passendem Schal und blauer Federblume am Schal. — Zweifarbiger Kaschamantel mit großer Blume. Passender Hut in den gleichen Tönen aus Stroh und Filz. — STEHEND: Fesches Frühjahrskostüm aus leichtem holzfarbenen Wollstoff über einer beige-rosa Weste. Bandhut in gleichem Ton. — Charleston-Tailleur aus schwarzem Taft mit tiefer weißer Chemisette und schwarzer Krawatte. Jacke aus weißer Ripsseide. — Dreiteiliges Frühjahrs-Ensemble aus backsteinfarbenem Wollfrisko mit weißem Einsatz und Ledergürtel. Weißer Filzhut mit schwarzem Picotstroh-Rand. — Complet aus einfarbigem und kariertem Kascha. Dazu blauer Mantel mit kariertem Besatz. Hut aus exotischem Stroh.

Auftakt zur Frühjahrsmode

Ein modischer Umschwung tritt nie energisch in die Erscheinung. Der Wechsel vollzieht sich langsam. Im Anfang sind die Einzelheiten, aus denen sich das charakteristische neue Bild zusammensetzt, nur für die erkennbar, die sich eingehend mit der Materie beschäftigen. Meist fügt sich das interessante Mosaik aus weit mehr Neuheiten zusammen, als der Laie annimmt. Um auf der Höhe zu sein, ist ein eingehendes Studium der vielen Einzelheiten zweckmäßig. Aber es ist nicht nur zweckmäßig, sondern es macht auch Freude.

In diesem Frühjahr zeigt sich die Mode von besonders liebenswürdiger, sympathischer Seite, so daß die zahllosen spielerischen Ergänzungen, die sie verlangt, nähere Betrachtung verdienen. Noch vor wenigen Jahren wurde von vielen Seiten gegen den strengen Stil gewettert. Man propagierte die Abkehr von der maskulinen Färbung, warf dem kurzgeschnittenen Haar einen üblen Einfluß auf die gesamte modische Entwicklung vor und erreichte mit allen Predigten natürlich gar nichts. Die Zeitströmung prägt die Mode. Unterzieht man die augenblickliche Geschmacksrichtung einer vorurteilsfreien Kritik, so wird man mit Freuden konstatieren, daß das heiß ersehnte Ziel sich von selbst einstellte. Alles deutet darauf hin, daß man bestrebt ist, den Anzug so feminin, graziös und kokett wie nur eben möglich zu arrangieren. Mit der Frisur begann der Wandel. Das glatt zurückgekämmte Haar schwand als modischer Stil. Ganz wird er natürlich niemals untertauchen, da es Gesichter gibt, zu denen er ausgezeichnet paßt, und die sich aus diesem Grunde nicht von ihm trennen werden. Im allgemeinen sind die Frisuren weicher und lockiger geworden, so daß sie fast jedem Köpfchen eine vorteilhafte Umrahmung geben. Auch das Schlichte, Strenge der Kleider tritt mehr und mehr in den Hintergrund. Man beginnt, sich mit zahllosen spielerischen, ergänzenden Bestandteilen zu befassen, die dazu angetan sind, die frauliche Note des Anzugs zu heben. Die modische Linie selbst hat sich ein wenig geändert. Die Röcke sind kurz geblieben, unerheblich weiter geworden. Der Unterschied liegt lediglich in der Verschiebung der Taille, die ein wenig höher ist. Die Kleider sind nicht mehr so blusig wie im Herbst, trotzdem läßt man Spielraum und Bewegung, lehnt alles allzu Herbe energisch ab. Die unentwegte Anhänglichkeit an den Jumperstil ist interessant. Ein Beweis dafür, daß man nicht gewillt ist, sich von einer Form zu trennen, die sich als bequem und angenehm durchsetzte. In zahllosen Variationen tritt das Jumperkleid auf und gibt ein beredtes Zeugnis von der reichen Phantasie der Modeschöpfer, die imstande sind, einem Gedanken immer wieder einen neuen und amüsanten Ausdruck zu geben. Das Jumperkleid verlangt einen faltigen Rock, vielfach plissiert getragen. Auch der Begriff des Plissees ist außerordentlich vielgestaltig, und zwar liebt man in diesem Frühjahr ganz feine Fältchen. Das wollene Jumperkleid hat häufig einen Stehkragen. Darin liegt die Betonung des Sportlichen. Das seidene, für den Nachmittag bestimmte Jumperkleid überrascht durch wunderschöne Stickereien, die die Taille beleben. Der Rock bleibt ungeschmückt, oder eine schmale Kante, eine bescheidene Wiederholung der Farbigkeit des Jumpers, zieht sich um den Abschluß des Rockes. Eine neue Variante ist die Ergänzung des Jumperkleids durch eine Jacke. So wird zum Beispiel zu einem schwarzseidenen Röckchen ein weißer oder beigefarbener Jumper aus Crepella getragen, einem neuen leichten Wollstoff, aus dem auch die ergänzende gerade Jacke gearbeitet ist. Sie zeigt bescheidene schwarze Verzierungen, so daß das Gefühl der Zusammengehörigkeit unverkennbar bleibt. Die gleiche Idee vertritt die in diesem Frühjahr ungemein geschätzte Verbindung von Schwarz-Weiß, die in zahllosen Abwandlungen wiederkehrt. Schwarz-Weiß gehört die Vorliebe, und man versteht es, diese Verbindung in amüsanter Weise vorzuführen. Schwarze Taftröcke mit weißen Westen oder Blusen — denn auch die Bluse ist nicht mehr verbannt — dazu weiße Jacken aus Moiré oder Ripsseide, illustrieren den flotten Nachmittagsstil. Auch schwarze Jacken mit großen weißen Veilchensträußen, Hüten aus schwarz-weißem Filz oder den beliebten exotischen Geflechten, dazu schwarze Schuhe mit weißen Einsätzen oder weiße Schuhe mit schwarzen Besätzen — vielfach finden schwarz eingefärbte Reptilien Verwendung — bedeuten den großen Schick dieses Frühjahrs. Gegen diese Zusammenstellung läßt sich nicht das geringste einwenden, denn Schwarz-Weiß wirkt niemals auffallend, sondern trägt stets den Stempel vornehmer Diskretion und Zurückhaltung. Darum darf man dem Thema „Schwarz-Weiß" sein Interesse schenken, ohne Gefahr zu laufen, eine weitverbreitete, geschmacklose Mode mitzumachen. Die farblich selbständigen Jacken, die buntbedruckten Kleidern zugesellt werden, ergeben eine neue Note und eröffnen die Möglichkeit, auch ohne große Unkosten Abwechslung in den Anzug zu bringen. Die Vorliebe für bunte Seidenstoffe aller Art, unter denen Kunstseide einen breiten Raum einnimmt, verlangt komplettierende Jacken. Nun würde es selbst einer verwöhnten Frau schwerfallen, zu jedem bunten Kleidchen eine entsprechende Hülle zu besitzen. So kam man auf den guten Einfall, selbständige marineblaue oder schwarze Jacken zu schaffen. Man trägt zu buntgemusterten Kleidern, in denen viel Blau enthalten ist, blaue Taft- oder Moiréjacken. Auch Jacken aus feinem Woll- oder Seidenrips, zweireihig geknöpft, sehen sehr hübsch aus, besonders wenn der Hut in gleichem Ton gehalten ist. Darum ist es ratsam, zu farbigen Seidenkleidern in denen schwarze Ornamente erkennbar sind, Jacken aus schwarzer gelackter Kunstseide zu wählen. Diese Jacken werden in den nächsten Monaten einen Typ darstellen, der sich allgemeiner Sympathie erfreut. Sie sind fesch und apart und können zu vielen Kleidern getragen werden. Die meisten Damen lieben es nicht, ohne Jacke oder Mantel auszugehen, denn man gewöhnte sich an die ergänzende Hülle. Eine beliebte Ablösung bedeutet das Mantelkleid, das wieder in Aufnahme gerät. Die neuen Mantelkleider sind so gearbeitet, daß sie ein abweichendes seidenes Unterkleid vortäuschen, für



Beigefarbener Frühjahrsmantel mit eingefärbtem, neuartigem Breitschwanz.



Sommerliches Abendkleid aus rosenfarbenem Crêpe de Chine mit golddurchwirktem Spitzencape.



Apartes Morgenkleid aus lachsfarbenem Lindener Samt mit Straußfedern in gleichem Ton.

das vielfach auch feine gelbliche Spitzen verarbeitet werden. Gelbliche Spitzen sind besonders in Gemeinschaft mit schwarzer glänzender Seide ungemein wirkungsvoll. Den Verschluß ergibt eine hübsch gearbeitete Schnalle. Diese Kleider erwecken den Eindruck eines Mantels. Die Idee ist ausgezeichnet, zweckmäßig und elegant. Eine andere Auslegung für das nicht vorhandene Jäckchen ist das angedeutete Bolero. Im Rücken fallen diese Kleider entweder ganz gerade oder blusig, während sie vorn eine richtig geschnittene Jacke zeigen, die sich über einer Weste öffnet. Die Westen sind meist eingearbeitet, offen, teilweise auch geschlossen und mit einer kleinen Schleife versehen.

Trotz der großen Neigung für Jacken, die sich erfolgreich durchsetzt, spielt der Mantel eine nicht zu unterschätzende Rolle. Immer wieder tauchen entzückende neue Modelle auf, die das Interesse für ihn entfachen. Teilweise sind die Mäntel unten eng zusammengenommen und zeigen eine schräge Linie, denn der schräge Verschluß findet größte Beachtung. Man verwendet zum Schmuck der Mäntel nicht mehr ganz so viel Pelz wie im vergangenen Jahr, denn die hohen Kragen sind so weich und kleidsam geschnitten, daß ihr Reiz hauptsächlich in der Form besteht. Kommt Pelz in Frage, so ist er auf den Ton des Grundmaterials eingefärbt. Man begnügt sich für diesen Zweck nicht mehr mit einfachem Kanin, sondern man ist zu wertvollem, edlem Rauchwerk übergegangen. Ledergürtel, die die Mäntel umschließen, werden gleichfalls harmonierend mit dem Mantel eingefärbt. Die farbige Harmonie bestimmt den Reiz des modernen Anzugs, ihr muß sich alles beugen. Jede Kleinigkeit verlangt aus diesem Grunde genaueste Beachtung. So zeigt sich die Mode anspruchsvoller denn je. Man benötigt zu einem hübschen und vollkommenen Anzug einen passenden Hut, Handschuhe, Schuhe und Tasche. Der Schal darf nicht vergessen werden, denn er wird gleich der Blume in diesem Frühjahr zum Träger der Eleganz. Jedes Kleid, jeder Mantel wird durch einen Schal aus bedruckter Seide, neuerdings auch aus Taft, vervollständigt. Wird der Schal über einem Nachmittagskleid getragen, so liegt er auf der Schulter, von einer großen Blume gehalten. Diese Blumen sind entweder auch aus Taft, aus feinen Federn oder Kinder der Phantasie, die sich ergiebig mit diesem Thema beschäftigt. Die Blume gehört zum Anzug, ist nicht von ihm zu trennen. Sie versucht auch ihren ursprünglichen Platz auf dem Hute zurückzuerobern.

Das Kapitel „Hüte“ ist ungemein vielseitig. Man hält immer noch an dem kleinen Filzhut fest, der jedoch mancherlei Neues bringt. Er zeigt eingestickte Motive, farblich abweichende eingesetzte Filzteile, Taft- und Samttuffs, die sich über die Wange neigen, hier und da einzelne Blumen und kleine Sträuße. Auch größere Formen mit glockigen Rändern aus den bekannten Geflechten, aus interessanten neuen Exoten, sogar aus Roßhaar, beweisen, daß man sich nicht nur mit bescheidenen Modellen begnügt, sondern auch Freude an Mannigfaltigkeit findet. Die diesjährige Frühjahrsmode gibt den Auftakt zu vielen Anregungen, die Geschmack und Verständnis für die Erscheinung der Frau zeigen.

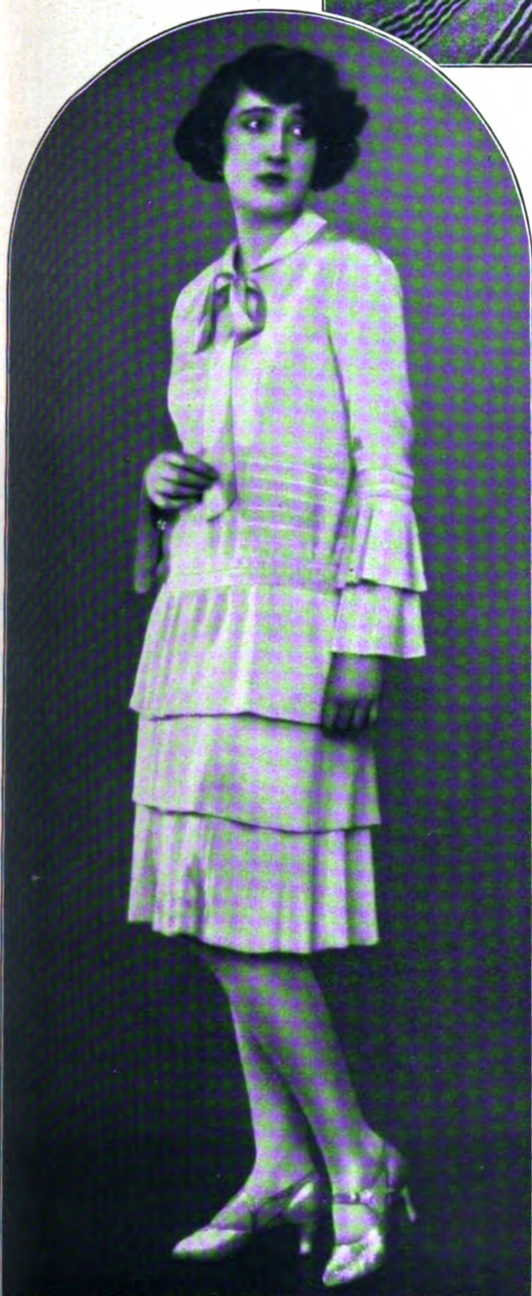
Ola Alsen.



Flottes Sportkostüm aus Strickstoff: Rock einfarbig, Jumper dezent gemustert.



Gerader Jumper aus blau-weiß kariertem Wollstoff mit blauem Besatz und blauer Krawatte.



Sommerliches Nachmittagskleid aus königsblauem Crêpe Georgette mit Volantrock. (Phot. E. Schneider.)



Abendkleid aus aparter Goldspitze mit zartfarbenen Chiffonvolants. (Phot. E. Schneider.)



Jugendliches Abendkleid aus elfenbeinfarbener Charmeuseseide mit zierlichen Bandröschen.

Modische Beschreibung zu den zwei farbigen Modellen auf der Umschlagseite:

Linke Figur: Complet aus blauem Crêpe de Chine und besticktem Crêpe Georgette.

Rechte Figur: Mit Crêpe de Chine eingefaßtes Sommerkleid aus Crêpe Georgette.



FRÜHJAHRSMODEN: ZUR TEESTUNDE IM PARK

VON LINKS NACH RECHTS: Buntbedrucktes Foulardkleid mit einfarbigen Crêpe-Georgette-Ärmeln und moderner, rückwärtig am Ausschnitt gebundener Schärpe. Breitrandiger Roßhaarhut mit Tüllrand. — Perlgraues Kascha-Complet mit gleichfarbiger Moiréweste und Filzbesatz. Roter Lackhut und passende Tasche. — Flotte Zusammenstellung von holzfarbenem Wollrips und apart kariertem Taft mit Taftweste zum Faltenrock sowie gelblicher Crêpe-Georgette-Bluse. — Schwarz-weißes Trotteurkostüm mit Moiréjacke in Smokingform. Schwarz-weißer Hut. — Beigefarbenes Kostüm mit rotem Schal und passendem Tafthut.

Die Wette.

Novellette von Sibylle Loy.

Eine schöne Villa, große, lichterfüllte Räume, junge, liebenswürdige Gastgeber, Musik und Tanz, elegante Frauen, Sekt, Lachen, Lebensgenuß.

Bernd Reckow stand lässig an die Wand gelehnt und sah gleichgültig in das bunte Treiben. Schon eine geraume Weile stand er so, rauchte eine Zigarette nach der anderen, sah mechanisch die tanzenden Paare an sich vorübergleiten, hörte mit halbem Ohr auf die Rhythmen der Musik, kniff die hellen blauen Augen halb zu, rührte sich nicht. Eine Hand schlug ihm auf die Schulter:

„Was ist denn mit dir los? Ich glaube gar, du langweilst dich. Ist keine schöne Frau geneigt, mit dir zu flirten?" erklang neben ihm die lachende Stimme seines Freundes Flemming.

„Geneigt?" Reckow machte eine verächtliche Handbewegung. „Mehr als genug. Aber keine reizt mich. Es ist immer dasselbe, und gar schon heute; es ist wirklich keine Frau da, bei der es sich lohnte."

„Na, hör' mal," widersprach Flemming, „da hört doch verschiedenes auf! Ich habe selten so viele gut gewachsene, elegante Frauen in einer Gesellschaft gesehen wie gerade heute. Kaum eine, die aus dem Rahmen fällt. Sieh da drüben die rotblonde Ruth, ist sie nicht entzückend?"

„Ach, junge Mädchen, das ist nichts für mich", sagte Reckow verdrießlich.

„Ist auch besser für die Mädchen", meinte Flemming. „Dann geh mal zu Frau Wilkens. Sie sieht glänzend aus in ihrem kostbaren Kleid, und ihre schwarzen Augen funkeln nur so vor Vergnügen."

„Die ist mir zu pompös", lehnte Reckow ab.

Sein Freund meinte lachend:

„Wie wäre es mit Helene Behrens? Das ist eine so hübsche Frau, und klug ist sie nebenbei auch. Ich habe mich eben mindestens eine halbe Stunde lang glänzend mit ihr unterhalten."

„Ich will mich nicht glänzend unterhalten."

„Ja, was willst du eigentlich?" fuhr Flemming ärgerlich auf.

In den blauen, ein wenig harten Augen Bernds leuchtete der Schelm auf und gab seinem blassen Gesicht einen liebenswürdigen Zug.

„Als ob du nicht wüßtest, was ich will. Soll ich dir's erklären?"

„Nein, bitte, nicht", wehrte sein Freund ab. „Du bist und bleibst ein Filou. Das heißt, eigentlich wirst du immer ärger. Der Standpunkt, von dem aus du die Frauen betrachtest, wird ständig frivoler."

„Und deshalb vermeidest du es auch konsequent, mich auf Frau Renate hinzuweisen, die du doch von allen entzückenden Frauen weitaus am entzückendsten findest."

Hans Flemmings gebräuntes Gesicht rötete sich leise. Mit einer Handbewegung schnitt ihm Reckow das Wort ab, als er sprechen wollte. „Du brauchst keine Angst zu haben, sie ist mir viel zu langweilig", sagte er und zündete sich eine Zigarette an.

„Langweilig? Langweilig ist sie gar nicht, aber sie ist viel zu gut für dich", sagte Flemming scharf.

Bernd Reckow richtete sich zu seiner ganzen schlanken Länge auf. „Zu gut für mich? Was soll das heißen. Sie wird sich küssen lassen wie alle Frauen."

„Du bist verrückt."

„Ich bin gar nicht verrückt, aber ich kenne die Frauen besser als du."

„Du kennst nur eine ganz bestimmte Art von Frauen, die leichten, spielerischen. An den wertvollen bist du immer vorübergegangen, oder sie haben dich nicht herankommen lassen."

„Ich bin noch an jede herangekommen, die mich interessiert hat."

Hans Flemming zuckte die Achseln. „Die dich interessiert hat. Ja, das glaube ich gern", sagte er wegwerfend.

Reckow warf die angefangene Zigarette in den neben ihm stehenden Azaleenstock. „Du bist eigentlich reichlich grob, lieber Freund", entgegnete er und nahm eine neue Zigarette aus seinem schmalen Etui. „Trotzdem hast du nicht recht, und ich wiederhole: Alle Frauen lassen sich küssen. Ich wette mit dir, auch Frau Renate läßt sich küssen, wenn man es nur richtig anfängt. Ich wette um einen Korb Sekt."

„Ich wette nicht", erwiderte Flemming. „Ich habe diese Wetten um Frauenküsse immer wenig anständig gefunden."

„Du hast natürlich Angst, daß ich gewinne", sagte Reckow ruhig.

Flemming zuckte die Achseln. „Ich wette nicht", wiederholte er schroff.

„Na ja, so weit reicht dein Vertrauen eben doch nicht."

„Ich habe dir auseinandergesetzt, warum ich nicht wette."

„Vorwände!" Reckow streifte den Freund mit einem raschen Seitenblick. „Ich sehe ja, was du denkst. Du überlegst dir mit zusammengezogenen Brauen, ob die Möglichkeit, daß ich die Wette gewinne, vielleicht doch besteht, und damit hast du überhaupt schon halb verloren, ohne zu wetten. Ich verstehe vollkommen, warum du nicht wetten willst."

Hans Flemming sah auf. „Du irrst, wenn du meinst, ich merke die Falle nicht", sagte er ruhig. „Aber du wirst Frau Renate mit deinen Gedanken erst in Ruhe lassen, wenn du die Wette verloren hast. Also gut, ich wette gegen dich."

Er bot dem Freund die Hand. Hastig schlug Reckow ein, und fast im selben Augenblick war er schon auf und davon. Hans Flemming sah ihm nach, wie er mit raschen, elastischen Schritten die Halle durchquerte und vor Frau Renate Herfort stehen blieb. Sie saß auf einer der unteren Stufen der breiten Treppe, die, mit einem weichen Teppich belegt, in die Halle hinunterführte und bis zum ersten Absatz mit plaudernden Paaren besetzt war. Frau Renate unterhielt sich lebhaft mit einem Herrn an ihrer Seite. Bernd Reckow blieb vor ihr stehen und betrachtete sie. Sein Freund hatte doch recht, wenn er sie reizend fand. Die feine Nase, die Löckchen, die sich widerspenstig an der Stirn und den Schläfen ringelten, dieser weiche rote Mund. Sie hatte die schlanken Beine gekreuzt und wippte ein wenig mit dem erstaunlich kleinen Fuß in dem silbergestickten schwarzen Seidenschuh. Er stand noch immer wortlos vor ihr.

„Sagen Sie mal, Herr Reckow, was haben Sie eigentlich?" fragte sie plötzlich. „Sie sehen mich an, als ob Sie mich zum erstenmal erblickten und reden keinen Ton."

„Was für entzückende, kleine Füße Sie haben!" sagte er völlig unvermittelt.

„Und um mir das mitzuteilen, setzen Sie eine so tragische Miene auf? Ihre Komplimente sind doch keine so ernste Angelegenheit."

„Ich wollte Ihnen kein Kompliment machen. Wissen Sie nicht, wie entzückend Ihre Füße sind?" fragte er brüsk.

„Natürlich weiß ich das. Meine Füße gehören zu meinen größten Enttäuschungen", sagte sie ernsthaft.

Er sah sie erstaunt an. Sie lachte: „Als ich ein blutjunges Ding war und sich zum erstenmal ein reizvoller und kluger Mann in mich verliebte, glaubte ich doch natürlich, er liebe meine schöne Seele. Und dann entdeckte ich, daß er sich in meine Füße verliebt hatte. Ich war todunglücklich damals und weinte bittere Tränen. Und im Laufe der Jahre habe ich die traurige Erfahrung gemacht, daß sich die Männer fast immer nur in meine Füße verliebt haben."

Alles lachte. Bernd Reckow verneigte sich: „Darf ich mit Ihnen tanzen?"

„Gern", sagte sie mechanisch und stand auf.

Mitreißend klang die Musik. Reckow tanzte gut. Er hatte den Arm fest um die Frau gelegt, in der Bewegung des Tanzes gab sie dem leisesten Druck seiner Hand nach — er fühlte durch den weichen Seidenstoff jede Linie ihres Körpers. Rascher lief das Blut durch seine Adern, fester legte er den Arm um sie. Sie machte eine kaum merkbare Bewegung mit den Schultern, sofort lockerte er seine Finger.

Es nützt dir nichts, ich will dich küssen, dachte er. Er beugte den Kopf zu ihr hinunter und sagte leise: „Es gibt für mich nichts Schöneres als den Tanz. Dies leise Spiel von Mann zu Weib bleibt immer reizvoll."

„Ich liebe den Tanz, aber nicht dies Spiel", antwortete sie.

„Nicht dies Spiel? Ich glaube nicht, Frau Renate, daß das Blut so kühl in Ihren Adern fließt. Sie umgeben sich nur mit einer Mauer der Unnahbarkeit, weil Sie sich selbst nicht trauen."

„Ich umgebe mich mit gar nichts."

„Das tut keine Frau. Jede Frau versteckt ihr wahres Empfinden vor sich und den anderen."

„Jede Frau? Sind die Erfahrungen, die Sie mit Frauen machten, nicht ein wenig einseitiger Natur?" fragte sie mit leisem Spott.

Er verstand und biß sich auf die Lippen; zum zweitenmal mußte er heute diesen Gedanken hören.

„Ich habe vielleicht doch verschiedenartigere Frauen gekannt, als Sie vermuten. Glauben Sie wirklich, daß es den Wert einer Frau mindert, wenn sie manchmal, in einer selten schönen Stunde, einen Zug aus dem Becher der Liebe tut?"

„Liebe? Ich nenne das nicht Liebe", sagte sie kurz.

„Nennen Sie es, wie Sie wollen. Es ist wie ein Glas köstlich prickelnden Sektes, und jeder, der nicht trinkt, versäumt etwas, für das es keinen Ersatz gibt. Machen Sie sich das Leben wirklich so arm, Frau Renate?"

„Was wissen Sie von meinem Leben und davon, ob es reich oder arm ist?"

„Sie haben recht. Aber ich fühle die kühle Atmosphäre, mit der Sie sich umgeben, und ich spüre die leise Abwehrbewegung, die Sie machen, wenn ich Sie beim Tanzen ein wenig fester an mich ziehe. Warum? Das Leben ist so kurz. Trinken Sie das Glas Sekt, solange es sich perlend Ihren Lippen bietet."

Fester nahm er sie in den Arm. Er hatte fast seine Wette vergessen; er fühlte nur noch den weichen, schmiegsamen Frauenkörper in seinen Armen und den Wunsch, diese feinen roten Lippen zu küssen.

„Frau Renate", sagte er leise. Seine spröde Stimme war weich und schmeichelnd. Einen Augenblick meinte er einen leisen Gegendruck ihres Körpers zu fühlen; tiefer senkte er den Kopf, so daß sein Mund fast ihr duftiges Haar berührte. Da stoppte die Musik. Ganz kurz zog er sie an sich, sie machte sich sofort frei.

„Ich möchte Ihnen einen Rat geben, Herr Reckow", sagte sie und sah ihn mit kühlen grauen Augen an. „Bevor Sie einer Frau ein Glas Sekt anbieten, müssen Sie wissen, ob sie durstig ist. Sie müssen auch wissen, welchen Sekt sie gern trinkt, und ob sie nicht gerade für einzelne Sorten sehr wenig Neigung hat." Sie nickte ihm leicht zu, wandte sich und ging zu ihrem alten Platz auf der Treppe zurück.

Bernd Reckow war bis in die Lippen erblaßt. — Abfuhr! dachte er und ging quer durch die Halle zu seinem Freund Flemming.

„Ich gebe das Rennen auf. Du hast die Wette gewonnen, Hans." Und in einer selten ehrlichen Anwandlung fügte er hinzu: „Du hast übrigens recht, langweilig ist Frau Renate nicht, aber sie ist vielleicht wirklich zu gut für mich. Also gehen wir zu den anderen."

Hans Flemming ging zu Frau Renate und setzte sich still neben sie. Als die Musik von neuem einsetzte, sagte er leise: „Bitte, Frau Renate." Sie tanzten schweigend. Er tanzte nicht so biegsam und elastisch wie Reckow, aber er führte gut und sicher. Auch er hielt sie fester, als es korrekt war; ganz vorsichtig hatte er sie langsam an seine Brust gezogen und genoß mit allen Fibern die Nähe des pulsierenden weichen Frauenkörpers. Spürte sie, wie dicht er sie hielt? Er wußte es nicht. Tanzte sie unbewußt, nur der Freude am Tanz hingegeben, oder fühlte sie seine Nähe, fühlte sie sein Blut, wie er das ihre fühlte? Er wußte es nicht. Er hatte sich sonst so fest in der Hand — heute waren seine Sinne in Aufruhr. Der Gedanke, daß Reckow diese Frau, die er liebhatte, und die ihm kostbar war, mit leichtsinnigen Gedanken umspielte, hatte ihn im Innersten erregt. Als die Musik aufgehört hatte und er mit Frau Renate in einem kleineren Zimmer auf einem mit weichen Kissen belegten Sofa saß, fand er noch immer keine Worte.

„Was haben Sie, lieber Freund? Sie sind so schweigsam", fragte sie und sah ihn forschend an.

„Entschuldigen Sie, ich war wirklich unaufmerksam, aber ich will mich bessern."

„Jetzt geben Sie sich innerlich einen Ruck und wollen Konversation machen. Das ist doch wirklich nicht nötig. Aber wollen Sie mir ein Glas Sekt holen? Ich bin durstig, und Ihnen wird eine Erfrischung auch guttun. Es war so heiß im Saal."

Er ging, und sie schmiegte sich ein wenig tiefer in die Sofaecke. Als er wiederkam, in jeder Hand einen Kristallkelch mit dem perlenden Trank, saß sie mit gesenktem Kopf und hatte eine Falte zwischen den Brauen. Sie hatte auf dem dicken Teppich sein Kommen nicht gehört und sah erst auf, als er vor ihr stand. Lächelnd nahm sie ihm das Glas ab und sah einen Augenblick nachdenklich den steigenden Perlen in dem schäumenden Wein zu. „Ihr Freund Reckow hat vielleicht doch recht," sagte sie langsam, „wenn er das Spiel zwischen Mann und Frau leicht nimmt wie ein Glas Sekt."

„Das haben Sie ihm doch nicht gesagt?" fragte er erschreckt. Sie lachte hellauf. „Nein, das habe ich ihm nicht gesagt." Gleich wurde sie wieder ernst. „Es gilt auch nicht für mich", sagte sie. „Dies leichte Spiel der Sinne ohne jedes Herzensgefühl, ich habe es nie mitgespielt und werde es nicht mitspielen."

„Hat es Sie je gelockt?" fragte er rasch.

Eine leise Röte stieg ihr bis in die Haarwurzeln. „Glauben Sie, daß kein Blut in meinen Adern fließt?" fragte sie dagegen.

„Sie sind immer so kühl, Frau Renate. Ich kenne Sie nun schon so lange, und Sie wissen, daß ich Sie sehr liebhabe, aber ich weiß doch auch nicht, ob Ihre Abwehr Panzer ist oder Kälte."

„Sie wissen es nicht? Und Sie sind doch der einzige, der es wissen darf."

Er sah sie mit ungläubigen Augen an. „Ja," sagte sie, „bei Ihnen weiß ich ganz genau, daß zuerst das Herz spricht. Warum sollen Sie nicht wissen, daß ich manchmal durstig bin?"

Sie sah zu ihm auf. Die grauen Augen schimmerten, ein weiches Lächeln spielte um ihren Mund. Da beugte er sich über sie und küßte sie, küßte sie...

Draußen im Saal setzte die Musik ein; sie löste sich leise aus seinen Armen. „Kommen Sie, Hans, wir wollen tanzen." Sie tanzten, wie sie nie zusammen getanzt hatten. Beim letzten Geigenstrich zog er hastig ihre Hand an die Lippen, dann verließ er rasch und heimlich das Haus.

Schon am nächsten Tag wurde im Auftrag Reckows der Korb Sekt bei Hans Flemming abgegeben. Nachdenklich sah er auf die Flaschenhälse hinunter, die aus dem Stroh hervorsahen. Die Wette... ja, eigentlich... Einen Augenblick überlegte er, dann ging er ans Telephon und klingelte Reckow an. Reckow meldete sich. „Hallo, alter Junge," rief Flemming in die Schallmuschel, „vielen Dank für den Sekt. Und nun hör' mal, ich habe mich über den Ausgang der Wette so sehr gefreut, daß ich sie feiern muß. Willst du heute abend bei Kitsch mein Gast sein?"

„Aber natürlich. Famose Idee. Großartig", erklang es von der anderen Seite. Befriedigt legte Hans Flemming den Hörer hin.

Am Abend saßen die beiden Freunde im Smoking, eine Nelke im Knopfloch, in dem eleganten Restaurant Kitsch bei einem auserlesenen kleinen Souper. Sie plauderten von der Liebe und von den Frauen, aber sie vermieden es beide, von Frau Renate zu sprechen.

Als der Sekt in den Kelchen schäumte, hob Reckow sein Glas und sagte: „Ich trinke nicht auf die wertvollen oder klugen oder kühlen Frauen — ich trinke auf die Frauen, die ich küssen darf."

Klingend stieß Flemming mit ihm an. In seinen Augen saß ein Lächeln. Mit ganz leiser, unmerkbarer Betonung wiederholte er: „Auf die Frau, die i c h küssen darf."

ERGEBNIS UNSERER PREISAUFGABE Nr. 2

(Aus Nr. 4271 vom 20. Januar.)

Was sagen unsere Leser zu untenstehendem Bilde?



1. Preis (50 Mk.): „Ich wette — Mutti schafft's!" eingeschickt von Frau Else Kerner, Suhl i. Thüringen.

Die weiteren 10 Preise zu je 20 Mk. sind auf folgende Einsendungen entfallen: „Hausgericht." (A. Bauer, Turin.) — „Pestalozzi, sage mir: Wer ist wohl der stärkste hier?" (Eberhard Teichmann, Rochlitz i. S.) — „Ich wollte, es käme Besuch!" (Hans Faßold, Berlin O. 17.) — „Hab' Einsicht, alte Tugend, und denk' an deine Jugend!" (A. Lippert, Bietigheim b. Stuttgart.) — „Die Japanvase hast du zerbrochen? Das Letzte, was deine Mutter aus ihrer Aussteuer noch ganz gelassen hatte!" (Dr. Lobbeck, Duisburg.) — „Ein disharmonisches Terzett." (F. Hermansdorfer, Dingolfing i. Bayern.) — „Ach, lieber Gott, wär' doch für alle drei die nächste Viertelstunde schon vorbei . . ." (Hermann Untritter, Pforzheim.) — „Zwischen Engel und Bengel." (Fräulein Anni v. Hofenfels, Bad Godesberg a. Rh.) — „Deutschlands Zukunft in Gefahr!" (Karlheinz Hilbich, Berlin-Lankwitz.) — „Ick rette mir durch die Beene!" (Albert Gosseld, Rostock.)

Als wir, durch die Nachlässigkeit des Zeichners veranlaßt, die Leser baten, sich über eine zu unserem Bilde passende, witzige Unterschrift den Kopf zu zerbrechen, ahnten wir nicht, daß wir damit aus dem Regen in die Traufe kommen würden, konnten wir ja nicht voraussehen, daß so viele gute Vorschläge eingehen würden. Wie schwierig die Auswahl und der Preiszuspruch waren, hat eine ahnungsvolle Fürther Leserin vorauserkannt; sie schrieb uns folgende liebenswürdige Zeilen: „Ich bedaure Sie sehr, wenn ich denke, daß Sie sich mit all den Lösungen abplagen müssen. Viel Vergnügen zu dieser angenehmen Tätigkeit!"

Und dennoch wurde unsere Qual der Wahl reichlich belohnt durch das Vergnügen, welches uns das Lesen der zahlreichen vielseitigen und originellen Lösungen brachte. Viele Einsender haben auf schlechte Schulzensuren des Sohnes getipt. Manche glauben, als Grund für die zwischen den Figuren des Bildes herrschende Verstimmung Ehezwistigkeiten annehmen zu sollen. Andere vermuten Geldmangel in der Familie, wieder andere offenbaren in ihren Lösungsvorschlägen eine seltsame Abneigung gegen das Finanzamt. Sehr häufig ist auch die Ansicht vertreten, der Vater wolle zum Leidwesen seiner Angehörigen durchaus Charleston lernen. Mehrere Leser haben Goethe, Shakespeare, Wilhelm Busch und andere Größen für ihre Unterschriften bemüht. Regelmäßig ist ein Vater-Mutter-Sohn-Verhältnis als zutreffend angenommen worden, nur ganz wenige sehen in der Frauengestalt die Tochter von jenem gewichtigen Vertreter des starken Geschlechts. Ein Notschrei der deutschen Jugend macht sich in der von uns prämiierten Unterschrift „Deutschlands Zukunft in Gefahr" aus dem Munde eines jugendlichen Bewerbers vernehmbar. Die in recht beträchtlicher Zahl eingegangenen vortrefflichen und humorvollen Lösungen politischen Charakters konnten aus begreiflichen Gründen leider nicht mit zur Preisverteilung herangezogen werden.

Wir haben jedenfalls allen Grund, unseren Einsendern für ihre geist- und witzreichen Bemerkungen den besten Dank auszusprechen.

Die von uns nach bestem Wissen prämiierten nebenstehenden Lösungen (einige davon sind übrigens mehrfach vertreten; dort mußte das Los entscheiden) werden vielleicht hier und da Kritik finden, und mancher Bewerber mag sagen: „Meine Einsendung war doch bedeutend besser!" Sie alle, denen diesmal ein Preis nicht zugefallen ist, mögen so denken, wie ein Einsender aus Prag, der in seiner Lösung den Vater auf unserem Bilde sprechen läßt: „Keinen Preis bekommen? — Nun, da versucht ihr's eben mit der nächsten Preisaufgabe!"

Schriftleitung
der „Illustrirten Zeitung".

Der Frühjahrshut

Welchen würden Sie wählen?



1. Jugendlicher Sommerhut aus heller Seide und apartem Strohgeflecht mit Band und Schnalle. — 2. Fesche Sportkappe aus handgeflochtenen farbigen Filzstreifen. (Phot. Hanni Schwarz.) — 3. Breitrandiger Nachmittagshut aus Roßhaar mit zartgetöntem Seidenband und Blumen. — 4. Türkisblauer Filzhut mit schmalem Rand, Ripsband und neuartiger Schmucknadel. (Phot. E. Schneider.) — 5. Sandfarbener, einseitig aufgeschlagener Filzhut mit geflochtener Bandgarnitur. (Phot. Hanni Schwarz.) — 6. Kleidsam gekniffener Hut aus exotischem Geflecht mit glänzender Seide und Schmucknadel. (Phot. E. Schneider.) — 7. Laufhut aus kariertem exotischen Geflecht mit kleidsamem Rand und Phantasiegesteck. — 8. Zweifarbig geflochtener Strohhut mit gesticktem Bandeau.

EINE PREISFRAGE FÜR UNSERE LESERINNEN

Auf der obenstehenden Bildertafel zeigen wir einige Modelle, in denen sich Form und Gestalt des kommenden Frühjahrshutes am bezeichnendsten darbieten. Wir wünschen nun festzustellen, welcher von den abgebildeten Hüten der Geschmacksrichtung unserer Damenwelt am meisten entgegenkommt. Zu dieser Ermittlung haben wir die zeitgemäße Form der Abstimmung gewählt, und wir richten deshalb an unsere Leserinnen die Bitte, uns bekanntzugeben, welcher der gezeigten Hüte ihren besonderen Beifall findet. Unter den Stimmen, die für den am häufigsten genannten Hut abgegeben werden, entscheidet das Los bei der Preisverteilung.

An Preisen sind ausgesetzt: Eine elegante Besuchstasche; eine große flache Armtasche; drei elegante Reisekissen; ein Strumpf- und Wäschetrockner für die Reise; ein elegantes Damen-Opernglas mit Perlmutterkörper und Bronzefassung; eine große Rotwein-Karaffe aus tiefgeschliffenem Kristall mit silbernem Hals; eine Tafelwage; eine Eismaschine für den Hausbedarf, dazu vier Füllungen von Gefriersalzen; eine Mayonnaiserührschüssel; ein Reisewecker in feinem Glanzleder (diese Gegenstände werden sämtlich geliefert von der Firma Albert Rosenhain, Berlin SW., Leipziger Straße 72/74). Ferner sind noch sechs Tango-Armbänder, 935 Silber vergoldet, mit fünf Achatsteinen als weitere Preise bestimmt.

Die Einsendungen, welche die Nummer des gewählten Hutes (nur eine!) angeben sollen, sind unter Beifügung der Adresse der Absenderin und der Aufschrift „Preisaufgabe" an die Schriftleitung der „Illustrirten Zeitung" in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, zu richten und müssen bis 4. April einschließlich in unseren Händen sein.

Wir erwarten eine recht zahlreiche Beteiligung von seiten unserer Leserinnen!

SCHRIFTLEITUNG DER ILLUSTRIRTEN ZEITUNG

Wissen und Leben

Wandelnde Gräber. (Zu nebenstehenden Bildern.) Wenn man den Haushalt der lebenden Natur einem modernen menschlichen Wirtschaftsbetrieb gegenüberhält, dann muß man zugeben, daß er unübertrefflich geschlossen und lückenlos arbeitet. Getrieben von Sonnenkraft, werden die leblosen Stoffe auf der einen Seite in synthetischem Verfahren, über die transformierende Pflanze hinweg, in den Tierleib eingeführt. In wechselndem teilweisen Ab- und Wiederaufbau — wenn zum Beispiel ein Tier das andere frißt — werden sie in verschiedener, dabei immer zweckdienlicher Weise dem um seine Erhaltung ringenden Organismus eingeordnet, um doch schließlich ausgeschieden oder beim Ableben des Trägers von eben auch lebenstätigen Bakterien analysiert, zersetzt und dem leblosen All zurückerstattet zu werden. Diese Stoffwanderung vollzieht sich auf so verschieden hoher Bahn, daß selbst Abgänge, schon auf der Kaskade des Verfalls begriffen, noch einmal aufgefangen, verwertet und von neuem in den Betriebskreislauf geleitet werden können: Wo ein Abbauprodukt auftritt, da stellen sich Verbraucher ein, denen der „Abfall“ neue Daseinsmöglichkeit eröffnet und die organische Kette, nutzbringend für das Ganze, wieder schließt. Was schon tot war und ins Anorganische zurückzusinken drohte, kann sogar nochmals auf die ansteigende Linie des sich entwickelnden Lebens gebracht werden. — Solche Gedanken umspinnen einen beim Anblick unserer Bilder aus Südamerika. Beide führen hinaus vor eine südamerikanische Stadt. Das eine zeigt eine Schutthalde, bestimmt, einen verlandenden Flußarm auszufüllen; augenblicklich belagert von einer Geierschar. Beharrlich und gierig wie die Schatzgräber durchwühlen sie das Geröll. Was irgend verdaulich erscheint, wird hinabgeschlungen. Die Lache nebenan liefert den Tischwein. Das zweite Bild stellt uns hinter einen Schlachthof und erfüllt mit jenem leisen Widerstreben, dessen wir uns vor den Stätten gewaltsamer Eingriffe in das Leben nicht erwehren können. Holzschuppen und roh aufgeführtes Mauerwerk für die Maschinen rahmen den Platz ein; alles herzlos auf den Ertrag in Peseten eingestellt. Felle hängen auf Leinen gereiht. Abfall und Unrat flogen dahinter und waren da wirklich gut aufgehoben; denn die Geier kamen und machten sich ein Festbankett daraus. Ein Friedhof, auf dem sich überaus reges Leben entwickelt! — Eins ist klar: nur in wärmeren Gebieten, wo die Vegetation große Wild- und Viehbestände aufkommen läßt, gehen auch immer so viele Stücke zugrunde, um jene der Aasfresserei angepaßten Tiergesellschaften zu ernähren. In der Alten Welt sind es, abgesehen von Südeuropa, vor allem Afrika und das vordere südliche Asien. Auch in Amerika sind die tropischen Teile am reichsten von diesen Tagraubvögeln bevölkert, wenn man deren zweifelhaftes Handwerk überhaupt mit dem der edleren Räuber durch einen Begriff bezeichnen soll. Das Hauptkontingent unter den Neuweltsgeiern stellen bei den Aufräumungsarbeiten im Lande die Hühnergeier. Nicht viel größer als ein Fasan, schwarz gekleidet, nackt am Kopf, finden sie sich überall dort ein, wo bei uns die Straßenreinigung, nötigenfalls die Wohlfahrtspolizei einzugreifen hat. Die steuerpflichtige Bevölkerung dankt es ihnen und hat längst ihr Leben unter gesetzlichen Schutz gestellt. Wehe, wer einen Angehörigen der schwarzröckigen Bestattungsgilde niederknallen wollte! Kein Wunder, daß die Vertreter der bekanntesten Arten, die Raben- und die rothäuptigen Truthahngeier, allerwärts mit der nötigen Dreistigkeit — mehr frech als mutig — zu Werke gehen und sich auch leicht zähmen lassen. Namentlich der erstere läßt sich mit der Furchtlosigkeit eines Haustiers die Säuberung der Straßen und Marktplätze angelegen sein, wird allerdings auch des Eierraubs beschuldigt. Der letztere soll mehr die Küsten nach dem absuchen, was die See an Verendetem anspült. — Das eigentliche Amt des Abdeckers, der die anfallenden Kadaver zu beseitigen hat, üben mehr die Großen und Größten des Luftreichs aus: die Kondore und der Königsgeier; alle mit lockeren Halskrausen geziert. Aus eisigen Höhen erspähen sie das in den Bergen abgestürzte oder gar verhetzte Vicuña. Früher glaubte man, sie fänden das Aas am ersten durch den Geruch; diese Ansicht ist aber widerlegt. (Besser wohl auch, sie riechen es nicht.) — So wenig empfindlich sie für Unterschiede der Wärme und des Luftdrucks zu sein scheinen, so lange können sie hungern. Läßt freilich der Zufall zu sehr auf sich warten, dann vergreifen sie sich auch an lebendem Getier. — Ganz ähnlich liegen die Kompetenzverhältnisse zwischen großen und kleinen Geiern bei den altweltlichen Verwandten, etwa in Afrika. Da sind es vornehmlich die Gänsegeier, welche die Leichen der großen Hufer in sich beerdigen und damit verhüten helfen, daß jene die heiße Luft verpesten. Unglaublich schnell sammeln sie sich am verwesenden Zebra, reißen es auf, fahren mit ihren kahlen Hälsen tief in die Leibeshöhle, würgen darin die Weichteile gleich hinter, zerren die Gedärme ins Freie, zerschneiden sie mit ihren scharfen Hakenschnäbeln und schlingen sie stückweise, unentleert, hinunter. Nach dem Schmaus gehen sie zur Tränke und, was den mit Blut und Unflat besudelten Hälsen besonders not tut, zum Bad. Alsdann geben sich die geselligen Tiere stundenlang der Verdauung hin. An dem zerfleischten Toten halten kleinere Arten aus der Sippe kümmerliche Nachlese. Sie müssen sich mit den Resten, mit Knochenstücken, den Augen und zuweilen auch mit blutgetränkter Erde begnügen. Einige davon, wie die Schmutz- und Kappengeier, haben sich deshalb auf noch eklere Gerichte umgestellt: so auf Menschen- und Tierkot. Hungrigen Hyänen vergleichbar, ziehen sie den Karawanen nach. Die Jungen — meist zwei, bei manchen Arten nur eins — häßliche Mißgestalten, werden von den Eltern fürsorglich aufgenährt; und zwar brechen ihnen diese anfänglich den halb verfaulten Inhalt ihres Kropfes in den Rachen — und gedeihen dabei. Auch in der Alten Welt werden die großen Geier von den Hirten angeklagt, ihre Schafe beim Werfen zu überfallen und die geschwächten Mütter mitsamt ihren Lämmern zu zerreißen. Daß Geier selbst menschliche Leichname in sich begraben, davon müßten — wenn sie es könnten und dürften — die indischen „Türme des Schweigens“ reden.

Dr. K. M. Schneider.



Geier räumen hinter einem Schlachthof auf.



Am Schutthaufen vor der Stadt.

Geier als Wohlfahrtspolizei in Südamerika.

(Hierzu nebenstehender Beitrag „Wandelnde Gräber“.)

Das moderne Bürgerhaus. Bei aller nötigen Sachlichkeit zeigen die Grundrisse des auf S. 296 abgebildeten Hauses (Tiergartenstraße 74, Dresden — Architekt: Professor Albinmüller, Magdeburg) in zwangloser räumlicher Gruppierung eine starke achsiale Gestaltung, die innen und außen zum Ausdruck der Ruhe und Gesetzmäßigkeit führt. Dabei ist besonders Wert auf beste Durchbildung der Wirtschaftsräume und ihre Lage zu den Wohnräumen, die alle beachtliche Abmessungen haben, gelegt. Der Verzicht auf die übliche Dachschräge erweist sich für den Raumbedarf als äußerst vorteilhaft. Die sonst im Dachboden gewünschten Gelasse sind

in größerem Umfange vorhanden und haben dazu den Vorzug der geraden Decken. Auch fallen die unbenutzbaren Dachwinkel und die Dachgauben, die bekanntlich dem Wetter gute Angriffspunkte bieten, weg. Das Haus enthält die wünschenswerten technischen Einrichtungen, alle Neuerungen, die die elektrische Industrie dem Wirtschaftsbetrieb eines Haushalts bietet. Beheizt wird es durch Gas-Zentral-Heizung. Im Sockelgeschoß befinden sich außer den Wirtschaftskellern Bügelzimmer; die Waschküche mit Dienstbotenbad und die Wohnung des Hausmeisters. Das Obergeschoß hat neben dem Badezimmer ein offenes Sonnenbad, das durch luftige Holzmaschengitter gegen Sicht von außen geschützt ist. Im Dachgeschoß dient die große Bodendiele den Kindern als Spielraum und Werkstatt, nötigenfalls aber auch der Hausfrau als Wäschetrockenraum. Die Schönheit der inneren Ausstattung des ganzen Hauses wurde bei vollem Verzicht auf jedes Ornament lediglich durch die Harmonie der Formen und Farben erreicht.

Abschaffung des Schlafes und künstlicher Schlaf. Die Frage nach der Notwendigkeit des Schlafes steht augenblicklich wieder einmal in den verschiedensten Ländern zur Diskussion. Amerika, das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, ist anscheinend sehr unzufrieden damit, daß ein Teil der 24 Stunden des Tages noch immer zum Schlafen verwandt wird; die Erkenntnis, daß jeder Mensch ein Viertel bis ein Drittel seines Lebens verschläft, läßt den Amerikanern keine Ruhe. Auf dem letzten Chemikerkongreß, der vor kurzem in Philadelphia stattfand, wurde allen Ernstes die Möglichkeit erörtert, durch ein chemisches Präparat den Schlaf überflüssig zu machen und die nötige Kräfteerneuerung im Körper auch ohne Schlaf zu ermöglichen. — Bisher war die Wissenschaft allerdings der Meinung, daß der Schlaf zur Erhaltung des Lebens unbedingt notwendig sei, und daß ein fortgesetztes Wachen lebensvernichtend wirke, da es unaufhörliche Verschwendung der Lebenskraft, Abnutzung der Organe und Verhinderung der Restauration der Lebenselemente zur Folge hat. Für die Gesundheit des Menschen ist diese Entspannung seines Körpers und Geistes so völlig unentbehrlich, daß er eine längere Zeit hindurch die Entziehung des Schlafes nicht ertragen kann. Wir wissen aus der Geschichte raffinierter Despoten, daß sie Feinde, die sie besonders grausam behandeln wollten, zum Wahnsinn oder zu qualvollem Tod brachten, indem sie ihnen den Schlaf raubten. Bekannt ist auch die Entziehung des Schlafes als Foltermittel im Mittelalter. — Das Schlafbedürfnis ist ein unumstößliches Naturgesetz für alle Lebewesen; auch Tiere, bei denen Forscher in dieser Hinsicht Versuche anstellten, konnten ohne Schlaf nicht auskommen. Selbst in der Pflanzenwelt finden wir etwas, das sich mit dem Schlafe der Menschen vergleichen läßt: Die Pflanzen legen allabendlich die Blätter aneinander oder senken sich nieder, die Blätter verschließen sich, das ganze Äußere verrät einen Zustand von Ruhe und Eingezogenheit. Die Nestoren des Pflanzenreichs, die Bäume, würden ohne den jährlichen Winterschlaf nicht gedeihen können. — Die Annahme, der Schlaf sei ein Symptom der Ermüdung, die das Gehirn lähmt, ist ebenso falsch wie die Theorie, daß ein physiologisches, von der Natur gewolltes Gift, das sich jeder Mensch in seinen Muskeln gerade durch die Ermüdung selbst bereite, es sei, das durch seinen allmählichen Übergang in das Blut einschläfernd wirke. Es ist durchaus nicht bewiesen, daß man, je mehr Muskeltätigkeit man ausübt, desto besser schläft. Vielmehr führt gerade körperliche Überanstrengung häufig zu Schlaflosigkeit. Andererseits erfreut sich z. B. der beinahe regungslose Neugeborene ohne fast jede Muskeltätigkeit eines ausgezeichneten Dauerschlafes. — Wenn das Gehirn beim Schlafen tatsächlich gelähmt wäre, so könnte nicht der Übergang zu vollem Wachsein innerhalb weniger Sekunden erfolgen, wie es ja der Fall ist, da gelähmte Körperzellen viel mehr Zeit dazu brauchen, um wieder tätig zu werden. Gerade im Schlafe ist oft eine erhöhte Erregbarkeit des Nervensystems zu beobachten, wie das Zittern und Beben des Körpers bei unruhigen Träumen beweist. Kitzelt man die Nase eines Schlafenden, so wird er die Nase reiben, ohne dabei zu erwachen. Es geht daraus also deutlich hervor, daß im Schlafe etwas vorhanden ist, das aktiv ist, und man kann daher den Schlaf wohl am besten als eine Form der aktiven Bewußtseinshemmung erklären. — Das unbewußte, vegetative Leben dauert dagegen während des Schlafes unverändert fort. Das Herz schlägt ruhig und unverändert weiter, die Blut- und Lymphbahnen funktionieren, Magen, Darm, Drüsen, Leber, Milz, Nieren — alle Organe fahren fort, ihre notwendigen Aufgaben zu erfüllen. — Wir sehen also, daß die Natur eigens einen Mechanismus des Schlafes, einen „Dämpfer des Bewußtseins“, geschaffen hat, und daß der Schlaf nicht eine schlechte Gewohnheit ist, die man beseitigen kann, sondern ein lebensnotwendiger Vorgang, der von ungeheurer Bedeutung für die Erhaltung des physiologischen Körperzustandes ist. Die Dauer des Schlafes ist bei den einzelnen Menschen verschieden. Sie wird mit zunehmendem Alter geringer. Im Durchschnitt brauchen die meisten erwachsenen Menschen acht Stunden Schlaf, während ein gesundes Kind nach der Geburt fast den größen Teil des Tages schläft. Bekannt ist die Tatsache, daß sich das Schlafbedürfnis durch Training ganz bedeutend herabsetzen läßt; Friedrich der Große, Cäsar und Napoleon sollen täglich nur drei bis vier Stunden geschlafen haben! — Menschenfreundlicher als die Amerikaner, die uns den Schlaf rauben wollen, ist jedenfalls der französische Arzt Berillon, dessen Erfindung es ermöglichen soll, zu jeder gewünschten Zeit schlafen zu können! Er will eine Maschine erfunden haben, die auf mechanischem Wege „Schlaf erzeugt“, und zwar durch Funkenwirkung eines über die Augen gelegten elektrischen Bandes und durch ein sanftes Summen, das sich an das Gehör wendet. Wenn sich wirklich auf diesem Wege ein gesunder Schlaf erzielen läßt, worüber vorläufig noch einige Zweifel bestehen, so kann man die Konstruktion des französischen Arztes nur mit Freuden begrüßen! Leider aber ist kaum ernsthaft daran zu glauben, daß dieses elektrische Fabrikat dem natürlichen Schlaf Konkurrenz machen kann. Wissen wir doch aus Erfahrung, daß alle Mittel, die den Schlaf durch Einfuhr chemischer Körper herbeiführen, d. h. also auch alle, selbst die besten Schlafmittel, niemals einen gesunden physiologischen Schlaf zu erzeugen imstande sind. Denn die sogenannten Schlafmittel schaffen nicht Schlaf, sondern Narkose. Das Wichtigste und Wertvollste des Schlafes, die Erholung, leistet aber die Narkose nicht, und deshalb kann auch der künstliche Schlaf niemals den natürlichen ganz ersetzen!

Dr. med. Rudolf Katz.

Kochkünstler als Erfinder. Daß man auch auf dem Gebiete der Kochkunst von Erfindungen reden kann, sieht man daran, daß die Gerichte, wie sie auf unsern Tisch kommen, wenn sie auch das Ergebnis jahrhundertelanger Entwicklung sein mögen, doch irgendwann einmal erdacht sein müssen. Unendlich viele Leckerbissen der feinen Küche kennt bereits das Altertum, und fast alle Erfindungen gangbarer Gerichte, ursprünglich betrachtet, gehören der ältesten Zeit an. Niemals haben dabei Frauen über die Entwicklung der Kochkunst mitentschieden; das liegt aber daran, daß der Mann als geborener Feinschmecker auch ein geborener Kochkünstler ist, wie er ja auch im Süden noch heute die Küche führt, und zwar auf eine Art, die man sehr hoch einschätzen muß. Der Süden ist auch der Erfinder aller wesentlichen kochkünstlerischen Genüsse, ehe französische und neuzeitliche Einflüsse mit der Nutzbarmachung ganz neuer Produkte des Handels und Landbaues in die Küche eindrangen. — Die Kochkunst ist naturgemäß an das gebunden, was ihr an genießbaren Produkten zur Verfügung steht. Die morgenländische Welt war reich an Hühnern, deren eigentliche Heimat bekanntlich Persien ist, und anderem Geflügel. Ein Perser, Agamont, war es denn auch, der als erster Fasanen briet, und ein Alexandriner, genannt Ferminuo Alessandrino, ersann die Kunst, Hühner zuzubereiten. Phormio Afrikanus verfiel danach auf die Idee, Enten und Rebhühner für die Tafel zuzurichten. Später hatte der Römer Melancio Soriano den Einfall, auch Kapaune zu braten, und der Italiener Narborra erwählte sich

die Lerchen, ein begehrtes Bratengericht daraus zu machen. Ein Ägypter, Jamberzius, der ein leidenschaftlicher Jäger war, fand es nützlich, die erjagten Wildschweine zur menschlichen Nahrung zu benutzen, und seitdem ißt man diese Abart der in der Bibel verbotenen Tiergattung mit den gespaltenen Zehen. — Mit der Verlegung der Kultur ins Abendland bemächtigten Griechen und Römer sich eifrig der Kochkunst. Die griechischen Inseln waren reich an Schildkröten, und ein Cypriate lehrte, diese seltsamen Lebewesen für die Küche zu verwerten. Sein Name ist vergessen, ebenso wie der jenes Bewohners von Cortona, der zuerst die Schnecken auf die Tafel brachte. Ein Grieche Gaurás erfand die vorzüglichen Wachtelpasteten, mit denen er die Tafel der Oberen belieferte. Die Torten sollen von dem Phrygier Quirin ersonnen sein. Ein anderer Quirin mit dem Beinamen von Capua setzte seiner Mitwelt den ersten wohlzubereiteten Lachs vor, und ein gewisser Meleager fand, daß auch die Heringe eine gute menschliche Speise seien, freilich nicht die Salzheringe, die erst im Mittelalter ein gewisser Böckelmann einführte, dem zu Ehren hinfort die Bezeichnung „böckeln" oder „pökeln" für alles Einsalzen von Fleisch gebraucht wurde, und dessen Andenken Karl V. dadurch zu ehren wußte, daß er auf Böckelmanns Grab einen Salzhering verzehrte. Ein Schmied Sisifus war es, der den Thunfisch beliebt machte, die ersten Karpfen aber kochte der Römer Batinio, und Nello Brencio, ein Italiener, beglückte die Menschheit mit gekochten Krebsen. — Alle diese Namen künden uns von unbekannten Größen, denn keiner der Genannten hat irgendwie sonst von sich reden gemacht, und eine kochkünstlerische Erfindung ist ungefähr so wie ein Volkslied, dessen Urheber auch niemand mehr nennt und kennt. Haben sich aber alle diese nur durch eine kochkünstlerische Tat verewigt, so vermochte ein gewisser Anione Montetti sich durch eine ganze Reihe solcher Erfindungen auszuzeichnen. Er erfand die Art, Leber zuzubereiten, Fleischklöße zu kochen und Tauben in Soße anzurichten; außerdem ersann er eine Menge Ragouts und hat hier die feine französische Küche vorweggeahnt, deren eigentliche Bedeutung ja in Soßen und Ragouts gipfelt. Auch ein Römer, Sabinus Galba, bemühte sich, die Kochkunst zu fördern, und Fleischpasteten und die Zubereitung von Quitten waren das Ergebnis. Pasteten an sich waren freilich nicht mehr neu, und demgegenüber war es wohl eine Erfindung besonderer Art, als der Italiener Clemens Chiapperi die Bluttorten (Blutpuddings) erfand, die heute zwar gewöhnlich, aber — wenigstens in Norddeutschland — nicht unbeliebt sind. Diese Torten sind schon mehr eine mittelalterliche Erfindung, ebenso die italienische Polenta, als deren Urheber man Artica da Voghera nennt. Gern hat die Küche alle diese Errungenschaften ihrer einstigen Jünger aufgenommen, wenn auch dem Wandel der Zeiten und des Geschmacks gemäß entwickelt, und dabei kommt es denn, daß wir angesichts des heute Erreichten den Anfang nicht mehr erkennen, der längst im Wechsel der Zeit verwischt erscheint. Bertha Witt.

Vom Eherecht. — Unter dem Titel „Neues Eherecht" hat die bekannte Frauenrechtlerin Frau Dr. Marianne Beth eine kurze Einführung in die wichtigsten Probleme der modernen Ehegesetzgebung geschrieben (M. Breitenstein, Verlagsbuchhandlung und Antiquariat, Wien und Leipzig). Es bietet nicht nur eine Übersicht über die gegenwärtig geltenden Rechte, insbesondere die der zentraleuropäischen Staaten, sondern auch einen Abriß ihres Werdens, wobei auf die Herausarbeitung der wesensbestimmenden staatsrechtlichen, philosophischen und religiösen Tendenzen besonderes Gewicht gelegt ist. Das Thema „Ehescheidungsrecht" behandeln die Juristen Dr. Gustav Tunica und Prof. Dr. Ernst Goldschmidt (Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig). Auf Grund von 375 Tatbeständen, wie sie in den Urteilen des Reichsgerichts und anderer Obergerichte niedergelegt sind, ziehen die verschiedensten Eheschicksale, juristisch erläutert, an dem Leser vorüber. Man erkennt in diesen Ausführungen die Menschen, wie sie hinter ihrer Maske wirklich sind, und zugleich tut man einen tiefen Blick in die Abgründe der menschlichen Seele und die Verrohung der Sitten. Ein Buch der Aufklärung, aus dem auch der Nichtjurist vieles lernen kann. —ius—

Bücher, die man lesen sollte.

Spaziergänge durch die neuesten Erscheinungen der Belletristik von Dr. Egbert Delpy.

China, das uralte, rätselvolle, steht wieder einmal im Brennpunkt des politischen Interesses. Es gärt und brodelt in dem geheimnisvollen Koloß, der immer unverhohlener danach trachtet, europäische Ketten endgültig abzustreifen. Da kommt ein Buch zur rechten Zeit, das uns gestattet, tiefe Blicke zu tun in die chinesische Volksseele. Jüngere deutsche Dichter haben sich ja seit einer Reihe von Jahren verdienstvoll bemüht, uns chinesische Lyrik und Dramatik durch Übertragung englischer Übersetzungen näherzubringen. Die Sprachforscher, die den Urtext kannten, zeigten sich allerdings mit diesen notgedrungen verdünnten Aufgüssen im ganzen wenig einverstanden. Vereinzelte Übertragungen namhafter deutscher Sinologen schlossen sich deshalb an, die den unmittelbareren Zusammenhang mit den berühmten Originalen herzustellen suchten. Als wohlgeglücktes Beispiel dieser Art seien die kürzlich von L. Woitsch übersetzten amüsanten Lieder eines chinesischen Dichters und „Trinkers" (Po Chü-i) im Verlag der Asia major, Leipzig, genannt. Solchen Versuchen ist nun ein weiterer, umfangreicher und entscheidender zur Seite getreten: Der Leipziger Sinologe Franz Kuhn hat es unternommen, eines der zehn Meisterbücher der chinesischen schönen Literatur, den berühmten Roman „Eisherz und Edeljaspis", die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl, geschrieben vermutlich im 16. Jahrhundert von einem uns unbekannten Verfasser, in gutes Deutsch umzugießen, eine Arbeit, die in Anbetracht der gewaltigen Schwierigkeiten der chinesischen Schriftsprache — sie erfordert die genaue Kenntnis von fast hunderttausend Schriftzeichen — an sich schon als Leistung ersten Ranges gewertet werden muß. Zum erstenmal lernt das deutsche Leserpublikum nun eines jener Meisterbücher kennen, deren Ruhm und Popularität in China seit Jahrhunderten unvermindert fortbesteht. Zum erstenmal liest es einen klassischen chinesischen Roman, der die Lieblingslektüre ungezählter Millionen Chinesen gewesen ist. Daß ein solches Buch aus dem innersten Geist des chinesischen Wesens heraus geschaffen sein muß, daß es die Ideale des ganzen Volkes, seine ethischen und kulturellen Anschauungen, das Charakteristische und Entscheidende seiner Sitten und Gebräuche, seiner Denkart und Moral in vollendeter Weise spiegelt, das eben ist sein unbezahlbarer Reiz und macht es zu einer unerhört interessanten, aufschlußreichen Lektüre für uns Europäer. Dabei gibt sich dieser Liebes-Abenteuer- und Intrigen-Roman als Ganzes durchaus nicht so fremdartig, wie man wohl annehmen sollte! Das entscheidend Menschliche erweist sich uns als sehr vertraut, nur die äußeren Hüllen weichen ab, die freilich auf oft sehr charakteristische und amüsante Art. Die uralte Kultur des Landes spiegelt sich in der für uns verblüffend engen Verbindung zwischen Heldentum und Gelehrtentum. Dieser junge Held des 16. Jahrhunderts, der sich als handfester Herkules im Kampf mit Frauenräubern und Gegnern jeder Art bewährt, ist Sohn eines Zensors und fahrender Student und wird für Tapferkeit und Tugend schließlich mit einem Obersekretärposten im



kaiserlichen Dienst belohnt… Um ihn und seine heimlich Geliebte, die unerhört kluge Tochter des Vizepräsidenten im Kriegsministerium, schlingt sich ein weit ausgesponnener Knäuel von Intrigen hoher und höchster Beamter, der schließlich von der obersten Instanz, dem Sohn des Himmels selbst, entwirrt und geklärt wird. Eigentümlich hebt sich die besondere Romantik des Liebespaars von diesem Untergrund ab. Weil sie sich zufällig nicht auf die von der Sitte streng vorgeschriebene Art kennenlernen konnten, verzichten die Liebenden freiwillig aufeinander, ja, als sie, dem Befehl der Eltern folgend, endlich doch in die Heirat willigen, vollziehen sie die Ehe nicht eher, als bis vom Kaiser selbst festgestellt wurde, daß sie an dem Bruch der Sitte unschuldig waren und sich in allen ihnen vom Zufall aufgezwungenen Situationen völlig tadelfrei benommen haben… Hier liegt die besondere erzieherische Tendenz des Romans klar zutage, die wir Europäer halb mit staunender Ehrfurcht, halb mit ironischem Schmunzeln genießen. Dabei wirkt das eigentümlich starre Festhalten an Konventionen des Gattenwahl-Gebrauchs durchaus nicht etwa klein und pedantisch, es liegt vielmehr etwas von freier Größe in dem Verhalten der Liebenden, weil zugleich wundervoll zart und delikat gezeigt wird, wie sie sich in schwieriger Lage — der Held wird krank in das Haus des einsamen Mädchens getragen und von diesem aufopfernd gepflegt — menschlich unabhängig und vorbildlich benehmen. Diese Mischung von freier Menschlichkeit und letzter Selbstbeherrschung hat wirklich etwas von jener Größe, die man „heroisch" nennen kann. Hier ist ein hohes Ideal aufgestellt, von dem Europas Jugend ruhig etwas lernen könnte… Künstlerisch gesehen, liegt der Nachdruck des Romans auf seiner Menschenschilderung. Ein Gewimmel von Gestalten zieht vorbei, das vom Lastträger bis zum höchsten Würdenträger hinauf in fabelhafter Plastik konterfeit ist. Hier wirkt sich ein Realismus aus, der alle Nuancen meistert, vom blumenhaft Zarten bis zum derb Drastischen. Es triumphiert eine Darstellungskunst, die es versteht, durch das Gitterwerk rhetorischer Schnörkel hindurch uns die chinesische Welt in ihren Höhen und Tiefen in prachtvoller Lebendigkeit zu zeigen. Dem trefflichen Übersetzer sowie dem Insel-Verlag in Leipzig, die uns dies ebenso lehrreiche wie amüsante Buch erschlossen haben, gebührt ein reiches Maß von Anerkennung für ihre verdienstvolle Tat!

In eine andere fremde Welt entführt uns der neue Tierroman des berühmten Dänen Svend Fleuron „Sigurd Torleifssons Pferde" (Eugen Diederichs Verlag, Jena). Hinauf nach dem hohen Norden, mitten hinein in die gewaltigen Stein- und Lava-Wildnisse Islands, versetzt uns der Däne, läßt alle Schönheit und Wildheit grandioser Urweltlandschaft zyklopisch emporwachsen und stellt vor solchen faszinierend großartigen Hintergrund das Leben der Menscheh und Tiere, die in so gewaltiger Natur leben, sich behaupten, täglich neu um ihr Dasein kämpfen müssen. Der Rahmen der Erzählung ist weiter gespannt als in den sonstigen Tierschilderungen Fleurons. Das Land selbst tritt als Persönlichkeit mit Tier und Mensch in Wettbewerb und erhebt sich in triumphierender Größe und Gewalt, funkelnd vor wilder Schönheit und schauerlich despotisch in der Skala seiner Todesdrohungen, oft genug riesenhaft über sie empor. Wie Mensch, Pferd und Hund in solcher Lage zum natürlichen, festverwachsenen Dreibund werden, der den erbitterten Kampf gegen den unheimlichen Todfeind Natur gemeinsam führt, das schildert Fleuron in seiner unnachahmlichen Art, mit feinster Witterung für die differenzierten Geheimnisse der Tierpsychologie. Als wertvollster, begabtester Kämpe unter den dreien und damit als eigentlicher Held des Romans wächst das Pferd empor, das kleine, unerhört zähe, mutige, ausdauernde, instinktsichere isländische Steppenpferd, das den Urzusammenhang mit dieser Natur noch besitzt und in Felsenwirrsal, Wüstenei, Stromwirbeln, Morästen, Schnee- und Sandstürmen geduldig und tapfer den Weg für alle am sicheren Tod vorbei noch findet, wenn Herr und Hund längst am Ende ihres Lateins und ihrer Kräfte angelangt sind. Daß man diese dramatischen Höhepunkte der Handlung mit Herzklopfen liest, versteht sich bei Fleurons bekannter Meisterschaft und Kunst, seine Tierhelden zu individualisieren, sie uns ans Herz wachsen zu lassen, von selbst. Die weiße Stute Flygga und ihr keckes Füllen Jungin hat man sehr bald liebgewonnen und folgt ihren aufregenden Lebensschicksalen mit lebhafter Spannung bis zum tragischen Schluß und Untergang. Bewundernswert bleibt dabei, wie Fleuron mit jeder neuen Variante seines stets gleichen Grundthemas — Erschließung der Tierseele — neue Gebiete aufdeckt. Mit jeder neuen Tiergattung öffnet er eine andere, in sich geschlossene Welt, die wieder neue, eigene Reize hat. Der Dichter in ihm schützt ihn und seine Leser vor Wiederholungen. Mit immer gleicher tiefschürfender Kraft dringt er in den neuen Tierbezirk ein und enthüllt seine besonderen Wunder. In diesem Island-Pferderoman zumal steht er auf steiler Höhe, entfaltet seine Kunst größere Reichweite als zuvor. Balladenluft und Urweltrhythmus brausen durch die Seiten des packenden Buches, das man genießt wie frischen Meerwind.

Von den beiden ersten Riesenbänden des gewaltigen mittelalterlichen Frauenromans der Norwegerin Sigrid Undset „Kristin Lavranstochter" berichtete ich vor einigen Monaten. Inzwischen ist nun der nicht minder umfangreiche Schlußband erschienen (bei Rütten & Loening, Frankfurt a. M.), der das Weibschicksal der stolzen Kristin hart und schwer zum Abschluß bringt. Weil der königliche Mann an ihrer Seite nicht Bauer sein kann auf ihrem Vaterhof, wie sie es wünscht, bricht die Ehe auseinander. Die letzten Jahre bis zum gewaltsamen Tode Erlends leben die Gatten dann in starrem Eigensinn fern voneinander. Es folgt der einen großen Enttäuschung ihres Lebens die andere: auch ihre sieben Söhne gehen eigene, andere Wege, als sie sie wünscht. Ein einziger nur wird Bauer im großen Sinne ihres vergötterten Vaters. Aber da nimmt der Alternden die junge herrische Sohnestochter das Regiment aus der Hand. Entwurzelt, verläßt Kristin den Heimatboden, sucht Ruhe für ihr heißes, wildes Herz im Kloster und stirbt endlich, Magddienst leistend, als letztes Opfer einer Pestepidemie… So vollendet der letzte Band ebenbürtig, was die vorangehenden gewaltig begannen. Typisches Frauenschicksal rollt im schweren Leben einer mittelalterlichen nordischen Frau vorbei, typisches Schicksal zwischen Traum und Wirklichkeit, zwischen spärlichem Glück und harten Kämpfen, wenig Erfüllung und immer wiederholter Enttäuschung. Es ist, als höre man eine Stimme schallen: „Was klagt ihr, ihr Lebenden? Schaut zurück, sucht die Zeiten auf und nieder, immer war es das gleiche!" Aber seltsam genug — so sehr man auch im Anfang mit seinen Sympathien auf seiten der leidenden Frau steht, je mehr das Buch seinem Ende zuschreitet, um so mehr rückt man von Kristin ab. Es herrscht eine solch harte, trotzige und blinde Selbstherrlichkeit in der Art, wie sie das Leid ihres Frauentums hinnimmt und verarbeitet, daß man sie zwischen solchem Manne und solchen Söhnen immer mehr als eigensinnig Schuldige empfindet. Ihre männlichen Gegenspieler, Simon Darre, der sie heimlich liebt, Erlend, ihr aristokratischer Gatte, und seine prachtvollen Söhne, wachsen in ihrer wärmeren Menschlichkeit allmählich hoch über sie hinaus und entthronen sie als Heldin. Die Tragik eines ursprünglich großen Menschen wirkt sich aus, der allzu schroff sich auf sich selber stellt und damit gerade als Weib gegen den innersten Sinn, die höchste Aufgabe des Weibtums, sündigt. Inwieweit die norwegische Dichterin hier einen Appell an die nordische Frau im allgemeinen gerichtet hat, ist schwer zu entscheiden. Sie steht bis zuletzt unfaßbar in ihrer leidenschaftslosen Sachlichkeit hinter und über allen Menschen und Dingen ihres Buches, eine großartig unparteiische Instanz, deren durchdringendem Künstlerauge nichts, aber auch nichts entgeht, und deren Kraft, Landschaft und Menschen bis in ihre feinsten Fasern hinein zu erfassen und zu gestalten, unbegrenzt erscheint. Als künstlerische Gesamtleistung thront dieses mittelalterlich getönte Kolossalgemälde eines Frauenlebens auf einzigartiger Höhe. Deutschen Lesern freilich macht die innere Unzugänglichkeit und Verschlossenheit von Heldin wie Dichterin im Verlauf der drei Riesenbände in steigendem Maße zu schaffen. Zuweilen meint man gar, Strindbergs Riesenschatten mit spöttischer Grimasse über Kristins Hofzaun schauen zu sehen.

ZUM NACHDENKEN

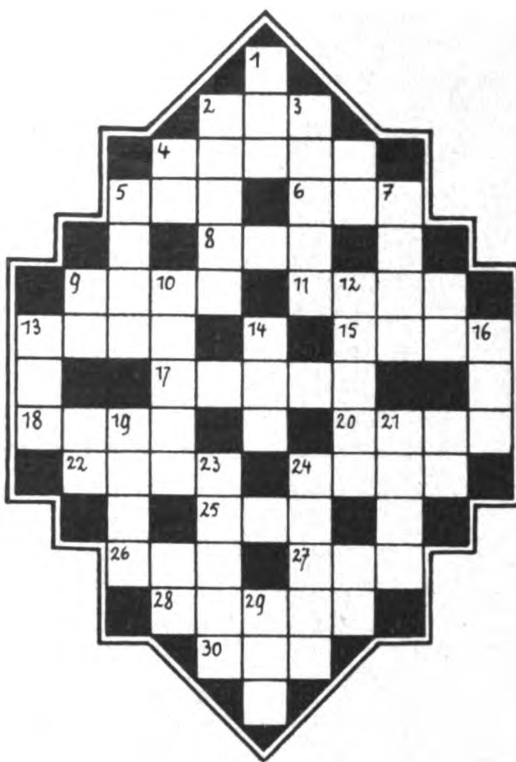
Rösselsprung.

leu	ret	si	das	nen	let	doch	re	dich
cher	liegt	den	tie	nachts	sah	der	frag'	welt
mit	ten	lich	klang	land	ser	so	tung	zu
hin	sei	ster	du	wei	ger	und	ne	nicht
was	hörst	dort	vom	schmäh	gel	ge	ne	in
le	ne	ser	sen	sprin	um	der	lang	mei
tung	im	die	lich	stellt	die	se	lust'	sei
doch	fällt	de	ten	der	gem	o	er	win
kommt	rich	ser	ge	der	je	de	dumm	zig
schif	schwin	ü	nach	schrei	der	wit	dem	blas'

Eine Laune der Natur.

Das Wort, es trägt den Wald, das Wild
Als sein Behüter auf dem Schild.
Und hat als Mensch, das ist doch klar,
Zwei Beine. Doch 's ist sonderbar —
Getrennt, die Vorsilb' ihm genommen —
Acht Beine hat es nun bekommen.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 2 Vorgebirge, 4 nordischer Komponist, 5 Wasseransammlung, 6 germanische Waffe, 8 Inselbewohner, 9 Körnerfrucht, 11 Schläue, 13 Bedienstete, 15 Schaumwein, 17 Verwandtschaftsgrad, 18 mythologische griechische Frauengestalt, 20 englischer Seestützpunkt an der Süd-West-Ecke Arabiens, 22 Baum, 24 orientalischer Vorname, 25 Farbe, 26 Nebenfluß der Donau, 27 Getränk, 28 Himmelsrichtung, 30 Eingang; senkrecht: 1 Hafendamm, 2 geometrische Figur, 3 Wasserstandanzeiger, 5 Behelfsbrücke, 7 Blume, 10 Vorbild, 12 Religion, 13 Zeichen, 14 Teil eines Theaterstückes, 16 Grundlage der Musik, 19 Zahl, 21 Schachfigur, 23 männlicher Vorname, 24 Schlange, 29 apokalyptischer Reiter.

Besuchskartenrätsel.

Erich Drens
Herne

Welchen Beruf hat der Mann?

Mosaikrätsel.

1	2	3
1	2	3
1	2	3
1	2	3
1	2	3
1	2	3
1	2	3
1	2	3

Jede Zahl ist durch eine der nachstehenden Silben zu ersetzen. Sowohl 1—2 als auch 2—3 müssen jeweils ein Wort ergeben. Sind die Silben richtig eingesetzt, so ergeben die Anfangsbuchstaben von 1 und 3, von oben nach unten gelesen, je einen Vogel.

au — bau — chel — damp — ed — er — fal — fen — fer — finn — fir — fuchs — her — ke — land — mu — nor — o — pa — pas — se — se — te — to.

Neues Obdach.

Wenn man emsig Einszwei auf Einszwei setzt,
So wird sich die Mühe lohnen.
Es entsteht ein ganzer Zweieins zuletzt,
Geeignet zum Bewohnen.

Homonym.

Seht in jener Schenke dort
Sitzen sie und trinken fort,
Denken nicht, daß Frau und-Kind
Tragen, was sie selber sind.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4276.

Ergänzungsaufgabe: Bernhard, Papagei, Seele, Julius, Lotto, Annalen, Lissabon, Taube, Gottlieb, Ottokar, Türkei, Leoben, Silberling, Engelbert, Romanze, Herodes, Modena, Franklin, Adelheid, Parade, Urban, Morgenrot, Polenta, Handlung. — „Die Sonne bringt es an den Tag."

Kreuzworträtsel mit magischem Quadrat: wagerecht: 3 Hefe, 5 Ares, 6 Katarakt, 8 Bern, 10 Resi, 13 Hall, 14 Rebe, 15 Oels, 16 Anis, 17 Rabe, 18 Apis, 21 Daguerre, 24 Ella, 25 Laib; senkrecht: 1 Gera, 2 Ufer, 3 Hata, 4 Esau, 6 Karlsbad, 7 Therapie, 8 Bär, 9 Ella, 11 Seni, 12 Ibis, 19 Igel, 20 Grab, 22 Ulan, 23 Elis.

Magisches Quadrat: a Rabe, b Adam, c Baum, d Emma.

Sternrätsel:

z
r u m
r e g e n
g r i f f e l
z u g f ü h r e r
a s p h a l t
h i r s e
h e u
r

Silbenkreuz:

pla	ton
ne	bo
ten	der

Klein, aber wichtig: Bahn-Steig-Karte.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel: beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung

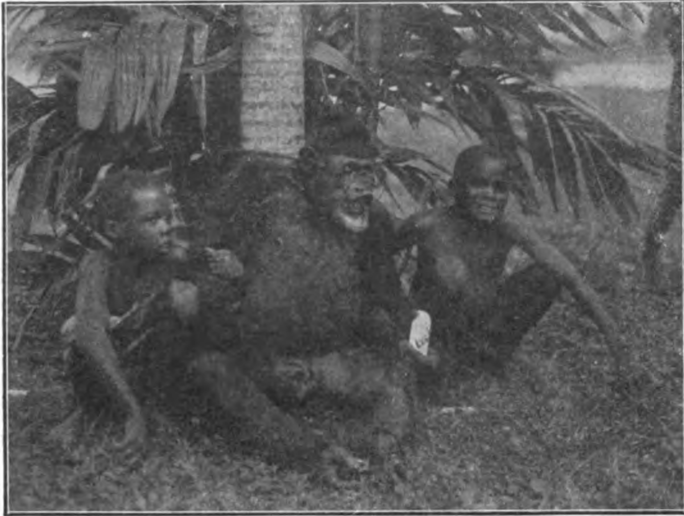


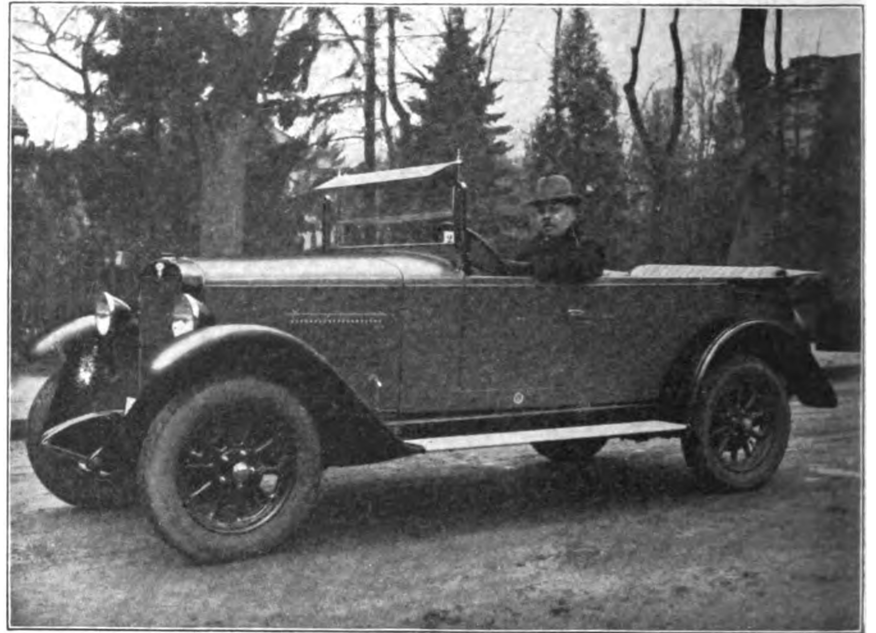
Verlag · J. J. Weber · Leipzig

NR. 4278. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 10. MÄRZ 1927

Ein Freund deutscher Kultur.

Als eine Erinnerung an seine Reise nach Westafrika überließ uns Herr Walter Weimann, Duisburg, die ebenso eigenartige wie gelungene Aufnahme, bei deren Anblick wir unwillkürlich der unvergeßlichen, uns entrissenen deutschen Kolonien gedenken müssen. Die Szene spielt in einer der zurückerworbenen Plantagen Deutsch-Kameruns. — In einer primitiven Falle hatte man dieses Prachtexemplar eines Schimpansengefangen, der sich rasch an Europäer und Eingeborene gewöhnte. Sein offensichtliches Verständnis für europäische Kultur konnte er jedenfalls nicht besser beweisen, als durch die liebevolle Betrachtung einer Flasche Odol, deren Inhalt er allerdings wenig vorschriftsmäßig zu benutzen pflegte, in der zweifellos richtigen Erkenntnis, daß sein tadelloses, ja furchtbares Gebiß auf die sonst in den Tropen unerläßliche Zahn- und Mundpflege verzichten kann.





Phot. Atelier Binder, Berlin

Herr Dr. phil. Heilbrun, Berlin-Neubabelsberg, mit dem von ihm auf dem Berliner Presseball gewonnenen 6/30 PS „Wanderer"-Wagen.

Bad Kissingen.

Der Badebetrieb im Luitpoldbad hat am 1. März begonnen. In der heizbaren Arkadenhalle wird der Rakoczy getrunken, wobei ab 15. März das kleine Kurorchester spielt. Die Eröffnung des neuerbauten Kurhausbades erfolgt zu Beginn der Hauptkurzeit am 1. Mai.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4278. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 10. März 1927.

Allgemeine Notizen.

Deutscher Kongreß für Kirchenmusik. Im Auftrag des Preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung wird die Staatliche Akademie für Kirchen- und Schulmusik in Charlottenburg in der Osterwoche (19./21. April) einen Kongreß auf paritätischer Grundlage veranstalten, in welchem Wesen und Aufgaben liturgisch musikalischer Kunst und die zweckmäßige Ausbildung und Fortbildung der Kirchenmusiker von ersten Fachautoritäten behandelt werden sollen. Vorgesehen sind ferner Stilgottesdienste in evangelischen und katholischen Hauptkirchen Berlins sowie Musteraufführungen klassischer und moderner Chor- und Orgelwerke. Von den Teilnehmern wird eine Gebühr von 10 RM. erhoben. Anmeldungen sowie alle den Kongreß betreffenden Anfragen sind an das Sekretariat der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik, Berlin-Charlottenburg, Hardenbergstraße 36 zu richten.

Die Deutsche Bücherei in Leipzig wies auch vergangenes Jahr eine fortwährende starke Steigerung der Benutzung auf. Im Lauf des Jahres wurden die Lesesäle von 122111 Personen besucht, wobei die zahlreichen Fremden, die täglich die Anstalt besichtigen und für die besondere Führungen bestehen, nicht mit gezählt sind. Von hervorragenden auswärtigen Gästen, die in letzter Zeit die Deutsche Bücherei besichtigten, seien genannt: die Dichter Gustav Frenssen und Hans Franck; der Prior der Abtei Maria-Laach des Benediktinerordens P. Albert Hammenstede; Prof. Dr. A. Fersmann, Mitglied der Russischen Akademie der Wissenschaften, Leningrad; Prof. Dr. Fredrik Böök, Mitglied der Schwedischen Akademie der Wissenschaften, Stockholm; Prof. Dr. A. Busse vom Hunter College, Neuyork; der türkische Unterrichtsminister Exzellenz Mustafa Nedschati in Konstantinopel.

Heidelberg erhält eine weitere Sehenswürdigkeit in einer Neckarterrasse gegenüber dem Heidelberger Schloß. Am rechtsufrigen Brückenkopf der alten Brücke in Heidelberg läßt die Stadt die Bilgschen Gärten zwischen Ziegelhauserstraße und Neckar, die etwa 3 m über dem Fluß hochwasserfrei gelegen sind, zu einer Aussichtsterrasse von etwa 200 m Länge umgestalten. Die Gärten werden nach dem Projekt des Oberbaurat Haller als Schmuckplatz unter Erhaltung der alten Obstbäume und Anpflanzung neuen Baumschmuckes mit Ruhebänken versehen.

Die Umwandlung soll bis zur Hauptverkehrszeit dieses Sommers durchgeführt und die unmittelbar dem Schloß gegenüberliegende Terrasse zu einem Hauptanziehungspunkt der Besucher Alt-Heidelbergs gestaltet werden.

Die Große deutsche Volkskunstausstellung 1929, die der Reichskunstwart Dr. Redslob plant, soll außer der Hauptausstellung in Berlin eine Reihe von reisenden Sonderveranstaltungen bringen. Man erhofft sich von der Schau hauptsächlich auch eine Neubelebung unseres bodenständigen Kunsthandwerks. Um die für die Vorbereitungen nötigen Mittel zu erhalten, hat der Reichskunstwart eine ausführliche Denkschrift über Plan, Kostenvoranschläge und den Zweck der Ausstellung verfaßt.

Polartaufe. In Anlehnung an die bekannte Aquatortaufe schuf man in der Vorkriegszeit, als die Hapag die Touristenfahrten zum erstenmal ausführte, die sogenannte Polartaufe. Nach altem Seemannslatein gewährt Triton, der „Beherrscher aller Fluten“ der Polarregion, keinem Menschen Eintritt in sein Hoheitsgebiet, wenn dieser nicht zuvor freiwillig alle Bedingungen zur Erlangung des Bürgerrechtes dieses „eisigen Staatswesens“ erfüllt hat. Auch auf den beiden Luxusschiffen „Resolute“ und „Reliance“, welche die Hapag im Juli–August zu je einer Fjord- und Polarfahrt verwendet, wird bei Erreichung des nördlichen Eismeeres eine feierliche Polartaufe zur allgemeinen Belustigung der Passagiere veranstaltet. Ein Böllerschuß kündet den Eintritt in die Polarregion an. Triton mit langem Flachsbart und dreizackbewehrter Rechte, im Kreise seiner Untertanen, heißt alle Neulinge willkommen. Unter Musik und reichlich melodiösen Gesängen durchschreitet die kostümierte Mannschaft in langer Polonaise alle Räume des Schiffes. Es folgt eine lustige Standrede und schließlich der eigentliche Taufakt. Der Arzt gibt seinen Gesundheitsbefund ab, Barbiere „salben“ den Täufling und arbeiten mit riesigen Holzkämmen und Holzmessern. Urplötzlich wird er in ein mit Wasser gefülltes Becken gestürzt, maskierte Matrosen warten, ihn wieder gründlich zu reinigen. Wieder herausgehoben, erhält er zur Auffrischung noch einen kalten Wasserstrahl, und er entschwindet dann eilig durch den Windsack. Es ist selbstverständlich, daß an den Touristen nur auf eigenes Verlangen dieser Taufakt vollzogen wird. So seltsam es auch erscheinen mag, immer wieder finden sich zahlreiche Nordlandfahrer zu der erheiternden Zeremonie bereit.

Felsche

KAKAO

Die Qualitätsmarke

Preis die Tube 40,60.80 Pf. u. Mk. 1.25

Kaloderma-Weiss Creme

gibt der Haut ein hauchzartes mattes Emaille. Sie schützt die Haut vor den zerstörenden Einflüssen jähen Temperaturwechsels.

F. WOLFF & SOHN

Beste Wirkung auf Blut und Nerven, bei Blutarmut und Bleichsucht erzielt man durch Krewel's altbekannte durchaus wohlbekömmliche, appetitanregende

Sanguinal-Pillen

Zu haben in allen Apotheken. Prospekte kostenfrei.

Chem. Fabrik Krewel & Co. G. m. b. H., Köln a. Rhein

Patente!

Gratisprospekt V.
Mässige Preise. — Warenzeichen
Pat.-Ing. Schinz, Berlin S. 42

Ich bin rasiert mit der Rasier-Klinge Auerhahn

Die „Auerhahn-Klinge" ist ein deutsches Erzeugnis von unübertroffener Güte.
Schramberger Uhrfedernfabrik G. m. b. H., Schramberg (Württemberg).

A.W. FABER

"CASTELL"

DIE BESTEN
BLEI-KOPIER-TINTEN u. FARBSTIFTE
• DER GEGENWART •

Glücks-Klee Butter-Keks
Krietsch Werke. Wurzen i/Sa

Krietsch Glücks-Klee Butter-Keks

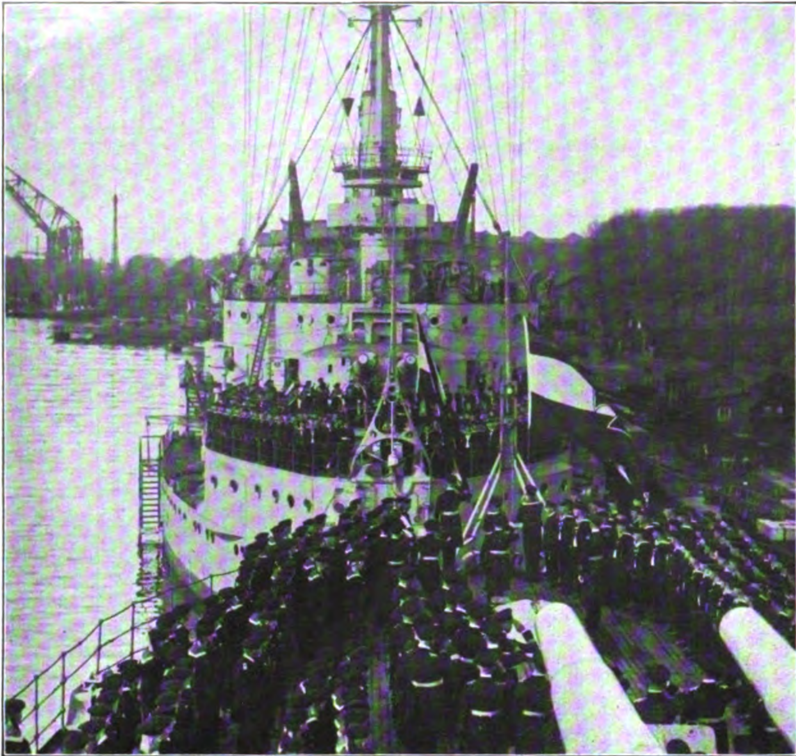
Krietsch-Keks feinste Marke

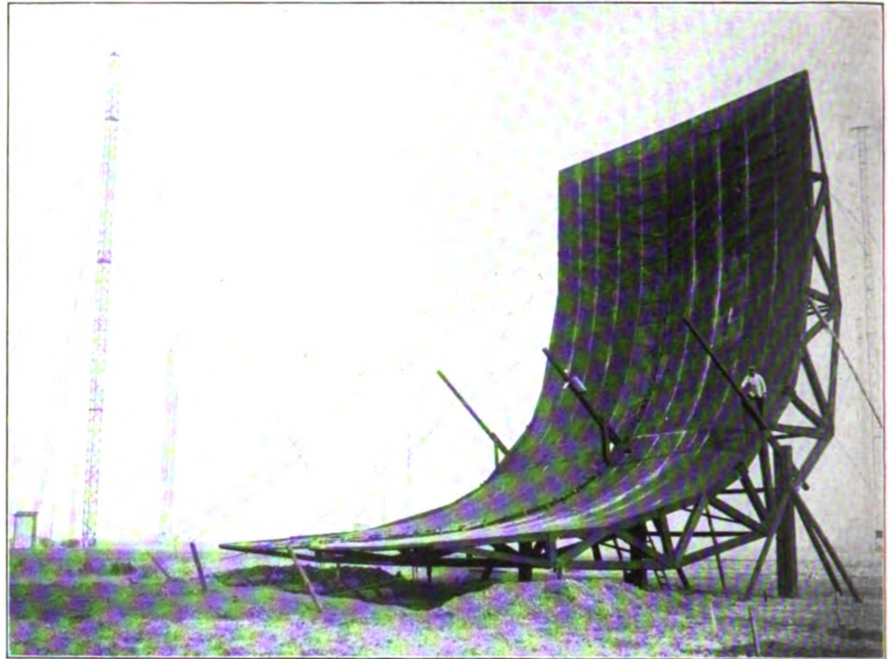
AUCHTER-ARNDT

Illustrirte Zeitung

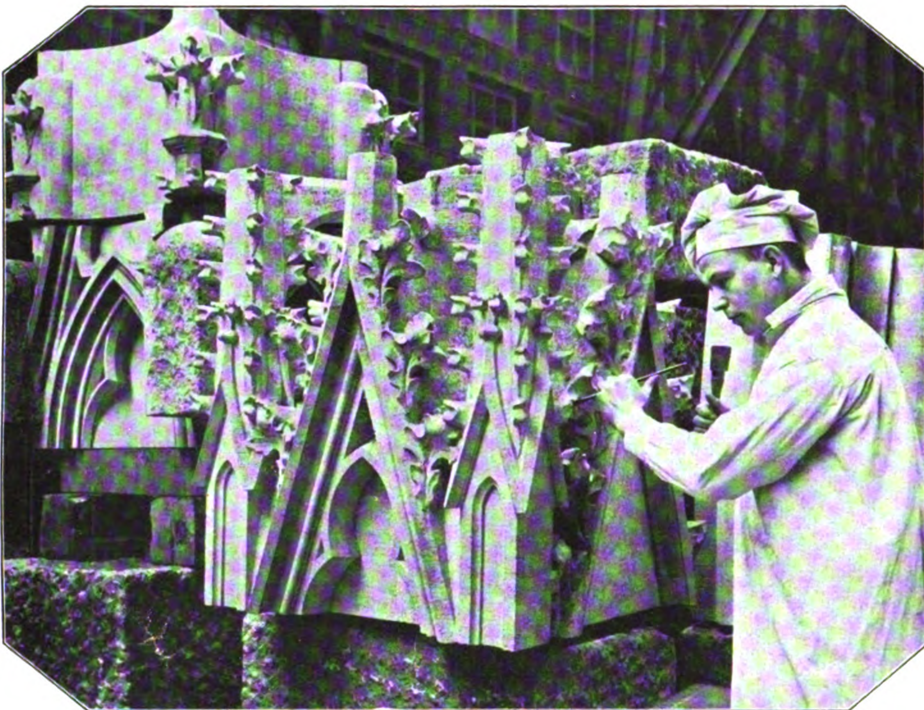


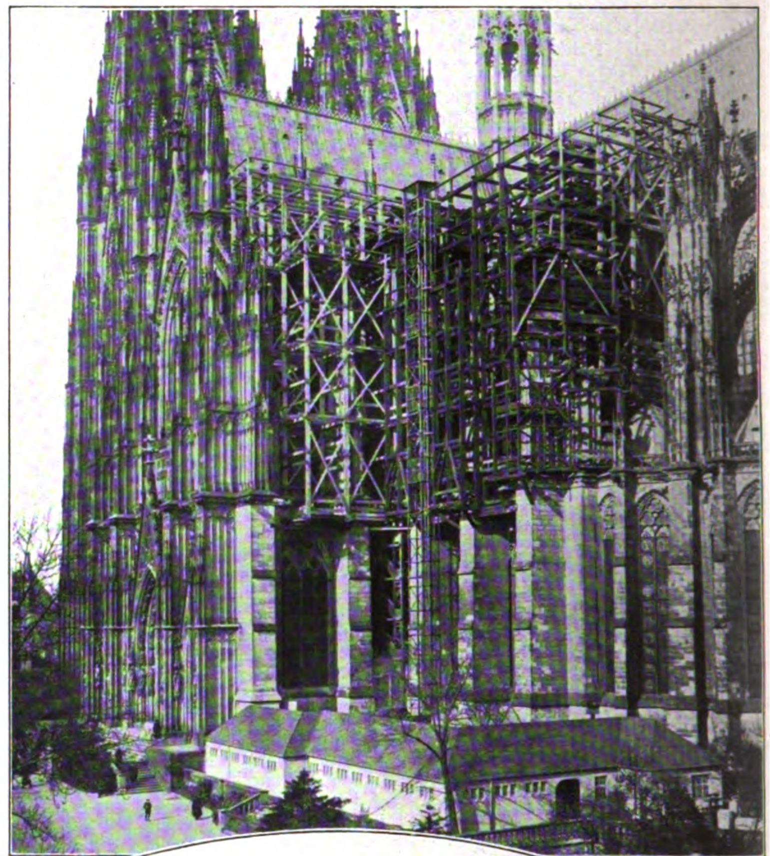
EIN WUNDERWERK DER TECHNIK: OWENS-GLASBLASEMASCHINEN IN BETRIEB
ZEICHNUNG VON WALTER ZEISING
(Vgl. hierzu den Beitrag „Die Maschine als Glasbläser" auf Seite 343.)





Eine Versuchsanlage für drahtlose Telegraphie in Nauen bei Berlin: Das riesige, mit Kupfer ausgeschlagene Hohlgestell, mit dessen Hilfe Versuche angestellt werden, den elektrischen Wellen eine bestimmte Richtung zu geben, so daß sie bei Vermittlung von wichtigen Geheimnachrichten nicht von fremden Empfangsstationen aufgenommen werden können. — **Links:** Von der Außerdienststellung des Linienschiffes „Hannover" am 1. März, an dessen Stelle das Linienschiff „Schlesien" tritt: Nach dem Kommando: „Hannover, hol nieder Flagge und Wimpel" am vorderen Mast der „Hannover"; dahinter die „Schlesien".

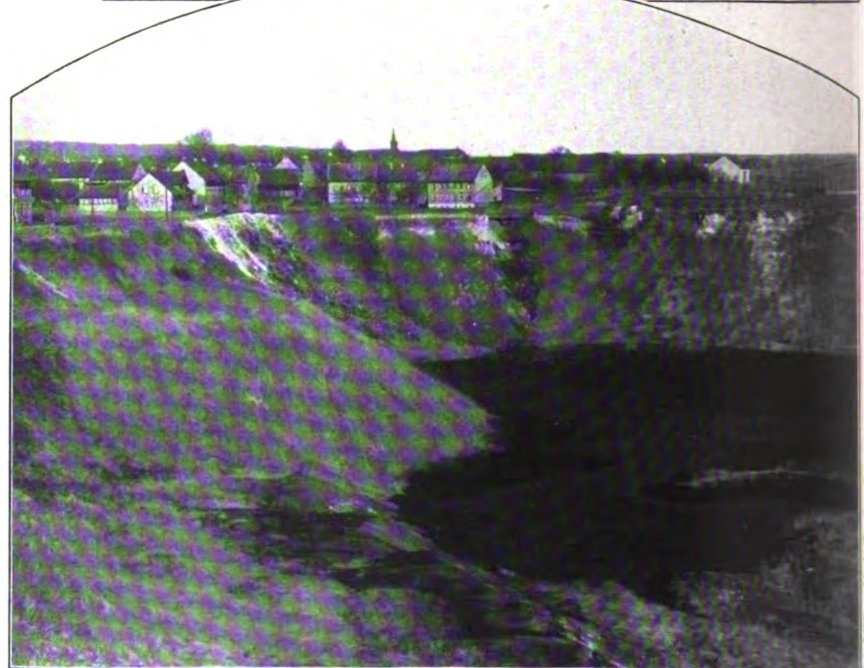




Von den Wiederinstandsetzungsarbeiten am Kölner Dom, die seit Jahren ruhten und nun unter Leitung von Oberbaurat Bernhard Hertel erneut in Angriff genommen wurden. **Links:** Ausbesserung von Krönungsstücken eines Pfeilers. **Rechts:** Der Dom im Gerüst mit der Bauhütte am Fuß des Domchors.



Von der Einweihung des Carnegie-Lehrstuhls an der Hochschule für Politik in Berlin am 1. März: Während der Rede von Prof. Dr. James Shotwell, dem Inhaber des neuen Lehrstuhls. Unter den Hörern (vordere Reihe von rechts nach links): Reichskanzler Dr. Marx; Ministerpräsident Braun; Reichsgerichtspräsident Prof. Dr. Simons; Reichswehrminister Dr. Geßler; Oberbürgermeister Dr. Boeß.



Eine zum Untergang verurteilte Ortschaft: Blick auf das Dorf Runstedt (Bezirk Magdeburg), unter dessen Grund ein reiches Braunkohlenflöz gefunden worden ist. Dem Abbau der Kohle, der schon ein riesiges, bis an die ersten Häuser reichendes Becken geschaffen hat, soll noch das ganze Dorf zum Opfer fallen, das dafür an anderer Stelle wiedererstehen soll.

WELTMACHTSTRÄUME – VON HEUTE

Hat nicht jeder unter uns schon geträumt — selbst der nüchternste Geist? Als Knabe: Bierkutscher zu werden oder Flieger — also ein Wesen mit Fähigkeiten und Möglichkeiten jenseits der eigenen; als Großer: Zeitungskönig zu sein, Millionär, Geschäftsgigant oder vom Jubel der Masse umrauschter Künstler. Da haben wir es schon. Wir, oder wenigstens die allermeisten von uns, träumen gar nicht vom stillen Winkel voll Glück. Wir träumen, wachend oder schlafend, selten oder häufig — von Macht, Erfolg, von Geld, vom Siegen und Herrschen. Vom Stärkersein als möglichst viele, vom Mehrsein als alle ... den unausrottbaren Traum westlicher Welt.

Es scheint, daß diese geistige Normal-Infektion, oder wie man das nun nennen mag, tatsächlich etwas für den Lebenskampf absolut Nötiges ist. Daß sie eines jener oft so geheimnisvollen Mittel der Natur ist, uns im Existenzkampf um das „Überleben des Tüchtigen" über Wasser zu halten. Und nichts wäre interessanter, als einmal eine Weltgeschichte von diesem Standpunkt aus zu schreiben: Was haben die Völker geträumt, und was haben sie erreicht? Schließlich ist ja jedes Ideal nichts als ein erstrebter Traum, schon deswegen, weil das Wesensmerkmal jedes Ideals eben ist, nie Wirklichkeit zu werden. Wo wäre, gestern und noch heute, die „große" Politik geblieben, wenn die Völker nicht Ideale hätten — nicht träumten? Am Ideal, am Wunschtraum gepackt, sind alle Völker hilflos, auch gegenüber dem Mißbrauch. „Politiker ist, wer die Schlagwörter der anderen zu mißbrauchen versteht", wäre auch eine Definition. Und das politische Genie wäre dann nichts anderes als ein „Vorausträumer", ein Mensch, der schon heute davon träumt, wovon die restliche Menschheit erst morgen träumen wird. Kommt noch die Fähigkeit dazu, ins Riesenhafte hinein zu organisieren und massensuggestiv zu wirken, dann ist auch der große Alexander, Cäsar, Napoleon fertig.

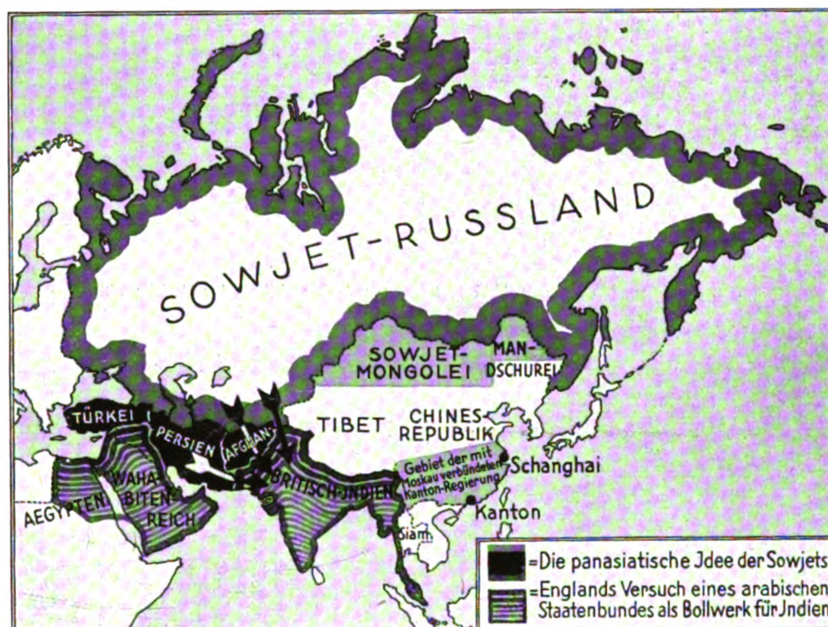


Die Idee des italienischen Mittelmeer-Imperiums.

Diese Nur-Ichmenschen haben wir heutzutage weit zahlreicher denn je. Schon weil unsere Zeit als solche in riesenhafteren Einheiten denkt und zu handeln versteht. Jeder Trust, jeder Korner, jedes Monopol ist ein Stück Wirklichkeit gewordener Weltmachtstraum. Denn die heutige Wirtschaft hat ja bemerkenswert gut gelernt, der Menschheit Ketten anzulegen, ohne sich erst mit der Verschiebung der latenten politischen Grenzen aufzuhalten. Morgan und mancher andere amerikanische Großbankier sind Schulbeispiele dafür. Das beste vielleicht aber jener Mann, natürlich Amerikaner, der vor zwei oder drei Jahren den Brottrust über die ganze Welt hin zusammenbringen wollte und — da Brot Leben ist — sicher der ungekrönte Kaiser der ihm hilflos ausgelieferten Menschheit geworden wäre.

Auch er hat geträumt, ganz genau so wie einstmals Dschengis-Chan. Auch sein Traum hätte Blut gekostet wie damals, nur in etwas anderer Form.

Man sollte meinen, daß der Weltkrieg die Menschheit vom Träumen im großen etwas abgebracht habe. Aber ganz das Gegenteil ist der Fall. Nur manche Rolle in dem tragischen Puppenspiel ist vertauscht; das Spiel selbst ist geblieben. Die Welt ist noch immer der alte Hexenkessel, und man träumt von größerer Weltmacht und mit größerer Ambition als bisher.



Die Ausbreitung des sowjetrussischen Einflusses in Asien und Englands Abwehr gegen dessen Vordringen in Indien.

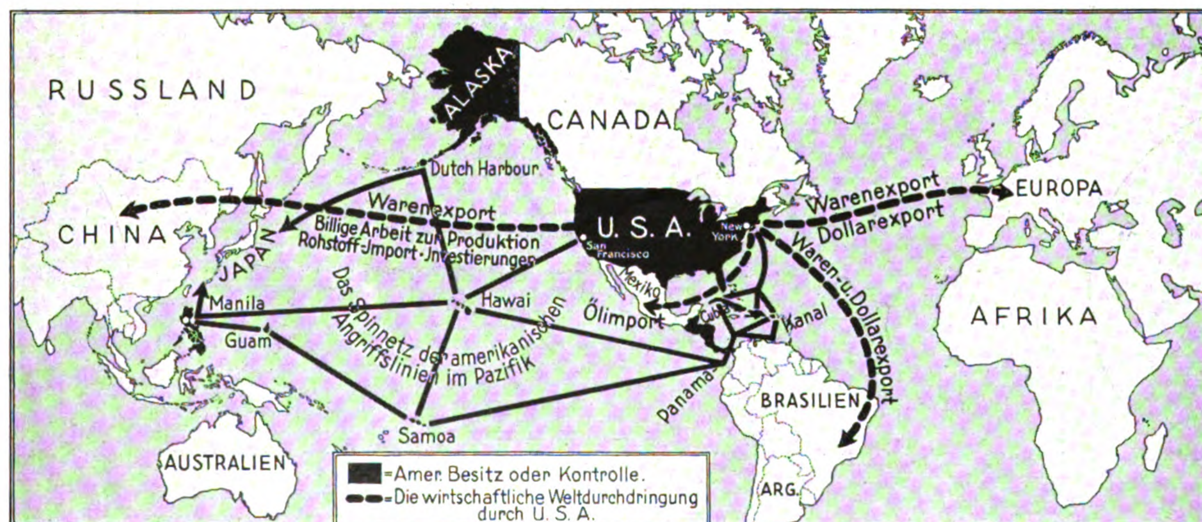
Da ist Italien, mussoliniert bis in die letzte Faser. Italien träumt nach rückwärts. Rom war einst die Hauptstadt des Imperium mundi, der damals bekannten Welt. Grund genug, auf der Basis dieser etwas verjährten Tatsache die Herrschaft über das Mittelmeer und die angrenzenden Kontinente, soweit es geht, zu verlangen. Schon sind die Dinge so weit getrieben, daß die Kugel von selbst vorwärtsrollt. Albanien ist seit ein paar Wochen italienische Satrapie. An der savoyischen Grenze marschierten französische Tankgeschwader auf, um, kaum ist es vorläufig vorüber, den befürchteten Einbruch der Faszisten unmöglich zu machen. Große, geschlossene italienische Siedlungsgebiete existieren, seit dem Weltkriegsschluß systematisch von Rom aus aufgebaut, im ganzen französischen Süden. Tunis, Nizza und Tanger! schreien die italienischen Zeitungen. Zum mindesten aber vorläufig das heute noch französische Syrien! Über Abessinien gibt es seit ein paar Monaten zwischen Italien und England einen mysteriösen Vertrag. Der Jemen ist auf dem Weg, ein zweites „Albanien" zu werden. Wohin werden die römischen Faszes zuerst stürzen, und wo nimmt Italiens Katastrophe ihren ersten Anfang? Auch Griechenland hat vor ein paar Jahren für seinen historischen Wachtraum bitter büßen müssen. Der Schrei nach Byzanz hat es zum Weißbluten gebracht. Wird für Italien das Erwachen nicht noch schrecklicher sein?

Der Bolschewismus, nüchterner auf Tatsachen gestützt als sonst ein System, träumt seinen eigenen Weltmachtstraum. Nachdem es mit der Bolschewisierung Europas nichts geworden, will er jetzt die Asiens. Die Konferenz von Odessa vor ein paar Monaten ist nur eine Etappe von vielen auf diesem Weg. Das Ziel aber ist der panasiatische Staatenbund: Türkei, Persien, Afghanistan und China unter Moskauer Direktive. Und mit der Spitze gegen den uralten Gottseibeiuns des alten wie des neuen Rußlands: gegen England. Indien ist das Ziel — dasselbe Indien, das durch Jahrtausende hindurch das Ziel aller Völker nördlich der Eisbarriere gewesen, das immer wieder durch die Männer aus dem Norden erobert worden ist und sich immer wieder aus sich selbst heraus befreit hat.

Auch Japan hat seinen Weltmachtstraum. Noch gestern hieß er China. Aber ebenso wie in uralter politischer Weisheit das chinesische Volk sich jetzt der Sowjethilfe bedient, um die weißen Eindringlingsvölker vor die Haustür zu setzen, ebensowenig wird ein national erstarktes und geeinigtes China die japanische Vormundschaft in irgendeiner Form dulden, tritt sie nun politisch oder wirtschaftlich strebend auf den Plan. Aus dieser Erkenntnis heraus gehen die japanischen Machtträume peripherisch um das eigentliche Reich der Mitte herum, nach der Mandschurei im Norden, nach der Inselwelt im Süden und Südwesten. Ihr treibendes Muß ist: Kohlen und Öl herein ins Land, Menschen hinaus! Nur der ungeheuerliche Aufschwung der Vereinigten Staaten von Amerika seit Versailles hat, das ist wohl Tatsache, einen blutigen Zusammenstoß verhindert.

Amerika selbst ist politisch fast saturiert. Man gebe ihm noch Mittelamerika zur besseren Kontrolle des Panamakanals (es gehört ihm effektiv schon größtenteils sowieso) und es hat, ganz wie das mit Boden mehr als überlastete Britische Reich, politisch an nichts anderem mehr Interesse als an der Erhaltung des Statusquo. Freilich, sein wirtschaftliches Interesse schreit nach der „offenen Tür" — außerhalb der eigenen U. St.-Zollgrenzen. Seine Großindustrie, seine Trusts, sein Rohstoffhunger (Öl und Gummi) stoßen es vorwärts. Sie sind es, die jetzt den letzten, größten Weltmachtstraum träumen, den der „friedlichen Durchdringung" der ganzen Menschenwelt mit der amerikanischen Ware, dem amerikanischen Geld. Und der Staat muß mit, ob er will oder nicht. Hier liegt für die Welt eine Gefahr, trotz ihres auf den ersten Blick unpolitischen Gesichts, wie sie größer noch nie in die Erscheinung getreten ist. Die Hydra der amerikanischen Industrie braucht Absatzmärkte. China mit seinen 400 Millionen Menschen ist nur einer unter ihnen. Wie, wenn es sich zollpolitisch oder wirtschaftsorganisatorisch wehrt, wie Rußland, das andere menschliche Riesenreservoir mit seinen 150 Millionen, es schon heute tut? Werden Wallstreet und Chicago, Detroit und Cincinnati das amerikanische Volk dazu pressen, das chinesische zu zwingen, statt den eigenen Staat zu mauern, teuer von Amerika zu kaufen, billig für Amerika zu arbeiten — die größte Horde Sklaven, über der je die Peitsche geschwungen worden ist?

Blutige Träume — das alles. Und der Traum vom Menschenfrieden noch so fern wie je! Viator.



Die Weltmacht des Dollars: Das politische und wirtschaftliche Ausgreifen der Vereinigten Staaten von Amerika.



Darstellung des Turnens nach Ludwig Werner (1794—1866).



Die unter Ludwig Jahns Einfluß gewählte Gewandung der Turnerinnen um das Jahr 1850 (lange Hose und Kittelkleid).

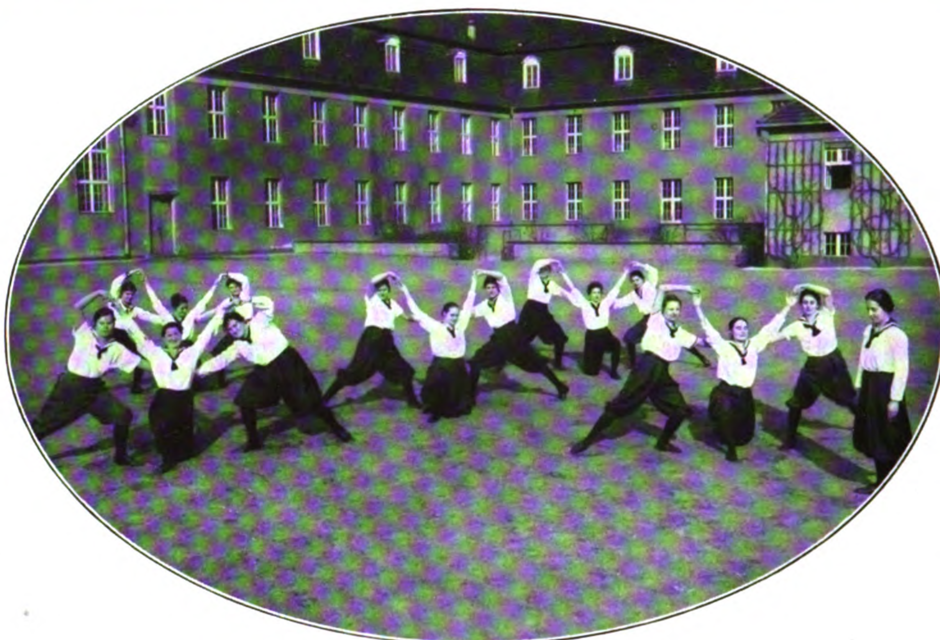
Tagesgeschichte.

Im Ausrüstungshafen der Marinewerft in Wilhelmshaven fand am 1. März die Feier der Indienststellung des umgebauten Linienschiffes „Schlesien“ statt, das an Stelle des alten Linienschiffes „Hannover“ tritt. Nach einer Ansprache des Kommandanten, Kapitän z. S. Tillessens, in der er der reichen Geschichte beider Schiffe gedachte, wurden auf der „Hannover“ Flagge und Wimpel, der letzte Schmuck des vorderen Mastes, niedergeholt, während auf der „Schlesien“ unter den Klängen des holländischen Ehrenmarsches Flagge und Wimpel emporstiegen. Darauf ging Kapitän Tillessen mit den übrigen Offizieren an Bord seines neuen Schiffes. — Die „Schlesien“ erhielt am 28. Mai 1906 von der Herzogin v. Pleß im Beisein Kaiser Wilhelms II. die Taufe und trat im September 1908 an Stelle des „Kaiser Wilhelm II.“ in den Verband der Hochseeflotte ein, und zwar als letztes Schiff der Vor-Dreadnought-Periode. Im Jahre 1916 nahm es an der Skagerrakschlacht teil. Das auf der Marinewerft modernisierte Schiff hat ebenso wie das Linienschiff „Schleswig-Holstein“ einen Gefechtsmast erhalten, und die Zahl der Schornsteine ist von drei auf zwei verringert worden. Die „Schlesien“, auf der das Artillerie-Versuchskommando zur Pflege und Erprobung des Schießdienstes tätig ist, wird demnächst ihre ersten Probefahrten in der Nordsee abhalten.

An der Deutschen Hochschule für Politik in Berlin wurde am 1. März der von der Carnegie-Stiftung, Neuyork, errichtete Lehrstuhl eröffnet. Reichsgerichtspräsident Prof. Dr. Simons leitete als Vorsitzender des Kuratoriums der Deutschen Hochschule für Politik die Feier, zu der eine große Zahl führender Persönlichkeiten des politischen Lebens erschienen waren, mit einer Begrüßungsrede ein. Darauf hielt der Inhaber des neuen Lehrstuhls, Dr. James T. Shotwell, Professor an der Columbia-Universität, einen Festvortrag über das Thema: „Stehen wir an einem Wendepunkt der Weltgeschichte?“ Dabei entwickelte er den Gedanken, daß durch den Einfluß der Technik als des Ergebnisses der modernen Wissenschaft ein neues Zeitalter angebrochen sei.

In althergebrachter Weise erlebte dieses Jahr fast das ganze Rheinland seinen Karneval. Vor allem der Rosenmontag, der seit 13 Jahren wieder zum erstenmal im früheren Glanze gefeiert wurde, hatte einen gewaltigen Zustrom von nah und fern nach Köln, Mainz und Bonn gebracht. Besonders glanzvoll verlief der Rosenmontagszug, Kappenfahrt genannt, in Köln. Er war unten den Gedanken „Die neue Zeit“ gestellt. 30 Gruppen mit etwa 25 Wagen führten die wesentlichen städtischen und politischen Ereignisse in humoristischer Glossierung vor Augen.

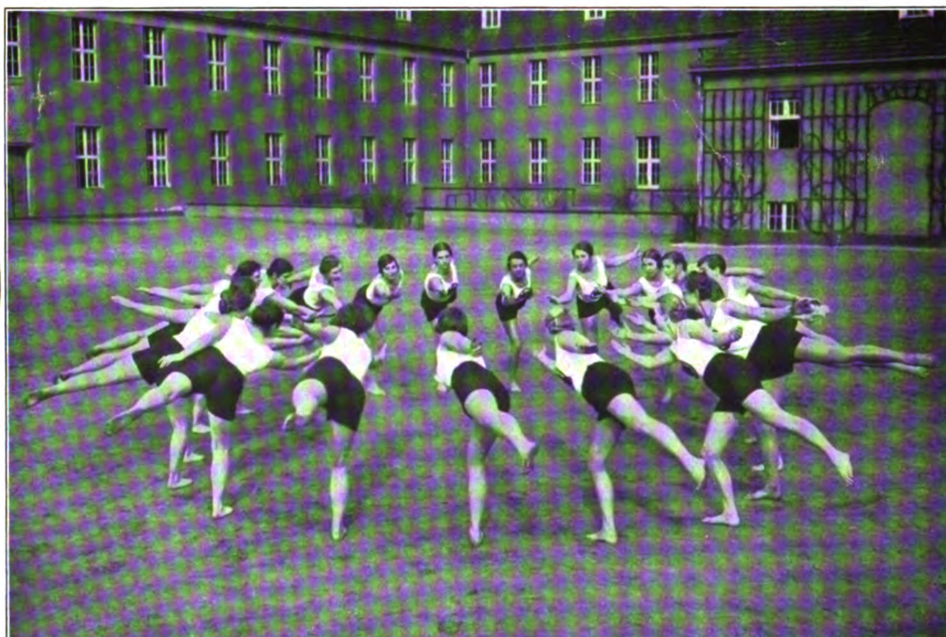
Eine sehr originelle Veranstaltung der Preußischen Hochschule für Leibesübungen in Spandau-Berlin zeigte die Wandlung des Frauenturnens und der Frauenturnkleidung im Laufe der Zeiten. Die in zweckmäßigem Gewande vorgeführten Übungen in rhythmischer Gymnastik und in modernem Geräteturnen offenbarten treffend den Gegensatz zur alten Zeit.



Matrosenbluse und Pluderhose, die beliebte Turn- und Sportkleidung der Vorkriegszeit.



Geheimrat Dr. Wilhelm Waetzold,
Universitätsprofessor für Kunstgeschichte in Berlin, der für den am 1. Oktober aus dem Amte scheidenden Geheimrat Dr. O. v. Falke zum Generaldirektor der Staatlichen Museen in Berlin ausersehen wurde.



Das Turn- und Sportkostüm der jetzigen Zeit.

Frauenturnen einst und jetzt: Vorführungen der Preußischen Hochschule für Leibesübungen in Berlin am 2. März, die die Entwicklung des Frauenturnens unter Verwendung von historischen Kostümen und Turntrachten zeigte.



Maria Lipsius,
unter dem Decknamen La Mara bekannte Schriftstellerin, Verfasserin der vielbeachteten „Musikalischen Studienköpfe“, † am 2. März im Alter von 89 Jahren. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Erwin Bubeck,
Mitbegründer und langjähriger Vorsitzender des Vereins Naturschutzpark (Stuttgart), der sich die Schaffung von Naturschutzgebieten in Deutschland und Österreich zum Ziel gesetzt hatte, † am 26. Februar.

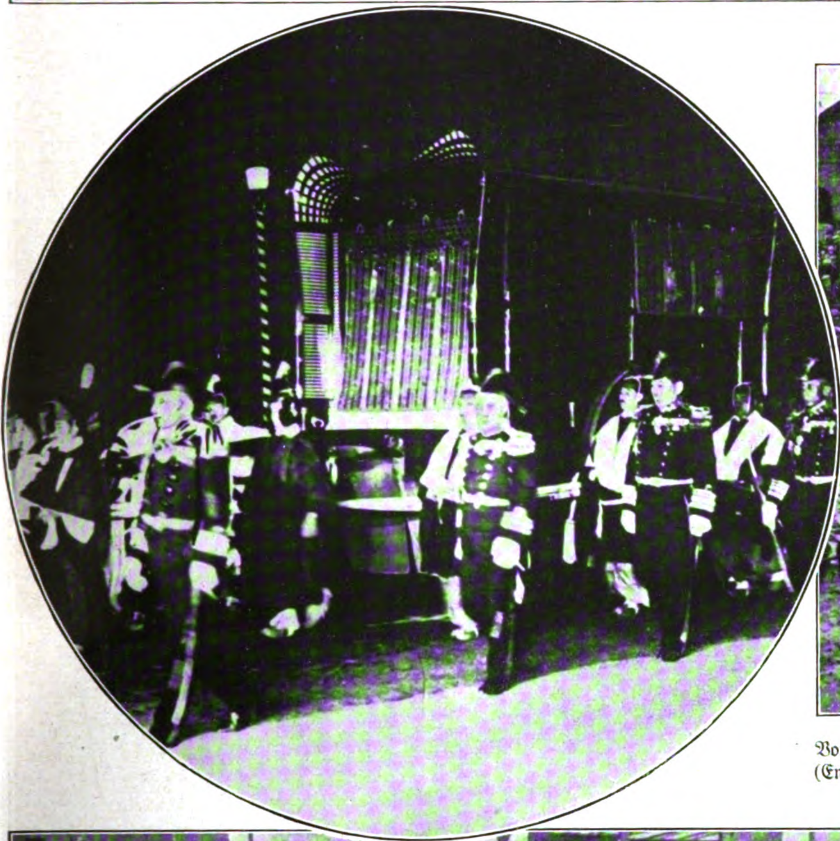


Professor Julius Seidler,
bekannter Münchener Bildhauer, dessen Hauptschaffensgebiet die Architekturplastik, besonders das künstlerische Hauszeichen, bildet, konnte am 24. Februar seinen 60. Geburtstag feiern.





Eine neue Riesensilhouette vor den Toren Berlins: Die der Vollendung entgegengehenden Zentraltankanlagen an der Oberhavel für den gewaltigen Benzin- und Ölbedarf der Stadt Berlin. — Links: Zu der in Kürze bevorstehenden Einweihung der Pfänderbahn (Vorarlberg), die von Bregenz am Bodensee auf den Pfänder (1064 m) führt: Die letzten Arbeiten an einem der hohen Tragpfeiler. In der Tiefe der Bodensee.





Von der am 1. März durch eine Explosion hervorgerufenen Grubenkatastrophe in der Ebbw-Valley-Zeche in Wales (England), bei der 70 Bergarbeiter ums Leben kamen: Rettungsmannschaften mit den Krankenwagen auf dem Hofe der Unglückszeche, zum Abtransport der Verwundeten bereit. — Links im Kreis: Von dem unlängst erfolgten Leichenbegängnis des am 24. Dezember vorigen Jahres verstorbenen Kaisers von Japan: Der Katafalk, von hohen Offizieren begleitet, im Trauerzug auf dem Weg von Yase bei Kioto durch die laternengeschmückten Straßen nach der hoch zwischen Hügeln gelegenen Begräbnisstätte.



Ein Automobilrennen auf dem flachen Dache einer achtstöckigen Auto-Großgarage in Paris: Ein Wagen in der Kurve der 12 m breiten und 600 m langen Dachbahn.



Ein kritischer Moment auf dem grünen Rasen: Gefährlicher Doppelsturz während des Hindernisrennens der Universität Cambridge in Cottenham (England) am 23. Februar.





Links: Der „Völkerbunds-Wagen“ im Kölner Rosenmontagszug. — Rechts: Prinz Karneval auf dem Prunkwagen bei seiner Fahrt durch die Straßen Kölns.



Ein Ausschnitt aus dem malerischen Kölner Festzug.



Der Wagen „Geburt des Hanswursts“ (1826) auf der Kappenfahrt in Bonn.



Rosenmontagszug in Mainz: Darstellung des durch Paragraphen und Steuern gefesselten deutschen Michels.

RHEINISCHER KARNEVAL: DIE FESTZÜGE AM ROSENMONTAG AM 28. FEBRUAR

Das Volk der Viersinnigen.

Geschichte einer abenteuerlichen Höhlenerforschung. + Von Hans Schliepmann.

(Schluß.)

Nochmals erklärte ich ihm mit redlichem Mühen, was ich vornehmen wolle, daß er einigen Schmerz auszuhalten habe, und was ich zu erreichen hoffe, was aber auch fehlschlagen könne. „Gibt es noch andere Wege, die Welt zu erkennen, als unsere vier gesunden Sinne, so will ich sie erfahren und mich nicht länger vor neuen Möglichkeiten verschließen, mag's auch schwer sein, am Ende des Lebens noch umzulernen", sagte er mit Festigkeit.

Als ich zur Operation schreiten wollte, stand plötzlich Angela neben mir: „Ich möchte Ihnen helfen, zumal Sie den linken Arm noch nicht sicher brauchen können. Ich muß doch hier zu etwas gut sein, und Sie werden zwei gesunde Augen jetzt besser brauchen können als den besten Willen Fräulein Bonunjas."

„Allerdings! Hier, nehmen Sie die Lampe; behielte ich sie vorm Kopfe, so stäche ihm das grelle Licht zu sehr ins eben geöffnete Auge. Halten Sie sie seitlich, bis ich den Verband fertig habe."

Ein fast unblutiger Schnitt; Saevo zuckte nicht; doch auch das Lid hob sich nicht; die bewegenden Muskeln waren den Huminu in den Jahrhunderten der Lichtlosigkeit verkommen. Vielleicht, daß Elektrisieren und Massieren sie wieder anregen könnten; für den Versuch mußte es genügen, daß das Lid zum Sehen mit dem Finger gehoben wurde. — Zunächst konnte ich nur die winzige Wunde mit etwas Eisenchloridwatte aus meiner Reiseapotheke verbinden und den vier Häuptlingen gute Nacht wünschen; dann aber eilte ich noch zu Tullo, um ihn etwas sachgemäßer zu verbinden. Er zeigte kein Fieber, die Wunde keine Hitze; alles, was er inzwischen selbst oder durch Fausta gehört, hatte ihn ganz gefügig und ruhig, ja, fast ehrfürchtig gegen mich gemacht.

„Nun können wir ruhen", sagte ich zu meiner neuen Gehilfin. „Sie werden es sehr nötig haben. — Sie müssen schon gestatten; Schlafzimmer gibt's hier nicht. A la guerre comme à la guerre!" Damit warf ich mich neben ihr auf den Boden; ich konnte sie trotz allem nicht wohl unbewacht lassen. „Aber vorm Gute Nacht lassen Sie mich Ihnen von neuem für Ihre Hilfe danken."

Wir drückten uns herzlich die Hände; dann streckten wir uns wie ein Paar Wandervögel nebeneinander hin; ich drehte die Lampe aus, und nach wenigen Augenblicken hörte ich die ruhigen Schlummeratemzüge meiner Kameradin. Mich aber floh der Schlaf; in die Pläne für den folgenden Tag mischte sich immer wieder der Gedanke an das ungewöhnliche Mädchen neben mir. Ich sah sie nicht nur in dem verhüllenden Taucheranzug, sondern, wie sie behend und graziös die Treppe hinauf an mir vorübereilte, schlank und rank, auffallend nur durch die Fülle ihres Blondhaars und den zurückhaltenden Geschmack ihrer Kleidung, und sann immer wieder über das Werden eines so tüchtigen und sonderlichen Menschenkindes nach, das sich in den Kopf gesetzt hatte, meinen — Leichnam — wie doch anzunehmen — aufzusuchen. Warum ...? — Ich lächelte und beugte mich leise über sie im Dämmerlicht der Kugel. Wirklich: sie war nicht schön; das Kinn etwas zu lang, die Nase etwas zu breit und ohne feine Linie; um den fast großen Mund ein Zug von Eigenwillen, doch die Lippen frisch und kühn geschwungen und die Stirn klar und bedeutend. Und nun wußte ich auch wieder, daß in den tiefliegenden grauen Augen der Schalk spielen konnte, und daß ihre Stimme ein wundervoller Alt war, für alle Regungen wahren und tiefen Ausdruck findend. — Zufall, Zufall, der sie in meinen Lebensweg warf? — —

VII.

Die Flucht aus der Höhle.

Als der Geiser die Höhle wieder lebendig machte und auch meine Gefährtin ermunterte, seufzte diese: „Au, es kommt nach! Mir sind alle Glieder wie zerschlagen! Was machen wir nun da? Heute kann ich unter keinen Umständen von hier fort!"

„Wird auch sowieso nicht gehen, denn wie's auch mit den Huminu werden mag: nun ich die Lampe habe und hoffen darf, Herr der Situation zu bleiben, muß ich vorm Abschied doch noch meine wissenschaftliche Aufgabe zu erfüllen suchen. Also bleiben Sie ruhig liegen; zu essen und zu trinken finden Sie noch neben sich; Bonunja aber soll Sie höchst sachgemäß massieren."

„Bonunja?" fuhr sie errötend auf.

Ich lächelte innerlich, erwiderte aber ruhig: „Wenn Ihnen Fausta lieber ist — sie macht's ebenso gut."

Ich mußte nun an Saevos Auge feststellen, daß der Schnitt zwar bereits fast ohne Schorfbildung verheilt war, daß aber jedes Zerren am Lide noch vermieden werden müsse. Nur schwer gelang es mir, den Erwartungsvollen und immer wieder leicht Mißtrauischen bis auf die Zeit vorm nächsten Schlafengehen zu vertrösten. Noch schwerer ward es mir, ihm die Erlaubnis abzuringen, die Höhle endlich bei Licht zu besichtigen, und ihm klarzumachen, daß dabei jedes Berühren oder gar Zerren am Leitungsdraht vermieden werden müsse. Erst die Stiftung eines Zwiebacks überzeugte ihn aufs neue von meinem Übermenschentum und machte ihn willfährig, nicht nur mir selbst die Höhle zu zeigen, sondern auch mehreren Huminu aufzutragen, in gemessenen Abständen über die Leitungsschnur zu wachen.

Mehr als zwei Geiserstunden brachte ich nun damit zu, eine Skizze und die nötigen Notizen zu machen.

Schließlich nahm ich mich wieder Saevos an. Hinter ihm drängten die Huminu herbei. Bonunja schlich, seitlich von den übrigen, an Saevo vorbei; sie kniete neben mir nieder, das pochende Herz mit beiden Händen haltend, und flüsterte: „Herr, ich glaube dir, was auch komme!"

„Nun, Podro?" rief der Promino.

Ich untersuchte die Lider; sie waren heil. So drehte ich Saevo zunächst vom Lichte ab und öffnete das Auge, damit es zunächst erst in der Dämmerung sähe.

Der Promino erbebte am ganzen Leibe.

„Was nimmst du wahr?"

„Einen Ton, als ob ich die Schmerzdrüsen drückte, der aber nicht weh tut. Und der Ton bleibt derselbe und steht still, während sie sonst beim Drücken sich wandelten."

„Und du unterscheidest nichts?"

„Doch! Es klingt in der Mitte heller und vergeht nach oben und unten. Und er ist nicht rein; es sind stumme Stellen darin." — Ich erriet, daß er die Schatten an den Unebenheiten der Höhle meinte, in die sein Blick fiel.

Nun bewegte ich die Hand mit ausgespreizten Fingern langsam vor seinem Auge: „Was fühlst du?"

Der Ton hat noch viel stummere Teile, und die Teile hängen zusammen. — Wie wunderlich!"

„Denk' an deine Hand: Stellst du dir sie nicht vor wie diese zusammenhängenden Stummheiten? — Denk' an die fünf Finger ... so!" — Ich bewegte die meinen. — „Fühle jetzt, wo die Stummheit ist! Das ist meine Hand. Du siehst sie, aber nur dunkel, wie wir's nennen, weil kein Licht auf sie fällt. Und hinter ihr siehst du in den Bauch der Mutter Erde."

„Dooh!" entrang es sich dem Überwältigten. Dann tastete er nach meiner Hand, bewegte sie mit der seinen abermals vor seinen Blicken, sah, tastete und besah immer abwechselnd, forschend. Und plötzlich ließ er meine Hand fallen und rief: „Es ist nichts wert! Ich fühle und rieche besser als das ist, was du sehen nennst!"

Fieberhaft lauschend hatten die Huminu uns immer dichter umdrängt. Staunend hatten sie die erste Offenbarung eines neuen Sinnes miterlebt; nun aber — lachten sie! Befriedigt hörten sie, sie hätten nichts verloren und nicht umzulernen! — Wär's bei uns droben anders gewesen?

Doch nun drehte ich die Glühbirne vor meinem Kopfe an, so daß die Lachenden in ihrem grellen Lichte standen, und wandte Saevo zu ihnen herum: „Was siehst du nun?"

Ein wilder Schrei Saevos war die Antwort. Bebend sank er in die Knie und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Fasse dich und lerne zu sehen!" rief ich.

„Entsetzlich ist dein Sehen! Wie kreischende Spitzen dringt's mir in die Augen, fällt etwas Furchtbares, Gellendes auf mich zu! Teufel bist du, ein Teufel!"

„Gewöhne dich! Du siehst dein Volk! Nur Ruhe ein paar Pulsschläge lang!"

„Fluch deinem Schwindel! In den Geiser mit dir!" In Wut, die den ersten Schrecken verdrängte, erhob er sich, um mich zu packen. Ich stieß ihn mit aller Kraft zurück, so daß er in den Haufen seiner Leute fiel, deren sich nun ebenfalls teils Schrecken, teils Wut und Rachgier bemächtigte.

In diesem Augenblick flammte das Blitzlicht auf, das selbst die Blinden noch wie einen Schlag auf die Augen empfanden; zugleich stachen dessen Dämpfe in ihre überfeinen Nasen: Angela hatte schnell entschlossen gehandelt, ohne meinen Wink abzuwarten, und mich abermals gerettet! Denn jetzt stoben die Blinden mit wildem Angstgeschrei in den hintersten Grund der Höhle zurück; der „Zauberer" überzeugte wieder mehr als der Wissenschaftler!

Mit bitterem Lachen wandte ich mich zu Angela zurück, um ihr zu danken. Da ergriff Bonunja meine Hand: „O Podro, warum hast du nicht mich sehend gemacht! Ich wäre dir gehorsam gewesen und hätte geduldig auf die Offenbarung geharrt, denn ich glaube an dich! — Nun aber ist keine Zeit zu verlieren! Sie sind ihrer viele gegen euch zwei, und sie werden sich gegenseitig Mut machen, euch zu steinigen. Flieht, wenn ihr könnt!"

„Und du?"

„O Podro, was gilt mein Leben gegen deines? Was kann ich noch mehr erleben, nachdem ich erfahren, daß mein Glaube mich nicht betrogen hat? — Sie werden mich steinigen, wenn ich's erwarte. Aber selbst wenn sie mich töten: Ich bin jetzt sicher, zu einem schöneren Leben im Licht zu erwachen! Ich hörte dich, küßte dich; du küßtest mich. Mag ich doch sterben, bevor ich Platz machen muß! Ich habe gelebt! Ihr aber, fliehet, fliehet!" — Noch immer kniend, umschlang sie meine Knie.

Angela war erregt herangetreten und fragte fast heftig: „Was will sie?"

„Daß wir beide fliehen müßten..."

„Sie hat recht!"

„... und sie sterben lassen! Sie kennt ihr Los und begehrt kein anderes!"

„Und läßt Sie ziehen?" fragte sie nun stammelnd, zwischen Unglauben und Beschämung.

„Und läßt mich ziehen und ist beglückt, einmal etwas Großes erlebt zu haben, ihren Glauben bestätigt zu sehen!" antwortete ich hastig, fast hart, um mich dann zu Bonunja zu wenden: „Bonunja, süße, reine Seele! Wär's nicht Vermessenheit bei mir, so würd' ich sagen: ‚Dein Glaube hat dir geholfen! Selig, die reinen Herzens sind...'"

Ich zog die Blinde ans Herz und küßte ihre Stirn; sie aber drängte nur wieder: „O Podro, fliehet! — Ich danke dir! Wie schön, wie schön war meines Lebens Schluß!"

Angela hatte uns in gespanntester Erregung beobachtet. Ihr weiblicher Instinkt hatte ihr gesagt, daß aus der Stimme der Blinden unendlich Höheres klang als Sorge um geliebten Besitz. Und nun packte sie meinen Arm und hastete: „Sie soll gesteinigt werden, Ihre Retterin? Oh, das ärmste Geschöpf! Ich könnte nie ruhig weiterleben mit dem Bewußtsein, sie hier für unsere Rettung geopfert zu haben! Sie muß mit uns kommen! Sagen Sie's ihr: sie muß mit uns fliehen! Sind wir nur erst an der Kugel, so sind wir vorläufig geborgen, und alles weitere findet sich. Schnell, schnell durch den Kessel geschwommen! Wir zwei klettern hinauf und ziehen dann das arme Geschöpf in einer Schlinge, die wir unten in das Seil gemacht haben, und in die wir sie hineinsetzen, zu uns herauf. Das muß gehen! — Los, los! Hören Sie, wie die Huminu immer mutiger rumoren? — Nehmen Sie den Revolver! Kommen sie uns zuvor, so hilft nichts, als die ersten niederzuschießen. Das wird sie so bestürzt machen, daß wir entwischen können."

Es war wirklich kein Augenblick mehr zu verlieren. In Hast klärte ich Bonunja über unseren Plan auf. — „Ihr nehmt mich mit, ins Licht? — O Glück, o namenloses Glück!" stammelte sie, überwältigt von Seligkeit. — „Aber die Meinen? Erbarme dich auch ihrer, Podro! Auch sie haben so lange gehofft und das Licht geahnt!"

„Später, Kind, später! Jetzt wollen sie uns ans Leben!" —

Und nun schwammen wir, Bonunja zwischen uns haltend, durch den Kessel. Das im Wasser schleifende Seil erwies sich als tauglich genug, für die Blinde eine sichere Schlinge zu knüpfen. Angela kletterte wie eine Katze empor; ich unterwies Bonunja, wie sie sich festhalten und mit den Füßen von der Felswand abstützen müsse. In diesem Augenblick aber stürzten die Huminu mit wildem Geschrei herzu, alle mit schweren Steinen bewaffnet. Erst suchten sie uns vergeblich am Ufer; es schien, als ob die aufsteigenden Wasserdünste ihnen unsere Witterung verwischt hätten. Doch nun hörten ihre feinen Ohren uns zwischen den Armen des Wasserfalls. Der wiedergenesene wilde Tullo, an der Spitze der Meute, schleuderte einen mächtigen Stein, der dicht neben uns in die Flut patschte. Es blieb nichts anderes übrig: ein Schuß von mir antwortete; doch ich traf nicht Tullo, sondern dessen Nebenmann, der mit schrecklichem Aufschrei zusammenbrach. Ich benutzte die entstehende Verwirrung des Entsetzens über die Wiederholung meiner „Zauberei", um nun meinerseits emporzuklettern. Fast wäre ich vor Erschöpfung zurückgefallen, wenn mir nicht Angela die Hand entgegengestreckt und mich auf die schmale Klippe heraufgezogen hätte. Diese bot kaum Raum, einen einzelnen Menschen auf ihrer Kuppe zu bergen; so mußte ich denn im herabsausenden Wasser neben ihr einen festen Standort zu gewinnen suchen, von wo aus wir nun gemeinsam Bonunja am Seil in die Höhe zu ziehen dachten.

Inzwischen aber hatten Tullo und Saevo durch Wort und Beispiel das Entsetzen der Huminu in neue Wut verwandelt. Sie hatten ja auch nicht einmal die volle Wirkung meines Schusses wahrgenommen; nur der Knall hatte die Erinnerung an meine Zauberkünste erweckt; daß einer der Ihren tot lag, blieb den Aufgeregten verborgen, die nun, bis zur Tollkühnheit aufgepeitscht, über den Gefallenen fortstürmten.

Ein neuer Steinhagel richtete sich gegen den Wasserfall. Ich aber konnte nicht vermeiden, Bonunja durch einen Zuruf aufzufordern, sich bereit zu halten. Das gab den Blinden die Zielrichtung; immerhin: sie konnten nicht eigentlich zielen; auch war mein Standpunkt schon zu hoch, selbst für die Wurfgeschosse des starken Tullo. Eines von diesen aber sauste gerade unter mir an der Steinwand nieder. — Ein Aufschrei Bonunjas. Erneuter Steinhagel in der Richtung auf sie, und wieder ein verlöschender Schrei!

Wir zogen das Seil an; einen Augenblick schien es schwer, dann plötzlich schwand die Last, so daß wir fast aus dem Gleichgewicht gekommen und hinabgestürzt wären:

Die Schlinge war leer!

„Sie ist's!" hörte ich Tullo rufen. „Haltet ein; ich hole sie!"

Ich bog mich entsetzt vor, damit die Lampe vor meiner Stirn den Felsfuß und den Kessel erhelle — Bonunjas Körper trieb auf dem Wasser, das rings um ihren Kopf sich rot färbte. — Tullo aber schwamm auf die Leblose zu und ergriff sie am langen Haupthaar, um sie zurückzuschleifen.

Fast von Sinnen vor Entsetzen, Schmerz, Wut und Abscheu drückte ich den Revolver gegen ihn ab. Und diesmal fehlte er das Ziel nicht!

Atemlose Stille. Die Huminu warteten auf ihren Helden; der aber war für immer verstummt. Endlich riefen sie, und als keine Antwort kam, flohen sie in wildem Entsetzen.

Ganz aus dem Instinkt der Rache zielte ich von neuem auf die Fliehenden, damit ihnen der Kessel für alle Zeit „Tabu" würde. Doch Angela ergriff mich bei der Schulter, sie selbst bleich und zitternd, und hastete: „Genug des Blutbades! Es weckt die arme Tote nicht mehr! — Oh — es ist schrecklich! Das ärmste Geschöpf!... Doktor, Doktor, mußten wir darum kommen! — Ich kann nicht mehr!"

Bebend umschlang sie die Klippe mit Armen und Beinen. Ich suchte sie festzuhalten, obwohl ich selbst zitterte und halb unter ihr im Wasser kaum sicher stand. „Mut!" rief ich, „wir müssen! Müssen hinauf! Unser Untergang würde ja nicht einmal Sühne sein!"

Ein tonloses Schluchzen erschütterte Angelas Körper. Und auch mich — ich schäme mich nicht des Bekenntnisses — blendeten Tränen. — Lange Minuten blieben wir so, während derer es mir — für mich! — leichter schien, mich in den Abgrund zu stürzen, als die unsichere Flucht fortzusetzen. Wie Neugier, Neugier des Knaben, der dem Maikäfer die Flügeldecken ausreißt, um die Aderflügel zu sehen, wollte mir jetzt mein Unternehmen erscheinen; wie verbrecherische, spukhafte Narrheit mein Streben, den Blinden das Licht bringen zu wollen!

Plötzlich tat Angela die Hände vom Gesicht und griff angstvoll in meine Schultern: „Warum folgte ich Ihnen? Warum tat ich's?"

Und wie ich in des starken Mädchens jammererfüllte Züge blickte, durchstrahlte mich's plötzlich wie ein ganz neues Gefühl, ein liebendes Weib an meiner Seite zu haben; alle diese Tage hatte ich's zwar schon gewußt, aber nur fast ironisch nachsichtig „vermerkt". Nun fühlte ich tiefes Mitleid; doch es wuchs seltsam schnell zu einer anderen Empfindung: In der grenzenlosen Öde dieser Höhle und meines Herzens schlug ein Herz neben mir, das sich für mich opfern wollte! Und aus der hilflosen Weichheit meines Schmerzes heraus strömte plötzlich ein breiter Strom von liebe-, glaube- und haltbedürftiger Zärtlichkeit über sie, und ich flüsterte: „Ich weiß, weiß es längst, warum!"

Sie ließ mich jäh los und starrte in meine wehmütig lächelnden Augen.

Wieder blieben wir lange Minuten regungslos. Ich spürte nicht das Wasser, das meine Beine umrauschte, sie nicht die scharfen Kanten der Klippe, auf der sie saß. Erst das Brüllen des Geisers ließ uns auffahren. Mit einem Seufzer lösten wir uns auseinander. Schmerzgeborene Liebe gab uns Kraft: „Zu neuen Ufern ruft ein neuer Tag!"

Wir hatten in einem Augenblick der Auslösung aus Dumpfheit und Weh unsere Lage vergessen: Eine Klippe unser schwanker Halt; unten hungrige Feinde; oben zwar die Freiheit, aber würde man uns heraufziehen, und wann? Würden Kugel und Kabel noch die Last von uns beiden tragen?

Meine Sorgen verbergend, schwang ich mich zu der offenen Kugel hinüber. Mit Herzklopfen griff ich zum Fernsprecher. Gottlob, ich erhielt Antwort, wenn ich sie auch wegen des Rauschens des Wassers neben der Kugel nicht verstand. Ich merkte nur, daß es oben eine große Aufregung gab, und daß man wenigstens meine Worte deutlich vernahm. — Nun half ich Angela in mein Fahrzeug; es war so klein, daß meine Gefährtin nur noch auf meinem Schoße Platz finden konnte.

Wir schraubten die Kugeldreiecke fest. Dann setzte sich auf das Kommando „Los" der Ball in Bewegung. Wir hörten ihn schwer durch aufstürzendes Wasser am Felsen schleifen. Nun ein Ruck, daß mir der Atem stehen blieb. Aber die Kugel drehte: wir waren glücklich im oberen Flußbett! Ich spreizte erlöst die Arme. Der Huminu Reich lag hinter uns, Freiheit und Glück vor uns!

Und nur das Glück der Befreiung hatte in diesem Augenblick in unseren Herzen Raum. Fast übermütig zog ich Angela an mich. —

Und nun waren wir oben! — Fremd erschien uns auch diese Welt, die uns sogleich mit aller Selbstverständlichkeit ihres hastigen und oberflächlichen Betriebes als Wundertiere in Anspruch nehmen wollte. Und das legte sich lähmend wie die natürliche Erschöpfung auf unsere Seelen.

Das andere weiß man bereits aus Doktor Sichters, dem Zeitungsleser mundgerecht gemachten Berichten.

Ich werde die Blitzlichtaufnahme der letzten Szene in der Höhle meinem wissenschaftlichen Bericht beifügen, damit man an der Wahrheit des von mir Erlebten nicht zweifeln kann...

Und die Huminu? —

Schlimm genug, daß mein Erscheinen die Blinden in Aufruhr, Zweifel, Wünsche und vor allem in Mißtrauen gegen ihrer Väter Glauben warf, so dürftig und töricht der auch sein mag. Er gab ihnen ein stetiges, wunschfreies, geregeltes Leben und ein ruhiges Erwarten des Todes. — Haben wir Besseres? Sind wir sehender? —

Wären die Anfänge meiner Fahrt nicht in die Öffentlichkeit gekommen, so hätte ich mein Abenteuer still für mich behalten. — Ob es wenigstens zum Nachsinnen anregen wird?



An heiliger Stätte: Der Man-Madir-Ghat vor dem Singh-Palast in Benares am Ganges, dem Wallfahrtsort der Hindus. / Aquarell von Friedrich Alfred Leekney.

Unzählige Scharen frommer Hindus kommen täglich nach Benares, der heiligsten Stadt der Brahmanen, um in dem nach ihrem Glauben reinigenden und sühnenden Wasser des Ganges Waschungen und Gebete zu verrichten, ja, wenn möglich, hier zu sterben, da sie so unmittelbar in den Schoß der Gottheit zu gelangen hoffen. Buntbewegtes, farbenprächtiges Leben spielt sich allerorten an den Ufern des heiligen Stromes ab, besonders aber auf den Ufertreppen (Ghats). Einer der bekanntesten Ghats ist der Man Madir vor dem Singh-Palast. Dieser um 1600 durch Radscha Man Singh erbaute Palast, zu dem die Stufen, durch Terrassen unterbrochen, vom Gangesufer aus führen, ist von wuchtigem architektonischen Aufbau. Gleichzeitig ist hierbei eine breite Basis für die auf den Stufen lagernden Pilger geschaffen. In dem Singh-Palaste selbst befindet sich das alte Hindu-Observatorium des bekannten Hindu-Astronomen Radscha Jai Singh.

Der moderne Bühnentanz

VON WERNER SUHR

Seit seiner entschiedenen Abkehr vom traditionellen Ballett ist der Tanz auf der Bühne eigenartige und überraschende Wege gegangen. Mit dem Auftreten der bekannten Tänzerin Mary Wigman beginnt jene Periode, die man als die individuelle oder absolute Periode des Tanzes bezeichnen kann, und die sich trotz aller Irrungen seitdem immer intensiver entfaltet und in einem hohen Maße vervollkommnet hat. Rudolf v. Laban, der ehemalige Lehrer von Mary Wigman, ist unablässig bemüht, seine weitgespannten und originellen Ideen einer neuen Choreographie und eines modernen Tanztheaters an den verschiedensten Bühnen zu verwirklichen. Ohne jeden Zweifel ist Laban ein überaus gedankenreicher, philosophischer Kopf. Theoretisch hat er bereits eine ganze Anzahl wichtiger Probleme der jungen Bewegungslehre gelöst. Auch sind die Gestaltungen vieler namhafter Talente ohne Labans Anregungen nicht vorstellbar.

Yvonne Georgi, eine frühere sehr begabte Schülerin der Wigman, leitet jetzt die Tanzgruppe am städtischen Theater in Hannover, nachdem sie sich mit einigen wertvollen Einstudierungen am Reußischen Theater in Gera vielversprechend als Regisseurin eingeführt hat. Die Georgi hat sich ebenso wie die Palucca in den letzten Jahren erfreulich entwickelt und ist von ihrer Dresdener Meisterin immer unabhängiger geworden. Man wird aber beiden Tänzerinnen kaum unrecht tun, wenn man sie bei aller Anerkennung vorläufig noch nicht als reife und abgeschlossene, selbständige Erscheinungen betrachtet.



Das Tanzmärchen „Drachentöter" von Rudolf v. Laban. (Phot.-Riebicke.)

Wy Magito, einst ebenfalls bei der Wigman, nennt ihre jetzige Schule „das experimentelle Tanzstudio". Diese Bezeichnung dürfte durch amerikanische Reklamemethoden beeinflußt sein; sie hat vielleicht programmatische Bedeutung, berührt aber keineswegs sympathisch. Die Magito, die in engster Verbindung mit dem sogenannten „Railwayballett" steht, hat als Maskentänzerin einen sehr beachtlichen Namen. Sie versteht es, die körperliche Bewegung gesetzmäßig nach dem jeweiligen Gesichtsausdruck bestimmter Masken zu formen, so daß sie fast stets ein harmonisches Kunstwerk reiner Linienführung vermittelt. Das Railwayballett ist die noch ziemlich ungeklärte Idee, ausschlaggebende Symptome unserer schnelllebigen Epoche tänzerisch-künstlerisch auszuwerten.



Daisy Spies vom Ballett der Berliner Staatsoper. (Phot. Baruch.)

Marion Herrmann führt die kleine Tanzgruppe der vereinigten Stadttheater Barmen und Elberfeld. Diese zielstrebige Künstlerin, deren Name in der vergangenen Saison öfters genannt wurde, bewies u. a. mit einer außerordentlich gelungenen Aufführung von Paul Hindemiths Tänzen zur Mechanischen Orgel ein seltenes Verständnis für die eigene Welt eines modernen Komponisten, und es gelang ihr auch, diese in charakteristischen Bildern und Figuren einem noch skeptischen Publikum näherzubringen. Marion Herrmann hat es bisher übrigens mit feinem Instinkt vermieden, irgendeiner bestimmten, literarisch propagierten Richtung zu folgen; sie zeigt eine durchaus persönliche Geste und sehr individuellen Geschmack.

Geteilt sind die Meinungen über die kühnen Schöpfungen Valeska Gerts. Diese geniale Tänzerin, die mehr als alle anderen über ein lebhaftes und sinnvolles Mienenspiel verfügt, war Schauspielerin von Beruf und innerster Berufung. Sie war auch die erste, die tänzerisch eine wahre und überzeugende Groteske brachte. Aber es ist durchaus falsch, die Gert einseitig nur etwa als Karikaturistin oder gar „komische" Tänzerin beurteilen zu wollen; sie hat in einem tieferen Sinne wirklich metaphysische, d. h. seelische Bedeutung.

Die Schwestern Gertrud und Ursula Falke sind leider nur noch selten auf der Bühne zu sehen. Einst waren sie ein künstlerisches Paar, wie es anmutiger und abwechslungsreicher kaum je erschienen ist. Beide bildeten sie eine ganz harmonische Einheit, die sich aus zwei grundverschiedenen Charakteren glücklich zusammenfand. Gertrud Falkes Natur ist überzart. Sie tanzt sensibel und beschwingt bis in die Fingerspitzen.

Niddy Impekoven hat sich seit jenen Tagen, da sie als gefeiertes Wunderkind auftrat, eigentlich nicht besonders gewandelt. Immer noch gibt sie ihre dekorativ und ohne allzu große Leidenschaft gezogenen Kreise, die gewiß oft berückend schön, doch kaum menschlich erschütternd sind. Diese Künstlerin ist keine Tragödin des Tanzes wie die Wigman oder die Gert. Trotzdem möchte man die in sich abgeschlossene, anmutige Persönlichkeit unter den deutschen Tänzerinnen nicht missen.

Im Ballett der Berliner Staatsoper, das von Max Terpis ausgezeichnet geleitet wird, hat sich der Tänzer Harald Kreutzberg eine Sonderstellung geschaffen. Kreutzberg ist nicht nur ein vortrefflicher, leichtbeweglicher Techniker und Springer, sondern auch mimisch sehr begabt, was in dem Tanzdrama „Don Morte" glücklich zum Ausdruck kam.

Im Augenblick scheint die Situation des modernen Bühnentanzes durch allerlei Experimente gefährdet. Namentlich die Konstruktivisten versuchen, die nur gefühlsmäßig zu erfassende und zu gestaltende Kunst für ihre Mechanisierungspläne zu gewinnen. Es ist zu hoffen, daß reife Persönlichkeiten und intuitive Begabungen den klaren Weg zur einzig möglichen, ursprünglichen Schöpfung finden.



Niddy Impekoven in ihrem Tanz „Credo" von Bach. (Phot. d'Ora.)



Valeska Gert, deren Tänze wegen ihrer Eigenart umstritten sind. (Phot. Baruch.)



Die Tanzgruppe Lisa Ney von den vereinigten Städtischen Bühnen Beuthen-Gleiwitz-Hindenburg in der Szene „Unterm Weihnachtsbaum" aus dem Märchenspiel „Das Mädchen mit den Schwefelhölzern".



Ballettduo (Yvonne Georgi und Julian Algo) von der Tanzgruppe des Reußischen Theaters in Gera. (Phot. Zander & Labisch.)

Unten rechts: „Furioso", getanzt von Harald Kreutzberg und Elisabeth Grube vom Ballett der Staatsoper Berlin. (Phot. Baruch.)





Marion Herrmann, die Leiterin des Bühnentanzes der vereinigten Theater Barmen-Elberfeld.

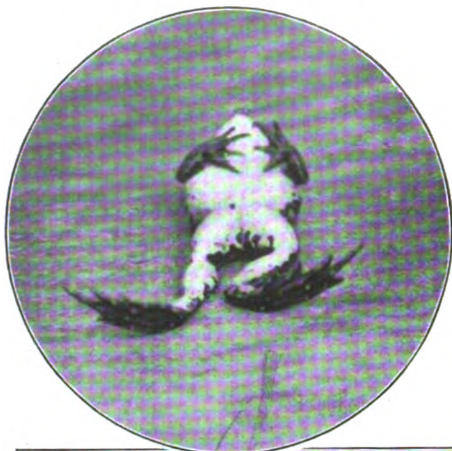
Im Oval: Gertrud Falke, die Tochter des Dichters Gustav Falke. (Phot. E. Genthe.)





Wy Magito, frühere Assistentin Mary Wigmans, mit No-Maske in einem japanischen Maskentanz.
(Phot. E. Genthe.)

TIERISCHE HYPNOSE







Wenn der Außenstehende von tierischer Hypnose hört, dann erinnert er sich in der Regel an jenen alten Versuch, der am Huhn angestellt wurde, und bei dem ein Kreidestrich scheinbar eine große Rolle spielte. Tatsächlich war dieser Versuch der erste seiner Art. Der Altdorfer Universitätsprofessor Daniel Schwendter band (es war im Jahre 1635) einem Huhn Flügel und Beine zusammen und legte es mit dem Rücken auf den Boden. Dann streckte er ihm den Hals lang, drückte ihm den Schnabel auf die Unterlage und hielt das Tier eine Zeitlang fest. Hierauf zog er vom Schnabelgrund aus einen Kreidestrich am Boden. Als er dann das Huhn wieder entfesselte, blieb es ruhig liegen, so daß er die Folgerung zu ziehen wußte, das Huhn fühle sich durch den Strich gebannt.

Dieser Versuch wurde durch ein Werk des Jesuitenpaters Athanasius Kircher als „Experimentum mirabile" in der gebildeten Welt Europas bekannt und auch von Schwarzkünstlern häufig nachgemacht.

Erst im Jahre 1857 zeigte Czermak, daß sowohl die Fußfessel als auch der Kreidestrich überflüssiges Beiwerk seien. In der Tat ist dem so. Wir nehmen heute das Huhn an den Flügelwurzeln, oder auch wir halten es mit der einen Hand am Rücken, so daß die Flügel an den Körper angepreßt werden, und legen es rasch auf den Rücken, bzw. wir helfen noch etwas nach, drücken den Kopf leicht nach unten, und das Huhn ist bewegungslos. Das ist aber nur eine von den vielen Methoden (Abb. 3). Im übrigen erzielte ich auch in der Seitenlage Bewegungslosigkeit (Abb. 4).



Im Kreis (Abb. 1): Bewegungslos gemachter Frosch. Das Tier verträgt in diesem Zustand, daß man ihm die Füße auf den Boden stützt. — Unten (Abb. 2): Bewegungsloser Frosch, dem ein Hinterbein an den Körper herangeschoben wurde. Am gestreckten Hinterbein wurden die Schwimmhäute etwas gespannt.

Oben (Abb. 3): Huhn in Rückenlage bewegungslos. Der Kopf wurde ursprünglich gestreckt, hernach erhielt das Tier die im Bilde sichtbare seitliche Stellung. — Unten (Abb. 4): Huhn, in Seitenlage bewegungslos gemacht. Das in einer Art Dämmerzustand befindliche Tier ist in dem Augenblick aufgenommen, wo es darangeht, sich wiederaufzurichten.

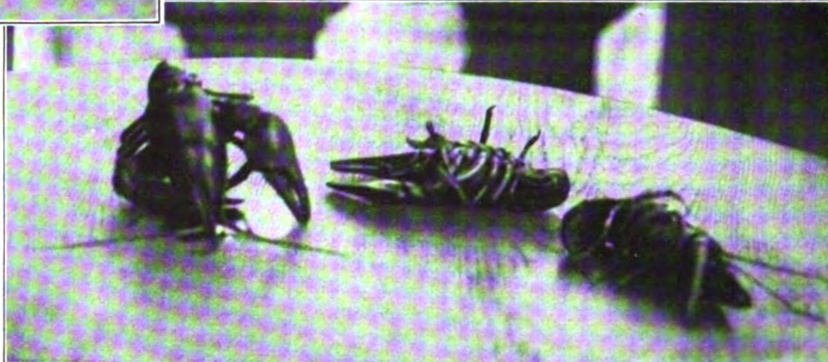


Abb. 5: Flußkrebs in Kopf-, Rücken- und Seitenstellung.

Nicht nur Hühner und hühnerartige Vögel wie Trut-, Perl- und Rebhühner, sondern auch Enten und Gänse, Schleiereulen und Steinkäuze, Tauben, Bussarde und namentlich in Gefangenschaft gehaltene Vögel, wie Stieglitze, Zeisige, Kanarienvögel, auch Rotkehlchen usw., lassen sich in den Zustand der Bewegungsstarre (Akinese) versetzen, wobei allerdings die Tauben schon schwieriger, wenn auch nicht so schwer wie die Krähen, bewegungsstarr werden.

In dem Zustand solcher Bewegungslosigkeit gelingt es beispielsweise, einen Hahn an einem Fuß oder am Kamm hochzuheben, ohne daß er eine Abwehrbewegung zu machen imstande wäre. Auch den Steinkauz kann man in ähnlicher Lage an einem Bein hochziehen.

Unter den Säugetieren lassen sich vor allem verschiedene Nager, wie Kaninchen, Mäuse und Eichhörnchen, aber auch Ziegen, junge Schweine und Fledermäuse, sodann, wenn auch viel schwieriger, Hunde und Katzen, am schwierigsten Affen bewegungslos machen. Das Eichhörnchen wird, nachdem es erst mit beiden Händen rasch in die Rückenlage gestreckt worden ist, einfach zusammengerollt (Abb. 6). In dieser Stellung verharrt es zwei bis vier Minuten. Es behält genau so wie die Ziegen und Schweine oder die Hühner und Enten die Augen offen, schließt diese allerdings, wenn man es einigemal ganz leicht von der Nasenspitze bis zur Scheitelhöhe des Kopfes streichelt, und richtet sich lediglich bei akustischen Reizen bzw. durch leichtes Anblasen wieder auf. Hunde hingegen schließen die Augen teilweise, behalten sie jedoch im gehemmten Zustande offen (Abb. 7).

Selbst die lebhaft beweglichen Eidechsen und vor allem die Schlangen können fast augenblicklich in Bewegungslosigkeit verfallen. Das machen sich die indischen Fakire zunutze und führen mit den giftigsten Schlangen, die sie behend hinter dem Kopf zu packen wissen und dabei auf die Nackengegend einen Fingerdruck ausüben, ihre verwegen erscheinenden Experimente vor. Frösche nimmt man zwischen die flach aufeinandergeschlossenen Hände und legt sie auf den Rücken, falls man es nicht vorzieht, sie mit Daumen und Zeigefinger in der Lendengegend anzufassen, darauf kurze Zeit senkrecht zu halten und hernach hinzulegen. Dann kann man ohne weiteres ihre Glieder in die verschiedensten Lagen bringen, die Schwimmhäute dehnen und ähnliches mehr (Abb. 1 und 2). Wenn man unseren Flußkrebs vorsichtig „magnetisiert", d. h. leicht über die Rückenseite, von hinten nach vorn gehend, fährt, so läßt er sich auf den Kopf stellen, auf die Seite oder auf den Rücken legen (Abb. 5). Ich habe solche Versuche im Schatten, aber auch in voller praller Julimittagssonne im Garten ausgeführt, und die Tiere hielten bis zu vier Minuten stand. Stabheuschrecken (Dixippus) lassen sich auf den Kopf stellen oder so zwischen zwei Klötzchen legen, daß nur Vorder- und Hinterende auf diesen ruhen, während man den freien Mittelteil sogar noch mit Papierreiterchen belasten kann.



Abb. 6: Eichhörnchen, bewegungslos eingerollt.



Abb. 7: Junger rauhhaariger Fox, durch das Anlegen des Maulkorbes in „Hemmung". Das Tier bewegte sich nicht mehr vom Platze; selbst Zurufe und Berührungen blieben erfolglos. Sobald der Hund jedoch vom Maulkorb befreit wurde, tollte er wieder im Garten herum, jagte die Hühner und fiel andere Hunde an.

Die Dauer des bewegungslosen Zustandes ist bei den einzelnen Tieren verschieden und beträgt im Maximum bei Huhn und Gans durchschnittlich 30 Minuten, bei der Ente 16, beim Steinkauz (Tageslicht) 6, in der Dämmerung 2—14 Minuten, beim Hund nur 25 Sekunden bis zu 5 Minuten, während Frosch und Eidechse mehrere Stunden in der betreffenden Lage verharren können und die erwähnte Stabheuschrecke bewegungslos bleibt.

Wie sind nun derartige Zustände tierischer Unbeweglichkeit (Akinese) zu deuten? In allerneuester Zeit gehen die Auffassungen der Fachwelt auseinander. Wohl sehr viele Forscher bezeichnen die Akinese als echte tierische Hypnose, die der menschlichen ohne weiteres vergleichbar wäre. Sie habe mit dieser die Veränderung der Muskel- und Sinnesfunktionen gemeinsam und unterscheide sich von ihr nur in dem einen Punkte, daß die menschliche durch rein psychische, die tierische hingegen nur durch mechanische Beeinflussung zustande kommen könne.

Abgesehen davon, daß das Verhalten des hypnotisierten Menschen von dem in Bewegungslosigkeit versetzten Tier in verschiedener Hinsicht physiologisch abweicht, gelingt es nicht, bei höheren Säugern (Hund und Katze) durch ähnliche, in der menschlichen Hypnose gebräuchliche Methoden einen hypnotischen Schlaf herbeizuführen. Wohl geht das bei den Hühnern. Erhard ließ das Huhn einen glänzenden Ring fixieren, oder er veranlaßte es auch in einem dunklen Raum zum Fixieren eines Lichtkegels mit dem Erfolg, daß es zu Boden sank und einschlief. Zweifellos ist hier von einer echten Hypnose zu sprechen, die mit menschlichen Hypnose-Methoden vonstatten ging.

Daß menschliche Hypnose auch lediglich durch Einwirkung auf die Sinnesempfindungen, also ohne seelische Beihilfe (Verbalsuggestion), zustande kommen kann, wurde schon durch den bekannten Nervenarzt Strümpell in Leipzig gezeigt. — Was wir beim Huhn vermögen, gelingt, wie erwähnt, merkwürdigerweise nicht beim Hund und anderen höheren Säugern (das ist merkwürdig, insofern als uns das Säugetier entwicklungsgeschichtlich nähersteht als der Vogel), wie denn auch diese Art von Tieren sehr schwer in akinetische Zustände zu versetzen ist.

Sollte übrigens die Hypnose des Hundes auf dem Wege psychischer Beeinflussung wirklich unmöglich sein? Ich möchte das doch einigermaßen bezweifeln. Meine einschlägigen Versuche, die ich gegenwärtig wieder fortsetze, lassen Schlüsse zu, die mindestens für die Auswirkung psychischer Beihilfe sprechen.

Prof. Dr. Bastian Schmid.

Modische Herren-Kleidung

(Phot. Franz Xaver Setzer, Wien)







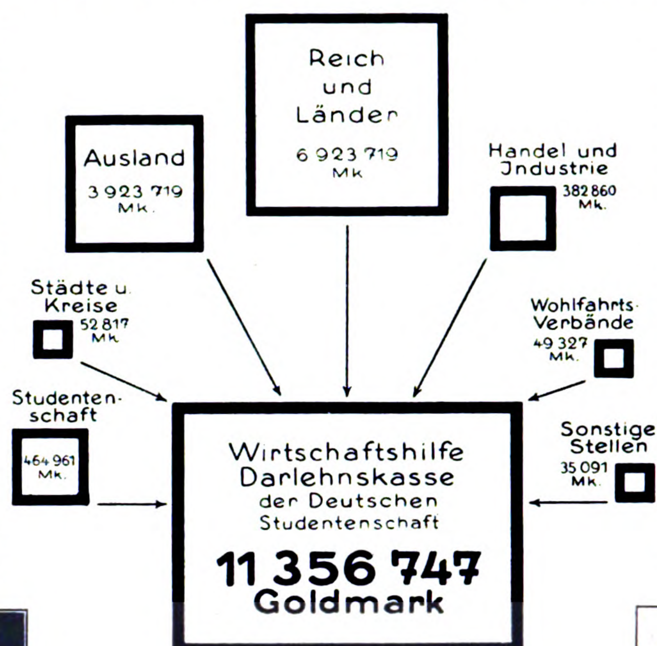




1. Der elegante Frackanzug. Träger: Jussy v. Horvath, einer der besten Gesellschaftstänzer Wiens. — 2. Theo Shall vom Deutschen Volkstheater in Wien vor dem Ausgang zum Ball in einem aparten Schlafrock. (Modell: Atelier Knize & Co., Wien.) — 3. Der Filmschauspieler Peter Leschka im Smoking mit weißer Weste. — 4. Vorbildlicher Frack mit dazugehöriger Abendkleidung, getragen von Baron G. v. Buriem. — 5. Der Schauspieler Arnold Korff in Frack und Abendpelz.

DAS STUDENTISCHE SELBSTHILFEWERK

Des deutschen Volkes Wille zum Leben hat sich in der Nachkriegszeit allen Schwierigkeiten zum Trotz so überzeugend geäußert, daß auch in den Kreisen unserer erbittertsten Gegner die Einsicht aufdämmerte, daß man mit diesem Faktor im politischen und wirtschaftlichen Leben zu rechnen habe. Eins der schönsten Zeugnisse dieses Willens ist die studentische Selbsthilfearbeit, die gerade in letzter Zeit mehr und mehr die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Nur wenige wissen freilich, was alles auf diesem Gebiet in mühevoller Arbeit geschaffen worden ist, um dem deutschen Volk seine geistige und wissenschaftliche Kultur zu erhalten, die in erster Linie ihm zu seiner geachteten Stellung unter den Völkern der Erde verholfen hat. Aus den kleinen Anfängen, den Notspeisungen, Verkaufsabteilungen und ähnlichen Einrichtungen zur Verbilligung der Lebenshaltung, die von der studentischen Kriegsteilnehmer-Generation geschaffen wurden, hat sich in der im Februar 1921 gegründeten „Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft" und den ihr angeschlossenen 47 Wirtschaftskörpern an 51 Hochschulen eine große Organisation entwickelt, die mit Geschick und gutem Erfolg die wirtschaftlichen Belange unserer Studentenschaft zu fördern bestrebt ist. Namhafte Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens nehmen als Mitglieder ihres Vorstandes und Verwaltungsrats Anteil an der Arbeit, und es sind nicht nur Vertreter des Staates und der Wirtschaft, sondern ebenso Angehörige der Gewerkschaften und der Arbeitnehmer, welche darunter zu nennen sind. Sie alle haben sich zusammengefunden in der Erkenntnis, daß die Erhaltung und Förderung eines gesunden akademischen Nachwuchses aus allen Schichten des Volkes eine unerläßliche Voraussetzung für den Wiederaufstieg unseres Vaterlandes ist.



Die Einnahmequellen der Wirtschaftshilfe und Darlehnskasse der Deutschen Studentenschaft. Seit 1921 sind insgesamt 11 356 747 Goldmark für die studentische Wirtschaftsarbeit aufgebracht worden.

Links nebenstehend:

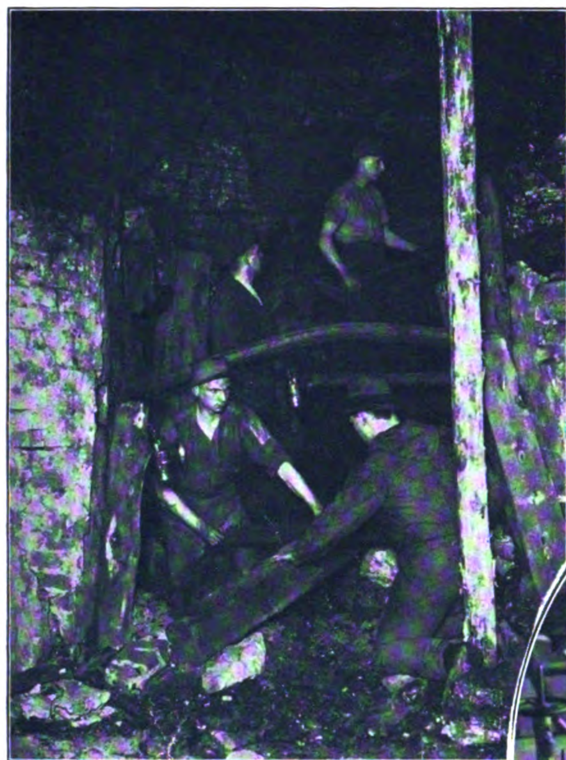
Werkstudenten im Bergwerk.

Rechts nebenstehend:

Deutsche Werkstudenten in Amerika.

Im Kreis:

Blick in die Akademische Buchbinderei des Wirtschaftskörpers Marburg.







Die studentische Wirtschaftsarbeit gliedert sich in zwei große Aufgabengebiete. Das eine, das allen Studierenden unterschiedslos dient, erstrebt größtmögliche Verbilligung der studentischen Lebenshaltung durch die Führung von Studentenspeisungen, Warenabgabestellen, wo die Studierenden Gegenstände des täglichen Bedarfs und Studienmaterial zu ermäßigten Preisen erhalten, Näh- und Flickstuben, Schreibmaschinenstuben für die Anfertigung von wissenschaftlichen Arbeiten, Studentenheimen und dgl. Ihre Zusammenfassung finden alle diese Einrichtungen in den an einigen Orten bereits bestehenden Studentenhäusern. An vielen Hochschulen, die noch kein Studentenhaus aufweisen, ist man mit den Vorarbeiten hierzu beschäftigt. Neben dem Ziele, den Gemeinschaftsgedanken der Studentenschaft zu vertiefen, soll das Studentenhaus eine Stätte bilden, an der Student und Dozent mit allen Schichten des Volkes sich zu gemeinschaftlicher ernster Arbeit oder zur Pflege edler Geselligkeit zusammenfinden, um so die teilweise noch bestehende Isoliertheit der Hochschulen mehr und mehr zu beseitigen. Darüber hinaus läßt sich die Wirtschaftshilfe besonders die Förderung von begabten mittellosen Studierenden angelegen sein. Die „Darlehnskasse der Deutschen Studentenschaft" hat seit ihrer Gründung im Jahre 1922 mehr als 17 000 Darlehen im Gesamtbetrage von 4 Millionen Mk. an Studierende der letzten Semester ausgegeben, um ihnen den sorgenfreien Abschluß ihres Studiums zu ermöglichen. Die Rückzahlung der gewährten Geldhilfen kann bei niedriger Verzinsung im Laufe von zehn Jahren erfolgen. Zur Deckung etwaiger Verluste ist ein Sicherheitsfonds vorhanden, der durch einen freiwilligen Semesterbeitrag von einer Mark gebildet wird. Die „Studienstiftung des



Studenten als Arbeiter in der Maschinenfabrik.



Lungenheilstätte der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft in Arosa (Schweiz).



Der kleine Speisesaal des Studentenheims in Heidelberg.

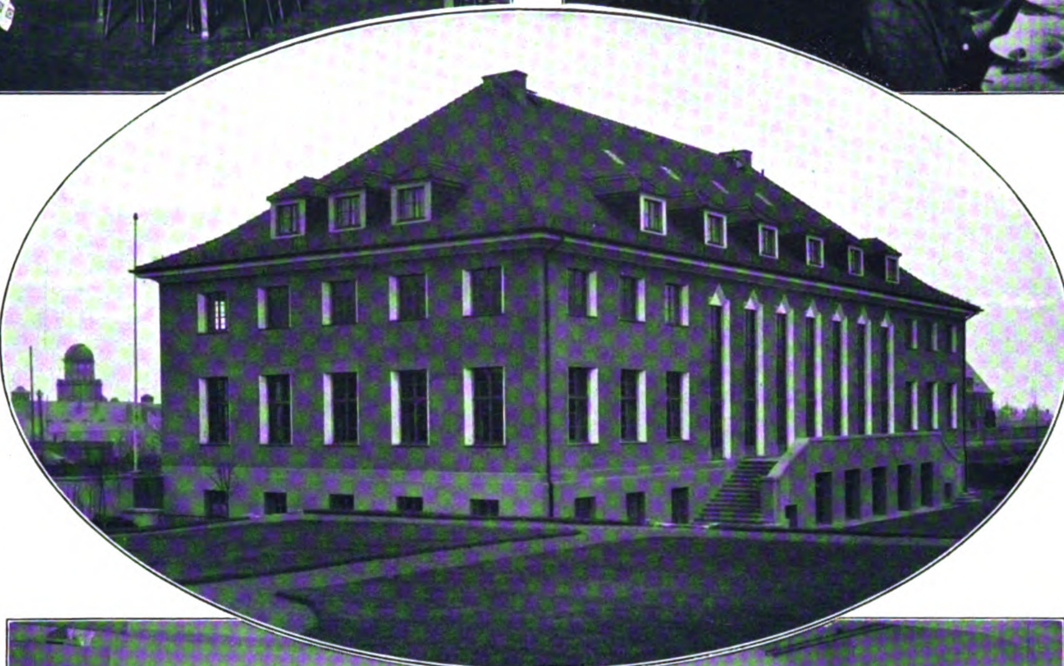


Studentenspeisung in Köln a. Rh.

Deutschen Volkes", die im Frühjahr 1925 von der Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft geschaffen wurde, gibt alljährlich einer Anzahl von besonders sorgfältig ausgesuchten, wissenschaftlich und menschlich befähigten Abiturienten höherer Lehranstalten die Möglichkeit zur Aufnahme und Durchführung ihres Studiums. Die Auswahl der Abiturienten, von denen etwa 200 jährlich aufgenommen werden, erfolgt durch einen Arbeitsausschuß, der sehr sorgfältig prüft, ob die Anwärter allen den gewünschten Anforderungen entsprechen. Die Aufgenommenen erhalten als Zuschuß den Teil der Studienkosten, den sie nicht selbst aufbringen können. Gerade die Studienstiftung mit ihren 630 Mitgliedern zeigt, wie klar die Wirtschaftshilfe die infolge der Vernichtung des Mittelstandes und der schlechten Lohnverhältnisse drohende Gefahr erkannt hat, daß die deutschen Hochschulen ein Reservat der besitzenden Schichten werden, und wie wirksam sie dieser Gefahr zu begegnen sucht. — Das jüngste Arbeitsgebiet der Wirtschaftshilfe, der „Amerika-Werkstudenten-Dienst", gibt in Anknüpfung an die Tradition des Werkstudententums der ersten Nachkriegsjahre vor allem jungen deutschen Ingenieuren die Möglichkeit zu einem längeren Arbeitsaufenthalt in den Vereinigten Staaten von Amerika, um auf diese Weise zu verhüten, daß **die deutsche Wirtschaft die notwendigen und wichtigen** Anregungen und Befruchtungen von außen her noch länger entbehren muß, als es durch Krieg und Inflation ohnehin schon der Fall war. Dadurch, daß diese jungen Akademiker zwei Jahre als Arbeiter in den besten Betrieben der Vereinigten Staaten von Amerika tätig sein können, lernen sie die dortigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, vor allem das amerikanische Zusammenwirken zwischen Betriebsleitung und Arbeiterschaft kennen und vermögen die gewonnenen Erfahrungen in ihrer späteren Berufsarbeit in der deutschen Heimat zugunsten der Gesamtheit zu verwerten.

Besondere Beachtung verdient der Gesundheitsdienst. Mit Energie und Begeisterung hat die studentische Jugend alles aufgeboten zu ihrer körperlichen Ertüchtigung und Gesunderhaltung. Die Wirtschaftshilfe versucht des weiteren, allen gesundheitlich Gefährdeten und Kranken rechtzeitig Hilfe und Heilung zu bringen. Seit 1923 besitzt sie in der Schweiz eine Lungenheilstätte, in der regelmäßig 35 Studenten untergebracht sind.

Einen Einblick in die Tätigkeit der Wirtschaftshilfe und der örtlichen Wirtschaftskörper geben die beigefügten Bilder, die aus allen Teilen des Reiches gesammelt wurden. Möchten sie dazu beitragen, dem Werk recht viele Freunde zu erwerben, die sich dessen bewußt sind, daß es sich hier um ein notwendiges Glied in **der Kette des Wiederaufbaus handelt.**





Die Küche des Dresdner Studentenhauses. — Im Oval: Das Studentenhaus in Dresden.



Hofseite des Hauses der Studentenschaft in Aachen.



Erfrischungsraum des Studentenhauses in Aachen.



Am Klosterteich in Wimpfen.



An der Stadtmauer in Hirschhorn.

IM TALE DES NECKARS / AQUARELLE VON KURT GEIPEL

Die Frau von gestern

NOVELLE VON WILHELMINE BALTINESTER.

Ein Jahr war es nun her, daß Frau Doris, die jugendliche, schöne Witwe, den blutjungen Fredrik Frauendorfer kannte. Eine Zeitlang betrachteten ihre beiden Töchter und die Schwiegersöhne ihr auffallendes Interesse für den jungen Menschen als vorübergehende, wenn auch äußerst peinliche Laune. Als Frau Doris aber offen heraussagte, was sie alle längst stumm gefürchtet hatten, als diese unmögliche Ehe Tatsache werden sollte, wurde die „Laune" zum Familienskandal. Zugegeben, daß Frau Doris schön, elegant, ausgezeichnet erhalten war, siebenundvierzig blieb sie doch und er fünfundzwanzig. Sie ließ es im Familienkrater brodeln und glaubte glücklich zu sein. Ihr Blut war jung, und er war trotzig-schön, merkwürdig ernst für seine Jahre, ein bißchen einsiedlerisch und hatte ein goldiges Blond, das Zärtlichkeit herausforderte. Paßten sie nicht zusammen, die Lebenslustige und der junge Grübler, der ein Dichter zu werden schien? Die Welt, die Leute, die Tanzwut seiner Zeit interessierten ihn nicht. Sie war die erste Frau, der er nahekam. Eine Frau, anders als die Frauen von heute, Körper und Seele von ausgeprägtester Weiblichkeit, dazu gute alte Erziehung. Ihre Töchter, diese kniefreien Knabendamen, waren ihrem Wesen fremd geworden. Bei aller Lebenslust hatte sie Grundsätze, und sie besaß genügend Geschmack, zu wissen, daß die eckigen, neuen Tänze nichts für ihre jetzt verpönte Venusüppigkeit waren, die den weichen, schwingenden Bogen des vergessenen Walzers verlangte. Je ungehaltener ihre beiden Töchter und deren Männer wurden, desto zäher hielt sie sich an Fredrik. Nur in den letzten Tagen überkam sie aus dunkler Angst eine böse Mißstimmung. Die große Frage brannte: Ist er nicht doch zu jung? Diese Spannung erzeugte einen kleinen Haß, nicht gegen Fredrik selbst, sondern gegen seine nicht wegzuleugnende Jugend, die wie jede Jugend, und besonders wie jede künstlerisch veranlagte, egoistisch war. Doris quälte sich: Er wird oder ist vielleicht schon ein Dichter. Ich werde nur das erste Erlebnis auf seinem Wege sein.

Es war nicht gut, daß Fredrik in diesen dumpfen Tagen einen Freund mitbrachte, Dr. Wind, einen schlecht angezogenen Menschen, dessen Haare, Krawatte und Worte unangenehm flatterten. Als er gegangen war, riß Doris das Fenster auf und rief: „Frische Luft!" Dann sagte sie: „Mit solchen Leuten verkehrst du?"

Fredrik war beleidigt. „Er hat heute schon einen Dichternamen!"

Sie haßte diesen Menschen. Er hatte eben gesagt, daß ein Dichter sich nie an eine einzige Frau binden dürfe. „Dichter!" spottete sie. „Was ist das eigentlich? Ein Mensch, der sich immer für die Angelegenheiten anderer interessiert, sofern sie für ihn als ‚Stoff' in Betracht kommen. Ein neugieriger Kerl, dem kein fremdes Gemüt heilig ist. Eine Seelenwanze! Kriecht in alle fremden Geheimnisse und nennt das Blut, das er aus fremden Leiden saugt, sein Werk! Dichter sind Türhorcher an fremden Seelen! Gestohlen ist diese Kunst!"

Gekränkt wandte sich Fredrik von ihr ab. „Willst du auch mich treffen? Du möchtest dich zwischen mich und meine Kunst stellen."

„Wer hat dir das eingeflüstert? Er? Nicht wahr?" Sie rüttelte leidenschaftlich an seinen Schultern. Er schob sie fort. Das tat er zum erstenmal. Ihr zitternder Mund versuchte, ihn zu versöhnen. Seine Lippen blieben trotzig verschlossen unter ihren andrängenden Küssen. Sie schmeichelte: „Ich hasse ihn, weil er dich mir stiehlt. Aus Liebe zu dir hasse ich ihn. Zur Kunst treibt er dich. Die Kunst ist auch eine Frau. Eine anspruchsvolle! Von Dichtern verlangt sie Menschenopfer. Und ich will mich ihr nicht opfern lassen!"

„Wer opfert dich denn?" fragte er ungeduldig.

„Du! Du wirst einmal mit dem Messer deines Geistes in meinen Schmerzen wühlen!"

Er brauste auf: „Ich soll nicht Künstler sein, nur dein Anbeter?"

Sie streichelte ihn mit zuckenden Händen. Ganz demütig stand die große Frau vor dem schmalen jungen Menschen. „Nicht so meine ich es. Du sollst mich nur nicht neben deiner Kunst vergessen." Er spürte, daß sie an seinem Gesicht weinte. Betroffen von der Wucht ihrer Leidenschaft, gingen seine Lippen willig unter ihren Küssen auf. Die Verstimmung blieb. —

Fredrik kam seltener. Doris mußte den feierlichen Besuch ihrer beiden frühverheirateten, noch sehr jungen Töchter ertragen. Wie höhnisch eigenes Blut einen ansehen kann! Und wie durchtrieben die beiden waren. Brachten die Bilder ihrer fetten Säuglinge mit, um ihr zu beweisen: Großmutter bist du! — Gerade jetzt hätte sie Fredrik gebraucht, mußte sich ganz eins fühlen mit ihm gegen die Feindschaft aller. Was wollten diese beiden altklugen, harten blonden Richterinnen von ihr? Haben Kinder ein Recht, das Glück ihrer Mutter als ein ihnen angetanes Unrecht zu empfinden? Warum hatten sie es nicht ungern gesehen, daß der würdige Hausarzt Dr. Lobner um die Mutter warb? Fredriks Jugend störte sie also. Was ging das alles die Kinder an? Lil hatte ihre Verlobung ganz unerwartet telephonisch vom Sportplatz aus mitgeteilt, Nora hatte die ihre vom Dampfer aus gedrahtet. Und die Mutter sollte um Erlaubnis fragen? Darf eine Mutter, die jung Witwe geworden ist, nicht wieder lieben, wen sie will, nur weil sie Kinder hat, die doch auch schon ihr Heim, ihre Liebe, ihren Kreis haben, in dem die Mutter doch eigentlich keinen rechten Platz einnimmt? Die strengsten Eltern sind in der Beurteilung von Dingen, die Liebe betreffen, gegen ihre Kinder milder als die besten Kinder gegen ihre Eltern. Warum dieser schneidende Hohn in den Gesichtern der beiden, die sie weinen und lachen gesehen und in Mutterglück geküßt hatte? Nur weil Fredrik zu jung war? Dr. Lobner war ihnen recht, weil er um dreißig Jahre älter war als dieser junge Mensch. Wußten diese beiden kleinen Frauen nicht, daß kein echtes Weib ohne Liebe leben kann?

Lil und Nora gingen. Die Bilder der Säuglinge ließen sie liegen. Nora hatte noch gerührt erzählt, daß ihr Peterle schon „Omamma" nachplappern könne, wenn man es ihm mit Geduld vorsage. Doris drehte die Bilder um. — Kinder beklagen sich immer darüber, daß sie von ihren Eltern nicht verstanden werden. Wann werden Eltern von ihren Kindern verstanden? — — —

Fredrik kam nicht. Gerade an diesem Tage. Erst am nächsten stand er vor ihr, die keinen Schritt aus dem Hause gewagt hatte in ängstlicher Erwartung. Sie sah gleich, daß er mit Dr. Wind zusammengewesen war. Schon in seinen ersten Worten geisterte der Fremde.

„Weißt du, Doris, ich muß mein Einsiedlerleben aufgeben. Ich darf mich nicht der Welt entziehen, ich werde sie für mein Schaffen brauchen. Ich muß Leute haben." Das war Dr. Winds Werk.

Sie antwortete nicht und sah ihn an. Vor ein paar Monaten hatte sie, ohne es eigentlich ernst zu nehmen, mit ihm über die Möglichkeit einer Trennung gesprochen. Da war er aufgefahren, hatte gebettelt wie ein Kind. Wie gern hatte sie diesen Sturm von Wildheit gehört. Jetzt war ihr Blick ihm unangenehm.

„Willst du das denn nicht verstehen, daß ich Leute brauche? Du siehst mich ja an, als würde dir das Herz aus dem Leibe geschnitten!"

Sie hielt die Hand auf der Brust, wie um einen Schmerz niederzudrücken.

„Jetzt gehst du unter Leute, weil du Menschen suchst. Wo viele Leute zusammen sind, um zu essen, zu trinken, zu tanzen, wirst du selten Menschen finden."

„Du bemutterst mich zu viel, Doris!"

„Ist das auch von Wind?" fragte sie. „Eigentlich begehst du heute fortwährend Plagiat an seinen Gedanken!"

„Ich verstehe nicht, was du meinst", wich er ihr aus.

„Bis jetzt warst du glücklich, wenn ich dich bemutterte." Sie kam zu ihm und legte ihre volle Wange an seine hohe Stirn. Sein Atem kam warm an ihren Hals; aber er saß steif. Sie ging von ihm fort zum Spiegel, der im Pfeiler zwischen den beiden Fenstern hing. Dort sah sie sich und ihn. „Wir können ja in Gesellschaft gehen, wenn du das brauchst." Undurchdringlich leuchtete sein junges Gesicht aus dem Spiegel. Müde wandten sich ihre Augen von ihm ab und blickten zum Fenster hinaus. Unten gingen zwei grätendünne Modeweibchen. So war sie nicht. Jetzt würde er zu denen gehen.

„Wir?" fragte er aus der schon leise dämmernden Tiefe des Zimmers. Das hatte sie tagelang kommen gefühlt. Kerzengerade blieb sie vor dem Spiegel stehen. Beherrschung! Nicht betteln vor ihm! „Ich meinte natürlich nur dich. Ich bin nur so daran gewöhnt, wir zu sagen."

An diesem Abend ließ er sie wieder allein. Da lag noch ein ungeöffneter Brief von Doris' Schwester Milena. Er war mit Fredrik zugleich gekommen; bisher hatte sie ihn überhaupt nicht gesehen, nur den geliebten, unbarmherzigen blonden Jungen. Milena, Kluge, Gute, du. Haben meine Töchter, diese Nonnen in kniefreien Röcken, sich hinter dich gesteckt, damit auch du mich „zur Vernunft bringst"? Das werdet ihr alle nicht können. Aber einer hat die Macht dazu: Er selbst! Matt öffnete sie den Brief. Wozu quälte man sie noch? Neigte sich nicht alles ohne Hilfe dem schweren Ende zu?

Milena schrieb: „Meine Doris, mit einer Lüge will ich nicht beginnen. Also: Deine Schwiegersöhne, die um das Eheheil ihrer Schwiegermutter so ängstlich besorgten jungen Herren, haben mich in einem sehr eindringlichen Briefe feierlich gebeten, Dir ‚den Kopf zurechtzusetzen'. Ich kann nicht. Als unsere Eltern noch lebten und man mich mit Gewalt davon abbringen wollte, meinen jetzigen Mann zu heiraten, weil ein Altersunterschied von einigen Jahrzehnten den guten Leuten verrückt erschien, hattest Du genügend Feingefühl, mich tun zu lassen, was ich mußte. Es ist ja auch gar nicht unwahrscheinlich, daß ein junges Weib einen Mann liebt, der viel älter ist als sie, der ihr Vater sein könnte. Geschichte und Leben haben genügend Beispiele dafür. Die Liebe eines reifen Mannes ist mehr wert als die von zehn grünen Jungen. Aber, Du Arme, im umgekehrten Falle ist das doch anders. Wir Frauen in reifen Jahren dürfen keinen ganz jungen Mann lieben, weil immer ein Schein von Lächerlichkeit dabei ist, wenn zum Beispiel eine Vierzigjährige sich von einem Zwanzigjährigen zum Altar führen läßt. Ich sage das nicht als Ratschlag. Ich weiß, daß ich Deinen Kindern nicht helfen kann, wie sie möchten. Dir aber möchte ich so gern beistehen, meine Doris. Du wirst für ihn nur zu bald eine

Episode sein. Ich glaube, Du bist die erste Frau, die er kennt. Und an diese allererste Frau hat er sich für eine Zeit ganz verloren. Für eine Zeit. Sein Erwachen muß Dir Schmerzen bereiten.

Noch eines: Kannst Du ihn achten? Ist er nicht noch viel zu jung? Hat er schon Zeit gehabt, sich Achtung zu verdienen? Er ist noch nicht erprobt. Mir wenigstens ist Achtung das Wichtigste bei der Liebe. Mein Mann war von den vielen, die mir in den Weg kamen, der erste, den ich ohne Einschränkung achten konnte.

Deine Tragik ist die: Der junge Mann wird den Weg aller jungen Männer gehen: von der reifen Frau zum blutjungen Mädchen. Du wirst für ihn einmal die Frau von gestern sein.

Wenn Du ein Heim brauchst, wo es ruhig ist, vergiß nicht das unsere. Milena."

Doris schleuderte den Brief fort. „Ihr jammert und ratet und seid weise. Ich brauche euer zudringliches Mitleid nicht!"

Sie wollte gehen, viel gehen, ihr Kopf mußte frei werden.

Regennacht. Sie merkte es nicht. Sie ging und grübelte. Ihre Seele, ihre Augen, ihr Mund konnten seinen jungen Ernst, sein goldiges Blond, seinen geliebten herben Trotz nicht entbehren.

Da stand ein Menschenhaufe und starrte zu einer beleuchteten Fensterreihe hinauf. Doris blieb stehen. Der Halbstock eines Kaffeehauses. Hinter unverhängten großen Fenstern tanzte man. Von Licht übergossen, gingen Paare umher, schoben und bogen sich. Seltsam tot und beengend lautlos war das, die dort oben tanzen zu sehen, ohne einen Ton von der Musik zu hören, nach der sie sich bewegten. Zwischen den armseligen, neugierigen, murrenden Menschen blieb Doris. Ein goldiges Aufleuchten, ein sattes Blond über einer eigenwilligen Stirn. „Mein Fredrik!" Ein junges, dünnes, modernes Stengelchen im Arme. Wollte er das? Auch sie konnte ihre schweren Zöpfe abschneiden. Wie viele in ihrem Alter taten das! Auch sie konnte den Hüftenmangel dieses jungen Tanzskeletts durch Teediät erhungern. Ein Weib mit breitem, rohem Gesicht puffte sie und wies hinauf: „Was? Dazu sind wir nicht mehr jung genug?" Obwohl diese Nachbarschaft sie quälte, blieb sie hartnäckig stehen und sah hinauf. Fredrik konnte sie nicht mehr finden. Aber sie sah eine flatternde Krawatte und einen flatternden Menschen: Dr. Wind.

Der Regen drang ihr kalt durch die Kleider, die Nässe packte sie an den Oberarmen, tief eindringend wie zwei böse Hände. Das Alter! Das Weib neben ihr fing mit übelriechendem Atem wieder zu schwatzen an. Doris ging. Bis zuletzt war ihr Blick oben. Leise, wie eine Drahtpuppengruppe hinter Glas, drehte sich dort die Jugend von heute. Auch ein paar Menschen von gestern waren dazwischen, behäbige Glatzenträger und vollbusig gebliebene Frauen, die sich wenigstens seelisch den Vergnügungen der jungen Zeit anpaßten. Doris ging langsam. Es versuchen? So mit Männern tanzen, die man nicht liebt? Alte Grundsätze, eine alte Frau, eine Frau von gestern.

Wie eine weiße Allerseelenblume brach ein Nebeltag auf. Bis in die Zimmer drang der milchige Qualm und machte die Luft weiß. Doris wartete auf Fredrik. Sie hatte ein schwarzes Kleid angezogen, in dem sie am schlanksten aussah.

Fredrik schickte eine kurze Entschuldigung. Sie las sie und glaubte nicht, daß es wirklich dastand. Jetzt machte er sich frei. Sie hatten alle recht, er konnte ihr Sohn sein! Hatte sie ihn nicht mit der besten Liebe geliebt, die eine Frau geben kann: als Liebende und als Mutter? Nun verlor sie ihn auch doppelt. Aber sie wollte ihn nicht ganz hergeben. Verzichten, wenn es sein mußte, aber ihm wenigstens mütterliche Freundin bleiben dürfen. Sie wollte sich erniedrigen und ihm ihre Freundschaft anbieten. Das, was heute noch Maske war, würde so festwachsen an ihrem Gesicht, würde so sehr das lebendige Muskelspiel ihrer eigenen Züge erlernen, es sich ganz zu eigen machen und endlich selbst leben, daß jeder es glauben mußte, wie leicht es ihr wurde, nur Freundin zu sein. Ihn nur nicht ganz verlieren! Unter der Maske, die sie versuchte, krampfte es sich zu einem Weinen.

Erst tagelang später kam Fredrik. Zum Abschied. Der zweite Teil seiner Jugend begann. Es handelte sich nur noch darum, der Frau von gestern Lebewohl zu sagen. Sie saß mit seinen letzten Rosen im Schoß und wußte nicht, wann er gegangen war. Nur, daß dieses Kind so überaus verständig zu ihr gesprochen hatte. Das Stubenmädchen kam mit dem Besen herein und prallte zurück. „Gnädige Frau sind hier? Es ist sechs Uhr morgens!" — „Wann ist Herr Frauenhofer gegangen?" — „Um zehn Uhr nachts schloß ich hinter ihm ab." — Sie ging in ihr Schlafzimmer und setzte sich dort hin, wie sie die ganze Nacht drüben gesessen hatte. Jetzt erst kamen wie aus weißem Dunste seine letzten Worte zu ihr: „Unsere Liebe wird mein erstes Buch sein!" Trost für ein liebendes Weib! Ganz weit hörte sie sich antworten:

„Vielleicht werden meine Schmerzen dich einmal berühmt machen. Schmerzen sind es ja, die wir um unsere Kinder leiden, noch ehe wir sie sehen. Du bist der Sohn, den ich nicht gehabt habe. Mehr hat auch deine arme Mutter nicht gelitten, als sie dich ihr, der an deinem Leben Sterbenden, aus dem Körper schneiden mußten."

Milenas große gelassene Schrift stand ihr vor Augen: Du wirst für ihn einmal die Frau von gestern sein.

In ihrem Zimmer setzte sie sich an den Schreibtisch und blätterte in dem rotledernen Adreßbuch. Daß sie sich die Hausnummer des Doktors Lobner nie merken konnte! Die von Fredrik hatte sie gleich am ersten Tag auswendig gewußt. Aber solche Parallelen würde sie sich jetzt abgewöhnen müssen. Dr. Lobner war ihrem Alter angemessen. Den konnte man ohne Einschränkung achten, wie Milena es als Grundlage jeder echten Liebe forderte. Sie sagte sich laut vor: „Franz Lobner — Doris Lobner." Und dann: „Franz Lobner wird keinen Menschen seelisch ausbeuten und zu einem Buche machen. Diese Verbindung wird sehr vornehm-gedämpft sein, ohne die leiseste Spur des schillernden Hauches, den ein Skandal ausstrahlt. Meine Familie wird aufatmen. Wie nach einem glücklich überstandenen Autounfall werden meine Töchter mir, demütiger als in diesen letzten Tagen, die Hand küssen. Und meine besorgten Schwiegersöhne werden mich besuchen, um zu sehen, wie mir der vernünftige Verzicht bekommt. Dann werden die beiden jungen Paare beruhigter ihren Shimmy tanzen... Warum tue ich es? Warum nehme ich den, wenn ich nur den anderen liebe? Vielleicht, damit die zufrieden sind? Nein. Ich kann einfach nicht allein sein. Ich will nicht denken müssen. Das Neue soll das Alte wegschwemmen." Sie blätterte zerstreut und hatte die Namen mit L schon dreimal überschlagen. Die Hausnummer? Fünfzig. Eigentlich leicht zu merken — so alt würde sie bald sein. Sie sah auf ihre Hände, die über dem zugeklappten roten Buch im Schoße lagen. Bald würde sie den großen, schweren Verlobungsring tragen, den Lobner von seiner ersten Frau aufbewahrte, und von dem er ihr oft mit bittenden Augen erzählte. Ein gediegener, altmodisch gefaßter Ring. Schwerfällig war Lobner und beleibt; er würde sich nie dazu bequemen, Negertänze zu erlernen, obwohl das viele Herren seines Jahrgangs taten. Es kann nicht jeder neu werden. Der Mann von gestern, dieser Lobner. Zu wem sonst gehörte sie, die Frau von gestern? Sie bemerkte, daß ihre Hände, die vielbewunderten, oft gemalten, einen leichten Schimmer von Alter hatten, zu stark vom blauen Adernnetz durchzogen waren, träge lagen. Sie hob eine dieser müden Hände aus dem Schoße und fing den Brief an Dr. Franz Lobner an.

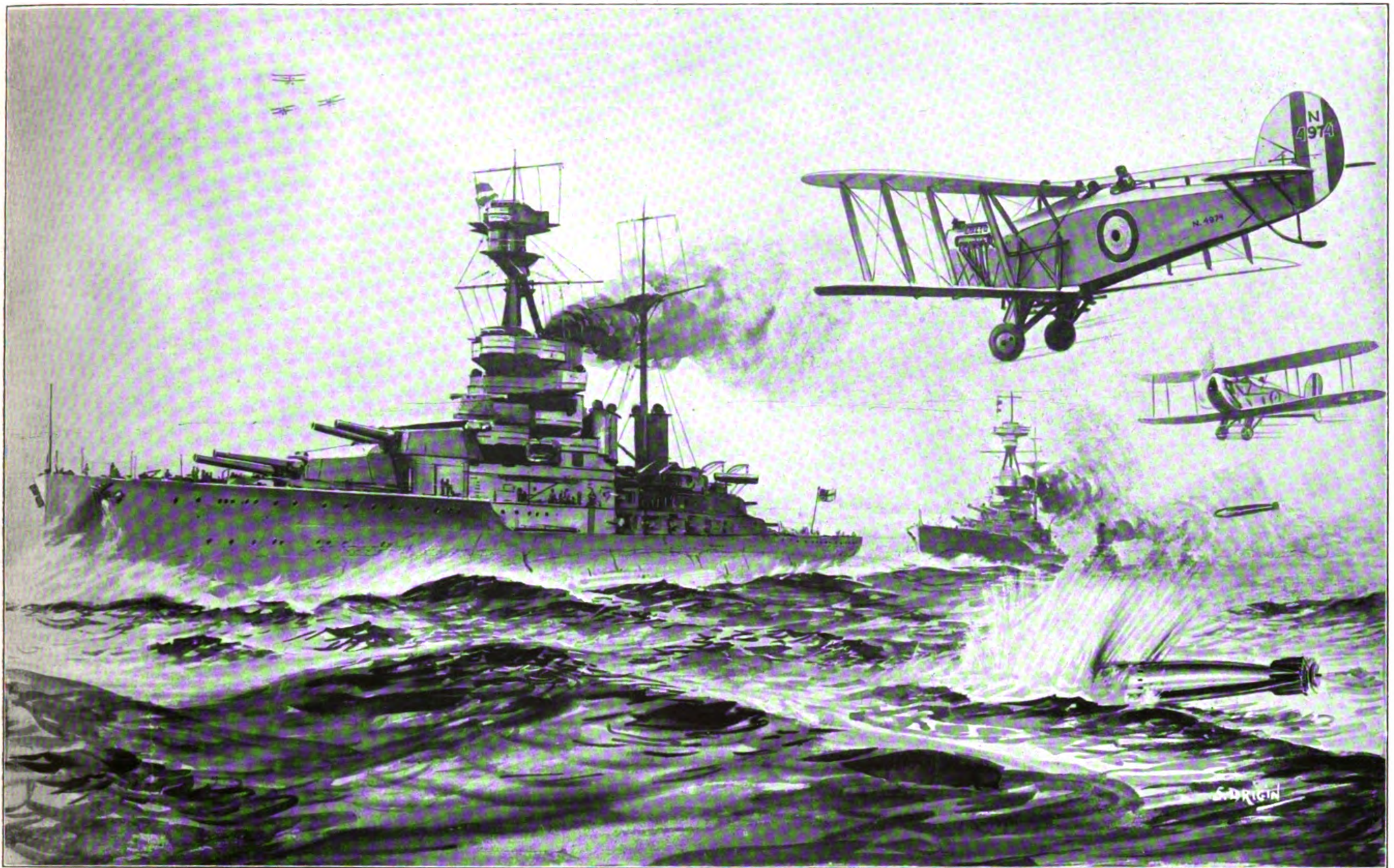
Wie würden Sie in diesem Falle urteilen?

EINE ALTE GESCHICHTE AUS KURMAINZISCHEN AKTEN. VON OTTO ERICH EBERT.

Im Herbst 1807 kam das kurmainzische Geschworenengericht zu Offenbrunn in die peinlichste Gewissensnot, als es über den Botenfuhrmann Alois Heuer aus Sermuth wegen Mordes zu befinden hatte. Und zwar lag der Fall so.

Der Roßkamm Edeling, Mitglied einer berüchtigten Diebesbande, war am Nachmittag des 5. Brachet (Juni) 1807 gehängt worden. Die Neugierigen, die der Hinrichtung beigewohnt, hatten sich — denn das Hängen war in jenen Tagen nichts Ungewöhnliches — bald verlaufen, und als um Sonnenuntergang, in seinen Gott vergnügt, der Botenfuhrmann Heuer mit seinem Gefährt über den Offenbrunner Galgenberg hinweg und am Galgen vorüberfuhr, war weit und breit niemand zu sehen. Im Vorbeifahren bemerkte der wackere Fuhrmann, daß der gehängte Dieb noch die Augen verdrehte und sonstige Lebenszeichen von sich gab, und da er von Natur eine mitleidige Seele war, ihm überdies der Gehängte seinen getreuherzigen Augen nach ein guter und fröhlicher Christenmensch zu sein schien, mannicher Mann auch mit Unrecht zu Tode kommt, so schnitt er sogleich den Dieb ab, lud ihn auf seinen Wagen und brachte ihn nach nicht allzu langer Zeit in der Tat wieder vom Tode zum Leben. Die Freude des so unvermutet dem Tode entrissenen Roßkamms war unbeschreiblich. Er umarmte seinen Retter immer wieder aufs stürmischste und traktierte den gutmütig wackeren Fuhrmann in der nächsten Schenke bei einem befreundeten Schankwirt mit kurmainzischem Bier und Aschaffenburger Branntwein so reichlich, daß Alois Heuer bald von Sinnen kam und in den tiefen Schlaf des Gerechten versank. Edeling, der während seiner Erdenwanderung allezeit reichlichem Trunke zugetan gewesen, und dem das berauschende Getränk nichts angetan hatte, vermochte — übrigens sehr zu seinem Schaden, wie sich bald zeigen wird — seinen, wie er sagte, gottgewollten Hang zum Stehlen auch seinem Retter gegenüber nicht zu verleugnen. Während Heuer seinen Rausch ausgiebig verschlief, stahl ihm Edeling, zur mehreren Ehre seines Namens, Wagen, Pferde und Ladung und fuhr ebenso heimlich wie eilends davon.

Als Heuer am nächsten Mittag endlich erwachte und von Edelings Diebstahl erfuhr, geriet er zwar zunächst in hellen Zorn, beruhigte sich aber bald und verfiel schließlich auf den Gedanken, der Wagenspur zu folgen, um Edelings vielleicht doch wieder habhaft zu werden. Nach einer stundenlangen Wanderung fand er am Abend Edeling denn auch samt Pferden und Wagen — die Ladung hatte Edeling unterwegs ver-



Torpedoboote der Luft, eine neue Kriegswaffe: Abfeuern von Torpedos aus der Luft durch Flugzeuge bei einem Angriff auf Kriegsschiffe. Zeichnung von S. Drigin.

Bei der englischen Flotte wurden neuerdings Versuche mit Flugzeugen unternommen, die mit einer Abschießvorrichtung für Torpedos versehen sind. Die unter dem Flugzeugkörper befestigten Torpedos werden von dem Torpedoschützen gelöst, sobald sich das Flugzeug in geeigneter Entfernung von dem schwimmenden Ziel befindet; in diesem Augenblick setzt sich auch der für die Eigenbewegung des Torpedos bestimmte Propeller an dem abgesandten Geschoß in Bewegung. Vor den üblichen See-Torpedobooten haben die neuen „Luft-Torpedoboote" einen nicht unerheblichen Vorteil durch ihre größere Geschwindigkeit und Wendigkeit voraus.

handelt — am Rande eines Tannenwaldes eingeschlafen. Heuer überlegte, was zu tun sei.

„Guter Rat ist teuer, Alois Heuer", sagte er zu sich. Erwachte Edeling, der ein paar französische scharf geladene Reiterpistolen aus der Schenke hatte mitgehen heißen und nun im Gürtel trug, so hatte sich Heuer, dessen war er gewiß, seitens einer so unternehmenden Natur wie Edelings schlechtweg aller Dinge zu versehen. Viel Aussicht, daß der wohlbewaffnete Edeling auf gütliche Vorstellungen seinen Raub, namentlich auch den Erlös für die Ladung reumütig wieder herausgeben würde, glaubte Heuer nicht zu haben, zumal Heuer während des gemeinschaftlichen Zechgelages einen Einblick in die vor nichts zurückschreckende Seele des Roßkamms gewonnen hatte. Nach langen Überlegungen kam unserem wackeren Fuhrmann endlich der erlösende Gedanke.

Er knebelte Edeling mit starken Stricken an Füßen und Händen, steckte ihm ein Sacktuch so gründlich in den Mund, daß Edeling auch nicht einen Laut von sich geben konnte, lud ihn auf und fuhr ihn, seines Entschlusses froh, ohne Eile und mit der Ruhe eines unschuldsvollen Gemütes nach dem Offenbrunner Galgenberg zurück. Nicht, ohne den Roßkamm ob seines Gott wenig wohlgefälligen Lebenswandels ernstlichst ins Gewissen geredet, und nicht, ohne ihm eine ebenso gründliche wie andauernde Tracht Prügel verabreicht zu haben, hing darauf Alois Heuer unter mancherlei Umständen den diebischen Roßkamm kunstgerecht wieder an den Galgen. Diesmal kam Edeling nicht mit dem Leben davon. Am nächsten Morgen war er endgültig tot.

Die Ehefrau und die Tochter Edelings erfuhren von der zweiten Hinrichtung ihres Gatten und Vaters, versuchten, von Heuer, der ein kleines Landgut besaß, unter der Drohung, ihn wegen Mordes an ihrem Ernährer zur Anzeige zu bringen, Vieh und Geld zu erpressen, und zeigten Heuer, als sich dieser nicht willfährig zeigte, in der Tat wegen Mordes an.

Wie nach dem heutigen Deutschen Reichsstrafgesetzbuch, so wurde auch nach dem im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Kurmainz geltenden Strafrecht derjenige, der einen anderen vorsätzlich und rechtswidrig getötet, dann mit dem Tode bestraft, wenn er die Tötung mit Überlegung ausgeführt.

Der für den Fall Heuer zuständige Mainzer Staatsanwalt Dr. Gast zerbrach sich — bei einem Staatsanwalt ein seltenes Ereignis — tagelang den Kopf, wie er es mit seinem staatsanwaltschaftlichen Gewissen vereinbaren könne, den armen Teufel, den er menschlich recht gut verstand, laufen zu lassen, fand einen Ausweg aber nicht und erhob, zwar unfroh und bekümmert, aber seinem Pflichtbewußtsein Rechnung tragend, gegen den Botenfuhrmann Alois Heuer aus Sermuth wegen Mordes und wegen Eingriffs in die kurmainzische Strafvollstreckung Anklage. Er begründete die Anklage damit, daß Heuer den Roßkamm Edeling nicht bloß der staatlichen Strafvollstreckung auf Zeit entzogen, sondern nach seinem eigenen Geständnis Edeling auch mit voller Überlegung, insonderheit, um ihn wegen des Diebstahls an seinem Fuhrwerk der verdienten Strafe zuzuführen, vom Leben zum Tode gebracht habe, daß Heuer aber der allein dem Staate in die Hand gegebenen Gerechtigkeit und Strafvollstreckung nicht habe vorgreifen und in den Arm fallen dürfen, und daß Alois Heuer sonach wegen vorbedachten Mordes sein Leben an den Henker verwirkt habe.

Die untröstliche Gattin Heuer ließ durch den im Geruche ungewöhnlicher Findigkeit stehenden Advokaten Hornemann Himmel und Hölle in Bewegung setzen und namentlich geltend machen: ihr Ehemann habe sich durch das Abschneiden des Diebes vom Galgen zwar insofern gegen das Gesetz vergangen, als er den Dieb seiner gesetzlichen Strafe, der Hinrichtung durch den Strang, entzogen habe; er habe aber dieses sein Unrecht durch das nachmalige erneute Aufhängen des Diebes wiedergutgemacht und habe also straffrei auszugehen.

Der Staatsanwalt Dr. Gast hinwiederum erklärte diese Verteidigung schon im Vorverfahren für unbeachtlich, weil Heuer den von ihm geknebelten und unschädlich gemachten Dieb ohne Schwierigkeit und ohne Gefahr für sich an die staatliche Strafvollzugsbehörde zur Wiederaufknüpfung durch den Henker hätte abliefern können und hätte abliefern müssen, den Dieb aber unter keinen Umständen wieder selbst hätte aufhängen dürfen. In dem Verhalten Heuers, so replizierte der Staatsanwalt weiter, und zwar sowohl im Abschneiden des Diebes als auch in dessen Wiederaufhängen, liege ein Eingriff in die Staatsgewalt, der aufs schwerste zu ahnden sei, wenn nicht das Ansehen des Staates völlig untergraben werden und wenn nicht jeder Bestohlene hinfort das Recht haben solle, den Dieb eigenhändig und unter Umgehung der Staatsgewalt umzubringen.

Das kurmainzische Geschworenengericht hatte im Gilbhart (Oktober) 1807 über die Anklage zu verhandeln. Die Meinungen waren aufs äußerste geteilt, die Ratlosigkeit groß. Die Mainzer Laienrichter waren deshalb höchlichst befriedigt, als der Mainzer Fürstbischof noch während der sich über mehrere Tage erstreckenden Verhandlung das Verfahren begnadigungsweise niederschlug und die Geschworenen damit der Notwendigkeit überhob, sich über die Schuldfrage schlüssig zu machen. So kam der schwierige Fall nicht zum gerichtlichen Austrag.

An dich aber, lieber Leser, sei die Frage gerichtet, wie du wohl die beiden Schuldfragen beantwortet hättest, die also lauteten:

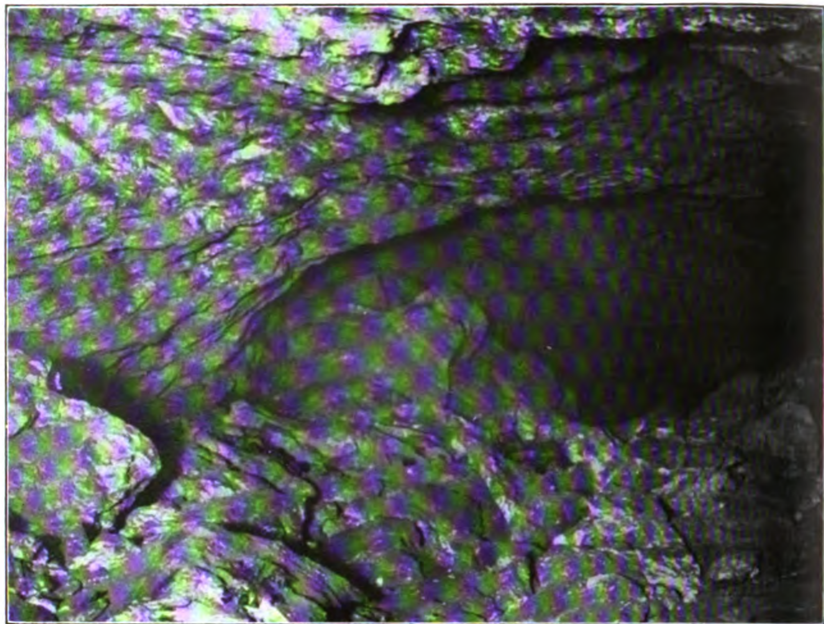
Erstens: Ist der Angeklagte Heuer schuldig, den Roßkamm Edeling seiner gesetzlichen Strafe widerrechtlich entzogen zu haben?

Zweitens: Ist der Angeklagte Heuer weiter schuldig, den Roßkamm Edeling vorsätzlich, widerrechtlich und mit Überlegung vom Leben zum Tode gebracht zu haben?

KARSTERSCHEINUNGEN IM SÜDWESTLICHEN VORLANDE DES HARZES



1. „Geologische Orgeln" bei Ellrich.

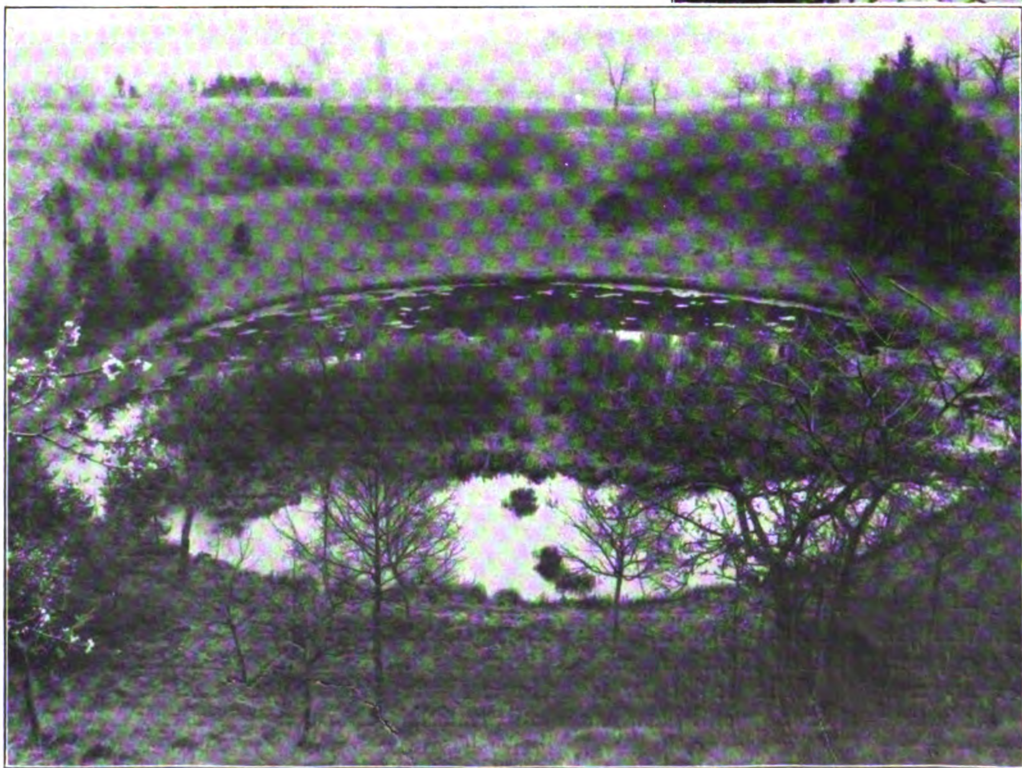


2. Inneres der Jettenhöhle zwischen Osterode und Herzberg.

Der Karst, nordöstlich der Adria gelegen, ist ein aus Ablagerungen von Kalk bestehendes Gebirge. Das genannte Gestein löst sich in Wasser, besonders wenn dieses Kohlensäure führt, verhältnismäßig leicht auf. Dadurch bilden sich im Untergrunde von Kalksteingebieten geologische Erscheinungen heraus, die man nach jenem Bergland als Karsterscheinungen zu benennen pflegt. Im einzelnen sind dies: weitgehende Hohlraumbildung durch die lösende Tätigkeit der einsickernden kohlensäurehaltigen Tageswässer, starke unterirdische Wasserläufe, ferner, wo diese an die Erdoberfläche austreten, Riesenquellen und endlich Erdfälle. Das sind Einsenkungen an der Oberfläche, die durch Erweiterung steil stehender Klüfte infolge der auflösenden Wirkung des Wassers gebildet sein können, häufiger jedoch durch das Niederbrechen weitgespannter Höhlenräume entstehen, wenn es sich bis zur Erdoberfläche hinauf fortpflanzt. — Auch in anderen wasserlöslichen Gesteinen sind die Vorbedingungen für die Herausbildung solcher Karstphänomene gegeben. Am Südwestrande des Harzes erstreckt sich längs des ganzen Gebirges die Zechsteinformation. In ihr bilden ein wichtiges Schichtenglied ausgedehnte und mächtige Gipslager, die vielfach als schneeweiße Felsen aus der grünen Pflanzendecke hervorragen. Gips wird in noch höherem Maße vom Wasser aufgelöst als Kalkstein, weshalb die oben aufgezählten geologischen Erscheinungen hier ebenfalls in vortrefflicher Weise zu beobachten sind. Wo auf steilen Klüften Wasser in den Untergrund einsickert, erfolgt durch die Auflösung des Gesteins an deren Wandungen die Schaffung röhrenförmiger Lösungsräume. Man nennt sie „geologische Orgeln" (Abbild. 1). Durch Entlangfließen in mehr horizontaler Richtung dagegen wäscht das Wasser viel umfangreichere Weitungen im Gebirge aus. Derartige Höhlen im Gips des Zechsteins (Abbild. 2), auch „Schlotten" genannt, sind am ganzen Harzrande in weitester Verbreitung vorhanden. Der Eislebener Kupferschieferbergbau hat solche öfters angefahren. Hierher gehören ferner die altbekannten Höhlen im Kyffhäusergebirge. Eine Gipsschlotte von besonderer Schönheit, bei Uftrungen am Südharz, die „Heimkehle", bereits seit Jahrhunderten bekannt, ist in neuester Zeit in dankenswerter Weise den Harzwanderern erschlossen und zugänglich gemacht worden. — Durch Aneinanderreihung unterirdischer Räume



3. Die Riesenquelle der Rhume zwischen Pöhlde und Rhumspringe.



4. Das große Eisloch bei Uftrungen, ein mit Wasser gefüllter Erdfall.

kommen Höhlenkanäle zustande, in denen von oben eindringenden Wassermassen Gelegenheit gegeben ist, vereint weiterzufließen. Direkt hat man im Harzrandgebiete größere Höhlenflüsse bisher nicht festgestellt, zur Annahme ihres Daseins zwingen aber Riesenquellen, die man hier öfters antrifft. Das großartigste Beispiel einer solchen ist der Ursprung der Rhume (Abbild. 3) zwischen Pöhlde und Rhumspringe am Fuße des Rotenberges. Einem Quellbecken von 400 bis 500 qm Oberfläche entfließt (auf dem Bilde im Hintergrunde nach rückwärts!) ein 10 m breiter und 1 m tiefer Bach, der schon nach 250 m die Turbinen einer großen Papierfabrik treibt. — Von den Decken der Höhlen ziehen sich, wenn sie längere Zeit ohne Unterstützung dagestanden haben, Gesteinsschalen durch ihr Gewicht los und stürzen herunter. Immer neue folgen den ersten. Das Dach einer Höhle wird dadurch höher und höher verlegt. Es nähert sich immer mehr der Oberfläche der Erde. Schließlich entsteht dort durch den Einbruch der letzten Gesteinsbank eine Vertiefung, die man einen „Erdfall" oder, mit einem dem Südslawischen entstammenden Worte, eine „Doline" nennt. In Höhlen, die sich noch im Naturzustande befinden, sieht man von der Firste niedergegangene Gesteinsblöcke in großer Zahl umherliegen (Abbild. 2). Mitunter kann man sich in einer Höhle von unten her einer Stelle nähern, über der an der Oberfläche ein Erdfall vorhanden ist. Dann sieht man wirre Felstrümmer sich zu Bergen anhäufen, die bis zur Decke reichen, sogar längs der Einbruchsstelle durch sie hindurchragen können. War der Zusammensturz eines kuppelförmigen Raumes Veranlassung zur Bildung eines Erdfalls, so weist er häufig große Regelmäßigkeit der Form auf. Kreisrund, wie abgezirkelt erscheint unter Umständen ein solcher (Abbild. 4). Die Entstehung von Erdfällen vollzieht sich gar nicht allzuselten auch heutzutage noch vor unseren Augen. Prof. Bruno Baumgärtel, Clausthal.

Nr. 4278

Deutsche und oesterreichische Herrscherinsignien



Ein Teil des Krönungsmantels (Pluviale) der Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

Nach der altarabischen Inschrift am Rande wurde dieser Mantel 1133 in Palermo für den Normannenkönig Roger I. gefertigt und wahrscheinlich von Friedrich II. aus der Normannenbeute Heinrichs VI. genommen und dem Kronschatz einverleibt.

Links unten:

Die 1804 zur österreichischen Kaiserkrone erklärte ehemalige „Hauskrone".

Kaiser Rudolf II. ließ sie 1602 von einem Augsburger Goldschmied anfertigen.





Die Krone der Kaiserin Elisabeth.

Links nebenstehend:

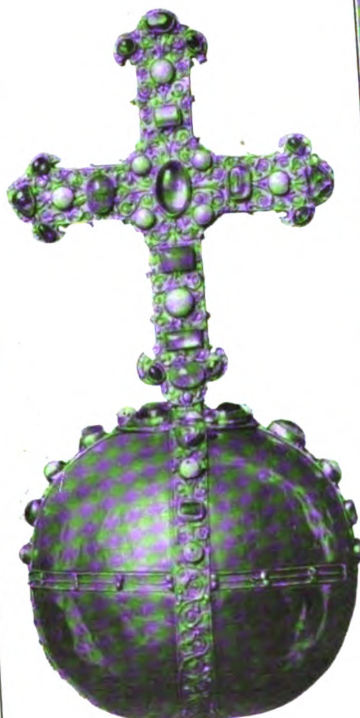
Die Kaiserkrone des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation.

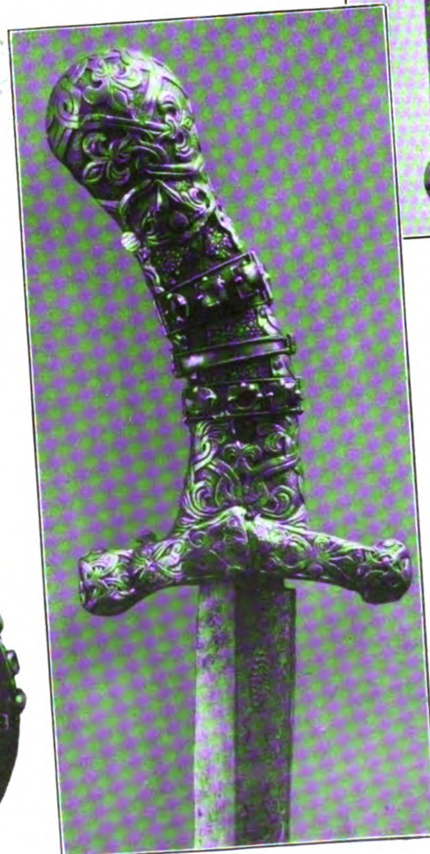
Diese Krone wurde Karl dem Großen (742—814) zugeschrieben, ist aber als ältestes und kostbarstes Stück aus dem 10. Jahrhundert anzusehen. Der Bügel, durch das Kreuz verdeckt, stammt von Konrad II. (✝ 1039).



Unten Mitte:

Der Reichsapfel der alten deutschen Kaiser.





Die beiden Zepter der alten römisch-deutschen Kaiser.

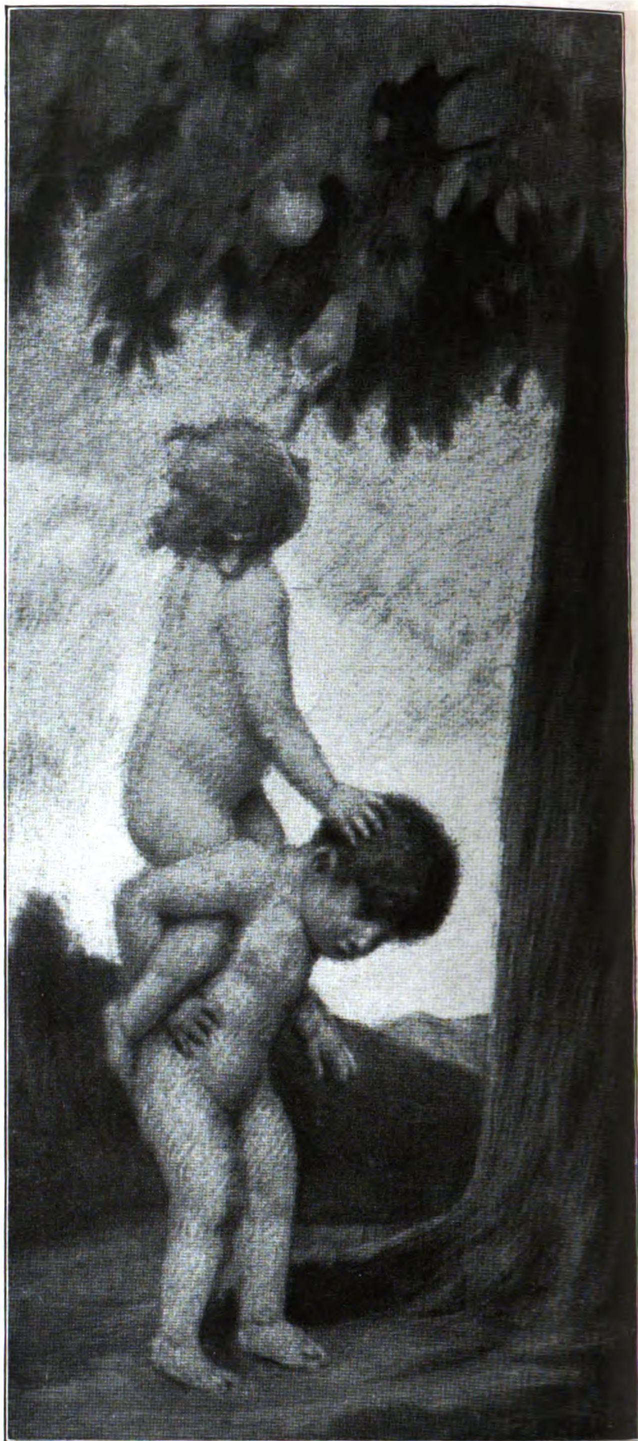
Links nebenstehend:

Der Griff des sogenannten Säbels Karls des Großen, einer altorientalischen Arbeit.

(Zu dieser Bildertafel siehe den gleichnamigen Beitrag in der Rubrik „Wissen und Leben" auf Seite 342.)

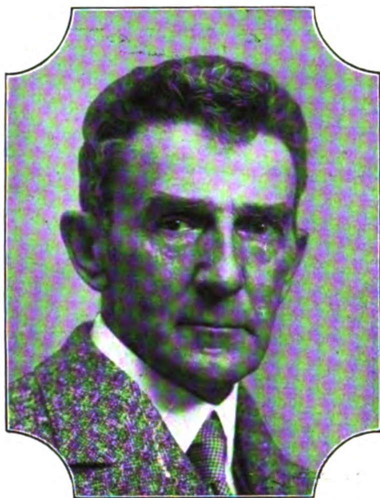


Mädchenkopf. (Verlag von Franz Hanfstaengl, München.)



Sündenfall.

LUDWIG v. ZUMBUSCH †



Porträt des Künstlers.

Ludwig v. Zumbusch, der am 28. Februar im Alter von 65 Jahren einer Grippelungenentzündung erlegen ist, dürfte seit Defreggers Tod der bei weitem volkstümlichste Münchener Maler gewesen sein. Stuck ist ja noch berühmter, aber das Volk kennt von ihm wohl nicht allzuviel. Die Kinderköpfe von Zumbusch aber sind, in der Gestalt von farbigen Reproduktionen und Künstlerpostkarten, in jedes Haus und in jede Wohnung eingezogen, und es dürfte kaum jemand geben, der sie nicht kennt. Woher kommt das? Zumbusch hat nur Kinder mit sogenannten süßen Gesichtchen gemalt, gerade so, wie das Volk sie schätzt und haben will, mit roten Pausbäckchen, blühenden Lippen und lachenden, schelmischen Augen. Und er malt das absolut Unwiderstehliche dieser Engelsköpfchen mit einer ungemeinen Kennerschaft und Hingabe. Wahrscheinlich würde das aber doch noch nicht genügt haben, die Kinderköpfe von Zumbusch so populär zu machen, wie sie tatsächlich sind. Denn hübsche Kinder haben auch viele andere gemalt, ohne daß ihre Bilder so beispiellos beliebt geworden wären. Es kommen noch zwei andere Elemente hinzu, die den großen Erfolg erst verbürgt haben: die hervorragende dekorative Eignung der Arbeiten von Zumbusch und die originelle Technik, in der sie gemalt sind. Ein Bild von Zumbusch ist, obwohl das Format meist nur klein ist, ein Schmuckstück ersten Ranges für jeden Raum. Und dann hat Zumbusch durch seine Technik seinen Bildern eine äußerst pikant wirkende Patina zu geben gewußt. Das verleiht ihnen etwas Vornehmes, Persönliches, Ungewöhnliches. Dazu kommt noch der Reiz des Geheimnisses, das ihre Entstehung umgibt. Es ist also nicht verwunderlich, wenn die Kinderköpfe von Zumbusch so überaus hoch in der Wertschätzung des Publikums stehen. Aber man darf nicht glauben, daß Zumbusch nichts anderes hätte malen können oder wollen als nur Kinderköpfe. Es gibt von ihm graziöse Akte, Figuren- und Kostümbilder der verschiedensten Art, Landschaften, u. a. sehr feine und eigenartig stimmungsvolle Motive aus Nymphenburg und aus dem Garten seines Anwesens am Chiemsee, und vor allem Porträte. Aber freilich: wer kennt sie? Nur wenige wissen davon. Und das große Publikum würde vielleicht nicht einmal etwas davon wissen wollen. Für die Welt ist nun einmal Zumbusch der Maler der süßesten, lieblichsten Kindergesichtchen. Und dabei wird es wohl sein Bewenden haben. Kurz sei noch erwähnt, daß Zumbusch am 17. Juli 1861 in München als Sohn des berühmten Bildhauers Zumbusch geboren wurde, Schüler von Lindenschmit gewesen ist und auch in Paris, bei Bouguereau und Robert-Fleury, Entscheidendes gelernt hat. Außerdem haben ihn Reisen wesentlich gefördert. Das Beste aber hatte er doch sich selbst zu danken.

Rich. Braungart.



Springende Kinder.

ZUM ABLEBEN DES MÜNCHENER KINDERMALERS L. v. ZUMBUSCH AM 28. FEBRUAR: BEZEICHNENDE WERKE AUS SEINEM SCHAFFEN

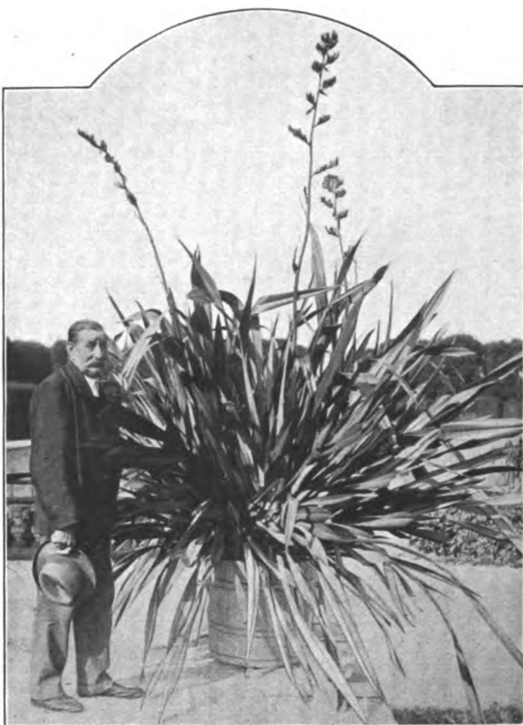


Elefantendressur bei Hagenbeck im Zirkus Busch in Berlin: Der Dompteur bei der Arbeit. / Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ von R. Koch-Zeuthen.

So verwunderlich es bei dem Riesentier auch klingt, der Elefant gehört zu den verhältnismäßig leicht lenk- und erziehbaren Tieren. Ebenso seltsam erscheint es, daß bei der Zähmung des Elefanten seine eigenen Artgenossen mitwirken, indem sie ihn bei bösartigem Benehmen in Schach halten. Die Dressur stellt indes an den Dompteur immer noch hohe Anforderungen; er muß mit großem Feingefühl arbeiten und im rechten Augenblick zwischen Zuckerbrot und Stachel wählen. Wieviel bei der Zähmung erreicht werden kann, zeigen unsere Zoologischen Gärten und Zirkusse. Auch die Berichte aus dem Altertum, als Elefanten im Kriege verwendet wurden — so führten z. B. Pyrrhus bei seinem Krieg gegen Rom und Hannibal bei seinem Zug über die Alpen Elefanten mit sich — bestätigen es.

Wissen und Leben

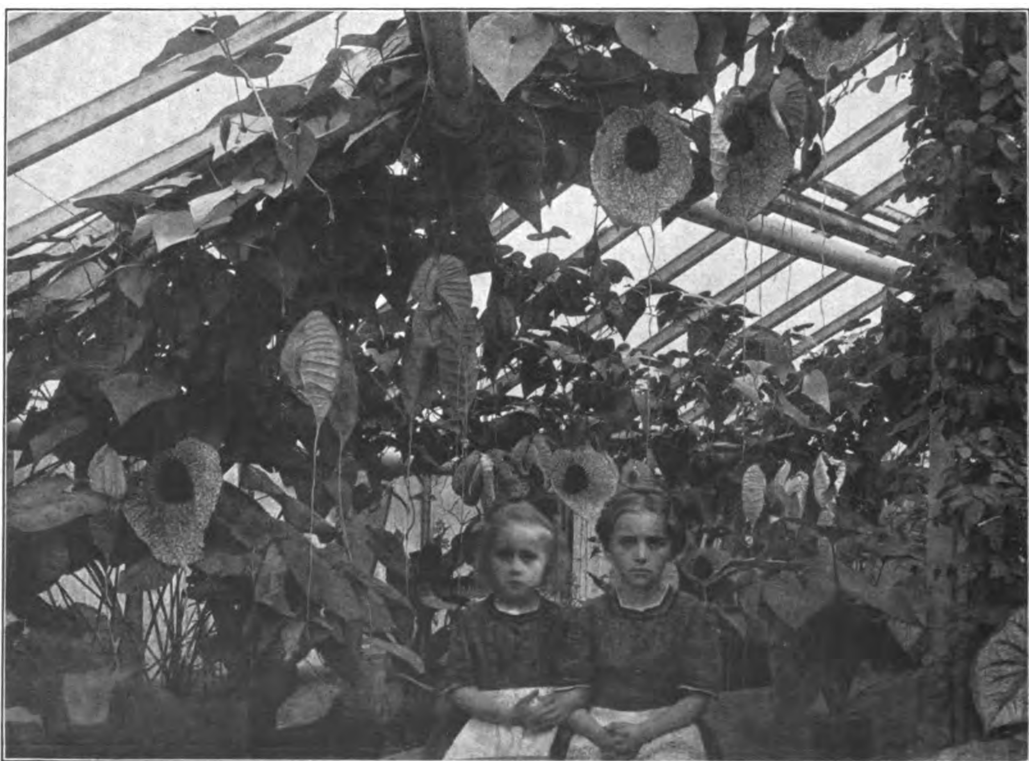
Spitzenleistungen im Pflanzenwachstum. In den Tropen finden wir Pflanzen, deren Ausmaße für unsere Begriffe oft kaum verständlich sind. Aber nicht nur in bezug auf ihre Größe, vielmehr wegen ihrer oft ungeheuren Schnellwüchsigkeit setzen diese uns in Erstaunen. Ein auffallendes Beispiel für diese staunenswerte Eigenschaft bietet die bekannte größte Wasserrose der Welt, die **Victoria regia**, die in ihrer Heimat durch ihre außerordentlich großen, dem Wasser aufliegenden Blätter selbst der Schiffahrt der Eingeborenen gefährlich wird. Ihr Samenkorn ist nicht größer als das der Erbse, und ihre ersten, weidenblattähnlichen Blättchen lassen durchaus nicht ahnen, daß vollausgewachsene Blätter im Laufe von nur einer Woche einen Durchmesser von 2 bis 2,5 m erreichen. Eine ausgewachsene Pflanze, die ungefähr Mitte Juni das erste vollgroße Blatt aufweist und bis Ende Oktober regelmäßig wöchentlich ein Blatt erzeugt, bringt gegen 25 Blätter mit über 100 qm Fläche hervor, eine Wuchskraft, die von keiner Pflanze auch nur annähernd erreicht wird. Ein einzelnes Blatt vermag eine Last bis zu zwei Zentner zu tragen. Daß diese tropische Wasserrose wöchentlich ein Blatt mit gegen 2,5 m Durchmesser, also jeden Tag 0,5 m Blattfläche, hervorbringt, ist eine Spitzenleistung im Pflanzenwachstum ohnegleichen. Damit ist aber die Kraft der Pflanze nicht zu Ende. Nicht geringe Kraft beansprucht auch die Entwicklung des nächsten Blattes. Auch die Produzierung der regelmäßig alle drei bis vier Tage erscheinenden, kindskopfgroßen Blüten erfordert Kraftanstrengung. Nicht wenig auch die Samenausbildung. Bekanntlich hört bei unseren Pflanzen das Flächenwachstum auf, sobald Frucht oder Same gebildet wird. Die **Victoria regia**, die vor ungefähr 100 Jahren in Europa eingeführt und nach der damaligen Königin Viktoria von England benannt wurde, hält sich an solche Vorschriften nicht. Trotz der Samenbildung bringt sie unaufhörlich Blätter und Blüten bis in den Herbst hinein zur Entfaltung. — Eine andere „Prominente" in dem hier angezogenen Sinn ist die Schlingpflanze **Aristolochia gigas** *v. Sturlevantii*. Alle tropischen Vertreter dieser gegen 200 Arten umfassenden Gattung fallen durch bizarre Formen der Blüten oder riesenhaftes Wachstum auf. Die hier wiedergegebene Art hat beide Eigenschaften. Ihr Schnellwachstum bringt es zuwege, daß sie sich binnen einiger Wochen 30 bis 40 m hoch in die Urwaldriesen schlingt. Bei uns, wo solche Riesenwachser im Gewächshaus sozusagen „im Gefängnis sitzen", ist ihr Wachstum natürlich beschränkter. Immerhin bedeckte die hier abgebildete Pflanze innerhalb kurzer Zeit einen Platz von 10 qm. Außer dieser Rekordleistung im schnellen Wachstum weist diese Pflanze riesenhafte Blumen auf, die so schnell, wie sie entstehen, wieder vergehen. Binnen einer Woche wickelt sich von der kleinsten Knospe an dieser Vorgang ab. Vollerblüht sind die Blumen nur 1—2 Tage, und die pelikanschnabelförmige Gestalt der Knospen verwandelt sich dann in ein riesenhaftes Elefantenohr, das durch die Aderung und die knittrige Struktur diesem noch ähnlicher wird. Der Engländer nennt diese Pflanze deswegen auch **Elephant's ear**. Die Köpfe der mit auf dem Bilde befindlichen Mädchen geben den Maßstab für das Ausmaß dieser als größte der Welt bezeichneten Blumen. Interessant ist das peitschenförmige, über 1 m lange Anhängsel der mit einem dunklen Schlund gezierten Blume. Während dieser zur Anlockung der zum Befruchten nötigen Insekten dient, ist der Zweck dieses Anhängsels unbekannt. — Andere riesenhafte Schnellwachser der Tropen sind die Bambusen-Gräser, aus deren Stengeln die Eingeborenen sich ihre Hütten bauen. Binnen 5 bis 6 Wochen bringen diese Gräser es fertig, 15—20 m lange, armstarke Triebe zu produzieren, und auch neuseeländischer Flachs (Phormium tenax) zeigt, wenn man seine Familie berücksichtigt, ein riesenhaftes Wachstum. Er gehört nämlich zu den Liliengewächsen, die in unseren Breiten sich ja durch ein sehr mäßiges Wachstum auszeichnen. Berücksichtigt man dann noch, daß seine Blätter eine so außerordentlich feste Struktur besitzen, daß sie zu Schiffstauen Verwendung finden, er also seine ganze Wuchskraft nicht, wie die meisten Tropenpflanzen, nur zur Erzielung kolossaler Massen verwendet, so staunt man diese Pflanze noch mehr an. Obergartenmeister B. Voigtländer.



Neuseeländischer Flachs (Phormium tenax), ein Liliengewächs.



Victoria regia.



Aristolochia gigas *v. Sturlevantii.*

Tropische Pflanzen von auffallend schnellem Wachstum.

(Zu dem Beitrag „Spitzenleistungen im Pflanzenwachstum".)

Deutsche und österreichische Herrscher-Insignien. (Siehe die Abbildungen auf Seite 339.) Die weltliche Schatzkammer des ehemalig österreichischen Kaiserhauses, die, aus einigen kleineren Räumen bestehend, im Nordostturm der Wiener Hofburg sich befindet, erhält ihren besonderen Charakter vor allem dadurch, daß in ihr außer den habsburgischer Hauskleinodien auch die deutschen Reichskleinodien aufbewahrt sind: die alte deutsche Kaiserkrone, der Reichsapfel, der Kaisermantel, die Kaiserdalmatika, die Kaiserschuhe, Stola und Handschuhe, die Stephansbursa, der Säbel Karls des Großen, das Reichsevangeliar und andere Kleinodien, die, wie etwa die ältesten Stücke der Sammlung, die Stephansbursa, das Evangeliar und der Säbel Karls des Großen, über ein Jahrtausend zurückreichen. Der Freund der Geschichte, dem es ein Ergötzen ist, sich in den Geist vergangener Zeiten zu versetzen, wird, wenn er an den Schaukasten und Vitrinen der Wiener Schatzkammer vorüberwandelt, zu reichem Genuß des Auges und Geistes gelangen. Eine versunkene und verschollene Welt deutscher und österreichischer Kaiserherrlichkeit wird angesichts der perlen- und edelsteinbesetzten Kronen und Zepter lebendig; erhabene und stolze Herrschergestalten steigen aus dem Grau der Vorzeit herauf und erscheinen in Glanz und Schimmer auf Thronen, die von den Ersten ihrer Reiche, von Rittern in heraldischer Zier, von Herzögen und Fürsten umgeben sind. Es ist eine bewegte Geschichte, die Geschichte der Schätze, die hier vor des Beschauers sinnendem Blick sich breiten. Diese Schätze, von denen zum erstenmal um 1246 Bericht gegeben wurde, gelangten aus Nürnberg und Aachen, auf der Flucht vor Heeren der französischen Revolution, nach Wien, ja, die Nürnberger Stücke, der weitaus größere Teil, wurde um 1796 durch den Nürnberger Patrizier Haller in einer Mistfuhre aus Nürnberg geflüchtet und nach Prag gebracht, denn man fürchtete damals den Franzosengeneral Jourdan. In Nürnberg waren die deutschen Kleinodien seit 1424 aufbewahrt worden; seit 1350 waren sie in Böhmen und Ungarn gewesen, während der Hussitenkriege in der Königlichen Burg zu Ofen, und sie hatten noch manche Wanderschaft zu bestehen, ehe sie zur Bleibe nach Wien kamen, wo sie erst um 1827 der allgemeinen Besichtigung zugänglich gemacht wurden. Die Haupt- und Prachtstücke der Wiener Schatzkammer sind die alte deutsche Reichskrone und die österreichische Kaiserkrone. Die alte deutsche Reichskrone besteht aus acht goldenen Platten, von denen die vier höheren mit Edelsteinen, Perlen und Filigran besetzt sind, während die vier anderen, niedrigeren, figürliche Darstellungen in buntem Zellenschmelz zeigen. Die vordere Platte trägt ein Kreuz. Neben den mancherlei Inschriften der Schmelzplatten zeigt auch der Bügel eine Inschrift, und zwar sind es die Worte: „CHUONRADUS DEI GRATIA / ROMANORUM IMPERATOR AUGUSTUS." „Chuonradus" war Konrad II. der Salier (1024 bis 1039). Die österreichische Kaiserkrone, die sogenannte „Hauskrone", unter Kaiser Rudolf II. geschaffen, ist aus feinem Golde, das reichen Perlen- und Rubinenschmuck trägt, sie stellt, nach dem Urteil der Kenner, eines der hervorragendsten Werke der Goldschmiedekunst der nordischen Renaissance dar. Der Preis, der einst für sie gezahlt wurde, betrug nicht weniger als 700000

Taler. Mit dieser Krone, dem österreichischen Reichsapfel, dem Zepter und dem Reichsschwert, kurz, mit den rudolfinischen Hoheitszeichen „schließt das Habsburgische Haus, das am längsten und letzten die deutsche Kaiserwürde innegehabt hat, die Geschichte jener ehrwürdigen Kleinode ab, die durch Jahrhunderte Ruhm und Ehre des deutschen Führervolkes in sichtbarer Form verkörpert hat." So endigt Julius v. Schlosser seine treffliche Studie „Die deutschen Reichskleinodien". Und gewiß enthält die Wiener Schatzkammer Schaustücke, die in ihrer Einmaligkeit den interessantesten Dingen der Welt zugezählt werden müssen. Maximilian Bauer.

Die Maschine als Glasbläser. (Hierzu die Abbildung auf der Vorderseite.) Verschiedene Arten menschlicher Arbeit ließen sich nur schwer und nach langem Bemühen durch Maschinen ersetzen. Dazu gehört das Blasen von Glasflaschen. Der Glasbläser fühlt, wie stark er blasen muß. Die Elastizität seiner Brustmuskulatur und seiner Lungen schmiegt sich diesem Gefühl an. Der Maschine fehlt das Gefühl. Die Anpassung an die Temperatur und damit an die Dichte sowie Zähflüssigkeit des Glasflusses, an die Schnelligkeit seines Erkaltens und noch an eine Anzahl weiterer Umstände machte daher beträchtliche Schwierigkeiten. Andererseits führten der ständig wachsende Verbrauch an Flaschen sowie der Umstand, daß sie als Massenartikel billig sein mußten, zur Notwendigkeit, gerade hier an die Stelle des Menschen die Maschine treten zu lassen. Über Jahrzehnte erstreckten sich die Versuche, maschinelle Einrichtungen herzustellen, die es ermöglichen, in kürzester Zeit große Mengen von Flaschen zu erzeugen. Jahrzehntelang schlugen diese Versuche fehl. Dem Amerikaner Owens gelang es, eine befriedigende Lösung dieser Frage herbeizuführen. Seine Maschine wurde vom „Europäischen Verband der Flaschenglasfabriken" für den Betrag von zwölf Millionen Mark angekauft, wofür seine Patente mit Ausnahme der amerikanischen in den Besitz dieses Verbandes übergingen. Die Maschine stellt ein Wunderwerk der Technik dar. Zu ihrer Bedienung sind ein einziger Mann und einige Jungen nötig, die die Flaschen abnehmen und weiterbefördern. Dabei leistet die Maschine die Arbeit von dreißig Glasbläsern. Sie vermag am Tag, d. h. in 24 stündigem Betrieb, 25000 Flaschen von einem Viertelliter Inhalt oder bis zu 14000 Flaschen von einem Liter Inhalt anzufertigen. Bei jeder Umdrehung gehen aus ihr sechs fertige Flaschen hervor. Dabei sind die Grundlagen, nach denen sie arbeitet, ziemlich einfach. An einer wagerechten Achse sind sechs Arme angeordnet, von denen jeder mit einer Leitung für Saug- und Druckluft in Verbindung steht. Die Arme bewegen sich im Kreise. Der Glasfluß befindet sich in einer Wanne. Sooft ein Arm über der Wanne angelangt ist, senkt er sich hinab. Er taucht in den Glasfluß ein, von dem eine kleine Menge angesaugt wird. Dadurch füllt sich die sogenannte „Vorform" mit Glasmasse. Das überflüssige Glas wird durch ein Messer abgeschnitten. Nun öffnet sich die Vorform. Das an ihr hangende kleine Glaskölbchen wird von der von unten her aufsteigenden Hauptform umschlossen. Druckluft tritt in Tätigkeit und bläst es darin zur Flasche auf. Die Form öffnet sich, und aus ihr fällt dann die fertige Flasche heraus, die mit einer Zange gepackt, auf eine Art Schaufel gelegt und dann in den Kühlofen geschoben wird, worin sie langsam abkühlt. Das Gewicht einer Owens-Maschine beläuft sich auf etwa 8000 Kilogramm. Die Maschinen werden nicht nur zur Herstellung von Flaschen, sondern, in abgeänderter Einrichtung, auch zum Blasen von Birnen für Glühlampen hergestellt. Dabei ist ihre Leistung beträchtlich gesteigert. Die Glühlampen-Blasmaschinen vermögen in der Stunde etwa 50000 Glasbirnen für elektrische Glühlampen anzufertigen. Die Owens-Maschine ist nicht die einzige Glasblasemaschine, über die die Technik jetzt verfügt. Ein weiteres System rührt von Severin her. Dr. Albert Neuburger.

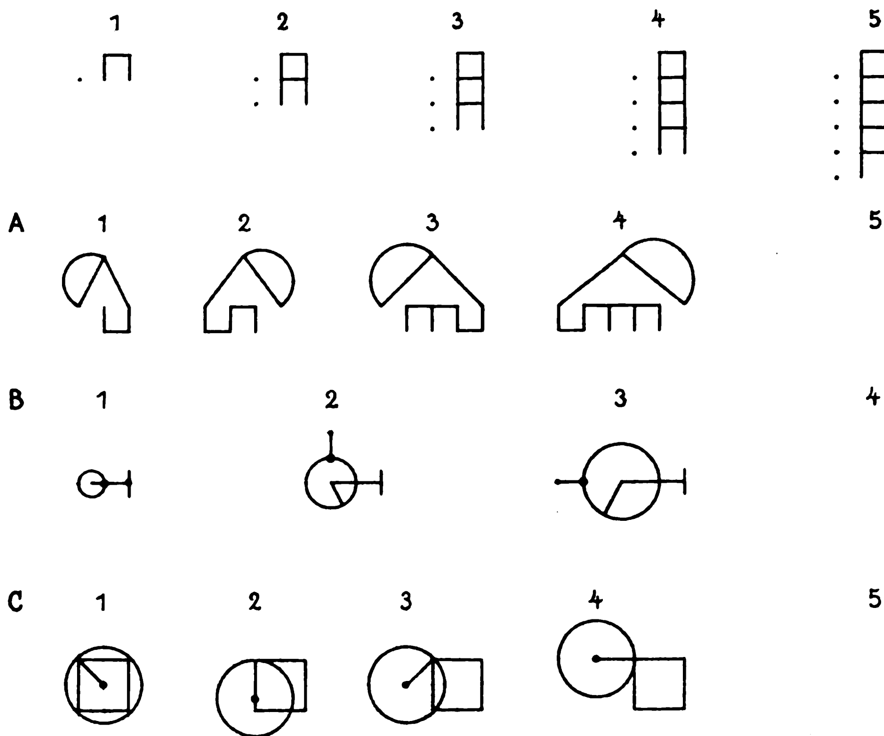
Zur Isolierung des antirachitischen Vitamins. Wie Prof. Windaus, der Ordinarius für Chemie der Göttinger Universität, mitteilt, ist es ihm gemeinsam mit den englischen Gelehrten Dr. Webster und O. Rosenheim gelungen, das antirachitische Vitamin zu isolieren, mit anderen Worten gesagt, den Stoff festzustellen, bei dessen Fehlen in der Nahrung die englische Krankheit (Rachitis) auftritt. Die experimentellen Forschungen zur Feststellung der Momente, die Rachitis auslösen, liegen Jahre zurück, aber die Ergebnisse der mit vielem Fleiß von Forschern aller Länder durchgeführten Untersuchungen waren eigentlich recht mager; auch schien es immer wieder, als ob es nicht gelingen wollte, Vitamine, besonders das sog. antirachitische Vitamin, rein darzustellen. Man besitzt in der Ratte ein tierisches Objekt, an dem alle Versuche in dieser Richtung mit gutem Erfolg ausgeführt werden können, und die jahrelangen Versuche haben ergeben, daß man als wirksames Gegenmittel gegen die englische Krankheit einmal das antirachitische Vitamin kennt, das in vielen Nahrungsmitteln enthalten ist, und dann die ultraviolette Bestrahlung. Es ist bereits längere Zeit bekannt, daß man durch ultraviolette Strahlung in gewisser Weise einen Mangel der Nahrung an Vitamin ausgleichen kann, und daß andererseits auch in vitaminarmen Nahrungsmitteln durch ultraviolette Bestrahlung antirachitisches Vitamin gebildet wird. Der Zusammenhang zwischen antirachitischem Vitamin und ultravioletter Strahlung hat dann auch zur Auffindung und Isolierung des antirachitischen Vitamins geführt. In der Normalnahrung muß daher ein Stoff, so schlossen die erwähnten Forscher, enthalten sein, aus dem bei ultravioletter Bestrahlung dieses Vitamin gebildet wird. Sie bezeichneten diesen Stoff als „Provitamin", also als Körper, aus dem das eigentliche Vitamin erst gebildet wird. Ebenso war es bereits seit einiger Zeit klar, daß das in allen Nahrungsmitteln enthaltene Cholesterin bzw. schwer von diesem trennbare Stoffe in engem Zusammenhang mit diesem Vitamin stehen müssen. Dagegen war die ursprüngliche Ansicht, daß die animalischen oder pflanzlichen Cholesterine der Nahrung mit dem Vitamin identisch wären, unhaltbar. Diese Nahrungscholesterine enthalten gewissermaßen als Verunreinigung ganz minimale Mengen des sog. Provitamins, das sich wieder durch ultraviolette Bestrahlung in das eigentliche antirachitische Vitamin überführen läßt. Aus den Cholesterinbestandteilen der menschlichen Nahrung läßt sich das Provitamin nach verschiedenen Methoden anreichern, am besten durch eine Hochvakuumdestillation. Über die Natur dieses Provitamins läßt sich sagen, daß es mit dem eigentlichen Cholesterin Mischkristalle bildet, durch Luft und Ozoneinwirkung leicht zerstört wird und ebenfalls bei der Anlagerung von Wasserstoff seine Eigenschaften verliert. Wahrscheinlich ist das Provitamin ein stärker ungesättigtes Sterin als das Cholesterin, unter Umständen sogar identisch mit dem jedem normalen Cholesterin beigemengten Dehydrocholesterin. Auch das sogenannte Ergosterin scheint in engem Zusammenhang mit dem Provitamin zu stehen. Ein Zusatz von $^1/_{20}$ Proz. Ergosterin zu einem gereinigten und provitaminfreien Cholesterin läßt sich nicht vom gewöhnlichen provitaminfreien Cholesterin unterscheiden. Wahrscheinlich ist es so, daß das Ergosterin entweder mit dem Provitamin identisch oder zumindest nahe verwandt ist. „Jedenfalls geht das Ergosterin durch Bestrahlung mit ultraviolettem Licht in einen Stoff über, der mit dem antirachitischen Vitamin identisch ist." Im Verhältnis 1 : 1000 mg vermag das bestrahlte Ergosterin eine rachitische Ratte zu heilen. Als Ergebnis ist zu buchen, daß entweder das Ergosterin oder ein mit diesem im Absorptionsspektrum und der physiologischen Wirkung übereinstimmendes Sterin als Provitamin, das durch ultraviolette Bestrahlung in das Vitamin übergeht, anzusprechen ist. Das Rätsel der Vitamine dürfte wenigstens für das antirachitische Vitamin im großen und ganzen als gelöst zu betrachten sein. Daß die bis jetzt vorliegenden Ergebnisse der Forscher noch nach allen Seiten hin weiterausgebaut werden, darf bei der Gründlichkeit, mit der die bisherigen Untersuchungen geführt wurden, als sicher gelten. Die technische Reindarstellung des antirachitischen Vitamins wird die nächste Etappe sein, und die gesamte Menschheit wird den Nutzen daraus ziehen. Fr.

ZUM NACHDENKEN

Wetzsteine des Geistes.

Zeichne weiter!

Wir bringen heute unseren Lesern eine ganz neue und bisher noch nirgends veröffentlichte Art von Scharfsinns-Prüfungsaufgaben, die, zumal infolge ihrer Neuartigkeit, dem Löser manches Kopfzerbrechen machen werden — was auch die Absicht ist! Jede einzelne der nebenstehend und auf der folgenden Seite wiedergegebenen Figurenreihen A—F stellt eine sich logisch weiterentwickelnde Reihe ihrer einzelnen Glieder dar. Wenn wir uns das Musterbeispiel daraufhin ansehen, so fällt uns gleich auf, daß jede Einzelfigur sich von ihrer Vorgängerin dadurch unterscheidet, daß sie um zwei senkrechte und einen wagerechten Strich und einen Punkt an der Seite reicher ist. — Ganz so einfach ist freilich das „Aufbaugesetz“ der meisten übrigen Reihen nicht. Drei oder mehr verschiedene Veränderungen gehen oft mit einer Figur vor. Linien fallen zusammen, wie z. B. bei Figur B 1, und komplizieren den Fall. Aufgabe des Lösers ist es nun, das Aufbaugesetz jeder Reihe herauszufinden. Daß er es entdeckt hat, beweist er dadurch, daß er in den freien Raum am Ende jeder Reihe die nun folgerichtig sich anschließende Figur einzeichnet (an der Stelle, wo über dem leeren Raum eine Ziffer steht). In unserem Musterbeispiel wäre die angegebene Figur 5 die Lösung, wenn die Figuren 1—4 gegeben sind. — Wer sich erst einmal in die neue Art von Aufgaben „hineingedacht“ hat, wird finden, daß die Sache gar nicht so schwer ist, wie sie zunächst aussieht. Und nun ans Werk! Wer seinen Scharfsinn prüfen will, der bewaffne sich mit einem Bleistift und — zeichne weiter! R. L.



Prüfe dich selbst und — zeichne weiter!

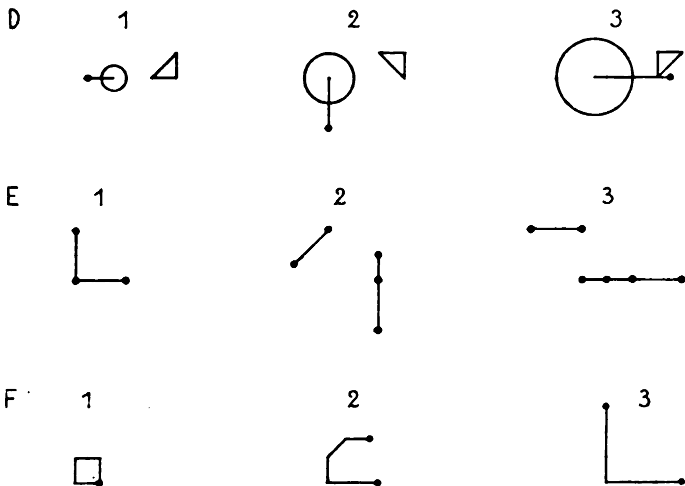
Optik und Erdkunde.

Nimm einem Teile des Auges den
Kopf und setz' ihn ans Ende:
Siehe dann hast du ein Stück
gleich vom Festland getrennt.

Gitterrätsel.

		4		5		6	
		A		A		A	
1	B	D	D	E	E	E	E
		E		E		G	
2	H	I	I	I	K	L	L
		M		N		N	
3	O	P	R	R	S	S	T
		T		T		U	

Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben der wagerechten Reihen: 1 Toilettegegenstand, 2 moderner Schriftsteller, 3 Dachschiefererſatz; die senkrechten Reihen: 4 Stadt in Dalmatien, 5 männlicher Vorname, 6 Verbrechen.



Prüfe dich selbst und — zeichne weiter! (Vgl. hierzu Text und Abbildungen auf der vorhergehenden Seite.)

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben:
al – bi – blem – bo – bo – bra – bro – de – dow – e – e – e – el – em – ge – ge – gen – ha – ham – heim – hie – i – in – ir – kra – la – land – len – li – lith – mus – na – nau – nor – ny – oo – rab – rah – re – ro – se – sel – so – ta – ta – te – tes – ti – vree – wal
sind zu 19 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 ehemaliger Präsident der Provinz Posen, 2 spanischer Palast, 3 griechischer Philosoph, 4 Insel, 5 Abendständchen, 6 Stimmlage, 7 Eisstein, 8 amerikanische Insel, 9 deutscher Kurort, 10 Sinnbild, 11 Dienstkleidung, 12 Gegensatz zu Festland, 13 Fluß in Spanien, 14 amerikanischer Senator, 15 Teil des Armes, 16 Stockwerk, 17 männlicher Vorname, 18 jüdischer Schriftgelehrter, 19 Schaustellung. — Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus einem Schillerschen Theaterstück.

Quadraträtsel.

D	E	H	O	S	S
L	N	C	R	A	A
A	I	I	T	M	B
D	U	R	W	S	R
L	E	U	S	O	L
E	N	I	O	R	U

Die vier nebenstehenden Quadrate sind so lange umzudrehen und zusammenzufügen, bis die sechs wagerechten Reihen drei Mädchen- und drei Männernamen nennen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4277.

Rösselsprung: Springer, der in lust'gem Schreiten / über die gemeine Welt / kokettieret mit den Leuten, / sicherlich vom Seile fällt. / Schiffer, der nach jedem Winde, / blas' er witzig oder dumm, / seine Segel stellt geschwinde, / kommt im Wasser schmählich um. / Weisen Sterne doch die Richtung, / hörst du nachts doch fernen Klang, / dorthin liegt das Land der Dichtung, / fahre zu und frag' nicht lang. (v. Eichendorff.)

Eine Laune der Natur: Revierförster — Vier Förster.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Kap, 4 Grieg, 5 See, 6 Ger, 8 Ire, 9 Reis, 11 List, 13 Magd, 15 Sekt, 17 Enkel, 18 Leda, 20 Aden, 22 Erle, 24 Omar, 25 Rot, 26 Inn, 27 Tee, 28 Osten, 30 Tor; senkrecht: 1 Kai, 2 Kreis, 3 Pegel, 5 Steg, 7 Rose, 10 Ideal, 12 Islam, 13 Mal, 14 Akt, 16 Ton, 19 Drei, 21 Dame, 23 Ernst, 24 Otter, 29 Tod.

Besuchskartenrätsel: Herrenschneider.

Mosaikrätsel: damp—fer—se; o—fen—chel; mu—se—her; pa—te—nor; finn—land—eck; au—to—pas; fal—ke—fir; fuchs—bau—er. — Dompfaff, Schnepfe.

Neues Obdach: Baustein — Steinbau.

Homonym: Lumpen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréztörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber · Leipzig

NR. 4279. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 17. MÄRZ 1927

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4279. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 17. März 1927.

Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen an der Bergakademie zu Clausthal im Sommerhalbjahr 1927 (vom 16. April bis 31. Juli 1927).

Das Programm ist vom Sekretariat zu beziehen.

Einschreibungen erfolgen vom 16. bis 30. April 1927.

(Die Ziffern geben die wöchentliche Stundenzahl an.)

Prof. Dr. König: Mathematik II (8); Mechanik II (4); Theorie der Beobachtungsfehler (2); Nomographie (2). — **Prof. Dr. Valentiner:** Experimentalphysik, II. Teil (5); Physikalisches Praktikum (3); Physikalisch-Chemisches Kolloquium (1 1/2). — **Dr. Rössiger:** Methoden der angewandten Geophysik (2). — **Prof. Dr. Birckenbach:** Allgemeine Chemie II (5); Lötrohrpraktikum (3); Qualitatives und Quantitatives Praktikum (täglich); Chemische Technologie II (1); Chemisch-technologisches Praktikum (4); Anleitung zu selbständigen wissenschaftlichen Arbeiten (täglich); Physikalisch-Chemisches Kolloquium (1 1/2). — **Privatdozent Dr. Kellermann:** Physikalische Chemie II (1); Spezielle physikalische Chemie II für Eisen- und Metallhüttenleute mit Übungen (1). — **Dozent N. N.:** Kohlenchemisches Praktikum (täglich); Spezielle Chemie der Kohlen (2). **Prof. Dr. Bruhns:** Petrographie (3); Lagerstättenlehre (3); Mineralogisch-petrographisches Praktikum (3). — **Prof. Dr. Bode:** Geologie II (5); Paläontologie II. Teil (1); Geologisch-paläontologisches Praktikum (3). — **N. N.:** Geologie der Erdöllagerstätten (2). — **Prof. Süchting:** Maschinenkunde II (4); Elektrotechnik II (4); Vorbereitende Vorlesung zu den Laboratoriumsübungen für Maschinenkunde und Elektrotechnik (2); Laboratorium für Maschinenkunde und Elektrotechnik (täglich); Grundzüge der Maschinenkunde II (2); Maschinenzeichnen (2). — **Prof. Dr.-Ing. Grumbrecht:** Bergbaukunde III (2); Braunkohlenbergbau (2); Aufbereitungskunde II (2); Seminar für Bergbau und Aufbereitungskunde (1). — **N. N.:** Praktische Übungen im Aufbereitungslaboratorium (2); Aufbereitungslaboratorium für Fortgeschrittene (4). — **Prof. Schulz:** Bergbaukunde IV (4); Entwerfen von Tagesanlagen, Kraft- und Wärmewirtschaft (2); Steinkohlenbergbau II (1); Erdöl- und Schieferbergbau (1); Übungen im Wetterlaboratorium (2). **Bergassessor Mühlefeld:** Grubenrettungswesen (2). — **Prof. Fox:** Markscheidekunde II mit Übungen (5); Markscheiderische Rechenübungen (3); Markscheiderisches Seminar mit Übungen (7); Übungen zur Ausgleichsrechnung (2); Feldübungen für Fortgeschrittene (4). — **Prof. Dipl.-Ing. Hoffmann:** Metallhüttenkunde II (4); Metallhüttenkunde IV (3); Entwerfen von Metallhüttenanlagen (3); Abriß der Metallhüttenkunde (2); Metallhüttenmännisches Praktikum (täglich). — **Dipl.-Ing. Frick:** Metallurgische Probierkunde, Praktikum und Vorlesung (7). — **Geh. Bergrat, Prof. Dr.-Ing. E. h. Osann:** Eisenhüttenkunde (2); Eisenhüttenmännisches Seminar zusammen mit Osann jun. (3); Elektrometallurgie des Eisens (1); Eisenprobierkunst (täglich); Physikalische Prüfung des Eisens (1); Entwerfen von Eisenhüttenanlagen (6); Metallurgische Technologie (Formgebungsarbeiten) (2). — **Dozent Dipl.-Ing. Osann:** Ausgewählte Kapitel der Eisenerzeugung, II. Teil (1); Eisenhüttenmännisches Seminar zusammen mit Osann (3). — **Dozent Merz:** Metallographie II (2); Metallographisches Praktikum II (5); Anleitung zum selbständigen Arbeiten auf dem Gebiete der Metallographie (täglich). — **Reg.-Baumeister Dr. Moeller:** Baukonstruktionslehre (2). — **Hon.-Prof. Kast:** Soziale Versicherungsgesetzgebung (4). — **Oberbergrat Schnell:** Bürgerliches Recht (4). — **Hon.-Prof. Haber:** Volkswirtschaftslehre II (2); Öffentliches Recht II (2); Bergwirtschaftsstatistik (2). — **Dr. med. Stroomann:** Ausgewählte Kapitel aus der Hygiene, Gewerbehygiene, Unfallverhütung, erste Hilfe bei Unglücksfällen, Hygiene des Geschlechtslebens (2). — **Privatdoz. Prof. Dr. Baumgärtel:** Gesteinsmikroskopie (4). — **Dipl.-Ing. Buschendorf:** Erzmikroskopie (4). — **Hon.-Prof. Kast-Haber:** Rechts- und staatswissenschaftliches Kolloquium. — **Dohme:** Spanische Sprachkurse für Anfänger und Fortgeschrittene. — **Prof. Dr. König:** Schwimmen für Fortgeschrittene (4). — Akadem. Turn- und Sportlehrer **Kretzer:** Körperschule (1); Grundgymnastik, Gymnastik mit Gerät (2); Technik und Praxis der volkstümlichen Übungen (1); Sportabzeichenlehrgang (1); Schwimmen für Anfänger (4); Tennis (4); Übleutelehrgang (1); Übungen in sportlicher Selbst- und Fremdmassage (1); Dozentenriege (1); Körperschule für Frauen (1); Faustkampf als Körperschule und Selbstverteidigung für Anfänger und Fortgeschrittene (1); Kleinkaliberschießen (4); Handball und Fußball (2); Waldlauf (1); Übungsgruppen der Verbindungen. — **Dr. Stroomann** und Akadem. Turn- und Sportlehrer **Kretzer:** Sportliche und sportärztliche Beratungen und Untersuchungen (2).

Die Bergakademie Clausthal verleiht den akademischen Grad eines Dipl.-Ing. für die Fachrichtungen des Bergbaus, des Eisen- und des Metallhüttenwesens und ferner die Würde eines Dr.-Ing. auf Grund der Promotion. Außerdem liegt ihr die Ausbildung von Markscheidern und Gießerei-Ingenieuren ob. — Es wird noch darauf hingewiesen, daß außer den Studierenden des Berg- und Hüttenfachs auch Studierende der Mathematik und der Naturwissenschaften für sie geeignete Vorlesungen und Übungen an der Bergakademie belegen können.

Allgemeine Notizen.

Für die fünfzigjährige Urheberrechtsschutzfrist wurde in Berlin aus den Urheberverbänden und aus den Kreisen der Originalverleger ein Aktionsausschuß gebildet, dem u. a. folgende Schriftsteller, Künstler und Verbände angehören: Gerhart Hauptmann, Rudolf Herzog, Richard Strauß, Walter v. Molo, Ludwig Fulda, Prof. Eduard Behm (Genossenschaft deutscher Tonsetzer), Dr. Arthur Eloesser (Schutzverband deutscher Schriftsteller), Georg Engel (Verband deutscher Erzähler), Rechtsanwalt Dr. Wenzel Goldbaum (Verband deutscher Bühnenschriftsteller und Komponisten und Verband deutscher Filmautoren), Dr. Heinrich Lilienfein (Deutsche Schillerstiftung), Otto Markus (Reichswirtschaftsverband bildender Künstler Deutschlands), Staatsminister z. D. Dr. Paulßen (Nietzsche-Archiv). Es wurde beschlossen, die deutsche Regierung zu veranlassen, die fünfzigjährige Frist zum Schutz der Urheberwerke alsbald durch Gesetz einzuführen und auf der Staatenkonferenz in Rom für die internationale Einführung der fünfzigjährigen Schutzfrist einzutreten.

Die Zahl der Rundfunkteilnehmer betrug am Jahresanfang 1927 in Großbritannien 2130000, Deutschland 1337122, Schweden 238000, Tschechoslowakei 170000, Dänemark 114492, Ungarn 53000, Schweiz 51759.

Über das Zeitschrifteninserat ist in dem neubegründeten Fachblatt für das deutsche Fachzeitschriftenwesen, dem „Fachzeitschriften-Verlag“, herausgegeben von Dr. Hermann Meyer zu Selhausen, Berlin-Lichterfelde (R. Bredow Verlag, Berlin W 57, Bülowstraße 66) aus der Feder eines unserer bekanntesten Werbefachmänner, des Herrn Dr. E. R. Uderstädt-Berlin zu lesen, daß eine Zeitschrift alle Leser von Anfang bis zu Ende aufmerksam beachten, weil sie in nur verhältnismäßig großen Zwischenräumen erscheint, Liebhaberwert hat, vom Familienoberhaupt an bis hinunter zum jüngsten „Küken“ des Hauses mit Aufmerksamkeit beachtet wird und weil tausend Abonnenten die Zeitschrift wahrscheinlich viel aufmerksamer lesen, als es von den Lesern der überhastet erscheinenden Ausgaben der Tagespresse erwartet werden kann. Für den Inserenten ist es vielfach wichtiger, Anzeigen für eine Zeitschrift, als für eine Zeitung aufzugeben, weil der Leserkreis einer Zeitschrift oft übersichtlicher ist, als der einer Zeitung.

Die an der See gelegenen Kindererholungsheime des Deutschen Roten Kreuzes haben ihre Vorbereitungen für die neu Aufzunehmenden während der Frühjahrsmonate getroffen. Es sind die Nordseeheime Nordholz bei Cuxhaven und Schülpersiel in Holstein (Nordsee-Eidermündung), die Ostseeheime Nienhagen bei Bad Doberan (Mecklenburg) und Zinnowitz auf Usedom. Diese Heime sind wegen ihres günstigen Seeklimas und ihrer herrlichen Umgebung (Wald und See) zu erfolgreichen Erholungskuren für Kinder in allen Jahreszeiten geeignet. Besondere Erfolge werden bei Skrofulose, Rachitis und allen Unterernährungserkrankungen erzielt. In den Heimen stehen alle neuzeitlichen Einrichtungen hygienischer und therapeutischer Art (Höhensonne, Liegekur, Atemgymnastik, warme und kalte Seebäder) zur Verfügung. Die Kinder erhalten reichliche und gute Verpflegung. Für ihre Betreuung sind geprüfte pädagogische Kräfte angestellt. Die ärztliche Aufsicht erfolgt durch verpflichtete Heimärzte. Die Heime sind vom Frühjahr bis zum Spätherbst geöffnet, Nordholz auch während der Wintermonate. Der Tagessatz beträgt 2,50 RM. Anmeldungen werden baldigst an die Heimverwaltung des Deutschen Roten Kreuzes, Berlin W 10, Corneliusstraße 4b, erbeten.

Das bayerische Zugspitzbahnprojekt, das bekanntlich unabhängig von der seit 1926 betriebenen österreichischen Zugspitzschwebebahn ist, hat eine neue Verzögerung erfahren. Die Konzession des Ingenieurs Cathrein ist erloschen, da dieser die Bedingungen der Konzession, die ihm im September 1925 erteilt war, nicht erfüllt hat. Dem Bayerischen Ministerium liegen Pläne zu fünf neuen Projekten vor, teils für Standbahnen, teils für Schwebebahnen. Die Prüfung dieser Projekte dauert mehrere Monate, so daß die Bahn auf die Zugspitze wohl erst nächstes Jahr zum Bau kommen kann.

Der vorjährige Tiroler Fremdenverkehr weist eine erfreuliche Zunahme auf, die zu guten Hoffnungen für die kommende Saison Anlaß gibt. Die Stadt Innsbruck hatte eine Frequenzsteigerung von 171034 Fremden im Vorjahr auf 190393, somit eine Zunahme von rund 20000 Fremden. In der Reihenfolge der Monate vom 1. November 1925 bis zum 31. Oktober 1926 weist der Dezember mit 6226 die Mindest-, der August mit 41065 Fremden die Höchstzahl auf. Von den 190393 Fremden waren 139693 Ausländer. Die gesamte Zahl der Fremden, die Tirol voriges Jahr besucht haben, beträgt 497429.

Illustrirte Zeitung



BAU EINER TALSPERRE

Radierung von Hermann Kupferschmid

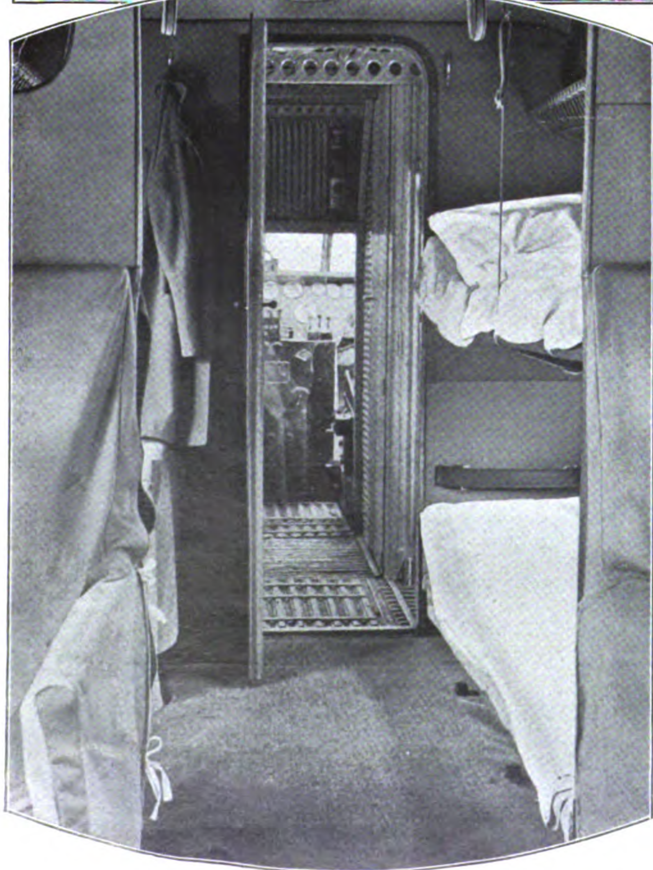


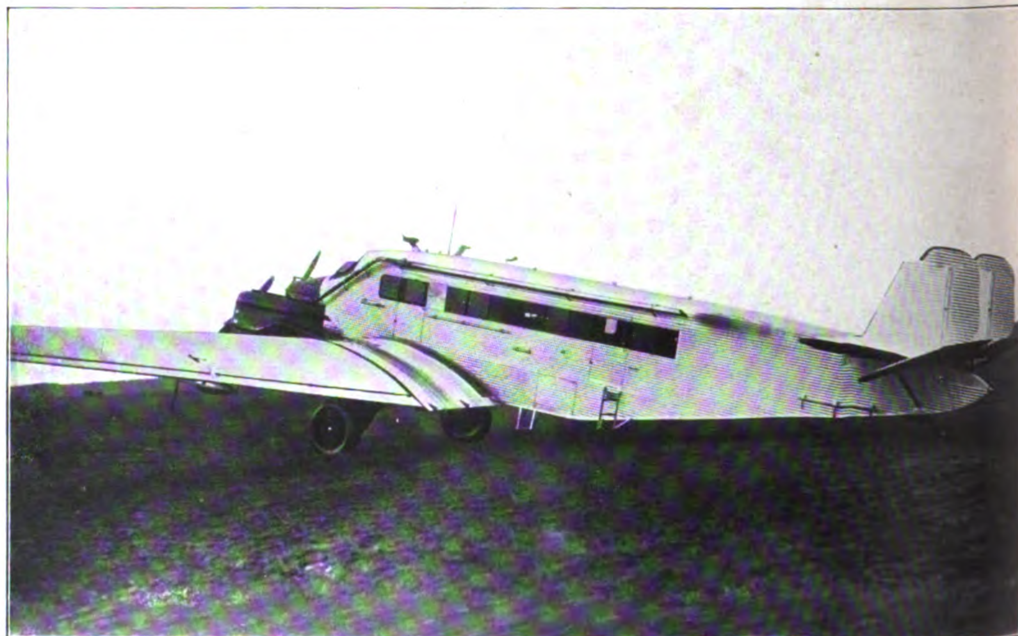


Von der Feier anläßlich der Eröffnung des neuen deutschen Übersee-Kabels Emden-Azoren-Neuyork am 4. März im Hotel Esplanade in Berlin: Bedeutende Teilnehmer an dem Festakt. Von links nach rechts: Staatssekretär v. Sydow; Reichskanzler Dr. Marx; (hinter ihm) Oberbürgermeister Dr. Böß; der amerikanische Botschafter Schurman; Reichspostminister Dr. Schätzel (vor dem Rundfunkmikrophon).
Im Oval: Zur Hochzeit des Herzogs von Anhalt in Ballenstedt am 3. März: Das Brautpaar, Herzog Joachim Ernst und die Schauspielerin Elisabeth Ottilie Strickrodt.



Die wirtschaftliche Ausnutzung der großstädtischen Abwässer: Die im Bau befindliche Gasgewinnungsanlage in Waßmannsdorf bei Groß-Ziethen, wo nach englischem und amerikanischem Vorbild aus den Sumpfgasen der Abwässer Groß-Berlins nach einem längeren Fäulnisvorgang Leuchtgas gewonnen werden soll.





Vom ersten Flug der neuen Junkers-Großverkehrsmaschine, des gegenwärtig größten deutschen Flugzeugs, von Dessau über Berlin nach Wien am 5. März: Der Riesenvogel vor dem Start. **Links nebenstehend:** Blick in den Schlafkabinenraum.

DER RASENDE MENSCH

VON ANTON LÜBKE, MÜNSTER I. W.

Wohl kein Zeitalter der Menschheitsgeschichte konnte sich einer solchen Entwicklung in Industrie, Wirtschaft und Verkehr rühmen wie das Industriezeitalter der Gegenwart. Um dies richtig zu erkennen, muß man Vergleiche ziehen mit früheren Epochen, als dem Wirtschaftsleben noch nicht die ungeheure Fülle von Energien aus Kohle und Öl zur Verfügung stand. Die alte Zeit kannte wohl auch Rekorde und Spitzenleistungen des mechanischen Geschehens und menschlicher Leistung, aber von dem rasenden Rekord, der Ausdauer und Schnelligkeit, die den heutigen Verkehr auszeichnen, wußten die früheren Jahrhunderte, als der Mensch noch mit der Agrikultur verwachsen war, nichts.

Es ist interessant, sich in den Geist jener Zeiten zu versetzen, als der Pferdekarren den Verkehr vermittelte, der lange Jahrtausende hindurch das Hauptbeförderungsmittel des Menschen war. Bei den Römern galt eine Tagesleistung von 30 bis 40 km als die Höchstleistung. Die Schnelligkeit der staatlich römischen Post war eine Meile in der Stunde, lächerlich wenig gegen unsere heutigen, über 80 km in der Stunde zurücklegenden Schnellzüge und die noch schneller fahrenden Flugzeuge und Luftschiffe. Von Antiochien nach Konstantinopel konnte man in sechs Tagen mit dieser Schnellpost gelangen. Cäsar hat an einem Tag einmal zwanzig Meilen zurückgelegt. Ein Bote, der die Ermordung des Roscius nach Rom brachte, fuhr auf einem zweirädrigen Karren 11 Meilen in 10 Stunden. Tiberius' Schnelligkeitsrekord von Pavia bis Kattenland betrug einen Tag. Die Schnellsegler legten gewöhnlich an einem Tag 90 Seemeilen zurück; sie stehen damit in der Schnelligkeit allerdings unseren heutigen Seglern fast nicht nach.

Die Langsamkeit des Verkehrs im grauen Altertum hatte zweifellos ihre Ursache in der mangelhaften Beschaffenheit der Straßen. Das Mittelalter wandte dann der Instandhaltung der Straßen eine wachsende Aufmerksamkeit zu. In Frankreich wurde im Jahre 1747 die erste Fachschule für Brücken- und Wegebau gegründet, die den Anfang zur wissenschaftlichen Behandlung des Straßenbauwesens in Europa bildete. Napoleon war der erste, der in Europa die herrlichen baumbeschatteten Heerstraßen anlegte, die wir heute noch bewundern. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts zeigte sich infolge der Verbesserung der Straßen in Frankreich ein bedeutender Fortschritt darin, daß man täglich auf diesen verbesserten Straßen schon 80 km zurücklegen konnte. Natürlich war diese Schnelligkeit, gemessen an unserem heutigen Verkehr, immer noch sehr gering. Bedurfte doch beispielsweise eine Warensendung von Wien nach Triest fast 14 Tage, von Augsburg nach Straßburg beinahe eine Woche. Welch gewaltige Entwicklung hat sich seit den Zeiten vollzogen, da der Mensch mühsam die Produkte seiner Hände Arbeit auf seinem eigenen Rücken, auf Schiebkarren, auf Ochsen- oder Pferdekarren von einem Ort zum anderen bewegte! Wie weit ist der Schritt zwischen der Kultur des Saumtieres, das im Mittelalter mühsam seine Last die Berghöhen hinauftrug, oder der Zeit um 1800, als der Transport der Kohle noch durch schwere Pferdefuhrwerke erfolgte, und dem Augenblick, da Dampf und Elektrizität den Verkehr beflügelten! Wenn man in einem Edikt vom 6. März 1712 liest, daß die Fahrposten Frachten über 100 Pfund nicht mehr annehmen durften, daß die Gesamtzahl der Frachtfahrer im ehemaligen Königreich Hannover 265 betrug, oder daß es in London im Jahre 1770 nur 150 Ausspannungen gab, dann muß man lächeln über die primitive Gestaltung des damaligen Verkehrs. Erst als die Dampfmaschine ihren Siegeszug durch die Länder antrat und damit das schon senil werdende Zeitalter wunderbar verjüngte, wurde Handel und Wandel auf eine ganz neue Grundlage gestellt. Nun wurde auf einmal der träge dahinfließende Verkehr langer Jahrtausender in einem nie geahnten Maße vervollkommnet und gesteigert. Eine Entwicklung im Wirtschaftsleben der Völker bahnte sich an, wie sie die Welt nie gesehen hatte. Gestaltungen, zu denen es früher Jahrhunderte bedurfte, vollzogen sich jetzt, als Lokomotive, Maschine, Kohle und Eisen herrschend wurden, binnen wenigen Jahren. Was König Friedrich Wilhelm IV. bei einer Fahrt auf der Lokomotive der Köln-Mindener Bahn sagte: „Diesen Karren, der durch die Welt rast, hält kein Menschenarm mehr auf", ist buchstäblich in Erfüllung gegangen. Fünf Jahre hat es gedauert, ehe die erste preußische Bahn von kaum vier Meilen Länge in Betrieb gesetzt wurde, und siebzehn Jahre dauerte es, bis die Köln-Mindener Bahn den Betrieb aufnehmen konnte. Heute, nach kaum hundert Jahren, ist Europa von einem Schienennetz durchzogen, das den Menschen ermöglicht, in kaum zwei Tagen vom äußersten Westen bis zum äußersten Osten Europas zu gelangen. Der Goldwert der deutschen Eisenbahnen beträgt heute so viel wie das gesamte deutsche Volksvermögen zu Schillers Zeiten. Noch deutlicher wird der Begriff von der gewaltigen Ausdehnung des Eisenbahnverkehrs, wenn man bedenkt, daß die von deutschen Bahnen täglich durchlaufene Strecke dem Wege hin und zurück zum Mond gleichkommt.

Ebenso wie durch die Eisenbahn kennzeichnet sich die Ausdehnung des Verkehrs durch die Zunahme der Landstraßen. Betrug die Länge der Landstraßen in Preußen zur Zeit Napoleons nur 4000 km, so hat sie sich heute auf 140000 km vermehrt. Noch ausgedehnter ist der Verkehr in Amerika, dessen Eisenbahnverkehr in den letzten hundert Jahren sich um das 20000fache vermehrte, und dessen Straßen heute 18 Millionen Automobile aufnehmen müssen. Amerika besitzt außerdem zum Transport für Gas und Petroleum Rohrleitungen, die $1^1/_2$ mal soviel an Länge ausmachen, wie Deutschland an Eisenbahnen besitzt. Konnte der Eisenbahnverkehr sich systematisch weiterentwickeln, so wurden die Landstraßen von dem Automobilverkehr geradezu überrascht, und sie bilden heute angesichts des nicht mehr aufzuhaltenden Aufstiegs des Automobilverkehrs für Staat und Gemeinden ein Problem, dessen Lösung außerordentlich schwierig ist. Wie ungeheuer der Automobilverkehr zugenommen hat, geht aus den folgenden Zahlen hervor: Es waren in Deutschland vorhanden: 1914: 64071, 1920: 75000, 1921: 90818, 1922: 126403, 1923: 152068, 1924: 170000, 1925: 256000 Automobile, und im vergangenen Jahre war die Zahl der Automobile (ohne Kraftfahrräder) auf eine so stattliche Höhe angewachsen, daß auf etwa 120 Einwohner in Deutschland je ein Automobil kam. Wenn man bedenkt, daß bereits in deutschen Automobilfabriken das amerikanische Fließsystem Eingang gefunden hat und in der nächsten Zeit die großtechnische Herstellung von Kohlenöl möglich sein wird, so wird man annehmen können, daß auch der Automobilverkehr in den kommenden Jahren in Europa, besonders in Deutschland, einen Aufschwung erleben wird, dem man mit einer gewissen Sorge entgegensehen muß. Schon heute trägt man dieser zukünftigen Entwicklung Rechnung. In allen Städten werden Projekte ausgearbeitet, um den angeschwollenen Verkehrsstrom zu regeln. Neuanlagen von Automobilstraßen und Verbesserungen der Fahrdecken vorhandener Straßen legen Zeugnis dafür ab, wie man heute gerade dem Straßenverkehr eine besondere Beachtung schenkt. Bayern ist in dieser Hinsicht vorbildlich. Es hat sich dazu verstanden, mit einem Aufwand von 300 Millionen Mark sein Straßennetz neuzeitlich auszubauen, und hofft dies in etwa fünfzehn Jahren bewerkstelligen zu können.

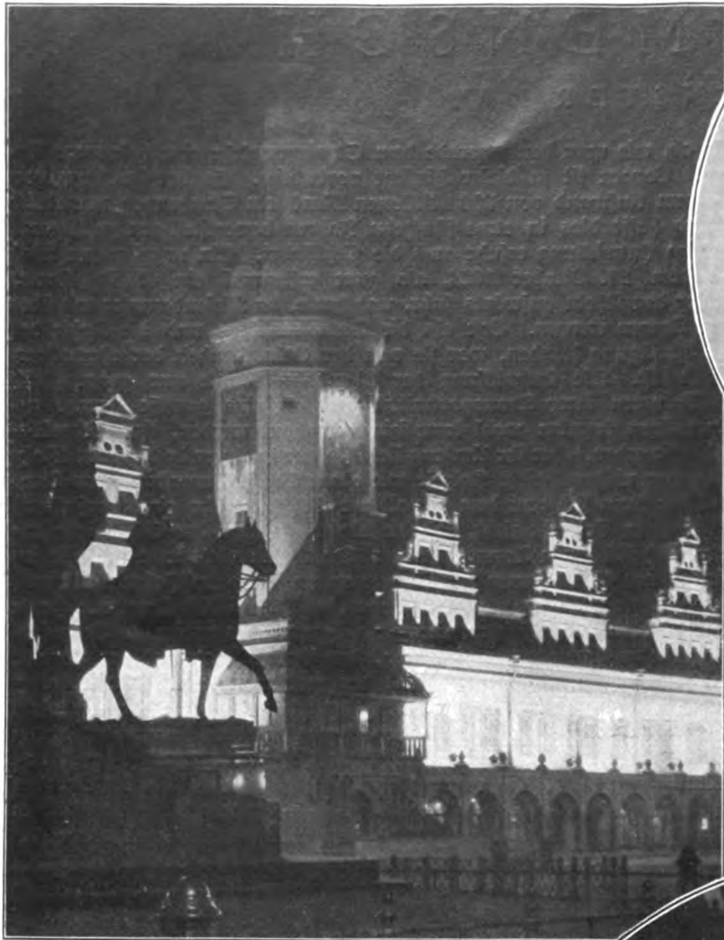
Eine gewaltige Entwicklung erfuhr auch die Schiffahrt. Ein ungeheuerer Weg liegt zwischen dem 29. Oktober 1824, als zum erstenmal ein 45 PS starker Personendampfer den Rhein aufwärts fuhr, und heute, da Riesendampfer mit über 100000 PS die Ozeane kreuzen. Erst als die Dampfmaschine und die Kohle der Schiffahrt zur Verfügung standen, war sie von der Gebundenheit der ehemaligen Segelschiffahrt erlöst. Die Entwicklung der Eisenbahn konnte nur geographisch erfolgen, das Volumen ihrer Transportmittel war an eine gewisse Grenze gebunden. Lokomotiven konnten wohl komplizierter gebaut werden, ihre Schnelligkeit konnte erhöht werden, aber ihr Umfang ließ sich nur in einem bestimmten Maße vergrößern. Es war nicht möglich, Kolosse wie einen Schiffskörper durch das Land zu bewegen. Man kann sich von dem gewaltigen Schiffsverkehr eine Vorstellung machen, wenn man in Betracht zieht, daß die Weltproduktion der Schiffsindustrie 1906—1909 etwa 40 Millionen Tonnen betrug. Die Welthandelsflotte umfaßte im Jahre 1914 insgesamt 45 Millionen Registertonnen und stieg im Jahre 1920, trotz des ungeheueren Verlustes während des Krieges, auf 53905000 Tonnen. Heute ist die Tonnenzahl der Weltschiffahrt noch um ein bedeutendes gestiegen. Betrachtet man weiter den steten Ausbau der Seehäfen, der Binnenhäfen und der Kanäle, dann bekommt man erst jenes gewaltige Bild des modernen Schiffahrtverkehrs.

Eine bedeutende Wendung im Verkehr wurde durch das Flugzeug hervorgerufen. Als man im Jahre 1906 es als eine Großtat bezeichnete, daß ein Flieger 53 Minuten in der Luft geblieben war, und als Blériot im Jahre 1909 zum erstenmal den Kanal überflog, da ahnte man nicht, daß es im Jahre 1926 möglich sei, in 78 Stunden den Weg von Berlin nach Peking zurückzulegen, und daß Kapitän Girier die 4730 km betragende Strecke von Paris bis Omsk in 29 Stunden ohne Zwischenlandung bewältigen würde. Wenn man weiterhin in Betracht zieht, daß der amerikanische Leutnant Williams einen Flugrekord von 486 km in der Stunde aufstellte und der Franzose Callizo eine Steilhöhe von 12,46 km erreichte, kann man sich erst einen Begriff machen von der gewaltigen Entwicklung der Leistung des Flugzeugs. Der Mensch wird sich in Zukunft mit diesen Rekorden nicht zufrieden geben. Immer höher geht sein Streben in der Vervollkommnung gerade des Flugzeugs. Dr.-Ing. Rumpler hielt auf der vorjährigen Tagung der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Luftfahrt in Düsseldorf einen aufsehenerregenden Vortrag, der sich mit der Idee eines riesenhaften Ozeanflugzeugs beschäftigte. Das geplante Flugzeug soll den Transport von 135 Passagieren ermöglichen. Die 10 Motoren, die das Flugzeug besitzt, sollen eine Kraft von 10000 PS entwickeln. Zu den interessantesten Ergebnissen auf flugtechnischem Gebiete gehört das führerlose Flugzeug. Drahtlose Fernlenkung von Flug- und anderen Fahrzeugen erfand schon vor einigen Jahren Anton Flettner. Auch Zeppelin beschäftigte sich während des Krieges mit der Idee, seine Luftschiffe fernzulenken. Die Versuche, ferngelenkte Flugzeuge zu schaffen, wurden nach dem Krieg emsig fortgesetzt. Amerika widmete sich dieser Aufgabe mit besonderem Ernst, und schon vor drei Jahren konnte man auf der Weltausstellung in Wembley einen Motor beobachten, der durch drahtlose Ströme in Bewegung gesetzt wurde. Das ferngelenkte Flugzeug, von dem man in den letzten Jahren so viele phantastische Dinge hörte, ist jetzt zur Tatsache geworden. Im französischen Luftdienst wurde in der letzten Zeit zum erstenmal ein führerloses Postflugzeug eingestellt. Das Flugzeug, das nicht bemannt ist, wird von einer Sendestation aus gelenkt, und durch Fernwirkung wird die Post an einer bestimmten Stelle abgeworfen. Deutschland ist die Indienststellung eines solchen Flugzeugs untersagt.

Angesichts der gegenwärtigen Entwicklung auf dem Gebiete des Flugzeugwesens ist nicht daran zu zweifeln, daß die Zahl der Flugzeuge stets wachsen wird. Ford, der bekannte amerikanische Automobilindustrielle, sagte vor einiger Zeit in einer Ansprache, daß bald der Zeitpunkt gekommen sei, wo Flugzeuge in solchen Massen hergestellt werden könnten, daß sie wie die Pfeile der Perser den Himmel verdunkeln würden. Bald sei die Flugzeugtechnik auf einem Höhepunkt angelangt, daß es ihr möglich sei, wie beim Auto, Flugzeuge in Millionen herzustellen.

Schließlich muß man noch die Einzelleistungen auf dem Gebiete des Sportes berücksichtigen, um das Bild des rasenden Menschen zu vervollkommnen. Auch hier sehen wir nichts als Rekorde und Höchstleistungen. Als im Jahre 1896 der Amerikaner Burke auf der Athener Olympiade 100 m in 12 Sekunden lief, konnte man diese Höchstleistung nicht genug bewundern. Heute haben wir in Deutschland allein 30 Läufer, die diese Strecke in 11 Sekunden durchlaufen, die der Läufer Körnig auf nur 10,3 Sekunden herabgedrückt hat. Auch die Leistungen in der Überwindung von größeren Strecken haben sich in den letzten Jahren bedeutend verbessert. Der 2-Meilen-Rekord des Engländers Alf Shrubb konnte erst nach langen Jahren durch Elvin Wide gebrochen werden. Der Engländer Norman Tabor brach den Rekord des Engländers George, den dieser 30 Jahre innehatte, mit 4 Minuten $12^3/_5$ Sekunden gegen 4 Minuten $12^3/_4$ Sekunden. Sieben Jahre später gelang es dem Finnen Nurmi, gegen den Schweden Elvin Wide den Rekord auf 4 Minuten $10^2/_5$ Sekunden herabzudrücken. Auch im Wassersport konnte man eine stete Steigerung der Leistungsfähigkeit feststellen. Man braucht nur an die Rekordleistungen der Kanalschwimmer zu erinnern, die sich im Laufe der Jahrzehnte stets steigerten. Auch in Pferderennen konnten in den letzten Jahren immer höhere Rekorde verzeichnet werden.

Wir leben in dem Bewußtsein dieses rasenden Geschehens, ohne uns klarzumachen, daß es einst anders war. Das wirtschaftliche Weitenbewußtsein brachte dieser Verkehr, der heute seine größten Triumphe feiert, mit sich. Aus der Langsamkeit früherer Zeiten wurde die rasende Rotation der Gegenwart. Der Erdball, der vor einigen hundert Jahren noch den Begriff der Unendlichkeit hatte, schrumpft heute infolge der Beherrschung durch Eisenbahn, Auto, Schiff und Flugzeug immer mehr zusammen. Immer inniger wird das Verhältnis der Völker untereinander, die früher durch ungeheuere Strecken, die erst nach großen Schwierigkeiten überwunden werden konnten, voneinander getrennt waren. Der Mensch bezwang durch den Verkehr Land, Meer und den weiten Ozean der Luft. Seine Kühnheit wirbelte empor zu den Sternen und in die weiten, fernen Länder, das Maß seines Wollens ist durch keine Schranken mehr gefesselt. Mit einer gewissen Sorge wird man fragen müssen, wo die Grenzen der heutigen gigantischen Höchstleistung des Verkehrs liegen. Wird das, was heute im kleinen sich anbahnt, eines Tages als Massenleistung sich gestalten, oder wird die Welt wieder an einem Punkt anlangen, wo die gewaltigen Errungenschaften der Technik ihr zum Verderben werden?





Frau Hildegard Carlson, Inhaberin der Schichauwerke (Elbing, Danzig, Pillau, Riga), eine Enkelin des Werkgründers F. Schichau, † am 4. März.

Links und rechts nebenstehend: Das im Zeichen der Frühjahrsmesse festlich beleuchtete Leipzig: Das Alte Rathaus am Markt (links) und das Neue Rathaus (rechts) im Glanze der Fassadenillumination.

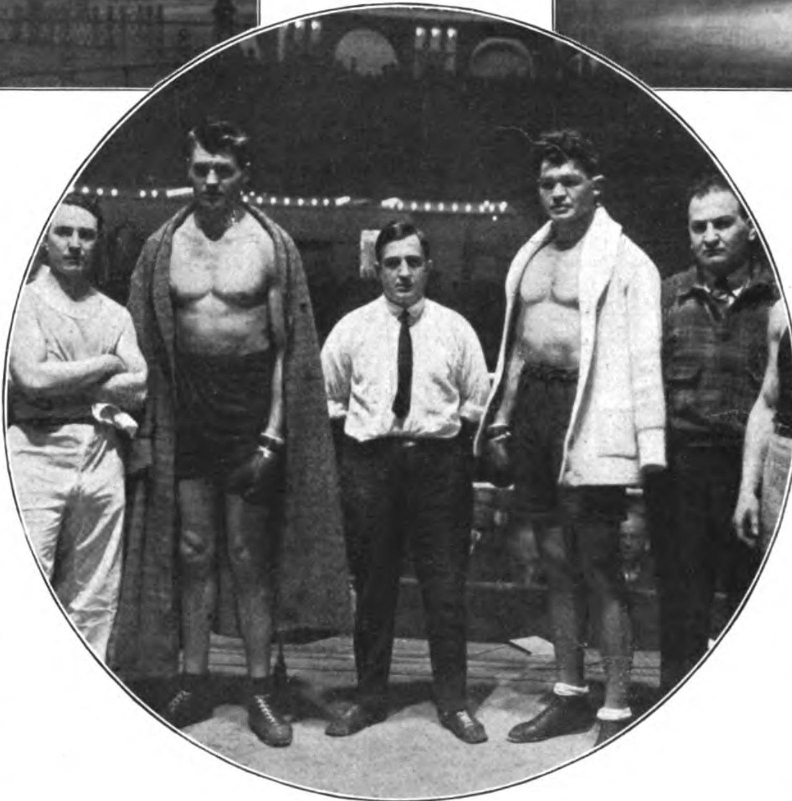


Tagesgeschichte.

Zur Eröffnung des neuen direkten Überseekabels Emden-Azoren-Neuyork veranstaltete die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft am 4. März im Marmorsaal des Hotels Esplanade in Berlin eine Feier, zu der außer zahlreichen Vertretern der deutschen Wirtschaft und Industrie auch Reichskanzler Dr. Marx erschienen war. Die Begrüßungsansprache hielt der Vorsitzende der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft, Dr. Georg Solmssen; nach ihm sprachen noch Reichspostminister Dr. Schätzel und der Botschafter der Vereinigten Staaten, Shurman. — Das neue Amerikakabel stellt, nachdem unsere Kriegsgegner am 5. August 1914 das Azorenkabel durchschnitten, die erste unmittelbare Telegraphenverbindung Deutschlands und Amerikas dar. Der deutsche Anteil an dem Kabel geht von Emden aus durch die Nordsee und den Atlantischen Ozean nach Horta auf der Azoreninsel Fayal, wo der Anschluß an den amerikanischen Teil des Kabels liegt. Das deutsche Kabel ist Eigentum der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft und wurde von den Norddeutschen Seekabelwerken in Nordenham hergestellt. Im August vorigen Jahres begann der Kabeldampfer „Neptun" mit der Verlegung, die am 2. Oktober beendet wurde. Die Leistungsfähigkeit des neuen Kabels beträgt ungefähr 1800 Zeichen in einer Minute; dies bedeutet die Möglichkeit eines dichteren Nachrichtenverkehrs, als die beiden deutschen Vorkriegskabel zusammen erreichen konnten.

Das neueste Junkers-Großflugzeug „G 31", zur Zeit das größte deutsche Luftverkehrsflugzeug, trat am 5. März nach Beendung seiner Probeflüge von Dessau aus seine erste Auslandsfahrt an, die zunächst nach Wien und dann weiter nach Süden führte. Bei der Landung des Flugzeugs auf dem Flugplatz in Aspern hatten sich der österreichische Handelsminister Dr. Schürff, der Vorstand des Aeroklubs und Vertreter der Polizeidirektion zum feierlichen Empfang eingefunden. — Das Metallflugzeug besitzt eine ansehnliche Größe: Es ist 16 m lang und 6 m hoch, seine Flügelspannweite beträgt 30 m, und es vermag in seinem Innern 25 bis 30 Personen zu fassen. Ausgerüstet mit allem modernen Komfort, weist es Schlafkabinen, elektrisches Licht und eine Rundfunk-Empfangs- und -Sendestation auf. Drei Motoren von je 400 PS verleihen ihm eine Stundengeschwindigkeit von 185 km und einen Flugbereich von 1000 km ohne Zwischenlandung.

Zum erstenmal führte ein Vertreter Deutschlands, Reichsaußenminister Dr. Stresemann, den Vorsitz bei der Ratstagung des Völkerbunds, die am 7. März im Gartensaal des Völkerbundshauses in Genf eröffnet wurde. Im Verlauf der Tagung kamen die Streitfragen zwischen Danzig und Polen zur Sprache, auch wurde durch Dr. Stresemann das Problem des Saargebiets aufgerollt.



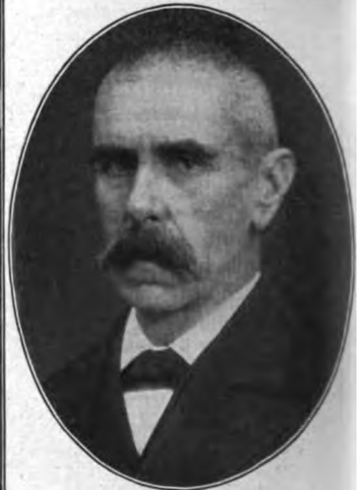
Vom Box-Großkampfabend im Sportpalast zu Berlin am 4. März: Vor dem Kampf Scott—Diener, bei dem Diener unterlag. Von links nach rechts: Der englische Schwergewichtsmeister Phil Scott (zweiter von links), Ringrichter F. Rolauf, Franz Diener und sein Trainer Sabri Mahir.



Dr. Friedrich Schmidt-Ott, Staatsminister a. D., Vorsitzender der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, der [illegible] Fakultät der Universität Berlin zum Ehrendoktor ernannt wurde und nunmehr Doktor aller Fakultäten ist.



Das Sechstagerennen in der Westfalenhalle in Dortmund vom 4. bis zum 10. März, das von dem Paar Lorenz-Tonani gewonnen wurde: Beim Start zur Sechstagejagd.

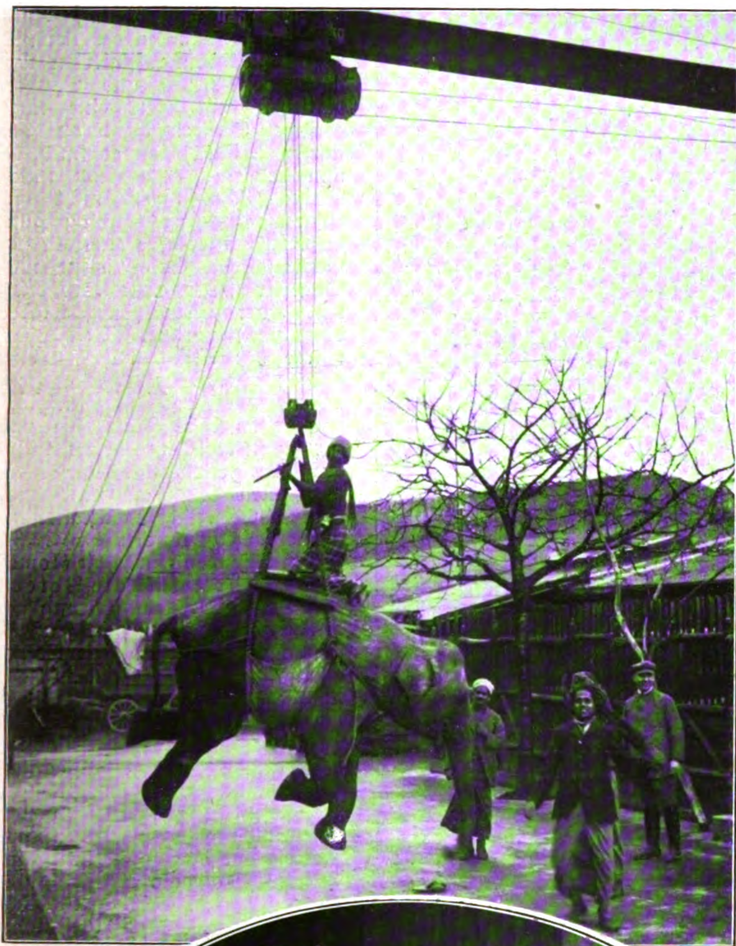


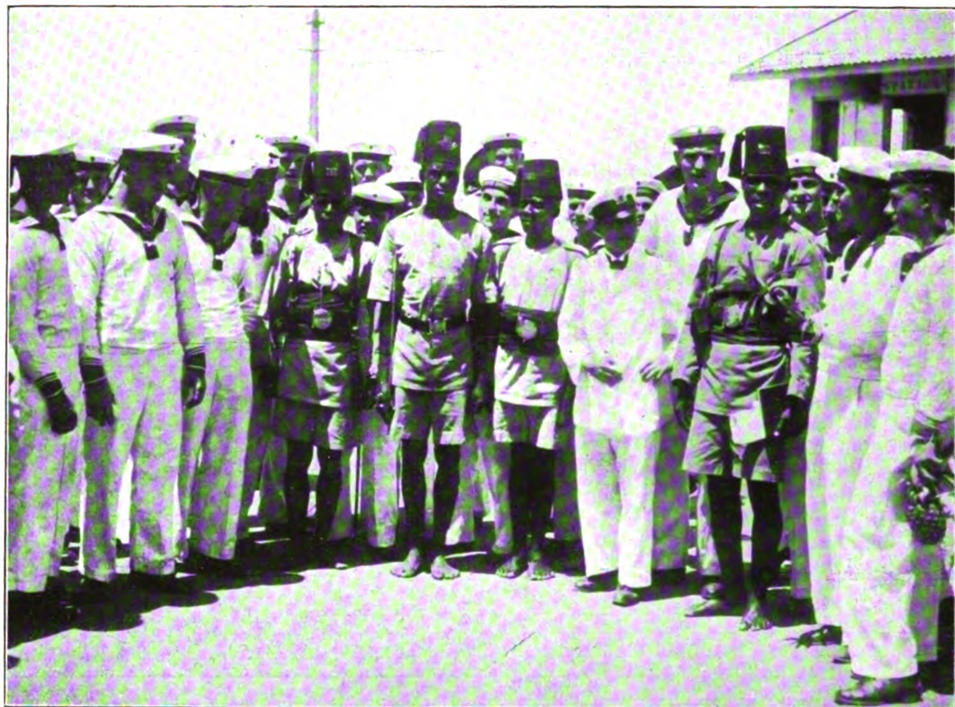
Dr. Julius Wagner Ritter v. Jauregg, Professor der Psychiatrie und Neuropathologie an der Universität Wien, bedeutender Gelehrter, konnte am 7. März seinen 70. Geburtstag feiern.





Von der Tagung des Völkerbundsrates in Genf, die am 7. März begann: Bei der Eröffnung der Sitzung unter dem Vorsitz von Reichsaußenminister Dr. Stresemann. Am Verhandlungstisch von links nach rechts: Der französische Außenminister Briand; Dr. Stresemann; der Generalsekretär des Völkerbunds Sir Eric Drummond; der englische Außenminister Chamberlein. — Rechts oben: Königin Mary von England beim Besuch eines neueröffneten Kinderkrankenhauses in London: Die Königin am Bett einer kleinen Patientin.





Vom Besuch des deutschen Kreuzers „Emden" in Sansibar (Ostafrika): Die Schiffsbesatzung bei der Unterhaltung mit Polizei-Askaris des Sultans von Sansibar, die zum Teil im Weltkrieg in der Truppe Lettow-Vorbecks gekämpft haben. Links nebenstehend: Ein schwebender Riese: Transport eines Elefanten mittels eines Elektrozuges der Demag (Duisburg) von 2 t Tragkraft.





Aus dem parlamentarischen Leben des modernen Japans: Mitglieder des japanischen Oberhauses in ihrer nach europäischem Vorbild gewählten Amtstracht beim Verlassen des Parlamentsgebäudes. — Links: Die Frau als Polizistin im Dienste des Frauenschutzes: Angehörige der Dresdener Frauenpolizei, die Anfang April ihren Dienst aufnimmt.



Von der Wahl der „Deutschen Schönheitskönigin“ auf dem Ball „Nacht der Frauen“ im Sportpalast zu Berlin am 5. März: Die 21jährige Königin Hilde Quandt im Krönungsschmuck mit den beiden nächsten Preisträgerinnen und den Preisrichtern.

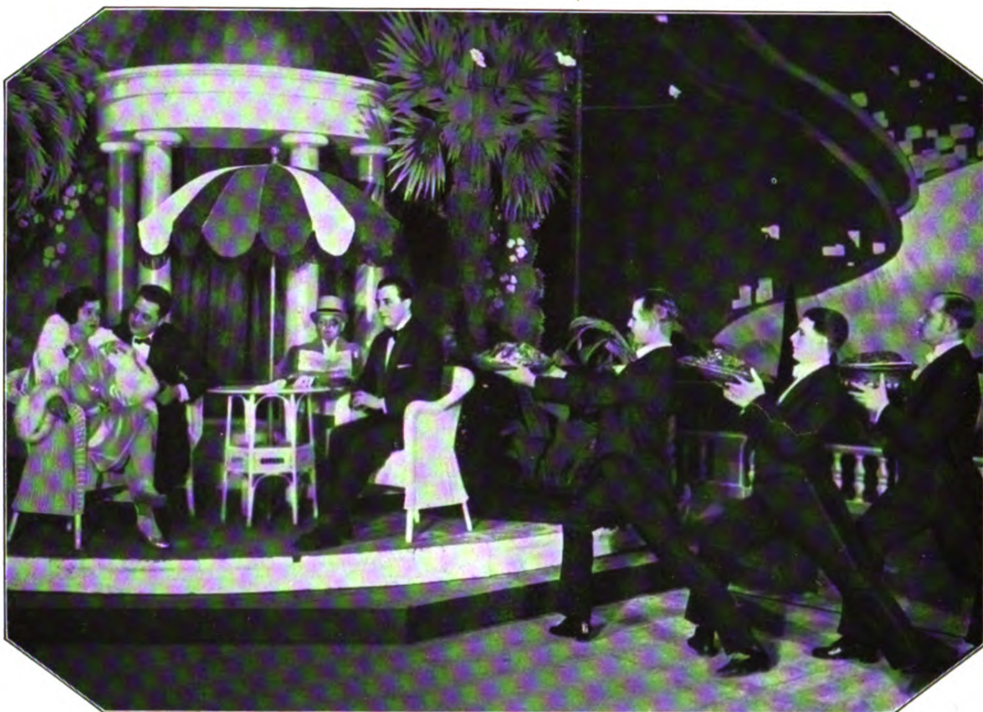


Elegante Frauen in schönen Kleidern: Auf dem Wohltätigkeits-Modetee im Berliner Modenhaus Gerson; unter den Teilnehmern Hilde Zimmermann (×), die „Deutsche Modekönigin“.

An sportlichen Ereignissen der letzten Zeit verdienen das 2. Dortmunder Sechstagerennen und die Boxkämpfe im Sportpalast in Berlin Erwähnung. Auf der 200-m-Holzbahn der Westfalenhalle in Dortmund waren am 4. März dreizehn Mannschaften am Start. Das Paar Lorenz-Tonani errang mit 608 Punkten vor dem Paar Kroll-Miethe mit 457 Punkten einen verdienten Sieg. — Die Boxkampfveranstaltung im Berliner Sportpalast am 4. März hatte über 10000 Zuschauer angelockt. Der Abend begann mit der Begegnung zwischen Ludwig Haymann (München) und Van der Veer (Holland), die Haymann einen Punktsieg brachte. In dem Kampf zwischen Diener und dem englischen Schwergewichtsmeister Phil Scott, dem Haupttreffen der Veranstaltung, mußte Diener eine Niederlage nach Punkten hinnehmen. Auch konnte darauf der Kölner Hein Domgörgen gegen den Franzosen Nitram nichts ausrichten. Bei dem Schlußkampf, den der deutsche Leichtgewichtsmeister Naujoks und Fritz Ensel bestritten, konnte Ensel die deutsche Meisterschaft im Leichtgewicht an sich bringen.

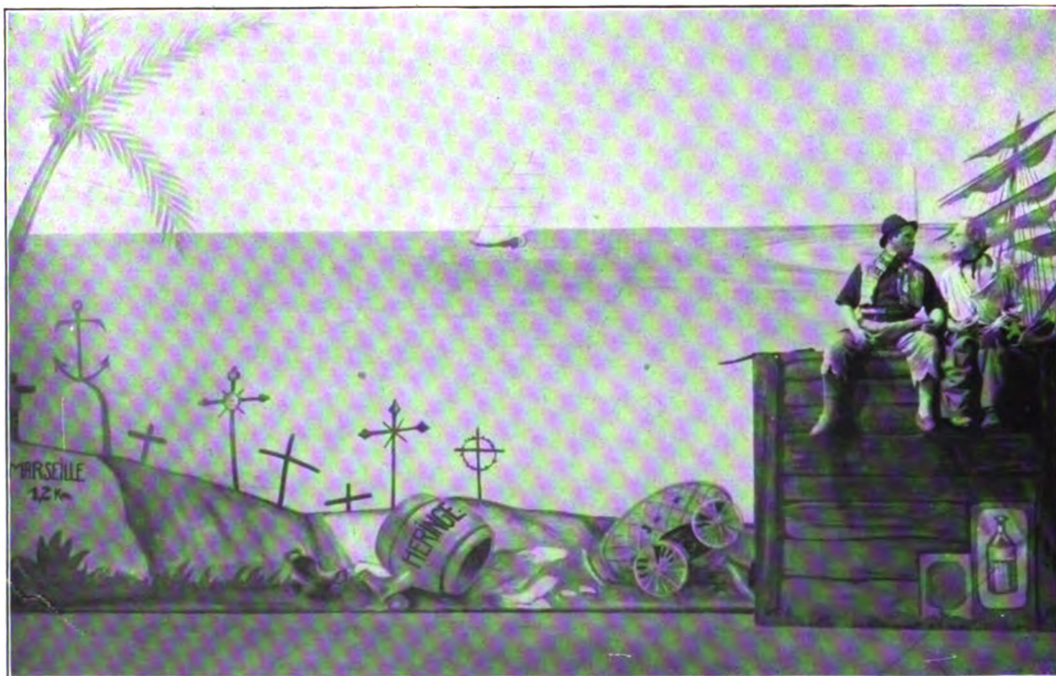
Bühnenschau.

In der Berliner Staatsoper kam ein moderner Komponist, **Kurt Weill**, dessen „Protagonist“ unlängst Aufsehen erregte, mit einem neuen Werk zu Worte. Es betitelt sich „**Royal Palace**“; der Text stammt von Iwan Goll. Die Haupthandlung spielt sich auf der Terrasse des Luxushotels Royal Palace ab. Ihren Kern bildet das Problem der unverstandenen Frau: Die Dame Dejanira steht zwischen ihrem Ehegatten, dem „Geliebten von gestern“ und dem „Verliebten von morgen“; alle drei erfüllen ihr Ideal nicht. In ihrer Sehnsucht nach dem wahren Mann geht sie schließlich ins Wasser. — Die beachtenswerte Musik, mit Jazz versetzt, mußte vor dem schwachen Text kapitulieren. Die Aufführung unter Franz Ludwig Hörth war von einer äußerst beweglichen Phantasie belebt. Flugzeug, Film, Auto samt allen Techniken der Neuzeit, vereint mit dem raffinierten Apparat von Revue und Varieté, verliehen dem Werk eine nicht geringe Sensation. Trotz des starken Beifalls, den es fand, ist ihm doch der erste Platz unter Weills Schöpfungen nicht zuzusprechen. — Als Prolog ging diesem Einakter eine Kantate für Sopran-Solo, Solo-Violine und Orchester „Der neue Orpheus“ von Kurt Weill (Text wieder von Goll) voraus. Beschlossen wurde der Abend mit der einaktigen Oper für Marionetten, „Meister Pedros Puppenspiel“ von Manuel de Falla, die vor kurzem in Köln ihre deutsche Uraufführung erlebte und beim Internationalen Musikfest in Zürich vom Schweizerischen Marionettentheater gezeigt wurde.



Szenenbild aus der einaktigen Oper „Royal Palace“ von Kurt Weill (nach einem Text von Iwan Goll), die am 2. März an der Staatsoper in Berlin zur Uraufführung gelangte. Von links nach rechts: Delia Reinhardt in der weiblichen Hauptrolle als Dejanira; Carl Jöken, Leo Schützendorf und Leonhard Kern als Verkörperung der drei verschiedenen Mannestypen.

In München wurde die Komödie „**Der dreimal tote Peter**“ von **Sling** zur Uraufführung gebracht. Peter, das ist der französische Galeerensträfling Peter Mège, gibt sich als Erbe der Hugenottenfamilie de Caille aus. Bei dem Prozeß um die Erbschaft, den er nur durch die Heirat der Tochter des armen Gerichtspräsidenten gewinnt, wird ihm nachgewiesen, daß er schon vor vielen Jahren gestorben sei. Dann erscheint seine ehemalige Frau, also Madame Mège, und Peter stirbt schleunigst wieder (scheinbar). In Wirklichkeit begibt er sich mit seinem alten Vagabundengefährten Collin auf die Wanderschaft. Das dritte Mal ist Peter schon gestorben, als der echte de Caille, der bei der verlassenen Frau Mège vor Verfolgern Unterschlupf gefunden hatte, mit dem Tode abging. Dreimal hat also anscheinend Freund Hein den zähen Peter gepackt, doch quicklebendig und lustig zieht er als Landstreicher des Weges und schlägt der närrischen Welt ein Schnippchen. — Sling hat seine Geschichte dem Pitaval, der berühmten und unerschöpflichen Sammlung eigenartiger Rechtsfälle, entnommen. Obwohl das Stück 13 lange Bilder aufweist, hat er es verstanden, die Spannung von Anfang bis zu Ende zu wahren und mit geistreichen Worten und treffender Charakterzeichnung der Komödie einen tieferen Wert zu geben.



Von der Uraufführung der Komödie „Der dreimal tote Peter“ von Sling in den Kammerspielen des Münchener Schauspielhauses am 27. Februar: Szene am Meer; auf dem Zaune sitzend Gerhard Ritter als Peter (links) und Hans Schweickardt als dessen Wandergenosse Collin.

Dame und Fächer











Oben links:
Die Filmschauspielerin Jo de Castro mit einem großen, in fünferlei Rot abschattierten Pleureusenfächer. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Mitte links:
Jo de Castro zeigt einen gebogenen weiß-rosa Federnfächer. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Oben rechts:
Die Opernsängerin Jolanthe Garda mit einem gekräuselten Federnfächer. (Phot. Glogau.)

Unten links:
Gusti Pichler, die Primaballerina der Wiener Staatsoper, trägt einen Spitzenfächer mit echter Chantilly-Spitze. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Unten rechts:
Jo de Castro mit einem Kronenreiherfächer. (Phot. Kitty Hoffmann.)

Alle Modelle: Wertheimer, Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Cläre Patek.

Die große Erwartung

Novelle von Emil Frithjof Kullberg

Irgendwo fegt der Westwind durch naßkalte, nebelschwere Großstadtgassen. Irgendwo auch in einem Hause dieser düstern Welt leuchten die Flammen mattschimmernder Kerzen auf bleichen Silberleuchtern hinaus in die Nachtdämmerung. Ein stiller, ernster Saal mit einem geöffneten Flügel, ein kleiner Teetisch, mit feinem Gerät aus altem Porzellan besetzt, ein behaglich einladender Großvaterstuhl, ein weicher sandfarbener Teppich, der den Boden bedeckt, das alles fügt sich schweigend zu einem Ganzen von traumhafter Unwirklichkeit fast, wäre diese Stille nicht durch das leise Tick und Tack einer Uhr durchschnitten worden.

Ein summender Ton, der von draußen ans Fenster pocht, stört gar nicht die friedliche Behaglichkeit, denn er klingt wie Glockenton hinein in die gedämpfte Unterhaltung zweier Menschen.

Wie verloren begegnen sich die Stimmen in dem großen Raum.

Maria sagte: „Siehst du, Heinrich, ich wußte es wohl, daß dieser Tag für dich kommen müßte."

„Wie konntest du das ahnen?" fragte er dagegen. Halb unwillig fügte er gleich hinzu: „Vielleicht wußte ich es ganz von selbst."

„Nein," entgegnete Maria, „noch gestern hast du mir gesagt, es wäre nicht so. Du hättest jetzt bestimmt keine Zeit, an derlei Dinge zu denken."

„Ach, zuweilen sagt man etwas und meint es doch nicht so", erwiderte er fast unwillig, stand auf und nahm ein Buch vom Tisch, das er vor ihr aufschlug mit den Worten: „Da, lies!"

An einer bestimmten Stelle, die er bezeichnete, fand Maria zu ihrem Erstaunen den Satz unterstrichen:

„Du willst nicht, daß ich der sein soll, der ich bin. Du willst aus mir einen andern machen. Hüte dich aber wohl, das zu tun."

Sie überflog die Worte und gab ihm leise lächelnd das Buch zurück.

„Da irrst du wieder einmal, Heinrich!"

„Wie immer," sagte er bitter, „wenn ich dir das gleiche wiederholt habe."

Vielleicht tat ihm jetzt plötzlich das letzte scharfe Wort leid, denn er bat weich: „Sieh, gib dich mir ganz, zum letztenmal, ehe die Abschiedsstunde schlägt. Morgen um diese Zeit werde ich weit, weit über alle Berge sein."

Er sagte das ohne besondere Betonung.

„Was willst du denn, was ich spielen soll?" fragte Maria dagegen, indem sie sich zugleich erhob, um an den Flügel zu schreiten.

„Nur das Lied, die Melodie des zweiten Satzes, Maria! Aus Beethovens letzter Sonate."

„Schön, gern, ich will es versuchen."

In dem Augenblick, da sie sich an dem Flügel niederließ, war Maria eine andere. Ihr zarter Körper straffte sich. Die schönen Arme und Hände senkten sich in beschwörender Haltung auf die Tasten des Instruments nieder und entlockten ihm Töne, Gedanken, Bilder, die in flutender Fülle von selbst getragen emporstiegen und immer noch und immer wieder Gipfel um Gipfel zu ersteigen versuchten.

Das ist sie selbst, sie ganz! dachte Heinrich, während er ergriffen lauschte. Sie ringt um alles, was das Leben, die Erde ihr bietet. — O Maria! Maria! Könntest du ein einziges Mal nur festhalten; aber immer wieder, immer wieder entgleitet die Zuversicht dir, du arme Verwaiste!

Er war, ohne im allgemeinen empfindsam zu sein, so sehr erschüttert von ihrem Spiel, daß er, keines Wortes mächtig, stumm ihre Hände ergriff, als sie geendigt, und diese Hände wieder und immer wieder an sein Herz preßte.

„Bist du zufrieden mit mir, Heinrich?" fragte Maria nach geraumer Zeit, während das Schweigen zwischen beiden unheimlich geworden war.

Anstatt einer Antwort leuchteten seine Augen: „Ja, tausendmal ja, du Begnadete!"

*

Als die Abschiedsstunde schlug, spät in der Nacht, da sie sich trennten, hatte Heinrich das Gefühl, als ob deutlich zwischen ihm und Maria ein Schatten stünde.

Ein Nebelschleier lag zwischen ihnen, der den ungetrübten Blick verdunkelte. Er weinte nicht wie sie. Dennoch war er recht traurig.

„Du gehst jetzt fort", war ihr letztes Wort. „Für mich auf immer. Lebewohl!"

Heinrich erfaßte die Bedeutung ihrer Worte nicht. Er ging heim, um früh am anderen Morgen aus der nächtlichen Stadt hinaus viele Meilen fort mit dem Schnellzug durchs Land zu jagen. Abends spät hatte er das Ziel seiner Reise erreicht. Der Zug glitt langsam in die Halle des Münchener Hauptbahnhofs, hielt und ließ die erschöpften Reisenden endlich nach 14stündiger Fahrt aussteigen. Es hatte gefroren. Draußen vor dem Bahnhofsplatz lag tiefer Schnee. Die frische, eisige Luft erweckte Heinrich, so daß er leicht ausschritt, um sich in einem nahegelegenen Gasthof ein Unterkommen für die Nacht zu sichern.

Am andern Vormittag, als er durch die Straßen dahinschritt in der Absicht, sich eine Wohnung für die nächste Zeit zu mieten, tauchte plötzlich Ahmling, ein alter Freund, vor ihm auf.

„Halt! Wo willst du hin?"

„Himmel, wo kommst du her?"

„Unmittelbar aus H..."

„Vorläufig bleibst du natürlich hier?"

„Einstweilen; gewiß."

Friedrich Ahmling schlug Heinrich vor, in seinem Hause Aufenthalt zu nehmen.

„Du weißt, es stört mich nicht im geringsten. Und Lisa wird sich freuen!"

Er betrachtete die Sache für abgemacht, ehe Heinrich noch recht zustimmen konnte.

„Du triffst bei uns allerhand Leute von der Kunst. Kleine, große Größen, Radaumacher, Schaumschläger und wirklich tiefweise Leute. Verstehst du? — Alles um den Musikanten herum."

„Was schaffst du denn jetzt?"

„Eine Oper", lautete die Antwort. „Obgleich die Leute seit Mozart eigentlich nichts mehr können, schreibt doch jeder halt seine Musik", fügte Ahmling sofort hastig hinzu.

Sie gingen durchs Karlstor hinein in die Stadt. Den richtigen lustigen Bogen rund um München herum spazierten die Freunde den ganzen Vormittag zusammen.

„Ja, weißt du, jetzt hab' ich's! Da liegt irgendwo im Ozean eine stille Insel, die muß mir gehören. Wald, Wasser und Einsamkeit."

Heinrich wunderte sich über diesen Gedankensprung. Sie hatten doch soeben erst von der neuen Zeit gesprochen, und was sie bringen werde.

„Eben das!" betonte der Musiker. „Einsamkeit unter Menschen. Größere Stille. Verlorenheit, Verlassenheit. Denn immer drauflos: Hieb und Stich, Stich und Hieb, das hält der nüchternste Quarkkäsedichter auf die Dauer nicht aus. Unsere Laufbahn ist beendet, scheint mir. Wir haben hoffnungsvolle Aussichten, hinter Berge zu gucken, wo auch noch Menschen wohnen."

„Wie meinst du das?" fragte Heinrich.

„Du hörst es ja: Wald, Wasser, Einsamkeit und Stille auf einer Insel."

Sie gingen noch ein Weilchen fort, dann blieb Ahmling plötzlich stehen: „Da fällt mir ein, du kommst doch gleich mit zu Tisch?"

Heinrich wollte Einspruch erheben.

„Dagegen magst du sagen, was du willst, Heinrich, du kommst mit zu Tisch! Dabei bleibt's!"

Somit hatte Ahmling vollkommen über ihn verfügt. Denn Widerspruch litt der lebhafte Mensch jedenfalls nicht.

*

Heinrich konnte es recht sein, in diesen Kreis hineinzukommen, um so mehr, als er Lisa Ahmling wirklich schätzte.

Sie standen sich von früher schon nahe. Aber immer, wenn sie sich eine Zeitlang nicht gesehen und gesprochen hatten, waren sie sich wieder fremd geworden. Nun lebten sie bald 14 Tage unter einem Dach. Dennoch, war es nicht gestern erst, daß sie sich kennenlernten? Das fragte Heinrich sich täglich. Lisa und er betrachteten sich als zueinander gehörig, ähnlich wie Maria und er.

Doch halt! Maria und er? Das war doch etwas anderes!

Zum Arbeiten kam Heinrich während der ersten Zeit in München nicht. Es gab zuviel Neues. Friedrich Ahmling verplauderte halbe Tage mit ihm. Sie saßen in seiner Bibliothek. Oft lockte sie der Flügel im Musiksaal nebenan.

Heinrich spielte ausgezeichnet. Schöpferisch war er nicht als Musiker, sondern Kenner, Theoretiker durch und durch. Ahmling sprudelte vor überschäumender Laune. Er war gerade im letzten Zug der Arbeit. Halbe Tage, wie gesagt, verträumte er. Abends waren Gäste da.

Aber nachts, wenn alles schlief, saß Fritz über seiner Partitur und arbeitete. Wie ein Geist schlich er durch sein Arbeitszimmer. Von einem Tisch zum andern. Hier und dort hatte er Notenblätter ausgebreitet liegen. Und mit spielenden Gedanken ging er dazwischen auf und ab, schrieb, verbesserte, wiederholte, daß er oft, vor Fieber glühend, nicht wußte, was er tat.

Zuweilen trat er nebenan in den dunklen Saal, wo wie gewöhnlich nur zwei Kerzen neben einem von zwei Flügeln brannten. Er suchte tastend einige Vergleiche. Da sprang die eine Stimme auf und verlor sich. Nun hatte er den Gegenpunkt festgelegt. Aha! Also das war die Auflösung. Wieder schrieb der Komponist einsam und eifrig während der nächsten Stunden. Es dämmerte der trübe Tag, als er endlich zu Bett ging.



MITTAGSTISCH IN DER KANTINE EINER KUNSTAKADEMIE / NACH EINER FARBIGEN ZEICHNUNG VON HANNS LANGENBERG

Nur wenige Stunden schlief er in den Vormittag hinein. Dann war Ahmling wieder auf. In ruheloser Hast verzehrte sich sein Leben. Ungemütlich war es, daß er nicht einen Augenblick stillsitzen konnte. Er lief immer auf und ab, rauchte eine Zigarette nach der andern, sprach, schwätzte dazwischen wie ein lachender Vogel und trommelte, sobald er eine Melodie vor seinem Geist erlauschte, mit unruhig zitternden Händen auf den Tisch oder Stuhl, der ihm zunächst stand.

Es war ein spannender Kampf um seine Schöpferkraft. Der Gedanke verzehrte seine Seele. Kaum wurde er frei in diesem großen Ringen mit den Gestalten seiner Einbildung, die ewig auf ihn einstürmten wie friedlose Geister. Dennoch überwand er sie fröhlich.

Heinrich wunderte sich über die ungeheure Spannkraft dieses körperlich gänzlich aufgebrauchten Mannes. Er hatte ihn früher gewarnt: „Du, nimm dich in acht!" Er tat es jetzt wieder. Allein umsonst.

„Der Augenblick," rief Ahmling alsdann entflammt aus, „der Augenblick ist alles!"

„Du solltest die Zukunft nicht ganz unterschätzen", entgegnete der besonnene Heinrich.

„Meine Zukunft? Die liegt auf dem Kirchhof. Ich habe ein gläsernes Herz mit einem Sprung, und sobald es noch einmal knacks sagt, dann liegt es in Scherben."

„Fritz, wenn du das weißt," sprach Heinrich mahnend weiter, „dann erst recht."

„Freilich, dann erst recht", erwiderte Ahmling. „Aber ein Werk, ein Ganzes. Nun bin ich bald so weit. Es wird in einigen Tagen beendigt sein."

„Und dann?"

„Bin ich krank und verlassen, tot, gestorben. Aber ewig!" versuchte Ahmling zu scherzen. „Wir kennen dieses Possenspiel. Du selbst —"

Er kam nicht weiter, denn Lisa trat ein. Selten nur kam sie am Vormittag in das Arbeitszimmer ihres Gatten.

Die beiden waren gute Kameraden, aber sie standen sich eigentlich innerlich fern. Ganz wesensfremd waren sie einander geworden, obgleich sie sich aus Liebe geheiratet hatten. Friedrich Ahmling verdankte ihr seine äußere glänzend gesicherte Lage. Sie schenkte ihm die Muße für seine Schöpferträume. Sie gehörte auch diesem Schaffen bis zu einem gewissen Grade teilnahmsvoll verständig an, denn durch sie kamen doch die Leute ins Haus, durch sie wurde die Geselligkeit gepflegt. Der Mann hatte ja keine Vorstellung von alledem.

In dem Augenblick, da die Gäste in den Saal traten, war er zur Stelle, gut angezogen und in liebenswürdigster Haltung.

Das schätzte Lisa. Sie wußte, es gehörte dazu, in Bausch und Bogen die vielen Höflichkeitsformen auszutauschen, ohne mit der Wimper zu zucken oder sich irgendwie zu verraten, daß das doch eigentlich höllisch öde sei.

„Nun," meinte Friedrich, als Lisa eingetreten war, „zweimal drei Nächte brauche ich noch zur Arbeit. Dann bin ich fertig. Immerhin erlasse die Einladung auf heute in 14 Tagen. Freitag, den 27. Februar. Wir schaffen es. Das heißt," wandte er sich unmittelbar an Heinrich, der den Blick auffing, den beide Gatten miteinander austauschten, „wenn du die Güte haben willst, die Partitur mit mir zusammen durchzusehen?

Ein kleines Orchester wird genügen, um die Sätze anzugeben. Einzelnes vermitteln wir auf dem Klavier. Im ganzen soll es doch nur einen Eindruck geben von der Oper.

Die Arie der Alkmene:

‚Die Götter strafen den, der haltlos sich vermessen',

wird Ricarda singen."

*

Lisa traf Vorbereitungen im großen Stil. Friedrich Ahmling legte letzte Hand an sein großes Werk.

Heinrich lebte zwischen Traum und Wachen als der einzige Unzufriedene im Kreise der Freunde. Vormittags arbeitete er mit Ahmling zusammen an den Verbesserungen der Partitur. Nachmittags wollte er allein sein. Aber es kam doch nie dazu, wenn er nicht ganz bestimmt einmal davonlief, hinein in die Stadt unter Menschen, oder draußen spazierenging. Jedenfalls trat der große Geist wiederholt auch an ihn heran. Die Versuchung, etwas Neues zu dichten, lag gewiß nahe. Dennoch störte ihn etwas in der Ahmlingschen Umgebung.

Nun hatte er es entdeckt, was ihn hemmte. Es war doch keine eigentliche Freiheit, die er im Hause hatte, und er hätte nur gleich ablehnen sollen, in die Wohnung an der Isarbrücke einzuziehen. Denn was bot sich ihm dort außer dieser immerwährenden Behaglichkeit im Luxus der reichen Umgebung?

Zum Schaffen wurde er kaum angeregt. Und er blieb dennoch. Lisas wegen blieb er. Sie tat ihm leid. Ahmling war sein Freund, aber warum nur mußte er mit ihm Lisas wegen rechten? Dieser Mann wollte sein Werk. Bestimmt und ohne Rücksicht auf andere wollte er sich ausschaffen. Da half kein Weh und Ach.

Friedrich Ahmling blieb der, der er war; der er vielleicht auch stets gewesen, wenn Heinrich darüber nachsann. Immerhin, heute erschien ihm plötzlich der Gedanke, daß es notwendig sei, die Gastfreundschaft seines Freundes nicht länger in Anspruch zu nehmen, sondern recht bald, spätestens aber nach dem 27. Februar, das Haus zu verlassen.

Als er das abends nach dem Essen beim Kaffee geradeaus erklärte, sagte Friedrich: „Du bist verrückt, Heinrich. Was fehlt dir denn?"

Diese Worte erhellten, wie wenig er an andere dachte.

Lisa meinte: „Ich verstehe das sehr gut, warum du fortgehst. Denn hier hast du nichts, sondern du opferst dich höchstens für andere."

„Oh, nicht doch!" wollte Heinrich bescheiden einwenden. Aber schon hatte Friedrich das Wort Lisas aufgegriffen. „Also darum gehst du? Allerdings, ich vergesse immer wieder, daß auch andere da sind", sagte er bitter.

Er stand sofort auf und ging in sein Arbeitszimmer. Lisa und Heinrich waren nun allein. Eine Weile saßen sie sich schweigsam gegenüber. Endlich sprach Lisa: „Du darfst dich eben nicht unterdrücken lassen, Heinrich. Ich weiß, wer du bist. Ich kenne dich!"

Er sah sie dankbar an. „Mir tut Ahmling leid. Warum, weiß ich nicht zu sagen."

Lisa zuckte die Achseln: „Will er es denn anders haben, als er es hat? Durchaus nicht."

Sie stand auf und schritt unruhig im Zimmer auf und ab.

Heinrich verharrte schweigsam auf seinem Platz. Er seufzte. Dann fuhr er sich mit der Hand durchs Haar.

Lisa schritt noch immer auf und ab.

„Ach, du, wenn Menschen endlich Menschen werden und keine Halbgötter vorstellen wollten!"

„Wie meinst du das?" fragte Heinrich. Ohne mit der Wimper zu zucken, sah er Lisa an, die ihm jetzt gegenüberstand.

„Ich? Nun ja!" Sie lachte. „Wie soll ich mich erklären? Na, weißt du, Heinrich, wenn du Frauen kennst, dann müßtest du auch ahnen, daß sie den kleinen Finger der Halbgötter auf Erden wenigstens ergreifen und festhalten wollen, um irgendwie Halt zu haben. Aber das seht ihr nicht, ihr Dichter und Musiker!"

Dieser Erklärung folgte ein entzückendes Lachen, das Heinrich vollends verwirrte.

Er hatte bestimmt das Mußgefühl, als er aufstand und Lisa entgegenschritt, um sie in seine Arme zu schließen. Da sie zurückwich, drängte er sie in eine Ecke, warf die Arme um ihren Leib und sagte bebend: „Das sollst du haben. Was ich bin, habe ich nicht umsonst versucht; erprobt und zielsicher."

Unter seiner Berührung sank sie zusammen. Das wilde Aufbäumen ihres Gefühls wurde verwirrt durch die reizbaren Naturtriebe. Denn ihre Seele durchschauerte es von Liebe.

„Ach," stöhnte sie, „Heinrich, bitte, bitte, gib nach."

Er selbst war in diesem Augenblick so verwirrt von dem Gedanken ihres Besitzes, daß er den Rausch der Versuchung nicht um alle Seligkeit preisgeben konnte, sondern wild die Wehrlose umschlang und wieder und immer wieder küßte.

Wie sie sich schämten, und wie glücklich sie dennoch waren, als beide fast gleichzeitig aus ihrem Rausch erwachten.

Nun war es die Versuchung des ganzen Lebens, in einem Atem durchkostet, die ihnen gegenübergetreten war.

Lisa war aus dem Zimmer gegangen. Heinrich saß am Kamin. Die Glut brannte ersterbend. Seine Pulse klopften, die Schläfen waren heiß, und ihn durchglühte vom Kopf bis zu den Zehen jenes seltene Wonnegefühl einer grenzenlosen Ohnmacht, der er mit tausend Freuden sich hingab.

Da weckten ihn Gedanken an Maria.

Die Reue, die er im Augenblick empfand, war stark. Er verließ nun tief nachdenklich das Zimmer und ging nach oben; in seiner Bestürzung faßte er allerhand Pläne für die Zukunft. Er lag in seinem Wohnzimmer auf dem Sofa, trommelte mit den Fingern gegen die Wand und fragte sich tausendmal, was er beginnen sollte. Endlich erhob er sich und ging aus. Ehe Heinrich das Haus verließ, gab er dem Mädchen Bescheid, daß er nicht zum Tee erscheinen werde. Er wollte ins Theater gehen.

Langsam schritt er durch den Abend hinaus gegen die Stadt. Es hatte etwas Beruhigendes, in der scharfen Luft zu wandern. Auch konnte er seine Gedanken nun sammeln, um doch wenigstens einen Plan für seine Arbeit zu fassen.

Das, was zwischen ihm und Lisa vorgefallen war, hatte ihm einen Ruck gegeben. Er stand aufrecht und schaute weit voraus.

Was sollte werden? Jegliche Heimlichkeiten haßte er aufrichtig. So wie Fritz Ahmling und er sich nahestanden, durfte er nicht mehr des Vertrauens würdig scheinen und dabei doch wissen, daß er seinen Freund bitter verraten hatte.

Erst spät ging Heinrich wieder heim, so daß er nicht mehr nötig hatte, im Salon zu erscheinen.

Die wenigen Stunden, die er auch draußen verlebte, hatten ihn besonders empfänglich gemacht für die Freiheit des Gefühls, das er nun wiedergewonnen.

*

Die nächsten Tage durchlebte Heinrich in merkwürdiger Befangenheit den Freunden gegenüber. Bei Lisa weniger als bei Ahmling hatte er das Empfinden, diesem treuen Freund eine bestimmte Erklärung schuldig zu sein. Dennoch kam er nicht zu Worte. Was er sagen mußte, würde mit einem Schlage die ganze Lage verändern. Und sollte er jetzt gerade diesem glücklich Schaffenden das unheilvolle Geständnis bringen? Fritz Ahmling lebte in allen Himmeln. Die Arbeit nahte sich dem Ende. Wenige Szenen waren zu schreiben, die letzten Chöre sollten noch einmal das ganze Werk erheben zu jenem berauschenden Schlußsatz, den der Musiker im Sinne hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Weberei und Färberei auf Java







Oben links:
Am Webstuhl.

Oben rechts:
Gürtelweber bei der Arbeit.

Mitte links:
Beim Schneiden von Batikstempeln.

Mitte rechts:
Herstellung von Kains, Kattunen mit Aufdrucken von Batikstempeln. Dieser Ersatz ist für den Laien von echter Batikarbeit oft schwer zu unterscheiden. In der Pfanne links neben dem Arbeiter das „Stempelkissen".

Unten links:
Abschmelzen des Wachsschutzes in kochendem Wasser.

Unten rechts:
Mädchen beim Batiken.

(Aufnahmen von Franz Otto Koch.)







Das Weben wird auf Java von Frauen als Hausindustrie getrieben. Hierbei sitzt die Weberin in dem sehr **einfach gebauten** Webstuhl flach am Boden. Der Aufzug ist auf ein leicht herausnehmbares, in zwei Gabeln ruhen**des Brett** gewickelt, diese wieder sind an den beiden Enden eines mit den Beinen verschiebbaren Blockes befestigt. **Das Schiffchen** ist ein an einem Ende geschlossenes und zugespitztes Bambusrohr, in dessen Höhlung die Spule **Platz findet**. Zwei abwechselnd zwischen die Fäden des Aufzugs eingeschobene glatte Stäbe weisen dem Schiffchen **den Weg** durch das Gewirr und dienen zugleich zum Festanziehen des durchschossenen Fadens. Zur Herstellung der **farbigen Muster** auf dem so erzielten Stoffstreifen wird das Tuch an einzelnen Stellen mit Wachs durchtränkt und **dann in den** Färbebottich gebracht. Es nehmen dann nur die vom Wachs freien Stellen den Farbstoff an. Darauf **wird das** Wachs von dem getrockneten Tuch entfernt und aufs neue Wachs an den Stellen aufgetragen, die von **der zweiten** Farbe frei bleiben sollen, und so fort, bis das Muster in allen seinen Teilen fertig ist. Das Auftragen **des Wachses** geschieht bei der feineren Zeichnung mittels eines fingerhutgroßen, mit einem Handgriff aus Bambus **versehenen** Kupferkännchens, des Jantings, durch dessen Ausflußrohr das in der Flamme flüssig erhaltene Wachs in feinem Strahl ausfließt. Das Zeichnen mit dem Janting wird als Batiken bezeichnet. Ein von einer geschickten Zeichnerin in Handarbeit hergestellter Sarong hat wegen der mühevollen und langwierigen Arbeit einen hohen Preis. An Stelle der Handarbeit ist deshalb vielfach Fabrikarbeit getreten, wobei das Wachsmuster mit Hilfe eines eiserenen, in flüssiges Wachs getauchten Stempels durch einen einzigen Druck auf eine größere Fläche aufgeprägt wird. Indem man Stempel an Stempel fügt, wird schnell das ganze Tuch mit einem Muster bedruckt und dann gefärbt, wobei wiederum auch die Farbe an den wachsfreien Stellen ganz durchdringt, so daß das Muster auf beiden Tuchseiten genau gleich erscheint. Schon dadurch unterscheidet sich ein echter, javanischer Sarong von den billigen europäischen Druckkattunen, die unter Nachahmung der echten Muster schiffsladungsweise nach Indien gebracht werden.

Die Muster, welche die Sarongs schmücken, sind meist Nachbildungen von den in der Natur gegebenen Formen: Rankenwerk mit Blättern und Blüten, dazwischen Schmetterlinge und abenteuerliche Tiergestalten. Die Farbenzusammenstellung ist immer stumpf, niemals schreiend, durch Mischung und Nebeneinanderstellung werden oft reizende Effekte erzielt.

Franz Otto Koch.







Oben links: Nachtblick auf den Kolumbusring vom Broadway aus bei regnerischem Wetter.
Oben Mitte: Im Reiche der Finanz: Die Neuyorker Fondsbörse (Stock Exchange; das Gebäude im Hintergrund mit den korinthischen Säulen) und andere Bankgebäude in der Broad Street.

Neuyork bei

Links nebenstehend: Am Reiterdenkmal General Shermans. Vor dem Heckscherhaus (im Hintergrund) das Vanderbilt-Palais.
Unten links: Am Nachmittag auf dem Herald Square, dem Mittelpunkt des Neuyorker Kleinhandelsviertels: Die gewaltige Menge von Fußgängern beim Überschreiten der Straßeneinmündungen.









Oben rechts: Taghell ist die Nacht gelichtet: Der von den Reklamelichtern überflutete Nachtverkehr am Times Square im Theaterviertel.
Rechts nebenstehend: Das Fullerhaus am Madison Square, der wegen seiner eigentümlichen Form auch „Plätteisen" (Flatiron Building) genannte Wolkenkratzer.



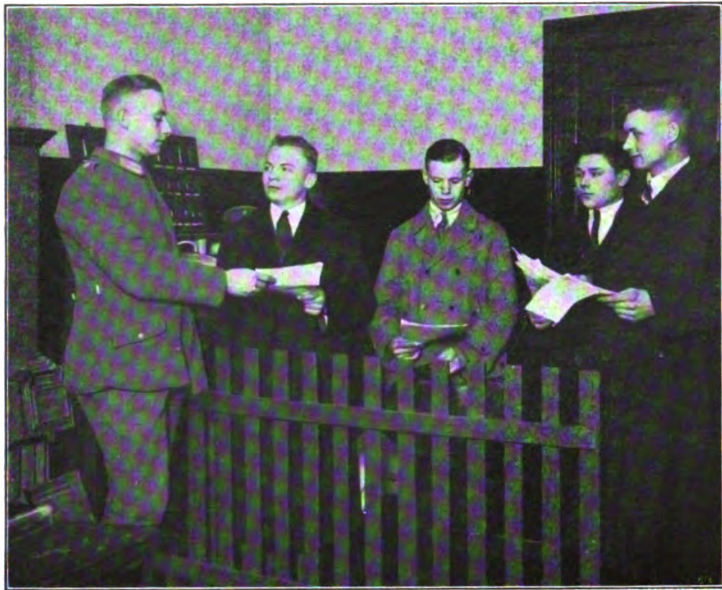
ag und Nacht.



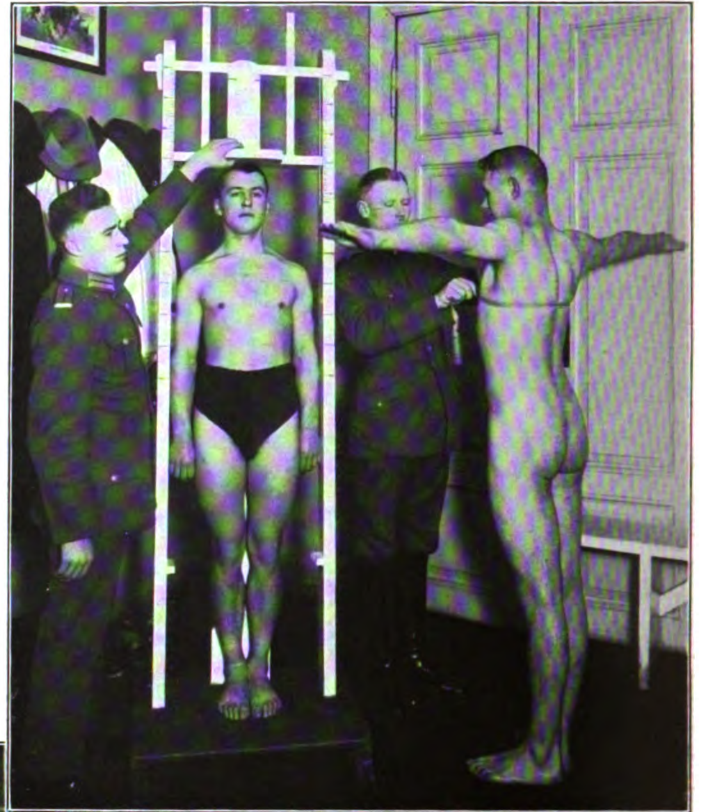
Unten Mitte: Der lichtdurchflammte Winterabend. In der Mitte das ununterbrochene Strahlenband des Lichtermeers auf dem Broadway, der Hauptstraße Neuyorks.
Unten rechts: Auf der von Fußgängern und zahlreichen Fahrzeugen belebten 5. Avenue, dem Korso der reichen und eleganten Welt Neuyorks.



Wer will unter die Soldaten?
Der Mannschaftsersatz bei der Reichswehr.



Prüfung der Papiere bei der Anmeldung der künftigen Reichswehrangehörigen.



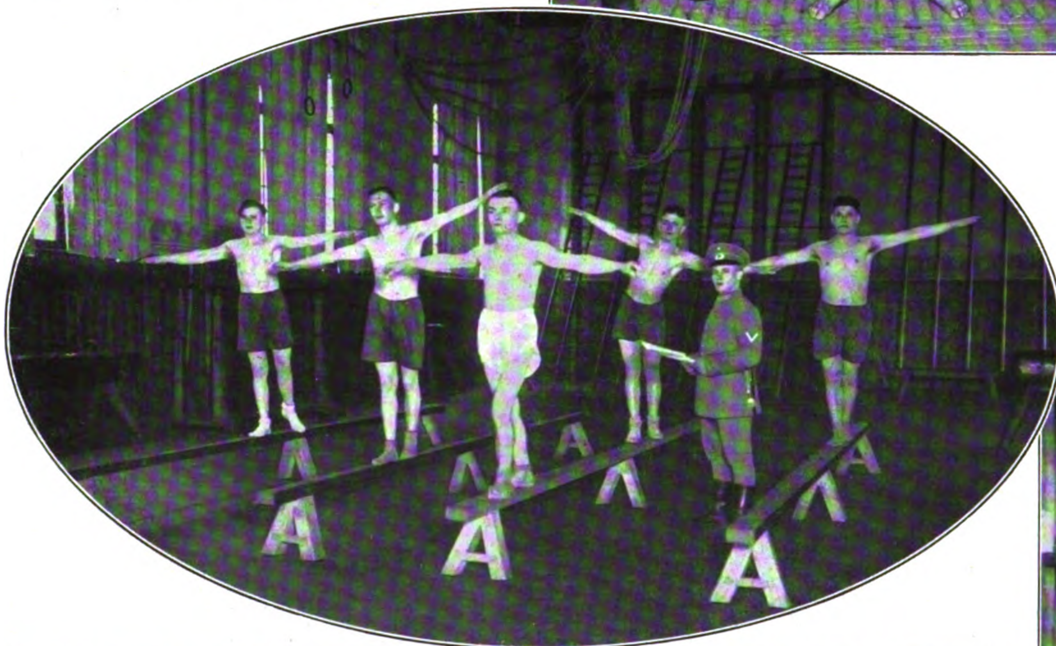
Die körperliche Untersuchung.

Jetzt, zum 1. April, werden wieder ein paar hundert junge Männer ihre soldatische Laufbahn bei der Reichswehr beginnen. Wenige nur unter vielen konnten ausgewählt werden. Vor dem Frieden von Versailles war jeder gesunde deutsche Mann wehr- und dienstpflichtig. Wer bei Aushebung und Musterung nach dem Gutachten des Arztes ein Mindestmaß von körperlicher Eignung besaß, rückte zur Truppe ein, wenn er nicht aus wirtschaftlichen Gründen von der Ersatzkommission für unabkömmlich bezeichnet wurde oder eine hohe Losnummer zog. Denn auch vor dem Kriege war es in Deutschland nicht möglich, alle Tauglichen einzustellen. Jetzt muß der junge Mann, der Soldat werden will, bei seinem Eintritt unterschreiben, daß er 12 Jahre dem Reiche dienen will. Die Möglichkeit, entlassen zu werden, wenn ihm der Dienst nicht zusagt, haben die Bestimmungen des Versailler Vertrags eng begrenzt. Aber auch die Truppe ist durch Annahme eines Freiwilligen gebunden. Das Wehrgesetz gestattet die Entlassung eines Soldaten nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen. Daher werden die sich zum Eintritt meldenden jungen Leute sorgfältig geprüft. Zuerst werden ihre Papiere begutachtet. Diese müssen über die bisherige Unbescholtenheit des Freiwilligen, über dessen Unterricht und die bisher genossene Ausbildung Auskunft geben. Auch werden die Polizeistellen gefragt, ob der junge Mann in staatsfeindlichen Verbänden sich betätigt hat. Dann folgt die körperliche Untersuchung. Darauf die Prüfung der körperlichen Fähigkeiten, Übungen, die Kraft, Gelenkigkeit und Entschlossenheit zeigen sollen. In der Schulstube der Kompanie müssen die Freiwilligen ferner eine Probe ihrer Schulbildung und Auffassungsfähigkeit ablegen. Endlich wird der Freiwillige auch einer Anzahl von Aufgaben unterzogen, die unter ihm bisher fremden Bedingungen — den Stahlhelm auf dem Kopf, mit Tornister und umgehängtem Gewehr beschwert — ihm vorgelegt werden. Unsere Abbildung (unten rechts) zeigt einen Prüfling, der so bepackt eine Meldung liest. Von ihm wird verlangt, daß er sie nach einiger Zeit aus dem Gedächtnis wiedergeben kann. Die Prüfung dauert gewöhnlich einen ganzen Tag. Die Freiwilligen haben dabei schon Gelegenheit, das Leben in der Kaserne kennenzulernen. Auch werden sie an diesem Tag aus der Küche des Bataillons verpflegt. Die Eigenart des uns aufgezwungenen Wehrsystems macht eine solche Siebung des Ersatzes nötig. Sie liegt in den Händen der Truppenteile (Bataillone usw.) und kann nur bei diesen durchgeführt werden. Bureaukratische Auswahl müßte so oberflächlich bleiben, wie sie bei Aushebung der kurz dienenden Wehrpflichtigen war, wo nur deren Gesundheitszustand ermittelt zu werden brauchte.

Oberst a. D. v. Oertzen.



Bei der Kraftprobe.





Die Freiwilligen müssen ihre geistigen Fähigkeiten erweisen.
Oben im Oval: Prüfung auf Geschicklichkeit und Gelenkigkeit.



Ablesen einer Meldung durch den Prüfling, der mit verschiedenen militärischen Ausrüstungsstücken versehen worden ist.



Der Diamantenrausch in Südafrika: Ansturm der Gräberscharen auf ein neues Diamantenfeld zum Erwerb der Grabeanrechte. / Zeichnung von W. R. S. Stott.

Ein wahres Fieber erfaßt die Bevölkerung im südafrikanischen Diamantengebiet, wenn ein neues Lager entdeckt worden ist. Die Bewerber um die Anrechte auf die Feldanteile treten da unter Aufsicht der Behörden zu einem richtigen Start an und stürzen dann zu einer festgesetzten Zeit, mit Grabegerätschaften bewaffnet, auf das Diamantenfeld los. Besonders dramatisch verlief ein solcher „Sturmangriff" am 25. Februar bei der Grasfontein-Farm im Bezirk Lichtenburg (Transvaal). Ehe noch der festgesetzte Zeitpunkt gekommen war, stürmten etwa 12000 Mann von den 17000 Bewerbern vor, ohne sich von den 200 berittenen Schutzleuten zurückhalten zu lassen. Infolge dieses falschen Starts mußte am 4. März der Wettlauf wiederholt werden, bei dem nun ein verstärktes Polizeiaufgebot Ordnung hielt. Als Grund für jenen regelwidrigen Ansturm wird angegeben, die berufsmäßigen Diamantengräber wollten damit ihren Protest gegen die Teilnahme von Sportwettläufern an dieser Jagd ums Glück kundgeben; die mächtigen Diamantensyndikate hätten nämlich trainierte Sportsleute angeworben, um sich mit ihrer Hilfe in den Besitz eines möglichst großen Teiles der Grabeanrechte zu setzen.

Der Arzt in der Karikatur.

Von Hofrat Dr. Anton Klima, Wien.



Der Augenarzt mit dem berühmten Balken im eigenen Auge. (Satire von Daniel Hopfer, Augsburg, um 1530.)

Die Ärzte", schreibt der geistreiche G. C. Lichtenberg, „sind seit jeher die rechte Stechscheibe satirischer Scharfschützen gewesen, und doch hat wohl nie ein Stand weniger durch dieses ewige Schießen verloren als gerade dieser. Aber in Wahrheit muß man auch diesem Stande die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er Satiren gegen sich immer sehr viel besser genommen hat als mancher andere Stand, von dem man es eher hätte erwarten sollen. Selbst die Mittelmäßigkeiten unter ihnen nehmen sie meistens gut. Vielleicht etwa, weil sie sich groß dünken? Auch sind mir Beispiele von Ärzten, die als Ärzte den Arztverächter verfolgt hätten, nicht bekannt. Man verachtet nicht, denn es verrät Empfindlichkeit, sondern man lächelt mit, und was über alles geht, man gesteht die Mängel der Kunst willig ein."

Daß insbesondere die Ärzte der Gegenwart den bis tief ins Altertum zurückreichenden Spott der Laienwelt keineswegs tragisch nehmen, ja, ihm sogar ein ernstes wissenschaftliches Interesse widmen, zeigt am besten die Tatsache, daß die Historiker unter ihnen, wie z. B. der Franzose Dr. G. J. Witkowski und der deutsche Chirurg Dr. Eugen Holländer mit erstaunlichem Fleiß all das Böse und Boshafte zusammengetragen haben, was seit Olims Zeit bis auf unsere Tage über die Ärzte und ihre Wissenschaft gesagt und gespottet worden ist. Ihre Arbeit war lohnend, denn das schier unübersehbare Material enthält vielfache wertvolle Beiträge zur Geschichte der Medizin wie zur Kulturgeschichte überhaupt. Wir finden darin Aussprüche und Satiren der bekanntesten griechischen und römischen Dichter und Prosaisten, illustrer Männer wie Petrarkas, Rabelais', Molières u. a., vor allem aber auch die bekanntesten Namen aus der Reformationszeit, wie Seb. Brant, Thom. Murner, Fischart, Hans Sachs, Ulrich von Hutten, ja selbst Dr. Martin Luther, der auf die Ärzte das schlimme Wort „Herrgottsflicker" gemünzt hat. Sie alle haben ganz artige und mitunter auch recht — unartige Beiträge zu dem durch Jahrhunderte währenden satirischen Scherbengericht gegen die Heilkunst und ihre Jünger beigesteuert.

Es darf freilich nicht übersehen werden, daß die satirische Kritik der Laien der früheren Jahrhunderte durch den beklagenswerten Tiefstand des damaligen medizinischen Wissens und der medizinischen Praxis herausgefordert worden ist, und daß erst der beispiellose Aufschwung der exakten Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert das heute so allgemein bewunderte Gebäude des modernen medizinischen Wissens und seiner Anwendung in seinen Grundmauern gefestigt hat. Hand in Hand mit dem unaufhaltsamen Fortschritte der Heilkunst ging vor allem auch die Säuberung des ärztlichen Berufs von den so schädlichen Elementen des Kurpfuschertums und Scharlatanismus, so daß gegenwärtig der Laienwelt die früher so reichlich gegebenen Anlässe zu Mißachtung und Spott gegenüber dem ärztlichen Stande fast gänzlich genommen sind.

Daß auf einem Gebiet, wo durch Jahrhunderte die Satire so üppig in die Halme schießen konnte, auch die Karikatur sich frühzeitig eingestellt hat, ist nur selbstverständlich.

Die ältesten Spottbilder auf Ärzte, die zahlreichen Totentanzbilder, zeigen uns diese in dem aussichtslosen Kampfe mit dem Tod, gegen den kein Kräutlein gewachsen ist, und dem schließlich der Arzt selbst Gefolgschaft leisten muß. — Viele Bilder aus früheren Jahrhunderten verspotten den unwissenden Arzt, wie z. B. den Augenarzt, der den Kranken untersucht, aber den Balken im eigenen Auge nicht sieht.



Das Denkmal von dem bekannten Doktor Eisenbart in Münden. (Holzschnitt aus der „Illustrirten Zeitung" vom Jahre 1862.)



Der Charlatan. (Nach einem Gemälde von Gerard Dow, 17. Jahrh.)

Verhältnismäßig selten finden sich in der älteren Karikatur die Porträtkarikaturen von historisch bekannt gewordenen Ärzten. Sie betreffen zumeist solche Ärzte, die durch ihre besonderen Heilmethoden oder durch das Bekanntwerden ihrer wissenschaftlichen Forschungsresultate zu ihrer Zeit im Mittelpunkte der öffentlichen Diskussion standen. So gibt es zahlreiche Spottlieder auf Fr. A. Mesmer (1733—1815), den Begründer der Lehre vom tierischen Magnetismus, auf den Anatomen und Phrenologen Franz Joseph Gall (1758—1828), dessen Lehre von der Erkenntnis der menschlichen Geistesanlagen aus den Ausbuchtungen der Schädeloberfläche durch Jahrzehnte die Allgemeinheit beschäftigt und natürlicherweise den Satirikern höchst dankbare Motive zu allerhand bildlichen Scherzen geliefert hat.

Auch der englische Arzt Edward Jenner (1749 bis 1823), der Begründer der so viel umstrittenen Schutzpockenimpfung, hat bei Lebzeiten zahllose Spottbilder über sich ergehen lassen müssen. Eine seltene Lithographie von Adolf v. Menzel aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts über „Allopathie und Homöopathie" enthält zugleich eine gelungene Porträtkarikatur von S. Chr. Fr. Hahnemann (1755—1843), dem Begründer der Homöopathie.

Zahllose Spottbilder aus allen Epochen beschäftigen sich mit den leidigen Schmarotzern des ärztlichen Berufs, den Kurpfuschern und Scharlatanen, die namentlich in den früheren Jahrhunderten so viel zur Mißachtung des ärztlichen Standes beigetragen haben. Sehr berühmt in deutschen Landen wurde namentlich durch das bekannte Göttinger Studentenlied der Dr. Eisenbart, der, wie uns Holländer mitteilt, mit einem großen Gefolge von Akrobaten, Seiltänzern und Musikanten von Markt zu Markt zog und famose Reklamezettel austeilte, die seine bisherigen Kuren schilderten und alle Krankheiten aufzählten, die dieser



Der Bauernchirurg. (Nach einem Gemälde von D. Teniers d. J., 17. Jahrh.)



Die weisen Häupter der Ärzteschaft. (Satirisches Blatt von William Hogarth.)



Ärztliche Ignoranten. (Satire von Francisco de Goya aus den „Capric hos", 1798.)



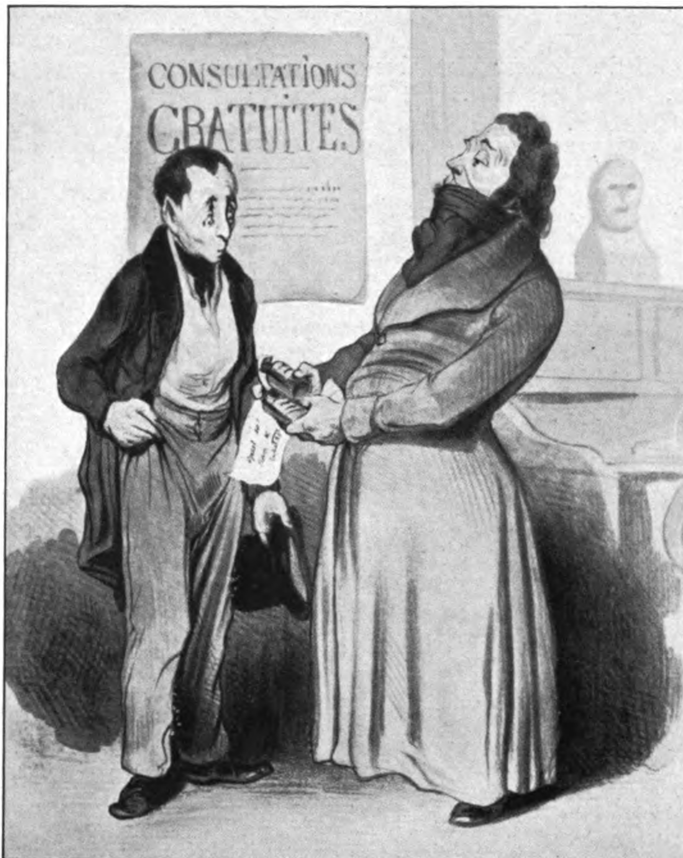
Die unerwarteten Folgen der Schutzpockenimpfung mit Kuhlymphe. (Englische Karikatur von J. Gillray, 1802.)

Wunderarzt zu heilen vorgab. Selbst sein Grabstein auf dem Friedhof zu Münden in Hannover (vgl. unsere Abbildung) zeigt noch, welch ausgeprägten Sinn der Mann für großzügige Reklame besessen hat.

Auch der große englische Sittenschilderer William Hogarth hatte es auf die Reklameärzte und Scharlatane abgesehen. Sein berühmtes Blatt (s. Abbild.), das in einem Wappenschild eine große Zahl von Ärzten mit den für die Stellung einer richtigen Diagnose damals unentbehrlichen Allongeperücken und Doktorstöcken vorführt, zeigt im obersten Felde die Porträte dreier besonders bekannter Londoner Reklameärzte. Der linke ist der wegen seiner maßlosen Titelsucht berüchtigte Augenarzt Ritter John Taylor, der rechte ist ein Dr. Ward, dessen linke Gesichtshälfte durch ein rotes Blutmal verunstaltet war, und der in der Westminster-Abtei ein Denkmal erhielt. Der Harlekin in der Mitte ist das Porträt der zu Hogarths Zeiten in London sehr bekannten Ärztin Madame Mapp, die ein besonderes Verständnis für publizistische Propaganda an den Tag legte und daher die Londoner Blätter ständig mit Reklamenotizen versorgte. Ihre Spezialität war das Einrichten verrenkter Beine und Schultern, was sie besonders gern in — Kaffeehäusern getätigt haben soll.

Auch Daumier spottet häufig über die Pariser Reklameärzte seiner Zeit, die namentlich überall ihre Gratisordinationen ankündigten, in denen sie dann den Patienten ihre wertlosen Medizinen um teueres Geld aufhingen (10 Franken für das Fläschchen, das sie in leerem Zustande gegen 10 Centimes wieder zurücknahmen!). —

Dem Kurpfuschertum wie dem Scharlatanentum ist in der Gegenwart dank den bestehenden gesetzlichen Vorschriften fast überall ein Ende gemacht, und wenn die moderne Karikatur doch mitunter noch Veranlassung findet, eine mit dem Ernste des Berufs unvereinbare ärztliche Reklame an den Pranger zu stellen, so kann sie der rückhaltlosen Zustimmung aller Interessenten — der Ärzte wie der Laien — versichert sein. Die Karikatur beschäftigt sich heute im allgemeinen nicht mehr so häufig mit der Verspottung der Ärzte selbst und ihrer Wissenschaft, wie dies in früheren Zeiten der Fall war. Der Grund hierfür liegt wohl nicht zuletzt in der Achtung und dem Vertrauen, das die hilfesuchende Menschheit der modernen Heilkunde und ihren Jüngern entgegenbringt. Vor der echten Wissenschaft und ihren berufenen Trägern nimmt eben selbst der Schalk die Schellenkappe ab und begnügt sich zumeist mit einer harmlosen Verulkung, die selbst bei dem Getroffenen sicherlich nur ein verzeihendes Lächeln wecken wird.



Links nebenstehend:

Völlig kostenlose Untersuchung — aber teure Medizin! (Satire von H. Daumier, 1830.)



Besuch des Todes bei dem bekannten Bakteriologen Robert Koch: „Da soll der Teufel Tod sein! Ich mag nimmer!" (Karikatur von E. Juch im Wiener „Figaro", 1890.)



Der Wiener Kliniker Prof. Leopold v. Schrötter-Kristelli auf seinem Steckenpferd, dem Tuberkulosen-Asyl, reitend. (Karikatur von Th. Zasche im Wiener „Figaro", 1891.)



August Bier, der bekannte Berliner Chirurg, beim Verbinden des zum Festkommers völlig durchriebenen Riesensalamanders. (Aus den „Lustigen Blättern", Berlin.)

Erzählung

Die Rache des Knaben

Von Hans Bethge

In einem Gebiet des nördlichen Ungarns findet man unmittelbar an den Ufern der Theiß eine Anzahl Hütten, besser Baracken genannt, einem alten Holzhauergeschlecht gehörig, das in dem benachbarten riesenhaften Walde sein Handwerk treibt.

Die Ufer der Theiß sind dort von großem Reiz. Die hohen Pappeln spiegeln sich in dem gleitenden Wasser, und zu Beginn des Sommers kommt regelmäßig eine Schar Maler herbei, um sich in der Nähe des Waldes und der Ufer niederzulassen.

Selbst im Winter treffen Fremde ein, um sich an dem eigenartigen, malerischen Reiz der Gegend zu erfreuen, und vermehren durch ihre Gegenwart die Einnahmen jener Holzhauerfamilien, so daß es zum Beispiel dem alten Balassi, einem der geachtetsten Männer der ganzen Gegend, vergönnt war, völlig ohne Sorgen zu leben.

Balassi war stolz auf seine Ahnen, die den Wald niemals verlassen, sondern sich allzeit redlich durch ihre Arbeit ernährt hatten. Der Alte war Witwer. Sein Weib hatte ihm zwei Kinder hinterlassen, ein Mädchen namens Maria, das jetzt fünfzehn Jahre zählte, und einen siebenjährigen Knaben, Niklas. Letzterer war ein schweigsames Kind und zeigte schon in seinen jungen Jahren eine ganz überraschende Willensstärke.

Die Mutter hatte auf ihrem Sterbebett — das war jetzt zwei Jahre her — die Hand ihrer Ältesten ergriffen und zu ihr gesagt:

„Höre, Maria! Dein Vater ist alt, und dein Bruder hat einen harten Kopf. Ich vertraue sie dir beide an, denn Gott will, daß ich euch verlasse. Wache besonders über den Kleinen. Suche ihm die Mutter zu ersetzen. Du hast viel Macht über ihn, ich habe es längst bemerkt!"

Und Maria hatte weinend erwidert: „Ja, Mutter, ich will über ihn wachen."

Am folgenden Tage war die große Schwester zu einem kleinen Mütterchen geworden.

Sie war es, die darauf hielt, daß die Hütte immer sauber war, die dem Vater abends die Suppe bereitete und die Sachen des Kleinen in guter Ordnung hielt. Sie war immer geschäftig und sparsam und verlor nie den Mut. Fast den ganzen Tag über war sie allein; der Alte begab sich schon bei Tagesanbruch zur Arbeit in den Wald. Eine Stunde später weckte sie dann Niklas, um ihn in die nächste Gemeindeschule zu bringen. Diese lag etwa zwei Kilometer weit entfernt. Die beiden gingen, um den Weg abzukürzen, quer durch die Felder, die bald vom Regen, bald vom Schnee aufgeweicht waren. Vor der Heimkehr kaufte Maria bei dem Dorfbäcker das nötige Brot und manche andere kleine Vorräte, je nachdem es ihre Börse gestattete. Dann wendete sie sich fröhlich wieder der einsamen Hütte zu, wo sie nach Verrichtung ihrer häuslichen Pflichten grobe Kleidungsstücke nähte, die der Tuchhändler des nächsten Dorfes an die Landleute zu verkaufen pflegte.

Im Sommer saß sie auf der Schwelle der Hütte und sah die Theiß unter den hellen Blättern der Weiden dahinfließen.

Des Abends kam Niklas allein von der Schule zurück. Oft verspätete er sich, während Maria mit Unruhe wartete.

Eines Abends kam er wieder später als gewöhnlich. Sie war ihm, eingedenk der Worte ihrer verblichenen Mutter: „Wache über den Kleinen!", ein Stück entgegengegangen. Was würde der Vater dazu sagen, wenn er Niklas bei Anbruch der Nacht noch nicht zu Hause fände! Sie formte beide Hände wie ein Horn vor dem Mund und rief in den Wald hinein: „Niklas! Oho! Niklas!"

Er kam schluchzend einen schmalen Pfad daher. Das Echo einer nahen Felswand wiederholte das Weinen seiner aufgeregten kleinen Brust.

„Was ist dir, Niklas? Warum kommst du so spät? Bist du in der Schule bestraft worden?"

Niklas weinte unablässig, die Fäuste vor den Augen.

„Du willst es mir nicht sagen? Sieh, deine kleine Mutter würde so glücklich sein, wenn sie dich trösten könnte."

Niklas stieß mit dem Fuß auf die Erde.

„Ich will nicht getröstet sein! Ich will es nicht vergessen, was mir dieser Feigling getan hat!"

„Wer ist denn der Feigling? Was hat man dir denn getan?"

„Der Peter ist es! Er hat mich mit der Faust geschlagen, um mir meine Bälle zu nehmen."

„Laß doch sehen, ob er dir weh getan hat!"

Sie spreizte die Fäuste des Kleinen, die er geschlossen vor die Augen hielt, auseinander und sah, daß das linke Auge geschwollen und blutig war. Sie bekam einen großen Schreck, zog das Kind zur Hütte hin und wusch das Auge mit frischem Wasser.

„Oh, ich schwöre, daß ich mich rächen werde, Maria! Ich schwöre es!" beteuerte Niklas eifrig, einen Klang des tiefsten Hasses in der Stimme.

Da ging ein Lächeln über Marias Gesicht, und indem sie den Kopf des Kindes an ihre Brust zog, antwortete sie:

„Sei doch vernünftig, Niklas! Peter ist doch dein Spielkamerad. Er hat unrecht getan, gewiß, aber er hat sicher nicht gedacht, daß es so schlimm werden könnte."

„Er ist ein Feigling, ein Schuft!"

„Aber, Niklas!"

„Und ich werde mich rächen! Wahrhaftig, ich werde mich rächen!"

„Aber man soll sich nicht rächen!"

„Oho!"

„Du würdest unserer toten Mutter Kummer bereiten."

Niklas rückte das Kinn starrköpfig etwas nach vorn und murmelte zwischen den Zähnen, so daß es Maria nicht hören konnte:

„Wir werden ja sehen."

Maria war die einzige, die es vermochte, dieses kleine, wilde Herz zu besänftigen. Aber sie begriff, daß sie diesmal keine Macht über ihn haben würde. Sie kannte diesen eigensinnigen, entschlossenen Charakter zu gut. Täglich zitterte sie, aus Furcht, daß Niklas dem Peter das Böse, das dieser ihm zugefügt hatte, allzu reichlich vergelten würde. Der Kleine wurde immer schweigsamer. Er trug einen Haß in sich, wie ihn sonst nur Männer empfinden.

Maria wußte, daß Peter am Mittwoch, wo keine Schule gehalten wurde, herüberzukommen pflegte, um mit Niklas am Ufer der Theiß zu spielen. Sie erwartete diesen Tag mit Ungeduld, um zu sehen, ob ihr Bruder vergessen hätte. Aber Niklas verbarg sich den ganzen Tag in dem Gehölz. Und der andere ließ sich nicht sehen.

Ein Monat verstrich, ohne daß die beiden Kinder einander gegenübergetreten wären. Maria fing schon an, nicht mehr an den Streit der Jungen zu denken. Doch verfehlte sie abends nie, Niklas freundlich zuzureden und ihm Liebe zu predigen. Denn im geheimen fürchtete sie immer seinen allzusehr zur Rache geneigten Charakter.

Die Theiß ist am Ufer teils von Weiden, teils von Pappeln bebestanden. Unter den letzteren heben sich zur Sommerzeit große schwarze Schattenflecken auf dem Wasser ab, so daß es aussieht, als ob der Grund dort tiefer sei. An diesen Stellen pflegte Maria während der heißen Hundstage das Wasser zu schöpfen, weil sie meinte, es wäre dort frischer.

Niklas brachte während der Ferien seine Zeit mit Fischen zu, mittels eines kleinen Netzes, einer Spulenschnur und anderer Fänge, die er sich selbst angefertigt hatte. Den ganzen Tag trieb er sich an den Ufern umher, bald hier, bald dort, immer mit ganzer Seele bei der Sache.

Eines Abends nun, vor dem Essen — es war gerade sieben Uhr — schritt Maria zur Theiß hinab, um unter einer der Pappeln frisches Wasser zu schöpfen.

Sie kniete nieder und füllte mit ausgestrecktem Arm einen Steinkrug.

Da plötzlich, zehn Schritte von ihr entfernt, unter dem Laubdach einer Weide, das Aufklatschen eines Körpers, der ins Wasser fiel. Darauf ein erschütternder Schrei.

Maria neigte sich nach vorn und sah ein Kind, das der Strom mit sich fortriß. Es sträubte sich vergebens, tauchte hinab und kam wieder zum Vorschein.

„Zu Hilfe! Zu Hilfe!" rief das Mädchen.

Hinter ihr wurden Schritte vernehmbar. Niklas eilte herbei.

„Was ist denn?" fragte er.

„Ach," rief sie ganz bleich, „ich glaubte, du seist es, der dort ins Wasser fiel. Der Strom hat ihn erfaßt — er ist verloren!"

Niklas legte die Hände wie ein Schirmdach über die Augen und prüfte die Oberfläche des Wassers.

„Das — das ist ja Peter! Peter ertrinkt!"

„Oh, seine arme Mutter!" schluchzte Maria und lief besinnungslos am Ufer auf und ab.

Plötzlich wendete sie sich um. Sie hatte einen zweiten Sturz ins Wasser vernommen.

„Niklas!" rief sie, „Niklas, mein Bruder!"

Aber Niklas schwamm, ohne zu antworten, mit großen Stößen auf den andern zu. Er war ein vortrefflicher Schwimmer. Er erreichte seinen Kameraden und — puff! puff! versetzte er ihm zwei energische Stöße.

„So," knirschte er dabei, „das war, um unsere Rechnung zu begleichen, und auch, weil du dich nicht an mich anklammern willst!"

Dann zog er den ermatteten Körper gegen das Ufer hin, wo Maria in hellem Aufruhr noch immer um Hilfe rief.

Er erreichte das Land keuchend und völlig erschöpft. Peter schlug die Augen auf und begegnete dem Blick des andern, der mit triumphierender Stimme rief:

„Ich habe geschworen, mich zu rächen — heute habe ich's getan!"

Maria nahm den Bruder in die Arme, preßte ihn heftig an sich, mit mütterlicher Leidenschaft, und sagte unter Tränen:

„O mein Niklas, wie bin ich stolz auf dich!"



FRAUENBILDNIS
NACH EINEM AQUARELL VON KURT VOSS

Eismeer

VON EDVARD WELLE-STRAND

Neues Eis und neue Massenmorde. Die „Eislilie" hat sich wieder ins Neueis gepreßt, aber nicht so weit hinein wie vorher, knapp eine Viertelmeile ist sie drin.

Schiffer Beronka ist nicht mehr Alleinherrscher im Eise. Er hat Konkurrenten bekommen. Auch ein anderes Fangfahrzeug hat an demselben Eisfeld angelegt, die „Eisblume", auf der Juhani Perki Schütze ist. Die beiden Fahrzeuge liegen nicht etwa dicht. Nein, ein beträchtlicher Abstand ist zwischen ihnen, aber die Besatzung der beiden Fahrzeuge trifft während der Jagd auf dem Eise zusammen.

Eine heftige Konkurrenz entbrennt zwischen den Besatzungen der beiden Schiffe, ein wilder, rücksichtsloser Wettkampf um den Seehund.

Juhani Perki denkt noch recht gut daran, daß er mit Almar vom Moorhof ein Hühnchen zu rupfen hat, mit dem Schützen der „Eislilie", der ihn in Lyly Methis Kaffeestube beinahe zum Krüppel gemacht hätte. Juhani Perki ist voller Rachgier und wartet nur auf eine Gelegenheit, es Almar heimzahlen zu können.

Die Eismeerfahrer auf beiden Schiffen ahnen, daß ein Unglück geschehen wird, wenn Juhani Perki und Almar einander begegnen.

„Satanas Pergele, diesmal renn' ich dem Almar das Messer in den Leib", sagt Juhani Perki eines Abends in der Kajüte der „Eisblume". „Wenn ich ihn nicht mit einemmal wie eine Ratte totschlage, soll er wenigstens krank und elend nach Hause kommen." Juhani Perki ist immer roher und brutaler geworden. Er hat so viele Seehunde getötet, daß er nichts anderes als Rot und Blut in seinen Gedanken hat.

Im Eise wird man ja so leicht einen Feind los, ein forscher Schuß, ja, so etwas, das nach einem danebengegangenen Schuß an einem nebligen Tag aussieht, und kein Mensch kann behaupten, daß es beabsichtigter Totschlag gewesen ist.

Am nächsten Tag berichten die Leute der „Eisblume" den Leuten der „Eislilie", was Juhani Perki in der Kajüte gesagt hatte. „Almar kommt niemals lebendig aus dem Eismeer zurück", sagen sie.

Die Fahrer der „Eislilie" sagen zu Almar, er soll sich vor Perki in acht nehmen, und sie geben ihm den guten Rat, sich von seinem Feind recht weit wegzuhalten.

Aber Almar lacht nur. „Juhani Perki? Der soll noch eine ordentliche Tracht Prügel bekommen, wenn er versucht, Hand an mich zu legen."

Almar ist jetzt stark und schwer und ein kolossaler Kerl von Eismeerfahrer geworden.

„Ja, aber er kann dich über den Haufen schießen, ehe du noch einen Mucker getan hast", sagt Pispannen.

„Ja, das ist's gerade, was er machen wird", stimmen die anderen bei.

Almars Antwort ist nur: „Trotzdem hab' ich vor Juhani Perki keine Furcht. Soweit ich gehört habe, ist er gerade kein Meisterschütze."

Die andern grinsen. Auf den beiden Fahrzeugen ist es eine bekannte Tatsache, daß Juhani Perki degradiert ist. Er ist schon lange nicht mehr erster Schütze an Bord der „Eisblume". Er hat einen solchen Tatterich bekommen, daß er beim Seehundsabschuß meist danebenschießt.

„Immerhin, er hat ein Gewehr auf dem Eise mit und ist deshalb ein gefährlicher Kunde", meinen Almars Kajütgenossen. Sie halten zu viel von Almar, als daß sie möchten, daß Perki an ihm irgendeinen Teufelsstreich auf dem Eise begeht.

Sie sagen deshalb zu den Fahrern der „Eisblume": „Wenn dieser Lump Juhani eine einzige Teufelei an Almar verübt, soll er selbst vom Eismeer als Krüppel nach Hause kommen."

Die Kameraden rühmen alle Almar gewaltig. Sie denken nicht mehr daran, daß er ein Norjalaisen ist, gegen den sie einst alle gern ihr Messer gebraucht hätten, wenn sich eine Gelegenheit geboten hätte. Nein, Almar hat in so hohem Grade ihr Vertrauen erworben, daß sie ihn als einen ihresgleichen betrachten, einen Kerl, der es schon wert ist, daß man für ihn zum Messer greift, wenn's ihm an den Kragen geht.

Die Leute von der „Eisblume" berichten dem Juhani Perki brühwarm, was die auf der „Eislilie" gesagt haben. Das bringt Juhani in Hitze und macht ihn ganz toll. Er tanzt in der Kajüte auf dem Boden herum, haut mit der Faust auf den Tisch und schwört, daß Almar den morgigen Tag nicht überleben soll.

„Das redest du uns ein", sagen die anderen grinsend. „Du bist ja viel zu lahm und latschig, Juhani, um den Almar unterzukriegen. Er ist dir über den Kopf gewachsen."

So tun die Leute der „Eisblume" ihr möglichstes, um Juhani gegen Almar aufzuhetzen.

Jeden Tag färben die Eismeerfahrer das Eis rot von Seehundsblut; Groß- und Kleinrobben werden auf der Stelle niedergemäht. Es ist jetzt Paarungszeit, und der Seehund ist in seiner Brunst so toll, daß er alle Wachsamkeit vergißt. Die alten Seehundsmännchen selbst, die auf der Wacht liegen und die anderen warnen sollen, fallen der Versuchung anheim und vergessen, Witterung zu schlagen. Erst dann bekommen sie Witterung, wenn die Eismeerfahrer über sie kommen, und dann ist es zu spät. Schwerfällig und klotzig wälzt sich der Seehund übers Eis, um ein offenes Wasserloch zu finden, in das er tauchen kann, aber er kommt nicht so weit. Der Mensch bläst ihm das Lebenslicht aus, ehe er zum Wasser gelangt ist, und breite Blutstreifen bezeichnen des Seehunds Todesfährte auf dem Eis.

Diese tägliche brutale Schlachterei peitscht die Sinne der Fangmannschaft auf. Sie halten Orgien in Blut, mähen den Seehund in einem roten Rausch nieder, machen sich nicht einmal die Mühe, ihn ordentlich totzuschlagen. Halbtote Tiere liegen verblutend auf dem weißen Eis, Blutgeruch weht über die Schollen, und das ewige Morden hat das Gefühl der Eismeerfahrer ganz abgestumpft.

Aber der Seehund zieht immer weiter ins Eis hinein und sucht sich neue Schollenberge und Wasserlöcher. Jetzt beginnt im Ernst das Wettrennen zwischen den Mannschaften der beiden Fangfahrzeuge.

Eines Tages treffen sie auf einem Eishügel zusammen, auf dem es von Seehunden wimmelt. Sie stürzen auf die Seehundschar zu, jeder aus einer anderen Richtung, umringen sie, brüllen und fluchen, heben und senken die Handeisen und färben das Eis blutrot. Jetzt ist's ihnen nur ums Morden zu tun, den Fang werden sie später teilen.

Juhani Perki und Almar vom Moorhof stürzen beide auf dasselbe Tier zu, ein altes Seehundsmännchen, das nach ihnen schnappt und mit den Zähnen fletscht. Es wackelt mit dem Kopf hin und her, seine weißen Borsten am Maul sträuben sich, sein Hals ist voller Gebrüll, das jedoch in heißerem Gegurgel erstickt.

Perki schlägt als erster nach dem Tier, ohne es gehörig zu treffen. Es schnappt nach seinem Fuß und beißt mit seinen kräftigen Zähnen durch Stiefel und Fußfleisch. Jetzt ist's Perki, der ein Gebrüll ausstößt und vor Schmerz heult.

Da haut Almar dem Seehund ordentlich eins über und zerschmettert sein Haupt, so daß das Blut Perki ins Gesicht spritzt. Dann krallt Almar seine Hände in Ober- und Unterkiefer des Tieres und bringt Perkis durchbissenen Fuß aus dem Rachen des Seehundes heraus. Perki ist so schrecklich zerbissen, daß er nicht länger auf seinen Füßen stehen kann. Er legt sich aufs Eis und jammert vor sich hin.

Der Stiefel ist quatschnaß vom Blut. Da übernimmt Almar das Kommando. Er hebt Perki auf einen Schlitten, den die Fahrer mit sich haben, zieht ihm den Stiefel ab, streift seinen Islandsweater herunter und wickelt ihn um den zerschundenen Fuß.

„Zwei Mann ans Tau des Schlittens", ruft er. „Jetzt gilt's, den Perki rasch zum Schiff zurückzubringen und den Fuß zu verbinden, ehe er verblutet."

Er schiebt den Schlitten und paßt auf, daß Perki nicht herabfällt.

So wird Juhani Perki in tollem Tempo übers Eis gefahren. Die Eismeerfahrer traben drauflos, daß die Eisbrocken von den Pfützen um die Ohren spritzen, sausen durch kleine flache Wassermulden, heben den Schlitten über Blöcke und Eistrümmer, wenn der Umweg um sie zu lange Zeit in Anspruch nehmen würde.

Als sie bei der „Eisblume" angelangt sind, wird Perki behutsam an Bord und in seine Koje gebracht. Er ist bleich und vom Blutverlust angegriffen, ein Mann, den seine ganze Kraft verlassen hat.

Der Schiffer holt die Schiffsapotheke, pinselt Jod auf die Wunde, wäscht sie rein aus und legt eine Bandage um den Fuß. Mehr kann er nicht tun. Aber was er getan hat, ist genug. Die Blutung hört auf, und der kalte Brand in der Wunde ist nicht zu befürchten.

Perki bekommt nur etwas Fieber und phantasiert. Er hat einen ordentlichen Schock weg, aber er ist ein starker und abgehärteter Kerl, und das Fieber währt nicht lang. Es bleibt nichts vom Biß zurück, er wird nicht lahm davon, nur an Bord muß er als Maroder herumlaufen. Zur Seehundsjagd ist er nicht mehr tauglich, und er muß daher im Küchenraum bei der Zubereitung des Essens helfen.

Keiner von allen Fahrern der beiden Fangschiffe hätte gedacht, daß der Zusammenstoß zwischen Almar vom Moorhof und Juhani Perki so verlaufen würde. Alle hatten sie erwartet, daß einer von beiden zum Krüppel geschlagen würde. So aber ist das alte Seehundsmännchen als Friedensstifter dazwischengekommen, und aus aller Feindschaft wurde nur ein durchbissener Fuß, eine reine Bagatelle.

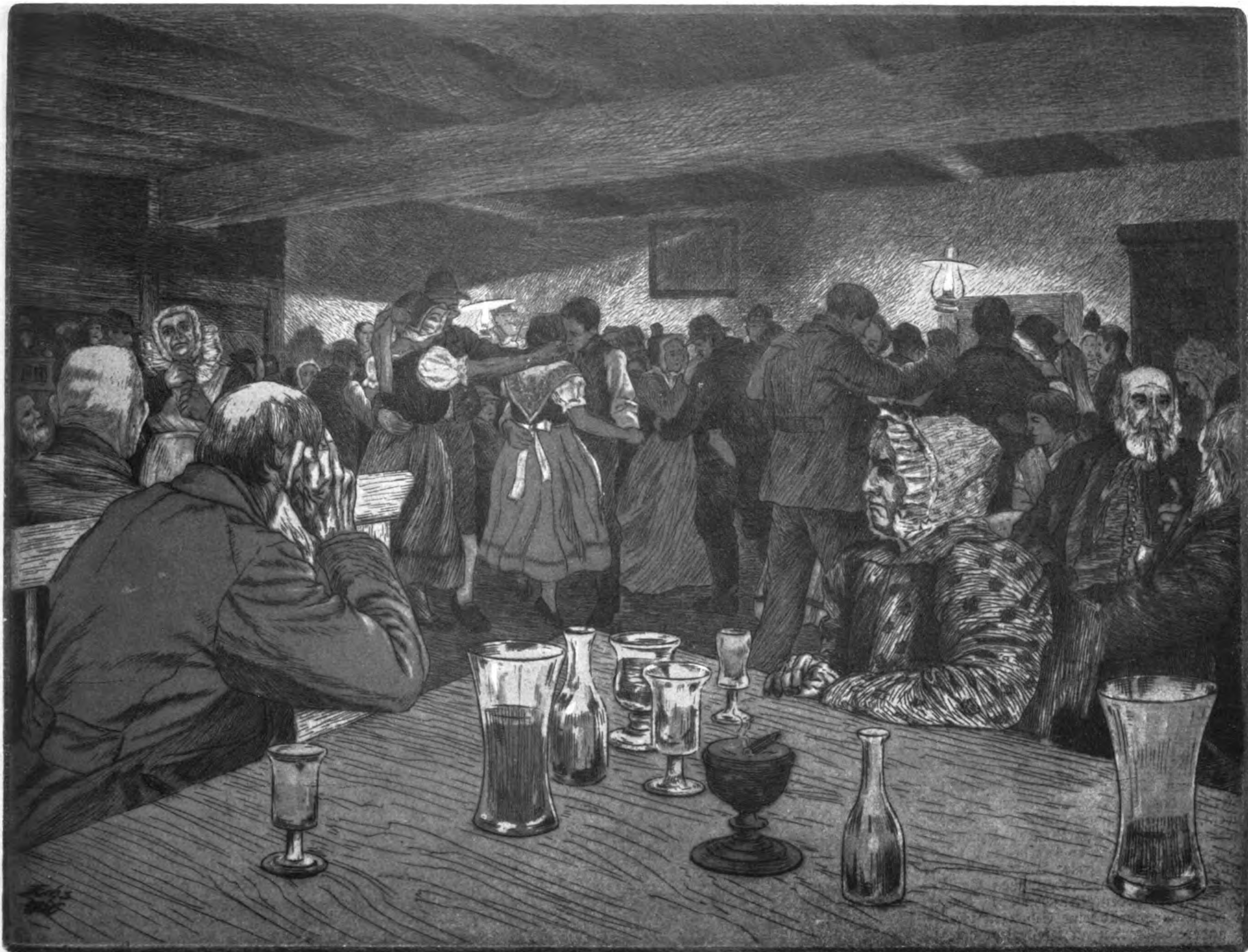
Juhani Perki sagt zu seinen Kameraden in der Kajüte: „Der Almar vom Moorhof ist doch ein braver Kerl und ein resoluter Bengel. Er hat nicht lange gefackelt, nein, er hat mich eins zwei drei in den Schlitten gepackt, und dann ging's wie der Blitz über den Schnee zum Schiff."

„Aber ganz fertig mit Almar bist du wohl doch nicht?" sagen die Kameraden grinsend.

„Ach, ihr braucht den Juhani Perki nicht aufzuhetzen", erwidert er. „Er kennt schon noch seine Gefühle und Verpflichtungen gegen jemand, der ihn auf den Schlitten geladen hat."

Jetzt wissen die Kameraden, daß Perki keinen Groll mehr gegen Almar vom Moorhof hegt. Ja, auf dem Eise spielt sich viel Seltsames ab. Wer hätte wohl gedacht, daß Almar vom Moorhof und der Kväne Juhani Perki solche Busenfreunde würden!

Immer mehr Frühlingsstimmung kommt ins Eis. Jeden Tag scheint die Sonne, allerdings mehr licht als rot, aber immerhin hat



Kirmestanz. Radierung von Erich Fuchs.

das seine Bedeutung. Es wird milder in der Luft, die Eismeerfahrer haben die Islandsweater nicht mehr angelegt und gehen in Wollhemdärmeln.

Jeden Tag bekommt das Eis neue Risse und wird immer gefährlicher. Nicht ohne Gefahr ist auf dem Eise vorwärts zu kommen. Eines Tages bricht ein Mann ein, versinkt in einem Loch, über dem nur eine dünne Schicht Neueis war. Aber er hält sich am Eisrand krampfhaft fest und wird wieder herausgeholt.

Große Vogelschwärme kommen über die Eismassen gezogen, Möwen und andere Vögel flattern mit dumpfem Geschrei über die Eisflecken.

Ja, es wird im Eis allmählich Frühling.

Immer noch kommt es vor, daß der Himmel grau wird und aufs Eis niederzusinken scheint. Es ist indessen kein Orkanhimmel. Nein, es ist Tauwetterhimmel. Jetzt furcht auch der Südwind das Eis auf und reißt im Laufe einer Nacht große Buchten und Teiche hinein.

Jeden Tag ziehen große Vogelschwärme in Keilform, wie riesige Pflüge anzusehen, nach Norden: die Wildgans zieht nach Spitzbergen.

Ja, endlich wird's Frühling im Eis.

Jetzt beginnt der Seehund scheu zu werden. Er geht wieder in die See, steckt nur seine schwarze Schnauze aus dem Wasser, lauscht und wittert, und sobald er etwas Verdächtiges bemerkt, taucht er sofort unter. Fast unmöglich ist es, ihm auf Schußweite nahe zu kommen, so vorsichtig ist er geworden. Noch liegen zwar einige Jungrobben auf dem Eise und sonnen sich, aber es ist sehr schwer, an sie heranzukommen, nachdem das Eis so voller Risse und versteckter Tücken ist. Die Fahrer töten eines Tages wohl an die zwanzig Seehunde, aber das macht blutwenig aus. Nein, das ist so gut wie nichts.

Eines Tages sagt Schiffer Beronka, daß er sich einen Platz suchen will, einen solchen Fleck, wo das Eis noch nicht blutgetränkt ist. Es fehlt ja nicht mehr viel an der vollen Last, nur ein paar hundert Seehunde. Auch noch ein paar Eisbärenfelle hätte er gern. Die beiden, die ihm Almar verschafft hat, sind noch nicht genug. Schiffer Beronka pflegt jedes Jahr von der ersten Tour mindestens zehn Eisbärenfelle mit nach Hause zu bringen.

So wird die „Eislilie" aus dem Eise bugsiert, steckt die Nase in die offene See und schlägt den Kurs nach Norden ein.

Neue Riesenpflüge von Wildgänsen streichen über das Schiff, und Schiffer Beronka erscheint es schon bedenklich spät im Jahr dafür, daß er noch keine volle Last hat. Es ist ja so milde Witterung, daß er an Deck in Hemdsärmeln gehen kann, wenn die Sonne am höchsten steht.

Almar vom Moorhof steht am Schiffsgeländer und sieht der Wildgans nach.

Jetzt ist auf Langoy Frühling. Ja, die Vögel im Moor haben wohl schon mit dem Hecken begonnen. Wer von den Moorhofleuten mag dieses Jahr wohl auf die Eiersuche gehen?

Ja, Almar hat Heimweh. Er muß ja festen Boden unter seinen Füßen haben. Zum Eismeerfahrer ist er nicht geschaffen, nein, von dem rauhen Leben im Eis hat er mehr als genug. Es ist eine Schule gewesen, die er niemals vergessen wird, ein verdienter Nackenschlag.

Zum Teufel, was zottelt Beronka nur so lang im Eise herum? Es scheint so, als könnte er nie Seehunde genug bekommen.

Einen ganzen Tag segelt Schiffer Beronka den weißen Eisgürtel entlang. Er gewahrt keine Fahrzeuge drinnen im Eise, und als er eine Stelle findet, an der er das Schiff recht weit ins Eis bugsieren kann, wählt er diesen Fleck.

Jetzt ist die Nacht so hell, daß die Eismeerfahrer sogleich das Eis ausprobieren können. Sie streifen ein Stück umher, befinden das Eis für gut, wenige Risse und fast kein Neueis. Und überall Spuren von Seehunden — der Seehund hat seine Handflossen fleißig gebraucht und sich auf den Eisflächen herumgewälzt.

Auch eine andere Spur auf dem Eise bemerken sie: die des Eisbären. Bei einer Scholle liegen noch Reste eines Seehundskörpers. Der Bär hat anscheinend eine ordentliche Festmahlzeit auf der Scholle gehalten.

Sie vermögen der Spur nicht weiter eiseinwärts zu folgen. Es wäre zwecklos, die Nacht dazu zu verwenden. Sie wenden sich zum Fahrzeug zurück und berichten, was sie gesehen haben.

Schiffer Beronka reibt sich schmunzelnd die Hände: „Satanas Pergele, das wird morgen ein feiner Jagdtag, wenn nicht alles trügt."

Die „Eislilie" schuppt sich am Eise hin und her. Im Mastkorb ist heute nacht keine Wache. Das Barometer steigt, und da hat's keine Gefahr.

Beronka schnarcht in seiner Kajüte.

Schwarzwild.

Mit sechs Abbildungen nach Naturaufnahmen von Dr. A. Schrammen.



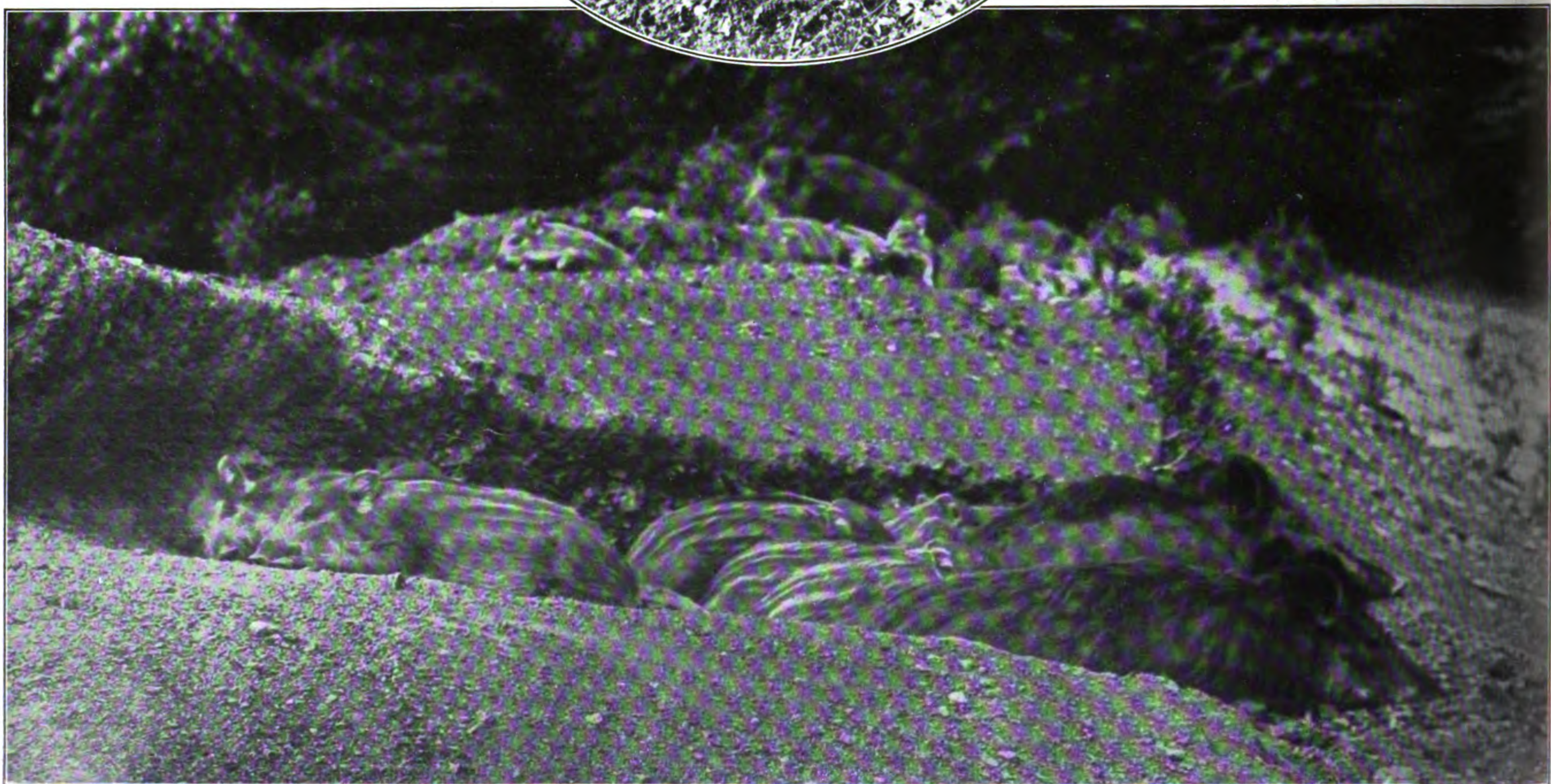
Schöpfendes Schwarzwild.



Kämpfende Keiler.



Zum interessantesten Wild, das unsere deutschen Wälder noch birgt, gehört unstreitig das Schwarzwild oder Wildschwein, der Stammvater unseres Hausschweines. Trotz fortschreitender Kultur und Schießtechnik hat es sich bei uns in Deutschland auch in freier Wildbahn erhalten. Bei den außerordentlichen Verfolgungen durch den Menschen aber, der für das Schwarzwild eine Schonzeit wie für andere Wildarten nicht festgelegt hat, ist es überaus scheu und vorsichtig. Das Schwarzwild äugt bekanntlich schlecht, dafür aber vernimmt und wittert es ganz ausgezeichnet. Starke Stücke pflegen z. B. schon, wenn sie in den Abendstunden auf die Fährte eines Menschen kommen, durch lautes Blasen ihren Unwillen bekanntzugeben und die eingeschlagene Richtung zu ändern. Der Sinn des Deutschen für das Weidwerk und seine wirtschaftliche Bedeutung läßt aber insoweit dem Schwarzwild Schonung angedeihen, als der Jäger führende Bachen, das sind solche, die Frischlinge führen, auch bei Treibjagden schont und so wenigstens dadurch die Möglichkeit gibt, dieses urige Wild im deutschen Walde zu erhalten. Dem Schwarzwild wird allgemein Angriffslust auf den Menschen nachgesagt. Aus einwandfreien Beobachtungen ist festzustellen, daß nur verwundete, also angeschossene Stücke, und meist nur bei der Nachsuche, also dem Nachgehen, den Menschen annehmen; einem kranken Stück soll man sich vorsichtig und meist nicht von vorn nähern. Bachen mit Frischlingen sind reizbar, besonders dann, wenn unverständigerweise versucht wird, Frischlinge zu greifen. Im Walde ist das Schwarzwild außerordentlich nützlich durch das massenhafte Vertilgen von Mäusen, Larven und Puppen, und berufene Forstleute haben darauf hingewiesen, daß in den Revieren, die unter starkem Insektenschaden zu leiden hatten, bei gutem Schwarzwildbestand diese Schäden auf ein Mindestmaß zurückgingen. Durch das Brechen und Annehmen aller Feldfrüchte richtet allerdings das Schwarzwild auf dem Felde

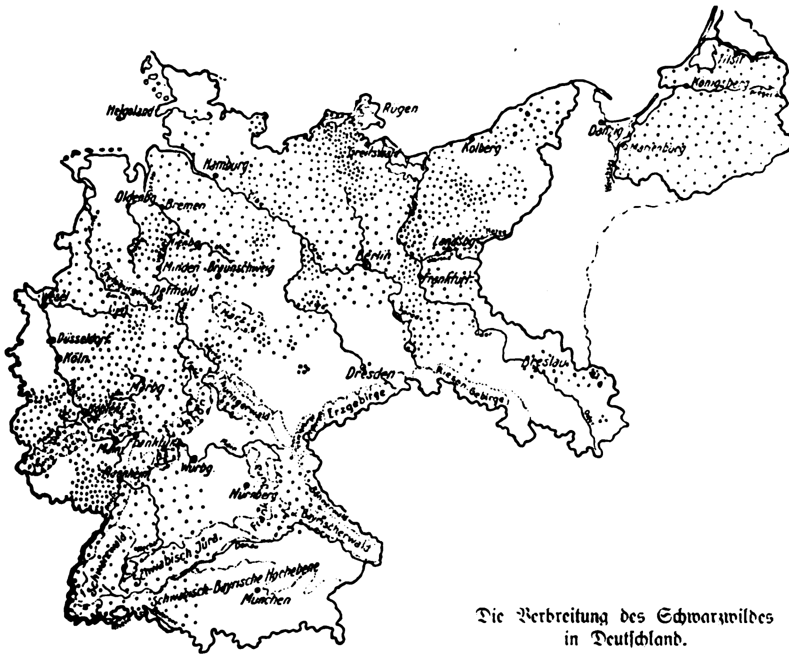


Bachen mit Frischlingen im Kessel. — Im Kreis: In der Sonne.

Im Winterwald.

An der Suhle.

Schaden an, der aber durch geeignete Maßnahmen, besonders durch Fütterung im Walde mit Eicheln und Mais, aufs äußerste eingeschränkt werden kann. Das Aufnehmen der Nahrung bezeichnet man mit Brechen, weil das Schwarzwild mit seinem Rüssel den Boden bricht, d. h. aufwühlt, ähnlich wie das zahme Schwein, und diese typischen Stellen im Walde lassen das Vorhandensein von Schwarzwild leicht erkennen. Die Bache frischt im April/Mai vier bis zehn Frischlinge mit gelben Streifen über den ganzen Körper; bis gegen September behalten die Frischlinge eine rötliche und nehmen dann die schwarzgraue Farbe an. Das Lager des Schwarzwildes, das in einer zurechtgemachten Erdkuhle besteht, bezeichnet man als Kessel. Hier liegen die Schwarzkittel eng zusammen, ganz besonders in jüngeren Jahren, während ältere Stücke sich meist abseits von der Rotte halten, sich unter einzelne Fichtenhorste einschieben und als Einzelgänger bezeichnet werden. Im zweiten Jahr nennt man die Schwarzkittel Überläufer; die männlichen Schweine im dritten Jahr bezeichnet man als geringe Keiler, zu Ende des fünften Jahres dann als grobe Keiler, Hauende oder Hauptschweine. Der Keiler unterscheidet sich von der Bache ganz besonders durch die lang hervorstehenden Gewehre. An der Fährte ist das Schwarzwild zum Unterschied vom Rotwild an den im Boden abgedrückten Afterklauen zu erkennen. Die Brunftzeit des Schwarzwildes, die als Rauschzeit bezeichnet wird, fällt normalerweise Ende November bis Dezember. Hierbei liefern sich die Keiler oft blutige Kämpfe, in denen sie vor allen Dingen den Gegner mit ihrem scharfen Gewehr in die Seite zu treffen suchen. — Die nebenstehende Karte gibt ein Bild der Verbreitung des Schwarzwildes in Deutschland. Wir bemerken hier das Vorhandensein größerer Bestände in der Eifel, dem Hunsrück, der Hardt, ferner in Mecklenburg, ganz besonders in der Rostocker Gegend, und in Neumark. Allerdings wechselt das Schwarzwild, durch besondere Umstände veranlaßt, auch häufig seinen Stand; bedeutende Verluste entstehen durch die Schweinepest. Auch im Gatter werden hier und da noch größere Bestände gehalten, so unter anderm im früheren Hofjagdrevier Springe in der Provinz Hannover, aus dem unsere trefflichen Aufnahmen stammen. S. W.

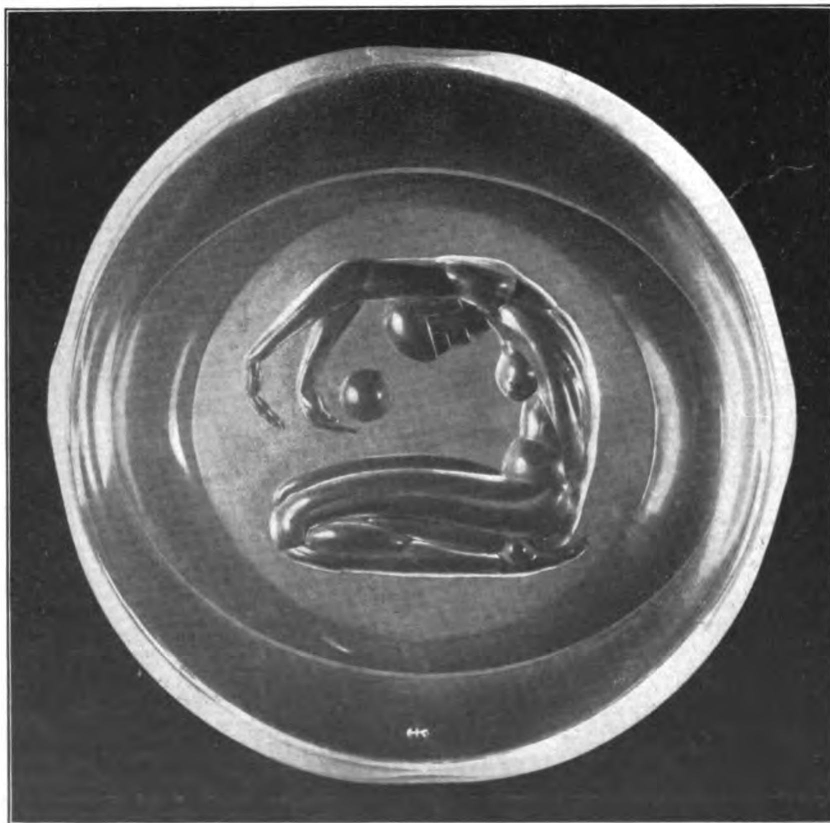


Die Verbreitung des Schwarzwildes in Deutschland.

WISSEN UND LEBEN

Der moderne Glasschnitt. In hartes, sprödes Glas ein formvollendetes, lebenswahres Porträt mit all seiner regelwidrigen Individualität zu schneiden — nicht etwa gerade Linien oder irgendeinen geometrischen Dekor — das mag nicht leicht sein, ist aber von einem geübten Kunsthandwerker doch gut auszuführen. Porträte, Figuren und Ornamente im Glasschnitt, nicht etwa vertieft, was der Glasschneider Tiefschnitt nennt, sondern als Relief, im Hochschnitt, das ist jedenfalls Künstlerarbeit, die alles, was „Kunsthandwerk" heißt, weit hinter sich läßt. Als Werkzeug hierfür dienen kleine Kupferrädchen von 1 mm bis 5 cm Durchmesser. An langen Spindeln ragen sie frei heraus. Ein Tretwerk setzt sie in Bewegung. Schmirgelpulver in dünnem Ölbrei wird auf das rotierende Rädchen getropft. Das Stück, das bearbeitet werden soll, wird an das Rädchen gedrückt. In ermüdend langsamer Arbeit ritzt der Schmirgel auf dem Rädchen das Glas. Mühsam werden die groben Konturen herausgearbeitet. Kleinere Rädchen bringen die feinsten Linien der Zeichnung. Es gibt keine Technik des Kunsthandwerks, die sich an Mühseligkeit mit dem Glasschnitt messen könnte. Mit diesem primitiven Gerät hat man schon vor Jahrtausenden die Gemmen geschnitten. Es bedarf Wochen, mitunter Monate, bis ein Porträt fertig ist. Und noch eins. Der Glasschneider sieht nicht, was er arbeitet. Der Schmirgelbrei ist ja immer zwischen dem Glas und dem Werkzeug. Bedeckt die Arbeitspartie, auf die es jeweils ankommt. Er muß die Richtigkeit seiner Konturen ertasten, ahnen, er muß sozusagen mit geschlossenen Augen schneiden. — Es sind wenige Jahrzehnte her, daß in Deutschland diese alte Kunst wiedererweckt wurde. Als Handwerk hat sie sich in größerer und geringerer Vollendung zwar immer erhalten, auch nach der großen Blütezeit im 17. Jahrhundert zu Nürnberg, Kassel, Potsdam, Warmbrunn. Später blieb Böhmen das Land des Glasschnitts und war vor kurzem noch unerreicht. Im Jahre 1890 aber wurde in Göppingen in Württemberg ein junger Glasschneider, Wilhelm v. Eiff, geboren. Handwerkliche Arbeit im Edelmetallgewerbe schien ihm für sein Leben beschieden. Schon in der Jugend eignete er sich gute Technik im Glasschnitt an. Er ging später auf Reisen nach Italien und Frankreich und wollte nach Ägypten, als der Direktor des Württembergischen Landesgewerbemuseums in Stuttgart, Prof. Pazaurek, heute der erste Kenner des Kunstglases, auf seine ganz seltene Spezialbegabung aufmerksam wurde. Professor Pazaurek übernahm nun die ästhetische Erziehung des jungen Talents, erwirkte ein Staatsstipendium für ihn und machte ihn mit den großen Traditionen des alten Glasschnitts bekannt. Eiff entwickelte sich unter seiner Leitung zu einer künstlerischen Reife, die alle Erwartungen übertraf. Schon seit Jahren ist er nun Professor, als Gründer und Leiter der Glasschnittabteilung der Württembergischen Kunstgewerbeschule in Stuttgart. Es ist heute in Europa kein Glasschneider, der ihn übertrifft. Selbst aus Böhmen, dem Lande, von dem bisher alle Glasschneider zu lernen hatten, kommt man zu ihm. So ist in Deutschland für einen vergessenen Kunstzweig eine neue Heimat entstanden. Dr. D. Stuart.


Ovale Glasdose in Hoch- und Tiefschnitt. Form und Dekor entworfen und ausgeführt von Prof. Wilh. v. Eiff, Stuttgart.


Schüssel mit Ballspielerin in Glasschliff. Ausgeführt von Hugo Klein, Schüler Prof. v. Eiffs.

Fortschritte und Ergebnisse in der Bekämpfung des Alterns. Bekämpfung des Alterns, nicht Verjüngung, ist das Streben der Forscher. Der ominöse Klang, den das Wort „Verjüngung" seit den ersten Mitteilungen Steinachs in weiten Kreisen gewonnen hat, ist nicht die Schuld der Forscher, sondern vor allem der Mitteilungen von Sensationsblättern. Nicht die Wiederherstellung der sexuellen Potenz beider Geschlechter ist das Ziel aller Methoden, die berufen sind, die Alterserscheinungen zu bekämpfen, sondern die Verjüngung der Persönlichkeit, die Wiederherstellung der geistigen Leistungsfähigkeit. Die Wiederherstellung der Potenz ist hiermit allerdings zwangsläufig verbunden. Man hat durch das In-Vordergrund-Stellen dieser Erscheinung den weit höheren Wert, der allen Verjüngungsmethoden zukommt, beinahe vergessen. Daß man den besten Köpfen der Menschheit im Beginn des Alterns durch Verjüngungsmethoden ihre Schaffenskraft erhalten kann, damit sie noch sagen können, was sie zu sagen haben, das ist der hohe Wert dieser Methoden, und billige Witze können hier nicht heranreichen. Heute darf man die Steinachsche Lehre als gesicherten Besitz der Wissenschaft ansprechen. Ihre offizielle Anerkennung vor dem Sexualogenkongreß in Berlin, wo die ältesten und hartnäckigsten Gegner ihre Waffen streckten, ist dem Forscher nach den vielen Anfeindungen der letzten Jahre zu gönnen. Das Prinzip der Steinachschen Verjüngungsmethode besteht ja bekanntlich darin, daß die Ausführungsgänge der Geschlechtsdrüsen unterbunden werden. Diese sogenannte Vasoligatur, eine ganz einfache Operation, gibt dem Operierten seine geistige Leistungsfähigkeit, die durch das Altern beeinträchtigt war, zurück. Damit ist eine auch äußerlich bemerkbare Verjüngung verbunden. Falten und Runzeln bilden sich zurück, die ganze Persönlichkeit ist „auf neu" aufgearbeitet. Auf der Anschauung Steinachs fußend, daß es einzig die Sekretionsprodukte der Geschlechtsdrüsen, beim Männchen Hoden, beim Weibchen Eierstöcke, sind, deren Ausfall die

Alterserscheinungen bedingt, haben andere weitergebaut. Von besonderem Interesse sind hier die Versuche Woronoffs. Dieser sucht beim alternden Menschen die Ausfallserscheinungen dadurch auszugleichen, daß Teile des Hodens bzw. der Eierstöcke anderer Menschen auf den Patienten operativ übertragen werden. Diese Übertragung ist nicht einfach, und die Gewähr, daß die übertragenen Teile beim Patienten vollkommen einwachsen und ihre Funktionen beginnen, in vielen Fällen nicht vorhanden. Dann mangelt es auch an Menschen, die bereit sind, Teile ihrer Geschlechtsdrüsen zu opfern, um andere damit zu verjüngen. Daher ist Woronoff darauf verfallen, Geschlechtsdrüsen von Affen, die dem Menschen, was erwiesen ist, blutsverwandt sind, auf seine Patienten zu übertragen. Die Erfolge dieser Übertragung sind auch hervorragend gewesen. Die allgemeinere Anwendung scheitert aber auch wieder daran, daß schließlich gar nicht genug Affen zu beschaffen sind, um alle Verjüngungswünsche zu erfüllen. — Allergrößtes Interesse beanspruchen in Fachkreisen die Veröffentlichungen des Berliner Klinikers Zondek. Diesem scheint es wirklich gelungen zu sein, wenn auch vorläufig nur für den weiblichen Teil der Bevölkerung, eine Verjüngungsmethode zu finden, die schlechthin kaum mehr übertroffen werden kann. Die Tatsache, daß die inneren Sekretionsprodukte der Geschlechtsdrüsen nur geschlechtsspezifisch sind, also männlich oder weiblich, nicht aber artspezifisch, als verschieden zwischen Menschen und Tieren, ist bekannt. Wenn es daher gelingen würde, aus den Geschlechtsdrüsen der Schlachttiere, die Stoffe, die spezifisch verjüngend wirken, zu isolieren, dann könnte man einfach diese spezifisch wirkenden Stoffe den Patienten einspritzen. Und es ist Zondek tatsächlich gelungen, aus den Geschlechtsdrüsen weiblicher Tiere diesen spezifisch verjüngend wirkenden Stoff abzusondern und in fast reiner Form zu isolieren. Die Nachprüfung dieses vom Entdecker „Follikulin" genannten Stoffes geschah zunächst nur im Tierversuch. Nachdem hier überraschende Erfolge erzielt wurden, ging Zondek dazu über, am Menschen Versuche anzustellen. Wenn die Versuche auch bisher nicht in großem Maßstabe ausgeführt wurden, so muß doch die Tatsache genügen, daß minimale Mengen schon wirksam sind, bei der Frau genügt die vierfache Menge Follikulin, die in der Lage ist, bei einer überalterten Maus Brunsterscheinungen hervorzurufen. So ist es Zondek möglich gewesen, bei Frauen, die die schwersten körperlichen und seelischen Störungen des Sexuallebens aufwiesen, diese zu beseitigen. Frauen, denen aus chirurgischen Gründen die Eierstöcke entfernt werden mußten, und die bekanntlich hiernach unter den größten seelischen Störungen leiden, konnten weitgehend gebessert werden. In einem anderen Falle, wo aus nicht geklärten Gründen Eierstöcke und Gebärmutter einer Frau nicht in Tätigkeit waren, konnte nach Anwendung des Follikulins eine Geburt erzielt werden. Dies sollen nur Beispiele dafür sein, welch augenfällige Wirkung hier vorliegt. Der größte Wert dieser Methode liegt aber zweifellos darin, daß einmal keinerlei operative Eingriffe nötig sind, und daß das Mittel relativ leicht aus tierischem Material in großer Reinheit hergestellt werden kann. Die begründete Vermutung besteht, daß es auch gelingen wird, das Follikulin künstlich im Laboratorium aufzubauen, da es sich scheinbar um einen recht einfachen Körper handelt. — Leider ist es den Bemühungen Zondeks bis zur Stunde noch nicht gelungen, das Sekretionsprodukt der männlichen Keimdrüsen in reiner Form zu gewinnen. Es ist aber zu hoffen, daß, nachdem der Weg einmal beschritten ist, auch hier der Erfolg nicht ausbleiben wird. Sollte die Darstellung gelingen, dann wäre dies wahrscheinlich von weit größerer Bedeutung als die Darstellung des Follikulins. Wertvolle Köpfe des männlichen Geschlechts, die infolge Alterserscheinungen beginnen, in ihrem Wirken nachzulassen, auf einem zu den bisherigen Methoden relativ einfachen Wege vor dem frühzeitigen Altern zu bewahren, wäre eine würdige Aufgabe. Dr. F.

Pfropfung bei Pflanzen. Nach vielen Mißerfolgen in der Überpflanzung fremder Gewebsteile auf ein Tier oder eine Pflanze kam man schließlich zu der Erkenntnis, daß dauernde Erfolge nur erzielt werden, wenn diese Versuche bei artverwandten Individuen angewendet würden (Adanson 1763). Und auch heute noch hört man sehr oft diese Ansicht aussprechen. Aber nach einem Bericht von Lucien Daniel: Über die Grenzen der Möglichkeit der Pfropfung bei den Pflanzen (Comptes rendus T CXXXI) ist die botanische Verwandtschaft nicht Vorbedingung für ein Gelingen der Pfropfung. Als Beispiele hierfür seien genannt: Aster (Komposite) und Phlox (Polemoniazee), Ahorn (Azerazee) und Flieder (Oleazee), Topinambur (Komposite) und schwarzer Nachtschatten (Solanazee), verschiedene Kohlarten (Kruzifere und Tomate (Solanazee), Bohne (Leguminose) und Xanthium (Ambrosiazee), Bohne (Leguminose) und Rizinus (Euphorbiazee), große Sonnenblume (Komposite) und Melone (Kukurbitazee), Coleus (Labiate) und Achyranthes (Amaranthazee), Zinnie (Komposite) und Tomate (Solanazee). Am besten gelingt die Verwachsung, wenn Größe, Kraft und Wachstumsweise der beiden vereinigten Pflanzen übereinstimmen. Bei Flieder und Ahorn, Phlox und Aster hat die Operation nur bei ganz jungen Pflanzen Erfolg. — Wohl allgemein bekannt ist, daß von der Veredelungsstelle aus das aufgepflanzte Reis nur den aufsteigenden Saftstrom verwendet, sonst aber in seinem ganzen Habitus — Blätter, Blüten, Früchte — sich nicht verändert. Die Unterlage wird nicht beeinflußt. Und doch ist es gelungen, Pfropfbastarde zu bilden. Ums Jahr 1830 erzielte der Gärtner Adam in Paris durch Pfropfung von Cytisus purpureus auf Laburnum vulgare eine neue Pflanze, die in Blättern und Blüten den Habitus der beiden Arten in sich vereinte, zuweilen auch Zweige in reiner Ausbildung wechselweise entwickelte. Die neue Art erhielt den Namen Cytisus Adamii. Durch Pfropfung ihrer Reiser auf Goldregen hat sie sich auch weiter behauptet. Zwischen Weißdorn (Crataegus oxyacantha und Cr. monogyna) und Mispel (Mespilus germanica) einerseits und schwarzem Nachtschatten (Solanum nigrum) und Tomate (Solanum Lycopersicum) andererseits erzielte man später dieselben Erfolge (Prof. Dr. Hans Winkler, Tübingen, 1907). Bei der Veredelung müssen alle Adventivknospen (Knospen, die nicht in regelmäßiger Abhängigkeit von der Blattstellung erscheinen, sondern regellos an älteren Pflanzenteilen auftreten) unter und über der Veredelungsstelle entfernt und nur die Adventivknospen direkt an der Berührungsfläche beider Pflanzen belassen werden. Hier tritt dann eine Verwachsung und Verschmelzung der Zellen beider Pflanzen ein, die zur Bildung des Bastards führt. Rudolph Schiffel.

Dauer und Strenge der Winterkälte. Die Wettervorhersage für größere Zeiträume eines Jahres ist und bleibt schwankend und ungewiß wie das Wetter selbst; nur die Statistik kann durch ihre aus längerer Vergangenheit gewonnenen Tatsachen und Durchschnittszahlen eine annähernde Wahrscheinlichkeit folgern. Je breiter und vielseitiger die Grundlagen, desto enger die Fehlergrenzen für die Wahrscheinlichkeitsberechnung besonders auch unseres künftigen Winterwetters. Natürlich kommt es dabei schon innerhalb der deutschen Grenzen gar sehr auf die geographische Lage des betreffenden Ortes an. Ein gutes allgemeines Kennzeichen für die Winterstrenge ist die Schneehäufigkeit. Sie nimmt zu von Westen nach Osten und bewegt sich in weiten Grenzen. Während Westfriesland durchschnittlich nur 20 Schneetage hat, steigert sich die Zahl die Küste hinauf bis nach Masuren auf 70 Tage. Hinter letzterer Zahl bleibt sogar die 657 m hohe Schnee-Eifel mit ihren 62 Schneetagen zurück. Die Schmücke in Thüringen erreicht 88, Oberwiesenthal im Erzgebirge 90, der Brocken 99, die Schneekoppe 129, die Zugspitze 191 Schneetage. Dieser Berg erreicht überhaupt das historisch beglaubigte deutsche Maximum, und zwar das eines bestimmten Jahres mit 225 Schneetagen! Demgegenüber kann Trier sich rühmen, mit nur 2 Tagen Schnee eines Jahres jeden Winterrekord in Deutschland bis jetzt zu halten. Das Maximum der Schneehäufigkeit fällt übrigens nicht in den Januar, sondern in den Februar, für Küstenland und Hochgebirge sogar in den März. Eine weitere Grundlage zur Beurteilung



der Winterkälte liefert die von Professor Rudolf Wegner auf Grund der Angaben von 114 Wetterstationen entworfene Karte mit Verzeichnung der durchschnittlichen Zahl der Eis- und Sommertage. Die Linie, auf der sich diese die Wage halten, läuft von der mittleren Ems quer durch Norddeutschland zur Warthe. Ganz Mittel- und Südwest- sowie ein großer Teil von Südostdeutschland haben mehr Sommer- als Eistage. Nur die schwäbisch-bayerische Hochebene, der Schwarzwald und die mitteldeutschen Gebirge machen eine Ausnahme. Nördlich der genannten Linie verschiebt sich das Verhältnis so rasch, daß bereits Kiel und Helgoland 14 Eis- und nur 2 Sommertage im Durchschnitt besitzen. Das deutsche Kältezentrum liegt an der polnischen Grenze bei Konitz. Auch das von Professor Maurer berechnete gänzliche Zufrieren von großen Seen bietet hier gewisse Anhaltspunkte. Danach gehört zu einem Zufrieren von wochenlanger Dauer eine zusammengefaßte Kältesumme von 350 bis 400° C. Eine solche hatten wir in Norddeutschland von 1788 bis 1845, also in 57 Jahren, in nicht weniger als 17 Jahren. Von 1846 bis 1917 dagegen, also in 71 Jahren, kam es in Norddeutschland nur in 6 Jahren zu jenem hartnäckigen Dauerzufrieren. In Süddeutschland aber kommen auf den langen Zeitraum von 1770 bis 1923, also auf 153 Jahre, überhaupt nur 6 wirklich strenge Winter in diesem Sinne. Interessant ist schließlich auch der von Professor Alt entdeckte, geradezu gesetzmäßige Termin des letzten Frühjahrsfrostes. Er läuft nämlich, wenigstens für jeden Ort in Süddeutschland, genau parallel mit den von Professor Ihne schon längst sehr sorgfältig ermittelten Durchschnittsdaten des Aufblühens bestimmter Fruchtbäume und -sträucher einer und derselben Gegend. Hiernach ist der letzte Frost zu erwarten in der Rheinebene zwischen 14. und 21. April, im unteren Neckartal zwischen 17. und 21. April, am Bodenseegestade zwischen 14. und 28. April, am Mittel- und Untermain sowie im Donautal bei Regensburg zwischen 21. und 28. April, am Obermain sowie auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene zwischen 28. April und 5. Mai, in Nürnberg am 27. April, im mittleren Alpenvorland zwischen 5. und 12. Mai, im südlichsten bayerischen Alpenvorland zwischen 12. und 19. Mai. Diese auffallende parallele Übereinstimmung zwischen letztem Frost und Aufblühen verrät eine außerordentlich feinfühlige Anpassung der Pflanzenwelt an das Kälteklima ihres jeweiligen Standortes. Es ist daher im Interesse unserer Landwirtschaft und Obstzüchter in Mittel- und Norddeutschland zu wünschen, daß auch für diese Gebiete jene Übereinstimmung untersucht und festgestellt wird.

Hermann Radestock.

Die Temperaturgrenzen des Lebens. Es ist erstaunlich, was für niedrige und hohe Temperaturen manche Lebewesen ertragen können. Eine Reihe bemerkenswerter Beispiele verdanken wir den Mitteilungen Pütters. Es gibt kleine Tiere, Urtiere, die nur aus einer einzigen Zelle bestehen, und die in Polareis erstarren können, ohne ihre Lebensfähigkeit einzubüßen; dabei kühlt sich das Eis im Polarwinter auf 40 Grad unter Null ab. Die tiefste Temperatur, die bei einem lebenden Menschen gemessen wurde, beträgt 23° C, während die normale Körperwärme 36 bis 37° C ist. Bakterien konnten auch in flüssiger Luft (192° Kälte), flüssigem Wasserstoff (253° Kälte) und flüssigem Helium (269° Kälte) am Leben bleiben. Die Sporen von Schimmelpilzen und feine Kieselalgen vertragen gleichfalls eine langsame Abkühlung auf 200° Kälte. Hunde und Kaninchen sterben, wenn ihre Körperwärme auf 19° gesunken ist. — Auch außerordentliche Wärmegrade können ertragen werden. Die Sporen des Heubazillus vermögen eine Erhitzung auf 130° C eine Stunde lang zu überleben. Ebenso vertragen Sonnenblumensamen längere Zeit eine derartige Erhitzung. In tropischen Gegenden wurden Bodentemperaturen bis zu 85° festgestellt. Die Samen, die im Boden liegen, litten nicht unter dieser Hitze. An enge Temperaturgrenzen sind die warmblütigen Tiere gebunden, die Säugetiere und die Vögel. Die Körperwärme der Säugetiere schwankt von 34 bis 41°, die der Vögel von 40 bis 44°. Die Schnee-Eule hält ihre Körpertemperatur von über 40° in einer Umgebung aufrecht, in der 30 bis 40° Kälte herrschen. Der Kaiserpinguin kann dem Südpolarwinter, wenn alle seine Verwandten das Land der Eisstürme verlassen, standhalten. Er wurde sogar brütend angetroffen zu einer Zeit, als das Thermometer länger als eine Woche bis auf 61° Kälte sank. ws.

DIE ANEKDOTE

VON Dr. HANS HAJEK

Unser Denken wird immer allgemeiner und abstrakter, und unsere Sprache, sein Ausdruck, mit ihm. Das liegt nicht zuletzt an der naturwissenschaftlichen, auf das Mathematisch-Physikalische hinstrebenden Geistesrichtung, in der uns das neunzehnte Jahrhundert zurückließ. Wissenschaft, im Sinne von Naturwissenschaft, will aus vielen planmäßigen, daher am liebsten experimentellen Einzelbeobachtungen allgemeine Gesetze gewinnen, in die sich diese Einzeltatsachen einordnen lassen. Der verstorbene Heidelberger Philosoph Wilhelm Windelband hat diese Wissenschaften „nomothetisch", d. h. gesetzaufstellend, genannt. In ihnen geht das Einzelne im Allgemeinen unter. Aber derselbe Denker hat auch gezeigt, daß für die geschichtlichen Wissenschaften ein anderes Ziel gilt: sie nehmen ihren Zusammenhang gerade aus Beschreibung, Durchleuchtung und Verständnis des Einzelnen, des Individuellen. Sie sind „idiographisch", d. h. das „Eigene" aufzeichnend. Aber auch sie bilden die Wirklichkeit geistig um: eine Grammaphon- und Filmaufnahme eines historischen Vorgangs wäre keine Geschichte. Geschichte treiben heißt, das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden, das Wesentliche auf eine kurze Formel bringen; Geschichte darstellen heißt, das Leben von Jahrhunderten und die Verflochtenheit zahlloser Menschenschicksale in die Erzählung eines Buches von wenigen hundert, wenn es hoch kommt, von wenigen tausend Seiten zusammenfassen. Auch hier droht also aller Orten die Abstraktion. Daher haben die Geschichtschreiber seit jeher, soweit sie nicht nur Gelehrte, soweit sie auch Künstler waren, nach Mitteln gesucht, das historische Leben in seinen Brennpunkten gewissermaßen einzufangen und unmittelbar anschaulich zu machen. Unter diesen Mitteln ist eines die gut gewählte und glücklich erzählte Anekdote, die ein eiserner Bestandteil der Geschichtschreibung bleiben wird, soviel sich auch gegen sie einwenden läßt, soviel man tatsächlich gegen sie eingewendet hat.

Eine gute Anekdote muß den Menschen, den Vorgang, von dem sie handelt, charakterisieren. Das tut sie, ganz gleichgültig, ob sie echt oder erfunden ist, nur in jedem Falle in verschiedener Art. Die echte Anekdote ist ein Ausdruck der betreffenden geschichtlichen Individualität, eine „Symptomhandlung", wie die Psychoanalytiker um Freud sagen. Als solche Symptomhandlung gibt sich auch die echteste Anekdote durch das Material ihrer Vieldeutigkeit: da sie nur einen charakteristischen Zug heraushebt und veranschaulicht, kann eine Anekdote allein niemals das Gesamtbild einer Persönlichkeit umfassen, läßt sie sich zunächst leicht durch eine andere, widersprechende entwerten. Aber da die Menge der auf eine Persönlichkeit gehenden Anekdoten mit der Bedeutung dieser Persönlichkeit wächst, gibt die Gesamtheit der Züge dann doch ein einheitliches Bild, wie das die zahllosen Geschicht-

chen von Friedrich dem Großen, von Joseph II., von Bismarck bezeugen. Wenn von Goethe erzählt wird, daß er als Kind sich weinend geweigert habe, in der Gesellschaft eines häßlichen Kindes zu verbleiben, so wird diese Anekdote freilich erst aus dem überlieferten Totalbild des Dichters recht verständlich, zeichnet aber dann scharf jenen Charakterzug Goethes ab, den die einen bewundernd als Schönheitsbedürfnis, die anderen als seelische Empfindlichkeit ansprechen, wieder andere aber verächtlich als Feigheit bezeichnen.

Schon diese verschiedene Art, in der eine (wahrscheinlich) echte Anekdote weitergegeben wird, in der mündlichen und zwischendurch auch einmal in schriftlicher Überlieferung vieler gleichzeitiger Menschen und einander folgender Generationen, schon die unvermeidbare und unaufhaltsame Formung der Wiedergabe „verunechtet" die Erzählung. Ohne daß sie darum wertloser werden muß. Denn auch die ganz unechte, erfundene Anekdote ist ein anschauliches Symptom: für die Menschen, die jene große, auf alle Fälle berühmte Individualität so gesehen haben. Der Anekdotenschatz um Friedrich den Großen, um Bismarck kennzeichnet auch das Volk, das ihn lebendig bewahrt. Wie die zeichnerische Karikatur, ist auch die Anekdote immer ein Zeichen der Berühmtheit und meist auch der, eingestandenen oder nicht eingestandenen, Beliebtheit. Auch in den boshaftesten Geschichten steckt mehr Bewunderung und Neid als echter Haß und wahre Verachtung. Und selbst wo eine Anekdotengruppe politischem, konfessionellem oder weltanschaulichem Parteihaß entwächst, deckt sie eine geistige Existenz: neben dem protestantischen, im engeren Sinne: lutherischen Bilde Luthers gibt es ein katholisches — das eine wie das andere Bild ist „ungeschichtlich", die Tatsachen in Luthers Leben so oder so beleuchtend, verfälschend, vereinfachend, aber beide Bilder waren und sind doch von einer eminenten historischen Wirkung, also doch auch Wirklichkeit! Geschichtsphilosophen unserer Tage haben behaupten können, daß der „Mythos" von einer Persönlichkeit, nicht die geschichtliche Person selbst das Wesentliche sei. Ob Jesus „gelebt hat", ist eine Frage zweiter Ordnung gegen die Feststellung, daß er noch immer lebt, im Geiste seiner Verehrer wie im Geiste seiner Gegner. — Von solchem Standpunkt aus gesehen, haben auch die sogenannten Wanderanekdoten eine geschichtlich symptomatische Bedeutung: indem sie eben bestimmten historischen Persönlichkeiten beigelegt worden sind und von diesen wieder an bestimmte andere übergehen.

Manchmal sind die individuellen Namen ganz geschwunden und in den Anekdoten typische Charakteristiken entstanden, deren Erkenntnis- und Anschauungswert heute noch viel zu gering angeschlagen wird. Vielleicht weil die Anekdote, die mit dem Witz das Zugespitzte, „Pointierte" gemein hat, allzusehr im Witz aufgegangen und mit diesem in die „Niederungen der Literatur", wie Erich Schmidt gern sagte, hinabgeglitten ist. Unsere Witzblätter, die die Anekdote als literarische Form pflegen (freilich in der einseitigen Form der satirischen oder der erotischen Anekdote) sind gegenwärtig meist nicht ganz auf der Höhe, auf der einige von ihnen einstmals waren; und von den anderen belletristischen Blättern kennen nur wenige die Anekdote als regelmäßigen Bestandteil ihrer Texte, wenn wir von der nicht immer gut gepflegten „Witzecke" absehen. Aber hier gerate ich schon in die Geschichte der Anekdote, deren Verlauf, bei der Buntscheckigkeit des europäischen Anekdotenschatzes, abwechslungsreich genug ist. Antike Vorbilder wirken auf die neu entstehende Geschichtschreibung des Abendlandes, mehr noch auf die praktisch-theologische Literatur, volkstümliche Bildungen gesellen sich dazu und schaffen neben der überreichen Masse der Exempel und Predigtmärlein des Mittelalters die noch viel unübersehbarere des populären Schwankes, wie ihn dann besonders das 15., 16. und 17. Jahrhundert kultivieren. Das individualistische Zeitalter der Renaissance hat an dieser Entwicklung seit dem 15. Jahrhundert Anteil gewonnen durch seine „Facetien", im Grunde auch nichts anderes als gelehrte, aber dabei oft sehr grobe Schwänke, Schwänke, die dann aus den deutschen Nachfolgen der Sammlung des Italieners Poggio, besonders aus dem Buche des Schwaben Heinrich Bebel, verdeutscht in die Unterhaltungsliteratur der breiten Masse hinabsanken. Von diesen Anekdoten überlebt nur wenig den Dreißigjährigen Krieg in mündlicher Überlieferung; das meiste bleibt in seltene, lange nur den Gelehrten bekannte und zugängliche Sammelbände gebannt, aus denen erst die literaturgeschichtliche Forschung einiges wieder emporgehoben und den Liebhabern mitgeteilt hat. Die alten Predigtmärlein und überhaupt alle Anekdoten mit moralisch-belehrender Richtung bleiben lebendiger im Strome der Zeiten: dickleibige Barockwälzer halten sie fest, die Aufklärung des 18. Jahrhunderts kocht ihre breiten Bettelsuppen daraus. In der Schicht der Gebildeten und Gelehrten füllen sich die Biographien, die Memoiren, die Zeitschriften allmählich mit neuen individuellen Anekdoten an, deren Strom in uferlose Weite in die Gegenwart mündet.

ANEKDOTEN

Mittelalterliche Fehde.

Anno 1478 erhub sich Feindschaft zwischen dem Landgrafen zu Hessen und der Stadt Einbeck, also daß es letztlich zu einem Schlagen gelanget. Die Einbecker zogen aus, so stark sie mochten, den Hessen entgegen. Der Burgermeister vermahnet die Seinen, standhaft zu bleiben und sich reblich zu wehren, denn welcher fliehen würde, sollte ein Kuf voll Bier zur Straf geben. Ein Speivogel (Spottvogel) unterm Haufen antwortet hierauf und sagt: „Nun, nun, Herr Burgermeister, laßt es bei einer Tonnen bleiben, wir werden ohn das genug zu saufen haben." Das geschah auch also, denn die Einbecker wurden geschlagen, und darum daß jeglicher ein Strick, die Hessen mit zu binden, bei sich hatte, selbst mit gebunden und gen Kassel alle Türn voll Gefangen geführt, daselbst auch noch ihrer Fähnlein eines auf der alten Statt in der Kirchen steckt.

Wer binden will, eh er gegreift,
wird gern mit eignem Schmalz betreuft.

(H. W. Kirchhof, „Wendunmut". 1562.)

Professor Taubmann.

Ein vornehmer Herr, welcher sehr grob mit Geringeren zu scherzen pflegte, lud Taubmann einsmals zu Gaste, der ihm bei dem Willkommen die Hand feste hielte und ihn fragete: „Was er doch zu Hause mache, daß er so grobe und harte Hände habe, er müsse gewiß dreschen." Worauf Taubmann mit lachendem Munde sagte: „Es kann wohl sein, denn ich habe den Flegel schon in der Hand."

(Heinrich Anshelm v. Ziegler und Klipphausen, „Historisches Labyrinth der Zeit". 2. Aufl., 1731.)

Er kennt sie.

Es war ein Mann, dem seine Frau in einem Bach ertrunken war, und als er die suchte, ging er das Wasser auf (aufwärts). Da sich des ein ander verwundert, vermahnet ihn, er sollte sie abhin, nach des Wassers Lauf suchen, sprach er: „In keinem Weg (keineswegs) wird sie also funden; denn sie ist schwer zu überreden und zu eigensinnig gewesen und andern Sitten widerwärtig, daß sie nimmer denn wider oder gegen dem Bach auch nach dem Tod gehen mag."

(Melander/Hofmann, „Joco-Seria, das ist: Schimpf und Ernst". 1607.)

Die kurze Predigt.

Ein Priester hatte nicht viel studiert, kam auf die Kanzel und sagte: „Wir wollen gar in der Kürze von dreien Stücken dieses Mal reden:

1. Das Erste weiß ich, und ihr nicht.
2. Das andere wisset ihr, und ich nicht.
3. Das Dritte wissen wir alle nicht.

Daß meine Hosen zerrissen, das weiß ich. — Ob ihr mir wollet ein Paar neue geben, das wisset ihr. — Unser Küster hätt eine frische Tonne Bier eingeleget; ob das Bier gut ist, wissen wir alle nicht; darum kommet und lasset uns eins proben." (Johannes Peter de Memel, „Erneuert und vermehrte Lustige Gesellschaft". 1656.)

Der Superklugs.

Der Hofrat und Professor Witte in Rostock schrieb über die Entstehung der ägyptischen Pyramiden und suchte zu beweisen, daß solche nicht Werke der Kunst, sondern Produkte der schaffenden Natur wären. Lichtenberg behauptete, daß dies Buch nicht besser widerlegt werden könne, als wenn man dagegen eine Abhandlung schreibe und darin zu beweisen suche, daß Wittens Schrift nichts als eine unwillkürliche Kristallisation der Tinte sei. (K. H. Jördens, „Denkwürdigkeiten". 1812.)

Auf die Stettiner ist kein Verlaß!

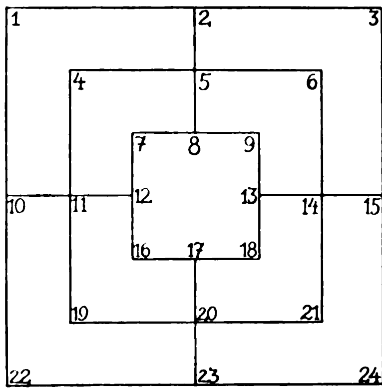
Als der alte General Wrangel im November 1848 vor Berlin stand, um zur Unterdrückung der revolutionären Unruhen dort einzurücken, ließ ihm die Bürgerschaft von Stettin, seinem Geburts- und Wohnort, mitteilen, sie würden seine Frau aufhängen, wenn er es wage, in Berlin einzumarschieren. Trotzdem rückte er am 9. November mit den vor der Hauptstadt versammelten Truppen dort ein. Als das Militär die Stadt betreten hatte, sagte Papa Wrangel zu seinem Adjutanten: „Nu soll mir dat bloß wundern, ob sie ihr hängen!" Und als er einige Tage später die Nachricht bekam, daß seine Frau wohlbehalten sei, meinte er ganz ruhig: „Dat hab ick mir schon jedacht. Uf die Stettiner is keen Verlaß!"
(Nach mündlicher Berliner Überlieferung.)

Aus unseren Tagen.

Ein Neureicher kam um 1917 in eine große Wiener Buchhandlung. Nach seinen Wünschen befragt, gab er an: „Ich brauche eine Goethe-Ausgabe, in grünem Leder gebunden und sechs Meter lang!" (Nach mündlicher Überlieferung.)

ZUM NACHDENKEN

Mühlenbretträtsel.



Die Ziffern 1—24 sind durch folgende Buchstaben zu ersetzen: **a a a a a c d e e g g h i i k l m r r t t u u x.** Alsdann ergeben: 1 2 3 Gegner Martin Luthers — 1 10 22 Vogel — 2 5 8 Dichtung von Herder — 3 15 24 Uferstraße — 4 5 6 Fahrzeug — 4 11 19 Bezirk — 6 14 21 Waffe — 7 8 9 weiblicher Vorname — 7 12 16 Werkzeug — 9 13 18 Singstimme — 10 11 12 männlicher Vorname — 13 14 15 biblische Gestalt — 16 17 18 Leistung — 17 20 23 deutscher Fluß — 19 20 21 Zeitmesser — 22 23 24 Schweizer Kanton.

Wetzsteine des Geistes.

Zahlenfeld.

8 6 0 9 4 3 2 1 6 5 4 8 0 9 3 2 8 7 6 2 1 — 9 0 — 4 3 7 9 0 2 — 6 1 2 4 5 — 0
6 0 9 — 3 5 6 7 8 2 1 8 7 — 4 1 0 9 7 3 2 8 — 8 7 6 3 7 6 7 1 9 1 9 — 0 5 5 5
1 0 9 7 9 7 9 7 6 5 3 5 3 4 2 4 1 — 6 — 6 8 7 4 3 9 1 0 — 0 0 9 8 7 5 2 8 6 1
— 1 3 — 6 8 6 9 7 0 4 8 7 3 7 1 7 5 3 8 6 7 3 9 8 6 0 1 2 — 7 6 5 3 8 3 1 0 9
7 7 5 5 3 3 1 1 4 4 8 8 9 2 2 3 3 5 0 5 5 9 9 0 0 3 2 — 3 2 — 1 0 1 0 — 7 8 7
6 4 5 3 2 1 7 1 9 1 0 2 — 8 3 8 6 2 1 0 9 — 3 5 7 8 5 4 1 7 0 8 5 3 — 1 6 0 9
1 2 3 4 5 6 7 8 9 0 — — 0 9 8 7 6 5 4 3 2 1 — 1 3 5 7 9 0 8 6 4 2 — 2 4 6 8 0
2 4 6 8 0 3 6 9 2 5 8 1 4 7 0 — 4 8 6 2 0 5 0 6 2 8 4 9 7 4 1 8 5 2 9 6 3 0 —

Beantworten Sie mit der Uhr in der Hand folgende Fragen, und lösen Sie folgende Aufgaben:

1. Wie viele Ziffern (Zahlzeichen von 1 bis 0) sind in diesem Zahlenfelde? 2. Wie viele Striche (—)? 3. Wie viele Buchstaben? 4. Streichen Sie alle Ziffern 9 durch! 5. Wie viele 9 sind es? 6. Streichen Sie alle Nullen (0) durch, und zählen Sie dabei, wie viele es sind. 7. Wieviel Zeit haben Sie zu den Aufgaben 1 bis 6 gebraucht?

Silbenrätsel.

Die nachfolgenden Silben:

au — bar — be — be — be — bu — del — del — di — dor — dus — e — e — ek — ex — ex — ex — fo — gel — hi — i — i — is — ker — kow — kra — lou — nar — nar — ne — net — neu — no — o — on — phi — ran — ranz — re — re — se — sicht — stein — te — ti — tu — u — va — vor — wal — zis

sind zu 19 Wörtern zusammenzusetzen, die bezeichnen: 1 französische Münze, 2 Stacheltier, 3 Sonntag, 4 Fisch, 5 Eichel, 6 Apfelart, 7 wertvoller Stein, 8 Kaviar, 9 Walfischart, 10 Buch Mosis, 11 Blume, 12 indischer Religionsstifter, 13 Erneuerung, 14 Gegensatz von Gebirge, 15 Metall, 16 Stadt in Mecklenburg-Schwerin, 17 Stadt im alten Griechenland, 18 weise Maßnahme, 19 Geschwulst.

Sind alle Wörter richtig gebildet, so ergeben ihre Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Horaz.

Magisches Quadrat.

A	A	D	E	Frauenbezeichnung
E	E	M	M	Pflanze
N	N	O	O	Junger Wein
R	S	T	T	Vogel

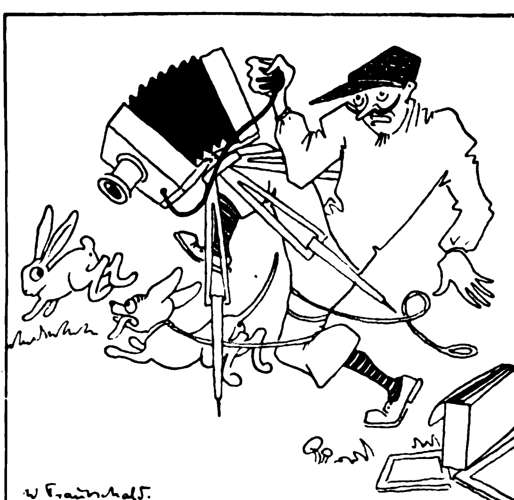
Welt des Genießens.

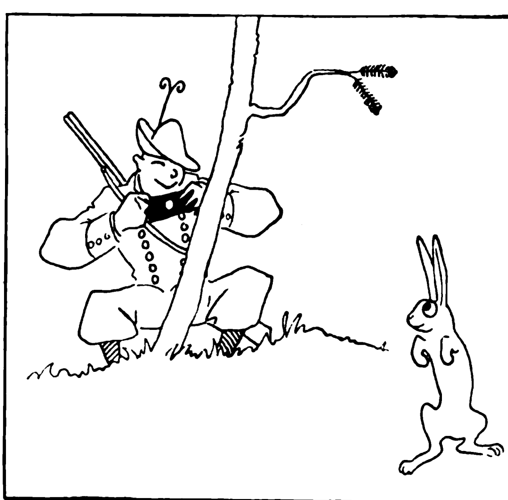
Es sitzen, legst eine Falte du um,
Um sie viel Junge und Alte herum.

Kammrätsel.

a	a	a	a	a	a	a	a	b	d	e
e		g		i		l		n		p
e		g		i		l		n		p
e		i		l		m		n		r
e		i		l		m		n		s
e		i		l		n		o		s

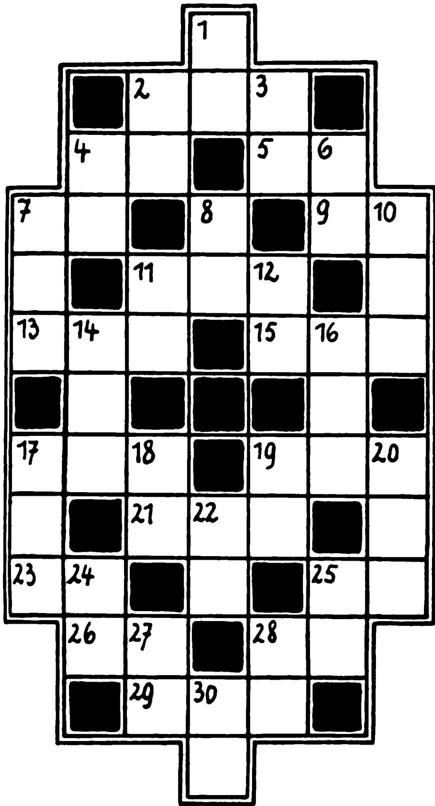
Nach Umstellen der Buchstaben ergibt der Rücken des Kammes eine nordamerikanische Stadt. Die Zinken nennen: 1. Spanische Stadt, 2. italienische Stadt, 3. preußische Stadt, 4. böhmische Stadt, 5. niederländische Stadt, 6. russische Stadt.





Silben-Kreuzworträtsel.

Abbildung zu nebenstehendem Text.



Aus den Silben:
a — da — de — de — de — de — de — el — ge — gi — ja — ka — kel — kel — ki — le — ler — lo — lo — lon — ma — ma — man — me — me — me — mo — mo — na — nie — no — nü — o — on — pun — ran — rax — re — re — ro — sa — sa — sar — se — so — so — ter — tho — tro — ze
sind 38 Wörter zu bilden und so in die freien Felder der nebenstehenden Zeichnung einzutragen, daß jedes Feld von einer Silbe besetzt wird. Bei jeder Ziffer beginnt ein neues Wort, das so viele Silben hat, wie freie Felder bis zum nächsten schwarzen Block vorhanden sind. Die Wörter bedeuten in den wagerechten Reihen: 2 Tochter des Königs Herodes, 4 athenischer Gesetzgeber, 5 wildes Kind, 7 Gewichtseinheit, 9 Innenorgan, 11 japanische Stadt, 13 Angehöriger eines Wandervolkes, 15 Dichtungsart, 17 wohlriechende Gartenblume, 19 Stadt in Oberitalien, 21 planmäßiges Verfahren, 23 Verwandter, 25 fußlose Insektenlarve, 26 Gattin des Jakob, 28 unterster Raum des Hauses, 29 griechische Göttin der Fruchtbarkeit; in den senkrechten Reihen: 1 Musikstück für Gesang oder ein Instrument allein, 2 Empfangszimmer, 3 Stadt in Südtirol, 4 wie 1, 6 Schöpferkraft, 7 japanischer Überwurf, 8 Mädchename, 10 Edelmetallstempel, 11 Dichtungsart, 12 französisches Kartenblatt, 14 Seemann, 16 Dachkammer, 17 Gebiet, 18 Schachfigur, 19 Wandel in der Bekleidung, 20 Quellgöttin, 22 Brustkorb, 24 Maurergerät, 25 Künstler, 27 Abschiedsgruß, 28 Weinpresse, 30 Speisenfolge.

Scharade.

Nie zeigt das Erste die Trauer an;
Das Zweite zieret so manchen Mann.
Ein deutscher Kaiser von großem Mut
Hatte das Ganze als Attribut.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4278.

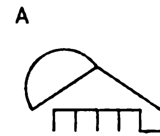
Wetzsteine des Geistes. („Zeichne weiter!"): Wir hoffen, daß es recht vielen Lesern gelungen ist, die 5. Figur zu den Reihen zu finden. Den mathematisch Eingestellten wird es nicht allzu schwer gefallen sein, aber auch die, die vielleicht vergeblich sich an der Lösung versucht haben, wird diese beim Anblick der hier wiedergegebenen Endfiguren an das vielerwähnte „Ei des Kolombus" erinnern.

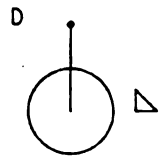
Optik und Erdkunde: Linse — Insel.

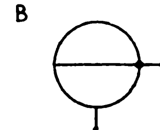
Gitterrätsel: Wagerecht: 1 Spiegel, 2 Klabund, 3 Eternit; senkrecht: 4 Spalato, 5 Herbert, 6 Meineid.

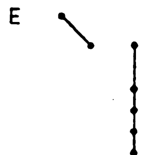
Silbenrätsel: 1 Waldow, 2 Alhambra, 3 Sokrates, 4 Irland, 5 Serenade, 6 Tenor, 7 Dolith, 8 Haiti, 9 Nauheim, 10 Emblem, 11 Livree, 12 Insel, 13 Ebro, 14 Borah, 15 Ellenbogen, 16 Etage, 17 Hieronymus, 18 Rabbi, 19 Etalage. — Was ist ohne Liebe Ehre, was der Himmel ohne sie!

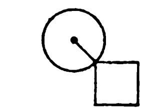
Quadraträtsel: Sabine, Samuel, Ortrud, Oswald, Rosine, Ulrich.











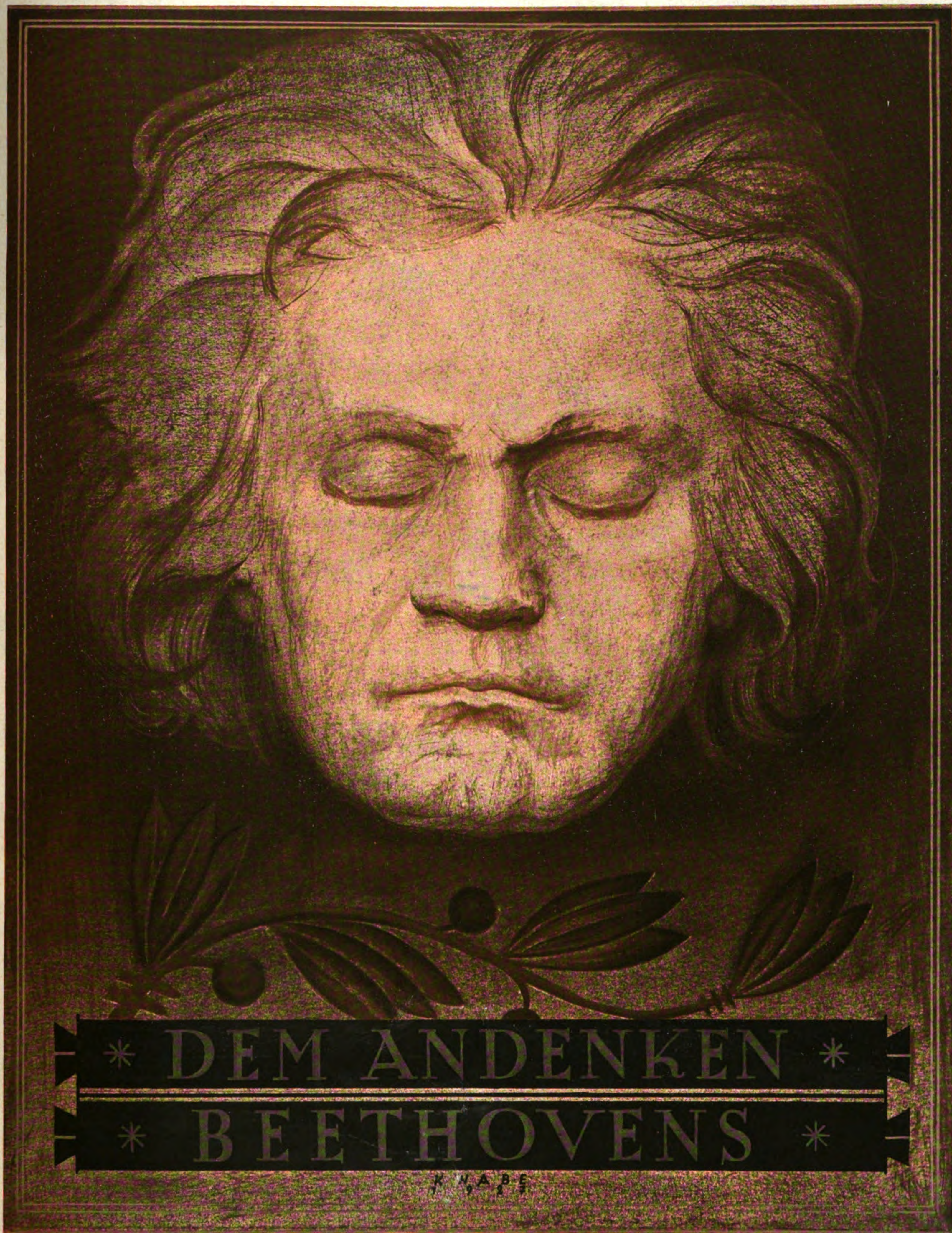


Endfiguren der Reihen „Prüfe dich selbst — und zeichne weiter!" in Nr. 4278.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG * J · J · WEBER * LEIPZIG

NR. 4280. 168. BAND A. A EINZELPREIS 1.50 REICHSMARK 24. MÄRZ 1927

Bad Brambach i. V., stärkstes Radium-Mineralbad der Welt. Bad Brambach, welches die stärkste Radium-Mineralquelle der Welt besitzt, hat infolge seiner fabelhaften Heilerfolge und den modernen Erweiterungen und Verbesserungen seiner Kuranlagen einen mächtigen Aufschwung genommen. Es hatte auch während der kalten Jahreszeit einen ständig wachsenden Besuch aufzuweisen und kommen Herbst-, Winter- und Frühjahrskuren immer mehr in Aufnahme. In dem behaglich eingerichteten Kurhaus befinden sich auch die Radiumbäder und das Radium-Emanatorium. Die Wandelhalle ist allseitig geschlossen und im Winter heizbar. Durch gesellschaftliche Veranstaltungen wird ganz nach den Wünschen der Kurgäste für Zerstreuung gesorgt. Infolge der in den Anlagen aus der Erde strömenden Gase, welche im Liter bis zu 1100 Macheeinheiten Radium-Emanation enthalten, ist die Luft auch radioaktiv und daher eine dauernde Einatmung der Emanation im Freien gegeben. Schon aus diesem Grunde kann man sich leicht eine Vorstellung von der günstigen Beeinflussung des Körpers durch eine Kur machen, welche bei einer ganzen Reihe von Leiden infolge der einzigartigen Wirkung des Radiums durch die Kurmittel keines anderen Bades auch nur annähernd erreicht wird.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4280. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.50 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 24. März 1927.

Allgemeine Notizen.

Eine Woche für katholische Kirchenmusik ist im Rahmen des „Sommers der Musik", der in Frankfurt a. M. für Mitte Juni d. J. vorbereitet wird, mit in Aussicht genommen. Alle Zweige der katholischen Kirchenmusik in Kompositionen und Gesängen alter und neuer Zeit sollen dabei in hervorragender Weise zum Vortrag kommen. Der Chor des Benediktinerklosters zu Maria-Laach wird sich voraussichtlich daran beteiligen. Anfragen beantwortet die Leitung der Ausstellung „Musik im Leben der Völker" in Frankfurt a. M., Haus Offenbach.

Die Deutsche Sängerwoche in Nürnberg findet in der Zeit vom 2. bis zum 4. Juli d. J. statt. Gelegentlich einer Vorbesprechung über die Einzelheiten der Durchführung wurde als Zweck der Deutschen Sängerwoche das Bestreben bezeichnet, die Kluft zwischen den deutschen Musiksachverständigen und dem deutschen Lied zu überbrücken, den deutschen Komponisten Gelegenheit zu geben, neue Werke zu schaffen, und die deutsche Sängerschaft anzuspornen, diese wiederzugeben. Auf die ergangene Aufforderung hin sind von über tausend Komponisten 1835 Werke eingesandt worden, von denen 1137 nicht den Hauptanforderungen entsprochen haben. Bei der engeren Wahl sind weitere 500 Werke ausgeschieden, und aus der engsten Prüfung 62 Werke von 58 Komponisten endgültig angenommen worden. Zur Teilnahme an der Sängerwoche haben sich 70 Vereine aus Nord- und Süddeutschland gemeldet. Ob auch der Berliner Lehrergesangverein teilnimmt, ist noch nicht bestimmt. Aus Nürnberg-Fürth und dem übrigen Franken werden über 1100, aus dem sonstigen Reich 2500 Sänger an dem Wettstreit teilnehmen. Die Deutsche Sängerwoche soll aller zwei Jahre und im Einverständnis mit der Leitung des Deutschen Sängerbundes (Berlin-Wilmersdorf, Wegener-Straße) immer in Nürnberg, dem Sitz des Deutschen Sängermuseums, abgehalten werden.

Das Programm für den Deutschen Luftfahrertag steht nunmehr fest. Danach erstreckt sich die Tagung auf sechs Tage, und zwar vom 16. bis zum 21. Juni d. J. Der erste Tag gilt lediglich der Begrüßung der erschienenen Luftfahrer, während der zweite Tag einer Vorstandssitzung und Kommissionssitzungen des Deutschen Luftfahrtverbandes und außerdem einem öffentlichen Lichtbildervortrag über Ballonwesen gewidmet ist. Der dritte

Tag wird wieder mit Kommissionssitzungen und einer Vorstandssitzung ausgefüllt; daneben ist eine Besichtigung industrieller Anlagen in Elberfeld vorgesehen. Am Sonntag, 19. Juni, erfolgt dann in Barmen die ordentliche Hauptversammlung des Deutschen Luftfahrertages. Auf ihr werden Beschlüsse gefaßt werden, die namentlich für den weiteren Ausbau der Organisation des D. L. V. sowie für die Förderung der Sportfliegerei von weittragender Bedeutung sind. Im Anschluß an die Hauptversammlung folgt die Enthüllung einer Gedenktafel für die Gefallenen der Luftwaffe. Der Abend desselben Tages vereinigt die Luftfahrer in den Räumen der Concordia, in der das 25-jährige Stiftungsfest der Sektion Wuppertal des Niederrheinischen Vereins für Luftschiffahrt festlich begangen wird. Der fünfte Tag steht im Zeichen des Flugsports. Vom Füllplatz Barmen-Langerfeld werden zehn Ballons zu einer Wettfahrt starten. Kunstflüge, von Sportflugzeugen ausgeführt, umrahmen diese Veranstaltung. Der sechste und letzte Tag sieht die deutschen Luftfahrer in Bonn, wo eine Fahrt mit dem Dampfer auf dem Rhein nach Linz und zurück unternommen werden wird. Mit einem Winzerfest am Abend in Bonn wird das Programm beschlossen werden.

Die zulässige Geldmenge bei Auslandreisen ist an mancherlei Beschränkungen gebunden, die sich als sehr lästig und störend erweisen. Da die Vorschriften in den einzelnen Ländern sehr verschieden, vielfach gar nicht bekannt sind, so erlebt der Reisende sehr oft Überraschungen unangenehmer Art. Um ihn davor zu bewahren, hat die Düsseldorfer Industrie- und Handelskammer in Verbindung mit der Reichsnachrichtenstelle für Außenhandel in Düsseldorf ein Merkblatt herausgegeben, das die Bestimmungen aller Länder über die Mitnahme von Zahlungsmitteln bei der Einreise, Ausreise und Durchreise zusammenfaßt. Das übersichtliche und nützliche Merkblatt kann von der Industrie- und Handelskammer in Düsseldorf zum Preis von 30 Pfg. zuzüglich Porto – bei Sammelbestellungen Preisnachlaß – bezogen werden.

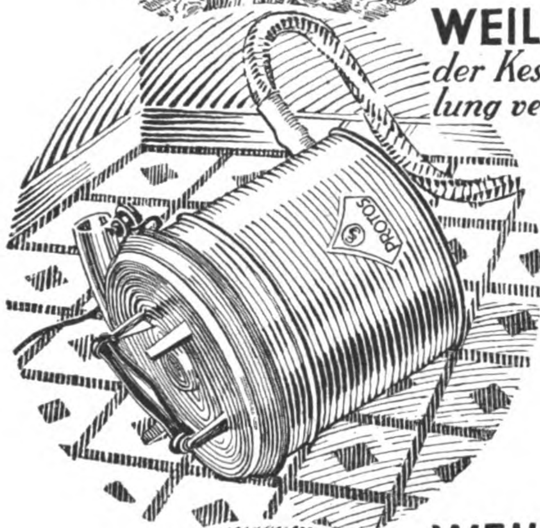
Eine Seilschwebebahn in den Tiroler Bergen wird von einer in Ehrwald zu bildenden Aktiengesellschaft geplant. Die Bahn soll von Ehrwald auf den 1700 m hohen Seeben führen und ohne jede Stütze eine 1450 m lange Trasse überqueren. Man rechnet mit einer Bauzeit von dreiviertel Jahren. Die Kosten einschließlich des zu erbauenden Hotels sind auf 600 000 RM. veranschlagt.

PROTOS-Staubsauger

Warum?



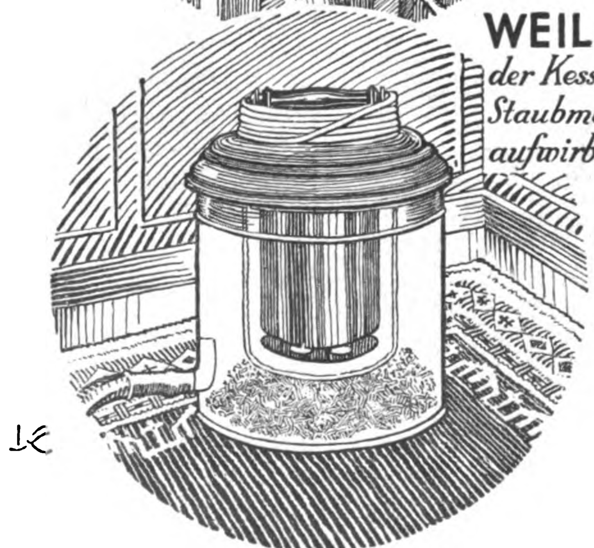
WEIL
nur die leichte Saugstange bewegt wird, daher geringste Anstrengung



WEIL
der Kessel auch ungeschickte Behandlung verträgt, ohne Schaden zu nehmen



WEIL
der unmittelbare Übergang von der Fußboden- zur Möbel- und Wandreinigung praktisch und zeitsparend ist



WEIL
der Kessel Raum zur Ablagerung großer Staubmengen bietet, die bequem ohne Staubaufwirbelung entleert werden können



KENNMARKE
FÜR ELEKTRISCHE HAUSGERÄTE DER SIEMENS-SCHUCKERTWERKE

Illustrirte Zeitung



Ludwig van Beethoven

Olgemälde von Schimon aus dem Jahre 1818 im Besitz des Beethoven-Hauses in Bonn.

Beethoven

VON JOSEF STOLLREITER

Die Unendlichkeit des Sternenhimmels wölbt sich vor uns hinaus ins ewig Unbegreifliche. Feuer regnet unablässig hernieder aus all den Gestirnen, Feuer wallt in Ozeanen einher, und aus dem brausenden, urheiligen Ungestüm seines Aufruhrs steigt mit mächtiger, felsentrotziger Stirn, mit Augen, durch deren Tiefen Gott geschritten, als er siegreich und unbezwinglich eben das Chaos gebändigt und zum Sklaven seines Willens gebeugt, mit breiter, wogender Brust ein Mensch — Beethoven. Der Feuergrimm aller Titanen — der geniale, trunkene Jubel aller Engel, aller Siegeshingerissenen — die ungeheuren Qualen derer, die das Verhängnis grauenvoll eingeengt und in dumpfe Fesseln geschmiedet, eben weil sie unbegrenzt sind und der Urwucht des Chaos namenlos trunken — alle Wunder der Erlösung des Wilden und Finsteren zur großen, reinen, sternenfeierlichen Trunkenheit der Liebe und des höchsten, göttlichsten Entzückens verschwenderisch geschüttet in eine einzige, fühlende Menschenbrust!

Aus den Strömen des Lichtes, aus den Orgelbesessenheiten der Stürme, aus den unerschöpflichen, vom Süßen, Schluchzenden bis zum Grauenhaften gesteigerten Flüstern und Rauschen, Brausen und Tosen der Meere, aus dem Melodiengeplauder, dem gottesbetendurchwogten Majestoso der Wälder, aus dem Wunderbronnen, der klingend rieselt im Dufte der Blumen, aus dem chaotischen Schreien, Brüllen und Krachen der Donner hat die Menschheit seit ungezählten Jahrtausenden Musik getrunken, um endlich, angefüllt von ihrer sterneschmelzenden Macht, den genialsten, ursprünglichsten Musiker der Erde, in dessen Seele ihre Stürme und Stillen, ihre Schmerzen und Qualen, die tobenden Ausbrüche ihres Sonnenjauchzens und ihrer Höllenverzweiflung sich in nie erreichte Herrlichkeit der Töne verklärten, zu gebären.

Beethoven ist die musikgewordene Menschheit. Beethoven hat den Riesenkampf der ganzen Menschheit um alles Große, Gewaltige und Geistige mit den dunkeln, unerforschlichen Mächten, die zwischen Himmel und Erde und in den Schlünden des Chaos hausen, ein schweres Dasein lang in ungeheuerlichster Anspannung, mit titanischer Selbstvergeudung und trunken von geballtester Energie mit jedem Herzblutstropfen geführt. Nie hat sich der Dämon Schicksal so unbarmherzig, so rasend gegen einen Menschen gestemmt! Nichts wurde diesem großen, herrlichen Genius erspart. Die Luft schien schon von Haß gegen ihn erfüllt, und als ihn keine Macht des Verhängnisses beugen und niederschmettern konnte, rafften die Dämonen der Schöpfung sich auf und entrissen dem Titanen der Töne das Gehör. Der größte Musiker der Erde konnte seine eigene Musik nicht hören!

Aber alle Schicksalstücken steigerten nur sein Format. Er wuchs über alles Menschliche hinaus, ließ alles Kleinliche, alles Irdische hinter sich und wurde der Schöpfer selbst, der sich hingerissen und unbegrenzt verwandelte in Musik. Beethoven türmte die Schöpfung neu in Musik. Gewaltig, unbändig schritt er über sich selbst hinweg, zertrat sich selbst, um der Menschheit Gott, den Erdball, den Kosmos, die Unendlichkeit in Musik zu erringen. Die Kraft, die Wucht seiner Visionen riß sich bald von allem Irdischen los und wuchs ins Riesenhafte. Wie der Taifun mit dem Weltmeer, so spielte Beethoven mit den Tönen, den Stürmen und Stillen der ganzen Schöpfung. Sein geistiges, seelisches Ohr vernahm das Brausen der Sternenstrudel, die um den Sonnenball tosen, wie das goldene Klingen eines Menschenherzblutstropfens, den die Seligkeit des Himmels befiel. Es vernahm die Musik des ersten Lächelns eines Kindes in der Wiege, wie die gewaltige Ekstase von Tönen und Flammentrunkenheiten, die ein grandioser, furchterregender Sonnenuntergang über den Erdball, über Berg und Moor, über Länder und Wasser gießt. Es vernahm das dunkle, lastende Schweigen der Todeinsamkeit, wie den jähen heißen Akkord, den das Aufblitzen eines Auges in Freude und Leid, in Haß und Empörung, in grimmiger oder erlösender Selbsterkenntnis verschüttet. Sein Gotteszorn riß die Sintflut her, begrub alles Gewesene in gigantischer Trunkenheit. Die gewaltigen, urigen Fäuste seiner Töne formten die Sonne neu, schütteten uferlose Katarakte von Sternen über die Menschheit aus. Sie bauten ein Himmelsgewölbe, an dessen ehernen Wänden sich die Klauen der Neider und Hasser ewig zerkrallen. Die Grenzen seiner Wucht, die Ufer seines ungeheuren Schmerzes, seiner wilden Not, die Berge türmt und Berge in unerhörten Tönen zu Fluten heiliger Inbrunst niederschmelzen läßt, die jähe, unbegreifliche Herrlichkeit seiner Ekstase berühren die Stirn Gottes und umfassen in übermenschlich-kosmischer Kurve die Unbegrenztheit des Alls. Jeder Blitzstrahl wird in ihm Musik. Wesen und Sinn der Menschheit, der ganzen Schöpfung stürzen in Musik. In allen Werken Beethovens schwingt das Riesenlied der Kreatur. Auch wo er unsäglich, in nie erhörter Hingerissenheit jubelt, liegt der bläuliche, fast stählerne Schmelz des Leides, gleich dem feinen, schillernden Farbenstaub auf den zarten Schwingen eines Falters, über den elysisch-herrlichen Tönen. Darin offenbart sich mit strahlender Glorie seine echt germanische Seele, die auch im übersteigertsten Jauchzen das Weh der ganzen Menschheit nicht vergessen kann.

Und wie im Germanentum, tobte in Beethoven die ungeheure Begeisterung am Kampfe, am Sturme, die leidenschaftliche, heilige Lust an der Überwindung. Er kämpfte, wie die germanische Seele überhaupt, um der Heldeninbrunst, um der Selbstüberwindung willen, kämpfte, weil ihn der Kampf an die Grenzen und in brausender, göttlicher Beschwingung über die Grenzen seiner Kraft hinaushob und Leid und Opfer, Grimm und Zerknirschung aufwölbte in die himmlischen Gefilde der Verklärung. Er brauchte den Beifall, an den sich die anderen fieberhaft klammerten, nicht mehr, wie ihn ja auch die deutsche Seele nicht braucht, denn auch draußen in der unbegrenzten Schöpfung gibt es keine Anerkennung — nur rastloses, unbändiges Schaffen, eherne, unabänderliche Pflicht des Schaffens, weil alles verdorren müßte, wenn der göttliche, weitatmende Strom des Schaffens einmal versiegen sollte.

Und so wurde Beethoven das Symbol, der Genius des deutschen Volkes vor allem. Von Schicksalshaß umklirrt, ging er, aus tausend Wunden blutend, seinen dornigen Weg, rang um die Befreiung, um die Erkenntnis, um die Vergöttlichung der Menschenseele. Nach jedem Siege ein um so gewaltigerer Kampf, immer wieder gipfelnd in einem größeren, strahlenderen Sieg! Jede Verzweiflung eine neue, steilere Stufe empor in das blendende Lichtmeer letzter, ewiger Verklärung.

Schöpfer und Schöpfung erlebten ihr ungeheures Werden in Beethovens Musik von neuem. Der deutsche Geist, die deutsche Seele, die gewaltige Menschheitsaufgabe, die göttliche Sendung des Germanentums feiern in Beethovens genialer und unerreichter Musik ein ewiges, unauslöschliches Fanal der Selbsterkenntnis, des ewig sich selbst aufgezwungenen Kampfes und der ewigen Erlösung zum Siege, zum endlichen, reinen und letzten Glanz. Und wie Beethovens Unsterblichkeit über allem Zweifel, über Haß und Mißgunst erhaben bleibt, ist auch die Zukunft, die Herrlichkeit des deutschen Volkes, des deutschen Gedankens unvergänglich und von einem ewigen Wachstum durchgöttert, mag das Kleid, das uns umhüllt, im Augenblick auch düster, zerfetzt und zerschlissen sein.

Beethovens Siegesfanfaren sind aus deutschem Herzblut herausgehört, sind mit deutschem Herzblut geschrieben und wieder in das heilige Herzblut des deutschen Volkes hineingejauchzt. Sie sind niemals verhallt und werden niemals verhallen, denn in ihrem schlackenlosen, überwältigenden Glanze lodert die Kraft, die Ungehemmtheit, die nie mehr zu übergipfelnde Glorie der endlichen Verklärung.

Beethovens Siegesfanfaren wallen, blitzen, funkeln um Gottes ewigen, strahlenden Thron, und der deutschen Seele Erleuchtung wandelt über die gold-goldene Brücke ihrer geläutertsten Ekstase mitten hinein in des Schöpfers klingendes, allumspannendes Herz.



Radierung von Erhard Amadeus Dier aus dem Kunstverlag Artur Wolf in Wien.



Eroica-Symphonie.

Sonate, D-Moll op. 31, Nr. 2.

Radierungen aus dem Beethoven-Zyklus von Professor Alois Kolb.

Beethovens Lebensweg

VON HORST SIGWART



Beethovens Großvater Ludwig van Beethoven (1712—1773), lebte im kurfürstlichen Dienst jahrzehntelang als Hofkapellmeister in Bonn. Nach einem Gemälde von Radoux im Besitz von Dr. Weidinger in Wien.

Beethoven ist der Sproß holländisch-flämischer und deutschrheinischer Vorfahren, mit starkem Übergewichte deutschen Blutes. Mitte Dezember 1770 — nur der Tag der Taufe, der 17. Dezember, steht ganz fest — wird er in einem kleinen Hinterhause der Bonngasse in Bonn als Sohn des Tenorsängers Johann van Beethoven und seiner Frau Maria Magdalena, der Tochter eines Kammerdieners des Kurfürsten von Trier, namens Kewerich, geboren. Mit Ausnahme der früh abscheidenden Mutter und des gleichfalls in den besten Mannesjahren dahingehenden Bruders Karl Kaspar vergällen ihm seine nächsten Verwandten Jugend, mittlere und Spätjahre. Der dem Trunk ergebene Vater möchte aus dem begabten Jungen wohl einen zweiten Mozart machen. Der Unterricht schlägt trotz der Härte, mit der er gehandhabt wird, vortrefflich an; schon mit sieben Jahren kann der Kleine in einem Konzert auftreten. Immerhin muß zur Ehre des alten Beethoven gesagt werden, daß er darum besorgt ist, sein Söhnchen in den Händen immer besserer Musikerzieher zu wissen; denn er selbst war kein Musiker von besonderer Begabung und auf dem Klavier am wenigsten zu Hause. So kommt Ludwig in die Hände des alten Hoforganisten van den Eeden, bald auch in die des Sängers und Klavierspielers Pfeiffer, und auch dieser wird von Chr. G. Neefe, dem trefflichen Tonsetzer, Organisten und Musikdirektor der Großmannschen Operntruppe, schon im Jahre 1779 abgelöst; in ihm erhielt er einen vielseitig gebildeten Lehrer des Klavierspiels und des musikalischen Satzes. Im Jahre 1781 machte der Knabe mit der Mutter eine Konzertreise nach Holland; von dem 11- bis 12jährigen können die ersten Klaviervariationen und -sonaten erscheinen; mit 12 Jahren darf er schon das Cembalo im Orchester spielen, wird mit 13 Jahren bereits Hoforganist und trägt als solcher schon zum Haushalt bei.



Beethoven im Alter von etwa 16 Jahren. Silhouette von Neesen.

Christian Gottlob Neefe (1748—1798), Beethovens Musiklehrer in Bonn. Stich von Liebe nach Rosenberg im Besitz der Staatsbibliothek in Berlin.

Man kann sich denken, daß neben dem Musikunterricht und den jugendlichen Berufspflichten nicht viel Zeit für die allgemeine Bildung übrigbleibt. Vielleicht meint Vater Beethoven schon mehr als genug zu tun, wenn er dem Sohne die Anfangsgründe des Lateinischen und des Italienischen beibringen läßt; freilich steht noch nicht einmal fest, ob dabei nicht der Wille des jungen Beethoven selbst, sich auch rein geistig zu fördern, den Ausschlag gebe. Das eine ist jedenfalls sicher, daß ihn der Drang zu geistiger und sittlicher Vervollkommnung durch sein ganzes Leben begleitet. Hat seine Bildung auch empfindliche Lücken, so sucht er sich doch neben mittelmäßigeren zeitgenössischen Dichtern mit den besten Köpfen aller Zeiten, darunter Plutarch, Plato, Kant und Goethe, auseinanderzusetzen. In den gebildeten Bonner Familien Wegeler und v. Breuning empfängt schon der junge Beethoven nicht nur gesellschaftliche, sondern auch reiche geistige Anregungen.

Die letzten Unterrichtsweihen soll der junge Beethoven beim größten lebenden Meister, bei Mozart in Wien, erhalten. Im Frühling 1787 wird er mit Unterstützung durch den kurkölnischen Hof dorthin entsandt, aber schon nach wenigen Wochen zurückgerufen, da seine Mutter auf den Tod daniederliegt; sie stirbt am 17. Juli des Jahres an der Schwindsucht. Da außerdem der Vater immer haltloser wird, ist vorläufig nicht daran zu denken, in Wien weiterzustudieren. Im Jahre 1789 wird jenem die Hälfte des Gehaltes entzogen, der Sohn im Hoforchester als Bratscher eingestellt, ihm die andere Hälfte zugesprochen und die Leitung des Hauswesens anvertraut.



Ansicht von Bonn um 1770. Stich von Ziegler nach Janscha.

Gegen Ende des Jahres 1792, als Beethovens jüngere Brüder Johann und Karl 16 und 18 Jahre alt sind, ist es endlich so weit, daß er sich ein zweites Mal zum Endstudium nach Wien aufmachen kann. Mozart ist inzwischen verstorben. Da kommt als bedeutendster schaffender Meister nur Joseph Haydn in Betracht, der den jungen Musiker schon im Juli des gleichen Jahres, bei einem kurzen Aufenthalt in Bonn auf seiner ersten Rückreise von London, kennengelernt hat. Ludwig erhält Studienurlaub, soll aber seine geliebte Rheinheimat nie wiedersehen. Der Vater stirbt nur kurze Zeit nach seiner Abreise, die Brüder folgen Ludwig nach Wien nach, wo der ältere, Karl, als Beamter im Jahre 1815 an der Auszehrung verscheidet, der jüngere, Johann, es aber zum Apotheker und wohlhabenden Gutsbesitzer bringt.

Da die Stunden bei Haydn nach Beethovens Meinung nicht den gewünschten Erfolg haben, nimmt er nebenbei heimlich Kontrapunktunterricht bei Johann Schenk, dem Komponisten des „Dorfbarbier". Als aber Haydn Anfang des Jahres 1794 zum zweiten Male nach England reist, übergibt er seinen Schüler dem Kapellmeister am Stephansdom Johann Georg Albrechtsberger, dem bedeutendsten Wiener Theoretiker der Zeit. Endlich verdankt Beethoven auch dem Hofkapellmeister Salieri Unterweisung im italienischen Vokalsatz.

Zuerst erwirbt sich der junge Künstler hauptsächlich als Klavierspieler den größten Ruf; aber binnen wenigen Jahren steht er auch schon in der ersten Reihe der schaffenden Musiker. Trotz seinem Bekenntnisse zur Demokratie ist er im Grunde aristokratisch eingestellt, und er verkehrt in den Häusern der Hochadeligen wie einer der Ihrigen.

Im März 1795 ist der Meister zum ersten Male als Spieler eines eigenen



Straßenansicht von Beethovens Geburtshaus (in der Mitte) in Bonn, das als Beethoven-Museum eingerichtet ist.

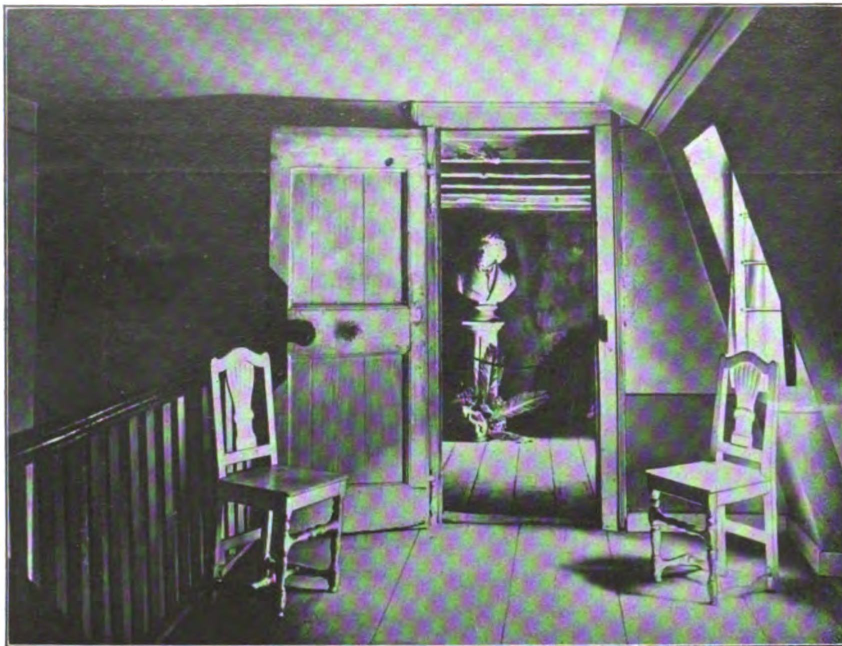


Gartenansicht von Beethovens Geburtshaus in Bonn. Im ersten Stock und in dem Dachgeschoß des Hinterhauses wohnten Beethovens Eltern.



Beethoven im Jahre 1818.

Kreidezeichnung von A. v. Kloeber im Besitz der Musikbibliothek Peters in Leipzig.



Vorflur und Beethovens Geburtszimmer im Beethoven-Haus in Bonn.



Das sog. Bonner Zimmer im Beethoven-Haus in Bonn mit dem Spieltisch der alten Orgel der Minoritenkirche, in der der junge Beethoven zur Frühmesse spielte.

Klavierkonzerts in Wien öffentlich aufgetreten. Im folgenden unternimmt er Konzertreisen nach Prag, Dresden, Leipzig und Berlin, wo er sich überall nur in Privatkreisen oder bei Hofe hören läßt. Noch Ende des Jahres gibt er in Preßburg ein Konzert, und auch bis in den Anfang des neuen Jahrhunderts ist er wiederholt in Ungarn, ohne daß bestimmte Zeiten nachzuweisen wären. Aber je länger, je mehr muß er dem öffentlichen Klavierspiel und der Orchesterleitung seiner Werke entsagen: Eine Schwerhörigkeit, deren Anfänge bis ins Jahr 1796 zurückgehen, verschlimmert sich nach und nach bis zu völliger Ertaubung. Im Testament vom Herbst 1802 liest man erschüttert, wie tief ihm das Bewußtsein seiner Schwerhörigkeit geht.

Mehrfache Versuche, eine feste Stellung in Wien zu erhalten, schlagen trotz Beethovens guten Beziehungen zur Aristokratie fehl. Als er aber 1809 einen Ruf als Hofkapellmeister nach Kassel erhält, wo der vergnügungssüchtige König Jérôme residiert, tun sich der Erzherzog Rudolf, sein Schüler und Gönner, die Fürsten Lobkowitz und Kinsky zusammen und setzen ihm ein Gehalt von 4000 Gulden so lange aus, „bis Herr Ludwig van Beethoven zu einer Anstellung gelangt, die ihm ein Aequivalent für oben genannte Summe gibt . . .“ Einzige Bedingung dabei ist, daß der Tondichter, von etwaigen Reisen abgesehen, dauernd seinen Wohnsitz in Österreich beibehält.

So bleibt Beethoven bis an sein Lebensende dauernd in Wien ansässig; schafft ein Werk nach dem andern, wobei er freilich die großartigsten oft längere Zeit ausreifen läßt; führt sie vielfach unter eigener Leitung auf — die Erstaufführungen der siebenten und der achten Symphonie (8. Dezember 1813 und 27. Februar 1814), die Neuaufnahme der dritten Fassung des „Fidelio“ (3. November 1822) mit Wilhelmine Schroeder, die Wiener Erstaufführung der Neunten und verschiedener Teile der Missa solemnis (7. Mai 1824) sind einige solcher Marksteine seines Lebens. Von den wenigen Reisen, die er von hier aus unternimmt, sind die Badeaufenthalte 1811 und 1812 in Teplitz, in letzterem Jahre auch in Karlsbad und Eger, die wichtigsten. Von Teplitz nach Karlsbad ist im Jahre 1812 auch der berühmte Brief an die sogenannte „Unsterbliche Geliebte“ geschrieben, eine Persönlichkeit, die noch bis heute unbekannt geblieben ist. Nur so viel können wir sagen, daß sie in keiner der Damen zu sehen ist, von denen wir wissen, daß sie der Tondichter je liebte. Alle schalten sie aus: Giulietta Guicciardi, deren Beziehungen zu Beethoven viel früher fallen; Therese Brunsvick, die nach Familienpapieren nicht den Tondichter, sondern einen Grafen Migazzi liebte; Therese Malfatti, der nur der Heiratsplan des Meisters vom Frühling 1810 galt; Amalie Sebald, der er wohl eine gewisse Schwärmerei, aber nicht jene Berge versetzende Liebe entgegenbrachte, wovon der Brief spricht . . . von den anderen jemals in Vorschlag gebrachten Damen gar nicht erst zu reden. Daß aber auch die Ehelosigkeit des Meisters dem Schaffen mehr zu- denn abträglich gewesen sei, ist kaum zu bezweifeln, und es wäre ganz sicher auch besser gewesen, wenn ihn jene unglückliche Liebe zum Neffen Karl, dessen Vater er sich seit dem Tode des Bruders im Jahre 1815 nannte, nicht so stark gepackt hätte; andernfalls würde ihn in den letzten Jahren die Entmutigung am Leben und Schaffen trotz seiner völligen Taubheit wohl nicht so oft ergriffen haben, würde er wahrscheinlich auch nicht so früh — am 26. März 1827 nach einem Krankenlager von fast vier Monaten — gestorben sein.

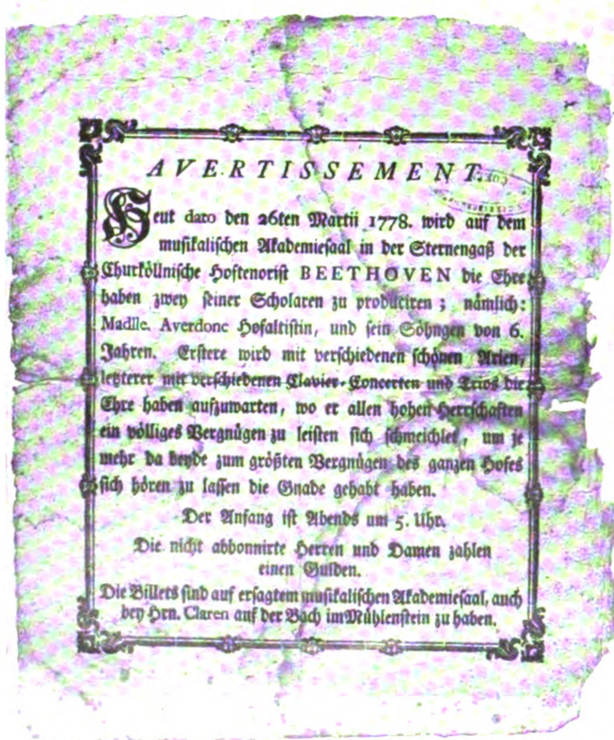
Bei einem solchen Leben ist es kein Wunder, daß die Biographen des 19. Jahrhunderts den Meister fast ausschließlich als tragischen Helden und Märtyrer schilderten. Sie übersahen dabei, daß alles überzeitliche Kunstschaffen eine reine und unversiegbare Quelle des Glückes ist und alle Widerwärtigkeiten des Lebens überwiegt. In der Tat war Beethoven zeit seines Lebens ein positiver und optimistischer Mensch und Künstler von denkbar großer seelischer Spannkraft und starkem ethischen Willen. So ist er kein Märtyrer, sondern ein Überwinder des Lebens geworden.



Frau v. Breuning und ihre Tochter Eleonore, Beethovens Jugendfreundin, die er im Klavierspiel unterrichtete. Silhouette im Besitz der Familie Wegeler in Bonn.



Franz Gerhard Wegeler (1765—1848), Beethovens Jugendfreund, dessen „Biographische Notizen über Ludwig van Beethoven“ die wichtigste Quelle für Beethovens Bonner Zeit bilden.



AVERTISSEMENT.

Heut dato den 26ten Martii 1778. wird auf dem musikalischen Akademiesaal in der Sternengaß der Churköllnische Hoftenorist BEETHOVEN die Ehre haben zwey seiner Scholaren zu produciren; nämlich: Madlle. Averdonc Hofaltistin, und sein Söhngen von 6. Jahren. Erstere wird mit verschiedenen schönen Arien, letzterer mit verschiedenen Clavier-Concerten und Trios die Ehre haben aufzuwarten, wo er allen hohen Herrschaften ein völliges Vergnügen zu leisten sich schmeichlet, um je mehr da beyde zum größten Vergnügen des ganzen Hofes sich hören zu lassen die Gnade gehabt haben.

Der Anfang ist Abends um 5. Uhr.

Die nicht abbonnirte Herren und Damen zahlen einen Gulden.

Die Billets sind auf ersagtem musikalischen Akademiesaal, auch bey Hrn. Claren auf der Bach im Mühlenstein zu haben.

Konzertzettel zu Beethovens erstem öffentlichen Auftreten als Siebenjähriger in Köln im Jahre 1778. (Aus dem Beethoven-Haus in Bonn.)



Drei
Sonaten
fürs
Klavier
dem
Hochwürdigsten Erzbischofe
und
Kurfürsten zu Köln
Maximilian Friedrich
meinem gnädigsten HERRN

gewidmet und verfertiget
von Ludwig van Beethoven
alt eilf Jahr.

Speier
In Rath Bosslers Verlage.

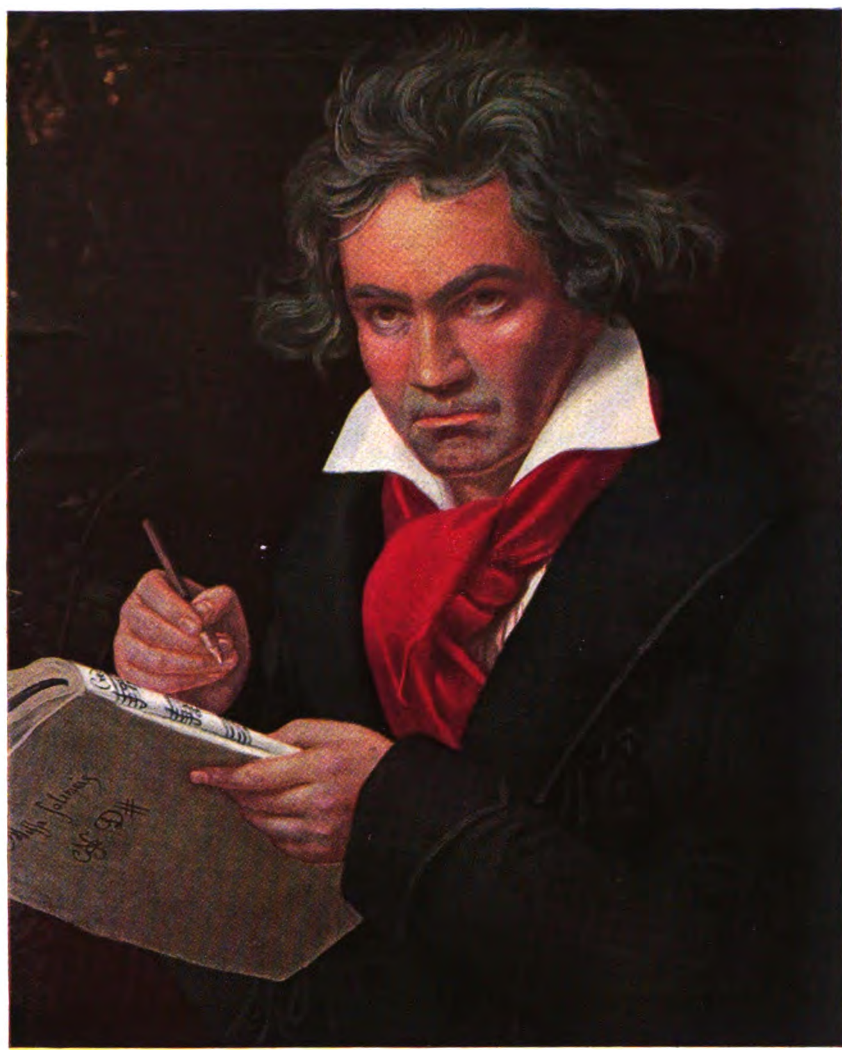
Nr. 21.

Preiß 1 fl. 30 xr.

Die erste gedruckte Komposition des elfjährigen Beethoven: Titelblatt der dem Kurfürsten Max Friedrich gewidmeten Sonaten. (Aus dem Besitz der Staatsbibliothek in Berlin.)



Beethoven im Jahre 1823.
Ölgemälde von J. G. Waldmüller im Besitz des Verlagshauses Breitkopf & Härtel in Leipzig.



Beethoven im Jahre 1819.
Ölgemälde von J. Stieler im Besitz von Geheimrat Henri Hinrichsen in Leipzig.



Hauptplatz in Baden bei Wien zur Zeit Beethovens / Aquarell von Eduard Gurk.
Links zwischen dem Eckhaus mit Erker und dem Rathaus die Rathausgasse mit dem hier nicht sichtbaren „Hause der Neunten Symphonie“, in der Mitte die Pestsäule (seit 1713), rechts vorn das „Kaiserhaus“ von 1792.

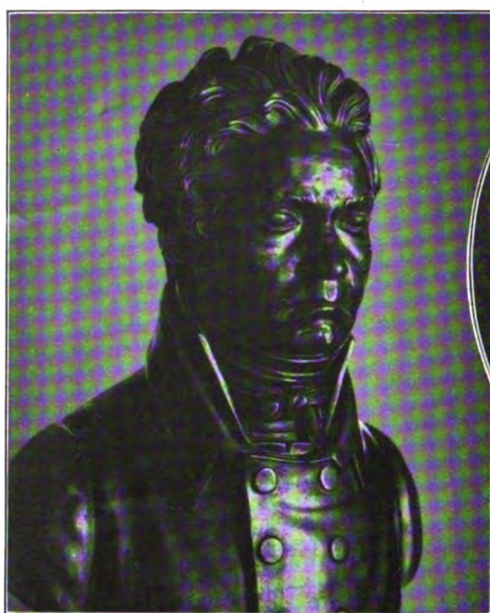
Wie sah Beethoven aus?

VON DR. WILHELM LÜTGE



Beethoven um 1801.
Stich von Scheffner nach einer Zeichnung von Stainhauser.







Beethoven im Jahre 1803.
Miniatur von Hornemann im Besitz von Dr. v. Breuning in Wien.

Oben links:
Beethoven - Maske nach dem Leben vom Jahre 1812.

Oben rechts:
Die Beethoven-Büste von Klein auf Grund der Maske vom Jahre 1812.



Beethoven im Jahre 1806.
Gemälde von I. Neugaß.



Beethoven im Jahre 1814.
Stich von Höfel nach einer Zeichnung von L. Letronne.



Beethoven im Jahre 1815. Gemälde von Mähler im Besitz der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien.

Es gibt von Beethoven verhältnismäßig sehr viele zeitgenössische Abbildungen — ein Beweis, wie sehr seine imponierende Persönlichkeit die bildenden Künstler seiner Zeit fesselte. Wenn trotzdem die Frage: „Wie sah Beethoven aus?" nicht ganz leicht zu beantworten ist, so liegt das einmal daran, daß unter diesen sich nur wenige die Technik ihrer Kunst voll beherrschende Meister befanden, und daß die Malerei jener Tage weniger auf eine naturgetreue als auf eine idealisierende Darstellung ihrer Objekte Wert legte; dann aber ist die durch die Persönlichkeit des Malers bedingte, mehr oder weniger ausgeprägte Einfühlungsfähigkeit in das innerste Wesen seines Helden in Betracht zu ziehen. Jeder Maler kann schließlich nur das malen, was er sieht. Und wie wenig Menschen überhaupt gab es denn damals, die die Titanennatur Beethovens zu erfassen vermochten!

Der Wunsch, seine Helden auch greifbar vor sich zu haben, auch ihr Äußeres zu kennen, entspringt jener alten Erfahrung, die Schiller in die Worte kleidete: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Auch aus allen Beethovenbildern leuchtet mehr oder weniger stark etwas von jenem selbstbewußten, kraftvolleigenwüchsigen Geiste des von seinem künstlerischen Dämon weit über seine Zeit hinaus vorwärtsgetriebenen Meisters, aber auch von dessen ungebärdiger, gegen die Realitäten dieses Lebens trotzig anrennender, unbeherrschter Natur, die sich nur in der Kunst zu höherer Einheit und Form befreite. —

Über Beethovens Äußeres bieten die zahlreichen zeitgenössischen Berichte manch wertvolle Ergänzung. Wir wissen, daß Beethoven von mittlerer Größe, dabei von kräftiger, untersetzter Statur war; die Zeichnungen von Boehm, Lyser und Tejček geben eine gute Vorstellung von seiner Figur und Körperhaltung. Auf breiten Schultern saß ein auffallend großer Kopf, das stark gerötete Gesicht war von zahllosen Pockennarben entstellt. Die braunen, etwas kurzsichtigen und — vor allem in späteren Jahren — finster blickenden Augen lagen tief in den Höhlen. Die Stirn war hoch und stark gewölbt, das Gesicht von mächtigem schwarzen, seit 1816 ergrauendem, meist recht wenig gepflegtem Haarwuchs umrahmt. Die fast napoleonischen Formen seines Kopfes verdeutlicht am besten die 1812 von Franz Klein abgenommene Gesichtsmaske des Meisters, die als die einwandfreieste Abbildung Beethovens ganz besonders zu werten ist. Die trotzige Haltung des Kopfes zeigt bereits der von Neesen noch in Bonn angefertigte Schattenriß des Knaben. Den Höfelschen Kupferstich aus dem Jahre 1814 hat Beethoven selbst mehrfach an Freunde verschenkt; man darf wohl aus dieser Tatsache schließen, daß der Meister selbst die Wiedergabe für gelungen hielt. Die vielfach als das beste Bild Beethovens angesehene Kreidezeichnung A. v. Kloebers (1818) ist, vor allem in der unteren Gesichtshälfte, wunderbar treffend; ein großes Ölgemälde Kloebers ist leider verschollen. Fast zu gleicher Zeit entstand Schimons lebensvolles, jedoch etwas romantisierendes Ölgemälde. Stielers allgemein bekanntes Bild hat ebenso viele Freunde wie Gegner; es zeigt uns den Schöpfer der Missa solemnis. Wohl gibt es etwas von jener seltsam entrückten Stimmung wieder, in der sich Beethoven bei der Konzeption dieses Werkes befand, doch lehrt ein kritischer Vergleich, daß dieser berühmte Maler der Romantik allzustark idealisiert. Wahrheitsgetreuer, wundervoll im Ausdruck ist Waldmüllers Bildnis aus dem Jahre 1823, das beste Porträt des alternden Beethoven, das wir kennen. Die schlechte Laune, die Beethoven zeigt, ist charakteristisch für seine Altersjahre.

Welches Beethovenbild nun der einzelne vorziehen und als „seinen" Beethoven ansehen will, das muß dem Temperament und dem Geschmack eines jeden überlassen bleiben; es galt hier nur, einige Andeutungen über das tatsächliche Aussehen Beethovens zu geben.





Links: Beethoven um 1822/23. Zeichnung von Boehm im Besitz von Regierungsrat Kenner in Wien. — Mitte: Beethoven um 1823. Lithographie nach einer Zeichnung von Lyser im Besitz des Beethovenhauses in Wien. — Rechts: Beethoven um 1823. Lithographie von Tejček im Besitz der Städtischen Sammlungen in Wien.

Beethovens Freundeskreis

VON DR. KARL GEIRINGER

Beethoven im Kreise seiner Freunde. Gemälde von A. Gräfle. (Photographieverlag Franz Hanfstaengl, München.)

Überblicken wir die Geschichte von Beethovens Leben, so tritt uns eine Reihe hervorragendster Menschen entgegen, die der Meister an sich zu fesseln wußte. Sowohl das Genie des Künstlers als auch der grundgütige Kern seines Wesens wurde schon zu seinen Lebzeiten erkannt. Frauen und Männer, die durch soziale Stellung, geistige Vorzüge oder edle Charakterzüge das Mittelmaß weit überragten, wetteiferten in dem Bestreben, dem Heros Beweise ihrer Anhänglichkeit und Treue zu geben.

Schon der Knabe Beethoven fand an dem um fünf Jahre älteren Franz Gerhard Wegeler einen treuen Kameraden und Freund. Die beiden jungen Leute blieben, solange Beethoven in Bonn weilte, in regem Verkehr, und auch als der 22jährige Meister nach Wien übersiedelte, wurde die Verbindung durch Briefe aufrechterhalten. Wegeler, der ein angesehener Arzt war (schon als 29jähriger wurde er Rektor der jungen Bonner Universität), schrieb später im Verein mit Ferdinand Ries die wichtigen „Biographischen Notizen über Ludwig van Beethoven“, die unsere vornehmste Quelle für Beethovens Jugendzeit bilden. — Der nachmalige Regierungs-Medizinalrat war es auch, der den etwa 13jährigen Beethoven in das Haus der Witwe v. Breuning einführte. Hier fand Beethoven eine edle, feingebildete Atmosphäre, die er im Elternhaus vergeblich gesucht hatte. Nur zu begreiflich ist es daher, daß der junge Meister, dem Frau v. Breuning zur „zweiten Mutter“ geworden war, und der an ihrem zweiten Sohn Steffen einen Freund fürs ganze Leben finden sollte, sich „hier frei fühlte und mit Leichtigkeit bewegte. Alles wirkte zusammen, um ihn heiter zu stimmen und seinen Geist zu entwickeln“ (Wegeler).



Johann Georg Albrechtsberger (1736—1809), berühmter Musiktheoretiker und Lehrer Beethovens.



Graf Ferdinand Waldstein (1762—1823), der für den jungen Beethoven in Bonn und dann auch in Wien, wo ihm sein Empfehlungsschreiben die Wege ebnete, freundschaftlich gewirkt hat. Silhouette aus Beethovens Stammbuch im Besitz der Nationalbibliothek in Wien.

Als Beethoven im Jahre 1792 zum zweitenmal nach Wien zog, erhielt er von Freunden und Verehrern ein Stammbuch mit einigen recht hübschen und interessanten Widmungen. Ein Schattenriß in reizender Umrahmung zeigt das Bildnis des Grafen Ferdinand Waldstein. Die Eintragung des Grafen auf der gegenüberliegenden Seite schließt mit den prophetischen Worten: „Durch ununterbrochenen Fleiß erhalten Sie Mozarts Geist aus Haydns Händen.“ Graf Waldstein hat seinem Glauben an die Sendung des jungen Künstlers auch, soweit es in seiner Macht stand, tatkräftigen Ausdruck verliehen. Schon in Bonn und vor



Ignaz Schuppanzigh (1776—1830), berühmter Geiger, von Beethoven besonders geschätzter Interpret seiner Kompositionen.

Erste Seite aus dem Brief an die „Unsterbliche Geliebte“.

Blatt aus einem Konversationsheft Beethovens. Untere Schrift von dem Geiger Schuppanzigh.

Seite aus der Partitur der 7. Symphonie.

Beethoven-Handschriften aus dem Besitz der Staatsbibliothek in Berlin.



Fürst Andreas Kyrillowitsch Rasumowsky (1752–1836),
zu Beethovens Zeit russischer Botschafter in Wien, warmer Verehrer und Förderer Beethovens, dessen Streichquartette er in seiner Privatmusik besonders pflegte.





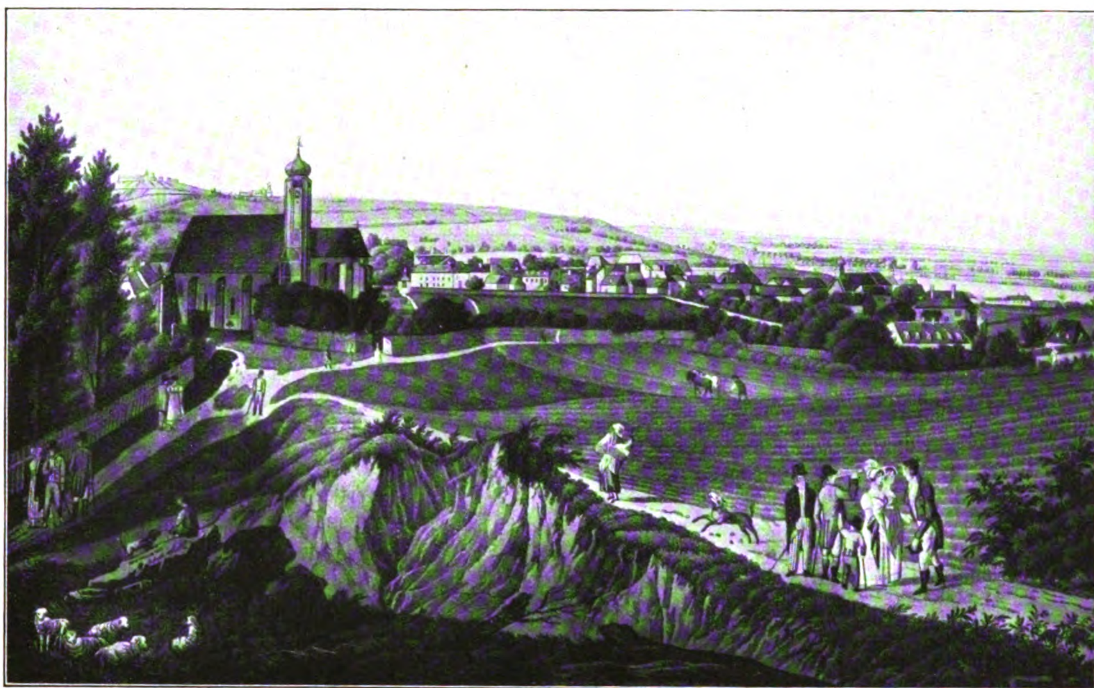
Fürst Karl Lichnowski (1756–1814),
einer der ältesten und wärmsten Freunde Beethovens aus dem österreichischen Hochadel.
In der Mitte: Stephan v. Breuning (1774–1827),
mit dem Beethoven von Jugend an in Freundschaft verbunden war.

allem in Wien wußte er Beethoven durch überaus warm gehaltene Empfehlungsschreiben Eingang in die Kreise der Hocharistokratie zu verschaffen. Den Dank dafür hat Beethoven später durch die Widmung der Klaviersonate op. 53 abgestattet.

Mit einer der Gründe zur Reise Beethovens nach Wien war der Kompositionsunterricht bei Haydn. Doch haben Lehrer und Schüler diese Unterweisung nicht ganz mit dem nötigen Ernst betrieben, und außer bei „Papa Haydn" studierte der junge Meister auch bei Schenk, dem Komponisten des „Dorfbarbier", bei Salieri (dramatische Komposition) und bei dem Theoretiker und Komponisten Albrechtsberger, mit dem Beethoven auch späterhin durch warme Freundschaft verbunden blieb.

Fürst Karl Lichnowski war einer der ersten des österreichischen Adels, in deren Haus der junge Meister in Wien gastliche Aufnahme fand. Er suchte Beethoven in allen Dingen zu helfen und setzte ihm 1800 ein Jahresgehalt von 600 Gulden aus, bis zu dem Zeitpunkt, da Beethoven materiell sichergestellt wäre. Noch in späteren Jahren ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, den Meister immer wieder in „seiner Werkstatt" aufzusuchen. Ihm hat Beethoven das Trio op. 1, die Klaviersonaten op. 13 und 26 und die II. Symphonie gewidmet.

Gedenken wir der Freunde, die Beethoven in den Kreisen der Wiener Hocharistokratie fand, so muß vor allem des Erzherzogs Rudolf Erwähnung getan werden. Dieser war Beethovens Schüler, gleichzeitig aber auch sein einflußreichster Gönner sowie ein stets hilfsbereiter und verständnisvoller Freund. Wie kaum ein zweiter wurde er auch von Beethoven durch die Widmung hervorragender Kompositionen geehrt. Obenan stehen hier die „Missa Solemnis", der Klavierauszug des „Fidelio", das große B-Dur-Trio und die X. Violinsonate. Als Beethoven durch König Jérôme eine Berufung nach Kassel erhielt, war es Erzherzog Rudolf, der, zusammen mit dem Fürsten Lobkowitz und dem Fürsten Kinsky, Beethoven auf Lebenszeit ein



Heiligenstadt bei Wien, bekannt durch Beethovens verschiedene Kuraufenthalte. Nach einem Stich von Joseph Kohl im Besitz der Nationalbibliothek in Wien.



Bild der Familie Malfatti. Am Klavier Therese Malfatti, um die Beethoven als Vierziger — sie zählte damals etwa 20 Jahre — vergeblich warb. Nach einem Ölgemälde aus dem Besitz des Freiherrn v. Gleichenstein-Oberrotweil.

Jahresgehalt von 4000 fl. aussetzte, um den Meister dauernd an Wien zu fesseln.

Fürst Joseph v. Lobkowitz war ein begeisterter Musikfreund und auch selbst ein tüchtiger Violinspieler. Für Beethoven hegte er aufrichtige Verehrung und bemühte sich, jedes neue Werk des Meisters sogleich in seinem Palais zur Aufführung zu bringen. Ihm sind die „Eroica", das „Harfen-Quartett", die sechs Streichquartette op. 18 und der „Liederkreis an die ferne Geliebte" gewidmet.

Fürst Ferdinand Kinsky war der jüngste und begeisterungsfähigste unter den Wiener Förderern Beethovens, aber auch der am wenigsten verläßliche. Zum Ehrengehalt Beethovens zeichnete er die höchste Summe; die Bezahlung der Raten erfolgte aber von seiner Seite fast nie klaglos. Dennoch war Beethoven ihm herzlich zugetan, wofür die Widmung der großen C-Dur-Messe op. 86 an den Fürsten selbst und der Gesänge op. 83 und 94 an seine Gemahlin Zeugnis ablegen.

Bei Nennung der Wiener Gönner Beethovens darf auch der Name des russischen Gesandten, des Fürsten Andreas Kyrillowitsch Rasumowsky, nicht vergessen werden. Er unterhielt ein ständiges Quartett, dessen Primarius der bekannte Violinspieler und berühmte Beethoven-Interpret Ignaz Schuppanzigh war, dem der Meister am liebsten die Ausführung seiner Kompositionen anvertraute. Beethoven hat für dieses Ensemble seine Streichquartette op. 59 zum Teil eigens geschrieben. Außer diesem Werk sind dem Fürsten Rasumowsky noch (zusammen mit dem Fürsten Lobkowitz) die V. und VI. Symphonie gewidmet.

Aus Beethovens Leben ist der Einfluß edler und schöner Frauen kaum wegzudenken. Daß keine dieser Verbindungen dauernd wurde, ist wohl dem Charakter des Meisters sowie widrigen äußeren Umständen zuzuschreiben.

Mit besonderer Zuneigung hing Beethoven an der Gräfin Erdödy, einer „feinen, kleinen sehr hübschen" (Reichardt), dabei jedoch schwer leidenden Frau, bei der sich „Adel der Gesinnung mit dem Adel der Geburt vereinte"



Missa solemnis.

Radierung aus dem Beethoven-Zyklus von Professor Alois Kolb.



Gräfin Giulietta Guicciardi (1784—1856).
Nach einer unbezeichneten Miniatur im Besitz von Dr. v. Breuning in Wien.



Gräfin Therese Brunsvick (1775—1861).
Nach einem Gemälde von Lampi im Besitz des Beethoven-Hauses in Bonn.



Amalie Sebald (1787—1846).
Nach einer Zeichnung von Kolb im Besitz der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien.



Gräfin Maria Erdödy (1779—1837).
Nach einer unbezeichneten Miniatur im Besitz von Dr. v. Breuning in Wien.

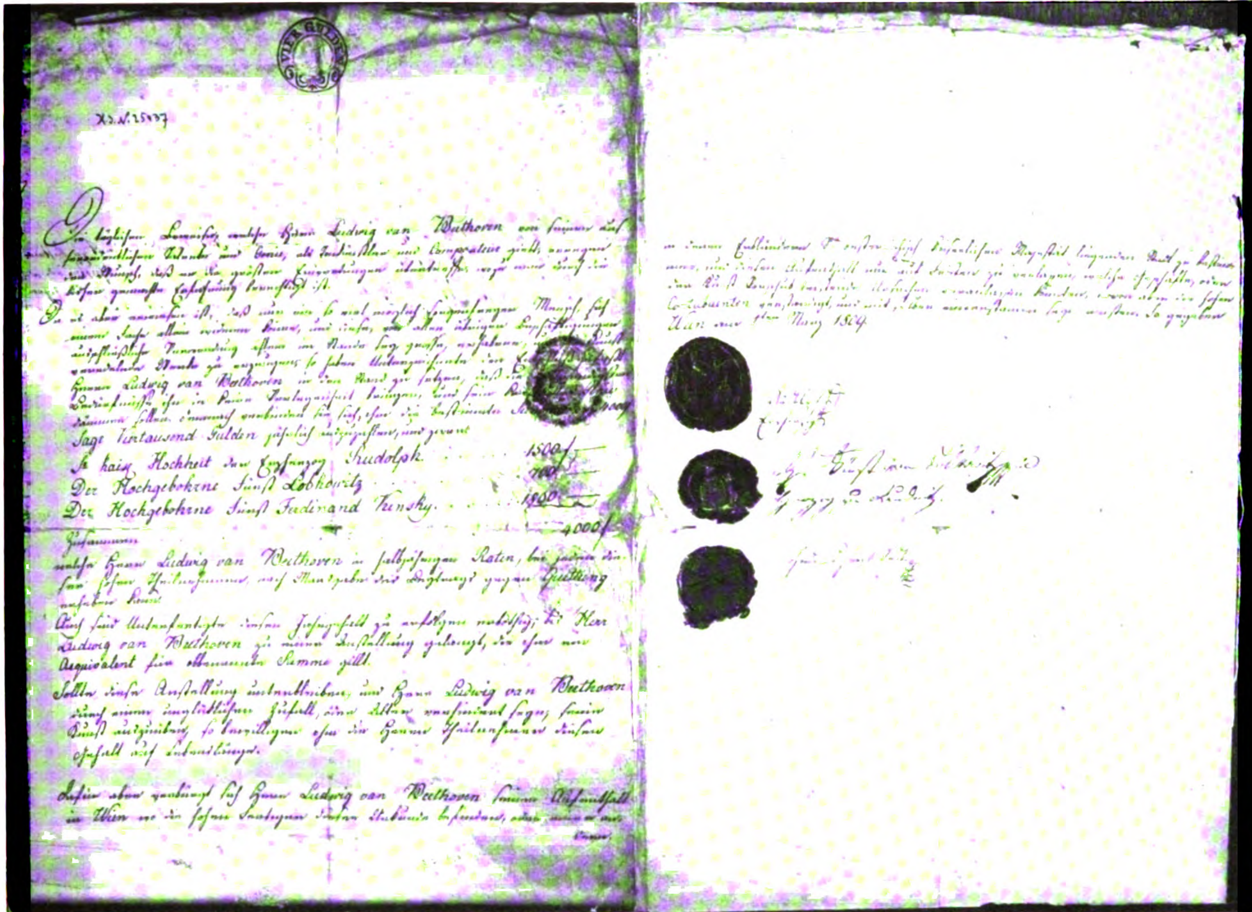
Frauengestalten aus dem Leben Beethovens.

(Schindler). Beethoven nannte sie seinen „Beichtvater" und widmete ihr die beiden Trios op. 70 mit den hübschen Worten: „Zwei Trios für die Gräfin Erdödy . . . für sie geeignet und ihr zugeeignet." Auch die beiden Cellosonaten op. 102 wurden ihr gewidmet.

Weit ernster war Beethovens Leidenschaft für Therese Malfatti. Beethoven, der durch seinen Freund, den Freiherrn Ignaz v. Gleichenstein, im Hause des Gutsbesitzers Malfatti eingeführt worden war, faßte zu dem temperamentvollen, von südlicher Lebhaftigkeit erfüllten Mädchen (der Meister nannte sie „die flüchtige, alles leicht behandelnde Therese") eine so tiefe Zuneigung, daß er sich nicht scheute, ihm trotz eines Altersunterschiedes von fast zwei Jahrzehnten einen Heiratsantrag zu machen. Das Schicksal dieses Antrags war leider vorauszusehen. Beethoven hat sich die Enttäuschung überaus stark zu Herzen genommen, dennoch aber Therese Malfatti zeit seines Lebens treue Freundschaft bewahrt.

Die Adressatin jenes berühmten Briefes an die „Unsterbliche Geliebte", in dem sich Beethovens leidenschaftliche Sehnsucht nach Liebe am unverfälschtesten äußert, ist uns, obwohl über diese Frage schon Bäche von Tinte geflossen sind, noch nicht bekannt. Bald vermutet man, daß das Schreiben mit den Anfangsworten „Mein Engel, mein alles, mein ich" an die Gräfin Therese Brunsvick gerichtet war, bald, daß es der Gräfin Giulietta Guicciardi oder auch Amalie Sebald gegolten hat. Die Komtesse Brunsvick schenkte dem Meister ihr Bildnis mit der schönen Widmung: „Dem seltenen Genie, dem großen Künstler, dem guten Menschen." Doch für eine Neigung, die über bloße Freundschaft hinausging, besitzen wir keinerlei zwingende Beweise. Gleiches gilt für das Verhältnis zu der frischen, anmutigen Gräfin Guicciardi. Auch über die Natur der Beziehungen Beethovens zu der begabten Sängerin Amalie Sebald, die der Künstler spätestens im Jahre 1811 kennengelernt hat, wissen wir nichts Gewisses. Beethoven schickt ihr einmal einen „recht feurigen Kuß", macht ihr den zärtlichen Vorwurf: „Was träumen Sie, daß Sie mir nichts sein können?" und schenkt ihr im Jahre 1812 eine Haarlocke. All dies aber legt nur für eine — freilich recht warme — Zuneigung Zeugnis ab. Die gestammelten Schlußworte des Briefes an die „Unsterbliche Geliebte": „Welche Sehnsucht mit Thränen nach dir — dir — dir — mein Leben — mein alles", aber sprechen doch eine weit leidenschaftlichere Sprache. Wollen wir daher nicht in das Dickicht mehr oder weniger unhaltbarer Vermutungen hineingeraten, so müssen wir uns damit begnügen, in jenem Schreiben, das nach dem Tode des Meisters in einem Geheimfach seiner Wohnung aufgefunden wurde, einen der herrlichsten Liebesbriefe der Weltliteratur zu bewundern, und darauf verzichten, zu ergründen, an wen er gerichtet war.

Die Reihe außergewöhnlicher Menschen, die Beethoven während seines kaum sechs Jahrzehnte umfassenden Lebens zur Seite standen, ließe sich ohne Mühe beträchtlich erweitern. Doch schon dieser knappe Ausschnitt zeigt, daß der Rahmen der Freundschaft, in dem sich das Dasein des Künstlers abspielte, des großen Meisters nicht unwürdig war.



Sage Viertausend Gulden ...
Se kaiserl. Hochheit der Erzherzog Rudolph . . . 1500 f
Der Hochgebohrne Fürst Lobkowitz . . . 700
Der Hochgebohrne Fürst Ferdinand Kinsky . . . 1800
4000 f

Urkunde über das Beethoven im Jahre 1809 von dem Erzherzog Rudolf, dem Fürsten Lobkowitz und dem Fürsten Kinsky verbriefte Jahresgehalt von 4000 Gulden. (Original im Besitz der Städtischen Sammlungen in Wien.)



Erzherzog Rudolph (1788—1832).

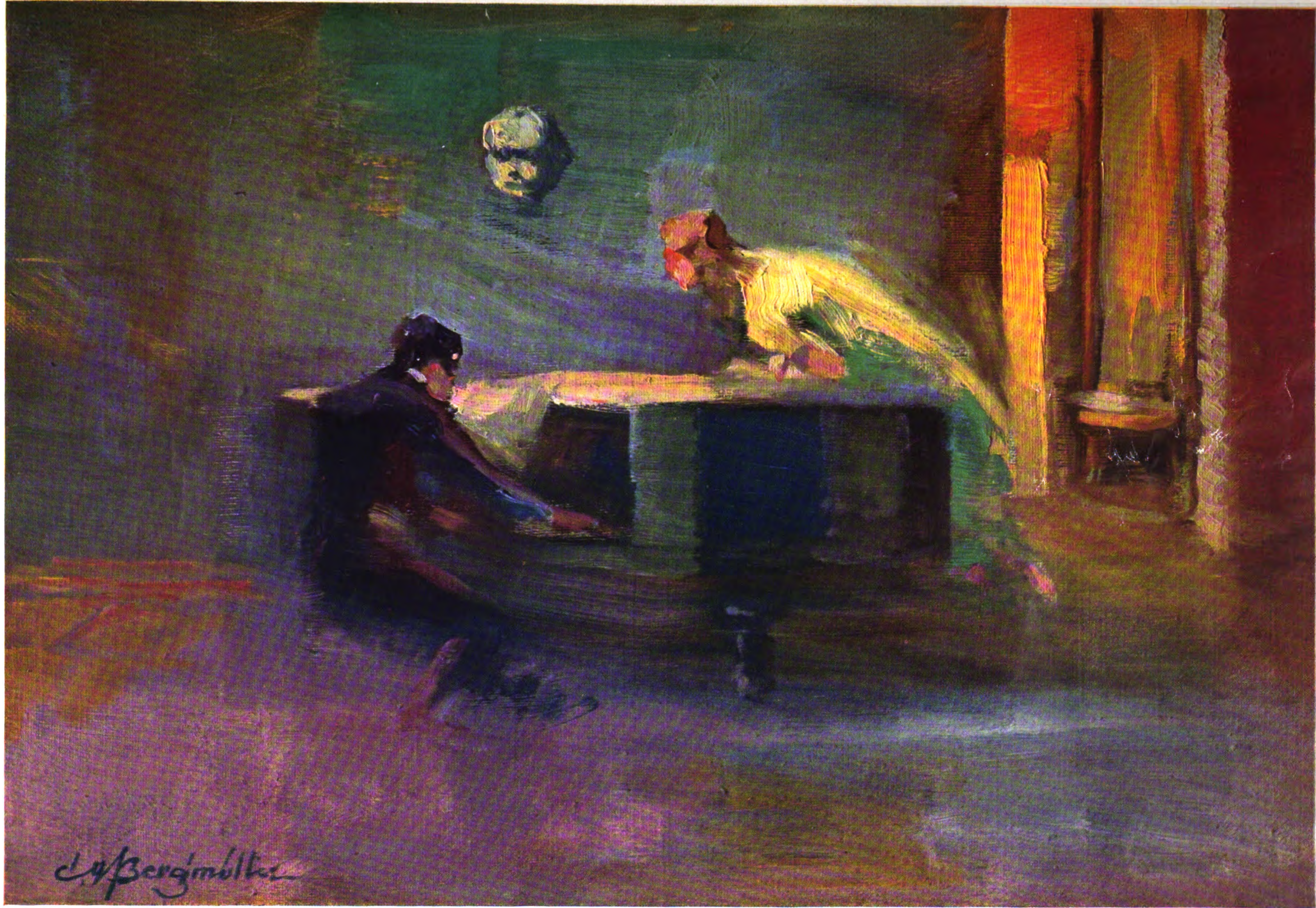


Fürst Franz Joseph Max Lobkowitz (1772—1816).



Fürst Ferdinand Kinsky (1781—1812).

Gönner Beethovens, die ihn 1809 durch Verbriefung eines Jahresgehalts von 4000 Gulden bewogen, in Wien zu bleiben.



Beethoven-Sonate / Nach einem Gemälde von C. W. Bergmüller.

Beethoven und Goethe

VON DR. VALERIAN TORNIUS



Bettina Brentano (1788—1859),
die junge Freundin Goethes und Beethovens. Nach einer Zeichnung von L. Emil Grimm im Besitz des Goethe-Nationalmuseums in Weimar.



Beethoven und Goethe in Teplitz im Jahre 1812. Nach einer Radierung von Ernst Pickardt. (Mit Genehmigung des Kunstverlags Ludwig Möller in Lübeck.)

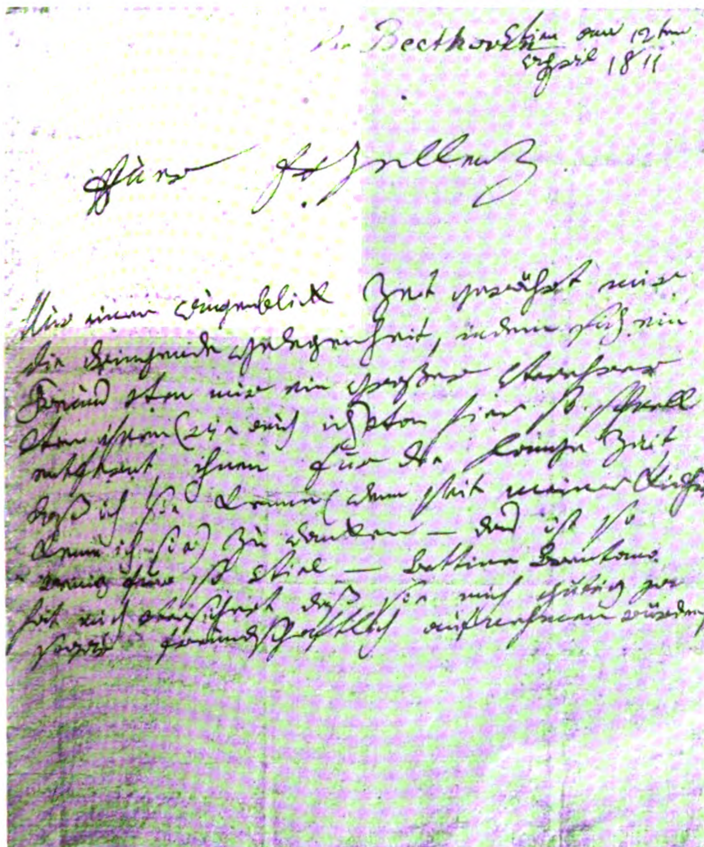
Die Vorbereitungen zu der Begegnung zwischen Goethe und Beethoven liegen in den Händen einer Frau. Es ist Bettina, das ewige Kind, der kleine weibliche Kobold der Romantik — Bettina, die Tochter jener schwarzäugigen Maxe Brentano, die einst in dem Herzen des jungen Goethe das Feuer einer flüchtigen Leidenschaft entzündet hatte, einer Leidenschaft, die auf die Gestaltung von „Werthers Leiden" nicht ohne Einfluß blieb. Sie hat zu den Füßen von Frau Rat gesessen und begierig deren Erzählungen über Hätschelhans mit ihrem Gemüt aufgesogen, und nun kommt sie im April des Jahres 1807 nach Weimar, um den berühmten Sohn von Angesicht zu Angesicht zu sehen, um den schon aus der Ferne Bewunderten wie eine Gottheit anzubeten. Sie stellt sich vor und erregt durch ihr liebliches Äußeres, ihr ausgelassenes kindliches Wesen, ihr phantastisches Schwärmen und ihren sprühenden Geist das Wohlgefallen des bald siebzigjährigen Dichters, der sich gern in ein tändelndes Spiel mit ihr einläßt.

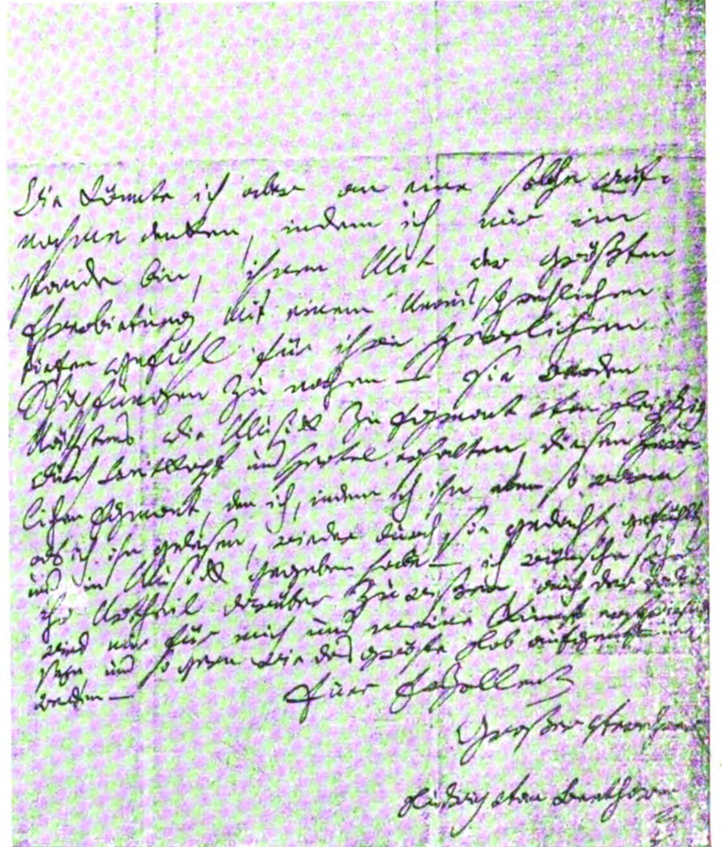
Drei Jahre später führt Bettina der Weg nach Wien zum Besuch ihres dort verheirateten Bruders Franz, und bei dieser Gelegenheit lernt sie Beethoven kennen. Der Eindruck ist gewaltig, er nimmt ihre Seele voll und ganz in Beschlag. In überschwenglichen Worten wird es nach Weimar berichtet, wird alles unternommen, um eine Zusammenkunft der beiden Künstler vorzubereiten. Aber Bettinas Mitteilungen sind mit großer Vorsicht aufzunehmen, denn man weiß, wie eigenmächtig diese romantische Sibylle, von ihrer Phantasie geleitet, an sie gerichtete Briefe in einer ihrer Person schmeichelnden Weise korrigierte. Glaubte man ihren Worten, so müßte man annehmen, sie erst habe in Beethoven das Verständnis für Goethe geweckt, während er von Kindheit an diesem Dichter eine besondere Verehrung entgegenbrachte.

Die von Bettina vorbereitete Begegnung kommt aber nicht im nächsten Sommer, sondern erst zwei Jahre später zustande. In der Zwischenzeit aber haben Komponist und Dichter bereits Briefe ausgetauscht. Die Musik zum „Egmont" gibt Beethoven endlich die ersehnte Gelegenheit, persönlich an Goethe heranzutreten. Sein Freund, ein musikbeflissener Kaufmann namens Franz Oliva, reist nach Weimar, und diese Gelegenheit benutzt er, um ihm einen Brief an Goethe mitzugeben, in dem er, auf Bettinas Vermittlung sich berufend und seiner Verehrung für den Dichter Ausdruck gebend, die Musik zum „Egmont" ankündigt und gleichzeitig um ein Urteil bittet. Goethe antwortet erst einige Monate später aus Karlsbad in jenem höflichen, liebenswürdigen, doch gleichzeitig vorsichtigen Ton, den er im Alter gegenüber neuen Bekanntschaften stets anzuschlagen liebt. Er leitet den Brief mit einigen allgemeinverbindlichen Redensarten ein, kommt dann auf die ihm zugedachte „Egmont"-Musik zu sprechen, über die er — wie er bemerkt — bereits Rühmliches vernommen habe, und schließt mit einer Einladung, nach Weimar zu kommen. Die Reise nach Weimar gelangt nicht zur Ausführung. Aber im Juli 1812 weilt Beethoven zur Kur in Teplitz, und Goethe, der sich in Karlsbad befindet, erscheint am 15. Juli auch daselbst, wo sich außerdem die Kaiserin von Österreich mit ihrem Gefolge aufhält. Goethe, der die Kaiserin und besonders deren erste Hofdame, die Gräfin O'Donell, verehrt, bewegt sich viel in ihrem Kreis und wird von den Damen so in Anspruch genommen, daß er erst am 19. den zurückgezogen lebenden Komponisten kennenlernt. Seinen ersten Eindruck prägt er in die Worte: „Zusammengefaßter, energischer, inniger habe ich noch keinen Künstler gesehen. Ich begreife gut, wie er gegen die Welt wunderlich stehen muß." Am nächsten Abend unternehmen Dichter und Komponist eine Spazierfahrt, und tags darauf sitzt Goethe in Beethovens Stube und lauscht seinen Phantasien. „Er spielt köstlich!" meldet seine Aufzeichnung an diesem Tage.

Von der Begegnung dieser beiden Titanen der Kunst gilt der Satz: Ehe sie sich persönlich kannten, standen sie einander näher, ihr Zusammensein brachte sie auseinander, weil es die Verschiedenartigkeit ihrer Naturen offenbarte. Der Künstler Beethoven erregte Goethes Bewunderung, aber der Mensch Beethoven mißfiel ihm. Umgekehrt: das Menschliche-Allzumenschliche an Goethe stieß auch Beethoven ab. Dieser, eine ungezügelte Sturm- und Drang-Natur, ein elementarer Titan, der im stolzen Selbstbewußtsein seiner Genialität keine konventionellen Bevorzugungen anerkennt, Goethe dagegen eine ausgeglichene Persönlichkeit, die sich im langsamen und schweren Ringen zur Entsagung herangezogen hat, der Leidenschaft kein Bestimmungsrecht mehr über sich einräumt und sich den Realitäten des Daseins als unabänderlichen Notwendigkeiten fügt. Vielleicht würde bei längerer Dauer ihrer Beziehungen, ähnlich dem Verhältnis Goethes zu Schiller, ein Ausgleich der Gegensätze stattgefunden haben. So scheiden sie voneinander, ernüchtert durch die persönliche Bekanntschaft, als Menschen, die sich zwar gegenseitig bewundern, aber nicht zu lieben vermögen.

Noch einmal — elf Jahre später — schreibt Beethoven einen langen Brief an Goethe, in dem er ihn bittet, sein an den Großherzog gerichtetes Gesuch wegen Subskription seiner „Missa solemnis" zu unterstützen. Der Brief, der eine aufrichtige Schilderung der damaligen Lebensumstände des Künstlers enthält, schließt mit dem Satz: „Einige Worte von Ihnen an mich würden Glückseligkeiten über mich verbreiten." Aber Goethe schweigt. Der Appell bleibt ohne Widerhall.





Erste Seite. Zweite Seite.

Brief Beethovens an Goethe aus dem Jahre 1811.
(Original im Besitz des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar.)

Beethovens letzte Erdentage

VON PROFESSOR STEPHAN LEY

Im alten Wien der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts liegt, weitab vom Mittelpunkte der Stadt und dem ragenden Stephansdom, an einem freien Platz nahe den Festungsbastionen ein mächtiges Gebäude mit siebzehnfenstriger Front und weiter Aussicht auf die inneren Stadtteile: es ist das Schwarzspanierhaus, vordem ein Kloster spanischer, schwarzgewandeter Mönche. Unten in der Mitte ein gewölbter Torweg, aus dem nach rechts die Treppe mit ihrer schweren Brüstung nach oben führt; im zweiten Stock links von der Treppe der Eingang zu Beethovens letzter irdischer Behausung. Es ist eine behagliche bürgerliche Wohnung, aber mit gerade ausreichendem, fast dürftigem Hausrat, der zudem die Spuren zahlloser Umzüge trägt. Im ersten Zimmer straßenwärts nichts von Möbeln, nur gewaltige Stöße handschriftlicher und gedruckter Noten; das nächste nach rechts ein einfaches Speisezimmer, dann weiter der größte, zweifenstrige Raum der Wohnung, Musik- und Schlafzimmer zugleich, in seiner Mitte zwei Flügel, auf einer Stellage zwischen den beiden Fenstern in Unordnung und arg verstaubt zwei Geigen, Hörrohre und Beethovens kleine Büchersammlung, deren Bände von häufiger Benutzung zeugen: Goethe, Shakespeare, der Vossische Homer und ein populäres Erbauungsbuch werden immer von neuem vorgenommen, und noch heute lassen zahlreiche angestrichene Stellen den idealen, den redlichen, den mitfühlenden Sinn des Meisters erkennen. Am Ende dieser Zimmerflucht endlich das Komponierkabinett: von seinem Platz hinter dem Tisch aus kann er die Reihe der Zimmer überschauen, von hier aus tritt er dem Besucher entgegen in der Erscheinung, wie sie für diese seine letzte Lebenszeit uns geschildert wird: ein Mann von immer noch kraftvoller Gestalt mittlerer Größe, der ungesucht etwas mehr als Gewöhnliches, beinahe Imponierendes eigen ist; eisgraues eigenwilliges Haar, das Gesicht, früher gesund gerötet, jetzt mehr gelblich und nicht ohne einen Zug des Leidens — das Auffallendste darin das leuchtende, durchdringende Auge; der Anzug im Hause oft wohl mehr als bequem, sonst aber sorgfältig und der Mode entsprechend, wobei besonderer Wert auf blendend weiße Wäsche gelegt wird. — Aus dem Arbeitszimmer, dem Komponierkabinett, führt endlich eine Tür zu den hofwärts gelegenen Dienstboten- und Wirtschaftsräumen; so ist dafür gesorgt, daß der göttlichen Kunst jederzeit die Prosa des Alltags sich nähern kann. Denn zuweilen tritt, den Marktkorb am Arm, die alte Haushälterin an den Tisch heran und sucht dem tauben und überdies mißtrauischen Meister klarzumachen, daß sie wieder Geld brauche. „Muß es sein?“ klingt es von der einen, „Es muß sein!“ von der andern Seite, bis endlich die Alte sich trollt, ihre Einkäufe zu machen.



Beethovens Studierzimmer im Schwarzspanierhaus in Wien.

In dieser Wohnung spielt sich Beethovens Leben mit einer gewissen Regelmäßigkeit ab. Schon der frühe Morgen — denn er ist ein Frühaufsteher — sieht ihn am Schreibtisch, und die Arbeit füllt den ganzen Vormittag aus. Eins der letzten Werke, das hier wenigstens zu Ende geführt wurde, ist das Streichquartett in B-Dur op. 130; manche sehen es als die Krone von Beethovens Kammermusik an, und so viel ist jedenfalls gewiß, daß der Meister einmal über die Kavatine dieses Quartetts äußerte, noch nie habe seine eigene Musik auf ihn einen solchen Eindruck gemacht, und das Zurückempfinden dieses Stückes koste ihm immer neue Tränen. Nach Mittag eilt Beethoven dann hinaus ins Freie, in die ihm ganz unentbehrliche Natur. Auf diesen nachmittägigen Spaziergängen durchstreift er die ganze weite Umgebung von Wien: er steigt auf den Kahlenberg, läuft nach Heiligenstadt oder fährt nach Baden, wo kleine Schulmädchen den überall bekannten Herrn neckisch umtanzen; oder er setzt sich in Nußdorf stundenlang zum Fischen hin; oft wirft er sich unter einem Baum ins Gras und notiert musikalische Ideen, nicht selten kommt er auch von solcher Fahrt mit verwirrtem Haar und ohne Hut wieder heim. Das Abendessen liebt er in einem einfachen Wirtshause einzunehmen; und wenn er da — etwa in der „Eiche“ — gar eine seiner Lieblingsspeisen vorfindet und nachher bei Bier und Pfeife die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ lesen kann, so mag er etwas von der Behaglichkeit empfinden, die ihm daheim oft versagt ist.

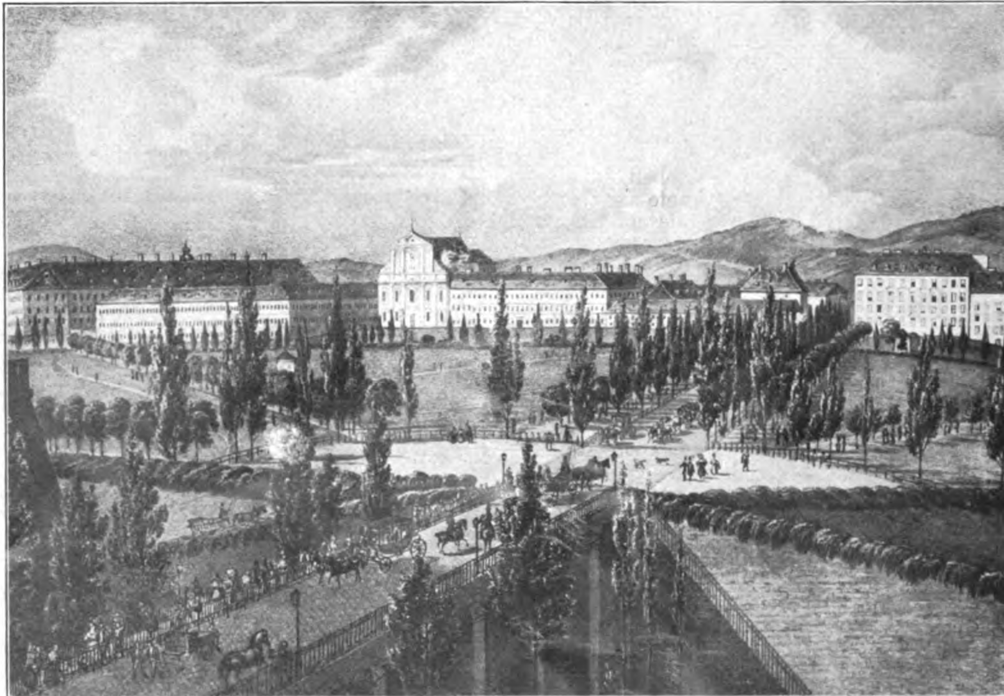
Auch sonst ist das Leben im Schwarzspanierhause verhältnismäßig ruhig; die Wiener scheinen Beethoven zeitweilig ziemlich vergessen zu haben, doch ist immerhin ein Stamm von Getreuen da, die nach wie vor zu Besuch kommen. Da ist der Primgeiger Schuppanzigh, der immer noch mit seinen Quartettgenossen fast regelmäßig Beethovens neueste Werke aus der Taufe hebt; der eine oder andere von seinen Verlegern; der junge Beamte Karl Holz, gerade in jener Zeit als praktischer Geschäftsmann und guter Rechner Beethoven fast unentbehrlich; daneben der allzeit getreue, augenblicklich etwas in den Hintergrund getretene Schindler, dem wir einen großen Teil unseres Wissens über Beethoven und eine kostbare Sammlung sorgfältig gehüteter Beethovenreliquien zu danken haben. Diese Besucher unterrichteten ihn über die Tagesneuigkeiten, besonders auf musikalischem Gebiete, vor allem auch über die Aufführungen seiner Werke. Es kommt auch wohl der eine oder andere rheinische Landsmann, so der damalige Direktor des Gymnasiums zu Andernach, und solche Besuche erfreuen den Meister ganz besonders, der bis zuletzt mit warmer Liebe an der Heimat, an den, wie er selbst sagt, ihm ewig lieben Rheingegenden hängt; es kommen musikbegeisterte Freunde, selbst von jenseits des Ozeans; dann wieder der gute Wolffmayer, ein reicher Tuchhändler, einer von Beethovens stillsten, aber aufopferungsvollsten Freunden, der oft mit großen Kosten Aufführungen seiner Werke ermöglicht, zuweilen auch einen neuen Rock mitbringt und dafür einen alten entführt, was freilich von Beethoven nicht immer gern gesehen wird. Leider gesellt sich zu den Besuchern jetzt auch öfters der



Gerhard v. Breuning
Beethovens ständiger Gesellschafter während seines letzten Krankenlagers.



Die Wiener Sängerin Nanette Schechner, die an Beethovens Krankenlager gesungen hat.



Blick auf das Schwarzspanierhaus in Wien, in dem Beethoven am 26. März 1827 gestorben ist.

Der sterbende Beethoven.
Nach einer Zeichnung von Joseph Teltscher aus dem Besitz von Dr. Aug. Heymann, Wien.

Beethovens Totenmaske.
(Original im Beethoven-Haus in Bonn.)

Der sterbende Beethoven.
Nach einer Zeichnung von Joseph Teltscher aus dem Besitz von Dr. Aug. Heymann, Wien.

Arzt, denn schon machen sich bei Beethoven die Beschwerden stärker geltend, die bald in seiner letzten Krankheit sich auswirken sollen; und da man mit dem völlig tauben Meister nur schriftlich, mit Hilfe der uns in großer Zahl erhaltenen Konversationshefte, verkehren kann, so sind wir noch heute in der Lage, solch einer ärztlichen Konsultation bis ins einzelne zu folgen. Und da sind endlich noch zwei regelmäßige Besucher — sie bringen meist wenig Gutes und sehr oft Unerfreuliches und Häßliches: Beethovens einzige Blutsverwandte, der Bruder Johann und der Neffe Karl. Der erstere ist trotz einer gewissen Gutmütigkeit ein egoistischer Geschäftsmann, Beethoven selbst zuweilen argwöhnisch und aufbrausend; das Verhältnis läßt sich denken, der große Meister mit seinem weichen Herzen hat schwer darunter gelitten. Und erst recht war dies weiche Herz den seelischen Leiden nicht gewachsen, die der Neffe, der Sohn des anderen, früh verstorbenen Bruders, ihm verursachte, dessen Erziehung zu übernehmen, Beethoven sich im Gewissen verpflichtet fühlte. Wohl selten ist jemand mit heiligerem Ernst an die Aufgabe der Erziehung herangegangen, selten aber auch mit so wenig ausreichender Befähigung dazu. Gerade jetzt hatte der talentvolle, aber verlotterte junge Mann, der an der Wiener Technischen Hochschule studierte, Hand an sich selbst gelegt und sich durch einen Schuß in den Kopf, allerdings nur unbedeutend, verwundet. Das war der schwerste Schlag, der Beethoven treffen konnte — nach all dem Schweren, das der Neffe über ihn gebracht, und wovon heute noch die wahrhaft erschütternden Briefe zeugen, die die Berliner Staatsbibliothek aufbewahrt. Nach dem Urteil mancher, die es wissen konnten, ist Beethovens Ende durch diese Dinge nicht unwesentlich beschleunigt worden. Es erhob sich die Frage, wohin mit dem Unseligen, als er das Krankenhaus verließ; Beethoven entschloß sich, einige Wochen mit ihm auf dem Landgute seines Bruders in Gneixendorf zuzubringen — ein verhängnisvoller Beschluß, wenn man an das oben gekennzeichnete Verhältnis zu diesem Bruder denkt. Der Aufenthalt in Gneixendorf bedeutete für Beethoven den Abschluß seiner im ganzen gesunden Tage und den Abschluß seiner schöpferischen Tätigkeit: seine letzte Komposition stammt aus dem November 1826, am 2. Dezember kam er als ein Todkranker nach Wien ins Schwarzspanierhaus zurück, mit den seelischen vereinigten sich schwere körperliche Leiden, den vordem so kräftigen Körper zu Fall zu bringen. Über die nun folgenden trüben Wochen und Monate sind wir aufs genaueste unterrichtet durch die Aufzeichnungen eines Mannes, der sie damals als dreizehnjähriger Knabe Tag für Tag mitdurchlebte. In nächster Nähe des Schwarzspanierhauses lag das Rote Haus; hier wohnte Beethovens Bonner Jugendfreund, der Hofrat Stephan v. Breuning, mit seiner kleinen Familie. Beethoven hatte beim Umzug diese Nachbarschaft mit größter Freude begrüßt; und es war natürlich, daß nun, als die Krankheit den Meister aufs Zimmer beschränkte und bald dauernd ans Krankenlager fesselte, Breunings die nächsten waren, sich seiner anzunehmen. Insbesondere war der kleine Gerhard jetzt fast täglich eine Zeitlang um ihn, unterhielt ihn, leistete ihm kleine Dienste, und seine Besuche sind dem großen Freunde seines Vaters immer wieder ein Trost und eine Erheiterung gewesen. Und deren bedurfte er, je länger, je mehr. Denn nachdem die Lungenentzündung, mit der er nach Wien zurückgekehrt, der ärztlichen Kunst des Professors Wawruch gewichen war, setzte eine Leberkrankheit ein, die dieser Kunst spottete und bald in Wassersucht überging; so ist für den Meister das letzte Vierteljahr seines Lebens eine Kette schwerer Leiden geworden, die nur selten einmal durch einen Lichtblick unterbrochen wurden. Am Krankenlager — in dem zweifenstrigen Zimmer, wo die beiden Flügel standen — erschienen ziemlich regelmäßig die vertrauten Freunde; dieser und jener schickte erfrischende Speisen oder Wein; ein englischer Verehrer machte Beethoven eine schön gebundene Ausgabe der Werke Händels zum Geschenk, den jener immer besonders geschätzt hat, und der kleine Gerhard mußte ihm die Bände einzeln ins Bett reichen. Ebenso lernte er auf seinem letzten Lager eine Reihe neuer Kompositionen Franz Schuberts kennen, der jahrelang mit ihm in derselben Stadt gelebt hatte, aber in seiner Schüchternheit nie in nähere Beziehungen zu ihm getreten war. Jetzt machten seine Liederschöpfungen auf Beethoven solchen Eindruck, daß auch er in ihnen den „göttlichen Funken" pries. — Eines Tages ließen sich ein Herr und eine Dame melden; es waren der jugendliche Sänger Cramolini, mit dessen Mutter Beethoven bekannt war, und seine Braut, die talentvolle Sängerin Nanette Schechner; und es ist eine ergreifende Szene, wie die beiden

Beethovens ursprüngliche Grabstätte auf dem Währinger Friedhof in Wien.

Beethovens Testament.

Einladung
zu
Ludwig van Beethoven's
Leichenbegängniss,
welches am 29. März um 3 Uhr Nachmittags Statt finden wird.

Man versammelt sich in der Wohnung des Verstorbenen im Schwarzspanier-Hause Nr. 200,
am Glacis vor dem Schottenthore.

Der Zug begibt sich von da nach der Dreyfaltigkeits-Kirche
bey den P. P. Minoriten in der Alsergasse.

Die musikalische Welt erlitt den unersetzlichen Verlust des berühmten Tondichters am 26. März 1827 Abends gegen 6 Uhr.
Beethoven starb an den Folgen der Wassersucht, im 56. Jahre seines Alters,
nach empfangenen heil. Sacramenten.

Der Tag der Exequien wird nachträglich bekannt gemacht von

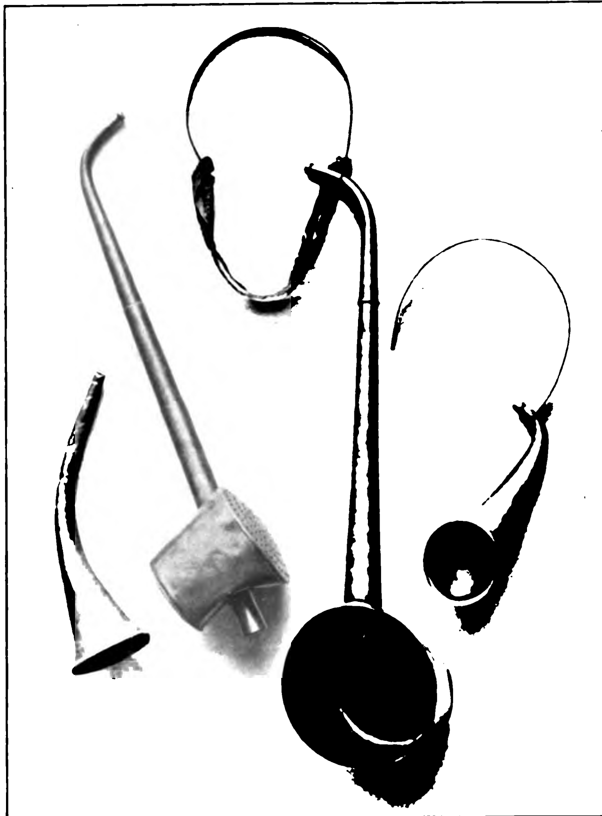
L. van Beethoven's
Verehrern und Freunden.

Einladung zu Beethovens Begräbnis.

dem schon vom Tode Gezeichneten zwei seiner berühmtesten Lieder singen, er die „Adelaide“, seine Braut die große Arie der Leonore, wie der Kranke dem Gesang mit lebhaftester Teilnahme, zuweilen taktierend, folgt, wenigstens mit dem Auge, und wie er beim Abschied ihnen noch viel Freundliches sagt; dann schritten die beiden jugendlichen Gestalten wieder ins Leben hinaus, während der Tod auf ihn immer tiefere Schatten warf.

Beethoven hatte in früheren Jahren wiederholt daran gedacht, seine rheinische Heimat und die dortigen Freunde wieder einmal aufzusuchen; diese Pläne sehen wir von dem ältesten unter ihnen, Franz Gerhard Wegeler, der als Regierungs-Medizinalrat in Koblenz lebte, zu einer Zeit wieder aufgenommen, da es zu ihrer Verwirklichung endgültig zu spät war. Am 1. Februar 1827, also als die Krankheit längst hoffnungslos geworden, schilderte Wegeler seinem „lieben alten Louis“ — offenbar um dem Kranken Trost zu spenden, denn über seinen Zustand wird er bei der brieflichen Verbindung mit seinem Schwager Stephan v. Breuning nicht im unklaren gewesen sein — den Reiz des Wiedersehens in hellen Farben: „Keiner würde Dich so in Deine Jugendjahre zurückgeführt, Dich an hundert Begebenheiten lustiger und trauriger Art haben erinnern können als ich, besonders da meine Frau meinem Gedächtnis durch Erzählungen von Fräulein Westerholt, Jeanette Honrath und wie die et caeteras alle geheißen haben, treu nachhilft.“ Er versichert ihm, daß er in den ersten Monaten genesen werde, „und dann sollen vaterländische Luft und Jugendbilder und die Besorgung meiner Familie ... das Fehlende ergänzen und das Gewonnene stärken“. Und die Jugendfreundin, Wegelers Gattin Eleonore, fügt hinzu: „Kommen Sie und sehen Sie erst, was vaterländische Luft vermag.“ Noch einmal antwortet der Todkranke den vor allen geliebten Freunden; der Brief ist nicht mehr eigenhändig geschrieben: Beethoven hat ihn auf dem Krankenlager einen Monat vor seinem Ende diktiert, und schon die bloße Unterschrift zeigt, wie hoch die körperliche Schwäche bereits gestiegen war.

Schriftliche Unterhaltung des Arztes mit dem tauben Beethoven nach der Operation des Bauchstichs. (Aus dem Besitz der Staatsbibliothek in Berlin.)



Beethovens Hörinstrumente. (Aus dem Besitz des Beethoven-Hauses in Bonn.)

Inzwischen hatte nämlich die Wassersucht derart überhandgenommen, daß bald wiederholt die Operation des Bauchstiches sich als notwendig erwies; sie wurde von dem Chirurgen Dr. Seibert ausgeführt, dessen „gewohnte Kunstfertigkeit“ gerühmt wird, der aber bei der ganzen Sachlage nur vorübergehend Linderung schaffen konnte. Immer trostloser wurde der Zustand des Kranken. Seine Umgebung hielt es nun für angezeigt, ihn auf die Notwendigkeit des Empfanges der Sterbesakramente aufmerksam zu machen; man benachrichtigte den Geistlichen, und die Funktion ging, wie die Berichte sagen, mit der größten Auferbauung vor sich: „Geistlicher Herr, ich danke Ihnen, Sie haben mir Trost gebracht“ — so sprach Beethoven selbst zu dem Priester. Der Tod nahte jetzt mit immer schnelleren Schritten; noch benutzte man die letzten lichten Augenblicke, um den Sterbenden die wenigen Worte seines letzten Willens eigenhändig niederschreiben zu lassen, und man kann gewiß kein rührenderes Schriftstück sehen als dieses Blatt, das in jedem der verstümmelten Worte und der entstellten Schriftzüge den Verfall eines großen Geistes so augenfällig zur Anschauung bringt. In dieser Zeit war es wohl auch, daß der Maler Teltscher einige rasche Skizzen von dem Sterbenden zu entwerfen suchte; man empfand das damals als rücksichtslos und wies ihn weg, aber die Blätter sind uns erhalten geblieben. Der letzte Gruß aber aus der rheinischen Heimat ist ihrem großen Sohne durch edelsten rheinischen Wein vermittelt worden: sein Verleger Schott schickte ihm einen „kostbaren Rüdesheimer Berg von 1806“, der leider erst unmittelbar vor Beethovens Tod ankam. „Schade, schade — zu spät“, sagte der Sterbende, und das waren nach Schindlers Zeugnis seine letzten Worte. Doch konnte er bis zum Verscheiden noch löffelweise von dem Wein genießen. Der Augenblick des Todes ist oft geschildert: wie gegen fünf Uhr am 26. März dichte Wolkenmassen sich zusammenballten und dann unter Schnee und Hagel ein schweres Gewitter sich entlud; wie der Sterbende noch einmal starr hinaufblickte und die geballte Faust erhob; als er sie sinken ließ, entfloh auch das Leben — es war um ein Viertel vor sechs an diesem schicksalsschweren Tage.

Nun galt es für die Freunde, die Bestattung vorzubereiten. Eine Grabstätte war bereits ausgewählt, man verschickte die Einladungen zum Leichenbegängnis, Grillparzer wurde um eine Leichenrede angegangen. Inzwischen lag die Leiche, nachdem Danhauser die Totenmaske abgenommen hatte, der damaligen Sitte gemäß auf über Stühle gelegten Brettern in dem Sterbezimmer; viele Besucher kamen und gingen, die Vertrauten zum letzten Abschied, viele auch, die reine Neugier hinführte. Das Leichenbegängnis — nachmittags um drei Uhr am 29. März — war nach Schindler „schlechthin das eines großen Mannes“. Zum wenigsten 20000 Menschen drängten sich auf dem weiten Platz vor dem Hause; als man den Sarg aus der Torhalle, wo ein Doppelquartett auserlesener Sänger einen Abschiedsgesang gesungen, nach dem Leichenwagen gebracht hatte, entstand trotz militärischen Aufgebots ein solches Gedränge, daß der Weg zur nahen Pfarrkirche, an sich kaum 500 Schritt weit, nahezu 1½ Stunde in Anspruch nahm. Die Musik spielte den Trauermarsch aus der As-Dur-Sonate op. 26, den Beethoven einst selbst überschrieben hatte: „Trauermarsch auf den Tod eines Helden“; und das gab überhaupt diesem Leichenbegängnis einen einzigartigen Charakter, daß alle Musikstücke, gespielte wie gesungene, von des Meisters eigener Komposition waren. Nach der Einsegnung in der Kirche bewegte sich der Zug zur Stadt hinaus; zu beiden Seiten des Leichenwagens acht berühmte Komponisten und Kapellmeister, die die herabhangenden weißen Bandschleifen hielten; unter den Fackelträgern die hervorragendsten Vertreter des geistigen Wien: Lenau und Grillparzer, Raimund, Castelli und Deinhardstein, Zedlitz und Schubert; weiterhin das sonstige gewaltige Trauergefolge, an das sich noch etwa 200 Equipagen anschlossen. Der Friedhof lag in Währing, einem der Dörfer, deren Kranz sich damals noch in ländlicher Einfachheit um die Stadt herumzog. Vor dem Eingang machte der Zug halt, und da an der Gruft selbst nicht gesprochen werden durfte, so trug hier der Schauspieler Anschütz die von Grillparzer verfaßte Grabrede vor. Dann übergab man den Sarg der Erde; gedruckte Gedichte wurden verteilt, Lorbeerkränze in die Gruft gesenkt, „und es fehlte“, so hat Gerhard v. Breuning später in treuer Erinnerung die Stimmung dieser Stunde festgehalten, „der Tränen wahrlich nicht, nicht vorm Tore, nicht am Grabe selbst, als der mächtige Titane in die enge Grube gesenkt ward und seine Freunde und Verehrer über seine Hülle die erste Erde warfen“. Und Grillparzers Rede schloß: „Geht von hier, trauernd, aber gefaßt. Nehmt mit euch — eine Blume von seinem Grabe — das Andenken an ihn und sein Wirken. Und wenn euch je im Leben, wie der kommende Sturm, die Gewalt seiner Schöpfungen übermannt, so ruft es zurück, das Andenken an heute, das Andenken an ihn, der so Großes geleistet und an dem kein Tadel war.“ Mit diesen Worten der beiden Männer, die damals, vor nun hundert Jahren, dem offnen Grabe mit zunächst standen, klingt die Kunde von Beethovens Erdendasein aus; mit ihnen sei auch dieser Bericht von dem Lebensabend und dem Lebensende des geliebten großen Meisters beschlossen.



Der Wiener Chirurg Dr. Johann Seibert, der an Beethoven wiederholt den Bauchstich vornahm, um ihm bei seiner starken Wassersucht Erleichterung zu verschaffen



Dr. Andreas Ignaz Wawruch, Beethovens behandelnder Arzt während seiner letzten Krankheit.

Beethoven und die Nachwelt

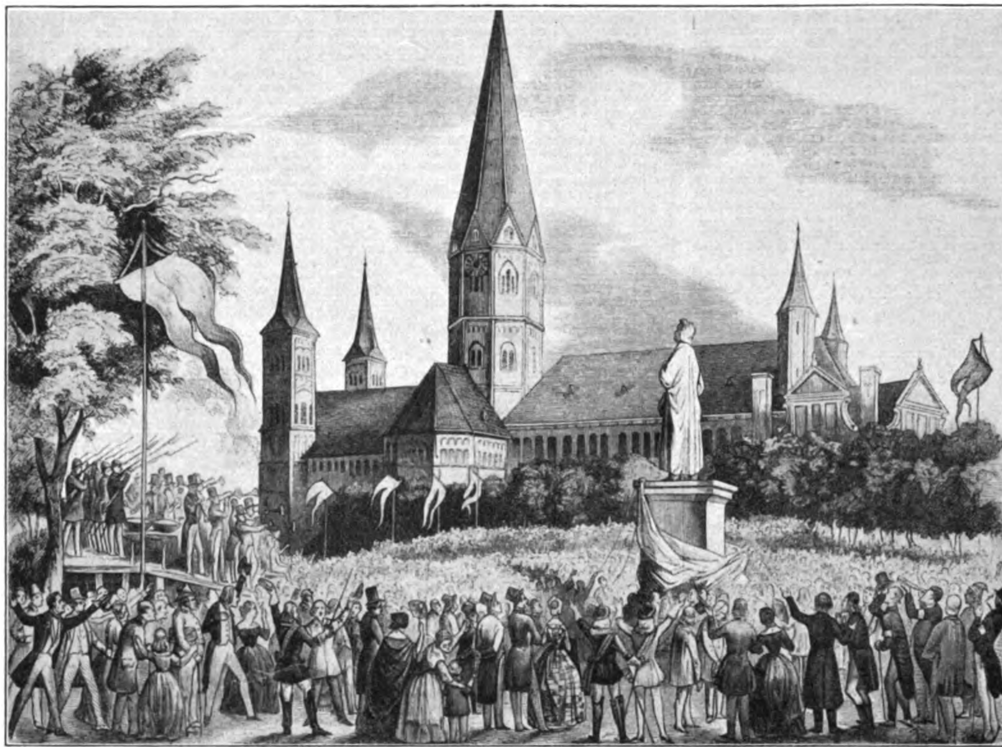
VON DR. MAX UNGER

Es ist eine auf die größtenteils sentimentale musikbiographische Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts zurückzuführende falsche Darstellung, der Tondichter Beethoven sei zu seinen Lebzeiten gänzlich verkannt worden. Wohl hat er wie jeder Neuerer vielfach mit Widerständen zu kämpfen gehabt, aber schon mit 30 Jahren war er nicht nur als Klavierspieler, sondern auch als Tondichter mindestens in Österreich und Deutschland, als Schaffender auch in der Schweiz bekannt, ja, berühmt; das will bedeuten, er hatte sich in dem kurzen Zeitraum von nur etwa fünf Jahren als Tondichter wie als Pianist durchgesetzt: denn erst im März 1795 spielte er in Wien zum erstenmal öffentlich, und frühestens erst Mitte des gleichen Jahres erschienen seine ersten gewichtigeren Frühwerke, die drei Klaviertrios op. 1. Aber auch die Kritik ging verhältnismäßig gut mit; mancherlei abschätzige zeitgenössische Urteile fallen bei überwiegend günstig lautenden Besprechungen der Werke nicht sehr ins Gewicht. Es ist übrigens zwecklos, sich über solche Urteile, soweit sie nur von Unverstand, nicht auch von bösem Willen diktiert sind, zu ereifern. Rührten sie doch wohl meist nicht von Sachkundigen her; waren doch selbst auch viele Fachmusiker nicht imstande, mit dem Meister in die Tiefen seiner Spätwerke vorzudringen, und auch heute ist von bloßen Musikfreunden noch kein erschöpfendes Verständnis dieser Werke zu verlangen.



Karl van Beethoven (1806—1858), Neffe Ludwig van Beethovens. (Bisher unveröffentlichte Kreidezeichnung aus dem Besitz von M. J. Weidinger in Wien.)

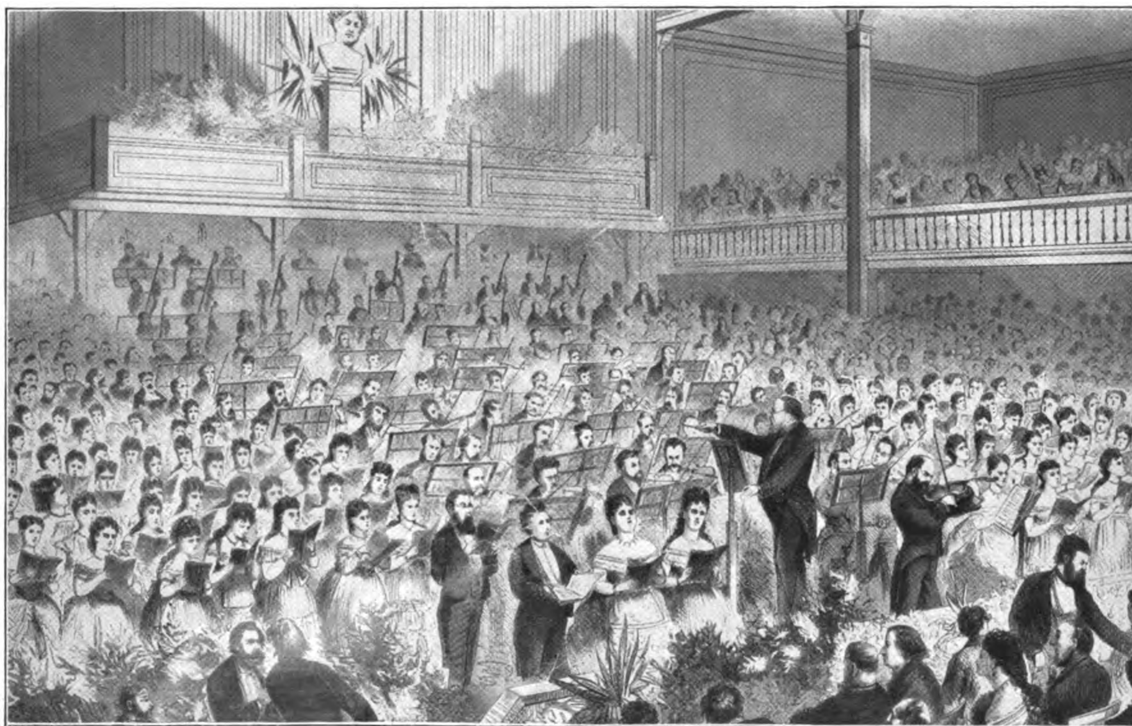
Schon vor Beethovens Tode hat der vereinzelte öffentliche Widerspruch gegen seine Schöpfungen, auch gegen die schwerer faßbaren, fast ganz aufgehört; später blieb er seltene Ausnahme von Eigenbrötlern oder Verständnislosen. Aber obgleich sich die Werke durchgesetzt hatten, war die Wiedergabe besonders der letzten, soweit zu sehen, nur in seltenen Fällen vollkommen. In Deutschland stellte für die Neunte erst Richard Wagner mit seiner Dresdener Aufführung 1846 ein vollgültiges Muster auf, das freilich von den wenigsten späteren Dirigenten wiedererreicht wurde. Aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wäre da vor allem Hans v. Bülow, von den heutigen etwa Weingartner und Furtwängler als ausgesprochene „Beethoven-Spezialisten" unter den Kapellmeistern zu nennen. Unter den ausländischen steht an der Spitze der von deutschen Vorfahren abstammende Franzose Fr. A. Habeneck, der seine Pflege der Musik Beethovens noch zu dessen Lebzeiten begann und damit später auch den Beifall Richard Wagners und Anton Schindlers fand. Die Verdienste, die Wilhelmine Schroeder durch ihre Verkörperung des Fidelio an der allgemeinen Verbreitung der Oper hatte, sind bekannt. Hans v. Bülow war aber auch der berufenste Mittler der Klavierwerke des Tondichters und der erste, der dessen sämtliche Sonaten in einem Zyklus einander in kurzen Abständen folgender Abende vorführte. Heute ist es Ehrenpflicht aller Konzertpianisten, sich mit dem Tondichter auseinanderzusetzen. Mit d'Albert, Lamond und Edwin Fischer ist der wichtigste Teil dieser Art Beethovendeuter unserer Zeit angeführt.



Enthüllung des Beethoven-Denkmals in Bonn am 12. August 1845. (Zeitgenössische Darstellung aus der „Illustrirten Zeitung".)

Freilich ist das Gesicht Beethovenscher und überhaupt der ganzen klassischen Musik im Laufe der hundert Jahre seit dem Heimgang des Meisters nicht immer echt überliefert worden. Natürlich unabsichtlich; denn jede Zeit macht sich von den Großen der Vergangenheit und von ihren Werken ein Bild nach ihrer eigenen Empfindung. Zweifellos haben die Stimmen recht, die die heutige Art der Auslegung noch durch die der musik-romantischen Periode getrübt sehen, und die Stimmen mehren sich, die verlangen, daß die Überlieferung der Wiedergabe Beethovens von den romantischen Einflüssen wieder befreit werde. Doch wäre es töricht, nach der beliebten heutigen Mode die Romantik selbst dafür besonders verantwortlich zu machen; denken wir lieber daran, daß auch einem frühromantischen Tondichter wie Robert Schumann die Wiener Klassiker, allen voran Beethoven, als Schild gegen alle gehaltlose Salonmusik galten, und daß für ihn die Bezeichnung „Davidsbündler", die er auf sich und seine nächsten Freunde und die Mitarbeiter an seiner Neuen Zeitschrift für Musik anwendete, etwa das gleiche bedeutete wie „Beethovener".

Der Name Beethovens ist bis heute allen musikalischen Richtungen und Schulen heilig geblieben. Zumal sein symphonisches Werk stellt einen bisher unüberstiegenen oder auch nur erreichten Gipfel dar. Im Gegensatze zu seinen Vorgängern, die ihre Symphonien aus der Vorstellung eines kleineren Zuhörerkreises heraus schufen, stellte der Meister, wie P. Bekker in seinem — freilich nur teilweise zutreffenden — Buche „Die Sinfonie von Beethoven bis Mahler" (Stuttgart 1918) sagt, seine Kunst „mitten ins Allgemeinbewußtsein, machte sie zum Sammelpunkt aller geistig Hochstehenden, erwies ihre Fähigkeit zur Bindung aller, die Verlangen trugen nach künstlerischer Symbolisierung eines neuen ideellen Gemeinschaftsbewußtseins." Aber ohne Beethoven wäre auch die ganze symphonische Entwicklung des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart undenkbar. Ganz äußerlich blieb schon der Wille zu großen Ausmaßen der einzelnen Sätze. Da aber die klassische Symphonie inhaltlich erfüllt war, gab es von ihr aus keinen geraden Weg weiter. So wurden Auswege gesucht: die Frühromantiker hielten sich an die von Beethoven nur gelegentlich berührte Seite des Unwirklichen und Sentimentalischen; die Neudeutschen strebten vom klassischen Schema weg, indem sie die Anlage von der poetischen Idee, von der sich schon Beethoven innerhalb der überkommenen Form gelegentlich leiten ließ, in der symphonischen Dichtung, abhängig machten. Der zwischen Romantik und neudeutscher Richtung stehende Bayreuther Meister, der in seinen Jugendouvertüren ganz auf Mozartschem und Beethovenschem Boden gestanden hatte, sah wohl bald ein, daß er von da aus nicht weiter vordringen konnte, und fand für sich den Ausweg über die Oper zur eigenen Form des Musikdramas. In unseren Tagen der denkbarsten Verselbständigung der Instrumente, des „linearen Kontrapunktes" und der Abkehr vom musikalischen Pathos wird der Bruch mit dem Symphoniker Beethoven immer offensichtlicher; dagegen sucht man für die modernsten Satzmittel den Anschluß an die Mystik der letzten Quartette, der tiefsten Schöpfungen des Meisters überhaupt. Ferruccio Busoni war wohl der erste, der einen ähnlichen Weg in einer Abhandlung wies. Man sieht: noch heute kommt keine Richtung oder Schule um die Auseinandersetzung mit dem Werke Beethovens herum.



Die Feier von Beethovens 100. Geburtstag (Dezember 1770) in Bonn: Aufführung der Missa solemnis in Bonn am 20. August 1871. (Zeitgenössische Zeichnung von Knut Ekwall aus der „Illustrirten Zeitung".)

Das gesamte Schrifttum über den Meister, selbst das in den Zeitschriften verstreute ausgenommen, ist von verwirrend großem Umfang. Hier sollen nur einige Hinweise auf verschiedene Quellenwerke und die besten neueren Bücher geboten werden. Noch im Todesjahr des Meisters erschien in Prag eine allzu flüchtige Lebensbeschreibung aus der Feder J. A. Schlossers. Mit einem ersten wichtigen und zuverlässigen Buche „Biographische Notizen über L. v. Beethoven" traten Fr. G. Wegeler, der Jugendfreund des Tondichters, und dessen Schüler F. Ries



Klingers Beethoven im Städtischen Museum zu Leipzig. (Photographieverlag von E. A. Seemann, Leipzig.)



Beethoven-Standbild vom Wiener Denkmal, ein Werk des Bildhauers Kaspar v. Zumbusch.

im Jahre 1838 hervor; A. Schindler im Jahre 1840 mit einer „Biographie von L. v. Beethoven“, die ebenso reich an wertvollen Mitteilungen persönlicher Miterlebnisse wie an Fehlern und deshalb mit aller Vorsicht zu lesen ist. Im Biographischen stützt sich A. B. Marx in seinen beiden Bänden „L. v. Beethovens Leben und Schaffen“ (1857) ganz auf Schindlers Buch, doch ist der von Begeisterung getragene ästhetische Teil, der die Lebensdarstellung weit überwiegt, noch heute lesenswert. Ein romantisch schimmerndes Bild lieferte L. Nohl in dem dreibändigen Werke „Beethovens Leben“ (1864—1877), das auf Grund eifriger Quellenstudien geschrieben ist. Im Gegensatze dazu stehen die fünf Bände „L. v. Beethovens Leben“ von dem Amerikaner A.W. Thayer, der ein in langen Jahren fleißig gesammeltes Material mit geradezu unerbittlicher kritischer Strenge verarbeitet hat; sein unfertig gebliebenes Werk wurde von W. Deiters und H. Riemann zu Ende geführt. Dem jungen Beethoven widmete L. Schiedermair ein neues weitschichtiges Buch. G. Nottebohm stellte in seinen beiden Bänden „Beethoveniana“ eingehende Untersuchungen über die musikalischen Entwürfe des Tondichters an. Wichtige Studien besonders über des Meisters Bildnisse und Wohnungen sowie erst kürzlich ein verdienstvolles „Beethoven-Handbuch“ in lexikalischer Anlage bot Th. v. Frimmel; annähernde Gesamtausgaben der Briefe Fr. Prelinger, A. Chr. Kalischer und E. Kastner. Über die Klaviersonaten äußerten sich unter anderen A. B. Marx, C. Reinecke, W. Nagel, H. Riemann, Fr. Volbach — jeder von seinem besonderen Standpunkt aus; über die Streichquartette Th. Helm und H. Riemann; über die Symphonien O. Neitzel, G. Grove, H. Schenker u. a. Nur zweimal erschien ein von Th. v. Frimmel begründetes „Beethoven-Jahrbuch“. Ein von A. Sandberger herausgegebenes „Neues Beethoven-Jahrbuch“ kommt soeben zum dritten Male heraus. Von mittleren und kleineren abgeschlossenen Beethoven-Büchern seien das vorwiegend ästhetisch eingestellte von Bekker, das reichbebilderte und wesentlich biographische von Th. v. Frimmel und das dem Leben und dem Schaffen etwa gleichmäßig gewidmete gute Volksbuch von G. Ernest als besonders empfehlenswert hervorgehoben. Auf literarischem Gebiete ist die Nachwelt dem Tonmeister vor allem noch eine Ausgabe seiner Briefe in der Nachbildung der Handschrift schuldig, wenn auch vorläufig nur erst eine Auswahl.



Entwurf eines Beethoven-Denkmals von Professor Peter Breuer.

Wenn man von den schlichten Grabmälern absieht, die dem Tondichter bald nach seinem Tode auf dem Währinger Friedhof und nach der Überführung seiner Gebeine 1888 in ziemlich genauer Nachahmung des ersten auf dem Wiener Zentralfriedhof errichtet wurden, war seine Geburtsstätte Bonn die erste Stadt, die ihm 1845 ein würdiges ehernes Denkmal widmete, das den Dresdener Bildhauer Ernst Hähnel zum Schöpfer hatte. Die Inaugurationsfeiern fanden vom 10. bis zum 12. August, wenige Monate vor Beethovens 75. Geburtstag, statt. Ein Denkmal von Kaspar v. Zumbusch wurde in Wien 1880 enthüllt. Beide stellen würdige, wenn auch leicht idealisierende Abbilder des Meisters dar. Viel später hat Heiligenstadt ein schönes Standbild des schreitenden Meisters von Robert Weigl erhalten. Das tiefsinnigste plastische Beethovenbild von der Schwelle der Neuzeit ist Max Klingers Denkmal, das in einem besonderen Raum des Leipziger Museums aufgestellt ist. Peter Breuers schöner Entwurf, wohl der beste, den das Berliner Preisausschreiben des vorigen Jahres gezeitigt hat, harrt noch der Ausführung und Aufstellung.

Verdienstlicher noch, als Denkmäler in Stein und Erz zu errichten, ist die Verbreitung seiner Musik in denkbar sorgfältigen Ausgaben. Viele praktische Veröffentlichungen der Art, wofür Pianisten und Musikwissenschafter von Rang herangezogen worden sind, kommen dem Ideal heute fast schon nahe. Aber auch auf diesem Gebiet ist noch ein Wunsch unerfüllt: Die Gesamtausgabe, die in den Jahren 1864—1867 erschienen ist, entspricht modernen wissenschaftlichen Ansprüchen längst nicht mehr und bedarf baldiger neuer gründlicher Bearbeitung und Ergänzung. Hier ist auch ein kurzer Hinweis auf das Beethoven-Archiv am Platze, das dem reiche Schätze aufspeichernden Museum des Vereins Beethovenhaus in Bonn angegliedert werden und der Forschung dienen soll.

Aber die erste Pflicht der Nachwelt gegen den Meister bleibt heute und immer die möglichst vollkommene Wiedergabe seiner Schöpfungen. Wie Beethoven fast alle seine Werke schuf: mit dem zähesten Willen zur Vollkommenheit, so müssen auch ihre Mittler von diesem Drang beseelt sein.

Beethoven und der Dichter

NOVELLE VON HANS STEGUWEIT

Er wußte nicht, daß alle Welt seine kleine Gestalt zu belächeln begann, er wußte auch nicht, daß seine Musikanten kaum mehr nach seinem Taktstock sahen, denn der taube Beethoven gehorchte ebenso peinlich dem Violinbogen des Konzertmeisters Umlauff, als es die Mitglieder des Wiener Kongreß-Orchesters taten. Die wilde Schlachtensymphonie dieses großen Tages war verrauscht, an sechstausend Bürger und fast alle Monarchen Europas zollten dem Meister Beifall, der aber hörte den Jubel der Menschen nicht; ohne den Kopf nach der Menge zu neigen, ohne nur mit der Hand zu winken, löschte er seine Kerzen, trat vom Pult, betupfte seine Stirn und schritt als ewig Einsamer durch die nächtlichen Straßen, mit erloschenem Gehör ein neues Wunder aus dem Winde zu horchen, denn alles wurde ihm zum Klang, wenn er die Sternbilder deutete, wenn die Wolken strömten, wenn Baum und Gras sich schüttelten.

Da vertrat ihm ein Jüngling den Weg, ein artig sich gebender Mensch von zweiundzwanzig Jahren. Er wußte um des Meisters tragisches Leiden, darum schrie er mehr, als er sprach, da Beethoven stillstand: „Meister, Liebeslieder habe ich, Verse, die ich selber schrieb. Nehmt diese Papiere, leset sie. Mein Name ist drauf vermerkt. Ich würde mich glücklich wähnen, wenn — halten's zu Gnaden...“

Beethoven, gewohnt, belästigt zu werden, gewohnt, ein Abgott junger Schwärmer zu heißen, stopfte die Papiere des nächtlichen Spaziergängers in seinen Mantel, dankte kaum, nickte nur halb und schritt schon weiter über den Wiener Graben, noch ehe der Jüngling ein mürrisches Staunen ob des unhöflichen Sonderlings verwand. Ja, der schwärmerische Verseschmied wollte mit dem Fuß auf das Pflaster stampfen, dann aber hemmte er seine Wut und war schon zufrieden, seine mit so viel Leidenschaft bereimten Papiere in Beethovens Mantel zu wissen. Schau, da blieb, fünfzig Schritte weiter, der große Musikant im Schein einer Straßenlaterne stehen, die rechte Hand schlug einen rhythmischen Takt durch den Wind, die linke zitterte nach der Seite, so, als raffe sie einen Chor von Instrumenten zusammen; dann strich sich der Meister das wilde Haar aus der Stirn, schüttelte den Kopf und verschwand im Dunkel des Wiener Grabens.

Da wußte der eben noch zürnende Jüngling, daß ihm ein Mensch begegnete, von dem eine Ewigkeit noch zweifeln wird, ob er ein Irrer oder ein Genius war. Der zweiundzwanzigjährige Schwärmer verstand jetzt zu lächeln, ja, er mochte sich gesegnet wissen von der Nähe eines überirdischen Wanderers, dessen Atem er noch immer zu spüren vermeinte. Er bezog kurz darauf das Zimmer einer bescheidenen Fremdenpension, wo er noch lange wach blieb, noch einmal die Verse zu überprüfen, die er soeben verschenkt hatte. Und er schritt auf und nieder in seiner Stube, leise, doch fast ekstatisch verzückt zu deklamieren:

„Auf dem Hügel sitz' ich, spähend
In das blaue Nebelland,
Nach den fernen Triften sehend,
Wo ich dich, Geliebte, fand.

Weit bin ich von dir geschieden,
Trennend liegen Berg und Tal
Zwischen uns und unserm Frieden,
Unserm Glück und uns'rer Qual!“

Hier hielt er inne und schöpfte Atem, rang nach Luft, denn seine eigne, jugendliche Kunst begeisterte ihn. Ob der Meister das alles jetzt schon gelesen hatte? — Ob Beethoven den Rausch solcher Gefühle nicht minder nachempfand als er, der Jüngling selber? War die kindhafte Leidenschaft solcher Silben nicht wert, in den Wohllaut klingender Akkorde gegossen zu werden? —

Der Jüngling schlief ein; matt war er und verbrannt in der Brust. Man hatte Mühe, den Siebenschläfer am Morgen zu wecken. Die Post wartete. Der Gast mußte nach Brünn, wo er Student der ärztlichen Wissenschaft war, wo er Pflichten und Eltern hatte, wo er Alois Isidor Jeitteles hieß und zur vornehmen Gesellschaft zählte.

In Brünn aber harrten Not und Schrecken statt behaglicher Nachdenklichkeiten. Die Cholera ging um als ein schwarzes Gespenst. Man trug die Toten nach Kohorten aus den Häusern, man schrie nach Pflegern und warb um Wärter und Ärzte, aber die Seuche griff mit einer Eile um sich, daß nicht nur die Bürger flohen, sondern auch die Ärzte und Pfleger. Alois Jeitteles war auf den Beinen durch Tage und Nächte. Hier rief ihn eine Mutter zum sterbenden Sohn, und das mürbe Gesicht der Frau war schon selbst von nassen Schwären zerbissen; dort kamen klösterliche Schwestern, die keine Medikamente mehr mischen konnten, denn die Apotheker lagen selber am giftigen Fieber, oder sie flohen. Im Parke brannte ein Feuer, Mullbinden und ganze Gliedmaßen flogen darein, oder tiefe Gruben, mit Kalk gefüllt, boten schaurigen Raum für zahllose, gräßlich starrende Leiber.

Alois Jeitteles half, half und rettete, so lange und so viel er konnte, half, bis er in Ohnmacht sank durch die Schwächen einer schlaflos verhasteten Woche. Da rief ihn der eigene Vater aus den Baracken der Hoffnungslosen, da flehten ihn die Braut, die Mutter und die Schwester an, schleunigst die Post nach Wien zu besteigen, denn er sei der letzte in Brünn verbliebene Arzt, sei freilich auch der törichtste Medikus, denn bald würde ihn selber das Unheil heimsuchen.

Alois Jeitteles zögerte lange; dann aber, als er die Tränen der Mutter sah, als er sich hilflos dünkte vor diesem Massenmord des Schicksals, warf er den Mantel um die Schultern und folgte.

Langsam rollte die Post über die Straße; tausend Menschen bettelten um einen Sitz in der Kutsche, tausend jammerten am Wege und zeigten ihre Geschwüre. Alois Jeitteles schlief, schlief und träumte von Brünn, der sterbenden Stadt, träumte aber auch von Wien, dem nahenden, sonnigen Fliedergarten, wo ein Ewiger vielleicht zu dieser Stunde seine glühenden Verse las, vielleicht schon die ersten Noten formte zum Zauber verklärter Worte:

„Nimm sie hin denn, diese Lieder,
Die ich dir, Geliebte, sang,
Singe sie dann abends wieder
Zu der Laute süßem Klang!“

Ob Meister Beethoven dabei war? Ob er? — Jeitteles stöhnte aus dem Traum. Gewiß würde der Musikant von Wien seine Freude haben, denn flüsterte man nicht auf den Redouten und Volkswiesen von seinen heimlichen Zärtlichkeiten von der Gräfin Brunsvick und der schönen Amalie Sebald? Vielleicht suchte der düstere Bräutigam nach der Süße solcher Verse, wie er sie von Jeitteles in den Mantel steckte? —

Da hielt der Postillion seine Gäule an; die strohgelbe Kutsche stand am Schlagbaum von Auspitz. Hier wurde übernachtet und gespeist, hier schirrte man die Pferde um und nahm zwei Säcke Briefpost mit. Der halbe Weg war getan, auf der Schneide zwischen Elend und Heiterkeit schüttelte man den Schläfer wach, der sich mit einem Aufschrei erhob, von dem man nicht wußte, ob er der frohen Hoffnung auf Wien oder der im Stiche gelassenen Heimat von Brünn galt. Der Postwirt von Auspitz drückte der Familie nur traurig die Hand. Auch ihm war eine Tochter in der Ferne der Seuche erlegen. Und einen Brief hatte der leidvolle Mann für Alois Jeitteles, einen Brief mit fünf roten Siegeln, deren Stempel das B des großen Musikanten trugen. Jeitteles, so hungrig er war, so schwer seine Arme und Beine hingen, Jeitteles riß den Umschlag hastig auf. Ein Dutzend gelber Papiere flatterte in den Schlamm der Straße. Das waren seine eigenen Liebesgedichte. Die Handschrift des Meisters aber äffte den jungen Medikus und Dichter:

„... wie alt sind Sie? — Junger Mann, Sie reimen wie ein verliebter Narr. Werden Sie ein Held des Lebens und kommen Sie dann wieder!... Beethoven.“

Das war am Abend. Um Mitternacht tauschte die Gegenpost von Wien ihre Gespanne. Mit dieser Kutsche sehen wir Alois Jeitteles, erzürnt wie nie, zurück nach Brünn reisen. Die ihn unter Tränen und Gebeten zu halten versuchten, waren seine Eltern, seine Braut, die Schwester. Alois Jeitteles blieb taub vor ihnen, wie der Musikant von Wien taub vor dem Gelächter der Erde war. In Brünn schrien zahllose Sterbende nach dem letzten Arzt, aber aus den Samaritern waren Flüchtlinge geworden. Jeitteles eilte zurück an ihre Betten und Särge. verachtete das Leben, wie er den Tod verachtete. Was sollte er in Wien, da sein Abgott ihn höhnte? Was sollte er auf der Welt, da ihn ein Ewiger seines Unwertes wegen verspottete? —

Zwei Tage später hörte er die gefolterten Menschen wieder jammern. Hier faulten und röchelten sie, in Wien tanzten sie Menuett und Walzer unter festlichen Kerzen! Jeitteles hatte keine Zeit mehr zu schwächlichen Reminiszenzen. Er schlug das Futteral seiner Messer und Pinzetten auf, schrieb Rezepte, mischte Salben und Tinkturen, operierte, bandagierte, segnete die Toten, tröstete die Genesenden. Als das Häuflein fahnentreuer Pfleger immer dürftiger zusammenschmolz, stellte er sein eigenes Bett mitten in den Saal der Unglücklichsten, kämpfte, heilte und rang dem Tode so manches sichere Opfer ab. Nach wenigen Wochen war sein Heldentum erfüllt. Die Cholera schwand, die Ärzte, Apotheker und Bürger kehrten zurück, bald war das Letzte zum Ende der furchtbaren Seuche getan. Ein Wunder hielt Jeitteles gesund.

Dann kam ein Brief aus Wien, wieder ein Umschlag mit fünf roten Siegeln. Jeitteles ließ das Schreibsal verächtlich liegen, bis ihm die Neugier das Öffnen befahl. Nur wenig sprachen die zitternd und schier flüchtig scheinenden Silben Beethovens:

„... kommen Sie, wir werden uns beide erfreuen!...“

Alois Isidor Jeitteles, der zweiundzwanzigjährige Arzt aus Brünn, war jener Held des Lebens geworden, dessen Verse der Meister aus Wien jetzt für wertvoll erachtete. Der mürrische, taube Sonderling und der junge Schwärmer schlossen eine Freundschaft, deren Treue eine Ewigkeit segnet. Der große Liederkreis „An die ferne Geliebte“ erschien wenige Zeit später zu Wien und war des Meisters achtundneunzigstes Werk, war Seiner Durchlaucht dem regierenden Herrn Fürsten Joseph von Lobkowitz, Herzog zu Raudnitz usw. ehrfurchtsvoll gewidmet. Ob Beethovens Muse die kühle, doch artig ergebene Therese Brunsvick war? Ob die zärtlich schöne Amalia Sebald? Die Nachwelt streitet darum und hat kein Recht dazu. Denn was kann uns demütiger vor dem Meister stimmen als seine heilige Einsamkeit? — Die Himmel rühmen auch dieses Ewigen Ehre.

(Fortsetzung unserer Beiträge zu Beethovens Gedächtnis siehe Seite 418 und 419.)

TAGESGESCHICHTLICHER TEIL

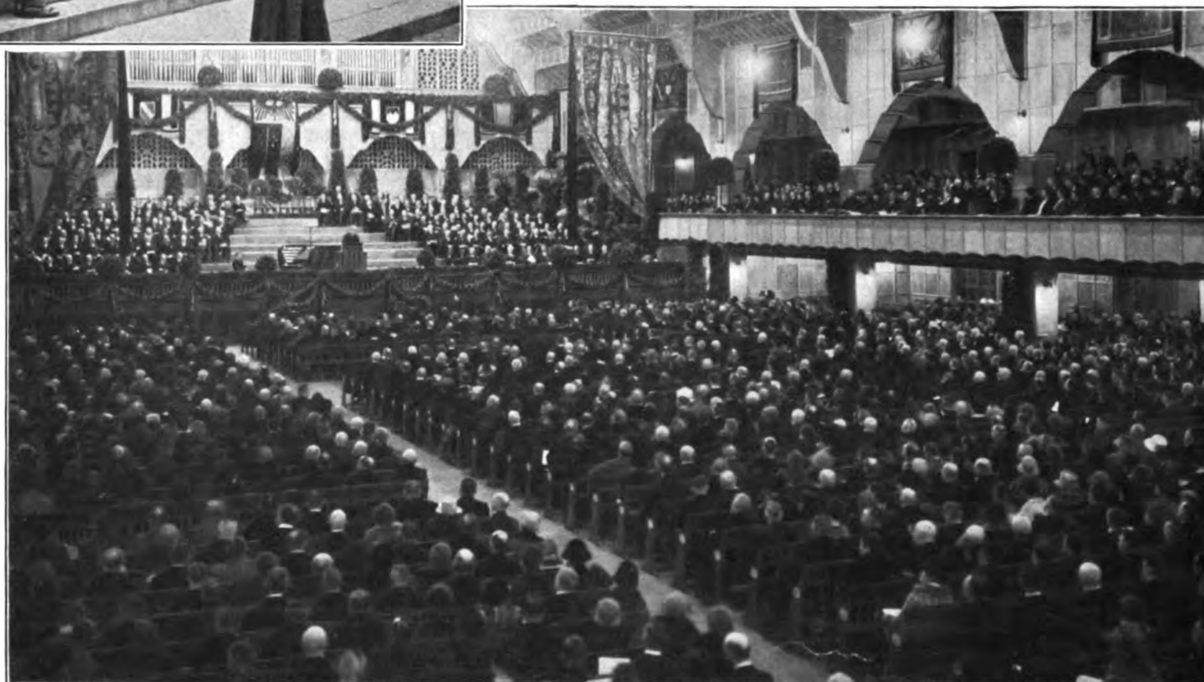


Die Fahnengruppe der Reichswehr mit den Traditionsregimenter-Fahnen verläßt nach der Feier das Reichstagsgebäude.



Die Feier im Reichstagsgebäude zu Berlin.

Während der Feier im Plenarsitzungssaal des Reichstags.



Die Gedächnisfeier für die toten Krieger der Stadt in der großen Messehalle in Köln a. Rh.



Trauerfeiern der Deutschen im Ausland: Die deutsche Gemeinde von Göteborg (Schweden) beim Absingen des Niederländischen Dankgebets am Grabe von 17 in der Seeschlacht am Skagerrak umgekommenen deutschen Marineangehörigen auf der Insel Öckerö im Kattegatt.

Vom Volkstrauertag zum Andenken an die im Weltkrieg Gefallenen am 13. März.

Dem Andenken an die Opfer des Weltkriegs war der 13. März als **Volkstrauertag** gewidmet. Unter den Trauerkundgebungen im Lande standen die Veranstaltungen der Reichshauptstadt an erster Stelle. In den Plenarsitzungssaal des Reichstagsgebäudes hatte der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge zu seiner Feier eingeladen. Vor dem Hause war eine Ehrenkompanie der Reichswehr aufgezogen. Auf dem Podium des Saales hatten die Chargierten der studentischen Korporationen mit ihren Fahnen und die Standarten- und Fahnenträger sämtlicher Berliner Truppenteile Aufstellung genommen. Der Reichspräsident v. Hindenburg, Reichskanzler Dr. Marx und die Reichsminister sowie die Mitglieder der preußischen Staatsregierung nahmen an der Feier teil, bei der Pfarrer Siems, Präsident des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge, die Ansprache hielt. Die Kriegervereine hatten sich im Großen Schauspielhaus versammelt, die Vaterländischen Verbände hielten im Berliner Konzerthaus, der „Stahlhelm" und der „Königin-Luise-Bund" im Kriegervereinshause ihre Gedenkfeier ab, während die Ortsgruppe Berlin des Sudetendeutschen Heimatbundes in den Kammersälen das Andenken der Toten ehrte. — Auch bei den Deutschen im Ausland wurde der 13. März als Volkstrauertag dem Gedächtnis der Kriegsopfer geweiht. So hielt die deutsche Gemeinde in Göteborg (Schweden) einen Trauergottesdienst in der deutschen Kirche ab. Darauf fuhr ein großer Teil der Gemeindemitglieder mit einem Dampfer nach der vor der Mündung des Götaelf gelegenen Insel Öckerö im Kattegatt. Am Grabe der 17 dort bestatteten deutschen Marineangehörigen, die in der Seeschlacht am Skagerrak ums Leben kamen, fand eine Trauerfeier statt. Zuerst wurde das Niederländische Dankgebet gesungen. Dann legten die Vertreter der verschiedenen Vereinigungen nach einer Gedächtnisrede des deutschen Pfarrers Th. Tiedje Kränze am Grabe nieder.

Am 17. März traf **König Christian X. von Dänemark** mit Gemahlin auf der Rückreise von der Riviera über Paris nach Kopenhagen auf dem Anhalter Bahnhof in **Berlin** ein. Zum Empfang hatten sich der dänische Gesandte Zahle mit den Mitgliedern der dänischen Gesandtschaft und Gesandter Köster als Vertreter der Reichsregierung eingefunden. Gegen Mittag stattete dann der dänische König dem Reichspräsidenten v. Hindenburg im Reichspräsidentenpalais einen Besuch ab. Hieran schloß sich der Gegenbesuch v. Hindenburgs bei König Christian an. Darauf folgte ein Frühstück in den Räumen der dänischen Gesandtschaft, an dem außer dem Reichspräsidenten Reichskanzler Dr. Marx, Außenminister Dr. Stresemann, die Staatssekretäre v. Schubert und Meißner, der Gesandte Köster und Geheimrat v. Harnack teilnahmen.





König Christian X. (rechts) und der dänische Gesandte Zahle auf dem Wege zum Reichspräsidenten v. Hindenburg.
Rechts oben: Das dänische Königspaar im Kreise der Familie des ehemaligen deutschen Kronprinzen:
Von links nach rechts: Prinz Louis Ferdinand; Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg; Prinzessin Friedrich Sigismund; Kronprinzessin Cecilie; Königin Alexandrine von Dänemark, deren Schwester; Großherzogin Alexandra von Mecklenburg; dahinter Prinz Hubertus; Kronprinz Wilhelm; dahinter der älteste Sohn des Kronprinzen, Prinz Wilhelm; König Christian X. von Dänemark; Prinz Friedrich.

Vom Besuch des dänischen Königspaares in Berlin am 17. März.





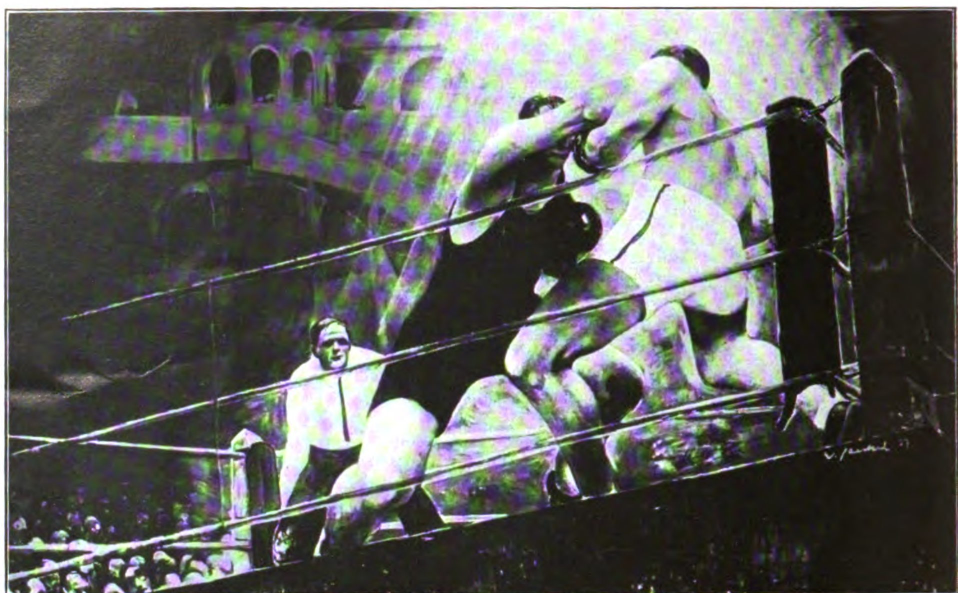
Links: Die am 15. März veranstaltete Feier zur Erinnerung an die Erfolge der ungarischen Freiheitsbewegung im Jahre 1848: Die Teilnehmer vor dem Denkmal des ungarischen Freiheitsdichters Alexander Petöfi in Budapest. — **Rechts:** Der in Bad Oynhausen (Westfalen) neu erbohrte Thermalsprudel, der unter einem beständigen Druck von 7 Atmosphären bei 100 mm Rohröffnung 40 m hoch springt.





Links: Der Siegeszug der Jazz — Jazzband in der Militärmusik: Die Musikkapelle der bärenbemützten englischen Garde, die neuerdings mit Saxophonen und den übrigen Instrumenten der Jazzband ausgerüstet wurde, rückt ab nach ihrem ersten Konzert vor dem Buckingham-Palast in London. — **Rechts:** In dem durch das Vordringen der Kantonarmee bedrohten Schanghai: Scharfe Strafmaßnahmen des chinesischen Generals Lipaochen gegen die Teilnehmer an dem wider die Fremdeinflüsse gerichteten Generalstreik; der an einem Telegraphenmast (rechts) angebrachte Kopf eines Aufrührers, der die Einwohner warnen und abschrecken soll.





Von der am 16. März eröffneten Frühjahrsausstellung der Sezession in Berlin, die unter dem Thema „Sport" steht: Bezeichnende Werke der Ausstellung. Links: „Hürdensprung", Gemälde des französischen Künstlers Lascaux. — Rechts: „Boxkampf im Sportpalast", Gemälde von Georg Jaeckel.

Die Ereignisse in China sind einer Klärung immer noch nicht nähergerückt. Die Kantontruppen befinden sich in bedrohlicher Nähe von Nanking, und der Angriff auf Schanghai scheint unmittelbar bevorzustehen, falls nicht politische Verhandlungen den militärischen Maßnahmen zuvorkommen.

Die Berliner Sezession hat ihrer diesjährigen Frühjahrsausstellung, die am 16. März eröffnet wurde, das Thema „Sport" zugrunde gelegt. Es ist dies der erste Versuch einer solchen Sportausstellung; leider zeigen die hier vereinigten Kunstwerke, daß die bildende Kunst in der Darstellung des Sports, dieses in der Gegenwart so bedeutungsvollen Lebensgebietes, noch recht in den Anfängen steckt. Am besten hat noch die Plastik abgeschlossen; sie zeigt einige wirklich beachtliche Gestaltungen.

Bei einem Probeflug mit einem neukonstruierten Sportflugzeug stürzte am 14. März einer der besten deutschen Flieger, Kurt Ungewitter, Chefpilot der Albatroswerke in Berlin, auf dem Staakener Flugplatz bei Spandau ab. Die Maschine wurde völlig zerstört, und der Pilot fand unter ihren Trümmern den Tod.

Am 14. März starb auch der Staatspräsident von Lettland, Jahnis Tschakste. Er wurde im Jahre 1859 in Semgallen (Lettland) geboren, war nach dem juristischen Studium in Moskau seit 1888 Rechtsanwalt in Mitau und wurde 1906 zum Abgeordneten der ersten russischen Reichsduma gewählt. Als Universitätsprofessor für internationales Recht wählte ihn der lettländische Volksrat zum Präsidenten; im Jahre 1922 wurde er dann von der lettländischen Saeima zum Staatspräsidenten gewählt und nach Ablauf der dreijährigen Amtsdauer zur Weiterführung bestimmt.

Bühnenschau.

Die Tragödie „Saul" des italienischen Dichters Graf Vittorio Alfieri († in Florenz 1803) kam am 12. März im Prinzregententheater zu München zur Uraufführung. Die erste deutsche Aufführung war dies freilich nicht: Am 6. April 1811 bereits wurde das Stück in der Übertragung K. L. v. Knebels in Weimar unter Goethes Theaterleitung zum erstenmal aufgeführt. Die freundliche Aufnahme, die das betagte Stück in München fand, zeugt für seine Lebenskraft und für den glücklichen Ton in der Übersetzung Heinrich Simons. Die Handlung umfaßt die letzte Lebenszeit des Judenkönigs Saul. Argwohn gegen seine Umgebung und auch gegen seinen Günstling David wirft ihn hin und her, und sein Mißtrauen wird durch seinen Kriegshauptmann Abner noch angefeuert. Vor der großen Schlacht gegen die Philister verstößt er aus krankhafter Eifersucht und Unsicherheit sogar den trefflichen David. Einsam findet der in Trübsinn verfallene König den Tod durch eigene Hand, als sein Heer bei dem Angriff der Philister geschlagen wird.

Die unterhaltsame Komödie „Die Friedenskonferenz" von Leo Lania, die am Stadttheater in Krefeld uraufgeführt wurde, hat ihren Schauplatz auf der Konferenz von Genua, spielt aber eigentlich hinter dem Rücken und den Kulissen, sozusagen unter der Hand, der Friedenskonferenz. Journalisten und Geschäftemacher treiben hier ihr undurchsichtiges Wesen und versuchen dunkle, aber großzügige Transaktionen abzuschließen. Die russische Spionin Diana Armstrong, die ihres Namens wegen für die Tochter des amerikanischen Kanonenkönigs gehalten wird, vereitelt diese Geschäfte und verbindet sich mit dem jungen Deutschen Bertold.



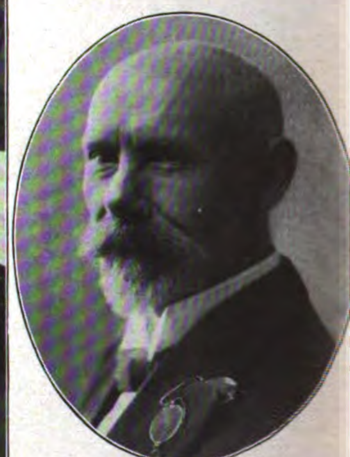
Von der Uraufführung der fünfaktigen Tragödie „Saul" von Vittorio Alfieri, die in der Übertragung von Heinrich Simon am 12. März am Prinzregententheater zu München erfolgte: Das Schlußbild aus der 5. Szene des V. Aktes; oben: Friedrich Ulmer als Saul.



Kurt Ungewitter,
bekannter Flugzeugführer, der am 14. März bei einem Versuchsflug auf dem Flugplatz Staaken bei Berlin tödlich abstürzte.



Szenenbild von der unlängst erfolgten Uraufführung der Komödie in drei Akten „Die Friedenskonferenz" von Leo Lania am Stadttheater in Krefeld. Vorn von links nach rechts: Conrad Loehmke als Direktor Thal; Rudolf Helten als Nachrichtenmanager Newman; Edith Fritz als russische Spionin Diana.



Jahnis Tschakste,
seit 1922 Staatspräsident von Lettland, gestorben in Riga am 14. März im Alter von 67 Jahren.



FUCHS, WILDENTEN BESCHLEICHEND
KOHLEZEICHNUNG VON PROF. CARL KAPPSTEIN

Die große Erwartung

Novelle von Emil Frithjof Kullberg

(1. Fortsetzung.)

Ergreifend klang es aus der Seele dieses Schaffenden. Denn des Lebens Höhen hatte er dabei ganz vor Augen. „Ein letztes Klingen des eigenen Herzens", wie er behauptete.

Da war es für Heinrich beschlossen: Feige mochte es sein, aber schweigen wollte er. Den Triumph der Arbeit durfte er nicht zerstören. Was später kam? Danach fragte er jetzt nicht mehr, sondern begab sich zerstreut und gleichgültig an die Arbeit, Ahmling weiterzuhelfen.

In den ersten Tagen versuchte er es auch, Lisa aus dem Wege zu gehen. Die ganz klägliche Rolle, die er spielte, glaubte er auf diese Weise am besten lösen zu können. Aber das gelang nicht. Sie sahen sich doch, und ihre Blicke begegneten sich. Die Überraschung jenes Abends war eben kein vorübergehendes Zwischenspiel im Leben gewesen. Körperlich drängten sie einander zu. Und Ahmling, der Nichtsahnende, ließ ihnen alle Freiheit.

Furchtbar ward für Heinrich der Kampf. Wenn er unterlag, dann hätte er sich selbst betrogen und — Maria betrogen, genau wie seine Freunde.

Lisa ahnte wohl kaum, was er litt. Denn sie hatte sich mit zielbewußter Sicherheit ihr Selbst so weit zurückerobert, daß sie es einfach darauf ankommen ließ, was Heinrich weiter tun werde. Sie verschloß sich rätselhaft vor ihm, denn bestimmt auch erwartete sie von seiner Seite etwas, das geschehen mußte nach jenem Abend. Nicht leichtfertig tändelnd forderte Lisa auf diese Weise die Entscheidung heraus.

*

Die ewig lachende Maske war es. Jeder von den dreien hielt sie sich vors Gesicht. Man scherzte, man vergnügte sich.

Ahmling raffte die letzte, ja, die allerletzte Spannkraft zusammen, um seinem großen Werk zu gehorchen. Im Spiel der Gedanken auch trug er sich mit stillen Hoffnungen.

Die Erlösung erschien ihm wie die ferne Insel im Ozean, von der er schon einmal mit Heinrich gesprochen hatte.

„Du sollst sehen, nach diesem Werk, da werde ich selbst Auferstehung feiern. Ich fühle, daß ich gesund bin. Oftmals wähnte ich krank zu sein. — Aber den Tod fürchte ich nun nicht. Der ist überwunden", setzte Fritz leise lächelnd hinzu.

Heinrich war gerührt in der Stimmung, als Ahmling so mit ihm sprach. Dennoch ließ er nichts davon merken. Dem Kranken zu verraten, wie krank er war, und dabei noch zu sagen: „Du wirst betrogen, getäuscht!" das erschien höllisch.

Der glückliche Zufall wollte es auch, daß die Entscheidung hinausgeschoben wurde. Die Stunde hatte noch nicht geschlagen, da sich die drei Freunde um die Wahrheit stritten.

Geschickt spielten sie einander die Karten zu. Genau so, wie es eintreffen sollte, erlebten sie das Geschick im einzelnen wie im ganzen.

Lisa und Heinrich waren sich viel selbst überlassen. Die gewohnte Selbstverständlichkeit ergab für beide den ausgezeichneten Vorwand zu verschiedenen Stelldichein, ohne daß Fritz Ahmling Verdacht schöpfen konnte.

Maria war für Heinrich in den Hintergrund getreten. Denn Lisa begeisterte ihn zum Schaffen, so daß er selbst, wie vom Taumel ergriffen, den Spuren Ahmlings nachstürzte, freilich als Dichter in Worten, nicht als Tonsetzer. Aber die große Welt der Seele erlebt er, Heinrich, in sich genau so wie Ahmling. Nur daß Ahmling auf sich selbst stand und der Dichter in Heinrich nicht ohne Lisa in Schwingung versetzt worden wäre.

Gerade in der Zeit, da Heinrich, durch den Zwiespalt aufgerieben, nicht mehr das Leben hinter der Maske ertrug, hatte sich plötzlich dieser helle Umschwung vollzogen. Der Mensch kannte Furcht. Der Dichter bewies Mut in diesem Schauspiel zu dreien.

Lisa allein erweckte. Und Lisa hielt ihn in Flammen.

Der Dichter schlich zu ihr, die seine Seele erfüllte, in Sehnsucht hin. Die Ahnung seines Verhängnisses war es, daß er zu ihr ging.

Sie hielt ihn gefangen mit dem seligen Lächeln, von dem er weiterträumte halbe Nächte hindurch, in denen er nicht Ruhe finden konnte.

Die schaffende, streitende Seele in ihm allein konnte nur das bilden und formen, was als sein Dichterglück erweckt worden war.

Frei, unbändig losgebunden fühlte sich Heinrich jetzt. Die Stufen, die Ahmling mühsam erklomm, die nahm er frei, viel freier mit gewaltigen Sprüngen. Da war nicht mehr Rast und Ruh' in ihm. Vorwärts jagte er im Sturz.

Das hätte die blaue Dämmerung einer friedlichen Abendstunde niemals in ihm erweckt, von der Ahmling zuweilen behauptete: „Sie ist wie der letzte Trostgedanke eines todwunden Herzens." Dem Dichter stand das Leben so viel näher als der Tod. Er gab sich aus, nachdem er wirklich die Kräfte eingesammelt hatte, die er wieder verschwenden sollte. Denn was ihn notwendig in Bewegung versetzte, fühlte er als ein Erlebnis der machtvollen Gegenwartslaune. Daß er unter einem Zwang gestanden hatte und nun frei geworden war, erhöhte nicht nur seine Schöpferlaune, sondern ließ sie auch spielend arbeiten.

Lisa hatte an dem, was Heinrich tat, so sehr viel mehr Anteil als an Ahmlings Schaffen. Sie wußte, das, was der Dichter sprach, war durch sie gegangen. Ihres Gatten Kunst hingegen begleitete sie doch nur. Der hatte sich selbst und lag dem weiblichen Wesen nicht zu Füßen. Der lebte seiner Kunst wie ein Heiliger in Gedanken.

Heinrich erlebte sein Selbst durch die Frau und vergötterte sie.

Es waren acht Szenen eines Dramas, die bis jetzt aus der Überfülle seines Herzens erlebt waren. Lisa kannte eine jede dieser Szenen Wort für Wort. Sie wußte, wie eine jede entstanden war, denn sie hatte teil an einem jeden Gedanken in Heinrichs Seele. Er ließ sie vollkommen erschauen, was ihn bewegte. Den Plan seiner Arbeit gestaltete er in Gesprächen mit ihr. In kurzen Abschnitten erlebten sie miteinander das Werk, und von den unheimlichen Schauern der Schaffenslust sprang etwas wie in ganz heiterer Laune auf die Verliebten über.

Da war es keine Qual mehr, zu wissen, wie sehr sie beide einen Dritten betrogen mit ihrer Arbeit. Fritz Ahmling blieb abseits stehen, und wenn er jetzt vielleicht spät sich besonnen hätte, um zu Lisa gänzlich zurückzukehren, so würde sie ihn nunmehr auch von sich gewiesen haben. Denn nur Heinrich und sein Werk liebte sie mit ihrem ganzen Fühlen und Denken.

Aber Fritz Ahmling kam auch nicht zu ihr.

Er lebte sich ganz zu Ende und stand eines Morgens nach einer rastlos durchschafften Nacht vor den letzten Finalstimmen seiner großen Schöpfung.

Wie jäh dieser allerletzte Dur-Gedanke ihn erschütterte, dafür hatte er sich selbst nur zum Zeugen.

Die Lampen brannten trübe gegen den heraufdämmernden Wintermorgen. Kalte Lichter drangen von außen herein in das Gemach. Entsetzlich bleiche Gestalten traten hinzu. Sie umstanden den Schöpfer wie Riesen im Nebel. Abwesend lag Friedrich Ahmling im Sessel. Einer tiefen Ohnmacht ähnlich war das erste Erstarrungsgefühl gewesen. Allmählich erholte er sich. Die Hände schlug er vor sein Antlitz. Tränen flossen ihm über die Wangen. Er zitterte heftig und weinte sich satt, denn nun konnte ihm kein Sterben die Unsterblichkeit nehmen.

Sein Werk war vollendet.

*

Die letzten erwartungsvollen Stunden vor einer Entscheidung waren gekommen, gleichsam als ein letztes ahnendes Suchen der Seelen gegeneinander. Die drei Freunde standen unter dem Erlebnis still.

Lisa und Heinrich auf der einen Seite. Ahmling gegenüber.

Noch war alles ein Traum. Denn das Schicksal, als es nun dazwischentrat, kam nicht hart, sondern wie durch zerrissene Gedanken deutlich unbestimmt verzögert trat es in den Kreis.

Die Entspannung nach der Arbeit brachte Ahmling keine eigentliche Ruhe. Galt es nun doch, in Kürze alles für die musikalische Sonderaufführung seines Werks schnellstens vorzubereiten.

Den Morgen, als er nach der Vollendung der Partitur mit Heinrich zusammen an zwei Flügeln die Stimmen der Orchesterteile seines Werks probierte, da war es zum erstenmal seit langer Zeit, daß er sich wieder auf sich selbst besinnen konnte.

Der Rausch der Arbeit hatte ihn die Menschen neben sich vergessen lassen.

Nun, da er mit dem Dichter sprach, fühlte er ein grenzenloses Erstaunen, als Heinrich ihm mitteilte, daß er selbst bei der schöpferischen Arbeit wäre und ein Drama in den großen Zügen nahezu vollendet hätte.

„Aber, wie ist das möglich, lieber Freund? Du hast nie davon gesprochen. Außerdem hast du mir doch viel Zeit geopfert, während ich arbeitete."

„Dennoch, Fritz. Es ist so!"

„Heinrich, ich wünsche dir Glück!" Erstaunt wiederholte er: „Daß du das fertiggebracht hast, während du hier im Hause warst!"

Eben trat Lisa in den Saal.

Sie hörte diese letzten Worte. Und Ahmling, der nun ganz begeistert von dem Gedanken war, daß zwei Schöpfer unter einem Dache wohnten, fragte sie geradeaus:

„Ahnst du, daß Heinrich arbeitet, Lisa?"

„Ich wußte davon", lautete die Antwort, die gleichgültig klingen sollte. Dabei verriet sich Lisa durch eine auffallende Unruhe, die aus allen ihren Bewegungen sprach. Sie errötete, als Ahmling sie scharf ansah und kurz sagte:

„So, du wußtest davon? — Allerdings," fügte er nach einer Pause hinzu, „ich vergesse, daß ich selbst so sehr mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt gewesen bin und darum auch wohl an manchem nicht teilgenommen habe."

NACH EINEM GEMÄLDE VON ERICH M. SIMON

Wissen ist Macht!

Wenn Sie in den stillen Raum einer Bibliothek treten, empfinden Sie unwillkürlich Ehrfurcht vor der Fülle menschlichen **Wissens**, das in den langen, wohlgeordneten Reihen der **Folianten** schlummert. Bücher sind Ihre besten und treuesten Freunde, auf die Sie in allen Lebenslagen bauen können. Auf dem wichtigen Gebiete der Schönheitskunde und Körperpflege, die eine Jahrtausende alte Geschichte haben, fand man in solchen Bibliotheken ein reiches Quellenmaterial, das die Grundlage unserer Kosmetik bildet. Uralte Geheimnisse und Rezepte, die der Pflege des Haares dienten, kamen dabei zutage. Damit gelang es der wissenschaftlichen Forschung und hochentwickelten Technik unserer Zeit, in »**Pixavon**« eine Haarwaschseife zu schaffen, die geradezu als **unerreicht** bezeichnet werden muß.

PIXAVON

ist ein Mittel, ohne welches die mondäne, die moderne und elegante Frau von heute nicht mehr sein kann, denn „Pixavon" macht das Haar weich und locker, gibt ihm die Geschmeidigkeit, die ein leichtes Frisieren gestattet, und jenen undefinierbaren schimmernden Glanz, der viele Frauen heute unwiderstehlich macht.

Keine der gewöhnlichen flüssigen Teerseifen hat auch nur annähernd die Wirkungen von Pixavon. Bestehen Sie fest auf »Pixavon« (nur in geschlossenen Originalflaschen), sowohl für die häusliche Haarwäsche, wie auch für die im Frisiersalon.

Fordern Sie kostenlos von uns Abbildungen neuer Bubenkopfschnitte für Frühjahr 1927.

LINGNER-WERKE A.-G. DRESDEN



Es sollten diese Worte eine Entschuldigung für ihn selbst sein. Heinrich und Lisa verstanden sie als den ersten Verdacht, den Ahmling schöpfte. Damit wurde auch für beide diese Not erweckt, die sie fürchten mußten, weil ihnen ihr Unrecht bewußt geworden war.

Lisa entfernte sich bald unauffällig aus dem Saal. Ahmling, der wieder wie aus ganz entfernten Gedanken zurück zur Wirklichkeit kehrte, tat die überraschte Äußerung: „Da haben wir's!"

Heinrich wollte unmittelbar fragen: „Wieso?" Aber war es feige, oder wollte er Lisa schonen, wenn er so tat, als ob ihm Ahmlings Äußerung entgangen wäre?

Er schlug unmittelbar einen Akkord an und fragte wirklich ohne alle Erregung: „Wollen wir nicht fortfahren, Fritz?"

„Gewiß, gewiß", sagte Ahmling zerstreut. „Bei dem vierten Übergang in D-Moll blieben wir wohl stecken?"

„Ganz recht!"

Den ganzen Vormittag arbeiteten sie nun ungestört miteinander weiter. In wenigen Stunden hatten sie ziemlich das ganze Werk in allen seinen Teilen durchgenommen. Die letzten Verbesserungen wurden gemacht.

„So, jetzt kommt es auf den Abschreiber allein an", sagte Ahmling seufzend. „Wollen wir nicht vor dem Frühstück noch ein Weilchen im Garten spazierengehen?"

„Gewiß", gab Heinrich zur Antwort, obwohl er jetzt am liebsten allein gewesen wäre. Denn Ahmlings Gegenwart wurde ihm geradezu unerträglich.

Der frostklare Februartag war heiter. Die Sonne schien. Der Tauschnee in den Gartenwegen schmolz, aber der Boden war hartgefroren, so daß es sich angenehm darauf ging.

Ahmling atmete die frische Luft in vollen Zügen. Er genoß, mit einem Wort, seine Freiheit nach der Arbeit. Seine Gedanken waren losgebunden und nicht mehr gehemmt durch die Schwere des Schaffens während der letzten Wochen.

So gewann er auch das Gefühl für seine Umgebung zurück. Während die Freunde in den Gartenwegen auf und ab gingen, bat er Heinrich plötzlich, ihm nun doch auch etwas von seiner Schöpfung zu verraten.

„Du lieber Himmel!" Die Aufforderung bestürzte Heinrich eher, denn sachte fühlte er nun, wie unfrei er sich vorkam. Er erzählte einiges stockend. Ahmling hörte aufmerksam zu.

„Ja, weißt du, schließlich kommt doch alles darauf an, ein Erlebnis auch wirklich zu gestalten", meinte der Freund endlich.

„Das eben ist es allein", wollte Heinrich erwidern, anstatt dessen sagte er nun: „Ich bin nicht so unabhängig im Schaffen wie du, Fritz. Du brauchst dich selbst nur. Ich habe die Menschen unbedingt nötig, wenn ich arbeite. Das Geheimnis ist, ich muß lieben, um die Triebkräfte in Bewegung zu halten. Ich liebe."

Das war ein halbes Zugeständnis, aber noch kein Bekenntnis.

„Ja, vielleicht ist das so", antwortete Ahmling. „Du magst recht haben, wenn du etwas vom Leben forderst, damit es dich als Schaffenden erhält. Ich will mich selbst, während ich arbeite."

So trugen sie sich ahnungsvoll die Gedanken zu. Der Name Lisa wurde jetzt und auch später nicht genannt. Dennoch stand er zwischen beiden unausgesprochen.

Für Heinrich war diese Marter bald unerträglich. Er hatte die sehr verfeinerten Gefühle seines Schaffens bloßgestellt, denn wozu hatte er es nötig gehabt, Fritz Ahmling nur ein Wort zu verraten von den Seelentiefen seiner eigenen Vorstellungen?

Überdies fragte Ahmling nun, da sie über die Gartentreppe endlich hineingingen ins Haus:

„Und Lisa, sagst du, kennt dein Werk?"

„Wort für Wort, Fritz. Damit es fertig wurde, hatte Lisa auch teil daran."

Etwas wie ein Enttäuschungslächeln glitt über Ahmlings Gesicht.

„Ja, du Glücklicher. Und mich hört sie nicht einmal an", sagte er bitter.

Das war alles.

Eine Pause entstand, während sie in die Halle des Hauses traten, um ihre Mäntel abzulegen. Plötzlich war es ein Aufleuchten, das Ahmlings bleiche Züge erhellte.

„Dennoch; ich möchte es bald kennenlernen, dein Werk, Heinrich, um zu wissen, wie das aussieht, was man aus Liebe schafft zu einer andern."

Der bebende Ton seiner Sprache klang unwirklich in dem weiten Raum der Halle.

„Wie du willst", antwortete Heinrich verwirrt nach einem Augenblick des aufhorchenden Schweigens zwischen ihnen.

„Bald, jetzt, später, wie du willst", sagte er wieder und erbrach einen Brief von Maria, der für ihn auf dem Tisch lag.

Gleichgültig, als ob nichts Besonderes ihn bewegte, ging Heinrich, den Brief lesend, nach oben in sein Zimmer, während Ahmling langsam auf die Tür seiner Bibliothek zuschritt und sie öffnete.

*

Maria schrieb:

„Du bist nun Monate fort von hier. Zunächst klang das, wovon Du berichtetest, unzufrieden. Du warst nicht glücklich, weder mit Dir selbst noch mit andern.

Das ist jetzt anders geworden. Plötzlich, da Du schaffst, sehe ich Dich in der schönen hellen Begeisterung stehen, die ich, ach, oft wohl erlebte.

Und jetzt nie wieder. Denn Du liebst eine andere. Jemand ist gekommen, jemand ist zwischen uns getreten und hat uns getrennt.

Erinnerst Du Dich des letzten Abends daheim? Weißt Du, was ich zu Dir sagte? Was Du geantwortet hast?

Und zuletzt: Ahnst Du eigentlich die tiefe Traurigkeit in der harten Melodie der Arietta?

Es ist vollbracht!

Mancher stöhnt, ans Holz des Lebens gekettet. Mancher verblutet still daran.

Ich gehe aus dem Dämmer, dem Nebel des Alltags über die Straßen, in die Häuser fremder Menschen.

Aber mein Herz bricht nicht, wenn ich vor gleichgültigen Menschen spielen muß.

Was ich geben kann, ist kein Wunsch, keine Hoffnung einer Seele. Denn die unsterbliche Liebe ist ein Wort, aber kein Gefühl. Gefühle schweigen, wenn Menschen reden.

Lieber Dichter, bleib in der Sonne. Gott grüße Dich! Maria."

Heinrich las den Brief zweimal.

Bewegt legte er ihn aus der Hand. Dann griff er nach einiger Zeit wieder danach und las noch einmal gerührt Marias Worte.

Die Herausforderung von dieser Seite kam ihm gänzlich unerwartet. Plötzlich schien es, als ob sein Dichterglück mutwillig zerstört werden sollte, ehe er seinen Traum zu Ende geträumt hatte.

Alles war im Augenblick gegen ihn. Dennoch brauchte er doch nur ablehnend sich zu verhalten. Wer wollte ihn zwingen, seine unvollendete Arbeit preiszugeben! Wer durfte verlangen, gerade jetzt dieses Werk zu hören! Es war noch nicht zu Ende.

Das Spiel mußte Spiel bleiben, bis die letzten Gedanken reif geworden wären, bis er selbst die Dichtung aus den Händen legen wollte mit den Worten: Vollendet!

Ein grausamer Spott war es vielleicht doch wieder, sich selbst so sehr zu betrügen, um einer Hoffnung willen. „Gefühle schweigen, wenn Menschen reden", schrieb Maria. Wie recht sie hatte!

Heinrich schritt in seinem Zimmer auf und ab. Es klopfte jemand.

„Wollen der Herr nicht zu Tisch kommen?" fragte draußen das Mädchen.

Er hatte die Glocke überhört.

Nun ging Heinrich langsam hinunter in den Eßsaal. Als er eintrat, entschuldigte er sich bei Lisa.

Ahmling war aufgeräumt. Oder tat er nur so?

„Setz' dich, lieber Dichter. Freilich, wenn man arbeitet, kann niemand verlangen, daß auf die Hausordnung Rücksicht genommen wird!"

„Dennoch tut es mir leid, zu spät erschienen zu sein", wiederholte Heinrich noch einmal höflich gegen Lisa.

Die Freundin sprach wenig. Man sah es dem unruhigen Blick ihrer Augen an, daß sie irgend etwas beschäftigte in ihren Gedanken.

Im Gegensatz zu ihr war Ahmlings Gesprächigkeit auffallend.

„Nun, gute Nachrichten von zu Hause?" fragte er.

„Gut? Wie man's nehmen will", entgegnete Heinrich, unangenehm berührt durch die Frage.

Ahmling fuhr fort, sich lebhaft mit Heinrich zu unterhalten. Er wollte wissen, wie bald Heinrich ihm sein Werk vorlesen würde.

„Aufrichtig gesagt, jetzt kann ich noch nicht damit herausrücken, lieber Fritz. Nimm es mir, bitte, nicht übel. Aber das Beste verdirbt man sich, wenn man zu voreilig anderen daraus mitteilt. Ich bin doch lange noch nicht fertig."

„Aber Lisa?" fragte Ahmling auflauernd. „Du sagtest erst, Lisa hätte teil daran gehabt von Anbeginn."

„Ja, Fritz", antwortete Heinrich, und versuchte es, den Blick Ahmlings auszuhalten.

„Wenn Lisa wünscht, daß ich lesen soll, so lese ich selbstverständlich."

Heinrich war nicht frei im Gefühl, als er die Entscheidung auf diese Weise Lisa übertrug. Ein merkwürdiges Zucken verriet seine Unruhe. Die qualvollen Augenblicke, bis sie antwortete, waren entsetzlich.

Dennoch sprach Lisa so merkwürdig kühl und unbefangen. Sie sagte:

„Warum willst du Heinrich zwingen, Fritz? Sieh, er kann vielleicht dir gegenüber nicht mit der gleichen Unbefangenheit von seinem Werke reden, wie du es ihm gegenüber vermagst. Ihr ähnelt euch darin ganz und gar nicht. Du schaffst dich selbst und Heinrich braucht eine gleichgestimmte Seele, einzig, um sein Schaffen höher zu tragen, über sich selbst hinaus."

Heinrich war bestürzt über Lisas Worte. Mit Deutlichkeit hatte sie das ganze Geheimnis verraten. Es fehlte keine Erklärung, und nun sagte er zu Ahmling: „Wenn du willst, Fritz, dann lese ich, wie ich es dir vorher schon versprochen hatte. Bitte, laß mich dir zuvor noch einige Erklärungen zu Lisas Worten geben."

„Nein, lieber Freund, das brauchst du wahrhaftig nicht", antwortete Lisa, ehe Ahmling etwas sagen konnte. „Wem der Genius erweckt wurde, hat nur seinem Werk zu gehorchen, nicht aber Menschen zu dienen. Denn das höhere Opfer bringt die Seele der Seele, der Dichter seiner Dichtung." (Fortsetzung folgt.)

FORTSETZUNG UNSERER BEITRÄGE ZU BEETHOVENS GEDÄCHTNIS

Beethoven in der erzählenden Dichtung der Gegenwart.

Von Studienrat Dr. Paul Bülow.

In Malerei und bildender Kunst, in Lyrik, Drama und erzählender Dichtung ist dem Genius Beethoven im Laufe des seit seinem Tode vergangenen Jahrhunderts eine Fülle von Huldigungen zuteil geworden, die uns tiefe Einschau in Leben und Persönlichkeit dieses Großen schenken. So bemüht sich auch die erzählende Dichtung der Gegenwart, dem vom Menschen und Künstler Beethoven ausgehenden geheimnisvollen Zauber dichterischen Widerhall zu leihen. Sie versucht, die Hauptzüge dieser gigantischen und zugleich naiven und humorbegabten Natur zu einem würdigen dichterischen Kunstwerk zu formen. In überströmendem Dank für die aus den Werken der Dichter aller Zeiten und Nationen gewonnene Bereicherung schreibt Beethoven zu Anfang des Jahres 1811 einmal an Goethes Bettina: „Wer kann aber auch einem großen Dichter genug danken, dem kostbarsten Kleinod einer Nation!“ Und die Dichter der Mit- und Nachwelt erwiderten diesen feierlichen Gruß mit würdigen Taten ihrer Kunst.

Die Wanderung durch das dem berühmtesten Bewohner des Schwarzspanierhauses in Wien geweihte Dichterland beginnen wir mit einem Vertreter aus jener deutschen Landschaft, die Beethoven zur zweiten und letzten irdischen Heimat ward. Vor der Niederschrift seines Schubertromans „Schwammerl“ beschäftigte Rudolf Hans Bartsch seit langem die allgemeine Idee eines Künstlerromans. Neben Schubert und Mozart dachte er auch eine Zeitlang an Beethoven. Aber hier störte ihn — wie sein Biograph Robert Hohlbaum bemerkt — „der Kontrast zwischen gewaltigster Kunst und lächerlicher Lebenserotik“ … Diese Mitteilung seines Biographen mag ergänzt bzw. berichtigt werden durch die charakteristischen Worte, die Bartsch auf eine Erkundigung über den Plan eines Beethovenromans an den Verfasser dieses Aufsatzes schrieb: „An den Beethovenroman getrau ich mich aus Ehrfurcht noch nicht heran, und zwar auf lange nicht! Ich fühle mich noch nicht geweiht dazu und werde ihn vielleicht erst einmal von einem seelischen oder physischen Schmerzenslager aus zu schreiben vermögen. Es gehört dazu ebensoviel drastische Respektlosigkeit als anbetendes Eindringen (das freche Wort Verständnis will mir nicht in die Maschine), daß ich vorderhand noch sagen muß: ‚non sum dignum.‘“ — Dennoch aber ist Bartsch in der Reihe der dichterischen Huldigungen an Beethoven mit zwei kleinen, erlesenen Meisterschöpfungen der musikalischen Novellengattung vertreten. Es ist eine dem rätselvollen Wesen des Genius mit echter Einfühlungsgabe nachspürende Kunst der Darstellung, die der österreichische Erzähler in der Novelle „Beethovens Gang zum Glück“ mit dem ihm eigenen Können entfaltet. Hier erschüttert den Leser jene Tragik, die mit ihrem Widerstreit zwischen genialem Höhenflug der Gedanken und Erlebnisdrang zur rauhen Wirklichkeit des dumpf beschwerten Alltags das Dasein des Künstlers überschattet. — Voll neckischer Schalkhaftigkeit erzählt Bartsch in seiner dem Bande „Histörchen“ entstammenden Novelle „Die schöne Frohberger“ des dreißigjährigen Beethoven Maienabenteuer mit seiner Döblinger Nachbarin, der in lachender, kraftgesunder Jugendschönheit üppig prangenden Hauerdirne Lisel, die für seine leidenschaftliche Schwärmerei und heiße Begehrlichkeit aber nur einen spotteifrigen Hohn übrig hat. Wieder ist es ein Moll, das auch dieses ihm in verführerischer Lockung begegnende Liebeserlebnis Beethovens durchklingt. — In des österreichischen Kunstschriftstellers Joseph August Lux Erzählung „Beethovens unsterbliche Geliebte“ (1926) verfolgen wir den Meister auf der Wellenbahn seines Lebens im Auf- und Niederwallen der Glücks- und Leidenswogen. Der Kranz der Frauen in Beethovens Leben — das ist das Hauptthema dieses Romans, der aber daneben auch alle wichtigen anderen Begebenheiten aus diesem immer wieder in tiefseelische Bezirke weisenden Künstlerdasein streift. — Auch Kurt Delbrücks beiden Romanen „Die Liebe des jungen Beethoven“ (1922) und „Beethovens letzte Liebe“ (1925) kann eine reizvolle Ausmalung des kulturgeschichtlichen Hintergrundes und eine treffend gezeichnete Charakteristik des Helden nachgerühmt werden. In silhouettenartig aneinandergereihten Bildern zieht das Leben eines Größten der Menschheit an uns vorüber. Die Erzählung begnügt sich jedoch nicht mit einer lebensgesättigten Schilderung der äußeren Begebenheiten dieses Künstlerdaseins, sondern verfolgt auch die inneren Ströme jenes gigantischen Schaffensdranges, der unsterbliche Werke auftürmt. Die hamburgische Schriftstellerin Grete Massé läßt sich für die dichterische Verarbeitung des biographischen Stoffes in ihrem Beethovenroman „Sonate Pathétique“ (1927) den Weg aus dem Themengehalt dieser Komposition weisen, die ihrer Ansicht nach ein klares Abbild von Beethovens Leben in Tönen widerspiegelt. Die Erzählerin meint zu erkennen, daß dieses Leben „ihre Farbe aufweist und den Weg, den ihr Blutstrom nimmt, ihren Klang, ihr pathetisches Hinströmen, ihren Aufschwung und ihr Ermatten, das Düstere, Bedrückende und das langsam sich Erlösende, das beflügelte Hinaufschieben bis dorthin, wo ihr Ton sich mit der erklingenden Sphäre mischt“. Wer aber aufmerksam hinhorcht, wird auch in den in trefflicher Veranschaulichung aneinandergereihten Szenen dieses Romans jenen herben Mollton vernehmen, der als Begleitmotiv durch Beethovens Leben zittert. Und wenn wir den Helden dieser Erzählung an seiner letzten Ruhestätte im Währinger Friedhof verlassen, raunen uns die Töne der „Sonate Pathétique“ noch einmal den tieferen Sinn seines Erdenwandels zu: „Tragisch, schwer, pathetisch, heldenhaft, im Innersten angerührt vom Schmerz und doch voll von der großen heiligen Stille, in der das Menschenleid schon nichts Einzelnes mehr ist, sondern sich auflöst in der ewigen Harmonie.“ — Ottokar Janetscheks Beethovenroman „Der Titan“ (1927) ist in einem fein geglätteten, aber dennoch von einem schwärmerischen Hauch durchwehten Stil geschrieben. Eine klar umrissene Plastik der Charakterisierung jenes erhabenen und einsamen Genius, der so voll von menschlichem Herzeleid und himmelstürmender Ekstase ist, und eine bis in die verborgensten Einzelheiten hinein zu spürende innige Vertrautheit mit den kulturgeschichtlichen Erfordernissen des anspruchsvollen Stoffes ist dem das Titanisch-Heroische in Beethovens Lebenskampf wuchtig herausmeißelnden Werk nachzurühmen.

Die spannenden Begebenheiten der Entstehung der dritten Symphonie, ihrer Erstaufführung und des in Wehmut endenden Liebeserlebnisses mit Irene von Kissow ist der Inhalt von Martin Platzers mit erlesener Stilkunst geschriebener Novelle „Der fremde Vogel“ (1924). Auf der biographischen Grundlage einer aus Beethovens erster Wiener Zeit berichteten Anekdote erzählt Wilhelm Schäfer mit der ihm eigenen Kunst einer erstaunlichen Einfühlungskraft in die Seelenverfassung seines Helden und im Rahmen einer zwar in knappster Skizzierung gehaltenen, aber dennoch meisterlich veranschaulichten Milieuschilderung in seiner Novelle „Beethoven und das Liebespaar“ ein Erlebnis aus Beethovens

Verkehr in der österreichischen Adelswelt. Am Vortrag seiner Klaviersonate op. 16 läßt der Meister die adeligen Gäste einer Abendmusik in einem aristokratischen Hause die Lebensgewalt seiner Kunst trotzig und bezwingend fühlen, und mit dem innigen Zauber ihres Adagios singt er das verborgene Geheimnis der großen Liebe zweier anwesender Menschen, bis die mitten in sein Spiel hineingeflüsterten heißen Liebesworte des Jünglings den in seinem Künstlerstolz verletzten Meister in heftiger Aufwallung eines wütenden Zornausbruchs dazu hinreißen, schwer beleidigende Worte in die festliche Stille der übrigen hineinzuschleudern — — wonach er eiligst das auch späterhin nie wieder betretene Haus verließ. — In seinem musikalischen Märchenbuche „Die Königsbraut“ plaudert Wilhelm Matthiessen in der Geschichte „Der Spuk im Beethovenhaus“ von dem an einem Wintertag unternommenen Besuch Mozarts, Webers und Ernst Theodor Amadeus Hoffmanns im Beethovenhause zu Bonn. — Mit seinem ergötzlichen Humor erzählt Otto Ernst in dem musikalischen Märchen „Hans im Glück“ Hans von Bülows Ankunft im Himmel, wo unter seiner hochgemuten und bezwingenden Stabführung das himmlische Orchester die „Eroica“ spielen muß, um für Beethoven, der als „unverbesserlicher Demokrat“ in der Hölle weilt, einen Platz im Himmel zu erobern. Die hier gegebene tiefschöpfende poetische Ausdeutung der gewaltigen Symphonie, die eine gleichwertige Parallele in Karl Söhles meisterlich geschriebener „Eroica“-Novelle findet, verdient besondere Hervorhebung.

Von der Erden hinauf in kosmische Welten führte uns die Wanderung durch das dem Genius Beethoven geweihte Dichterland der Gegenwart. Manch strahlender Gipfel schenkte uns weitreichende Schau ins Leben dieses Großen. Namhafte und weniger bekannte Geister sahen wir um die dichterische Enträtselung der gewaltigen Sphinx bemüht, die wir „Beethoven“ nennen. Wir wissen es: ihr letztes, tiefstes Geheimnis kann uns auch der Dichter nicht enthüllen. Dies aber mag uns genügen: nicht wenige würdige Schöpfungen ihrer Kunst führten wir auf, mit denen Dichter aus unseren Tagen in Ehrfurcht und Ergriffenheit einem Beethoven huldigten.

Besaß Beethoven wirtschaftliches Verständnis?

Von Dr. Otto Conrad.

Es ist ein altes Vorurteil, daß die Kunst-Genialität das Ökonomische ausschließt. Gewiß gab es genug große Künstler, die kein wirtschaftliches Verständnis hatten. Doch das muß nicht der Fall sein. Der Engländer Smiles bemerkt hierüber treffend: „Es war seit jeher ein Lieblingstrugschluß aller Toren, daß Männer von Genie nicht nur zu jedem Geschäfte untauglich sind, sondern auch, daß eine geschäftliche Tätigkeit jedes geniale Tun unmöglich mache.“ Von Shakespeare behaupten seine Biographen einmütig, daß ihm wirtschaftliche Erfolge wichtiger waren als der Ruhm. Auch von Richard Wagner wissen wir, daß er geschäftliches Talent hatte. Um seine Schöpfung Bayreuth zu finanzieren, nahm er das Geld, wo er es bekam. Wie steht es nun mit Beethoven, auf den sich heute bei der 100. Wiederkehr seines Todestages die Blicke der Welt richten?

Es ist das Verdienst von Dr. Max Reinitz, daß er in gründlicher Weise Beethovens wirtschaftliche Individualität zur Grundlage einer Lebensbeschreibung gemacht hat: „Beethoven im Kampfe mit dem Schicksal“ (Rikola Verlag, Wien, Leipzig, München). Er beweist, daß Beethoven im steten Kampfe mit dem Schicksal seine unbeugsame Willenskraft nicht nur in künstlerischen und sozialen, sondern auch in ökonomischen Angelegenheiten stets behauptet und bei Durchführung eines einmal gefaßten Vorhabens niemals Kleinmut bekundet hat. Gerade hier paßt auch sein Wort: „Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht!“ Beethoven wollte mit seinem Schaffen vorwärtskommen und in erster Linie allerdings Ruhm, aber auch klingende Anerkennung haben, nicht des Geldes wegen, sondern wegen der nötigen Mittel zum ruhigen, nicht hastigen Schaffen.

Beethoven hatte eine ganze Reihe von Prozessen zu führen, zuerst gegen seine fürstlichen Mäzene. Der König von Westfalen hatte 1809 Beethoven eine Stellung als Kapellmeister angeboten, und dieser war nicht abgeneigt, dem Rufe zu folgen. Doch in Wien hielten es die tonangebenden Kreise mit Recht nicht für ehrenvoll, den großen Künstler ziehen zu lassen. So taten sich der Erzherzog Rudolf, ein Schüler Beethovens, Fürst Kinsky und Fürst Lobkowitz zusammen und verpflichteten sich, Beethoven eine jährliche Rente von 4000 Gulden zu zahlen mit der einzigen Bedingung, daß er Österreich nicht verlassen dürfe. Die folgenden Kriegsjahre aber hatten eine Inflation zur Folge, und durch das Finanzpatent von 1811 wurde der Gulden entwertet. Außerdem machte Lobkowitz Bankerott, und Kinsky starb. So sah sich Beethoven gezwungen, langjährige Prozesse gegen seine Mäzene und deren Erben zu führen, die ihn viel Zeit und Kraft kosteten. Jedenfalls hat Beethoven seine Rechte energisch wahrgenommen, wenn er freilich auch seine Forderungen nicht voll durchsetzen konnte: er mußte sich für die Zukunft mit 900 Goldgulden jährlich zufrieden geben. Beethoven hatte bei diesen Prozessen keineswegs das Gefühl, daß es sich um eine Art Almosen handle, er war im Gegenteil der stolzen Überzeugung, daß er die Sache der Kunst vertrete. Auch seine Prozeßgegner haben das offenbar so aufgefaßt; denn von vorübergehenden Verstimmungen abgesehen, blieb das Verhältnis zwischen Beethoven und dem hohen Adel dasselbe. Besonders der Erzherzog Rudolf war ihm auch ferner ein treuer Freund. Auch mit seinen Verlegern hatte Beethoven manche Kämpfe zu bestehen. Es ist bezeichnend für ihn, daß er sich bei der Wahl der Verleger mehr von finanziellen als von kunstpolitischen Rücksichten leiten ließ. Name und Ruf eines Verlegers galten für ihn nur so lange, als die von ihm geforderten Honorare befriedigt wurden. Der bekannte Beethovenforscher Bekker urteilt über ihn: „Er legte in Geldsachen zuweilen eine Skrupellosigkeit an den Tag, die sich nicht mit beschönigenden Redensarten rechtfertigen läßt. Er war ein praktischer Rechner. Er wird nicht selten wortbrüchig gegenüber seinen Verlegern, gibt Zusagen und macht sie wieder rückgängig, sobald andere Anerbietungen an ihn herantreten, empfängt Vorschüsse auf Werke, die er nicht liefert.“ Er verstand es auch, sich gegen die Valutaschwankungen zu sichern, indem er als Preismaß nur den Dukaten gelten ließ. Als die Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig mit Rücksicht auf den hohen Wert des Dukaten von dem vereinbarten Honorar von 250 Dukaten etwas abhandeln will, da protestiert Beethoven mit sehr richtigen Argumenten: „Mag auch der Dukaten noch so viel Gulden bey uns machen, so ist das kein Gewinn; ... von den 250 Dukaten kann ich nicht abgehen, ich würde zuviel verlieren — also bleibts dabei.“ Immer war sein Blick auf die Erwerbung eines Vermögens gerichtet. Er suchte sein Geld so günstig wie möglich anzulegen. 1819 zeichnete er 8 Aktien der National-Bank. Als die Papiere stiegen, war Beethoven sehr erfreut. Er kassierte regelmäßig die Dividenden, seine Rente und die Honorare ein und führte darüber sehr genau Buch. Deshalb kam er pekuniär vorwärts und konnte auch seinen Haushalt bequemer einrichten.

So war Beethoven keineswegs der weltfremde Sonderling, als welcher er öfters hingestellt wird, er hatte vielmehr, wie Reinitz nachweist, eine gesunde wirtschaftliche Begabung.

Wissen und Leben

Ob die Sonne erkaltet? Jedermann weiß, daß die Sonne und die übrigen Fixsterne unendlich heiße Massen sind. Sie strahlen sekündlich in den kalten Weltenraum ungeheure Wärmemassen aus, so daß man auf den Gedanken kommen könnte, daß in absehbarer Zeit ein Erkalten dieser Himmelskörper eintreten muß. H. Fricke hat sich mit dieser Frage im „Naturforscher" (1926) befaßt. Man hat die Temperatur der Sonne gemessen und auf 6000 Grad bestimmt. Diese Temperatur scheint sie trotz der Ausstrahlung schon Millionen von Jahren beibehalten zu haben. Fricke geht von den Anschauungen von Nernst aus, daß es neben wahrnehmbaren Strahlen im Äther noch eine Reihe von Strahlungsarten gibt, die äußerst durchdringend sind. Es soll eine Unmenge solcher Strahlungen geben. Er bezeichnet sie als „Nullpunktsenergie". Diese Energie des scheinbar leeren Raumes hat nach anderen Forschern unvorstellbar hohe Werte. So soll die Energie eines Kubikmillimeters des scheinbar kalten Weltraums oder Äthers so groß sein, daß eine Anlage von einer Million Pferdestärken 40 Millionen Jahre ununterbrochen arbeiten könnte. Diese Strahlen durchdringen zum größten Teil die Massen. Nur ein kleiner Teil wird absorbiert. Dadurch werden die Menschen erwärmt. Die Wärme nimmt mit der Größe der Kugel zu. Fricke sieht in den Weltkörpern die Weltraumthermometer von Nernst. Je größer und je dichter ein Weltkörper ist, desto höher ist die Gleichgewichtstemperatur. So würde jeder Weltkörper gemäß seiner Größe bei einer bestimmten Temperatur im Gleichgewicht verharren. Dieses Gleichgewicht ist natürlich bei der Sonne größer als bei der Erde oder beim Mond. Man kann den Zustand der Welt als Gleichgewichtszustand auffassen, und an einen Wärme- oder Kältetod ist nicht zu denken. Sollte sich einmal ein Stern über den Durchschnitt erhitzen, dann wird der Gleichgewichtszustand schnell wiederhergestellt. Darum ist der Zustand neuer Sterne immer nur vorübergehend im Gegensatz zu dem Dauerzustand der Fixsterne.

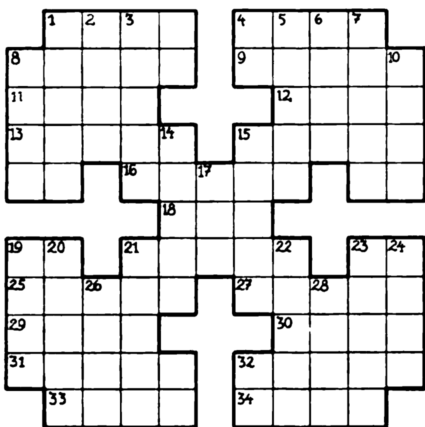
Sicht und Luftverkehr. Das wichtigste Wetterelement für den Luftverkehr ist nicht, wie oft noch angenommen wird, der Wind, denn gegen ihn kommen die neuzeitlichen Flugzeuge stets dann auf, wenn er stetig weht, wogegen wirbeliger Wind — namentlich bei Gewittern — gefürchtet ist. Einer Gewitterwolke weicht deshalb der Flugzeugführer gern aus. Da aber Gewitter im allgemeinen auf die wärmere Jahreszeit beschränkt sind, vermindert sich dementsprechend ihre Gefährlichkeit. Dagegen ist der Nebel das ganze Jahr hindurch das gefürchtetste Wetterelement. Die verhältnismäßig geringste Gefahr bietet der Nebel bei der Abfahrt, denn der Flugzeugführer kann fast stets damit rechnen, daß er schon in wenigen hundert Metern Höhe über ihn hinauskommt. Wie weit er sich aber erstreckt, kann er nicht immer sagen, wenn ihm auch der Flugplatzmeteorologe hierüber gewisse Aufschlüsse zu geben vermag. Schlimm wird es aber bei der Landung, die dann oft unmöglich ist, weil der Führer den Flugplatz nicht findet. Entweder wird er schon vorher, wenn er einen brauchbaren Fleck Erde erspäht, eine Zwischenlandung vornehmen oder weiterfliegen bzw. umkehren. Daher ist es äußerst wichtig, die Gegenden mit größerer oder geringerer Nebelgefährdung zu kennen. Dazu genügen aber die Wetterstationen nicht, weil sie zu weit auseinander oder nicht nahe der Flugstrecken liegen. Deshalb hat der süddeutsche Flugplatzmeteorologe W. Stöbe jetzt den erfolgreichen Versuch gemacht, zunächst für das ihm gut bekannte Süddeutschland eine Karte der Flugbehinderung zu entwerfen. Er benutzte dazu alle Flugbehinderungen der letzten sechs Jahre und unterschied vier Stärkegrade. Die stärkste Behinderung zeigen das Erzgebirge, der Thüringer Wald, das Fichtelgebirge, der Böhmer und Bayrische Wald, der Schwarzwald und die Rhön, also die Gebirge, die ja die feuchte Luft zum Aufsteigen und Verdichten ihres Wasserdampfes zu Nebel und Wolken zwingen. Mäßig behindert werden die Flugzeuge längs der Donau und wenig in der oberbayrischen Hochfläche, längs des Neckars, der Nab und der Regnitz. Selbst das Inntal aufwärts bis Innsbruck gilt als günstig. Es dürfte nicht lange dauern, bis auch von den übrigen Flugverkehrsgebieten solche Karten entworfen werden, da sie für die Sicherheit des Fliegens außerordentlich nützlich sind.

Die fünf tiefsten Bohrlöcher der Welt. Jahrzehntelang hatte Preußen den Ruhm, die tiefsten Bohrlöcher der Welt zu besitzen, die zu wissenschaftlichen Zwecken hergestellt worden waren. Im allgemeinen hat es ja keinen praktischen Zweck, mit den Bohrungen über die äußerste Grenze des möglichen Bergwerksbetriebes bei 1300 m Tiefe hinauszugehen, und nur für geologische und geophysikalische Zwecke sind deshalb hier und da die Bohrlöcher noch tiefer hinabgetrieben worden. Seit 1892/93 genoß das Bohrloch Paruschowitz bei Rybnik in Schlesien die Ehre, das tiefste der Welt zu sein, nachdem vorher das gleichfalls von der Kgl. Preußischen Bohrverwaltung in Schönebeck geschaffene Bohrloch von Schladebach bei Merseburg den Rekord gehalten hatte. Im Jahre 1909 wurde in einigen Kilometern Entfernung von Paruschowitz eine Bohrung bis auf eine noch 236 m größere Tiefe vorgetrieben. Jetzt aber haben die Amerikaner, die mehr und mehr darauf achten, daß sie auf allen zahlenmäßig zu erfassenden Gebieten die sensationellsten Zahlen aufzuweisen haben, gleich zwei noch tiefere Bohrungen hergestellt, die zur Untersuchung von Erdöl- bzw. Erdgas-Vorkommen dienen sollten. Gegenwärtig sind demnach folgende fünf Bohrlöcher die bedeutendsten der Welt: Schladebach bei Merseburg 1784 m tief, Paruschowitz bei Rybnik 2003,3, Czuchow II 2239,7, Athens VI (Kalifornien) 2315 und Mac Chance (Pennsylvanien) 2365 m. Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß dieser neueste Tiefenrekord auf sehr lange Zeit gehalten werden wird.

Der Nährwert gekochter Speisen. Es ist schon lange bekannt, daß der Nährwert der Speisen durch das Kochen beeinflußt wird. Manche Speisen werden verwertbarer durch Kochen, andere verlieren dadurch an Nährwert. Neuerdings hat nun Friedberger eigenartige Beobachtungen über den Einfluß der Kochdauer auf den Nährwert gemacht. Er ging von der Wahrnehmung aus, daß die Sättigungskraft ein und desselben Mahls in einem Gasthaus verschieden ist, je nachdem die Mahlzeit bald nach dem Kochen oder gegen Ende der Kochperiode eingenommen wurde. Es schien nicht nur der Geschmack, sondern auch der Sättigungswert, unabhängig von der Kalorienzahl, mit längerem Kochen abzunehmen. Die Speisen wurden zum Teil mehr als fünf Stunden warm gehalten. Zur Klärung dieser Fragen stellte Friedberger Fütterungsversuche an wachsenden Ratten an. Ein Teil der Tiere wurde mit einer Nahrung gefüttert, die vier Stunden länger gekocht war als die der übrigen. Es ergab sich, daß die mit der Frühmahlzeit gefütterten Tiere bedeutend schneller und stärker wuchsen als die mit übergarer Spätmahlzeit ernährten Tiere. Der Unterschied beträgt etwa das $2^1/_2$fache. Es zeigte sich die Überlegenheit des frischgekochten Essens bürgerlicher Wirtschaften vor den länger gekochten bei sonst gleicher Zusammensetzung und Kalorienzahl. Wenn auch die Übertragung der Tierversuche auf den Menschen nicht ohne weiteres möglich ist, so ist doch zu bedenken, daß die Tierversuche gerade von Beobachtungen an Menschen ausgingen, aus denen die Wenigerbekömmlichkeit der überlang gekochten Nahrung zu erkennen war. Worauf die Entwertung der Nahrung durch das lange Erhitzen eigentlich beruht, ist noch nicht erkannt. Es ergibt sich aber der Hinweis, Speisen nach Möglichkeit nicht noch stundenlang vor dem Genuß länger zu kochen, als für ihre Zubereitung eigentlich erforderlich ist. Möglicherweise genügt die Herabsetzung des Appetits, den geringeren Nährwert überlang gekochter Speisen zu erklären.

ZUM NACHDENKEN

Kreuzworträtsel.



Die Wörter bedeuten: wagerecht: 1 musikalischer Begriff, 4 Teil des Schlittens, 8 Schlingpflanze, 9 Erfrischung, 11 Stadt in Neu-Rumänien, 12 nordischer Mädchenname, 13 Fluß in Schlesien, 15 frühere Bezeichnung eines Handwerkers, 16 Schachausdruck, 18 Fürwort, 21 Düngemittel, 25 Religionsstifter, 27 Hausvorbau, 29 biblische Person, 30 Meerbusen, 31 Feigling, 32 Stadt in Westdeutschland, 33 Klebemittel, 34 Pflanze; senkrecht: 1 Vogel, 2 Stadt in Ungarn, 3 Asiate, 5 biblische Gestalt, 6 etwas Gefundenes, 7 himmlisches Wesen, 8 Erfrischung, 10 Fruchtinneres, 14 Gründer Roms, 15 Frucht, 17 Vorname einer Filmdiva, 19 asiatisches Königreich, 20 Wirtschaftsgegenstand, 21 dehnbarer Stoff, 22 Musikinstrument, 23 Maurerwerkzeug, 24 Fisch, 26 Ursprung des Lebens, 28 slawischer Tanz.

Silbenrätsel.

Aus den Silben **ar — ber — bert — burts — dem — e — e — eu — ge — im — is — ka — lam — men — nor — pa — ral — ro — sche — see — su — tag — tan — u** sind neun Wörter zu bilden. Die Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ergeben etwas Fesselndes, die Endbuchstaben, ebenfalls von oben nach unten, verraten, wodurch es häufig übermittelt wird.

1 Männlicher Vorname, 2 Baum, 3 Gebirge, 4 Erzählung von Storm, 5 festlicher Anlaß, 6 Vogel, 7 Kontinent, 8 Religion, 9 Fahrzeug.

Unendlichkeit.

Stolz auf dem Meer sie sich erheben,
Und auch in weitem Äther sie schweben.
Doch sie sich nimmer messen lassen
Mit einem Maß, das sie umfassen.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Preisaufgabe Nr. 3 in Nr. 4274: Lösung.

1. Sa5—c4!, Kc5×Td4. 2. Lc1—e3 ‡. 1. . . ., Kc5×Tb4. 2. Lc1×a3 ‡. 1. . . ., Kc5×Lc6. 2. Df8—c8 ‡. 1. . . ., b5×Sc4. 2. Td4×c4 ‡. 1. . . ., Sf7 beliebig. 2. Df8×d6 ‡.

Unser Zweizüger hat eine sehr große Anzahl unserer Leser angezogen, wie aus der Menge der Eingänge zu ersehen ist. Unter den „Lösungen" ist freilich mancher Fehlschluß. Immerhin ist die Zahl der für die Preisverteilung in Betracht kommenden Lösungen mit Angabe sämtlicher Varianten außerordentlich groß. Sehr viele richtige Ergebnisse sind darum bei der Auslosung in der Urne geblieben. Ihre Einsender müssen sich mit der Hoffnung auf einen Preis bei einer andern Schachaufgabe zufrieden geben. Die Preisträger sind: Oberlehrer A. Reißig, Thurm bei Glauchau i. Sa.; Zahnarzt Dr. Wilh. Gleich, Kaiserslautern; Alfred Kranz, Schaffhausen (Schweiz).

Wetzsteine des Geistes in Nr. 4279: Zu den unter dem „Zahlenfeld" angeführten Fragen ist folgendes zu bemerken: 1. Es sind 286 Ziffern in dem Feld. 2. 26 Striche. 3. Gar keine Buchstaben; wir wollten nur den Löser irreführen. 4. — 5. 27 Neun. 6. 33 Nullen. 7. 12 Minuten ist noch eine gute, 10 Minuten eine sehr gute Leistung bei vollständig fehlerfreier Lösung.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4279:

Mühlenbretträtsel: 1 2 3 Eck — 1 10 22 Emu — 2 5 8 Cid — 3 15 24 Kai — 4 5 6 Gig — 4 11 19 Gau — 6 14 21 Ger — 7 8 9 Ada — 7 12 16 Axt — 9 13 18 Alt — 10 11 12 Max — 13 14 15 Lea — 16 17 18 Tat — 17 20 23 Ahr — 19 20 21 Uhr — 22 23 24 Uri.

Silbenrätsel: 1 Louisdor, 2 Igel, 3 Exaudi, 4 Barbe, 5 Ecker, 6 Renette, 7 Edelstein, 8 Ikra, 9 Narwal, 10 Exodus, 11 Narzisse, 12 Fohi, 13 Renovation, 14 Ebene, 15 Uran, 16 Neubukow, 17 Delphi, 18 Vorsicht 19 Extuberanz. — Lieber einen Freund verlieren als einen Witz!

Magisches Quadrat: Dame, Aron, Most, Ente.

Welt des Genießens: Tafel.

Kammrätsel: Rücken: Minneapolis; Zinken: 1 Malaga, 2 Neapel, 3 Elbing, 4 Pilsen, 5 Leiden, 6 Samara.

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2 Salome, 4 Solon, 5 Range, 7 Kilo, 9 Niere, 11 Osaka, 13 Nomade, 15 Romanze, 17 Reseda, 19 Modena, 21 Methode, 23 Onkel, 25 Made, 26 Lea, 28 Keller, 29 Demeter; senkrecht: 1 Solo, 2 Salon, 3 Meran, 4 Solo, 6 Genie, 7 Kimono, 8 Elsa, 10 Repunze, 11 Ode, 12 Karo, 14 Matrose, 16 Mansarde, 17 Region, 18 Dame, 19 Mode, 20 Najade, 22 Thorax, 24 Kelle, 25 Maler, 27 Ade, 28 Kelter, 30 Menü.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel: beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG

VERLAG  J. J. WEBER  LEIPZIG

NR. 4281. 168. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 31. MÄRZ 1927

REISE- UND BÄDERANZEIGER

Die Reihenfolge gibt keinerlei Anhalt über Rang oder Größe. ★ Fortsetzung auf nächster Seite.

KUR- UND MINERALBÄDER

Bad Elster

Moor, Stahl, Kohlensäure, Radium-Bäder, Trinkkuren. Das ganze Jahr geöffnet.

Staatliches Kurhaus-Hotel. 100 Betten. Zentralheizung.

Palast-Hotel Wettiner Hof Führendes Haus allerersten Ranges. Pension von Mk 9.— an.

Kur-Pension Sachsenhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Hotel Reichsverweser. Zentralheizung. Jahresbetrieb.

Kurländerhaus. Ganzjährig geöffnet.

Hotel zur Post. Sonnige Lage. Großer Park. Liegewiesen. Vorzügliche Verpflegung.

Baden-Baden

Hotel Atlantic. Gegenüber dem Kurhaus und Theater.

Hotel Augustabad. Gutbürgerliches Haus.

Hotel Badischer Hof. Das führende Bade- und Kurhotel. Eig. Thermalquellen. Großer Park.

Hotel Darmstädter Hof. Bek. gute Verpflegung, diäte Küche.

Hotel Drei Könige. Familienhotel mit jedem modernen Komf.

Kurhotel Früh. Das erstklassige u. moderne Höhenhotel.

Hotel Café Gretel. Feinbürgerl. Haus. Vorzügliche Verpflegung.

Holland Hotel. Das erstklassige Familienhotel. Jahresbetrieb.

Pension Luisenhöhe. Großes Haus in schönster Lage.

Hotel Messmer. Haus ersten Ranges gegenüber dem Kurhaus.

Hotel Müller. Nächst Kurhaus. Fließ. Wasser in den Zimmern.

Hotel Regina. Vornehmes Familienhotel mit fließ. Wasser.

Hotel-Restaurant Schweizerhof. Gutbürgerliches Haus.

Hotel Terminus. Am Bahnhof links. Zimmer mit fließ. Wasser.

Hotel Stadt Straßburg und der Quellenhof. Alle modern. Einrichtung. Terrassen. Groß. Park.

St. Blasien

800 m ü. d. M. Klimatischer Jahreskurort. Auskünfte erteilt Städtische Kurverwaltung.

Hotel Hirschen. Gutbürgerliches Haus. Anerkannt gute Küche.

Donaueschingen

Solbad und Höhenluftkurort.

Freudenstadt

im Schwarzwald.

Hotel Adler. Vorzügliche Verpflegung. Zimmer m. fließ. Wasser.

Wald- u. Kurhotel Stokinger. Feinbürgerliches Haus. Prächtig am Hochwald gelegen.

Schwarzwald-Hotel Waldlust. Das schönstgelegene Hotel im Schwarzwald. Vorzügl. Verpfleg.

Konditorei u. Café Sackmann. Eigene Konditorei. Im Zentrum des Kurlebens.

Herrenalb

Kurhotel Sonne. Bekannt für Küche und Keller.

Posthotel. Haus I. Ranges. Großer schattiger Garten.

Bad Homburg v. d. H.

Villa Meteor. Familien- und Kurpension. Gute Verpflegung.

Kissingen

Villa Elsa. Gut empfohlenes Familienhaus. Zentralheizung.

Bad Lausick hilft Dir

gegen Gicht, Rheuma, Ischias, Nerven-, Herz-, Frauenleiden. Luftkurort. Eisentrinkkuren. Jahresbetrieb.

Bad-Nauheim

Eleonoren-Hospiz. Vornehmes Familienh. Das ganze Jahr geöff.

Bad Reichenhall

Hotel Vötterl. Großgmain. Bevorzugte Höhenlage.

Bad Salzuflen

Hotel Fürstenhof A.-G. Haus allerersten Ranges. Direkt am Kurpark.

Bad Schmiedeberg, Bez. Halle

Sanatorium Kaiserbad, Spezialanstalt für Gicht, Rheuma.

Schönwald

Hotel Villa Sommerberg. Altbekanntes Familienhotel.

Titisee

Wolfs Hotel. Erstklassiges Familienhaus. Günstige Lage.

Triberg

Schwarzwald-Hotel und Kurhaus Waldlust. Schönste, ruhigste und staubfreieste Lage.

Hotel und Pension Sonne. Das Haus der guten Küche.

Bad Warmbrunn

Hotel Preußischer Hof. Erstes und grösstes Hotel am Platze.

Wiesbaden

Eden-Hotel. Schönstes Hotel Wiesbadens. Prächtige Lage. 150 Betten.

Hotel Engl. Hess. Hof. Kochbrunnen-Badehaus. Pension von Mk. 9.— an.

Palast-Hotel. 200 Zimmer. 60 Kochbrunnenbäder. Zimmer einschließl. Thermalbäder ab M. 12.-.

Hotel Regina. Direkt am Kurhaus und Theater gelegen.

Kur-Hotel Römerbad. Kochbrunnen-Badehaus. Garagen.

Hotel und Badhaus Schwarzer Bock. 260 Betten. Fließ. Wasser.

Hotel- und Badehaus Zwei Böcke. Eigene Thermalquellen.

Bad Wildbad

430 m ü. d. M.

Weltberühmter Kur- und Badeort. (Wittenberg im Schwarzwald). Auskunft durch die Badeverwaltung.

OBERBAYERN

Berchtesgaden

mit dem Königssee. Bayrisches Hochgebirge.

Sole-Kurbad Rückert & Co. Alle med. u. elek. Bäder. Einziges Badehaus a. Platze. Fremdenzim. m. fließ. Wasser u. Zentralheizg.

Leubners Hotel. Vornehmste Hotelpension mit allem Komfort.

Gasthof Vordereck „Zum Türken". 1000 m Höhe. Zentralheizung.

Park-Hotel. Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.

Pension Hohe Warte. Gemütliches Heim. Zentralheizung.

Pension Schönfeldspitze. Idealer Erholungsaufenthalt.

Hotel Pension Bahnhof. Gegenüber Bahnhof und Hauptpost.

Garmisch-Partenkirchen

Kainzenbad. Mineralbad und Kurheim. Schwefel- und Moorbad.

Hotel Drei Mohren. Gutbürgerliches Haus in zentraler Lage.

Mittenwald

Hotel und Pension Karwendel. Vornehmes erstklassiges Haus.

Pension Hoffmann. Bestbekanntes Haus. Sehr schöne Zimmer.

Murnau

Café und Konditorei Andreas Herrschmann. Erstklass. Konditoreiwaren. Gemütl. Aufenthalt.

Prien

Bade- u. Luftkurort. Am Chiemsee. Oberbayern. Am Fuße der Alpen.

Hotel Bayrischer Hof. Bestbekanntes Haus.

Kurhotel Kampenwand. Erstes Haus, schönste Lage.

Hotel Kronprinz. Gutbürgerliches Haus. Zentralheizung.

HARZ

Alexisbad

Hotel Försterling. Erstes Haus am Platze. Sportgeräte.

Ballenstedt

Die Perle des Ostharzes. (Kügelgenstadt). Idyllische Sommerfrische. Alter berühmter Schloßgarten. Gute Bahnverbindung. Auskunft d. die Kurverwaltung.

Großer Gasthof. Altrenommiertes Haus.

Hotel Stadt Bernburg. Feinbürgerlich. Zentralheizung.

Sanatorium Dr. Rosell. In schönster Waldgebirgslage.

Hotel Dessauer Hof. Behaglich eingerichtet. Gasträume.

Blankenburg am Harz

Hotel Weißer Adler. Vornehmstes Haus am Platze.

Hotel Pension Kaiser Wilhelm. Größtes Haus am Platze.

Braunlage

Im sonnigsten Gebirgstal des Brockengebietes.

Haus Hütteberg. Pension Mk. 8—10.—. Übergangszeit: Ermäß.

Haus Dümling. Preise 8—10 Mark.

Sanatorium Dr. Vogeler. Diätkuren. Moorbäder.

Hotel zum Achtermann. Haus ersten Ranges.

Brauner Hirsch — Berghotel. Führende Häuser, fließ. Wasser.

Clausthal-Zellerfeld

Hotel Voigtslust. Vornehmes Familienhaus i. geschützter staubfreier Lage im Wald.

Elend bei Schierke

Witte's Hotel Waldmühle. Gute Unterkunft und Verpflegung.

Gernrode (Harz)

Klimatischer Kurort in prachtvoller Lage in 280—300 m ü. d. M. Auskunft durch den Magistrat.

Hotel brauner Hirsch. Haus ersten Ranges. Eig. Landwirtsch.

Ottobad „Das Seebad i. Harz". Einziges Mineralfreischwimmbad in Deutschland. Eigener Restaurationsbetrieb.

Hahnenklee

Herrlicher Kurort im Oberharz. 600 m. Ständige Autoverbindung, mit D Zug Station Goslar. Prospekt durch die Kurverwaltung.

Sanatorium Hahnenklee. Für Nerven- und innere Krankheiten.

Hotel und Kurhaus. Hotel I. Ranges. Neuester Komfort.

Villa Marie. Altbekannt ruhiges, vornehmes Pensionshaus.

Bad Harzburg

Kurverwaltung. Gebirgsluftkurort und Solbad, mit Kochsalztrinkquelle „Krodo". Idealer Wochenendplatz. Für Nerven- u. Stoffwechselkranke.

Palast-Hotel Kaiserhof. Fließendes Wasser. Appartements.

Hotel Südekum. Ganzjährig. Jeglicher Komfort.

Haus Schlemm. Fließendes Wasser. Privatbäder.

Bodes Hotel. Fließendes Wasser. Haus ersten Ranges.

Hotel Radau. Mit allem Komfort.

Kurhotel Juliushall. Nächst den Bädern, inmitten großen Parkes.

Hotel Viktoria. Zimmer mit Bad und fließendem Wasser.

Luftkurort Lautenthal

Im schönsten Teil des Oberharzes. Große sonnige Liegewiese. (Sol- und Fichtennadelbad.)

Bad Lauterberg

Hotel und Pensionshaus Wiesenbekerteich. Ruhige ideale Lage. Großer Gebirgssee.

Bad Sachsa

Kurverwaltung. Glanzpunkt des Südharzes. Sommerfrische und klimatischer Kurort, Wintersport und Winterkurort.

Berghotel Ravensberg. Pensionshaus mitten im Walde.

Hotel Ratskeller. Alte deutsche Zimmer. Gute u. reichl. Verpfl.

Hotel Schröder. Gutbürgerliches Haus. Das ganze Jahr geöffnet.

Kurcafé u. Konditorei. Einziges Café am Platze mit groß. Garten.

Schierke

Hotel Fürst zu Stolberg. Zimmer mit voller bester Verpflegung Mk. 9.—. Eigentümer Georg Schwarz.

Hotel Waldfrieden. Fließendes Wasser.

Pension Assmann. Zentralheizg.

Hoppes Hotel und Pension. Das Heim der gutbürgerl. Gesellsch.

Suderode

Grauns Hotel und Pension. Altbekannt gutbürgerliches Haus.

Kurhaus Suderode. Vornehmes bestempfohlenes Haus. Pension nach Vereinbarung.

Torfhaus (Oberharz)

Hotel Wendt u. Wulferts Hotel. Idealer Wintersportplatz. Beste Unterkunft und Verpflegung.

Wernigerode

Kurhotel Lindenberg. Beste staubfreie Lage am Walde.

Hotel Weißer Hirsch am Markt. Erstes u. ältestes Haus am Platze.

ERZGEBIRGE

Dresden

Hotel Trompeterschlößchen. Mittelpunkt d. Altstadt. Bekannte historische Sehenswürdigkeiten.

Hotel Stadt Weimar am Zentral-Theater. Ruhigste Lage des Zentrums. Küche von Ruf.

Weißer Hirsch b. Dresden

beliebtest. klimatischer Kurort Sachsens. Jahresbetrieb. Wintersport.

Oberbärenburg

Berghotel und Kurhaus Friedrichshöhe.

Kipsdorf (Osterzgebirge)

Hotel Fürstenhof, fließ. Wasser.

Hotel Halali. Zentralheizung.

Oberwiesenthal

Café und Restaurant Friedrich. Gute Fremdenzimmer.

THÜRINGEN

Oberhof i. Th.

800—1000 m ü. d. M., bedeutender Höhenluftkurort und Wintersportplatz.

Wünschers Parkhotel, herrliche Südlage am Hochwald.

Parkhotel Sanssouci, erstklass. Jahresbetrieb.

Schloß-Hotel, erstklass. Jahresbetrieb.

Haus in der Sonne, Zentralheizung. fließendes Wasser.

Hotel Blum, rituelles Haus. Tel. 14

RIESENGEBIRGE

Brückenberg

Kurverwaltung. 800—1250 m ü. M. Höchstgelegener Wintersportplatz Preußens.

Hotel Waldhaus Weimar. 35 neuzeitliche Zimmer.

Hotel Franzenshöh, schöne Aussicht, mäßige Preise.

Hotel Sanssouci, solides Haus ersten Ranges.

Berghotel Teichmannsbaude A. G., das führende Hotel des Riesengebirges.

Hotel Germania, 100 moderne Zimmer.

Pension Villa Most. Schöne staubfreie Lage, großer Garten.

Schweizerhaus. Bestempfohlenes Haus. Zentralheizung.

Pension Brunhilde. Bestempf. Haus. Direkt im Walde.

Pension Hubertus. Bestempf. Haus. Direkt am Walde.

Hermsdorf (Kynast)

Tietzes Hotel, gut bürgerlich, zentrale Gebirgslage.

Krummhübel

Hotel-Pension Preussischer Hof, altrenommiertes Haus.

Weidmannsheil, Haus ersten Ranges, im eigenen Park und Wald gelegen.

Dreihaupt's Hotel an der Hauptsportbahn gelegen.

Pension und Konditorei Concordia. Zentral gelegen.

Schreiberhau

Riesengebirge, 500—900 m ü. d. M.

Sanatorium Hochstein. Individuelle klinische Behandlung. Das ganze Jahr geöffnet.

Haus Vierlinden. Am Kurpark, schönste Lage.

Hotel Josephinenhütte. Treffpunkt der vornehmen Welt.

Hotel Marienthal, gutbürgerl. Haus, neue Bewirtschaftung.

Lucasmühle, altschles. Gaststätte, sehenswerte Bauart.

Hotel u. Pension Lindenhof, jeder Komfort, 10 Autohallen. Altbek. besteingerich. Waldhotel.

Dr. Haedickes Sanatorium Kurpark. Heilanstalt für innerliche Krankheiten.

Hotel zum Zackenfall. Gutbürgerliches Haus. Altdeutsche Bierstube. Zackenfall-Lichtspiele.

Seidorf (Riesengebirge)

Hotel und Pension Hainbergshöh. Im eigenen Wald gelegen.

Hirschberg (Schlesien)

Hotel der braune Hirsch, im Zentrum gelegen, mit allem Komf.

SEEBÄDER

Ostseebad Graal

Hotel und Fremdenheim Haus Grahl. Bestempfohlene Häuser.

Warnemünde

Hotel Pavillon. Volle Pension Mk. 9.50. Badegelegenheit vom Hotel aus.

Stralendorfs Hotel. Direkt am Meer und der Strandpromenade gelegen. Winter geöffnet.

TSCHECHO-SLOVAKEI

Franzensbad

Das erste Moorbad der Welt. Auskunft über Kuraufenthalt durch die Kurverwaltung. Badeeröffnung 18. April.

Hotel Belvedere-Bellevue. Modernes vornehmes Familienhaus.

Hotel Königsvilla. Modernster Hotelbau. 120 Zimmer.

Hotel Post. I. Ranges. Zentral gelegen. Zentralheizung.

Savoy-Hotel, St. Leipzig. Gegenüber dem Kurpark. Pension von 50 Kr. aufwärts.

Spiegl's Hotel Atlantis. Restaurant rituell. Garagen. Fernsprecher 114.

Karlsbad

Hotel Imperial. Das führende Etablissement am Platze.

Hotel Kroh. Haus I. Ranges. Neben dem Kurhaus und Quellen.

Marienbad

Palast-Hotel Fürstenhof.

Hotel New York. Fließ. Wasser.

Hotel Stern. Erstklassiges Haus. Bekanntes vorzüglich. Restaurant.

Höhencafé und Hotel Rübezahl. Großes Café. Herrl. Höhenl.

Grand-Hotel Klinger. An der Hauptpromenade mit den dazu gehörigen Häusern: **Schloß Miramare und Helvetia.**

Etablissement Bellevue. Bekanntes Café-Restaurant.

Hotel Weimar. Besitzer J. Hammerschmidt.

Hotel Leipzig. Fließendes Warm- und Kaltwasser. Zentralheizung.

Hotel Egerländer. I. Ranges. Bäder und fließendes Wasser.

Hotel Esplanade. Führendes Haus. Alle Zimmer fließendes Wasser.

Hotel Wagner. Bestbekanntes Haus. Fließendes Wasser.

ÖSTERREICH

Bad Gastein

Hotel Straubinger u. Austria. 220 Zimmer. Thermalbäder.

Grand-Hotel „GasteinerHof". I. Ranges. Thermalbäder. Café.

Kurhaus Villa Regina. Thermalbäder. Fließendes Wasser.

Kurhaus-Café „Sponfeldner". Am Wasserfall.

Hotel Savoy. Ganzjährig. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Parkhotel Bellevue, vornehm, ganzjährig. Zentralheizung.

Hotel Mozart, jeder Komfort. Jahresbetrieb. Zentralheizung.

Pörtschach am Wörthersee

Europas wärmstes Alpenseebad und klimatischer Kurort. Auskünfte durch die Kurkommission.

Innsbruck

Hotel „Goldene Sonne". Jeder Komfort.

SCHWEIZ

Adelboden

Kulm-Hotel (Kurhaus). Familienhotel I. Ranges.

Arosa

Hotel des Alpes. Altbekanntes Familienhaus.

Sanatorium Villa Dr. Herwig. Für Leichtlungenkranke.

Grand Hotel Arosa. Sanatorium für Mittelstand.

Hotel Arosa-Kulm. Fließendes Wasser. Bäder. Tennisplatz.

Hotel Bellevue. Bestempfohlen. Ideale Lage.

Kurhaus Surley. Idealer Aufenth.

Hotel Seehof. Bestbekanntes Familien- und Sporthotel.

Hotel-Pension Hof. Erstes vorzügl. gelegenes Ferienhaus. Beste Verpflegung.

Sporthotel Valsana. Haus I. Ranges. Moderner Komfort.

Eden-Hotel. Erstklassiger Jahresbetrieb. Orchester.

Basel

Grand Hotel Victoria und National. Zimmer von Frs. 6.— an. Fließendes Wasser.

Grand Hotel und Hotel Euler. Familienhotel I. Ranges. Fließendes Wasser.

Hotel Kraft am Rhein. Moderner Komfort.

Hotel-Metropole-Monopole. Feinbürgerl. Haus. Prima Küche.

Hotel Schweizerhof. Führendes Haus I. Ranges.

Hotel St. Gotthard-Terminus. Modernes Haus II. Ranges.

Hotel Royal. Familienhaus I. Ranges. Zimmer mit Bad.

Savoy-Hotel mit Universe. Haus I. Ranges. Aller neuzeitlicher Komfort.

Brunnen

Hotel und Pension Hirschen, Direkt am See. Neu renoviert.

Chur

Hotel Steinbock. Das ganze Jahr geöffnet.

Davos

Hotel Kurhaus Davos. 250 Betten. 100 Südzimmer.

Hotel Pension Eisenlohr. Pensionspreis von Frs. 12.— an.

Park-Sanatorium. Eigener Kurpark und Wald.

Sport-Hotel Rhätia. Neuester Komfort.

Neues Sanatorium. Für Tuberkulose.

Sans-Souci. Fließendes Wasser. Südzimmer.

Stolzenfels. Pension erst. Ranges. Längste Sonnenscheindauer.

Engelberg

Hotel Hess. 130 Betten. Bekannt für vorzügliche Küche.

Hotel Belvedere-Edelweiss. Vorzügliche Verpflegung.

Interlaken

Hotel Beau-Rivage. Letzter Komfort. Ruhige, schöne Lage.

Hotel Schweizer Hof, Bestbekanntes deutsches Familienhotel.

Hotel Weißes Kreuz. Altbekanntes von Deutschen bevorzugtes Familienhotel.

Lausanne

Palace-Beau Site, Familienhotel allerersten Ranges. Im Zentrum.

Beau-Rivage Palace-Hotel. In seinem herrl. Park am See.

Lausanne-Ouchy

Beau-Rivage Palace-Hotel. Idealer Aufenthalt.

Savoy-Hotel. Ganz erstklassiges Familienhaus. Groß. Park am See.

Locarno

(Lago Maggiore, Schweiz).

Hotel Esplanade. Sitz der Deutschen Delegation der Konferenz.

Grand Hotel Palace. Erstes u. grösstes Haus mit allem Komfort.

Parkhotel. Beste Südlage. Das ganze Jahr geöffnet.

Hotel Reber. Einziges Haus in grossem Park am See.

Hotel Regina. Schönste Lage direkt am See.

Hotel Metropol. Mittlere Preislage. Moderner Komfort.

Lugano

Adler-Hotel u. Erika-Schweizerhof. Fließendes Wasser.

Cademario-Kurhaus. Nach Lahmann. Jahresbetrieb.

Sanatorium Monte Brè. (System Dr. Lahmann). Jahresbetrieb.

Grand Hotel Splendide. Am See. Das ganze Jahr offen.

Hotel Fédéral. Fließendes Wasser. Bäder.

Continental-Hotel. Erhöhte Lage. Freie Rundsicht.

Hotel Gerber. Ruhige Lage. Garten. 50 Betten.

Hotel Meister. Ruhige Lage. Fließendes Wasser.

Hotel Esplanade-Ceresio. Schönste Lage.

Hotel du Lac Seehof. Direkt am See.

Hotel Walter. Am See. Komfortabel.

Hotel Weißes Kreuz. Neubau. 100 Betten. Aussichtsreiche Lage. Aller Komfort. Mäßige Preise.

Grand- und Palasthotel allerersten Ranges.

Hotel Pension Zweifel am Bahnh.

Park Hotel am See, erstklassig, das ganze Jahr geöffnet. Prosp. durch Ad. Zähringer & Sohn. **Besitzer.**

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4281. 168. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Reichsmark vierteljährlich bezw. 4.50 Reichsmark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Reichsmark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 31. März 1927.

Fortsetzung von vorhergehender Seite.

Hotel St. Gotthard-Terminus Bestbekanntes Fam. u. Pass. Hotel.

Hotel Washington. Nahe dem Bahnhof. Herrliche Aussicht.

Hotel Pension Boldt. Bekannt für prima Küche.

Hotel Pension Minerva. Neu renoviert. Prima Küche.

Grand-Hotel Metropole. Haus I. Ranges. Schöne Lage. Großer Garten.

Grand- und Palace-Hotel. Das Familienhotel allerersten Ranges. Im eigenen großen Park.

Lugano-Gastagnola

Schloßhotel Riviera. Sonnige und prachtvolle Lage. Vorzügl. Küche.

Luzern

Hotel St. Gotthard-Terminus. Privatbad, fließendes Wasser.

Hotel Beau-Rivage. I. Ranges am See. Fließendes Wasser in allen Zimmern. Prima Küche.

Montreux

Hotel de Londres. Beliebter Familienaufenthalt für Deutsche.

Montreux-Glion

Hotel Viktoria. Anerkannt vorzügl. Küche.

Grand-Hotel et Righi Vaudvis. Familienhotel I. Ranges.

Parkhotel. Erstklassiges Familienhotel. Vorzügliche Küche.

Montreux-Territet

Hotel Bristol. Herrlich am See gelegen. Moderner Komfort.

St. Moritz

Hotel Stefanie. Vollständ. renov. Behagl. Familienh. Mäß. Preise.

Hotel Caspar Badrutt. Vornehmes Haus.

Hotel Colonder. Schöne Lage.

Savoy-Hotel. Das moderne mittelgroße Familienhotel.

Pontresina

Hotel Schweizerhof. Sommer- und Winterbetrieb.

Rosatsch Hotel. Modern eingerichtetes Haus.

Palace-Hotel. Inmitten einer Hochalpenwelt. Freie sonn. Lage.

Tarasp-Vulpera Engadin.

Das bedeutendste Bad der Schweiz. 1250 m ü. d. M. Weltbekannte Mineralquellen mit Engadiner Höhenluft und Sonne.

ITALIEN

Abbazia

Winterkurort ersten Ranges. Vorzügliche klimatische Lage. Hotels ganzjährig geöffnet.

Hotel Quisisana. Hotel Eden. Moderner Komfort. Zimmer mit fließendem Wasser.

Palast-Hotel. Feinste Wiener Küche.

Hotel Auguszt. Wiener Küche.

Pension Lederer, gutbürgerliche Pension am Kurpark.

Hotel Continental e Marino. Aller Komfort.

Kurhaus Dr. Mahler. Sonnen- und Sportanstalt. Ganzjährig geöffnet.

Hotel Atlantica und Hotel Esplanade. Moderner Komfort. Fließend. Wasser. Wiener Küche.

Bordighera

Grand-Hotel Cap-Ampeglio. Erstklassig. Moderner Komfort. Herrliche Lage.

Hotel Royal. I. Ranges. Herrliche Lage. Moderner Komfort. Mäßige Preise.

Hotel Continental. Erstklassiges Familienhaus. Mäßige Preise. Vorzügliche Küche.

Hotel Miramare, Hotel Esperia. Beide Hotels in herrlicher Lage. Mäßige Preise. Warm- und Kaltwasser.

Hotel Belvedere-Lombardi. I. Ranges. Herrliche Aussicht auf das Meer. Wundervoller Park.

Laurana bei Abbazia

Iris. Neu eingerichtet. Fließendes Wasser.

Hotel Pension Vittoria. Prachtvolle Lage. Vorzügl. Wiener Küche.

Grand-Hotel Laurana. Vornehm. Ruhig. Direkt am Meer.

Gardone-Riviera

Gardasee

Grand-Hotel. Haus ersten Ranges. Direkt am See.

Gries bei Bozen.

Hotel Badl. Eigenbauweine. Fließendes Wasser.

Pension Astoria. Familienhaus in herrlicher Lage mit Park.

Hotel und Pension Austria. I. Ranges. Moderner Komfort.

Sanatorium Grieserhof. Jahresbetrieb. Erholungsbedürftige und Augenkranke.

Pension Quisisana. Pension von 35 L. an. Herrlich gelegen.

Savoy-Hotel. Haus ersten Ranges. Pension von Mk. 7—10.

Karersee

Karersee-Hotel. 1700 m Dolomiten. Erstklassiges Familienhotel in idealer herrlicher Lage. 400 Betten. Zimmer mit Privatbad.

Hotel Latemar. In schönster waldreicher Lage. Mod. Komfort.

Nervi bei Genua

Hotel Pension Bonera. Erstklassiges Deutsches Haus.

Malcesine

Hotel Italia. Bäder. Fließendes Wasser.

Grand Hotel Malcesine. Ruhige Lage.

Mendel bei Bozen

1400 m ü. d. M.

Hotel Kalterer Hof. Herrlichster Blick auf die Dolomiten.

Meran

Pension Aders. Familienhaus ersten Ranges. Mit grossem Park.

Bavaria-Hotel. In großem Palmengarten. Fließendes Wasser.

Hotel Bristol. Erstkl. Familienhotel. Pension 80—90 Lire.

Hotel Frau Emma. Deutsches Haus von Weltruf.

Grand-Hotel Esplanade. Im Mittelpunkt des Meraner Kurlebens.

Hotel Finstermünz. Vornehmes Familienhaus.

Gilmhof. Zentralheizung. Fließendes Wasser.

Pension Hampl. Altrenommiert.

Pension Helvetia. Gutbürgerl. Haus. Mässige Preise.

Sanatorium Hungaria. Für Tuberkulose. Therapie.

Schloß Labers. Schloßhotel am Walde.

Hotel Maendl. Herrliche Lage. Alle Zimmer mit Balkon.

Sanatorium Martinsbrunn. Moderne Heilbehelfe. Großer Park.

Hotel Meraner Hof. Beste Lage. Mod. Komfort. Mäss. Preise.

Park-Hotel. Das ruhige vornehme Haus mit 180 Betten.

Hotel Ritz und Pension. Fließendes Wasser.

Savoy-Hotel. Erstkl. Schweizer Hotel an der Promenade.

Hotel und Pension Windsor. I. Ranges.

Sanatorium u. Diätkuranstalt „Stefani". Alle mod. Kurmittel. Dr. Binder.

Hotel Regina. Behagl. Familienh. m. fließ. Wasser in den Zimmern.

Meran-Obermais

Kurhaus Waldpark. Für innere Krankheiten.

Riva

die Perle des Gardasee. Bade-Saison Mai – Oktober.

Hotel Bellevue. Erstkl. Familienhotel mit jedem mod. Komfort.

See- u. Parkhotel. Angenehmster, beliebtester Aufenthalt.

Hainzls Hotel Seevilla. Altbekannte Familienpension.

Hotel Central. Grosses Kaffee-Restaurant. Garagen.

Grand-Hotel Riva. Das moderne Haus am Platze.

Stresa

Grand Hotel et des Iles Borromees. Luxus. Haus direkt am See. Mittelpunkt der Eleganz und Sportwelt.

Lido-Venedig

Der schönste Strand der Welt!

Hotel Eden, einziges deutsches Familien-Hotel. Fließ. Wasser.

Excelsior Palace-Hotel. Luxushaus.

Grand-Hotel des Bains. Allerersten Ranges.

Grand Hotel Lido. Aussicht auf Venedig.

Hotel Villa Regina. Erstklass. Eigenheim.

Venedig

Hotel Bristol-Britania. Einziges Deutsches Haus I. Ranges.

→ In allen diesen Hotels und Pensionen liegt die Leipziger „Illustrirte Zeitung" zur Lektüre auf. ←

BADEORTE UND HEILQUELLEN DER SCHWEIZ

Kennen Sie die schweizerischen Badeorte, die mit ihrer bekannten Heilwirkung ganz aussergewöhnliche klimatische Verhältnisse verbinden?

Auskünfte und Prospekte kostenfrei bei folgenden Adressen: **Schweizerische Verkehrszentrale in Zürich oder Lausanne**
Schweizer Verkehrsbureau in Berlin NW. 7, Unter den Linden 57/58
Schweizer Verkehrsbureau in Wien, I, Schwarzenbergplatz 18
Alle Reisebureaus / Untenstehende Badeorte.

TARASP-SCHULS-VULPERA

Engadin 1250 m ü. M.

Einzige Glaubersalzquellen der Schweiz

Weltberühmte Mineralquellen in Verbindung mit Engadiner Höhenluft und Sonne. Diese in Europa einzige Kombination erklärt die glänzenden Heilerfolge bei Verdauungs-, Stoffwechsel-, Nerven- und Tropenkrankheiten usw. Sommersport: Tennis, Golf usw.

Prospekt Nr. 16 durch Badeverwaltung Kurhaus Tarasp, Verkehrsbureau Schuls und Verkehrsbureau Vulpera.

BAD SCHINZNACH

(an der Linie Zürich-Brugg-Bern)

Eine der stärksten Schwefelthermen des Kontinents

Sehr gute Heilerfolge bei Gicht, Rheumatismus, Katarrhen, Asthma, Knochen- und Gelenkerkrankungen, gewissen Wunden und Entzündungen, Diabetes, Arteriosklerose, Erkrankungen der Schleimhäute (Nase, Rachen, Kehlkopf, Bronchien), Frauenleiden, Skrofulose, Blut-, Drüsen- und Hautkrankheiten (venerische ausgeschlossen).

Tennis, Fischen, Jagen, Ausflüge. Grosser schattiger Park und Wälder. Kurorchester. Reunions.

Prospekte durch die Baddirektion.

Radio-Thermalbad

RAGAZ-PFAEFERS

Indikationen: Stoffwechsel-, Gelenk- und Muskelleiden, Nieren- und Frauenleiden. Einzel-Thermalbäder u. einzigartiges Schwimmbad, Medizinische Institute / Sport: Golf-Tennis.

Grand Hotel Quellenhof / Grand Hotel Hof Ragaz, Hotel Bad Pfaefers Kursaal.

BAD GURNIGEL

Berner Oberland. 1150 m ü. M. Autoverbindung mit Bern.

Erstklassiges Kuretablissement mit 400 Betten. Saison: Juni-Sept. 2 radioaktive Schwefelquellen. Hydro-Elektrotherapie, Inhalatorium. Diathermie. Schwed. Heilgymnastik. Terrain-Kuren. **Diät-Kuren.** Grosse Wälder m. ca. 40 km eigenen Spazierwegen. **Pensionspreis Fr. 15 bis 22. Prospekte, Auskunft durch die Direktion.**

Arsen-Eisen-Quellen

VAL SINESTRA-ENGADIN

1500 m ü. M.

Anerkannt erfolgreiche Wirkung bei Blut-, Nerven-, Stoffwechsel- u. Hautkrankheiten, Rheumatismus, Gicht, Diabetes. Trink-, Bade-, Schlamm-Kuren. Kurhaus-Eröffnung 1. Juni.

Prospekte Nr. 3 durch die Direktion Val Sinestra-Engadin.

Thermal-Kurbad BADEN bei Zürich (Schweiz)

heilt Rheumatismus, Gicht, Frauenleiden, Gelenk- u. Halskrankheiten. Sämtliche Kurmittel in den Badehotels selbst. Inhalatorium / Kursaal mit grossem Park. Täglich Konzerte / Theater / Bälle.

Prospekte durch die Kurverwaltung.

SCHWEFELBERG-BAD

1400 m ü. M. Kt. Bern.

Idealer Sommeraufenthalt inmitten Wald und Alpweiden. Nervenstärkendes Klima. Schwefelquelle. Inhalation. Diätkuren. **Indikationen:** Krankheiten der Verdauungsorgane des Stoffwechsels, Katarrhe, Rheuma, nervöse Leiden, Rekonvaleszenz. Kurarzt. Konzerte. **Pension von Fr. 9.— an.**

ALVANEUBAD-BAD Schwefelquellen

Graubünden, 950 m ü. M. in waldr. Luftkurort.
Bade-, Trink- u. Inhalations-Kuren. Sonnenbäder, Quarzlampe. Arzt.

RHEINFELDEN bei Basel

Das Solbad der deutschen Schweiz.

Die starke, 32° Sole verbunden mit Trinkkuren der Kapuzinerquelle sichern vorzügliche Heilerfolge. Prächtige Lage am Rhein.

Verlangen Sie bitte Prospekt.

BEX Solbad bei Montreux (Simplonlinie).

Prachtvolle und geschützte Lage.

Vorzügliches Klima, gleichzeitig beruhigend und stärkend. Frauen- und Kinderkrankheiten. Herzleiden. Rheumatismus, Nervenleiden, Schlaflosigkeit.

ANDEER 1000 m. Graubünden. Hotel Fravi.

Mineral- u. Moorbad. Prächtige Sommerfrische. Ideale Ruhe und Erholung. Sonne, Berge, Wald. Pensionspreise von Fr. 10.– an. Kurarzt im Hause. Prospekte gratis durch Besitzer: Fam. Fravi.

BAD FIDERIS

1091 m

Starke Eisenquelle. Grosse Heilerfolge.

Solbad BIENENBERG ob Liestal

Sol- u. Kohlensäurebäder. Prächt. Lage. Wald- u. Höhenluft. Fernsicht, Sonne, Luft, Licht, Komfort. Pensionspr. v. Fr. 8.—. Prosp. gr.

ACQUAROSSA

Hotel „Terme"

Frappante Erfolge bei: Gicht und Rheumatismus, Ischias, Exsudate des Bauch- und Brustfelles, Frauenkrankheiten.

BAD SEEWEN am Lowerzersee

BAD-HOTEL RÖSSLI. Eisenhaltige Mineralbäder — Seebäder — Exkursionsgebiet. Prospekte. Frau C. Beeler, Prop. Im Winter: Savoy Hotel, Genua Nervi.

SCHWENDIBAD (Obwalden) 1444 m ü. M.

Altbek. Höhenluftkurort. Eisen- u. Moorbäder. Vorzügl. Küche. Vorsaison bis 10. Juli. Pens.-Preis Fr. 5.50–6.50, nachher Fr. 6.50 bis 8.—. Illustr. Prosp. Bes. Familie Omlin.

LAVEY-les-BAINS

(Rhonetal)

Schwefelkochsalztherme.

Bäder — Duschen — Massage — Inhalationen — Sandbäder. Ausflugszentrum, schattige Anlagen, Tennis, Orchester.

Allgemeine Notizen.

Internationale Presseausstellung („Pressa") Köln 1928. Der Plan der Internationalen Presseausstellung Köln 1928 hat in überraschend kurzer Zeit im In- und Ausland lebhaften, zum Teil begeisterten Widerhall gefunden. Besonderes Interesse macht sich auch bei allen mit dem Pressewesen und dem Druckgewerbe zusammenhängenden Gewerbezweigen geltend. Zuschriften aus dem Ausland zeigen, daß man dieser internationalen Schau, von der man sich wertvolle Anregungen für die Verbesserung der technischen Verfahren und Mittel des Druckgewerbes im allgemeinen wie vor allem auch der Druckmaschinen usw. verspricht, mit großen Erwartungen entgegensieht. Besonders bemerkenswert ist auch der Nachhall, den die „Pressa" bereits in der ausländischen Presse gefunden hat. Nicht nur die großen Zeitungen aller europäischen Länder, sondern auch der wichtigsten Überseestaaten widmen der Internationalen Presseausstellung Köln 1928 lange Artikel, in denen der Gedanke der Ausstellung begrüßt und auf die politische, kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung der „Pressa" hingewiesen wird.

Gemälde aus Schmetterlingsflügeln. Ein junger englischer Künstler, Spay Atkinson, der vor kurzem seine Werke in London ausstellte, findet mit seinen Arbeiten große Bewunderung und erhält sehr hohe Preise. Atkinson ist taub. Er schafft historische Gemälde, aber nicht mit Pinsel und Farben, sondern mit Schmetterlingsflügeln, die er in allen möglichen Formen zerschneidet und als Farbflecken benutzt. Für die Darstellung der Katharina von Aragon auf einem seiner Bilder hat er nicht weniger als 2000 Schmetterlingsflügel verwandt.

Der nordatlantische Personenverkehr 1926. Die in der Atlantic Conference zusammengeschlossenen Reedereien haben im vergangenen Jahr bis zum 23. Dezember 939703 Personen zwischen den Häfen Europas einerseits und Nordamerikas andererseits in beiden Richtungen befördert. Das Ergebnis des Jahres 1925 wurde damit um 113856 übertroffen, nachdem sich der Verkehr von 1924 auf 1925 bereits um 123906 = 18 v. H. erhöht hatte. Die Gesamtzunahme von 1924 bis 1926 beträgt demnach 237762 Passagiere oder 34 v. H. Trotz dieser erheblichen Steigerung bleiben die Beförderungsziffern des letzten Jahres hinter 1913 mit mehr als 2½ Millionen Reisenden noch erheblich zurück. Bezüglich der Ver-

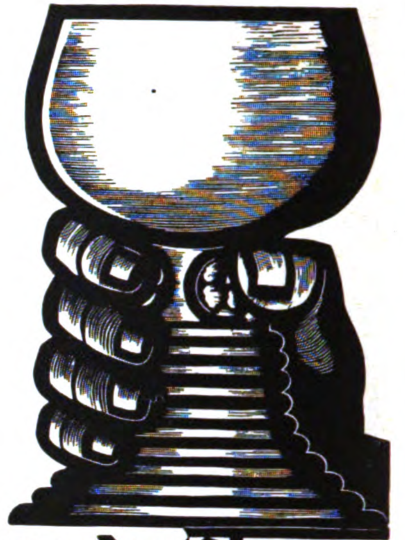
kehrsrichtung gliederte sich der Verkehr 1926 wie gewöhnlich so, daß die größere Hälfte, und zwar 582054 Personen auf den Verkehr nach Amerika entfiel. 357649 Reisende schifften sich von Nordamerika nach Europa ein. Die Dampfer der deutschen Nordatlantik-Reedereien, des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika Linie wurden — die von den United American Lines vor der Abänderung des Hapag-Harriman-Vertrages beförderten Passagiere mit eingerechnet — von 129790 Reisenden benutzt. Davon buchte der Norddeutsche Lloyd 69957, die Hamburg-Amerika Linie 59833 Personen. Der Anteil der deutschen Flagge betrug damit 13,8 v. H.

Frühjahrssaison in Wiesbaden. Mit 15000 Besuchern, die bereits für die ersten acht Wochen dieses Jahres gezählt wurden, tritt Wiesbaden in seine Vorfrühjahrssaison ein. Man ist wohl gerüstet für sie. Wenn man auch mit Recht betont, daß die vielen Bilder, die sich zu der amüsanten Frühjahrssaison vereinen, ihre Haupteffekte aus der Natur empfangen, so hat man doch auch für reichste Unterhaltung durch beste Kunst und vornehmste Vergnügungen gesorgt. Eine Maifestwoche (14./22. Mai) ist künstlerisch aufs vornehmste ausgestattet. Die lange Reihe der Kongresse werden der große deutsche Kongreß für innere Medizin und der Kongreß der Deutschen Röntgen-Gesellschaft eröffnen; damit geben die deutschen Ärzte allen Erholung und Heilung Suchenden das beste Beispiel, das besetzte Wiesbaden in seiner Schönheit und Heilkraft zu besuchen.

Für Reisen nach Italien empfiehlt sich das in Rom beheimatete Amtliche Italienische Reisebüro „Enit", das in allen größeren Städten des In- und Auslandes Nebenstellen unterhält, in Berlin NW 7, Unter den Linden 54/55. Italienreisenden stehen die „Enit"-Büros" mit Auskünften über alle Reiseangelegenheiten und mit Fahrkarten zu Originalpreisen gern zur Verfügung.

Weltreise 1928. Auf Grund des großen Anklangs, den die vor wenigen Wochen von Neuyork aus begonnene Weltreise des Luxusschiffes „Resolute" gefunden hat, wird von der Hamburg-Amerika Linie eine weitere Weltreise für das Jahr 1928 geplant, und zwar gleichfalls mit der „Resolute", die die Passagiere auch nach Djibouti, französisches Somaliland, Ostafrika, Borneo und Formosa bringen wird. Ausgehend wiederum von Neuyork wird die „Resolute" in 140 Tagen über 31000 Seemeilen durchlaufen und dabei in 30 Ländern 63 Städte berühren.

Aus tiefster Not des deutschen Winzerstandes heraus wurde im Reichstag der Plan eines Werbefeldzugs zur Hebung des Absatzes deutscher Weine geboren. Vertreter der beteiligten Behörden und der Verbände von Weinbau und Weinhandel traten zum „Reichsausschuß für Weinpropaganda" zusammen. Seine Arbeit dient der deutschen Volkswirtschaft, ist eine gemeinnützige Angelegenheit, keine Interessentenreklame.



Wißt Ihr, daß selbst ausländische Kenner dem deutschen Qualitätswein den ersten Rang unter allen Weinen der Welt einräumen?

Wißt Ihr, daß jährlich Dutzende von Millionen für fremde Weine ins Ausland fließen und dort deutschen Wohlstand vortäuschen?

Wißt Ihr, was das Wohl oder Wehe des Weinbaues mit seinen 300000 Betrieben für das besetzte Gebiet bedeutet?

Wißt Ihr, was es heißt, außer der politischen Bedrückung auch noch wirtschaftliche Not zu leiden?

Wißt Ihr, daß die englische Post auf jede Marke stempelt „Englische Waren sind die besten!", daß in Italien in jedem Eisenbahnwagen ein Plakat verlangt „Kauft italienische Erzeugnisse!"?

Jetzt wißt Ihr's! So helfet mit in Wort und Tat, des deutschen Winzers Not zu lindern und deutscher Wirtschaft zu dienen!

Trinkt deutschen Wein!

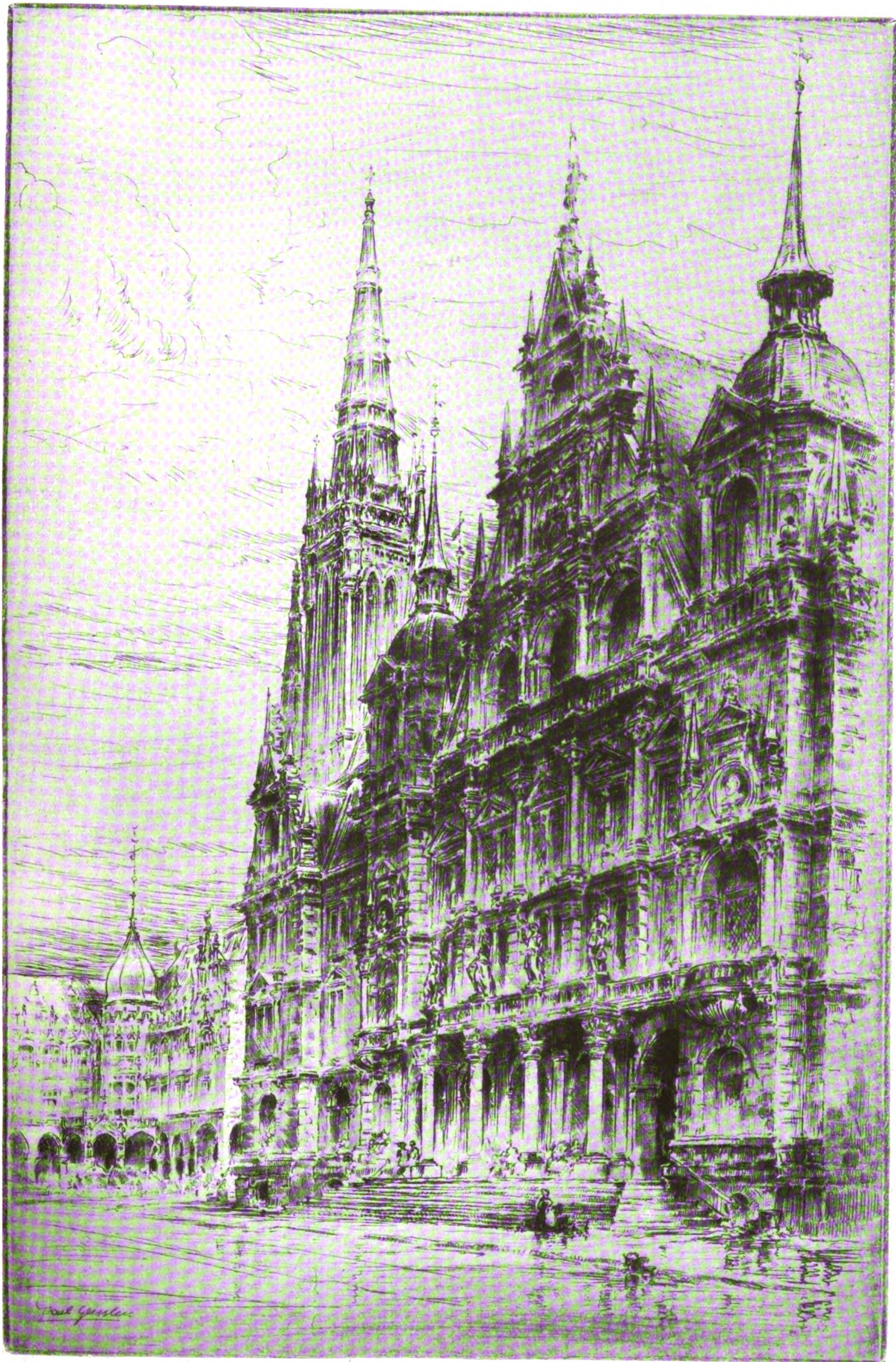
VON ERLESENEM WOHLGESCHMACK
KALT FÜR DIE KÄSESCHÜSSEL
WARM ZUR SUPPE



BAHLSENS
Käse-Waffeln

H·BAHLSENS KEKS-FABRIK A·G·HANNOVER

Illustrirte Zeitung



RATHAUS IN WIESBADEN

NACH EINER RADIERUNG VON PAUL GEISSLER AUS DEM VERLAG LUDWIG MÖLLER, LÜBECK

ALBANIEN, DER „ZANKAPFEL" ZWISCHEN ITALIEN UND JUGOSLAWIEN

VON KARL ERNST GORSKY

Albanien, ein heute noch nur halbzivilisiertes Land, zählt zweifellos zu den interessantesten Gebieten Europas. Eine Reise nach Albanien ist für den, der mit heiler Haut hinein- und herauskommt, ein wahrhaftiger Genuß, denn die Reize sowohl einer großartigen Landschaft, für die die Bezeichnung „Wildnis" nicht übertrieben ist, als auch einer ebenso urwüchsigen wie originellen Bevölkerung, die noch an der grausamen Blutrache und an anderen bei uns unbekannten Gebräuchen und Sitten festhält, lohnen reichlich alle Strapazen.

Albanien ist das typische Land der Revolutionen. Von der letzten, die mit der Vertreibung Fan Nolis und mit dem Siege des jetzigen Präsidenten Achmed-Bey Zogu am 25. Januar 1925 geendet hat, zeugen noch heute einige Spuren im Lande. An den fortwährenden Unruhen, die das Land ständig in Aufruhr versetzen, trägt einerseits die tiefe politische und namentlich religiöse Spaltung schuld — der Norden und Süden sind vorwiegend mohammedanisch, die Mitte gemischt — während andererseits die schlecht versteckten Einmengungen des Auslandes in die innerpolitischen Angelegenheiten des Landes eine wesentliche Rolle spielen. Vor allem sind es Italien und Jugoslawien, die einander entgegenarbeiten und ihre eigenen Anhänger im Lande kräftig unterstützen, die Flamme der Unzufriedenheit schüren und die Gegensätze nach Möglichkeit vertiefen, um daraus Kapital zu schlagen. Hat Albanien seine Selbständigkeit bis heute zu bewahren vermocht, so hat es dies weniger seiner eigenen Lebenskraft zu verdanken, sondern im Grunde doch nur der Eifersucht seiner beiden großen Interessenten, die einer dem andern den zwar recht mageren, aber infolge seiner beherrschenden Lage am Adriatischen Meere dennoch so heißbegehrten Brocken nicht gönnen. Es sei nur auf die Straße von Otranto und auf die heute von Jugoslawien wie seinerzeit von Österreich-Ungarn befürchtete „Verkorkung der Adria" hingewiesen. Mussolini hat sich neuerdings durch den Pakt von Tirana eine Art Protektorat in der südwestlichen Flanke Südslawiens gesichert. Dies wurde von Südslawien als Bedrohung empfunden, und der Außenminister Nintschitsch beantwortete den Vorstoß der italienischen Politik mit seinem Rücktritt. Nun hat Italien wieder eine Drohung gegen seinen Konkurrenten gerichtet, indem es sich an die englische Regierung und an die Kabinette der anderen europäischen Großmächte mit der Mitteilung wandte, auf südslawischem Gebiet würden Vorbereitungen für einen Einfall in Albanien getroffen, um dort die gegenwärtige Regierung zu stürzen, und Italien werde einem etwaigen südslawischen Einrücken nicht unbeteiligt zusehen. Damit ist dieser Konflikt der beiden Länder ins offizielle Tageslicht gerückt.

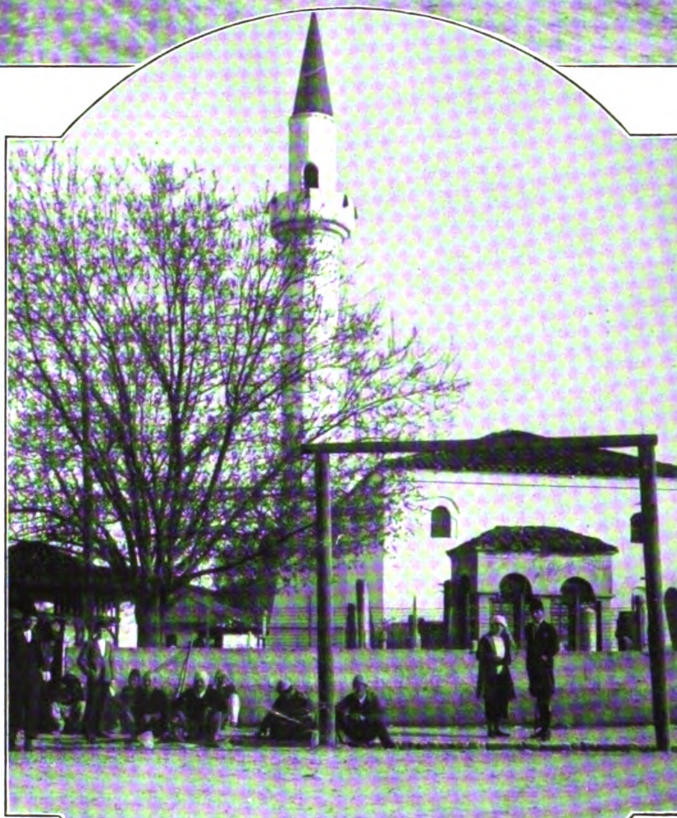
Politische Parteien in unserem Sinne kennt das Land nicht. Der politische Kampf spielt sich, im höchsten Grade beeinflußt vom religiösen Moment, eigentlich bloß zwischen der demokratischen und der kapitalistischen Richtung ab. Kommunistische Ideen sind im Lande unbekannt. Achmed-Bey Zogu, der jetzige Staatspräsident, ist der Vertreter der erwähnten kapitalistischen Richtung; derselbe, der nach seinem Siege an Stelle Skutaris, der bisherigen Hauptstadt, das nicht einmal halb so viele Einwohner zählende, schmutzige wie ungesunde Tirana zur Hauptstadt gemacht hat, wiewohl diese Rolle der nach ihrer Größe wie wirtschaftlichen Bedeutung wichtigsten Stadt Skutari zugekommen wäre.

Die Zustände in Albanien, einem Lande von der Größe etwa Belgiens mit nicht ganz 900 000 Einwohnern, sind immer noch unsicher und in mancher Hinsicht noch ungeklärt. Wurden doch selbst bis vor kurzem Geschäftsleute von einzelnen albanischen Konsulaten gewarnt, das Land zu besuchen, und aufgefordert, ihren Besuch auf einen späteren Zeitpunkt zu verlegen, bis sich die Verhältnisse geklärt hätten. Neben den politischen Wirren ist es vor allem das Räuberunwesen der Komiten, das das Land nicht zur Ruhe kommen läßt. Diese Komiten, wie die vom Raube und Morde lebenden Skipetaren genannt werden (der Albaner selbst bezeichnet sich stolz als Skipetare, während die Namen Albaner, Albanien nur vom Auslande gebraucht werden) — nicht zu verwechseln mit den serbischen Komitatschis, d. i. Freischälern — pflegen erst im Sommer aus ihren unzugänglichen Gebirgsverstecken in die Täler zu steigen, denn in den kühleren Jahreszeiten ist es ihnen für solche Ausflüge zu kalt und zu wenig lohnend, da der Reiseverkehr, eben der Witterung wegen, stockt. Das Treiben der Komiten konnte deshalb so überhandnehmen, weil dem Lande keine Machtmittel zur Verfügung stehen, die ihnen das Handwerk zu legen vermöchten; die Gendarmerie und die militärischen Kräfte sind zu schwach, von einer Autorität war infolge der ständigen Revolutionen kaum eine Spur vorhanden, und die wilden Berge gewähren nur zu gute Schlupfwinkel. Daher ist auch jeder Mann, dem man auf der Landstraße begegnet, ja, oft selbst in der Stadt, mit einem Mannlicherstutzen bewaffnet, obwohl das Waffentragen auch in Albanien offiziell nicht gestattet ist. Doch wer kümmert sich dort um ein Verbot! Wie sehr das Komitenunwesen überhandgenommen hat, beweist auch die Tatsache, daß in Montenegro bis zur albanischen Grenze jedes Postautomobil von zwei Gendarmen begleitet wird, und daß die Straßen ständig von zahlreichen Militärpatrouillen gesichert werden. Nichtsdestoweniger sind Überfälle an der Tagesordnung.

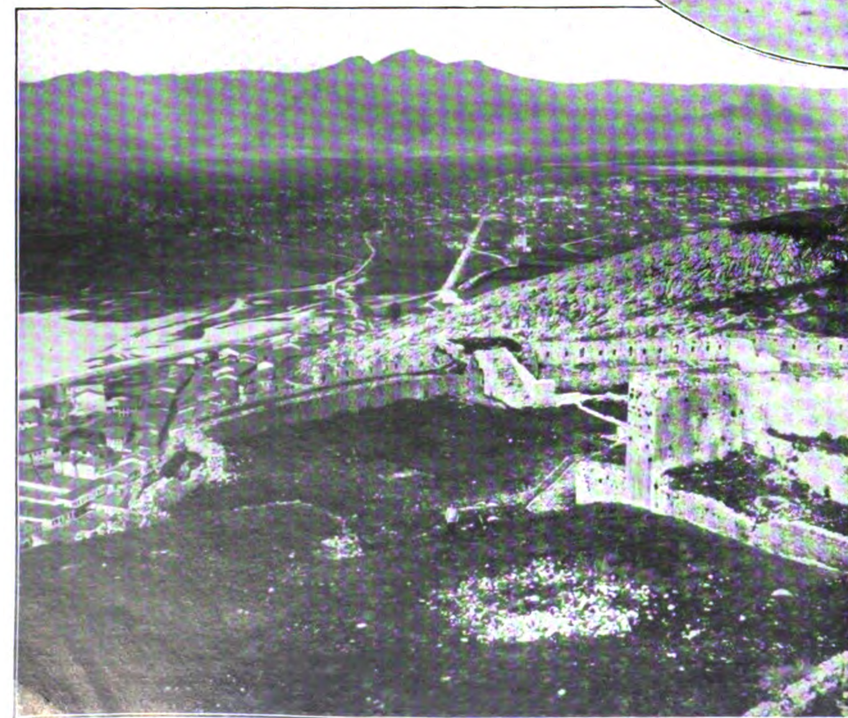
Das halbzivilisierte Volk selbst, meist Hirten und Kleinbauern, lebt in tiefster Unkenntnis der Vorgänge in der Welt. Der Umstand, daß das



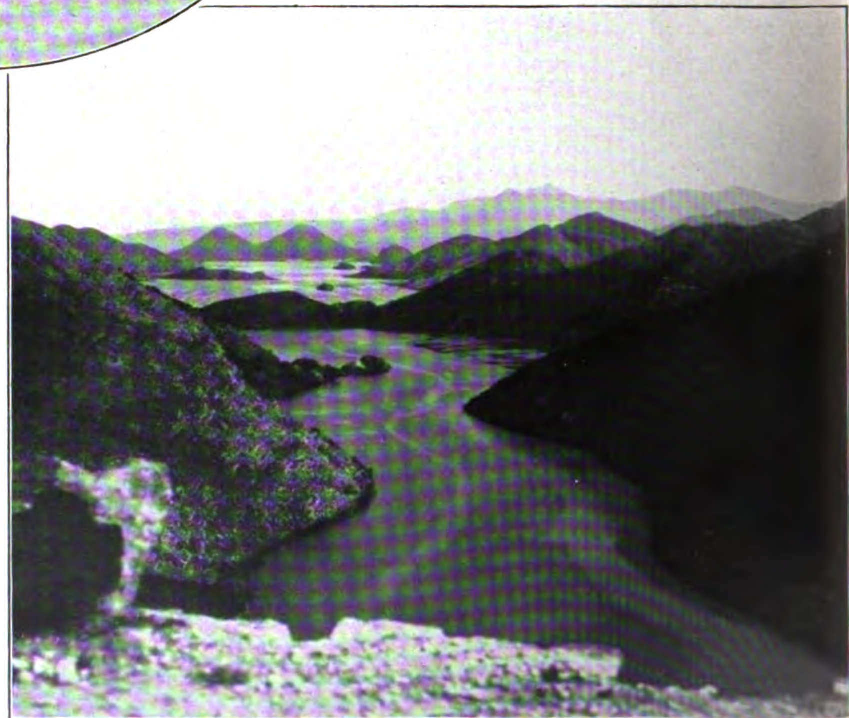
Oben: Albanische Grenzkontrolle in Kastrat an der Straße Podgorica — Skutari am Ostufer des Skutarisees.



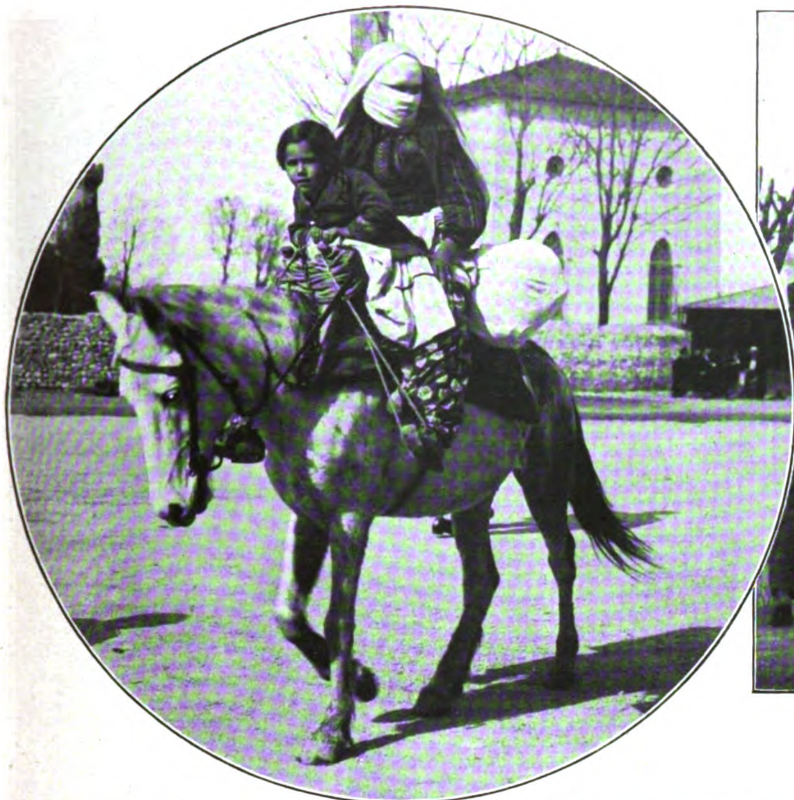
Nebenstehend: Die Paruca-Moschee in Skutari. Links: Skipetarentypen. An dem Galgen vor der Moschee wurden die letzten Gegenrevolutionäre der Januarrevolution 1925 gehenkt.



Blick auf Skutari am gleichnamigen See von der alten türkischen Festungsruine Kalaja (albanisch: Rozafat) aus.

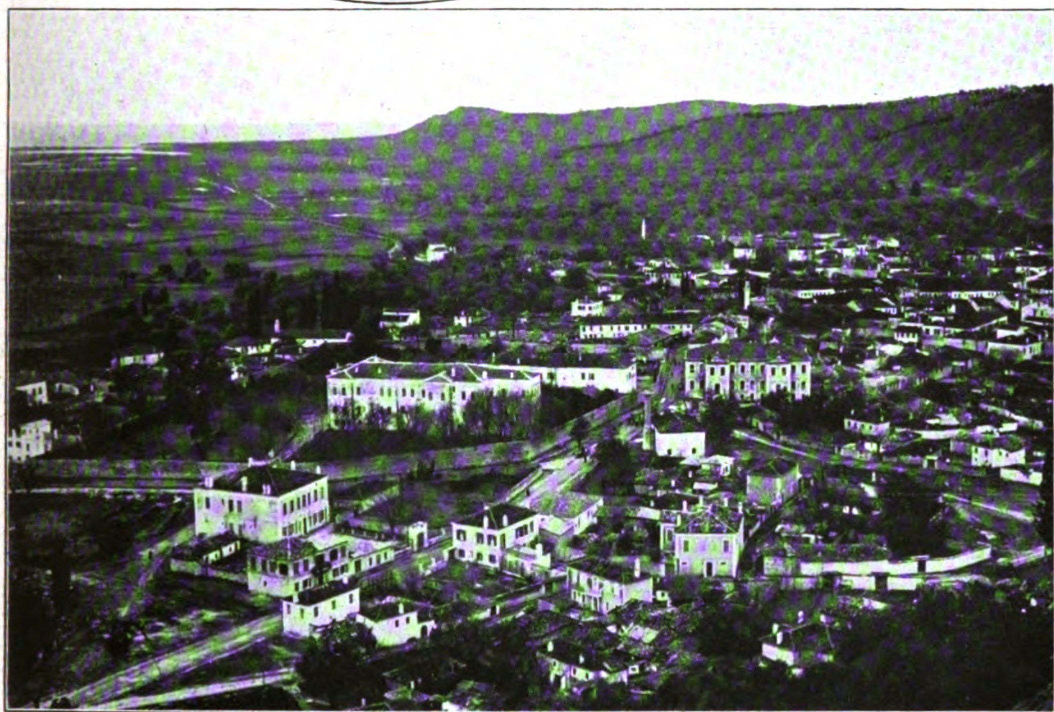


Der Skutarisee mit dem „Rjeka" genannten Ausläufer (im Vordergrund), von der Serpentinenstraße zwischen Dorf Rjeka und Podgorica aus gesehen.





Albanisches Militär in Tirana (Mittelalbanien).
Im Kreis: Mohammedanische Albanerin mit Kind auf einem Ritt durch Tirana.



Blick auf die in Südalbanien gelegene Hafenstadt Valona.
Dieser an der gleichnamigen Bucht liegende Hafenort wurde im Dezember 1914 von den Italienern besetzt, aber 1920 (ohne die Insel Saseno) wieder freigegeben. Er bildet noch heute einen wichtigen Stützpunkt der Italiener in Albanien.
Rechts nebenstehend: Staatspräsident Achmed-Bey Zogu und seine Leibgarde.







Links: Mit Schießgewehr und Regenschirm: Führer des Malissorenstammes, die bei schlechtem Wetter immer mit dem Regenschirm zu Felde ziehen. — Rechts: Straßenleben in Tirana, dem Sitz der albanischen Regierungsbehörden.

BILDER AUS ALBANIEN, EINEM WETTERWINKEL EUROPAS



Herzogin Marie José, geb. Infantin von Portugal, Witwe des im Jahre 1909 verstorbenen Herzogs Karl Theodor in Bayern, konnte am 19. März ihren 70. Geburtstag feiern.



Von der vor kurzem erfolgten Einweihung der neuen Militärschule in Teheran (Persien): Der persische Kronprinz, Riza Khans Söhnchen, bei der Besichtigung der Schule, zu deren Zöglingen er gehören wird.



Graf Limburg-Stirum, der an Stelle des wegen seines hohen Alters aus dem Amte scheidenden Barons v. Gevers zum holländischen Gesandten in Berlin ernannt wurde.

Land kein einziges Kilometer Eisenbahn und dazu ein ebenso dürftiges wie schlechtes Straßennetz besitzt und somit von der Welt mehr oder weniger abgeschnitten ist, trägt dazu in hohem Maße bei. Daher wird die Zeit der österreichischen Besetzung im Weltkriege allgemein als die segensreichste Periode des im ganzen erst dreizehn Jahre währenden Bestehens des albanischen Staates angesehen, eine Periode, deren sich jeder gern und dankbar erinnert. Nicht nur, daß die Österreicher Leben in das Land gebracht, Handel und Wandel gehoben, Straßen und Brücken gebaut haben, die noch heute zu den besten und auch einzigen des Landes gehören, sie wußten auch die Ruhe und persönliche Sicherheit allenthalben aufrechtzuerhalten. Daß dies nur mit drakonischer Strenge möglich war, ist im Hinblick auf den äußerst widerspenstigen Charakter des Volkes erklärlich, das seit jeher nie zu gehorchen oder eine Autorität ernstlich anzuerkennen gewohnt war.

Wie das ganze Land, so ist auch sein Finanzwesen noch ziemlich ungeordnet. Albanien hat keine feste Währung, im ganzen Staat gibt es keine eigentliche Bank. Als Geld sind hauptsächlich die alten österreichischen Silberkronen im Umlauf. Post-, Zoll- und Steuerämter rechnen bloß in Goldfranken, die jedoch nur eine ideelle Währung darstellen.

Um die Neuorganisierung der kleinen albanischen Heeresmacht hat sich ein früherer k. u. k. Generalstabsoberstleutnant, der ehemalige Generalstabschef des Generals Freiherr v. Trollmann, des Eroberers des Lovćen im Weltkriege, besondere Verdienste erworben. Das albanische Militär ist vorteilhaft gekleidet, die Uniformen gleichen in Schnitt und Abzeichen bis auf die Khakifarbe der alten österreichischen Felduniform, nur daß die Abzeichensterne liegend nebeneinander befestigt sind. Der militärische Grad des Generals besteht in Albanien nicht, die höchste Charge ist die des Obersten. Die Infanterie ist mit österreichischen Mannlichergewehren ausgerüstet. Die Disziplin scheint nicht gerade auf der Höhe zu sein, und die Offiziere des alten Regimes, die zum Großteil entlassen worden sind, sind auf die neuen Verhältnisse aus begreiflichen Gründen sehr schlecht zu sprechen.

Tagesgeschichte.

Die Feier des 60jährigen Jubiläums der Nationalliberalen Partei in Hannover wurde am 19. März eingeleitet durch eine Sitzung des Parteivorstandes der Deutschen Volkspartei, an die sich eine Sitzung des Zentralvorstandes anschloß. Am Abend fand dann im Kuppelsaal der Stadthalle die große Festkundgebung statt. Nach einem Orgelkonzert begrüßte Regierungsrat Hecker, der Vorsitzende der Deutschen Volkspartei des 16. Wahlkreises, die Erschienenen. Darauf hielt Reichsaußenminister Dr. Stresemann die Festrede, in der er die Entwicklungsgeschichte der Nationalliberalen Partei, als deren Erbe sich die jetzige Deutsche Volkspartei fühlt, darlegte. Am folgenden Tage brachten die in Hannover anwesenden Mitglieder der Deutschen Volkspartei dem Gründer der Nationalliberalen Partei, Rudolf v. Bennigsen, an dessen Denkmal eine Huldigung dar. Generaldirektor Dr. Albrecht, der Vertreter des Hannoverschen Wahlkreises im Reichstag, sprach die Gedenkworte. Am Nachmittag versammelten sich über 600 Parteivertreter zu einem Festmahl im Festsaal des Neuen Rathauses. Mit einem Deutschen Abend in der Ausstellungshalle fand die Feier ihren wohlgelungenen Abschluß.



Schautanzen moderner Tänze vor der Geistlichkeit und den Behörden in Wien am 22. März: Die Tänzerpaare zeigen, daß die modernen Tänze nicht unsittlich sind — wenn sie, nach Ansicht der Beurteiler, auch manchmal weniger dezent getanzt würden.

Am 21. März wurde die Fluglinie Wien-Prag-Dresden-Berlin eröffnet. Das Wiener Flugzeug traf nach einer Zwischenlandung in Dresden wohlbehalten auf dem festlich beflaggten Tempelhofer Flugfeld in Berlin ein, auf dem sich zum Empfang der österreichische Geschäftsträger Legationsrat Dr. Pacher, zahlreiche Vertreter der Reichs- und preußischen Behörden, der tschechoslowakische Geschäftsträger, der sächsische Gesandte, der Oberbürgermeister von Berlin, Dr. Boeß, der Vorsitzende der Lufthansa, Dr. v. Strauß, die Präsidenten des Aeroklubs, der Deutschen Luftschiffahrt A.-G. und der Gesellschaft für Luftschiffahrt eingefunden hatten. Ministerialrat Brandenburg begrüßte die Wiener Fluggäste, worauf Direktor Dr. Hoffmann von der Österreichischen Luftverkehrsgesellschaft dankte. Den Insassen der Berliner Gegenmaschine wurde in Wien auf dem Flugfeld Aspern ebenfalls ein freundlicher Empfang zuteil. Handelsminister Dr. Schürff sowie Vizebürgermeister Emmerling und Direktor Wagner-Jauregg von der Österreichischen Luftverkehrsgesellschaft hielten hier Willkommensansprachen. Direktor Milch von der Deutschen Flughansa und Direktor Dietz vom Wolffschen Bureau sprachen darauf ihren Dank für die herzliche Begrüßung aus.

Zwei neue deutsche Flug-Weltrekorde konnte der Pilot Schnäbele mit seinem Begleiter Loose am 21. und 22. März aufstellen. Die mit 500 kg Nutzlast beladene Junkersmaschine „J 33" blieb 22 Stunden 11 Minuten 45 Sekunden in der Luft und legte im Pendelflug zwischen Dessau und Leipzig eine Strecke von 2735 km (= Berlin—Damastus) zurück. Damit gelang es den Fliegern, den Weltrekord im Lastenstreckenflug (bisher 2300 km) und im Lastendauerflug (bisher 14 Stunden 53 Minuten) überlegen zu brechen.

Das zweite Polizeihallensportfest in Berlin, das am 20. März vom Berliner Polizeisportverein im Sportpalast veranstaltet wurde, hatte das Hauptgewicht auf Schaunummern gelegt und die rein sportlichen Wettkämpfe mehr zurückgestellt. Die guten Vorführungen auf allen Gebieten der Leibesübungen fanden starken Beifall.

Sein traditionelles Oster-Skispringen auf dem Feldberg bei Freiburg i. Br. brachte der Skiklub Schwarzwald diesmal angesichts des vorgeschrittenen Frühjahrs schon am 20. März zum Austrag. Die beste Gesamtleistung bot Walter Glaß, Klingenthal, der Skimeister Österreichs und der Schweiz, als Zweiter placierte sich der deutsche Skimeister Gustav Müller, Bayrischzell.

Im Stadtwald zu Hannover nahm am 20. März die deutsche Motorrad-Sportsaison mit dem Eilenriede-Rennen ihren Anfang. Drei Klassen des Rennens wurden zugleich als erster Meisterschaftslauf der Deutschen Motorradsportgemeinschaft gefahren. Köppen, Berlin, siegte in dem interessanten Rennen der offenen 500er Klasse.



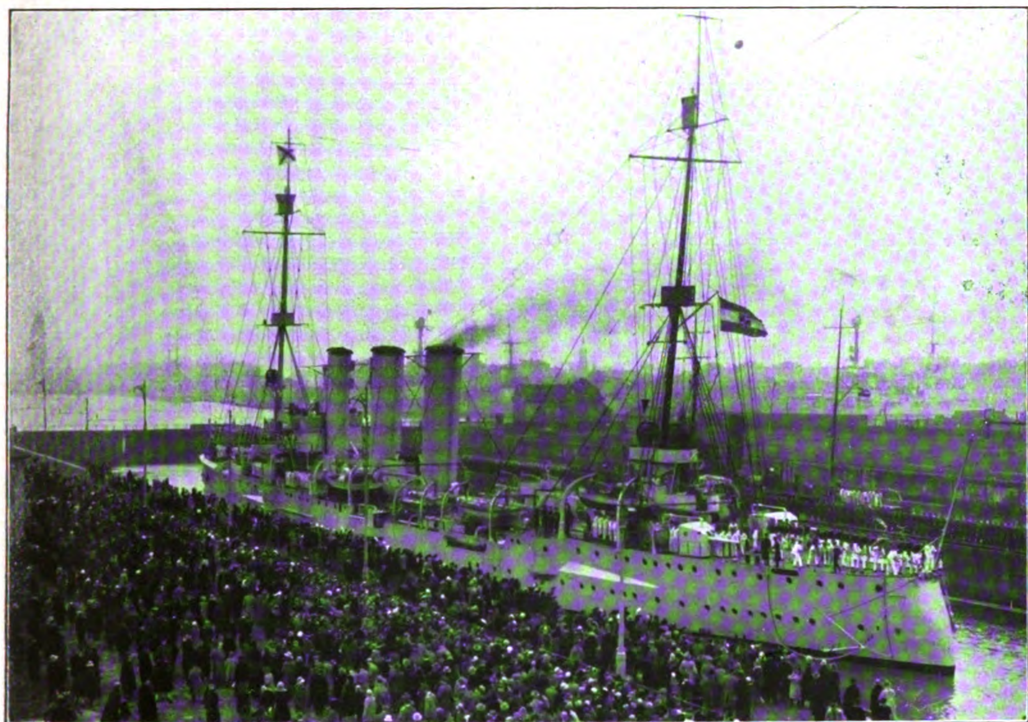
Moderne Malerei im „Salon der Humoristen" in Paris: „Die Revanche Samsons", ein Gemälde von Guillaume, das die moderne Frau darstellt, deren Locken unter den Händen des Bubenkopffriseurs fallen, während sie ganz wie ein Mann bei der Zeitungslektüre ihre Zigarette raucht.





Im Oval: Der erste Kirchenbau in Berlin nach dem Kriege: Versenkung und Einmauerung der Stiftungsurkunde bei der feierlichen Grundsteinlegung der neuen evangelischen Kirche auf dem Tempelhofer Felde am 20. März.

Rechts oben: Von der Eröffnung der Fluglinie Berlin-Dresden-Prag-Wien am 21. März: Ansprache des Ministerialrats Brandenburg (1) nach der Ankunft des ersten Flugzeugs auf dem Flughafen in Berlin. 2 Dr. Gradnauer, sächsischer Gesandter in Berlin; 3 Direktor Dr. Hoffmann von der Österreichischen Luftverkehrsgesellschaft; 4 Flugzeugführer Doldi.





Die am 19. März erfolgte Rückkehr des Kreuzers „Hamburg“ von seiner 13monatigen Weltreise: Feierlicher Empfang des Schiffes an der Schleuse in Wilhelmshaven.

Rechts: Von der 60-Jahrfeier der Nationalliberalen Partei in Hannover am 20. März: Während der Kundgebung am Rudolf-v.-Bennigsen-Denkmal; Reichstagsabgeordneter Dr. Albrecht (×) bei der Festrede, daneben Dr. Stresemann (××).



Russische Kronjuwelen unter dem Hammer: Versteigerung der von der Sowjetregierung zum Kauf angebotenen Kleinodien im Auktionslokal von Christie in London am 16. März.



Von der Beisetzung des Staatspräsidenten von Lettland, Jahnis Tschakste, in Riga am 18. März: Der Leichenzug auf dem Wege zum Grabe.







Links: König Gustav V. von Schweden als Teilnehmer an den Tennis-Meisterschaften von Südfrankreich in Nizza: König Gustav (×), der unter dem Namen „Mr. G." spielte, mit seinen Mitspielern vor der Partie. — **Im Oval:** Ein neuer deutscher Weltrekord im Lastenstreckenflug und zugleich im Lastendauerflug am 22. März: Die Piloten Schnäbele (links) und Loose nach ihrer Landung in Dessau mit den von Freunden als Zeichen der Anerkennung gestifteten Zuckertüten. — **Rechts:** Zwei deutsche Rekorde im Gewichtheben: Walter Mang vom Sportklub Roland, Hamburg, Deutscher Meister im Mittelgewicht 1921—1923, der neulich vor einer amtlichen Kommission 195,2 Pfund im Beidarmig-Drücken und 262,5 Pfund im Beidarmig-Stoßen erzielte.





Das Eilenriede-Motorradrennen in Hannover am 20. März: Beim Start zum Rennen der Klasse bis 350 ccm (20 Runden = 100 km).

Links: Vom Internationalen Oster-Skispringen auf dem Feldberg bei Freiburg i. Br. am 20. März: An der Sprungschanze während des Wettbewerbs.





Links: Aus dem vom Berliner Hunderennklub veranstalteten Eröffnungsrennen am 20. März im Stadion Berlin-Lichtenberg: Die Schäferhunde am Start. — **Rechts:** Vom Hallensportfest der Berliner Schutzpolizei im Sportpalast zu Berlin am 20. März: Altrömisches Wagenrennen — auf dem Rücken der Kameraden, eine von den Zuschauern besonders beifällig aufgenommene Schaunummer.

Die große Erwartung

Novelle von Emil Frithjof Kullberg

(2. Fortsetzung.)

Ahmling machte eine unwillige Gebärde. Ein verzweiflungsvolles Lächeln glitt über sein Gesicht. „Erwacht", sprach er und stand vom Tisch auf.

Er ging ruhig aus dem Eßsaal hinaus in den Wintergarten nebenan. Dort warf er sich in einen Korbsessel und starrte ins Leere. Ohne Gedanken, ohne Tränen, nur mit einer entsetzlichen Beklommenheit auf dem Herzen, litt er allein.

Die beiden, Lisa und Heinrich, wagten nicht, ihm zu folgen. Sie sahen einander an mit stummen Blicken.

„Was wird geschehen?" so fragten einander zwei Augenpaare.

Heinrich dachte: Nun ist wohl der Augenblick gekommen für Erklärungen, die du gern noch ein Weilchen verschoben hättest um deiner Arbeit willen.

Lisa sann: Es mußte so kommen! Endlich ist die Fessel gelöst, der lastende Bann jahrelanger Duldsamkeit gebrochen. Oh, daß ich wieder atmen kann! Alle Heimlichkeit soll ein Ende haben.

Flüsternd fragte sie Heinrich über den Tisch: „Willst du mit ihm reden? Soll ich mit ihm sprechen? Fritz tut mir leid, dennoch, es ist so, wie es ist."

In diesen Worten erhob sich für Heinrich zum erstenmal wirklich die nackte Anklage des Verrats, den er begangen hatte. Denn während er seinen Traum schuf, war er im Paradies gewesen. Nun vertrieb ihn ein böser Gedanke daraus.

Der entsetzliche Augenblick dieses plötzlichen Erwachens war der schlimmste seines Lebens geworden. Heinrich erhob sich und ging hinaus zu Fritz Ahmling.

„Willst du mich anhören?" sagte er leise, indem er sich dem Freunde gegenübersetzte. „Nur wenige Worte sind es, Fritz."

Ahmling nickte kaum mit dem Kopf. Erstarrt war das Gefühl in ihm. Wie ein Toter saß er da. Und Heinrich hatte nun schwer und mühsam Worte zu suchen, um das zu sagen, was ihm selbst unerklärlich schien.

„Armer Fritz!"

*

Als Heinrich zu Ende gesprochen hatte und seine Schuld erklärt worden war, wobei mit dem aufrichtigsten Empfinden, die volle Wahrheit zu sagen, nichts verschwiegen wurde, da konnte Ahmling nicht zornig seine Hand ausstrecken und sagen: „Geh!"

Der Arme fühlte, seine Kraft war aufgebraucht. Lose waren die Fäden seines Lebens geworden. Sein Werk war vollendet und damit die Schöpferkraft in ihm erloschen.

Aber der andere hielt das Leben, sich selbst, mit der Ahnung neuer, unentdeckter Schönheiten. Es gab eine Blume, die blühte ewig. Es lebte wie ein Wunder in ihr die stille Traumseligkeit. Wer solchen Kelch entdeckte, war der nicht vielleicht berufen, durch eine heilige Macht zu herrschen?

Ahmling war aufgestanden. Mühsam, ein gebrochener Mann, schritt er dahin, auf und ab. Endlich vor Heinrich stehen bleibend, sagte er ruhig, tiefernst und traurig:

„Lisa wird frei sein, Heinrich. Denn ich bin bald nicht mehr. Warum soll ich hadern gegen die Überzeugung? Ich kleiner Mensch bin zu arm, um mich selbst zu beklagen. Aber glücklich, Heinrich? Glücklich wirst du auch nicht werden."

Das war alles, was Ahmling entgegnete. Dann fuhr er fort:

„Wir sind treue Freunde gewesen, Heinrich. Soweit ich mich kenne, und wie ich dich erkenne, trennen sich unsere mittelbaren Beziehungen nicht durch das, was jetzt geschehen ist. Es liegt im Grunde doch ein furchtbares Mißverhältnis zwischen dem, was wahr ist, und dem, was schön ist. Aber eines von beiden soll leben in uns, um mit der Hoffnung an Unsterblichkeit heranzureichen. Nicht wahr? Neidlos will ich sehen, wie dir der Zweig gereicht wird, und dabeistehen und untergehen, wenn du wirklich von uns beiden der Größere bist.

Dem Schöpfer beuge ich mich in Demut.

Den Menschen, der mein Glück gefunden, das, was ich vorübergehend besaß, nun sein eigen nennt: Diesen Menschen hasse ich!"

Heinrich war ganz gedemütigt über die ruhige Art, in der Fritz Ahmling sprach. Niemals hatte er geglaubt, daß das möglich gewesen wäre. Auf seine Erklärungen hatte er den wildesten Ausbruch von Zorn und Haß erwartet, eine gewaltsame Herausforderung jedenfalls.

„Fritz, verfüge über mich," sprach er jetzt erschüttert, „wann soll ich dein Haus verlassen?"

„Ich möchte jegliches Aufsehen vermeiden", antwortete Ahmling. „Laß uns die wenigen Tage beisammenbleiben, Heinrich. Wenn die Aufführung vorbei ist, verreise ich. Dann hast du allen Grund, ebenfalls mein Haus aufzugeben. Laß uns Frieden halten bis dahin, Heinrich. Bitte!"

Ahmling reichte dem Freund die Hand, ehe sie auseinandergingen. Ruhig und selbstverständlich in seiner stillen, vornehmen Art geschah es.

*

Ahmling litt während der nächsten vierundzwanzig Stunden den Zweifelskampf der Seele durch, der ihn als Menschen wahrlich zum Höchsten erheben sollte. Die furchtbare Bitterkeit der ersten Enttäuschung darüber, daß Lisa Heinrichs Schaffen mit ihrer Liebe segnete, während ihm von ihrer Seite nur die allgemeine Teilnahme zuteil wurde, mit der ihn auch tausend höchst gleichgültige Menschen beglücken konnten, machte ihn tieftraurig.

Sein Unglück zu leugnen, so zu tun, als ob ihn das weiter nicht berühren konnte, das war ihm nicht möglich. Er liebte Lisa, obgleich er sein Herz gewiß manchesmal unter dem Anschein von Gleichgültigkeit verborgen hatte. Straften ihn jetzt seine Fehler, so wollte er das wieder erdulden, ohne den bitteren Zufall anzuklagen. Er selbst hatte doch Heinrich ins Haus gerufen, den Widerstrebenden einfach bestimmt, Gast bei ihnen zu sein.

Sie hatten lange genug Freundschaft miteinander gehalten, um sich zu kennen. Darüber war kein Zweifel! Und nun? Ach, wie arm ist das Leben, wenn es so plötzlich alles verlieren läßt: die Treue, den Glauben an sich selbst, an andere!

Sein Werk war vollendet. Heinrichs Schöpfung im Entstehen.

Aber sie würde, das wußte Ahmling heute schon, freier, größer sein, weil sie von jener Leidenschaft getragen wurde, die das lebendige Gefühl durchströmte.

Ach, wie bitter war es, das zu wissen!

Dagegen mochte es geben, was es wollte. Es reichte nicht hin, niemals, um ganz die erlösende Kraft zu versinnbildlichen.

Töne und Worte, wie nahe verschwistert, und doch, wie verschieden.

Während er so trostlos nachsann über Vergangenheit und Zukunft seines Lebens, hatte Ahmling sein Werk vor sich liegen.

Blatt um Blatt wendete er die Seiten der Partitur. Erschütternd deutlich wurde ihm die Gewißheit der Vollendung in der Form, die Reife der tonschöpferischen Gedanken und viele kleine ersprießliche Eigenheiten ihrer Neuart.

Nun klammerte er sich an die einzige Hoffnung des Erfolgs als das letzte seiner sterbenden Erwartungen in der Welt.

Er wollte sich selbst zum Opfer bringen. Untergehen, aber ewig leben.

Wie gerufen kam der Abschreiber ins Haus. Bis über Mitternacht hinaus arbeitete Ahmling mit ihm zusammen.

Als sie schieden und der Abschreiber das Original sorgsam verpackt davontrug, um sich am andern Morgen an die Arbeit zu begeben, es sauber nach der Niederschrift für die Aufführung ins reine zu übertragen, hatte Ahmling seinen Schmerz begraben.

Er trug nur noch die Hoffnung. Seines Schicksals letzte Stunde.

*

Heinrich war gedemütigt worden. An seinem Herzen nagte die Sorge um Ahmling.

Er sah, was Lisa nicht erkennen wollte, daß das Leben des Mannes nur einem Schatten glich. Es war quälend, von einem zum andern Tage diese entsetzliche Gleichmütigkeit im Verkehr zu ertragen, aber das Versprechen verpflichtete Heinrich, ruhig, als ob nichts vorgefallen wäre, die nächste Zeit im Hause zu bleiben. Vielleicht hatte Ahmling eine Vorstellung von der Reue, die Heinrichs Seele erschütterte. Die fliegenden Pläne, die großen Erwartungen, sein Werk auszuschöpfen, alles das sank tiefer. Es wurde das Leben irdischer fast mit dem Augenblick, da der Wahn zerrissen worden war und ein kleines nacktes Geheimnis der alltäglichen Wirklichkeit zum Vorschein kam.

In dieser Stimmung wurden die Vorbereitungen für die Privataufführung der Oper im Hause Ahmlings getroffen. Von einem Rausch der Freude konnte keine Rede sein. Heinrich hatte sich Ahmling ja schon früher zur Verfügung gestellt, einen Teil der Partitur zusammen mit ihm zu spielen. So setzten sie auch diese Vorbereitungen gemeinschaftlich fort.

Die Proben mit dem kleinen Orchester verliefen glänzend. Ebenfalls fielen die Gesangsproben zur Zufriedenheit aus.

Während dieser ganzen Zeit kam Heinrich überhaupt kaum zu einem Gedanken. Wenn er wirklich einmal sich selbst gehörte, dann erlebte er wieder diese Furcht vor der bösen Gewißheit, daß das Leben, dem er entgegenging, ein enttäuschtes werden würde.

Lisa versuchte es zwar, ihn von derlei Gedanken abzubringen. Aber was sie sagte, vermochte doch eigentlich mehr sie selbst zu beruhigen als ihn. Sie traf ihre Vorsorge, die absichtlich auf die allernächsten Erwartungen gerichtet schien, denn sie rechnete bestimmt damit, daß Heinrich sich bald so weit wiedergefunden hätte, daß er weiterarbeiten konnte.

Sein Triumph wäre dann ihr Triumph im vollen Hoffnungsglück des Lebens. Denn über die erste Leidenschaftlichkeit hinaus liebte sie Heinrich mit ganzer Seele.

Aber Traum und Gegenwart brachten ihn immer wieder dahin, an Maria zu denken. Fast schämte er sich, an sie zu schreiben. Sie war

die Frau gewesen, die in stiller Tiefenreinheit das, was er schuf, liebte. Sie trug ihm fast körperlos das Glück entgegen, jenes holdselige Lächeln der Muse, die den Gedanken der Unsterblichkeit erweckt. So ganz sie selbst in ihrer heiligen Herbheit und dem Liebreiz dieser Freundlichkeit, die nur sehnte, ahnte und hoffnungsvoll erlebte, was sie fühlte.

Eine Zeitlang wäre es gewiß gelungen, Maria über das, was mit ihm vorgefallen war, hinwegzutäuschen. Aber nicht lange würde dieser Zustand dauern, denn sie beargwöhnte stark, wo sie schon bewußt den Gedanken, ihn zu verlieren, empfand.

Und er beklagte eines so sehr wie das andere. Denn sobald er sie verlieren würde, hätte er auch sein Bestes preisgegeben. Die Scheu, diese letzte heiligste und höchste Liebesseligkeit nicht mehr zu besitzen, veranlaßte Heinrich, auch nicht die volle Wahrheit Maria zu entdecken.

So schrieb sie ihm wieder und immer wieder rührende Briefe voll der seligsten Erwartung über sein Werk.

„Wenn du heimkehrst und es mir bringst, dann habe ich dich nicht verloren. Da gehört es mir ganz, so wie es dein eigen geworden. Ach, Heinrich, die Stunde! Werden wir sie erleben dürfen?"

*

Solche mahnende Stimmen wurden laut. Wie Todesschatten drängten sie sich zwischen ihn und die lebendige Offenbarung seines Werkes. Seine Kraft erlahmte, an sich und seine Arbeit zu denken. Die Gefühle von heute, die Gefühle von morgen waren wie ein schleichendes Gift, das ihm alle Seelenkräfte langsam zersetzte.

Und Lisa fühlte das nicht. Denn sie glaubte einzig an den erhabenen Triumph seiner Zukunft. Was tat's, wenn er zur Zeit nicht aufgelegt war, weiterzuarbeiten? Was bedeutete es auch, wenn der Widerstreit seiner Empfindung aufgeregt worden war. Das alles mußte sich lösen können mit dem Augenblick, da das Schaffen wieder ganz im Vordergrund all seiner Interessen stände.

„Glaubst du, ich übersehe einen Punkt dieses ganzen unglückseligen Bruchs zwischen mir und Fritz und dir und ihm?"

„Du kennst Dich vielleicht", antwortete Heinrich. „Nur Fritz nicht und mich nicht, Lisa."

„Heinrich!"

„Alte Freundschaft verband Fritz und mich. Wir hielten sie aufrichtig. Selbst jetzt noch ist es wie eine Erinnerung an einst. Die Tage sind gezählt."

„Du glaubst, daß Fritz dir verzeiht, wenn er auch nicht laut herausfordernd den Streit aufgenommen hat?"

„Ich glaube, daß er sich eher tötet, als dir im Wege zu sein, Lisa. Fritz ist zu vornehm als Mensch. Er hat nicht mehr die harte Zähigkeit des Entschlusses, dich umzubringen, mich aus dem Wege zu räumen. Aber er läßt uns langsam sterben. Das ist schlimmer!"

Lisa schüttelte den Kopf. Überzeugt sprach sie: „Nein, Heinrich, du irrst! Wir werden leben!"

„Und Fritz?" fragte er dagegen.

Sie schwieg, um nicht sagen zu müssen: „Er wird sterben."

Unheimlich berührte es Heinrich dennoch, wie diese Frau die Geschicke unausgesprochen erraten ließ; sein Leben bestimmte ihre Herrschaft. Sie sprach nicht hart oder mit Worten, die Fritz verletzen sollten. Eine fast versonnene Leidenschaftlichkeit erlebte er in ihren Worten. Ein frischer, kühlender Wind in dieser trostlosen Zerrissenheit kam auch durch Lisas Mut, den Verhältnissen offen sich entgegenzustellen, ohne Reue, wohl aber mit einem gewissen Mitgefühl für Fritz Ahmling.

Heinrich erbebte, wenn er sich vorstellte, wie diese Frau fortan sein Leben bestimmen sollte. Denn daß sie von Tag zu Tag immer mehr Macht über ihn gewann, war gewisser als alle Not, die sich ihm sonst entgegenstellte.

Liebte er Lisa? fragte er sich oft, wenn er allein war und nicht unter ihrem unmittelbaren Einfluß sich befand.

Ja, er liebte sie! mußte er bekennen. Es ging von ihr die Wunderwirkung auf ihn über, daß er sich selbst nicht besser zu kennen glaubte, als wenn sie bei ihm war. Ganz verschieden von dem Gefühl, das ihn mit Maria verband, war Lisa für ihn mehr als ein Erlebnis. Denn er hatte sie, er hielt sie mit jener Lebhaftigkeit der Freude, die doch gerade unmittelbar in ihm den Wundergedanken an seine Arbeit werden und gedeihen ließ.

Wie reich waren die wenigen Wochen gewesen dadurch bis zu dem Augenblick, da Ahmling dazwischentrat, ahnend, wissend!

Und nun drängte wieder etwas in ihm zur Versöhnung und Ausgleichung all dieser verwirrten Verhältnisse. Er hätte ebensowohl Maria wie Lisa ganz und ungetrübt besitzen mögen. Gleichzeitig aber fühlte er brennender seine Schuld in dem Gedanken an Fritz Ahmling.

Daß sie versöhnt auseinandergehen würden in wenigen Tagen, glaubte er kaum. Aber Fritz sollte ihn wenigstens besser verstehen. Es müßte sich dieses tragische Verhängnis ausgleichen lassen, so daß sie nicht mit Haß voneinanderschieden.

Es war am Vorabend der Aufführung im Hause, daß Heinrich zum zweiten und letzten Male mit Fritz Ahmling über sich und Lisa sprach.

Fritz lebte so vollkommen in den letzten Erwartungen, die seine Spannkraft hielten, daß er freudig und mutig eine ganze Welt dahingegeben hätte für den Erfolg. Was Wunder, daß er darum kaum geneigt schien, Heinrich zu antworten.

„Was sollen die himmelhohen Berge, die wir vor uns auftürmen? Dahinter liegen doch Täler von unergründlicher Tiefe. Lieber Freund, sag', verstehst du mich? Verstehst du dich? Einerlei, wohin treiben wir? Kannst du mir diese Frage beantworten? Schön, dann haben wir eine Erklärung. Mehr doch niemals, Heinrich!"

Eine Kraft lag in den Worten, die Heinrich erschütterte.

„Mein Gott, Fritz, wenn ich dir auch nichts zu sagen hätte, so das eine doch: Ich suchte dich nicht zu betrügen. Was geschehen, kam ungewollt. Verstehst du, es kam und ließ sich nicht mehr abweisen. Denn von Stund' an wurde ich glücklich in meiner Arbeit."

Ahmling ging in seinem Arbeitszimmer auf und ab. Er blieb jetzt vor Heinrich stehen und sagte wie aus weiter Ferne das versöhnende Wort: „Dann such' es zu halten! Großes soll man um der Größe willen achten. Hier trennen sich wohl unsere Wege. Nicht mehr füreinander, sondern gegeneinander leben wir. Du hast, was ich nie ganz besaß, für dich gewonnen. Aber ich bin auch so doch zu meinem Recht gekommen. Wenn ich es erlebe, daß mein Werk lebendig wird, alsdann habe ich mich gefunden. So und nicht anders verstehe ich mein Schicksal."

Wie er es sagte, wußte Heinrich nicht, ob Fritz in bitterer Selbstbespöttelung von sich sprach, oder ob es Hohn bedeutete. Denn die starken Empfindungen in Ahmlings Seele gipfelten in dem einen Gedanken: Hier stehe oder falle ich für meine Sache!

Mit kleinen selbstischen Gefühlen geschah es nicht. Über Ahmling war nämlich eine feierliche Stimmung gekommen. Noch einmal erlebte er, ähnlich wie vor Wochen bei der Vollendung seines Werkes, auch heute wieder diesen Rausch der Sehnsucht in allen Gefühlen, und er wurde gütiger dadurch. Wie er sich selbst erkannt hatte, so sollte die Welt, wenn sie ihn mit ihrem Beifall begleitete, bei seinem Werk erfahren, welch hohe und höchste Sehnsucht ihn beglückt hatte als Schaffender. Einmal erlebte er sich zwiefach in diesem Augenblick, weil er der seligen Ahnungen nicht allein genoß, sondern andere daran teilnehmen ließ, wenn nur wenige Stunden in den folgenden Tag hinein den Zeitpunkt der Aufführung gekommen sein ließen.

Da war er nun wie vom Zauber in die Gegenwart gerückt, und eine trunkene Freude erlebte er im Vorgefühl der gespannten Erwartungen dieses morgigen Abends.

Sein Leid schien vergessen, während er sich noch immer mit Heinrich unterhielt. Sie sprachen jetzt über die nächste Gegenwart hinaus von jener zeitlosen Ewigkeit, die die Zukunft birgt.

Wirklich träumten beide in ihrer Unterhaltung von dieser einsamen Insel im ewigen Meer, die Ahmling als das Paradies der Welt sich dachte. Es wurden auch die Gedanken an zwei Frauen im ahnungslosen Spiel der Einbildung wirklicher gestaltet. Lisa und Maria, ohne ihre Namen zu nennen, ohne zu verraten, wer sie seien, standen in diesem Garten Eden, geschmückt mit glücklichen Zeichen der Hoffnung, zwei Bilder einer Schöpfung, dennoch so ungleich und verschieden.

Fritz, der Musiker, baute in Tönen an seinem Tempel in Fiebereifer, vollends vom Wahn des Augenblicks ergriffen, glühend vor Sehnsucht, während Heinrich, der Dichter, in Worten suchte und zum Gelöbnis dieser ewigen Schönheit etwas zu sagen fand, das in zwei Namen ausklang — Lisa und Maria.

Nun lag es wie ein aufgeschlossenes Geheimnis vor ihnen offen. Die beiden Männer standen und sahen einander an, dann lagen sie sich in den Armen, schluchzend vor Heimweh nach dem unverstandenen Bekenntnis, das so plötzlich hell vor ihnen erschienen war. Der bittere Kelch war zur Neige geleert worden. Der Auferstehungsgedanke entsprang dem suchenden Ahnen nach dieser Schuld, die in Gewißheit nur begangen wurde, um das heilige, tiefenreine Glück der Versöhnung ganz zu erfüllen aus der gläubigen Liebe, die sie erweckte in beider Herzen.

Als die Scheu überwunden, war auch für Heinrich der stumme Vorwurf vorbei, der ihn so tief bedrückte, wenn er an seinen Freund dachte. Nun durfte er nicht mehr fürchten. Einzig bangte ihm um die Gesundheit Ahmlings. Kam die Ausspannung, die er sich nun gönnen wollte, auch wirklich noch früh genug?

„Fritz, wir gehen zusammen hinauf in die Berge und lassen, was hinter uns liegt, begraben sein."

Das war das letzte, was Heinrich gelobte.

Brennend wünschte er, Ahmling möchte genesen, damit sie bald gemeinsam ans Werk schreiten könnten, um ein neues großes Werk als Dichter und Musiker zu vollenden.

Schon heute hörten sie die Klänge der großen Sehnsucht. Heinrich schlug leise das Thema der C-Dur-Variationen an. Das klang herb und eindringlich wie ein letztes Lied von Sterben und Wiedergeburt im Glück der Stunde.

*

Wenige Tage nach diesem Abend, der die beiden Freunde als Schaffende versöhnt hatte, waren sie über den Brenner nach Bozen gefahren. Ahmling hatte aus München fortzukommen getrachtet, sobald der Abend der Vorführung seiner Oper im Hause glänzend verlaufen war.

Es war ein Fest gewesen, bei dem Lisa ihre reichen gesellschaftlichen Talente voll zur Geltung gebracht hatte. Die Aufführung selbst hatte von 1/29 Uhr bis gegen Mitternacht gedauert. Dabei waren nur die Hauptszenen vorgetragen worden.

(Fortsetzung folgt.)



Wendisches Volksfest in Hochkirch. Farbige Zeichnung von Hanns Langenberg.

(Vgl. hierzu unseren Beitrag „Wendenfest“ in der Rubrik „Wissen und Leben“.)

Vom wilden zum zahmen Elefanten

AUS DEN ELEFANTENKRALEN INDIENS



Elefantendenkmal in Delhi.

Diese kunstvoll aus Sandstein gefügte antike Riesenplastik gilt dem indischen Volk auch heute noch als ein äußeres Zeichen der Verehrung und Heiligkeit des Elefanten.

Elefantenkrale im wilden Dschungel einer südlichen Provinz Indiens. Lärmendes Tohuwabohu inmitten des Urwalds. Kampf- und Sportplatz friedloser Menschen am Orte unwegsamer Einsamkeit. Unwürdiger Eingriff in Recht und Gesetz einer ewig gebärenden, alles gebenden Natur, in die Gesetze der Wildnis, deren lebendige Kreatur das begehrende Wesen des Menschen fürchtet, sich tiefer vor ihm in die Unwegsamkeit ihrer wilden Heimat flüchtet. Doch findiger, nimmer rastender Menschengeist, ruchlose Skrupellosigkeit hat Mittel und Wege ersonnen, ewig zu nehmen, was der Schoß der Natur in weiser Vorsehung fürsorglich in sich birgt. Wie überall, so auch hier in Maisurs tiefsten Urwaldgründen. Feuerbrand und Axt haben Wege und Straßen gebahnt. Wo einst nie zuvor eines Menschen Fuß den Boden des Dschungels betreten hat, ragt heute dieses Werk menschlichen Vernichtungswillens, der Keddah, der Elefantenkral, empor. Man hat ihn tief im moderigen Grund der Wildnis versteckt. Die kleine Ansiedelung der Menschen liegt zwischen zähem Urwaldgestrüpp verborgen. Ein Wald von Pfählen ringsumher, starke Reihen wehrhafter Palisaden sollen ein dumpfes Gefängnis für jene grauen Riesen dieser unfrei gewordenen Urwaldwelt werden. Man will Hunderte von diesen Tieren hetzen, jagen, in jenen mühsam erbauten Käfig, den Kral, hineintreiben. Sie, die Kolosse des Urwalds, dem menschlichen Willen unterjochen, ihre Kräfte brechen, um sie in den Dienst zivilisierter Menschheit zu stellen.

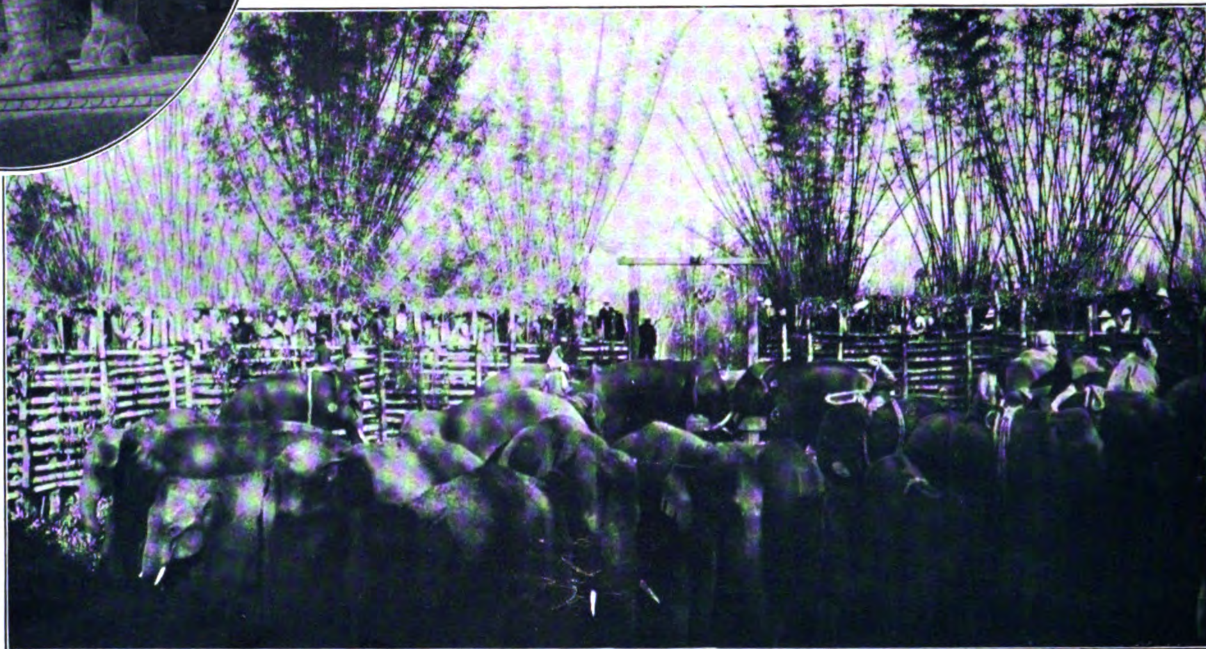
Schon monatelang dauern die Vorbereitungen zum Fang. Ein Heer von eingeborenen Arbeitern und Jägern ist aufgeboten, der Unternehmung zum Erfolg zu verhelfen. Seit Tagen ist der Kral fertig, und heute sind die Teilnehmer und ihre Gäste, unter denen auch ich mich befinde, eingetroffen. Morgen will man mit dem Eintrieb beginnen. Eine bunte Gesellschaft mitten in der Einöde des Dschungels. Indische Fürsten und ihre Angehörigen, in sportlicher Eleganz, europäisierter indischer Tracht. In Khaki, exotisch beturbant. Von bärtigen Indern mit wedelnden Fächern auf Schritt und Tritt gefolgt. Malerisches Gefolge und Dienerschaft in altertümlicher Tracht, mit den Wappen des Herrschergeschlechts auf Turban und Brustlatz. Dazwischen die Herren Indiens, baumlange Engländer mit Sonnenhüten, sehnige Sportgestalten mit markanten Gesichtszügen, Damen, erwartungsvoll, sensationslüstern, in verhaltener Erregung. Alles ist bereit, morgen soll der Tanz losgehen. Unruhige Nacht auf Feldbetten, in schwüler Treibhausluft, unter dem Schleier des schützenden Moskitonetzes.

Zaghaft schimmert die Morgendämmerung durch tausendjährige Urwaldbäume. Schon früh soll der Eintrieb beginnen. In der Nacht hat sich das Heer der Treiber weit draußen in der Wildnis an die Elefantenherde herangepirscht. Sie mit der lebendigen Schlinge einer beweglich-menschlichen Barrikade umfaßt. Lautlos ist alles vor sich gegangen. Nun sollen die Tiere bei Anbruch des Tages in den Keddah getrieben werden. Die Beute soll noch etwa zwei Wegstunden von uns entfernt sein. Man wird sie, wenn alles gelingt, bald in dem engen Schlauch der Barrikaden haben. In dieser Gasse, die wie ein Trichter immer enger und enger wird, gibt es kein Entrinnen mehr. Doch zuerst müssen die Tiere einmal zu dem richtigen Wechsel herangeführt werden, ehe man überhaupt an den „Endspurt", den eigentlichen Eintrieb, denken kann.

Vor uns liegt dichtes Bambusgehölz, dessen junge süße Schosse die Tiere so gern naschen. Eine tiefe Bresche ist dort hineingeschlagen, so daß wir eine Art Bühne eines großartigen Naturtheaters vor uns haben. Rechts und links die gewaltigen Kulissen der Urwaldbäume, darüber die leuchtende Soffitte blauen Himmelsgewölbes. Die Tribüne über dem Keddah wird über sechzig Zuschauer beherbergen. Menschen, denen Nervenkitzel und waghalsiger, tollkühner Sport ein notwendiges Lebensbedürfnis geworden sind. Wieder berichten eingeborene Späher von einem Ausbruch der Herde am Angelpunkt eines wichtigen Wechsels. Einige Dutzend sollen dabei in wilder Flucht die Treiberkette durchbrochen haben und in die Berge zurückgewechselt sein. Zwei wagemutige Männer sind von dem wilden Heer zu Tode getrampelt worden. Die ersten Opfer des Kralens. Harmlose Menschen, auf dem Felde weidmännischer Ehre geblieben, Opfer des Dämons Urwald. Es ist 8 Uhr morgens. Wieder muß die Herde umgangen und von neuem gefaßt werden. Ein gewagtes, verantwortungsvolles Unternehmen, das in den Händen alter erfahrener Elefantenjäger liegt. Zwei Stunden später hat man die Tiere wieder überlistet, sie in die Mitte genommen, näher ans Verderben herangebracht. Noch ist alles still, ringsumher ist tiefster Friede des einsamen Waldes. Nur im großen Hauptquartier herrscht gegen Mittag fieberhafte Spannung, denn bald wird die Herde am Eingang des langen Palisaden-Korridors sein.

Punkt 12 Uhr mittags beginnt das dämonische Schauspiel. Eingeleitet von der Ouvertüre des Treiberlärms, der durch den Wind vom Süden bald schwächer, bald stärker herüberdringt. Mit den Gläsern vor den Augen, starrt alles hinüber zum Waldrand. Auf jenem gewaltigen Prospekt müssen die Tiere jeden Augenblick in das Gesichtsfeld treten. Immer näher kommt der Spektakel der menschlichen Hetzmeute, kriegerischer Trommelwirbel, heiseres Brüllen triumphierend berauschter Treiber, Flintenschüsse, schnarrendes Trompeten der Elefanten. Da — plötzlich belebt es sich drüben. Einzeln, zaghaft brechen sie aus der Dickung hervor. Ein riesiger Herdenbulle mit mächtiger Stirn, hocherhobenem Rüssel, weit abstehenden gesprenkelten Ohren löst sich aus dem Dunkel des Waldes. Hinter ihm drängen drei, vier, sechs Tiere ungestüm nach vorn, wollen sich mit Gewalt den Weg ins Verderben bahnen.

Bald wimmelt es drüben am Waldrand von riesigen grauen Körpern, die sich verzweifelt, tumultuarisch vorwärtsstoßen. Im majestätischen Trab, mit hocherhobenem Rüssel, die Gefahr witternd, setzt sich der alte Führerbulle in Bewegung. Hinter ihm rauscht das wilde Heer der geängstigten Urwaldriesen wie eine mächtige Flutwelle über die Lichtung der drapierten Enge des Keddahs entgegen. Lauernd stehen die eingeborenen Torwächter hinter den Pfeilern, welche die Pforte zum Kral flankieren, und wie die



Wilde Elefanten im Keddah (Elefantenkral).



Vor der Fesselung der eingefangenen Elefanten.



Im Kreis: Eine der gefährlichsten Arbeiten des „Kralens": Fesselung der eingetriebenen wilden Elefanten.

Der Fesseler, der auf dem Rücken des zahmen Elefanten sitzt, läßt sich zur Erde hinabgleiten und legt dem gefangenen Tier dicke Taue um das linke Hinterbein.

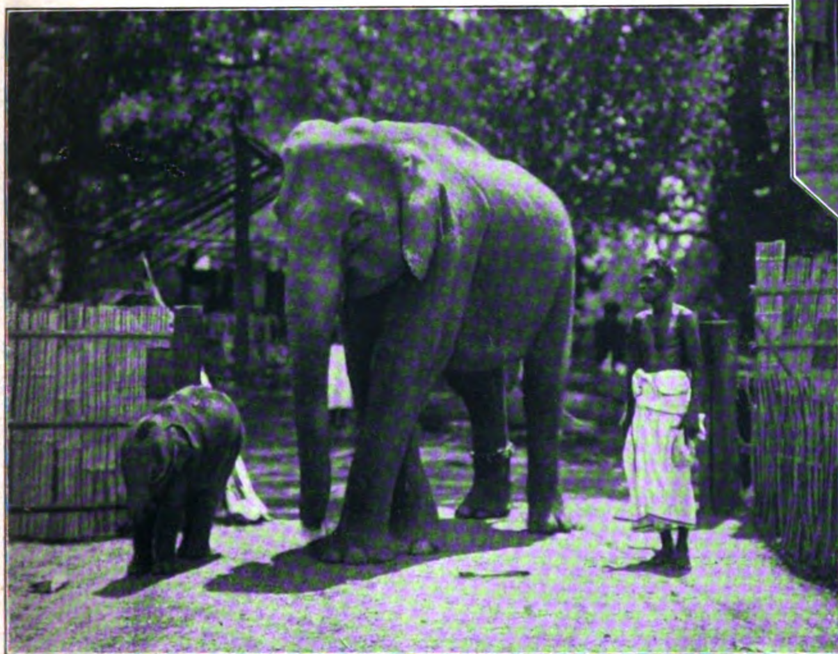


Auf der Rückkehr von der Tränke. Die gefesselten wilden Tiere werden von den gezähmten Artgenossen geführt.

Gewalten entfesselter Naturkräfte bricht die Herde unter dem chaotischen Lärm heiserer, schnarrender Trompetentöne durch die keilförmige Öffnung des Urwaldgefängnisses. Im Nu sind die Tore, der Weg in die Freiheit verbarrikadiert, und nun gibt es kein Zurück mehr. Erfolglos sind die Rammversuche der gigantischen Schädel, die wider die Mauern des engen Gefängnisses rennen. Überall empfängt man sie mit Speeren und qualmenden Feuerbränden. Bis endlich die Nacht das grausame Spiel in Finsternis verbirgt und die erregten Gemüter der Tiere sich langsam zu beruhigen anfangen. Am nächsten Tage schon beginnt man mit der Fesselung der größten und erwachsenen Bullen, die von je zwei zahmen Genossen ihrer Art in die Mitte genommen und dann von den Menschen am linken Hinterbein gefesselt werden. Mit unglaublicher Kühnheit schwingt sich der eingeborene „Fesseler" vom Rücken des Elefanten zur Erde herab und windet dem Gefangenen das armdicke Tau um das Bein. So werden sie gefesselt zur Tränke und an die Futterplätze geführt, und langsam gewöhnen sich die Tiere an das Leben trauriger Abhängigkeit, an die „Kultur" der Menschen, die ihnen von ihren verräterischen Artgenossen übermittelt wird. Viele von ihnen werden dann ihren königlichen Genossen beigesellt, den Staats- und Prunkelefanten, die in den Ställen exotischer Fürsten und Könige faulenzen, während andere unter das zahllose Elefantenproletariat Indiens wandern, um den Rest ihres traurigen Daseins auf den Arbeitsplätzen ihrer hohen Brotherren zu verbringen. Erwin Drinneberg.



Eingefangene gefesselte Elefanten am 5. Tag ihres Eintriebs. Die Tiere sind bereits so weit gezähmt, daß sie sich von den eingeborenen Führern leiten lassen.



Gefangene Elefantenmutter mit drei Monate altem Jungen im Kral.



Der gezähmte Elefant im Dienste des Menschen: Elefanten als Lastträger auf einem Holzstapelplatz.



Der Elefant als Staatsdiener: Geschmückter Staatselefant bei einer Parade in Delhi.

BÜHNENSCHAU

In der Berliner „Komödie“ wurde zum erstenmal das Traumspiel „Mannequins“ von Jacques Bousquet und Henri Falk aufgeführt. Ein braver Handschuhverkäufer, namens Alfred, liebt die kleine Micheline, die als Blumenverkäuferin in demselben Warenhaus wie er tätig ist. Da Alfred nun einen Schuß Poesie mitbekommen hat, verliebt er sich in die elegante Modepuppe Gri-Gri im Schaufenster, die Micheline ähnelt. Eines Nachts hebt er, halb im Traum, die Schaufensterpuppen ins Leben, sie werden mobil wie richtige Mannequins und agieren nun in dem seltsamen „Traumspiel“. Gri-Gri liebt den guten Alfred, wendet sich aber auch dem feudalen Marquis zu. Dann wird Alfred vom Inspektor des Warenhauses im Schaufenster überrascht und selbst als Modepuppe eingekleidet. In leidenschaftlicher Eifersucht erschießt er die wankelmütige Gri-Gri mit einer Kinderpistole. Der Spuk ist aus — Alfred kehrt aus der Illusionswelt ins Leben zurück, zur teuren Micheline. Joseph Szulcs Musik paßte sich, halb Klassik, halb Jazz, unaufdringlich dem Ganzen an und wußte die Stimmung gut zu treffen. Das Publikum ging bei dem harmlosen Spiel freundlich mit.

Das Neue Theater am Zoo in Berlin brachte in Uraufführung das fünfaktige Drama von Carl Leyst „Gonya, die Enkelin des Königs Lear“. Es knüpft an Shakespeares „König Lear“ an und bemüht sich auch mit viel Eifer, den großen Briten in der dramatischen Technik und der Stoffwahl zu kopieren. Wahnsinn, Mord, Todschlag und eine Fülle menschlicher Leidenschaften reichen sich in dem Stück die Hand zum schrecklichen Bund. König Lear hat in seiner Verblendung, wie man weiß, seine Tochter Kordelia verstoßen und muß den Irrtum an der Härte der beiden anderen Töchter, Goneril und Regan, schwer büßen. Seine Schuld an der ungerecht behandelten Kordelia will er dadurch sühnen, daß er seine Enkelin Gonya zur Thronerbin einsetzt. Er stellt nur eine Bedingung: Gonya muß ihre Keuschheit wahren, bis sie einen ebenbürtigen Gatten gefunden hat. Sie bekommt dann doch ein Kind, und nun bricht die Katastrophe tobend los. Schließlich wird das Kind ermordet, und Gonya endet im Wahnsinn. Das Stück mit seinem seltsamen dramatischen Konflikt, dem etwas Konstruiertes anhaftete, fand wenig Beifall.



Von der Uraufführung des Dramas „Gonya, die Enkelin des Königs Lear“ von Carl Leyst im Neuen Theater am Zoo in Berlin am 19. März: Szene aus dem letzten Akt mit Lilly Herdmenger (Mitte sitzend) als Gonya. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Szenenbild aus der Uraufführung des Kammerspiels in drei Akten „Das Land im Rücken“ von Herbert Scheffler, die am 19. März im Staatstheater (Kleines Haus) in Wiesbaden erfolgte, mit Thilla Hummel als Ruth und Robert Kleinert als Serge. (Phot. F. Israel, Heidelberg.)



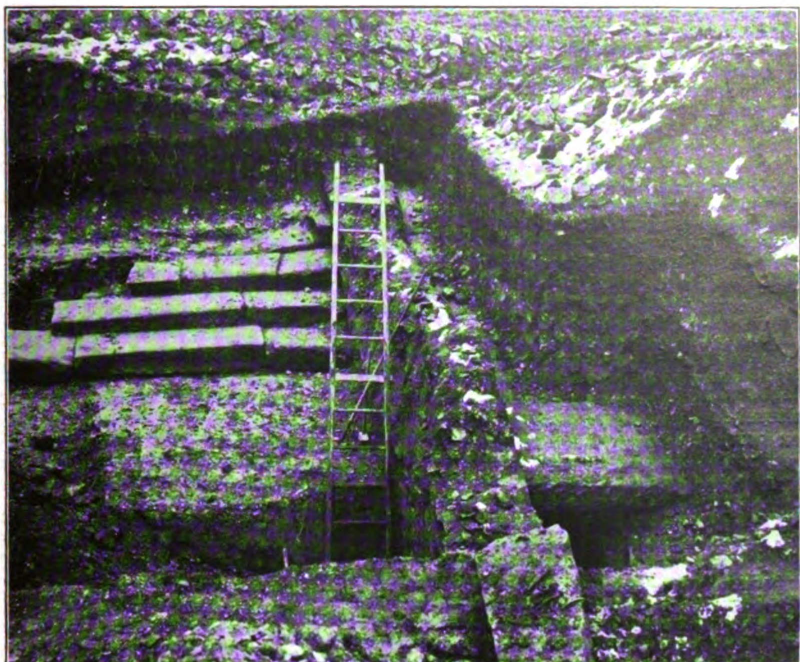
Charlotte Ander als die elegante Gri-Gri und Harald Paulsen als Alfred in „Mannequins“. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)

Im Staatstheater zu Wiesbaden fand am 19. März unter der Regie von Intendant Dr. Hagemann die Uraufführung des Dramas „Das Land im Rücken“ von Herbert Scheffler statt. Dieses „Kammerspiel“ erwies sich als ein Stück von seltener Wucht und gerader Kraft. Das jungverheiratete russische Ehepaar, Ilja und Ruth, lebt in stillem Glück, in dessen Frieden Iljas Bruder Serge einbricht. Er ist der Mitwisser einer schweren Schuld, die auf Ilja wie auf Ruth lastet, ohne daß beide sie sich gegenseitig offenbart haben. Serge sucht diese Trümpfe in seiner Hand erpresserisch auszunutzen. Beide Gatten beichten indes einander ihr Geheimnis. Ilja liefert sich der Polizei aus, Ruth aber erwürgt Serge. Nun eint sie wieder der gleiche Leidensweg.

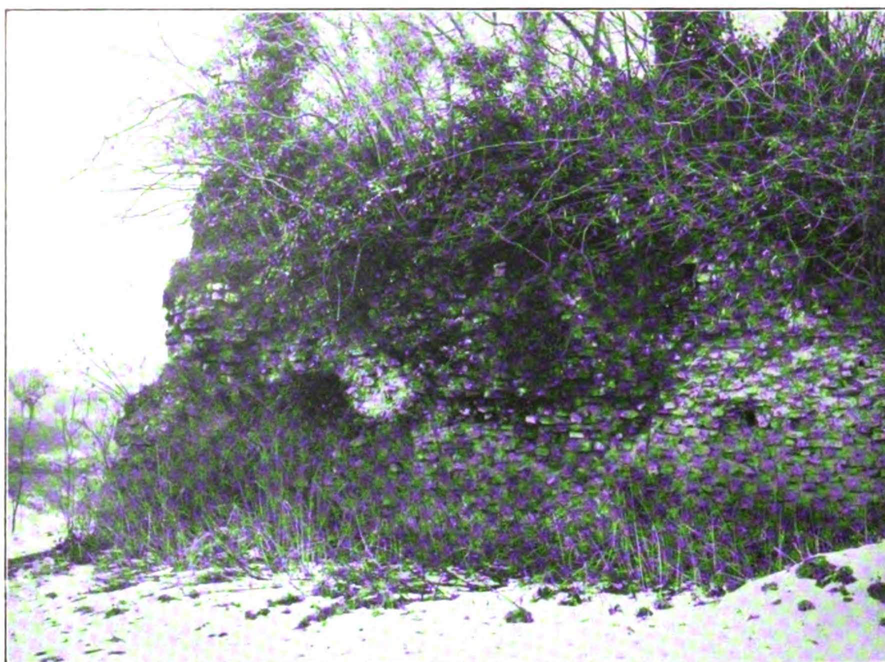


Von der Erstaufführung des Traumspiels „Mannequins“ von J. Bousquet und H. Falk an der „Komödie“ in Berlin am 22. März: Bild aus dem 2. Akt; die Modepuppen im Schaufenster des Warenhauses. Von links nach rechts: Margarete Schlegel als Zofe, Hans Waßmann als Marquis; Hubert v. Meyerinck als Baron, Charlotte Ander als Gri-Gri; Harald Paulsen als Alfred, der poetische Verkäufer.

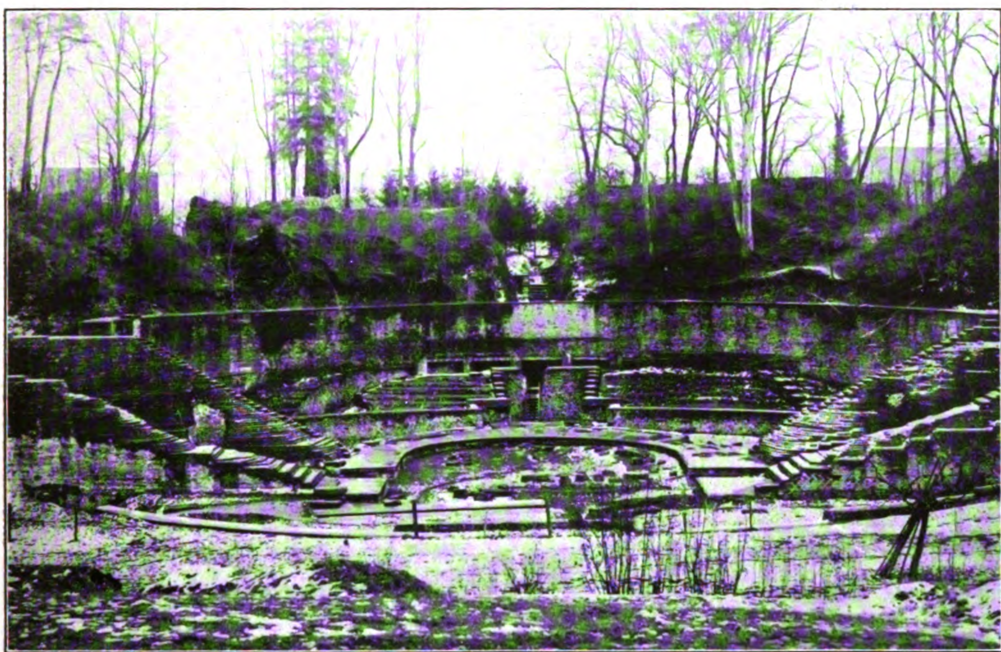
DIE RÖMISCHEN AUSGRABUNGEN BEI BASEL-AUGST



Neueste Ausgrabungen auf dem Gebiete des römischen Forums auf dem Schönbühl: Freilegung von Gebäudefundamenten.



Eine Eckbastion der römischen Stadtmauer, auf der Anhöhe über dem Violenbach. Die Mauer besteht zum Teil aus gebrannten Ziegeln, zum Teil aus mit Mörtel verbundenen Geröllsteinen.



Das Amphitheater auf dem Schönbühl. Nach den erhaltenen Grundmauern ist auf drei verschiedene Theaterbauten aus der Zeit der letzten Jahre vor Christo bis ins 4. Jahrhundert n. Chr. zu schließen.

Rechts nebenstehend:
Säulenfragmente vom Merkurtempel auf dem Schönbühl.



Unweit der Einmündung der Ergolz in den Rhein, bei dem heutigen Basel-Augst, erhob sich einst die stattliche römische Provinzstadt **Augusta Rauracorum**. Diese älteste römische Niederlassung am Rhein hatte als Grenzstützpunkt große Bedeutung, bis etwa 70 n. Chr. die Grenze weit in das süddeutsche Gebiet, zum sog. Limes, vorgeschoben wurde. Der älteste Teil der Niederlassung, die sich rasch zu einem blühenden Gemeinwesen entwickelte, befand sich auf dem Hochplateau zwischen Ergolz und Violenbach, heute „auf Kastelen" und Schönbühl geheißen, doch scheint die Stadt in ihrer Blüteperiode auch auf das Gelände östlich des Violenbaches übergegriffen zu haben. Es muß ein imposanter Anblick gewesen sein, die Stadt mit ihren starken Mauern, Türmen und Tempeln auf dieser weit in das Land schauenden Höhe thronen zu sehen. Durch die Einfälle der Germanen im 3. Jahrhundert zerstört, erlebte Augst eine neue Nachblüte. Der Ort erhielt nochmals erhöhte Bedeutung, als unter Konstantin der Rhein wieder zur Grenze erklärt wurde. In den immer häufiger werdenden Alemanneneinfällen spielte **Augusta Rauracorum** eine wichtige Rolle als Stützpunkt der römischen Heere. Als aber die Alemannen 409 wieder über den Rhein fluteten, fanden sie die meisten römischen Niederlassungen geräumt und verbrannt, nur das Kastell von Augst scheint noch besetzt gewesen zu sein, doch ist über dessen näheres Schicksal nichts Genaueres bekannt. Über ein Jahrtausend blieb diese Römerstadt vergessen, erst im 16. Jahrhundert wurden ihre Ruinen wiederentdeckt, ohne daß man indes ihre Bedeutung erkannte. Quadern, Säulen, Gesimse, Treppen und was überhaupt verwendbar schien, wurde weggeschleppt, bis 1718 die Basler Regierung ein Verbot dagegen erließ, das jedoch nicht allzustreng beachtet wurde. Erst die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgenommenen wissenschaftlichen Durchforschungen des Ruinenfeldes durch die Basler Antiquarische Gesellschaft brachten System in die Ausgrabungen, deren Erfolg immerhin noch sehr erfreulich war. Die reichhaltige Sammlung römischer Altertümer im Museum zu Basel stammt zum größten Teil aus den Ruinen von Augst. Leider sind in den letzten Jahren die Nachgrabungen infolge der Bodenbewirtschaftung immer schwieriger geworden, zudem droht die zunehmende Baulust, gerade den wichtigsten Teil des Geländes „auf Kastelen" für immer den weiteren Nachforschungen zu entziehen.



Ausgrabungen von Mauern und Röhrenleitungen am Nordostrand des Kastelenberges, auf dem das römische Prätorium vermutet wird.

Früh-blühende Fremdlinge in unseren Gärten.



Forsythie.



Chinesische Birne.

Wenn der Schlehdorn aus der Winterruhe erwacht, dann wissen wir, es ist voller Frühling. Kurz darauf durchziehen auch die Kirschenalleen wie weiße Bänder die vom Trillern der Lerchen durchzitterte, sonnige Landschaft. In den Obstgärten knospen bereits rosig die Äpfel und beschließen mit den Birnen im Mai die schon im März von Pfirsich und Aprikose in freudigstem Rosa eingeleitete Obstblüte. Ganze Gegenden sind berühmt wegen ihrer Obstblüte: Die Lößnitz bei Dresden, die Bergstraße, Werder an der Havel, fast alle großen Flußniederungen, insbesondere in den Weinbaugegenden am Rhein und an der Donau. Überall, wo noch Obstbau möglich ist, bereichert sich die Landschaft. Aus jedem gut gepflegten Bauerngarten quellen weiße und rosa Blütenwolken duftig empor. Welche Fülle reichsten Frühlingserlebens spenden uns schon die Obstgehölze.

Doch alles das, was sie bieten, wird um vieles gesteigert und verfeinert durch jene Kirschen, Pflaumen, Äpfel und Birnen, die wir nur des Schmuckes wegen ziehen, ohne an wohlschmeckende Fruchtgaben zu denken. Aus allen Teilen der nördlichen gemäßigten Zone sind diese Schmuckgehölze zu uns gekommen, um den Frühling unserer Gärten zu verstärken und zu verlängern. Doch auch der nahe Orient gab uns einige recht hübsche Birnen und Äpfel. Ihre nahen Verwandten, die Felsenbirnen (Alemanchier), kommen zumeist aus Nordamerika. Sie alle zählen zu den schönsten Schmuckgehölzen des Frühlings, die oft noch im Sommer und Herbst uns durch prächtigen Fruchtbehang und farbenfreudige Belaubung die geringe Mühe ihrer Pflege doppelt lohnen.

Wie neben den Kirsch- und Apfelbäumen die echten Birnen zur Blütezeit große Reize haben, so lenkt selbst die gewöhnliche Holzbirne (Pyrus communis) dann unsere Blicke auf sich. Von ihr stammen zum großen Teil unsere Kultursorten ab, an deren Ursprung aber auch die Schneebirne (P. nivalis) beteiligt ist, die wir gelegentlich noch wild oder in alten Bauerngärten antreffen. Alte Bäume dieser Art sind sehr malerische Erscheinungen und mit den großen weißen Blüten entzückend. Aus China und Japan besitzen wir jetzt eine ganze Reihe von Birnenformen, die als Veredelungsunterlagen und selbst ihrer Früchte halber eine Rolle spielen.

Aus der Familie der Kernobstgewächse sei noch die japanische Quitte (Chaenomeles japonica) erwähnt, deren flammendes Rot den Frühlingsgarten aufleuchten läßt. Ein lebhaftes goldenes Gegenstück dazu bildet die gleichfalls japanische Forsythie, die wir uns aus unserem Garten im Frühjahr schon gar nicht mehr wegdenken können, wie auch die vielen anderen fremdländischen Gehölze, von denen wir nur einige in unseren Abbildungen wiedergeben konnten.







Sibirische Aprikose. Mitte: Kanadische Felsenbirne. Japanische Quitte.

SOMMERLICHE KLEIDUNG









Oben links:

Die Solotänzerin Hedy Pfundmayer von der Wiener Staatsoper in einem schwarzen Crêpe-de-Chine-Kleid mit bunt bedrucktem Jabot; dazu Hut aus schwarzem Piccotstroh, dessen blumenbesetzte Kappe ein Bandeau trägt.

Oben Mitte:

Weiß-blaues Sommerkleid mit blauem Georgettemantel und gestepptem Georgettehut. Trägerin: Die Filmschauspielerin Renate Renée.

Oben rechts:

Hedy Pfundmayer in einem rot-blauen Straßenkleid mit ärmellosem Mantel; dazu sandfarbener gesteppter Georgettehut.

Unten links:

Eine reizvolle Zusammenstellung von großblumigem Crêpe de Chine in Blau-Weiß mit dunkelblauem Georgette; dazu blauer Filzhut mit großem Blumentuff. (Renate Renée.)

Unten rechts:

Sommernachmittagskleid aus schwarzem plissierten Crêpe de Chine, mit Spitzentaille und schwarzem Samthut.

Modelle: Kuschnitzky & Gerstl (Kleider) und Berteaux (Hüte), Wien.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek (Phot. Kitty Hoffmann).





DAS SCHMALTIERL

AQUARELL VON EUGEN LUDWIG HOESS

Asylrecht

Eine Liebesgeschichte aus Alt-Wien von O. Hubicki

Peter! Mein Peter!" jauchzte Marianne, des Bierwirts „Zum roten Dachl" auf dem Neuen Markt verliebtes Töchterchen, und schlang die molligen, runden Arme um den Hals des langbeinigen Reiters, der klirrend mit Sporen und Degen in die Wirtsstube getreten war. Das Blasinstrument an goldener schwarzdurchwirkter Schnur über dem Rücken kennzeichnete ihn als Trompeter eines kaiserlichen Reiterregiments. Der Wirt, Meister Joseph Kitzlhuber, stand, die Kappe in den Händen drehend, unschlüssig daneben. Das war der Peter, sein früherer Schankknecht, dem er einst wegen der G'spusi mit der Marianne den Laufpaß gegeben hatte, und der unter die Reiter gegangen war. Halb war es ihm lieb, halb war es ihm leid, was seine sonst geübte Sprechtätigkeit für den Augenblick hemmte. Außerdem stand aber hinter dem Trompeter ein Reiteroffizier in Ringkragen und Schärpe, der ihm lachenden Gesichtes den Quartierzettel wies, womit der hohe Rat den Oberstwachtmeister Marquis Franz Joseph Flery und den Trompeter Peter Stürzl dem Gastwirt Meister Kitzlhuber ins Quartier legte.

„Peter!" jubelte Marianne und busselte den langen Trompeter tüchtig ab, der verlegen zum Meister hinüberschielte.

„Meister," lachte der Offizier, „jetzt wird schier nichts anderes zu machen sein, denn ja und amen zu sagen. Wenn sich der Peter bei der Marianne so wacker hält wie gegen die Türken, habt Ihr ein paar Enkelchen im Haus, eh 's neue Jahr um is."

Der Meister nickte. „Da woll'n wir's doch halten wie ehrliche Bürgerleut, Euer Gnaden!"

Er bot dem Trompeter die Hand. „Grüß' dich halt Gott, Peter. 's freut mich, dich wiederzusehen. Bist a fescher Soldat geworden, Peter, das muß ich schon sagen."

„Was kann aus an Wiener Schankburschen nit alles werden, Meister!" lachte der Peter vergnügt über das ganze Gesicht und schlug in die dargebotene Hand, indes er mit dem linken Arm die Marianne an sich drückte. „Wenn Ihr mir nur nit mehr harb seid's, Meister."

Der Wirt nickte mit dem Kopf. „Seit die drei Jahr, daß d' fort bist, hat die Marianne kan Lachen und lustiges G'schau kennt. Soll ich mein einzigs Kind weg'n so an Hallodri, wie du bist, ganz verlier'n. Sollst das Menscherl halt haben, Peter, aber das Soldatenröckl wirst ausziag'n müssen."

„Wird sich leicht machen lassen", sagte der Peter. „Hab' mich nur auf drei Jahre anwerben lassen, und Seine Gnaden, der Herr Oberstwachtmeister, wird mir behilflich sein."

„Was ich tun kann, soll geschehen, Peter." Der Offizier nickte dem Bittenden freundlich zu. „Du hast etwas gut bei mir, weil du mich herausgehauen aus den türkischen Saphis bei Sankt Gotthardt."

In den Jubel der lachend küssenden Marianne, die ihren Peter schier nimmer loslassen wollte, klang es wie leise Klage, als Oberstwachtmeister Flery seinem treuen Trompeter zuraunte: „Wollt' Gott, ich könnt' mein Glück so leicht erreichen wie du, Peter!"

Ein hartes, höhnisches Auflachen in der Tür ließ die drei Anwesenden sich umsehen. Auf der Schwelle stand ein großer, starkgebauter Mann mit rohen, wetterzerschlagenen Zügen, in der Uniform des Palffyschen Infanterieregiments. Zornig brannten die Augen, als er fragte: „Ist das die Sittsamkeit der spröden Jungfer Marianne, sich einem bettelhaften Trompeter an den Hals zu werfen? Mach', daß du herauskommst, Kerl, sonst helf' ich dir auf die Beine."

Peter fuhr zusammen. Die eingedrillte Disziplin lag im Kampf mit seinem Mannesbewußtsein. Was ging den Offizier die Marianne an? Wie konnte er ihn aus seinem angewiesenen Quartier treiben? Noch suchte er eine passende Antwort, als ihm Marianne zuflüsterte: „Der Offizier ist allweil hinter mir her. Ich fürcht' mich, Peter."

Der Trompeter bekam es mit der Eifersucht zu tun. Disziplin und Subordination sollte der Teufel holen, kam ihm sein Mädchen in Frage. Trotzig richtete er sich auf, und ein böser Blick kreuzte den des Offiziers. Da trat Flery vermittelnd dazwischen. „Mit Permission, Herr Kavalier. Ich bin Marquis Flery, Oberstwachtmeister im Dragonerregiment Kufstein, mir ist hier Quartier zugewiesen, und der Trompeter ist mein Begleitmann."

Der andere lüftete nachlässig den Federhut. „Oberstleutnant Maschau", knurrte er undeutlich. „Wenn der Herr Oberstwachtmeister hier Quartier genommen hat, will ich ihn nicht weiter molestieren. Meinen Trunk kann ich in anderer Gastwirtschaft mir kredenzen lassen."

Es wäre Flery unhonorig erschienen, von solchem Angebot Gebrauch zu machen, weshalb er den Oberstleutnant einlud, sein Frühstück zu teilen. Meister Kitzlhuber brachte Speise und Trank herbei und deckte den Tisch beider Offiziere mit dem Besten aus Küche und Keller. Peter und Marianne waren verschwunden, was dem Oberstleutnant unlieb schien. Flery aber hob sein Glas und trank ihm zu. „Ich wünsche dem Herrn Oberstleutnant nächstesmal mehr Fortuna in seinen Amourschaften. Mit der Marianne wird er kein Glück haben." Maschau lachte, es war aber kein guter Blick, der Flery traf.

Herr Leopoldus, der erste dieses Namens, der des Heiligen Römischen Reiches Kaiserkrone trug, hatte die Regimenter, die in der großen Schlacht bei Sankt Gotthardt siegreich gefochten, zur Besichtigung auf den Wiesen des unteren Werd befohlen. In Schlachtordnung standen die Truppen, Helme und Hüte mit Tannenreisig geschmückt, um den Dank der Kaiserlichen Majestät zu empfangen. Die Fahnen rauschten im Morgenwind die Sage von der Türkenschlacht, in der zum erstenmal der Halbmond dem Adler gewichen. Gold, Stahl und bunte Federzier flammten und gleißten im Strahl der steigenden Sonne. Grelle Farbenströme umfluteten das blendende Bild. Scharenweise hatte die unversieglich von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbende Neugier die Wiener Bevölkerung herbeigezogen, das ungewöhnliche Schauspiel zu bestaunen. Besonders arg war das Gedränge auf dem Kohlmarkt, Graben, St. Stephan Freithof und Brandstatt, durch welche die Kaiserlichen Majestäten mit Gefolge ziehen mußten, um den Ausweg zum Rotenturmtor zu finden. Da gab es gewaltiges Vivat- und Hochgeschrei, wenn der Wagen der Kaiserlichen Majestäten vorbeipassierte, dem zu Roß und Wagen ein seidenrauschendes, goldglitzerndes Gefolge nachzog, Ruhm, Schönheit und Reichtum, von dem Glanz der Majestäten übersonnt. Da gab es zu schauen, zu fragen und zu reden, daß das Stimmengemurmel dem Brausen eines sturmgepeitschten Waldes glich. Auf dem unteren Werd im Angesicht der Truppen verließ der Kaiser den Wagen und stieg zu Pferd, um die Front der Regimenter abzureiten, die ihm von ihren Inhabern, dem Kufstein, Khevenhüller, Palffy, Breuner und anderen Paladinen des Kaiserhauses, vorgestellt wurden. Die Kaiserin war mit den Damen in den Wagen geblieben. Nach der Besichtigung durften die Truppen rasten und lagern, die Offiziere sich dem Hofgeleite anschließen. Oberstwachtmeister Marquis Flery war an den Schlag eines Wagens geritten, in dem eine bildschöne junge Dame, die Komtesse Anna Christine Trautson, saß. Sie streckte ihm lächelnd die Rechte entgegen. Tief neigte sich der Kavalier über die schlanke Hand der Dame. Die zarten Finger zuckten in seiner gebräunten Faust, die derb und kräftig aus dem Spitzengekräusel des Ärmels zugriff. Leise, kaum seinem Ohr vernehmbar, flüsterte die Komtesse: „Ich danke dem Himmel, Marquis, Sie gesund wiederzusehen. Meine Gebete flehten um Ihren Schutz."

Der Offizier küßte wiederholt die rosigen Fingerspitzen.

„Ihre Gebete, Komtesse, müssen den schönsten Schutzengel herabgerufen haben. Kein Krummsäbel und kein Türkenpfeil erreichte mich. Ihr Bild stand vor meiner Seele wie das einer Heiligen, und meine innigsten Gedanken galten Ihnen."

Tiefe Innigkeit schwang im bebenden Klang der Worte. Zarte Röte überhauchte das feine Gesicht der jungen Dame. „Sie schmeicheln, Marquis. Daß ich Ihrer, meines Lebensretters, dankbar gedacht, ist natürlich. Wie könnten aber Sie meiner so freundlich gedenken?"

„Nicht freundlich, Komtesse. In inniger Anbetung. Meines Daseins Sonne ging mir im Strahlenblick Ihrer Augen auf. Als ich das Glück hatte, die durchgehenden Pferde Ihres Wagens aufzuhalten, beging ich die wertvollste Tat meines Lebens. Ich hatte einen Engel der Welt erhalten."

„Als Sie im Felde gegen den Erbfeind der Christenheit standen, für unseren heiligen Glauben Blut und Leben einsetzten, haben Sie mehr getan, als da Sie ein unbedeutendes Mädchen vor schrecklichem Tode bewahrten. Seien Sie gerecht gegen sich."

Flery lachte bitter auf. „Rauben Sie mir nicht die schönste Erinnerung, Komtesse! Ein namenloser Abenteurer, der dem Kaiser sein Leben für kargen Sold verkauft, der Fortuna im Felde sucht, hätte nie Gelegenheit gefunden, sich der vornehmsten und schönsten Dame des Kaiserlichen Hofes zu nähern, hätte ihm nicht ein gütiges Geschick beigestanden, ihr einen Dienst erweisen zu dürfen. Wer bin ich, und was hab' ich, Komtesse? Meinen Degen und mein altes Wappen, und das ist fragwürdig, seit mein Großvater, vor Richelieu flüchtend, im Dreißigjährigen Krieg kaiserliche Dienste nahm. Er hatte nicht das Glück der Colloredos, Gallas und Piccolominis, blieb arm und unbeachtet, und sein Enkel muß froh sein, Ringkragen und Schärpe tragen zu können."

Der Komtesse warmer Blick tröstete teilnehmend den hoffnungslosen Gram des Mannes, der ihrer reinen Seele teuer geworden war.

Heiß durchglühte ihn der Blick, und wie ein Märchenbild stieg ein Zukunftsglaube in ihm auf. Wieder neigte er sich über die duftende Hand, die seines Lebens höchsten Inhalt hielt. Beide achteten nicht eines düsteren Blickes, der mißgünstig ihre Vertrautheit belauerte. Johann Graf Palffy, der große Magnat, des Kaisers treuester Anhänger unter Ungarns Hochadel, preßte den mächtigen Schlachthengst zwischen die Schenkel, daß er stöhnte. Längst hatte er die zarte, blonde Schönheit der Komtesse Trautson umworben und erbittert die leise Abwehr seiner stolzen Werbung empfunden. Grollend wandte er sich an den Oberst-

leutnant Maschau, der hinter ihm ritt. „Kennt der Herr Oberstleutnant den Offizier, der neben dem Wagen der Gräfin Trautson reitet?"

„Oberstwachtmeister Flery, von den Kufstein-Dragonern, Erlaucht!" rapportierte Maschau ergebenst. „Einer jener Glücksritter, wie man sie unter kaiserlichen Fahnen findet."

Palffys strenges Soldatengesicht wurde hart. „Der Bursche greift hoch hinauf. Ich würde tausend Randdukaten dem geben, der mir berichtet, er sei aus dem Wege. Ihr führt eine gute Klinge, Maschau."

Der Oberstleutnant bleckte die Zähne. „Er ist mir auch über den Weg gelaufen, Erlaucht. Es kann Erlaucht nicht schwerfallen, so einen Abenteurer unschädlich zu machen."

„Das würde mir die Komtesse wohl übelnehmen", lachte Palffy grimmig. „Ich darf dabei gar nichts zu tun haben."

Maschau maß mit prüfendem Blick die Gestalt Flerys. „Der Bursche hat mit Auszeichnung gefochten, Erlaucht. Die Affäre könnte für mich übel ausgehen!"

Palffy zuckte die Achseln. „Eure Sache, Maschau. Ihr habt wohl schon für geringeren Sold Euer Leben eingesetzt. Das verspreche ich Euch, fahrt Ihr schlecht dabei, sollt Ihr gerächt werden."

Maschau meinte gleichmütig: „Das hälfe mir wenig, Erlaucht. Ich will mein Hühnchen mit ihm rupfen." —

Peter Stürzl hatte nach der Besichtigung seinen Abschied erhalten und waltete als ehrsamer Küferknecht im blauen Schurz seines Amtes. Meister Kitzlhuber war zufrieden, seit Mariannes Gesicht in Frohsinn und Lebenslust lachte. Oberstwachtmeister Flery hatte gute Tage im „Roten Dachl". Die Dankbarkeit der jungen Leute, die er zusammengeführt, äußerte sich in sorglicher Betreuung. Sein Dienst ließ ihm viel Zeit, die er mit Spazierritten verbrachte. Da begegnete er häufig dem Wagen der Komtesse Trautson, und wenn es auch manchmal wohl nur bei einem Gruß blieb, jedes Begegnen ward ihm zum Glücksgefühl, seine Seele mit Wärme erfüllend.

Heimkehrend von solchem Ritt, hob er sich vor dem Tor des „Roten Dachls" aus dem Sattel und trat in die Schankstube. Maschaus Stimme dröhnte ihm entgegen. „Will mir der verfluchte Kerl widerbellen? Soll ich ihn mit dem Degen fuchteln?"

Mit blanker Klinge stürzte Maschau auf Peter los, der, straff aufgerichtet, den hölzernen Küferhammer zur Abwehr ergriffen hatte. Bleich und zitternd stand Marianne an der Wand, Angst in den Augen, dem Streit der Männer folgend.

Flery trat zwischen beide. „Mit Permission, Herr Oberstleutnant, ein Edelmann und Offizier zieht nicht den Degen gegen Wehrlose. Stürzl ist nicht mehr Soldat und darf nicht gefuchtelt werden."

Maschau bog die Spitze seines Degens auf der Diele. „Ich glaube, der Herr will mich schulmeistern und den Kerl schützen, weil er eine Poussade mit seiner Liebsten hat. Die Komtesse Trautson dürfte nichts davon wissen!"

Flery fuhr zusammen. Sein Gesicht wurde starr und bleich. Der Name der Geliebten aus dem unflätigen Mund traf ihn wie ein Peitschenhieb.

„Der Herr würde mich verpflichten, solche Rede zu unterlassen. Ich müßte ihn sonst Mores lehren."

Maschaus Degen blitzte auf. „Der Bettelmarquis würde mich verpflichten, seine Impertinenzen nicht auf mich zu laden. Hat er Courage genug, mag er mit seiner Lehre beginnen!"

Flery hatte kaum Zeit, dem wütenden Ausfall mit der eigenen Waffe zu begegnen. Minutenlang klirrten die Klingen aneinander. Maschaus eiserne Faust zwang ihn, zu weichen. Einem geraden Stoß nur durch einen Seitensprung entgehend, ging Flery im Augenblick zum Angriff über, als Maschaus Fuß an einem nassen Fleck der Diele ausglitt, des Gegners Klinge fuhr ihm in die Kehle. Schwer röchelnd stürzte er nieder. Entsetzt sah Flery den Ausgang des aufgezwungenen Kampfes. Den Degen wegwerfend, beugte er sich über den Gefallenen. Der bäumte sich angstvoll halb auf, versuchte zu sprechen, ein Blutsturz schnitt ihm Wort und Atem ab. Starr reckten sich die gewaltigen Glieder. Peter Stürzl schüttelte die Erstarrung ab. Er sprang herbei. Einen Blick auf Maschau werfend, sagte er dumpf: „Gott gebe ihm selige Urständ. Er ist tot, Euer Gnaden!"

Flery sah ihm stumpf ins Gesicht. „Weiß Gott, ich wollte es nicht. Es galt, er oder ich!"

Peter sprach hastig weiter: „Es ist schlimm, Euer Gnaden. Ein kaiserliches Edikt setzt auf jedes Duell die Todesstrafe. Euer Gnaden muß fort, ehe die Stadtguardia kommt."

Er sah sich um. Das Degengeklirr hatte schon Leute herbeigezogen. Zuschauer drängten durch die Tür. Auf der Straße wurden Stimmen laut. Rufe und erregtes Laufen.

Flery erkannte, um was es sich handelte. Verhaftung und Gericht. Er kannte das kaiserliche Edikt. Rasch den Degen aufgreifend, stieß er ihn in die Scheide. Peter faßte ihn unter dem Arm und führte ihn durch das Haus zur Hinterpforte in die Hungargasse, dringend auf ihn einredend, in die St.-Stephans-Kirche zu flüchten, dort dürfe keine Stadtguardia und keine Rumorwache Flüchtlinge festnehmen. Flery nickte nur und dankte dem Treuen mit festem Händedruck. Dann beschleunigte er seine Schritte, wissend, die Zeit sei ihm kostbar wie einem gejagten Hirsch. Seine Flucht war bemerkt worden, junge Burschen, Handwerksgesellen, Lakaien waren ihm auf der Fährte mit jener Grausamkeit, die dem Verfolgten in jedem Begegnenden einen Feind weckt. Die Freude an der Menschenjagd befeuerte die Verfolger. Wenn sich auch noch keiner an das bewaffnete, verzweifelte Wild wagte, ballten sich doch schon durch das Rufen und Schreien erregt drohende Gruppen zusammen, die ihm den Weg verstellten. Als er auf den Graben wollte, blickten ihm die Spieße der Stadtguardia entgegen. Er lief zurück in die Spiegelgasse, gewann durch einige Gäßchen und Hausdurchgänge, gehetzt von johlenden Haufen, den Kohlmarkt. Hier erkannte er, daß er eher Aussicht hatte, das Asyl bei den Schotten auf der Freiung zu erreichen. Fester packte er den Degen, entschlossen, sich durchzuschlagen, sollte man ihm den letzten Rettungsweg verrennen. Mancher seiner Verfolger hatte ihn überholt, scheute jedoch, Hand an den Offizier zu legen, dessen sprühender Blick und gespannter Gesichtsausdruck einen gefährlichen Gegner kennzeichnete. Nur Hetzreden flogen auf. Der Ruf „Mörder! Halt's ihn! Er hat anen derstoch'n!" umbrauste ihn wie ein Sturm, der die Volkswut erregen konnte. An der Ecke der Bognergasse sah er Waffen aufblitzen, die Leute der Stadtguardia vom Hohen Markt herabkommen. Noch lief er durch die dunkle Bognergasse und sah das Tor des Schottenstiftes als fernen Zufluchtsort. Der wachsende Tumult machte es ihm unmöglich, das Asyl zu erreichen. Sein Degen zischte aus der Scheide, die nächsten Dränger scheuchend. Die stauende Menschenmauer zu durchbrechen, war vergeblicher Versuch. Schon wollte er sich seinem Schicksal ergeben. Da öffnete sich seitwärts ein Tor; Pferdeköpfe, von weißgelben Federbüschen überwogt, nickten über die auseinanderprallenden Massen. Es gab eine Lücke, hinter dem einfahrenden Wagen stürzte Flery in den Torflur des Hauses. Dröhnend schlossen sich hinter ihm die Torflügel. Er atmete tief auf. Die Tiara über den gekreuzten Schlüsseln leuchtete von den Wagenschlägen, die von herbeieilenden Lakaien aufgerissen wurden. Im Purpurkleid, den Hut auf dem Haupt, entstieg Seine Eminenz der päpstliche Nuntius Kardinal Alexander Albani dem Wagen.

Flery beugte das Knie. „Eminenz, im Namen Gottes erbitte ich den Schutz des Heiligen Stuhles." Befremden fesselte den Schritt des Kardinals. Ein kaiserlicher Offizier als Schutzflehender war neu. Da wurde das Tor aufgerissen, und ein Trupp der Stadtguardia drang ein. Der Vorderste streckte die Hand nach der Schulter Flerys. „Ich nehm' Euch in Haft, Herr, wegen Mordes!"

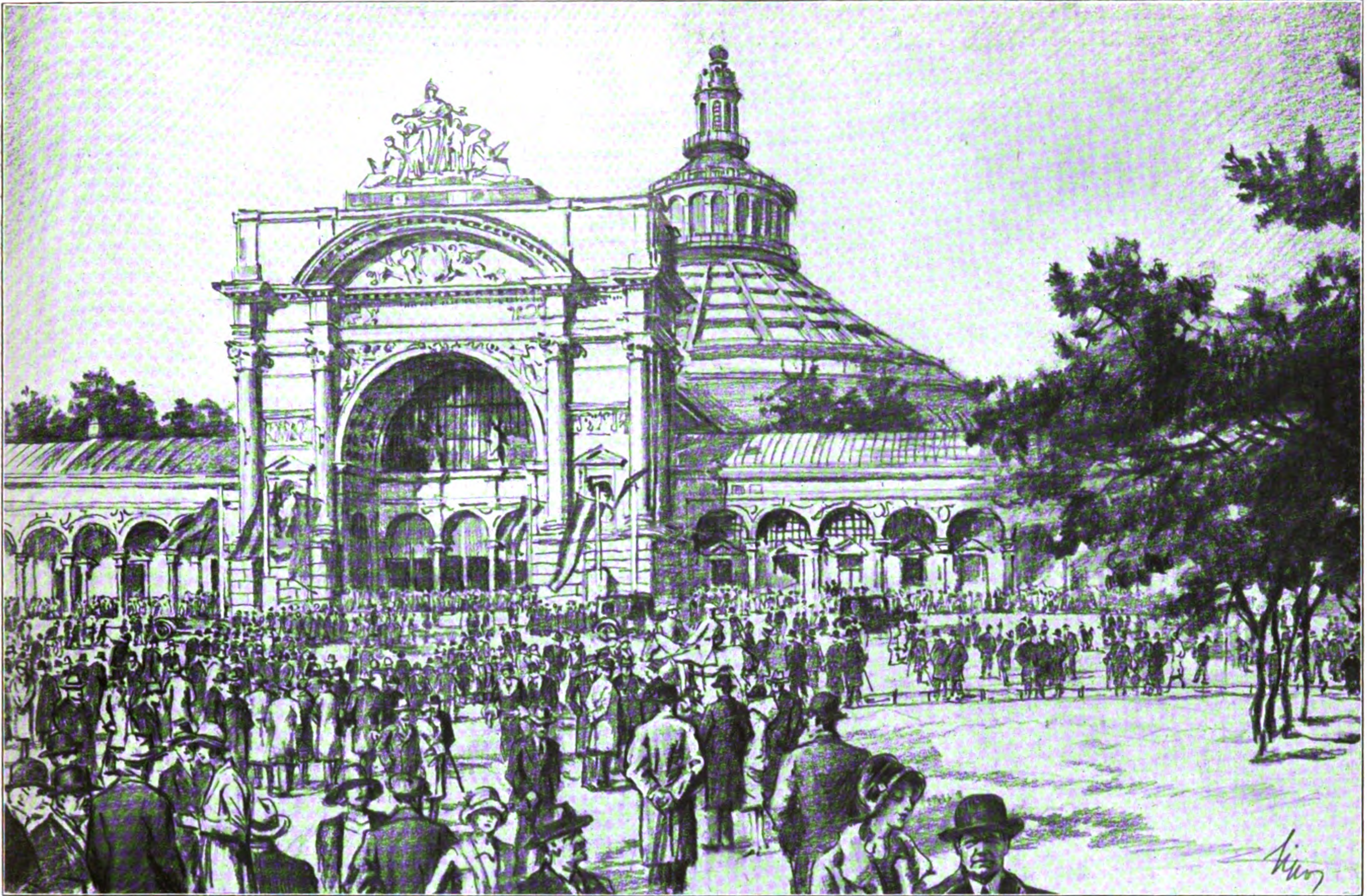
Da hob der Kardinal die Hand mit befehlender Geste. Ehe die Leute der Stadtguardia wußten, was ihnen geschah, wurden sie von der Dienerschaft des Kardinals aus dem Hause gedrängt. Das Tor schloß sich wieder, die schweren Eisenriegel wurden vorgelegt. Der Nuntius wandte sich gleichmütig seinem Schützling zu. „Der Herr hat das Asylrecht der Nuntiatur. Weshalb nimmt er es in Anspruch?"

„Ich bin Marquis Flery, Oberstwachtmeister in Kufsteins Dragonerregiment. In Notwehr hab' ich einen Offizier erstochen. Eminenz retten in mir einen Unglücklichen, keinen Verbrecher."

„Der Gnadenschatz der Heiligen Kirche ist unerschöpflich für ihre Gläubigen", sagte der Kardinal. „Der Herr Marquis wird mir die Affäre in den Einzelheiten schildern, und ich will Kaiserlicher Majestät darüber Vortrag halten."

In Flery erwachte neuer Lebensmut, neue Hoffnung. Der Kaiser war fromm, eine Verwendung des Kardinals konnte nicht erfolglos bleiben. In leisem Stoßgebet dem Himmel für seine Rettung dankend, folgte er leichten Herzens seinem Beschützer. —

Kaiser Leopold I. war ein musikliebender Herr. Die Aufführung seiner eigenen Kompositionen im engsten Kreise der Hofgesellschaft war ihm eine Lieblingsunterhaltung am Abend. Sie fand stets in einem kleinen Saal der kaiserlichen Gemächer statt, und nur die Familienmitglieder, vertraute Ratgeber der Kaiserlichen Majestät und fremde Fürstlichkeiten waren ständige Gäste. Sonst hatten noch im Dienst befindliche Kammerherren und Hofdamen Zutritt. Komtesse Anne Christine Trautson, der Liebling der Kaiserin Margareta, hatte sich mit der ihr vertrauten Gräfin Königsegg aus dem Zirkel der Gesellschaft unbemerkt in eine Fensternische zurückgezogen. Dort, von den schweren Plüschportieren verborgen, unterhielten sich beide Damen damit, die Anwesenden einer vernichtenden Kritik zu unterwerfen. Weder der hochgewaltige Staatskanzler Fürst Lobkowitz noch der siegreiche Feldherr Montecuculi entging den scharfzüngigen Bemerkungen der jungen Damen, die ihrer Würde wenig achteten. Der Dirigent der Kapelle senkte den Taktstock, in leisem Verklingen der Töne endete das Musikstück, dem, die Kaiserin voran, die ganze Hofgesellschaft lebhaften Beifall zollte. Da meldete der Türsteher Seine Eminenz den Kardinal Albani. Der Kirchenfürst trat feierlich mit priesterlicher Würde ein. Kaiser und Kaiserin beugten vor seinem Segen das Haupt. Leopold lud ihn ein, in dem Armsessel zu seiner Rechten Platz zu nehmen. Albani verneigte sich und bat um gnädiges Gehör auf ein paar Minuten. Der Kaiser erhob sich und trat mit dem Kardinal einige Schritte zurück, in die Nähe des Fensters, hinter dessen Vorhängen die jungen Gräfinnen ihre Lästerschule betrieben. Jetzt verhielten sie sich still, denn Kaiserliche Majestät hätte ungnädig ihren Exodus aus der Gesellschaft bemerkt. Der Kardinal erzählte das Begebnis mit Oberstwachtmeister Marquis Flery, bei welchem Namen die Komtesse Trautson hoch aufhorchte. Der Kaiser wiegte bedauernd das Haupt in der mächtigen Allongeperücke. „Es ist mir unerfreulich, Eurer Eminenz mitteilen zu müssen, daß mir Graf Palffy über sotanes Geschehnis Bericht erstattet und ich Befehl gegeben habe, mit dem Übeltäter streng nach meinem Kaiserlichen Edikt zu verfahren. Man muß ein Exempel statuieren, damit diese Kämpfe und Raufereien in den Straßen endlich aufhören."



Von der Eröffnung der Frühjahrsmesse in Wien am 13. März: Das Messetreiben vor der Rotunde im Prater. Zeichnung von Adalbert Sipos.

Mit der Einrichtung der Messe hat die Stadt Wien, der nach der Vernichtung der Habsburgischen Monarchie für ihre Millionenbevölkerung das Hinterland genommen war, insofern einen glücklichen Griff getan, als dadurch ein erhöhter Zustrom von Fremden gewährleistet ist und auch der österreichischen Industrie eine größere Absatzmöglichkeit erschlossen wird. Auf der diesjährigen Frühjahrsmesse, die vom 13. bis zum 19. März stattfand, waren unter den Wiener Meßgästen neben reichsdeutschen Interessenten besonders Vertreter der österreichischen Nachfolgestaaten und südosteuropäischen Länder vertreten, doch fehlten auch überseeische Kauflustige nicht. Unser Bild zeigt das Leben und Treiben vor dem alten Bau der Wiener Rotunde im Prater, der im Jahre 1873 für die Weltausstellung errichtet wurde.

Albani neigte respektvoll vor dem kaiserlichen Willen den Kopf. „Eure Majestät verkörpern die göttliche Gerechtigkeit auf Erden." Der weiche Ton der Worte schmeichelte dem Ohr des Kaisers. „Ich habe ernstliche Beschwerde zu führen gegen den Stadtkommandanten Grafen Starhemberg, Majestät! Er hat mein Haus mit den Leuten der Stadtguardia umstellt. Ich befinde mich im Belagerungszustand."

„Wie soll er sich anders gegen die Flucht des Übeltäters sichern, Eminenz?" fragte der Kaiser ungnädig. „Wenn Eminenz den Mörder meinen Gerichten ausliefern, ist die ganze Affäre beendet."

„Und ein Unschuldiger büßt sie mit seinem Kopf, Majestät. Marquis Flery ist kein Mörder. Er hat in Notwehr den Maschau erstochen."

„Im Streit um ein Frauenzimmer, Eminenz, wie mir Graf Palffy berichtet. Der Graf soll Ihnen den Hergang des Vorgangs schildern."

Gräfin Königsegg fühlte, wie sich die Finger der Komtesse Trautson in ihren Arm krampfhaft eingruben. Im Schatten der Vorhänge konnte sie der Freundin Gesicht nicht sehen, empfand aber das Beben, das deren Körper durchlief. Der Kaiser winkte dem Grafen Palffy.

„Erlaucht!" meinte die Majestät mit einer gewissen Ungeduld im Ton. „Seine Eminenz beansprucht Asylrecht für den Offizier, der Ihren Oberstleutnant erstochen. Läßt sich die Sache nicht applanieren? Ich wäre Eminenz gern gefällig in der Sache."

„Ich vertraue der Gerechtigkeit Eurer Majestät. Oberstleutnant Maschau war einer meiner tapfersten Offiziere. Er wurde aus Eifersucht meuchlings erstochen. Im ehrlichen Duell wäre er nicht dem abenteuernden Glücksritter erlegen."

„Erlaucht, exküsieren!" sagte der Kardinal. „Der Maschau war ein Raufbold, der dem Mädchen, der Tochter des Schankwirts ungebührlich begegnete. Erlaucht sollten auch den Stand Flerys berücksichtigen. Er ist vom Adel."

„So sagt er!" meinte Palffy trocken. „Sein Großvater stammte aus der Gascogne, wo jede Hundshütte zur Baronie und jeder Steinhaufen zum Marquisat heraufgelogen wird."

Komtesse Trautson lachte nun leise auf.

Graf Palffy verneigte sich kalt vor dem Kardinal. „Eminenz, die Heilige Schrift sagt: ‚Wer mit dem Schwerte schlägt, wird durch das Schwert umkommen.' Kaiserliche Majestät wird zwischen uns entscheiden. Es wird der Armee übel gefallen, militärische Verbrechen geistlicher Gerichtsbarkeit unterworfen zu sehen."

Die leise Drohung verfehlte nicht ihre Wirkung auf den Kaiser, der bedauernd meinte: „Eminenz, es tut mir leid, aber wir werden Seiner Erlaucht, dem Herrn Grafen nachgeben müssen."

Albani preßte die Lippen zusammen. Palffy entfernte sich stolz.

Der Kaiser gab seinem Kapellmeister das Zeichen, mit der musikalischen Vorführung fortzufahren. Diesen Augenblick benutzten die jungen Damen, hinter dem Vorhang hervorzuschlüpfen. Für die Gräfin Königsegg war das Erlauschte belanglos, Komtesse Trautson unterlag einer seltsamen Wandlung. Flery war ihr mit den feinen, bewegten Zügen, dem schmachtenden Blick der dunklen Augen liebenswert erschienen. In dem Marquis, dem Offizier von Verdienst, hatte sie den Ebenbürtigen gesehen. Nun hatte sie hören müssen, daß um sein Leben wie um das eines Hundes gestritten wurde. Jedem galt nur das Rechtsprinzip, keinem der Mensch. Flerys Adel wurde verhöhnt. Er hatte einen Menschen im Streit um ein Mädchen erschlagen. Komtesse Trautson riß jede Erinnerung an ihn aus ihrem Herzen. Es tat ein bißchen weh, ihr Stolz linderte den Schmerz. Nur eine Schuld wollte sie zahlen. Flery war ihr Lebensretter gewesen, sie wollte es ihm vergelten. Die Kapelle intonierte eine Gavotte. Auf des Kaisers freundlichen Wink ordneten sich die jungen Paare zum Tanz. Palffys Kopf neigte sich über die Hand der Komtesse. Sie trat mit ihm an. Während der zierlichen abgemessenen Schritte sprach sie leise flüsternd in ihn ein.

„Erlaucht behaupten, mich zu lieben." Zwei Schritte zurück, zwei Schritte vor.

„Ich bete Sie an, Komtesse!" Neckisch entzieht sich die Dame dem Ungestüm des Kavaliers. Dann nähert sie sich ihm wieder.

„So erfüllen Sie mir eine Bitte, Erlaucht." Die Dame reicht dem Kavalier die Hand.

„Ich wäre glücklich, sie erfüllen zu können." Hand in Hand, Kavalier und Dame, zwei Schritte vor, zwei Schritte zurück.

„Marquis Flery hat mein Leben gerettet. Erlaucht, Sie sollten ihm dankbar sein, wenn Sie mich lieben!"

Palffys Gesicht wurde hart. „Komtesse treiben Scherz mit mir!" Zwei Schritte vor, zwei Schritte zurück.

„Meine Hand für seinen Kopf, Erlaucht!" Der Kavalier neigt sich über die Hand der Dame.

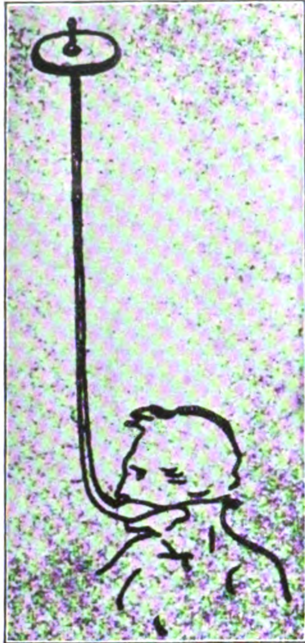
Palffys Blicke glühen in verzehrendem Feuer. „Zehn Köpfe wie seiner für diese Hand. Ich halte Sie beim Wort, Komtesse."

In der Pause zum nächsten Musikstück bat Palffy die Kaiserliche Majestät um Begnadigung Flerys. Er wolle Eminenz Albani gefällig sein und auf die Bestrafung des Marquis verzichten. —

Kardinal Albani konnte noch am selben Abend seinem Schützling die volle Begnadigung überbringen. Oberstwachtmeister Flery wurde Peter Stürzls Trauzeuge, als dieser seine Marianne zum Traualtar führte, dann ritt er unter dem Lothringer nach Ungarn wieder gegen die Türken. Komtesse Trautson war Gräfin Palffy geworden.

TAUCHERARBEITEN EINST UND JETZT

VON GEH. REGIERUNGSRAT PROF. DR.-ING. E. H. F. W. OTTO SCHULZE, DANZIG



Vorschlag Leonardo da Vincis für einen Taucherapparat (1500).



Taucherglocke von Guglielmo di Lorena (1535).

Schon seit über zweitausend Jahren ist man bemüht, Einrichtungen zu ersinnen, die den Menschen befähigen, sich längere Zeit unter Wasser aufzuhalten, aber allen diesen Bestrebungen steht die Beschaffenheit des Menschen entgegen, die verlangt, daß ihm die zum Atmen erforderliche Luft dauernd zugeführt wird, und nur in kleinem Umfange gestattet, ihn dem Druck, der Nässe und der Kälte des Wassers auszusetzen. Auch das geringe Gewicht des Menschen erschwert das Untertauchen. Aus diesen Gründen können unausgerüstete Menschen nur in geringe Tiefen von 10 bis 20 m hinabsteigen und sich auch nur kurze Zeit, etwa zwei bis drei Minuten, unter Wasser aufhalten. Perlen- und Schwammtaucher benutzen beim Hinabgehen zur Vergrößerung ihres Gewichts eine künstliche Belastung durch Steine, die sie nach schnellem Zusammenraffen ihrer Beute vor dem Hinaufsteigen abwerfen.

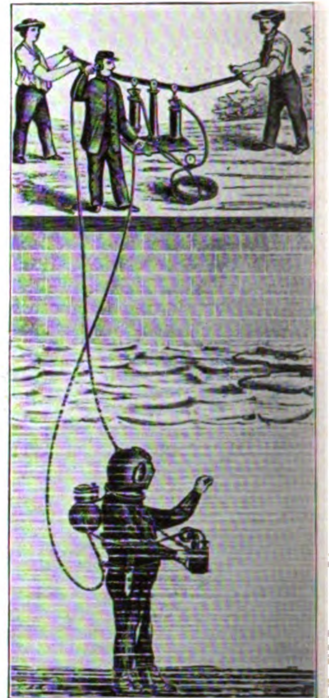
Am leichtesten ist zu erkennen, daß Taucher gegen die Einwirkungen der Nässe und Kälte durch entsprechende Anzüge, welche am zweckmäßigsten aus Gummistoff und Wolle gebildet werden, wirksam geschützt werden können. Schwieriger verständlich sind die durch den mit der Tiefe zunehmenden Wasserdruck geschaffenen Umstände.

Auf der Erdoberfläche haben wir den Druck der über uns befindlichen Luftsäule auszuhalten. Wir empfinden von diesem Druck für gewöhnlich nichts, da auch im Innern des Menschen viel Luft ist und diese sich im völligen Ausgleich mit der Außenluft befindet. Dieses Gleichgewicht ändert sich aber sofort, wenn der Druck der Außenluft verringert oder erhöht wird.

Im Wasser nun erhöht sich durch das Gewicht der darüberlagernden Schichten der Druck mit zunehmender Tiefe, und zwar entsprechen immer je 10 m Wassertiefe dem Druck einer Atmosphäre, also in 10 m Tiefe kommt zu dem gewöhnlichen Luftdruck noch der Druck von 10 m Wassersäule hinzu, d. h. jeder Körper in dieser Tiefe muß noch einen Mehr- oder Überdruck von einer Atmosphäre (d. i. 1 kg je qcm) aushalten. In 20 m Tiefe beträgt der Überdruck 2 Atm., in 30 m 3 Atm. usw., in 100 m Tiefe 10 Atm. Da die Oberfläche eines erwachsenen Menschen 2—2,5 qm beträgt, so beläuft sich das Gewicht, das einen Menschen belastet, in 10 m Tiefe auf 20000—25000 kg, in 20 m Tiefe auf 40000—50000 kg usw., bei 100 m Tiefe auf 200000—250000 kg.

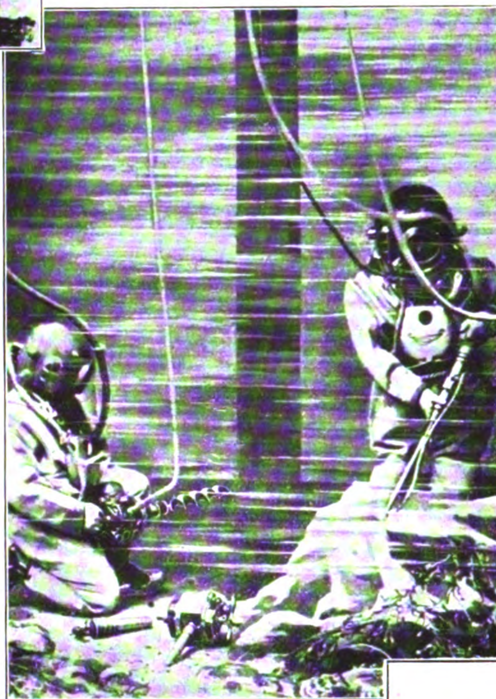
Kann nun ein Mensch so gewaltigen Kräften Widerstand leisten? Die Antwort lautet für gesunde und kräftige Menschen: Bis etwa 50 m Tiefe, ja! Bis 20 und 30 m Tiefe wird bei Anwendung der notwendigen Vorsichtsmaßregeln ein Aufenthalt von mehreren Stunden ohne Gesundheitsschädigung ertragen. Nur muß immer ein Druckausgleich zwischen der Außenluft und der im Innern des Menschen bestehen. Er wird durch die Druckluftpumpe erzielt. Allerdings muß die Überführung aus dem gewöhnlichen in den höheren Druck langsam erfolgen, man rechnet etwa auf je 0,1 Atm. 1 Minute. Bei dem umgekehrten Vorgang, dem Aufsteigen, muß die doppelte Zeit angewandt werden, damit die Druckluft, die nicht nur die Lungen, sondern auch die Gewebe und Säfte des Körpers erfüllt, langsam entweichen kann.

Die im Altertum bestehende Unmöglichkeit, Druckluftpumpen zu schaffen, die erst in den letzten Jahrhunderten hergestellt wurden, führte zu einem Wege, der die eine Entwicklungsrichtung des Taucherwesens darstellt. Taucht man ein leeres Trinkglas umgekehrt in eine Wasserschüssel, so bemerkt man, daß das Wasser nur wenig in das Glas eindringt. In der eingeschlossenen Luft können Lebewesen so lange atmen, als der darin vorhandene Sauerstoff ausreicht. Dies ist der Grundgedanke der Taucherglocke, der in der Neuzeit zu ganz gewaltigen Ausführungen durchgebildet wurde.

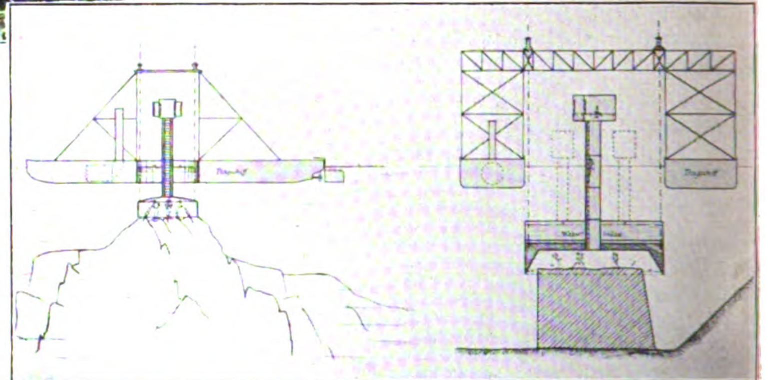


Taucheranzug mit Zubehör.

Schon Aristoteles beschreibt etwa 350 v. Chr. einen ähnlichen Gedanken, und von Alexander dem Großen (356—323 v. Chr.) geht die Sage, daß er mit einer Taucherglocke, die aus metallenen, mit geölter Ochsenhaut überzogenen Rahmen bestand und Glasfenster besaß, unter Wasser tauchte, wobei er Meeresungeheuer beobachtete, „zu schrecklich, um sie zu beschreiben“. Auch dem Franziskaner Mönch Roger Bacon soll dies im 13. Jahrhundert bekannt gewesen sein. — Aber erst um 1535 finden wir eine brauchbare Durchbildung der Glocke durch Guglielmo di Lorena, die Francesco dei Marchi benutzt hat, um nach den gesunkenen Lustgaleeren des römischen Kaisers Kaligula auf dem See Nemi zu forschen. Schon diese kleine Taucherglocke stellt eine brauchbare Lösung dar. Etwas größer als diese war schon die Taucherglocke, mit der im Jahre 1538 griechische Taucher auf dem Tajo vor Toledo vor Kaiser Karl V. und 10000 Zuschauern eine Vorstellung gaben, bei der das von ihnen mitgenommene Feuer nach dem Wiederaufwinden der Glocke noch brannte und sie selbst lebten. Erfolgreich wurden darauf 1588 und 1665 Taucherglocken benutzt, um Kanonen von der gesunkenen spanischen Armada wiederzubekommen. Eine größere Brauchbarkeit erlangten die Taucherglocken jedoch erst, als der englische Astronom Halley 1716 für sie die ständige Luftzuführung zuerst durch Blasebälge und später durch Druckluftpumpen erfand. Dadurch wurde dem Taucher ein längerer Aufenthalt unter Wasser ermöglicht und die Taucherglocke ein immer wichtigeres Arbeitsgerät, das 1779 durch den englischen Ingenieur Smeaton zuerst aus Gußeisen hergestellt und für die Aufnahme von zwei Mann bemessen wurde. In ähnlicher Form wurden aus Stahl hergestellte Taucherglocken noch in neuester Zeit bei den Hafenbauten in Dover benutzt.



Einzeltaucher bei Hafenbauten in Dover.



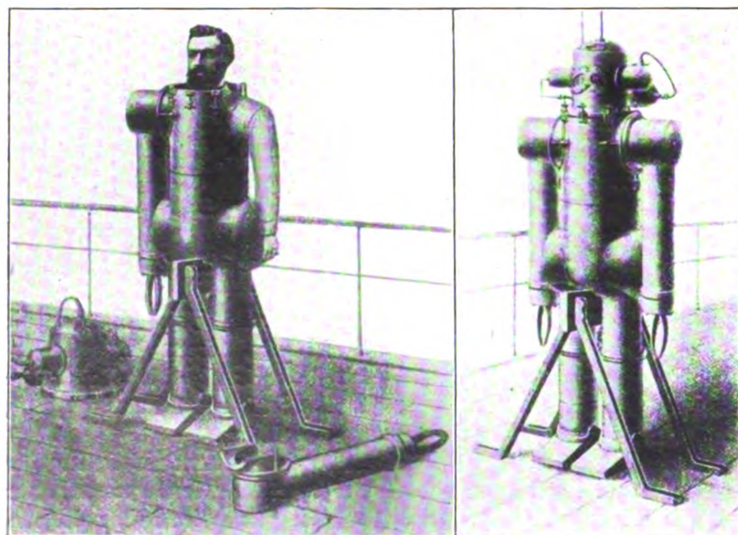
Zeichnerische Darstellung neuzeitlicher schwimmender Taucherglocken.

Unbequem ist bei diesen Glocken, daß sie stets ganz aufgewunden werden müssen, wenn das Personal gewechselt werden soll. Dadurch, daß man die Taucherglocken mit einem über Wasser hervorragenden eisernen Schachtrohr und dessen oberes Ende mit einer 1841 von dem französischen Ingenieur Triger zuerst angegebenen „Luftschleuse“ abschloß, beseitigte man diesen Übelstand und schuf die Form der Taucherglocke, die beliebig große Ausführungen ermöglichte und sie zu dem wichtigsten Baugerät für Arbeiten bis zu etwa 30 m unter Wasser machte. Von diesem zeigt die Darstellung neuzeitlicher schwimmender Taucherglocken zwei Beispiele. Auf der linken Seite ist einer der auf dem Rhein zur Beseitigung von Felsbänken gebräuchlichen Taucherschächte dargestellt, bei dem die Taucherglocke an einem Schiff mit eigener Fortbewegungsmaschine hängt und durch die Luftschleuse und den Zusteigeschacht jederzeit zugänglich ist.

Die uraltbewährte Kieler Taucherglocke wurde Ende der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zur Herstellung zweier neuer Trockendocks mit fast 600 qm Grundfläche benutzt. Die 42 m lange und 14 m breite Glocke hat die Größe manches großen Festsaales, sie hängt mit 20 Hängestangen an einem eisernen Gerüst, das von zwei Trageschiffen gestützt wird und ist durch sieben mittels Luftschleusen abgeschlossene Schächte zugänglich. Zwei von den Schleusen dienen dem Personenverkehr, vier andere sind für die Hinein- und Hinausbeförderung der verschiedenen Baustoffe bestimmt, während die siebente besonders als Betonschleuse zum Hinabschaffen der Betonmassen ausgebildet ist. Besonders veranschaulicht unsere größere Abbildung diese Taucherglocke, die sie bei der Herstellung einer der Betonsohlen für die Kieler Trockendocks zeigt. In ihr waren in 20 m Tiefe unter Wasser bis 60 Arbeiter gleichzeitig tätig.

Andere Taucherglocken sind in der Hinsicht weiterentwickelt worden, daß man sie von den Trageschiffen unabhängig und als freischwimmende Taucherglocken selbständig machte. Allen Taucherglocken ist das gemeinsam, daß der in ihnen arbeitende Mensch keine besonderen Vorrichtungen braucht, um in der Druckluft tätig zu sein. Die Schutzeinrichtungen umgeben ihn in Gestalt der Taucherglocke.

Eine andere, gleich wichtige Entwicklung der Taucherapparate geht schon seit alten Zeiten nebenher, bei der der einzelne Mensch mit Einrichtungen ausgestattet wird, die ihm den Aufenthalt unter Wasser gestatten. Schon Herodot berichtet 450 v. Chr. von einem spartanischen Taucher Scyllias, der Schätze aus dem Wrack des Pelion geholt haben soll, ferner schreibt



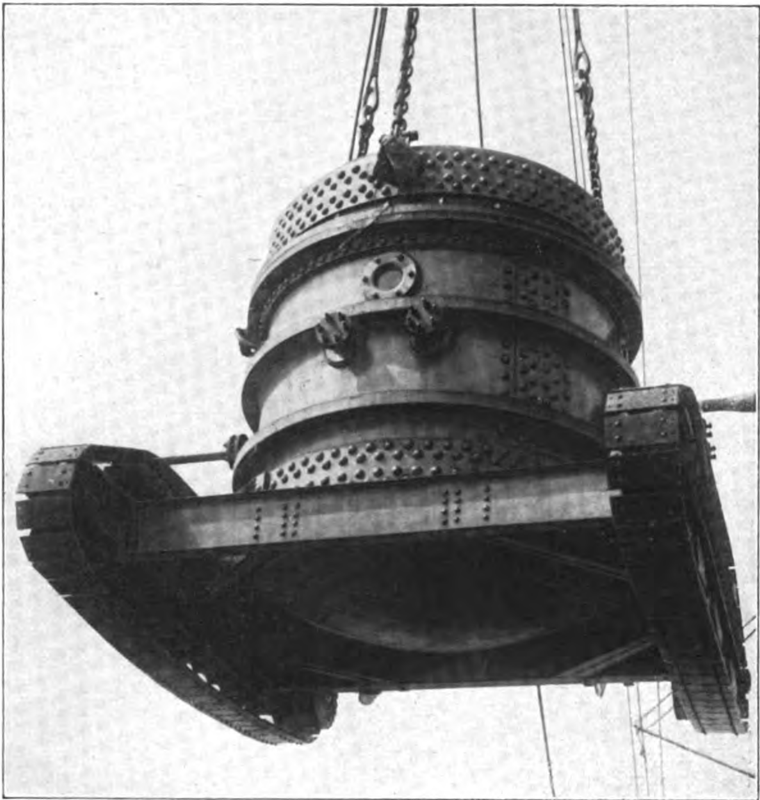
Panzertaucher nach de Pluvy (1906).

Die große Taucherglocke beim Bau eines Trockendocks in Kiel.
Nach einer Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung“ von Fritz Stoltenberg, 1901.

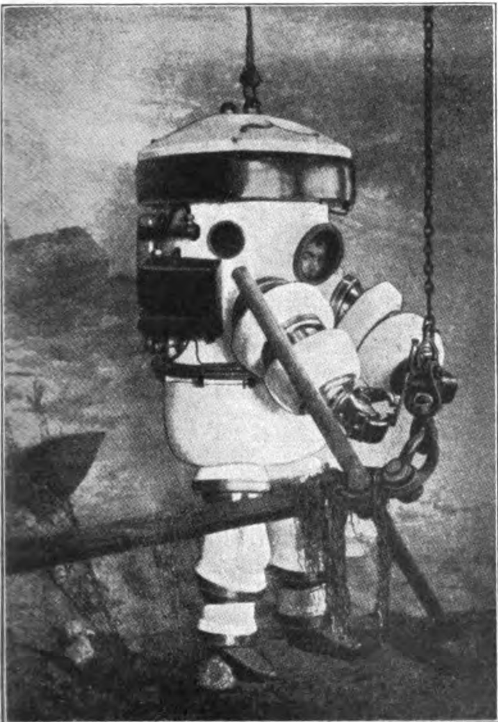
Roberto Valturio 1472 in einer Abhandlung über die Kunst des Krieges von Kriegern in Lederanzügen mit Metallhelmen zum Kämpfen unter Wasser. Selbst Leonardo da Vinci schlägt um 1500 eine Vorrichtung vor, bei der das obere Ende eines Bambusrohres durch einen Korkschwimmer an der Wasseroberfläche gehalten und das unten mit Hilfe einer Ledermanschette vor den Mund des Tauchers gebunden wird, so daß er durch dieses Rohr mit der Luft in Verbindung bleibt.

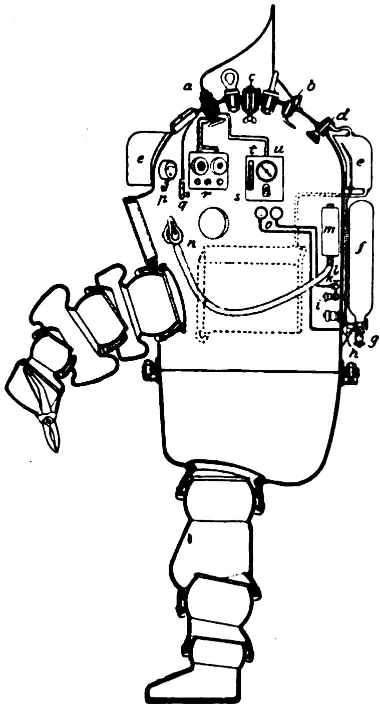
Alle diese und eine ganze Reihe anderer Vorschläge haben keine praktische Bedeutung erlangt, erst der Neuzeit war es vorbehalten, wirklich brauchbare Taucherapparate auszubilden, bei denen, wie bei den Taucherglocken, die durch Halley 1716 erfundene ständige Luftzuführung den Weg zur Lösung zeigte. Den ersten brauchbaren Taucheranzug für mehrstündige Arbeit unter Wasser schuf Cabirot um 1850, der unter dem Namen „Skaphander“ mit einigen Verbesserungen auch heute noch im Gebrauch ist. Bei diesen Apparaten wird der Taucher gegen Nässe und Kälte durch einen Anzug aus Gummi und Stoff geschützt, dessen oberer Teil aus einem metallenen Helm mit mehreren Glasfenstern besteht. Gegen den Auftrieb wirken Bleigewichte auf der Brust, dem Rücken sowie unter den Stiefeln, und für die Luftzuführung sorgt ein drucksicherer Schlauch, durch den von einer Druckluftpumpe ständig Luft dem Taucher zugeführt wird, deren Druck genau der Tiefe angepaßt ist. Dadurch nun, daß der Taucher, wie die Arbeiter in der Taucherglocke, in seinem Anzug in Druckluft arbeitet, wird dem Druck des Wassers entgegengewirkt, es gelten dann aber auch für sein Hinab- und Hinaufsteigen die gleichen obenerwähnten Vorschriften wie bei allen Arbeiten unter Wasser. Anfänglich wurde die Druckluft unmittelbar in den Anzug gepumpt, so daß der Taucher auch die verbrauchte Luft wieder mitatmen mußte, auch war es für die Leute an der Pumpe schwierig, den Druck der Luft genau der jeweiligen Tiefe anzupassen. Hierfür schuf der 1867 von Denayrouze und Rouquayrol erfundene Druckregler Abhilfe, der von den Tauchern als Tornister auf dem Rücken getragen wird. Von diesem aus entnimmt der Taucher die Atmungsluft durch ein zu seinem Munde führendes Rohr, in ihrem Druck genau der Tiefe angepaßt, und stößt die verbrauchte Luft durch ein besonderes Venti ins Wasser hinaus.

Eine Signalleine, ein Sprechschlauch (in neuerer Zeit durch Telephon ersetzt) verbinden den Taucher mit der Oberwelt, elektrische Lampen erhellen sein Arbeitsfeld. Gibt



Der Tank als Tauchgerät:
Ein Tiefsee-Tauchtank wird vom Schiff aus zu Wasser gelassen.





a Telefonkabelanschluß
b Seilabwurf
c Signalklappe
d Entlüftungsventil
e Auftriebsring
f Sauerstofflasche
g Absperrventil (außen)
h Reduzierventil
i Absperrventil (innen)
k Dosierungsventil
l Ausströmdüse (für Atmung)
m Atmungspatrone
n Maske mit Schlauch
o Manometer
p Tiefenmanometer
q Klingeltaster
r Telefon
s Licht
t Thermometer
u Barometer

Taucheranzug der Firma Neufeldt & Kuhnke (1925): Links: Der Taucher bei der Arbeit. — Rechts: Schematische Darstellung.

man ihm noch die erforderlichen Werkzeuge, die häufig mit Druckluft gesondert angetrieben werden, wie Meißel, Bohrer, Hämmer, so ist sein Arbeitsbereich fast unbegrenzt.

Bei dem Durchsuchen von Wracks sind die dem Taucher mit der Oberwelt verbindenden Schläuche, Kabel und Taue lästig und gefährlich. Aber auch da helfen neuere Erfindungen, nach denen der Taucher die für mehrere Stunden erforderliche Luft in verdichteter Form in Stahlflaschen, sogenannten Nährflaschen, auf seinem Tornister mitnimmt, so daß der für ihn sonst lebenswichtige Luftschlauch fortfallen kann und er nur ein Tau als Halte- und Signalleine braucht, mit dem die Litzen für Fernsprecher, elektrische Beleuchtung usw. verbunden sein können.

Mit solchen Apparaten ausgestattete Taucher können in einer für Hafenzwecke völlig ausreichenden Tiefe bis zu 30 m mehrere Stunden unter Wasser arbeiten, besonders kräftige und gesunde Leute erreichen auch ohne Schaden 50 m und mehr auf kurze Zeit (5 Atm. Überdruck!), aber hier liegt auch die durch die Beschaffenheit des Menschen gegebene Grenze. Will man weitergehen, so muß ein anderer Weg eingeschlagen werden, der in neuester Zeit durch die Panzertaucher erfolgreich beschritten wurde, indem in geschickter Weise die soeben erwähnte Versorgung des Tauchers mit verdichteter Luft und seine Unterbringung in einem dem Wasserdruck großer Tiefen gewachsenen Stahlgehäuse vereinigt wurde.

Schon 1906 konstruierte de Pluvy den in einer Abbildung gezeigten Panzertaucher, in dem der Taucher durch ein Stahlgehäuse mit allerdings nur wenig gelenkigen Armen und Beinen völlig von der Außenwelt abgeschlossen und dem Wasserdruck nicht ausgesetzt ist, da diesen das Stahlgehäuse abfängt. Seine Luftversorgung geschieht aus Stahlflaschen mit verdichteter Luft, die durch kleine Motoren und Pumpen in den Ansätzen zu beiden Seiten des Helmes in ständigem Umlauf gehalten wird, in Reinigungspatronen mit Ätzkalk die ausgeatmete Kohlensäure und den Wasserdampf abgibt und nach Auffrischung mit Sauerstoff wieder in den Panzer hineingelangt. Wesentlich ist hierbei, daß die Luft infolge des völligen Abschlusses von der Außenwelt keine Zusammenpressung erfährt, ihr Druck also dem der gewöhnlichen Luft an der Erdoberfläche völlig entspricht. Infolgedessen kann der Taucher beliebig schnell in die Tiefe hinabgelassen und aufgewunden werden und auch sofort nach der Ankunft aussteigen. Alle sonst durch den Druckübergang verursachten großen Zeitverluste kommen in Fortfall. De Pluvy hat selbst mit seinem Apparat 115 Abstiege bis zu 100 m Tiefe gemacht. Allerdings ist die Arbeitsfähigkeit sehr beschränkt, da als Werkzeuge nur die vom Innern des Anzugs aus bedienten Zangen am unteren Ende der Armrohre zur Verfügung stehen.

Auf dem gleichen Grundgedanken aufgebaut, stellt der 1925 von dem Württemberger Gall und der Firma Neufeldt und Kuhnke in Kiel nach zwölfjährigen Versuchen herausgebrachte Panzertaucher eine bedeutende Vervollkommnung dar. Als wesentliche Verbesserungen sind hier die durch Kugellager leicht beweglichen Arm- und Beingelenke, der sehr viel geräumigere Rumpf und die Hinzufügung von Kopfring- und Seiten-Wasserbehältern zum Gewichtsausgleich hervorzuheben. Zur Ausrüstung gehören 6 Druckluftflaschen mit Luft von 250 Atm. Druck zum Ausblasen der Wasserbehälter, eine Sauerstoffflasche nebst Luftreinigungspatronen, ein Lautfernsprecher, ein Morseapparat für Summerzeichen, verschiedene Manometer, ein Thermometer und eine elektrische Beleuchtungsanlage mit den zugehörigen Schaltern, so daß das ganze Gerät „von außen einer geräumigen Ritterrüstung und in seiner Inneneinrichtung dem Kommandoturm eines U-Bootes verglichen werden kann. Zur Verbindung des Tauchers mit der Oberfläche dient eine von innen lösbare Halteleine, in der 7 Adern für die elektrischen Anlagen untergebracht sind. Sie kann im äußersten Fall auch noch als Signalleine benutzt werden. —

Das Neueste auf dem Gebiete der Geräte für Taucherarbeit stellt der Motor-Tiefseetank dar. Mit seinen Raupenrädern fährt er unter eigener Kraft auf dem Meeresboden dahin, um mit seinem Drillbohrer gesunkene Schiffe anzubohren, damit Hebewerkzeuge angebracht werden können.

Wissen und Leben

Gedenktage dreier Koryphäen der Naturwissenschaft. Die naturwissenschaftliche Welt konnte in diesem Monat dreier bedeutender Persönlichkeiten aus ihren Reihen gedenken: des italienischen Physikers Volta, des französischen Astronomen und Mathematikers Laplace und des englischen Astronomen, Mathematikers und Physikers Newton. Isaac Newton wurde am 5. Januar 1643 in Woolsthorpe (Grafschaft Lincoln) geboren. Sein Dasein war reich an Erfolg und Anerkennung, und seine Entdeckungen stellen ihn in die vorderste Reihe unter den Forschern aller Zeiten. Ein vom Baume fallender überreifer Apfel gab ihm angeblich die Anregung zur Entdeckung des Gesetzes der Schwerkraft (Gravitation), die wieder in die Erkenntnis mündete, diese Kraft regiere nicht allein auf der Erde, sondern beherrsche unser ganzes Planetensystem. Auch die Analyse des Lichts ist ihm zu verdanken; er wies nach, daß das Licht aus vielen Farben (Spektralfarben) zusammengesetzt sei, eine Theorie, der später Goethe noch heftig widersprach. Auch glückte ihm die Erfindung der für die Mathematik so wichtigen Differentialrechnung (Leibniz hat sie später unabhängig von Newton noch einmal erfunden). Seinem schaffensreichen Leben machte der Tod am 31. März 1727 ein Ende. — Pierre Simon Marquis de Laplace (geb. am 28. März 1749 in Beaumont-en-Auge) hat sich besonders durch die erfolgreiche Bearbeitung von Problemen der neueren Astronomie verdient gemacht. Verschiedene astronomische Gesetze und bedeutsame Beobachtungen gehen auf ihn zurück. Am bekanntesten ist seine Hypothese der Entstehung des Sonnensystems, die gewöhnlich als Kant-Laplacesche Theorie bezeichnet wird. Sie erklärt die Bildung unserer Welt durch das Hervorgehen der Himmelskörper aus dem Ring, der sich von dem rotierenden Sonnen-Urkörper losgelöst habe; in gleicher Weise soll die Mondbildung der Planeten vor sich gegangen sein. Auch verdient seine Grundlegung der Wahrscheinlichkeitsrechnung genannt zu werden. Am 5. März 1827 starb der Gelehrte in Paris. — Am gleichen Tage verschied der italienische Physiker Graf Alessandro Volta, der am 19. Februar 1745 in Como geboren wurde. Noch augenfälliger als die Leistungen von Newton und Laplace sind Voltas Verdienste, die in unserem „Zeitalter der Technik“ eine großartige Auswirkung gefunden haben. Der Bau der „Voltaschen Säule“, des ersten elektrischen Elements, das einen dauernden Strom erzeugte, hat erst den Beobachtungen Galvanis an den zuckenden Froschschenkeln die wissenschaftliche und praktische Bedeutung gegeben und ihre Auswertung in der Zukunft angebahnt. Außer dieser Säule ist ihm noch die Erfindung zahlreicher unentbehrlicher elektrischer Instrumente, wie des Elektrophors, des Kondensators u. a., gelungen. Schon äußerlich lebt der Name des großen Physikers in der Bezeichnung „Volt“, der Maßeinheit der elektromotorischen Kraft, fort.



Isaac Newton,
großer englischer Astronom, Mathematiker und Physiker, † vor 200 Jahren am 31. März.



Pierre Simon Laplace,
bedeutender französischer Astronom und Mathematiker, † vor 100 Jahren am 5. März.



Zum 100. Todestage des italienischen Physikers Alessandro Volta am 5. März: Volta bei der Erläuterung seiner elektrischen Säule vor Napoleon Bonaparte als Erstem Konsul. (Nach einem zeitgenössischen Gemälde.)

Wendenfest. (Vgl. hierzu unsere farbige Zeichnung auf Seite 437.) Verloren auf einsamen Höfen und Weilern der Lausitz, in kleinen Gruppen in einem größeren Dorfe und in einigen wenigen Städten, selten genug in einem Dorfe die Mehrheit bildend, lebt das wendische Völkchen, dessen Eigenart immer und immer wieder die Aufmerksamkeit aller der deutschen Kreise gefunden hat, die für bodenständiges Volkstum Verständnis haben. Ohne Zweifel besitzt die wendische Bevölkerung sowohl im sächsischen als auch im preußischen Anteil der Lausitz außerordentlich sympathische Züge. Obwohl die Wenden von Haus aus nicht Deutsche der Muttersprache nach sind, haben sie in Krieg und Frieden doch stets treu zu dem Staate gehalten, dessen Bürger sie sind. Auch sind in ihrer körperlichen Erscheinung, in ihrer ganzen Haltung Wenden und Deutsche nicht voneinander zu unterscheiden. Ihr inneres Wesen erscheint als ein deutsches, nur das äußere Gewand ist wendisch. Selbst ihre bunten, malerischen Trachten, die die Wenden in ganz Deutschland bekannt gemacht haben, sind nicht slawisch, sondern deutsch. Das mag zunächst absonderlich klingen, und es ist doch für den über jeden Zweifel erhaben, der weiß, wie jung alle unsere Volkstrachten sind. So wie unsere Bauern im hessischen Bergland und im Elsaß, in den Vierlanden und im Schwarzwald, in Franken und im Westfälischen sich heute noch kleiden, so kleidete sich der deutsche Bürger des 18. Jahrhunderts. Auf welch kurze Vergangenheit gerade auch die wendischen Trachten zurückblicken, dafür nur ein Beispiel. Eine besonders kleidsame wendische Tracht zeigt die Farben Grün-Weiß, die sächsischen Farben. Diese Farben konnten aber doch erst dann bei den Wenden Eingang finden, nachdem die Lausitz sächsisch geworden war — nach dem Prager Frieden 1635.

In Hochkirch, dessen Name kriegerischen Klang hat, hatten sich Bewohner der Lausitz im letzten Sommer zu einem Heimatfest zusammengefunden. Bunt wogte auf den Gassen des malerisch auf einem Hügel gelegenen Hochkirch die Menge der Festteilnehmer durcheinander. An Ehrenpforten und Girlanden aus frischem Grün waren Tafeln angebracht, die die Gäste in wendischer, gelegentlich auch in deutscher Sprache begrüßten. Die Glanzstücke des Festzuges bildeten naturgemäß die farbigen wendischen Trachten. Besonders fielen die der Muskauer und Schleifer Gegend auf, und von den lebhaften bunten Farben der übrigen stachen die schwarzen Trachten der Wittichenauer Wenden deutlich ab. Natürlich fehlte im Festzug auch der Dudelsackpfeifer nicht, in einer Tracht, wie sie heute noch im Schwäbischen getragen wird; auf dem Kopf den Dreispitz, den das spottlustige pfälzische Volk den „Nebelspalter“ genannt hat. Besonders lebhaft ging es auf der Festwiese zu, die von Zelten und Buden umrahmt war, wie solche nun einmal zu einem Volksfest



Modellmarkt in der Vorhalle der Akademischen Hochschule für die bildenden Künste in Berlin.
Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.

Alte Fuggerherrlichkeit: Schloß Kirchheim in Schwaben

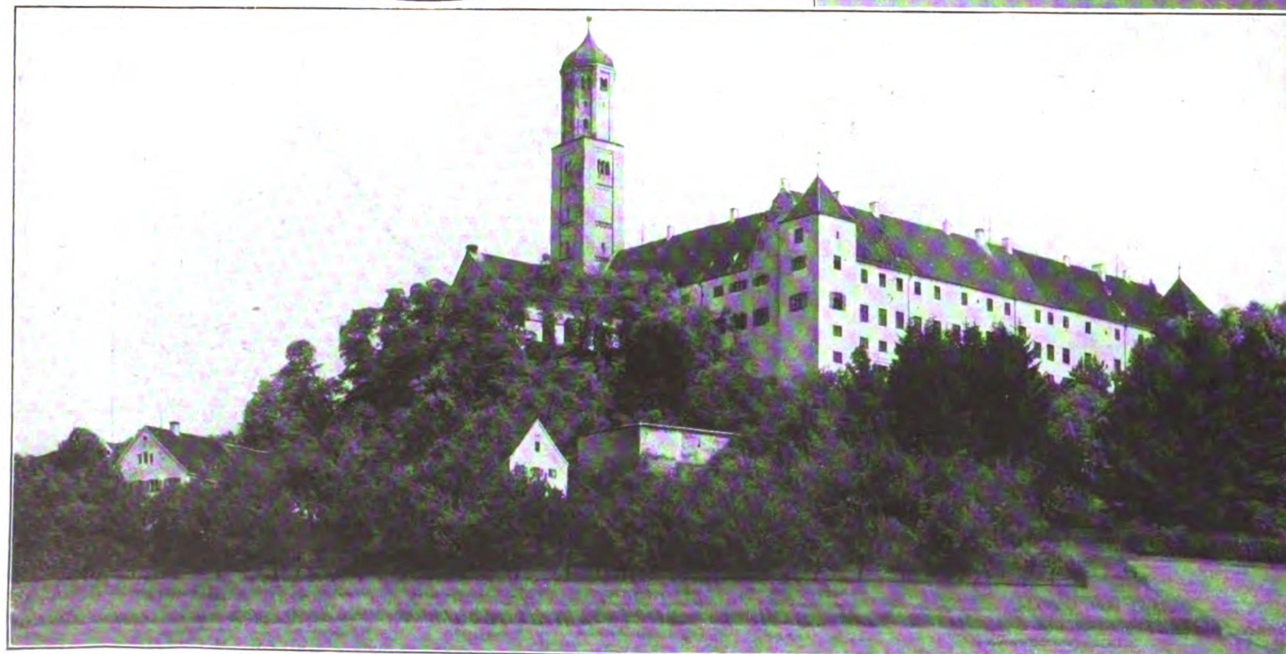
(Hierzu ein Artikel auf Seite 453.)*











Oben links:
Der Rokokosaal.

Oben rechts:
Speisesaal mit Altaugsburger Vertäfelung und Holzdecke.

Mitte links:
Außenansicht des Schlosses Kirchheim mit dem schönen Renaissanceportal.

Mitte rechts:
Der Zedernsaal mit der kostbaren Zedernholzdecke.

Unten links:
Gesamtansicht des Schlosses Kirchheim, erbaut in den Jahren 1579—1583. (Besitz des Fürsten Fugger v. Glött.)

Sämtliche Photographien von Atelier Fr. Höfle (Inh. M. Lang), Augsburg.

gehören. Ansprachen in wendischer und deutscher Sprache, Vorträge wendischer Volkslieder, turnerische Darbietungen lösten einander ab. Das Fest, das in den würdigsten Formen verlief, hob sich vorteilhaft ab von Festen, wie sie manchmal in Großstädten und städischen Vororten gefeiert werden. Keine lärmenden Kundgebungen, keine häßlichen Auftritte störten die Stimmung. Alles war auf einen gewissen feierlichen Ernst abgestimmt. Der genaue Beobachter hatte sogar den Eindruck, daß der wendische Festgottesdienst für die überwiegende Masse der ländlichen Besucher der wichtigste Teil des ganzen Festes war. Es lag fast so etwas wie eine schwermütige Stimmung über dem Ganzen, und es kamen schmerzliche Gedanken dem Beobachter, der die Geschichte des wendischen Volkes überschaut und dessen Zukunft zu enträtseln versucht. Immer mehr schmilzt das wendische Gebiet zusammen, der völlige Untergang läßt sich kaum aufhalten, und doch kann ihn niemand, der recht denkt, wünschen. Daß dieser Vorgang von keiner Seite begünstigt oder gar erzwungen wird, das kam gerade in Hochkirch am klarsten zum Ausdruck. Nicht nur die Festreiter waren mit den wendischen Farben geschmückt und die Festwagen und die hunderte Festzugsteilnehmer, auch von den Häusern und den Flaggenmasten auf der Festwiese wehten die blaurotweißen wendischen Fahnen. Alle Gäste, die erschienen waren, trugen dem Feste zu Ehren die wendischen Abzeichen, gleichgültig, ob der Gast nun ein Staats- oder Gemeindebeamter, ein Städter oder Bauer war. Nirgends sah man die deutschen Farben Schwarz-Rot-Gold oder Schwarz-Weiß-Rot. Nur eine merkwürdige Konzession war zu beobachten, eine Wendenfahne mit schwarzrotgoldenem Gösch! Niemand hat an alledem Anstoß genommen, die meisten haben sich auch gar nicht klargemacht, daß die wendischen Farben den tschechischen recht ähnlich sind. Niemand wird auf den Gedanken kommen, ein solches Fest stören zu wollen; im Gegenteil, die deutsche Polizei hätte sich gegebenenfalls schützend vor die Wenden gestellt. Alle deutschen Vereine Hochkirchs und der Bürgermeister an der Spitze erwiesen dem wendischen Ortsverein in Hochkirch, der sein 50jähriges Bestehen feierte, alle Ehre und Gastfreundschaft. Ein erfreuliches Bild friedlicher kultureller Zusammenarbeit in einer Zeit, da die Länder Europas erfüllt sind von dem Kampf, der der Unterdrückung nationaler Minderheiten gilt. Einen solchen Kampf hier entfesseln zu wollen — das fühlt jeder Wende — würde ja auch den Selbstmord bedeuten; denn der Kampf würde bis in die Familien hineingetragen werden. Dem kritischen Beobachter drängte sich aber auch der Gedanke auf, wie wohl ein solches Fest der Deutschen in der Tschechoslowakei oder in Jugoslawien verlaufen wäre. Und er erinnert an ein Fest in Mähren, bei dem die deutsche Bevölkerung, der es verboten ist, in deutschen Farben zu flaggen, sich darauf beschränken mußte, lediglich mit den leeren Fahnenstangen die Häuser zu „schmücken“. Und noch eine Bemerkung kann nicht unterdrückt werden. So harmonisch das Bild des Wendenfestes war, ein Mißton fehlte nicht. Von den bunten anheimelnden Farben der wendischen Trachten stachen die schreienden der Sokols grell ab. In ihren blutroten Hemden wirken diese Gestalten aufreizend. Man spürte auch deutlich die Kluft, die seelisch bestand zwischen den Sokols und den übrigen wendischen Teilnehmern; aber es scheint, daß den politischen Drahtziehern, die aus einem solchen Heimatfeste eine politische Kundgebung machen wollten, diese Sokols mit der Falkenfeder, ganz tschechisch uniformiert, das wichtigste sind. — Die Wenden aber sind keine Tschechen. Sie sind aber auch keine Polen und keine Serben, sondern ein Volkstum für sich, das zugrunde gerichtet würde, wenn es kulturell oder gar politisch — was beides natürlich nur Hirngespinste sind — unter die Herrschaft von Polen oder Tschechen käme. Das Wendentum kann nur leben in der innigen Verschmelzung wendischer und deutscher Art. Deutsche Kultur in wendischem Gewand, das ist der überwältigende Eindruck, den der aufmerksame und vorurteilsfreie Beobachter auf den Wendenfesten bekommt, im großen und im kleinen. Mancher Gast ist doch überrascht gewesen, wenn er beobachtete, daß beim Gottesdienst zwar wendisch gesungen wurde, daß aber die wendischen Gesangbücher in deutschen Lettern gedruckt sind. Nur in der Verbindung mit der deutschen kann es eine bodenständige, echte wendische Volkskultur geben, und die konservative deutsch-wendische Bevölkerung, der jegliche revolutionären Gedanken fernliegen, wird sich auch dieses Verhältnis durch tschechische Agenten niemals zerstören lassen. Fritz Bader.

Das Fuggerschloß Kirchheim in Schwaben. (Vgl. die Bildertafel auf S. 452.) Der Fuggersche Grundbesitz geht auf die Zeiten zurück, da die Fugger als Weltbankiers in Politik und Wirtschaft, in Kunst und Geschichte in gleicher Weise eine führende Rolle in der damaligen Welt spielten. Schon Jakob Fugger der Reiche erwarb von Kaiser Maximilian im Jahre 1507 die Grafschaft Kirchberg und die Herrschaft Weißenhorn in Schwaben, und dieser Fuggersche Herrschaftsbesitz wurde von der folgenden Generation in systematischer Weise großzügig ausgebaut. Das bedeutendste Besitztum der heutigen fürstlichen Familie Fugger-Glött wie überhaupt aller Fugger ist das Schloß Kirchheim in Schwaben (bei Mindelheim). Auf einem Hügel mitten im welligen Hügellande gelegen und weithin die Gegend beherrschend, ist Schloß Kirchheim das Muster eines feudalen Herrensitzes der Renaissance. Im Jahre 1531, kurz nach dem Schmalkaldischen Krieg, der sogar zur zeitweisen Wegverlegung der Fuggerschen Handelsgeschäfte aus Augsburg genötigt hatte, erwarb Graf Anton Fugger den Besitz, der damals noch das alte Schloß trug, von Hans Walter v. Hirnheim um den Kaufpreis von 250000 Gulden. Die alte, noch aus der gotischen Epoche stammende Burg wurde alsbald abgebrochen und von dem kunst- und prachtliebenden Hans Fugger (1531—1598) so aufgebaut, wie sie jetzt noch steht, als Prachtschloß von gewaltigen Ausmaßen, aber schlichten Formen. Aller Schmuck wurde fast ausnahmslos in die Innenräume verlegt, nach außen sieht das Schloß fast klösterlich einfach aus, nur belebt durch den Frührenaissanceturm der angebauten Kirche. Der damals richtunggebende Schloßbau des Eskorials in Spanien, den ja auch die Augsburger Architekten schufen und die Augsburger Künstler einrichteten, diente in weitestem Maße zum Vorbild. Der Schloßbau kostete die für jene Zeit unerhört hohe Summe von 400000 Gulden; er wurde errichtet von 1579 bis 1583, die Fuggerschen „Badezimmer“ in Augsburg waren von 1569 bis 1573 vorausgegangen. Die Zederndecke des Festsaales, das Vorbild der weltberühmten Holzdecke im Goldenen Saale des Rathauses zu Augsburg, kostete allein 20000 Gulden. Für den Kunsthistoriker ist die großartige Renaissanceholzdecke ein Erlebnis. Der Zedernsaal stellt mit seinen Standfiguren an den Wänden, dem herrlichen Kamin, den kostbaren architektonischen Türumrahmungen, dem Gemäldeschmuck von Fiammingo usw. das geradezu einzigartige Beispiel eines Prunk- und Festsaales der sinnenfrohen deutschen Renaissance dar. Auch der Speisesaal mit seiner kostbaren Holzdecke und Vertäfelung, den Gemälden von Fiammingo usw. ist ein stilvoller Prunkraum in erlesener Pracht. Ähnliches gilt von dem später geschaffenen Rokokozimmer, auch hier alte echte Möbel, dekorative Gemälde und kostbare Porzellane. — Schloß Kirchheim ist auch nicht arm an geschichtlichen Erinnerungen der verschiedensten Art. Sein Erbauer und Schöpfer, der ungemein prachtliebende Hans Fugger, der 1598 starb, steht als Verschwender im Fuggerschen Gesamthause nicht gerade in der allerbesten Erinnerung. Seine kostspieligen Neigungen — er ließ aus der ganzen Welt die besten Künstler zusammenrufen — seine Prachtliebe, die es dem kaiserlichen Hofe in Prag gleichtun wollte, seine unerhörte Baulust gingen sogar an dem immensen Fuggerschen Vermögen nicht spurlos vorüber. Heute freilich ist man froh, daß man in Augsburg ebenso wie in Kirchheim solche Bauperlen aus einer Zeit hat, die wegen der Reformationswirren in Deutschland wenig baute und fast keine Spuren hinterließ. Das malerisch das Mindeltal beherrschende Kirchheimer Schloß reiht sich würdig den großen schwäbischen Bauschöpfungen an, vom Augsburger Rathaus und Ulmer Münster bis hinab zur benachbarten Basilika in Ottobeuren. Hans Huber.

ZUM NACHDENKEN

Abzählrätsel.

Folgende 26 Silben sind sämtlich mit einer bestimmten Zahl abzuzählen. Die betreffenden Silben scheiden beim weiteren Abzählen aus. In der Reihenfolge ihres Ausscheidens ergeben sie eine bekannte Stelle aus einem Schillerschen Gedicht:

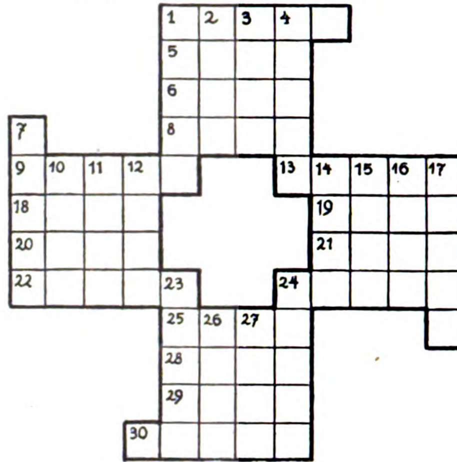
den — vol — noch — die — auf — kei — ben — len — nen — den — ih — sah — göt — mit — ich — hän — streun — fröh — im — ga — lich — den — mer — en — ter — re.

Kammrätsel.

A	A	B	B	D	D	E	E	E	E	E
G		K		N		R		S		T
I		L		N		R		S		T
I		M		O		R		S		U
I		N		O		R		T		U

Die Buchstaben in dem Kamm sind so zu ordnen, daß sich folgende Wörter ergeben: Kammleiste (A—E): Schönste Kindheitserinnerung; 1. Zinke (A—I): Himmelserscheinung; 2. Zinke (B—N): Gegensatz zur Kultur; 3. Zinke (D—O): Metall; 4. Zinke (E—R): Reinigungsmittel; 5. Zinke (E—T): Angehöriger eines Volksstammes; 6. Zinke (E—U): Hülsenfrucht.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1 Revolutionär, 5 Stadt in Neu-Rumänien, 6 Nutzpflanze, 8 Berg in Tirol, 9 geometrischer und geographischer Begriff, 13 deutsches Mittelgebirge, 18 Gebirge der Schweiz, 19 Schachfigur, 20 menschlicher Körperteil, 21 Landschaft Altgriechenlands, 22 Hausvorbau, 24 Teil des Gefängnisses, 25 Mädchenname, 28 chemische Verbindung, 29 Gefäß, 30 Mädchenname; senkrecht: 1 Mädchenname, 2 Kriegsgott, 3 Vogel, 4 Mädchenname, 7 Werkzeug, 10 Stadt in Westdeutschland, 11 nordischer Männername, 12 Teil des Rades, 14 Gedanke, 15 Operettenkomponist, 16 Männername, 17 geistig Tätiger, 23 mittelalterlicher Held, 24 Werkzeug, 26 Musikinstrument, 27 Ton.

Füllrätsel.

i n d . . . . . .
. i n d . . . . .
. . i n d . . . .
. . . i n d . . .
. . . . i n d . .
. . . . . i n d .
. . . . . . i n d

Die folgenden Buchstaben: a a a b d e e e e e e e e f f g i i k k l l l m m m n n n p p r r r r s s t t u u w sind so an Stelle der Punkte zu setzen, daß sich 7 Wörter von nachstehender Bedeutung ergeben: 1 Betriebsamkeit, 2 Hunderasse, 3 innerer Körperteil, 4 menschliche Errungenschaft, 5 Gefühlssache, 6 Tropenpflanze, 7 indirekter Nachkomme.

Leistenrätsel.

B	H	K	C	U	A	L	A
H	O	K	G	R	A	T	A
A	E	K	N	R	U	T	A
N	E	L	D	M	A	O	I
L	E	S	G	E	A	L	T
L	E	V	N	S	I	E	A
S	A	B	N	R	I	E	E
K	E	A	S	R	O	I	P

Die nebenstehenden Leisten sind so zu umstellen und zu einem Quadrat zu formen, daß die wagerechten Reihen nennen: bekannter Künstler, Stadt des Altertums, altes Geschütz, Getränk, Geschäftsbestandteil, Fett, Fluß in Rußland, Frucht. — Bei richtiger Lösung nennt die diagonale Reihe von links oben nach rechts unten einen Mädchennamen.

Silbenkapselrätsel.

Aus den Silben:

a — al — ban — bar — ben — bens — ber — bicht — bra — chei — de — de — dert — des — die — din — ent — er — er — furt — garn — ge — ge — ger — gung — ha — ha — haf — hal — heim — hou — hun — ki — koch — la — la — le — ler — li — na — ner — ro — ru — sa — se — sim — ste — ste — stun — ter — tung — tur — un — ver — wa — wal — wert

sind 25 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1 Heim der Götter, 2 Stadt am Main, 3 französischer Bildhauer, 4 Teil des Tages, 5 Mädchenname, 6 morgenländische Kopfbedeckung, 7 Holzbehältnis, 8 Wissenschaft, 9 deutsche Stadt, 10 Zahl, 11 Teil der Fassade, 12 Hohlmaß, 13 bekannter deutscher Leichtathlet, 14 Getreideart, 15 Teil Rumäniens, 16 Verzicht, 17 Raubvogel, 18 Storchname, 19 deutscher Meisterboxer, 20 Inhaftierung, 21 Kohlenmacher, 22 europäisches Königreich, 23 Unterwelt, 24 inneres Organ, 25 Maler. — Sind die Wörter richtig gefunden,

so sind jedem drei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen (ch = 1 Buchstabe). Aneinandergereiht, ergeben diese einen Ausspruch von Fichte.

Silbenkreuzrätsel.

1	2
3	4

1—2 Niederschlag, 3—1 Geschäftskapital, 3—2 Beförderungsmittel, 3—4 Teil des Beines, 1—4 mündliche Äußerung, 4—2 Waffe.

Kreuzrätsel.

Die Buchstaben im Kreuz sind so zu ordnen, daß sich die nebenstehenden Wörter ergeben. Die beiden senkrechten und wagerechten Mittelreihen sind gleichlautend.

Buchstaben	Wörter
a	
a a b	Monatsname
b e e g g	griechischer Dichter
h h h i l m m	Hafenstadt
m m m o r	Pflanze
r r u	Körperteil
u	

Scherz-Frage- und Antworträtsel.

1. Umstellrätsel.

Von jedem der Wörter:
Iller, Gera, Ida, Horn, Ufa, Brot, Eisen, Allee, Saul, Ebene, Achse, Geld, Taube, Elle, Rand, Bern, Wand, Adele, Erde, Chor, Inder, Amme
ist der letzte Buchstabe zu streichen, hingegen ein anderer Buchstabe vorn anzusetzen. Beispiel: Eisen — Meise. — Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben eine Frage.

2. Tauschrätsel.

Aus jedem der Wörter:
Schule, Ruhm, Bibel, Skala, Rigi, Hafer, Marke, Motte, Gent, Schild, Rosa, Segen, Strom, Bucht, Schale, Gras
ist durch Änderung des Endbuchstabens ein neues Wort zu bilden. Beispiel: Max = Mai. — Die Endbuchstaben der neuen Wörter ergeben die Antwort.

Ein neues Frühlingsplakat. Das städtische Verkehrsbüro Wiesbaden hat in dem Bestreben, in der Werbung für unsere Kurstadt immer Neues und Wirkungsvolles zu schaffen, von dem wohl berühmtesten Plakatkünstler Deutschlands Ludwig Hohlwein (einem geborenen Wiesbadener) ein Plakat herstellen lassen. Soeben ruft es im In- und Ausland, in den Verkehrs- und Reisebüros, von den Anschlagsäulen allen Reiselustigen zu, den Frühling in Wiesbaden zu verleben. Der Künstler hat in seinem Plakat eine große Farbwirkung in rot und blau gegeben. Die Blicke müssen darauf fallen selbst in der buntesten Umgebung. Eine Jungfrau, in großer einfacher Linienführung flott und eindrucksvoll stilisiert, mit Frühlingsblumen im Haar, hält, vor dem Kurhaus stehend, in der Linken die Schale mit dem heilenden Kochbrunnenwasser, in der Rechten Abzeichen des Sports. Die Aufschrift „Frühling in Wiesbaden“ wird gewiß ihre Wirkung als Lockruf an Tausende und aber tausende nicht verfehlen.

Verschieberätsel.

B a u m f r u c h t
M a l a r i a
K a l l i o p e
K o h l r a b i
I s r a e l
K i n n l a d e
L a n d z o n e

Nebenstehende Wörter sind so zu verschieben, daß drei nebeneinanderstehende Reihen, sämtlich von oben nach unten gelesen, je eine italienische Stadt ergeben.

Rechenaufgabe.

a	354				351	d
		341		350		
			352			
		349		357		
c	347				345	b

In nebenstehendem Zahlenquadrat ergeben die eingestellten Zahlen der Diagonalen a bis b und c bis d je als Summe das Geburtsjahr von Goethe, „1749“. Nun sind die Zahlen 360, 361, 363, 364, 367, 373, 374, 376, 377, 379, 380, 381, 386, 389, 390 und 394 in die leeren Felder des Quadrats in der Weise einzustellen, daß die Summe jeder senkrechten und wagerechten Reihe das Sterbejahr von Goethe, „1832“, ergeben.

Die Veröffentlichung der Lösungen erfolgt in der nächsten Nummer.

Lösungen der Rätsel in Nr. 4280.

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1 Prim, 4 Kufe, 8 Liane, 9 Trunk, 11 Arad, 12 Inge, 13 Bober, 15 Bader, 16 Remis, 18 mir, 21 Guano, 25 Jesus, 27 Erker, 29 Adam, 30 Golf, 31 Memme, 32 Celle, 33 Leim, 34 Aloe; senkrecht: 1 Pirol, 2 Raab, 3 Inder, 5 Urias, 6 Fund, 7 Engel, 8 Labe, 10 Kern, 14 Remus, 15 Birne, 17 Mia, 19 Siam, 20 Wedel, 21 Gummi, 22 Orgel, 23 Kelle, 24 Orfe, 26 Same, 28 Kolo.

Silbenrätsel: 1 Norbert, 2 Eberesche, 3 Ural, 4 Immensee, 5 Geburtstag, 6 Kasuar, 7 Europa, 8 Islam, 9 Tandem. — Neuigkeit = Telegramm.

Unendlichkeit: Wellen — Elle.



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Teréz körut 24a.





